UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s02allgemeineencycl17ersc

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

S.D.
E7840

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Siebzehnter Theil.

HA320
1/2/99

INDIEN — INDO-CHINA.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1840.

HE
27
E7
Sect. 2
Bd. 17

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section

H—N.

Siebzehnter Theil.

INDIEN — INDO-CHINA.

INDIEN.

INDIEN. Unter diesem Namen fassen wir zusammen: die mittlere und die östliche der drei Halbinseln, mit welchen sich der große Continent von Asien nach Süden hin zuspitzt, und die, diesen Ländermassen zunächst gelegenen Inseln. Die erstere westliche dieser beiden Halbinseln wird zum Unterschiede von der östlichen gewöhnlich Vorderindien genannt, die letztere, im Gegensatze zu ihr, Hinterindien. Danach zerfällen wir diesen Artikel in drei Rubriken: 1) Vorderindien, 2) Hinterindien, 3) die indischen Inseln.

I. Vorderindien [1]).

1) Namen. Da diese westlichere Halbinsel zuerst unter dem Namen Indien in die Weltgeschichte tritt, so könnte man sie auch Indien in specie nennen. Aber auch dieser Name ist keineswegs ursprünglich eine allgemeine Bezeichnung dieser ganzen Halbinsel gewesen, sondern ging, wie die Benennung eines großen Volkes und Landes gewöhnlich, von dem Namen eines einzelnen Volksstammes der großen indischen Nation aus, welcher die Gegenden am Indus, dem gewöhnlichen Grenzflusse Indiens nach Westen hin, bewohnte, und zuerst mit den westlicheren Nachbarvölkern in Berührung trat. Der einheimische Name dieses Flusses ist sindhus; als Bedeutungen dieses Wortes werden angegeben: See, Ocean; die Feuchtigkeit, welche aus den Schläfen des Elefanten zur Brunstzeit fließt; ein Elefant; eine Art Baum; eine musikalische Tonart; Fluß im Allgemeinen; speciell Namen des Indus und des Landstrichs neben dem Indus. Eine sichere Ableitung des Wortes gibt es nicht. Die indischen Grammatiker nehmen, wahrscheinlich weil der Begriff naß sein in den meisten Bedeutungen hervortritt, die Wurzel sjand, tröpfeln, als Etymon an; die Wandlung von ja in i findet in der That vielfache Analogien; allein die von d in dh ist so unregelmäßig, daß diese Etymologie deswegen entschieden abzuweisen ist. Formell ließe sich eine Verbindung mit der Wurzel sidh [2]), vollenden (etwa in der Bed. begrenzen) ziehen; das u wäre nach Art der siebenten Conjugationsclasse, wie in den sanskritischen Sprachen überaus häufig, eingeschoben, u ist Suffix. Sindhu als Bezeichnung des Flußnamens — die Vermittelung der übrigen Bedeutungen müßten wir bei dieser Etymologie größtentheils noch aufgeben — würde diesemnach Grenze, Grenzfluß bezeichnen, und die Entstehung derselben müßten wir in eine Zeit setzen, wo der Indus, wie, mit kurzen Ausnahmen, fast die ganze historische Zeit hindurch, schon die westliche Grenze Indiens bildete. Bei den Zendvölkern, welche schon in der ältesten Zeit ohne allen Zweifel die nächsten westlichen Nachbarn Indiens waren, mußte nach bekannter Lautvertretung das Wort sindhu-s, sowol als Fluß-, wie als Landbezeichnung, in hindu-s, oder vielmehr wegen der Wirkung des u: hindush, übergehen [3]). Genau in dieser Gestalt läßt sich dieser Name bei den Zendvölkern in alter Zeit nicht nachweisen; aber an sie lehnt sich der griechische Name des Flusses *Ἰνδός* und der Inder, *Ἰνδοί*; eigentlich müßte er *Ἰνδοὶ* lauten; da ihn aber ohne allen Zweifel die Jonier, welche ihn zunächst von den Persern überkamen, in Griechenland einführten, so büßte er, der Neigung des ionischen Dialekts gemäß, den anlautenden Spiritus Asper ein [4]). Im Zend-Avesta finden wir ihn in neutraler Form, hēndu geschrieben [5]), welches Anquetil du Perron [6]) heandu aussprecht. Die wahrscheinlich stark nasalirte Aussprache des u vor d, wie die Übertragung durch an zeigte, führte die Wandlung des bestimmter tönenden Vocals i in das unbestimmtere, getrübte e herbei. Im Altpersischen, in der von Lassen [7]) gelesenen Völkeraufzählung, in der Inschrift des Darius, erscheint statt dessen aidhush. Das Sanskritische dh ist hier erhalten; dagegen ist das dem Sanskritischen s entsprechende h und der Nasal vor dh, dem Genius dieser Sprache gemäß [8]), eingebüßt. Denken wir uns diese

1) Man vgl. den Art. Hindustan im 8. Bde. dieser Section S. 451 fg., vorzüglich in Bezug auf Geographie, welche daselbst sehr ausführlich behandelt ist, und daher hier keinen besondern Abschnitt erhält. 2) Vgl. über sie Theodor Benfey, Griechische Grammatik. 1. Abth.: Griechisches Wurzellexikon (Berlin 1839). 1. Bd. S. 392.

3) Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen ꝛc. (Berlin 1833). S. 50 und *Eugène Burnouf*, Commentaire sur le Yaçna (Paris 1833). T. I. Not. p. XXXVIII sq. 4) *Lassen*, Commentatio geographica atque historica de Pentapotamia Indica (Bonn. 1827). p. 7. 5) *Eug. Burnouf* a. a. O. p. CXIII. 6) Zend-Avesta. T. II. p. 270. Vgl. Bopp, Vergleichende Grammatik. S. 268. 7) Lassen, Die altpersischen Keilinschriften von Persepolis ꝛc. (Bonn 1836). S. 113. 8) Lassen a. a. O. S. 114; man vgl. z. B. nraçatis in der

hinzu, so würde die altpersische Form einem sanskritischen saindhus, oder vielmehr wegen Einwirkung des u: saindhush entsprechen. Nun heißt aber im Sanskrit ein am Indus wohnendes Volk mit, durch Vriddhi (Wandlung des i in ái) und Zusatz des Suffixes a aus dem Thema des Flußnamens sindhu gebildeten Namen saindhava-s (Anwohner des Indus), von welchem ein Theil den Persern Kriegsdienste leistete, und mit Recht identificirte daher Lassen die altpersische Form mit dieser sanskritischen [9]; ava ist mit gewöhnlicher Contraction in u zusammengetreten. Das eigentlich anlauten müssende h fanden wir in der altpersischen Schreibweise nicht bezeichnet; doch scheint es in der Aussprache nicht ganz verloren gegangen zu sein. Denn nimmt man an, daß, wie im Zend, auch im Altpersischen die neutrale Form, also hier aidhu, den Landstrich der Sáindhavás bezeichnete, und vor diesem das h noch leicht anklang, so erweist sich als völlig identisch damit die, von den Juden, im eigentlichen Sitze des persischen Volkes, kennen gelernte Form des Namens von Indien (הֹדּוּ) [10]. Dieser Name, ursprünglich also von einem Landstriche entlehnt, welcher theilweise außer der natürlichen Grenze Indiens lag, wurde, je mehr man von Indien kennen lernte, desto weiter östlich und südlich ausgedehnt, sodaß er zuletzt auch sogar für die Länder jenseit des Ganges und die ganze östlichere Halbinsel in Aufnahme kam. Mit Verbreitung der griechischen Cultur und Wissenschaft setzte er sich im Allgemeinen in der bei den Griechen fixirten Form *Ἰνδοί*, *Ἰνδία*, fest; nur in beschränktem Kreis erhielt sich die eigentlich arische Aussprache hindu, trat bei der Eroberung Indiens durch die Bekenner des Islams wieder hervor, und befestigte sich nach und nach mit dem persischen Beisatz stan, in der Gestalt hindustan. Land der Hindus, als Nebenname von Vorderindien. Dies hatte den Einfluß, daß, insbesondere durch die Engländer, der Name Hindus für die eigentlichen Indier, im Gegensatze zu den ihnen ethnographisch unverwandten Mitbewohnern Indiens, in Gebrauch kam.

Die Inder selbst bezeichnen im Sanskrit ihr Land mit dem Namen G'ambudvipa. Dschambuinsel [11], nach einem Baume, welcher Eugenia Jambu genannt wird und in Indien sehr verbreitet ist. Andere Namen sind von Bharatas entlehnt, welcher, den indischen Sagen gemäß, Sohn des Dushmantas und erster König von Indien war. Sein Name bedeutet auch ohne Zweifel weiter nichts als König. Dafür spricht das, nur in Bezug auf das Suffix abweichende, König bedeutende bharatha-s; beide Wörter kommen von der Wurzel bhṛi, tragen, schützen ꝛc. Nach diesem Bharata-s wird Indien Bharata-khand'a genannt: Land des Bharatas [12], oder mit bloßer ableitender Vriddhirung des erstern a: Bhárata-m [13], das Bharatáisch e. Da nach indischer Weltansicht die bekannte Erde in neun varsha (Befruchtungen von der Wurzel vṛish, regnen, besamen [14]) zerfällt, so wird Indien auch varsha κατ' ἐξοχήν genannt [15].

Irrthümlich will Peter von Bohlen [16] in dem in Anquetil du Perron's Übersetzung des Bundehesch vorkommenden Namen Ferakh kand eine Verstümmelung von Bharatakhand'a erkennen, worin ihm auch K. Ritter folgt [17]. Es ist dies vielmehr der Name eines Flusses [18], welcher im Zend vourukasha-s (Araxes) der mit großem Ufer versehene [19] heißt.

Einen allgemeinen Namen, welcher ethnographisch, geographisch oder politisch alle Völker von Vorderindien umfaßt, finden wir in den indischen Schriften nicht; wol aber werden diejenigen, welche die indischen Religionssysteme angenommen haben, und der daraus hervorgegangenen Cultur theilhaftig sind, árjás (Thema árja) von der Wurzel arh [20], die Verehrungswürdigen genannt [21]. Árja ist eine vriddhirte Form des einfacheren arja, welches eigentlich ebenfalls ehrwürdig heißen würde. Hier nun hat uns der alte indische Grammatiker Paninis die höchst wichtige Notiz bewahrt, daß diese einfachere Form árja eigentlich der Beiname der dritten indischen Kaste, welche gewöhnlich unter dem Namen váiçjas (Thema váiçja) erscheint, sei, die vriddhirte (verstärkte) Form árja dagegen Bezeichnung der ersten Kaste, der Brahmanas [22]. Nun wird sich später ergeben [23], daß die indische Kastentheilung auf vier Hauptkasten beruht, den Brahmanas (Priesterstand), Schatrijas (Kriegerstand), Vaijas (Nährstand) und Sudras (dienende Classe). Die vierte Kaste ist aber mehr als kastenartig von den drei übrigen Stämmen geschieden, und da sogar noch ein ganz besonderes Volk mit demselben Namen (çúdra) in Indien erscheint, so ist die durch mehre Analogien aus den übrigen Namen der unter ihr begriffenen Kasteneintheilung jetzt leicht zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhebbare Behauptung schon mehrfach ausgesprochen, daß die Sudras ein nicht zu demselben Volke, wie die Inder, gehöriger, sondern unterworfener, zur Dienstbarkeit herabgedrückter, und in diesem Verhältnisse in den Staatsverband aufgenommener Stamm war [24].

Ziehen wir diese demnach ab, so bleiben uns, als zum eigentlichen indischen Volke gehörig, nur die drei obern Kasten. Von diesen dreien wird die dritte ohne allen Zweifel, bei Fixirung dieser Eintheilung, der eigentliche

---

Inschrift im Gegensatze des zendischen haraqaitis, ebendas. S. 118, und gadár, als Bezeichnung der Gandarii (im Sanskrit gandhára), ebendas. S. 114.

9) a. a. O. 10) Buch Esther 1, 1. 8, 9. 11) Karl Ritter, Erdkunde. Asien. I, 6, 10. IV, 1, 494. Pet. v. Bohlen, Das alte Indien, mit besonderer Rücksicht auf Ägypten dargestellt (Königsberg 1830). I, 8. 12) a. a. O.

13) *Wilson.* Sanscrit Dictionary u. d. W. 14) Theodor Benfey, Griech. Gramm. 1. Abth. Griech. Wurzellex. 1. Bd. S. 329. 15) Karl Ritter, Asien. I, 10. 16) Altes Indien. I, 8. 17) Karl Ritter, Asien. IV, 1, 494. 18) *Anquetil du Perron*, Zend-Avesta. T. II. p. 360. n. 1. 361. n. 2. 19) *Eug. Burnouf*, Comm. sur le Yaçna. 1. Not. XCVII. 20) Theod. Benfey a. a. O. S. 112 fg. 21) Wal. Aug. Wilhelm v. Schlegel zum Rámájana. II. 8, 23. T. I. P. 2. p. 239. Mánavadharmaçástr. X, 45. cf. II, 22. 22) Páninis, III, 1, 103. Cf. *Eug. Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. 460. u. seq. 23) Vgl. Rubrik Staatsverfassung, Abschnitt: Kasteneintheilung. 24) *Lassen*, Pentapotamia. p. 27. 28. Heeren, Ideen. I, 3. (Historische Werke. 12. Bd.) S. 295 fg. Vgl. auch Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II. S. 27 fg.

Kern und der zahlreichste Stand der Nation gewesen sein. Der erste bezeichnet sich nun schon durch seinen Nebennamen árja, welcher nur eine verstärkte Form des Namens des dritten árja ist, als wahrscheinlich aus diesem hervorgegangen. Diesemnach blieben uns als ältere Form der Volksscheidung nur zwei Theile: die árjas, das ganze freie Volk, und ferner von diesem abgeschieden die Kriegerkaste. Allein sorgfame Berücksichtigung der hier einschlagenden Punkte führt uns noch weiter. Der gewöhnliche Name der dritten Kaste ist, wie bemerkt, váiçja; von letzterem ist aber eine einfachere Form viç, welches zunächst in gleicher Bedeutung erscheint; aus ihr wurde váiçja gebildet, indem erstens, wie in árja von arh, das Suffix ja an die Wurzel trat, und zweitens, wie in árja aus arja, der Vocal vriddhirt ward. Durch letzteres Verfahren stellt sich die Form váiçja auf gleiche Stufe mit der Form árja, und wir dürfen vermuthungsweise schon den Gedanken aussprechen, daß zu derselben Zeit, wo aus árja der Name árja gebildet ward, auch aus viç der bildungsgleiche váisja formirt ward. Wann diese Zeit zu setzen sei, wird sich mit einiger Wahrscheinlichkeit in der indischen Geschichte ergeben. Nun heißt aber ferner die einfache Form viç in den Veden Mensch. Auch im Zend findet sie sich, jedoch mit gedehntem i: vîç, ist aber noch nicht in dieser selben Bedeutung nachgewiesen [24]); allein, daß sie die ursprüngliche sei, beweisen mit Entschiedenheit die verwandten Sprachen; denn wie im Sanskrit viçam patis vorkommt, so erscheint im Lithauischen wiess-patis [25]); wenn man nun auch das sanskritische Wort Herr der Vaisyas übersetzen will, obgleich Herr der Menschen (nach Analogie von nṛipa, Herr der Männer) entschieden passender ist, so ist das Lithauische doch — da sich hier keine Spur einer Vaissjakaste findet — nothwendig Menschenherr. Noch entscheidender fast beweist es aber das dem sanskritischen viç vollständig entsprechende und nur um ein thematisches t gemehrte, aht. wih-t (Wicht), welches eigentlich Mensch (im Englischen auch Thier, und zwar, wie die Etymologie zeigen wird, mit vollem Rechte) bezeichnet [26]). Die Wz., im sanskritischen viç, im Griechischen ϝικ, ix, heißt gehen, sodaß der Name Mensch, wie Thier, hier im Gegensatze zu der unbeweglichen Natur, vom Begriff gehen ausgegangen ist. Hiernach war der allgemeine Name der indischen dritten Kaste, von welcher, der bisherigen Entwickelungsgemäß, die erste nur eine Absonderung ist, viç, und bedeutet Gehender, Mensch. Daß diese Bezeichnung als allgemeine Volksbezeichnung sehr passend sein würde, kann man nun wol schon vermuthen. Nun ist der Name der zweiten, der Kriegerkaste kshattrija; daneben erscheint aber als gleichbedeutende Form kshattra; zu dieser verhält sich jene fast ganz so, wie váiçja zu viç. Daß kshattra aber früher der allgemeine Name der Krieger gewesen, zeigt mit Entschiedenheit das von uns zuerst nachgewiesene [27]) und nicht aus kshattrija, sondern kshattra gebildete sanskritische Wort kshattrapa, Anführer der Krieger. Auch die Form kshattrija wird erst zu derselben Zeit gebildet sein, als árja aus árja und váiçja aus viç hervorging. Nach diesem allen erkennen wir also jetzt nur zwei Volksabtheilungen in Indien, die árjas, oder viç-as, und die kshatrás. Beide Formen erscheinen nun aber auch mit den gesetzmäßigen Umwandlungen, im Zend; arja erscheint in der gesetzmäßig [28]) umgewandelten Form airja; kshattra in der Gestalt csathra [29]); allein diese Form hat die Bedeutung König, weil, wie in Indien, so auch in Persien, der König aus der Kriegerkaste hervorgegangen war, oder als derselben angehörig betrachtet wurde. Daß es aber auch in der eigentlichen Bedeutung Krieger bei den Persern bewahrt war, zeigt der von den Griechen und Juden erhaltene Name der persischen Satrapen, welcher, ganz identisch mit dem sanskritischen kshattrapa, im Zend csathrapa lauten mußte [30]), und das Wort אֲחַשְׁדַּרְפְּנִים, welches die Krieger eigentlich bezeichnet [31]). Nun bezeichnet aber das Wort airja keinesweges eine besondere Kaste, sondern die ganze Bevölkerung von Iran [32]), und drang in diesem Sinn und in der Gestalt Ἄριοι selbst bis zu den Griechen [33]). Die csathrás dagegen, obgleich wir ihren Namen als zendisch kennen gelernt haben, machen sich, wenigstens in historischer Zeit, nicht, ähnlich wie die kshattrijas in Indien, als ein besonderer Stamm geltend. Aus diesen Combinationen dürfen wir mit Fug und Recht zunächst schließen, daß einst in Indien, wie in Persien, die herrschende Bevölkerung sich árjas, die ehrwürdigen, genannt habe, und die, welche sich dem Kriegsstande widmeten, kshatrás hießen. Wann sich letzterer in Indien erblich fixirte, läßt sich nicht bestimmen; ob es bei den Ariern westlich vom Indus jemals geschehen sei, ist sehr fraglich. Ehe diese Scheidung eingetreten war, war der allgemeine Name des indischen Volkes höchst wahrscheinlich sowol viç-as, die Menschen, als árjas, die Würdigen. Als in Indien die brahmanische Staatsform sich gesetzlich festsetzte — oder, wie sich späterhin wahrscheinlich machen lassen wird — zu der Zeit, als das Brahmathum sich regenerirte (etwa im 2. oder 3. Jahrh. v. Chr.), wurde die Kastenordnung fester gezogen, an die Stelle der frühern, wahrscheinlich nicht technischen, Namen traten nun die umgeformten, 1) árja von árja, oder von dem höchsten Gott brâhmanas, 2) kshattrijas, 3) váiçjas.

25) *Burnouf*, Comm. sur le Yaçna. I, 461. n. 26) Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen (Lemgo 1833). I. S. 263. 27) Theod. Benfey, Griech. Wurzeller. I. S. 350.

28) Vgl. Göttinger gelehrte Anzeigen. 1839. 81. St. S. 805 und Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. April. S. 337 fg. 29) Bopp, Vergleichende Gramm. S. 40. 30) Bopp a. a. O. S. 52 und fenst *Burnouf*, Comm. sur le Yaçna vielfach. 31) Gött. gel. Anz. a. a. O. 32) Vgl. Theod. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker, S. 210, wo jedoch einiges modificirt werden muß, und Theod. Benfey, Griech. Wurzeller. I. S. 156. n. 33) *Burnouf*, Comm. sur le Yaçna. I. p. 460. n. und Nott. p. LXI. LXXVI. LXXVIII. 34) *Herod.* VII, 62. *Strab.* XV, 2. §. 8. p. 724. Vgl. *Burn.* a. a. O. Karl Ritter in den Denkschriften der berliner Akademie. 1829. S. 146. Asien. VI, 17—23. *Schlegel*, Réflexions sur l'étude des langues asiatiques. p. 70.

Die Erinnerung an den alten allgemeinen Namen arja blieb aber bestehen, und diese bewirkte, daß auch das ganze Volk seiner neuen Form ârja theilhaftig ward. Am häufigsten erscheint diese in der Bezeichnung des von den Indern, als ihr eigentlicher Sitz, betrachteten Gebiets zwischen dem Himalaya und Vindhjagebirge, und zwischen dem östlichen und westlichen Meere, welches in brahmanischen Schriften Ârjavarta [35]), in Buddhistischen Ârjadêça [36]) (Land der Ârjâs), genannt wird. Daß auch dieser Name bis zu dem Occident schon in alter Zeit gedrungen sei, läßt sich nicht nachweisen. Dagegen hängt mit arja oder ârja wahrscheinlich der Name eines Theiles der westlichen Küste von Dekhan, bei Ptolemäus Ariaca [37]), zusammen.

2) Alte Bevölkerung. Wenn wir von der jetzigen Bewohnerschaft Vorderindiens alle diejenigen Völkerschaften ausscheiden, deren Einwanderung sich historisch nachweisen läßt, als Mongolen, Afghanen, Parsen, Araber, Armenier, Juden, Perser, Tibetaner, Chinesen rc. [38]), so bleibt uns zuletzt eine zahlreiche und höchst bedeutende Völkermasse, deren Festsetzung in diesen Gegenden über die historische Zeit hinausreicht. Den alten classischen Schriftstellern des Occidents galt sie natürlich als autochthonisch [39]), und die einheimischen Überlieferungen setzen die Anfänge der ganzen Götter- und Menschengeschichte, sowie ihrer eigenen, in die eigene Heimath, in das Gebiet, welches Brahmâvarta genannt ward, weil die Götter selbst es geformt hatten, und zwischen den beiden Götterflüssen, der Sarasvati (dem jetzigen Sarsooti; auf Berghaus' Karte von Hindustan, sowie bei Hamilton [40]), mit seinen alten Namen geschrieben; er entspringt an der Nordwestgrenze der Provinz Delhi, fließt nach Südwest zu und verliert sich in den Sandgegenden der Bhatties; nach indischer Ansicht strömt er unter der Erde alsdann gegen Südost, um sich an der heiligen Prajâga [Confluentia] des Ganges und der Jamunâ [Djumna] bei Allahabad mit beiden zu vereinigen) [41]), und der Drišhadvati [42]).

Diese, als von vorhistorischer Zeit herrührend anzuerkennende, Völkermasse scheidet sich aber wiederum in zwei Classen; die eine bildet das eigentliche Culturvolk Indiens, die drei obern Kasten, als deren Nachkommen die Hauptträger und Fortsetzer der einheimischen Cultur, die Hindus κατ' ἐξοχήν sich deutlich zu erkennen geben; die andere wird durch eine Menge mehr oder minder barbarischer Völkerstämme repräsentirt. Die vierte Kaste, welche wir schon oben von den eigentlichen Indern, den arjâs oder vigas, ausschieden, welche aber in den Staatsverband aufgenommen war, bildet gleichsam die Brücke zwischen beiden. Vielleicht würden sie bei fortgehender freier Entwickelung des socialen Lebens der Inder, wenn diese nicht durch die immer strenger gezogenen Scheidewände, welche das Brahmathum begründete und auch aufrecht erhielt, gestört wäre, eine Vermischung und Vereinigung der ganzen vorderindischen Bevölkerung in einen Körper herbeigeführt haben. Allein ebendieser Geist der Sonderung, welcher desto stärker hervortrat, je mehr Eroberung und Knechtschaft von Außen ganz Vorderindien überwältigte, ließ die ursprüngliche Kluft nicht allein unausgefüllt, sondern trug sogar dazu bei, sie bis auf den heutigen Tag zu erhalten und sogar zu erweitern.

Schon der eigentliche Name des Culturvolkes in Indien, arjâs, welcher ihm gemeinschaftlich ist mit dem Volksstamme, welcher einst der nicht blos politisch, sondern auch social herrschende war, von Afghanistan an, bis zu den Grenzen des eigentlich assyrischen Reiches, und noch jetzt in zahlreicher Nachkommenschaft in diesen Ländern sein Gedächtniß bewahrt, zeigt auf eine nahe Verwandtschaft von beiden. Sowie nun diese Arier, so erweisen sich auch die indischen arjâs durch ihre physische Gestalt sowol, als insbesondere durch ihre Sprache, als Abkömmlinge der sogenannten kaukasischen Menschenrace. Was jene betrifft, so ist sie bei den eigentlichen Hindus, insbesondere bei den Brahmanen, welche sich durch ihre Lebensordnung in einem solchen Zustande erhielten, daß sie am passendsten als Normalbilder derselben benutzt werden können, noch jetzt im Allgemeinen völlig identisch mit der in den altindischen Sculpturen erscheinenden [43]), und paßt noch zu den Schilderungen der alten Schriftsteller der Westwelt. Das Gesicht ist oval, die Stirn hoch und beherrscht die untern Theile; die Backen treten nicht stark hervor; die Nase nähert sich der sogenannten Adlernase; die Augen stehen horizontal, sind groß und von dichten, schön geschnittenen Augenbrauen bedeckt; die Zähne stehen vertical über einander; der Mund ist klein; die Lippen nicht zu voll; das Kinn rund; die Haare fein und schwarz, oft bräunlich; der Bart lang; die Hautfarbe unter den höhern Kasten, besonders wenn sie ein sitzendes Leben führen, so weiß, wie die der Europäer; bei den Bergbewohnern dunkler; die Hände und Füße sehr zart und klein gebaut; der Wuchs schlank, die Höhe im Durchschnitt 5′ 2″; doch geht sie auch bis zu sechs Fuß. Die Frauen sind von einer reizenden Gestalt; mit schlankem Bau verbinden sie eine große Fülle der fleischigen Theile des Körpers [44]). Die

35) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *Mânavadharmaç*. II, 22 und sonst. 36) Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. March. p. 282. 37) Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1, 138. Karl Ritter, Asien. IV, 1, 515. *Vincent*, The Periplus of the Erythrean sea. II, 396. 38) Bal. Encyklop. 8. Bd. dieser Sect. S. 491—494. 39) *Diodor. Sic.* II, 38. 40) Description of Hindostan and the adjacent countries (Lond. 1820). I. p. 366. 41) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *Sarasvat*. Hamilton a. a. O., wo jedoch irrig zwei Sarasvati angenommen werden, und *Mêghadûta*, or Cloud Messenger, a Poëm in Sanscrit by *Calidâsa*, translated by *Hor. Haym. Wilson* (Calcutt. 1814). v. 335. Ritter, Asien. IV, 1, 497 fg.; wäre es der *Σολόεντα* des Arrian (Indic. 4.)? Daß er bei ihm in den Ganges fließen soll, erklärte sich durch die angeführte indische Ansicht; der Übergang von r und l ist der Magadha-Sprache eigen (vgl. die Inschriften von Dhauli in Guttack). 42) Ist noch nicht mit Sicherheit zu ermitteln; vgl. Wilford und Lnd. bei Ritter a. a. O.

43) Aug. Wilh. v. Schlegel in Annales des Voyages. Novemb. 1808. p. 165. 44) Schlegel a. a. O. Vgl. Pet. v. Bohlen, Altes Indien. I, 47. Encyklop. II, 8, 479. Heeren, Ideen. I, 3, 295. Ferner *Arrian*. Exped. Alex. V, 4. 10

Sprachen der eigentlichen Inder haben sich, nachdem das Studium der Europäer auf den Focus derselben, das sogenannte Sanskrit, jetzt die Cultussprache, einst, aber schon zum wenigsten früher als das 5. Jahrh. v. Chr., die Volkssprache, gerichtet ward, als zu demselben Stamm gehörig erwiesen, zu welchem auch die der zunächst verwandten Arier, die der Griechen, Römer, Teutschen, Slawen, Lithauer ꝛc., zu zählen sind [44]). Man kann, obgleich die Beweise für diese Behauptung noch nicht in ihrem ganzen Umfange dargelegt und für diesen Gesichtspunkt angeordnet sind [45]), demnach jetzt schon behaupten, daß alle diese Sprachen einst in einer einzigen vereinigt waren, und die Verschiedenheiten, in denen sie auseinandertreten, sich erst nach der Trennung des, diese Grundsprache gebrauchenden, Volkes in jene Völker bildeten.

Neben diesem eigentlichen Culturvolk Indiens, welches sich durch Sprache und physische Beschaffenheit als einen Zweig des indogermanischen Stammes der kaukasischen Menschenrace zu erkennen gibt, wohnen Völker mit abweichenden Sprachen, wie schon Herodot erfuhr [47]). Diese Bemerkung haben die neuern Untersuchungen vollständig bestätigt. Es steht mit Entschiedenheit fest, daß eine Menge in Vorderindien wohnender Völkerstämme sich Sprachen bedienen, welche vom Sanskrit, der Mutter der eigentlich indischen Sprachen, wurzelhaft völlig verschieden sind, sodaß sie, was sie mit ihm gemeinschaftlich haben, nicht als ursprüngliches Gemeingut besitzen, sondern durch Entlehnungen erhielten, welche in der Nachbarschaft, in der wahrscheinlich mehrfach eingetretenen politischen Verbindung oder Unterwerfung, in dem überwiegenden Einfluß indischer Cultur ꝛc., leicht ihre Erklärung finden. Gewiß ist ferner, daß diese Sprachen auch unter einander sehr abweichen; allein genauere Untersuchungen in dieser Beziehung fehlen noch so gut, wie gänzlich. Wie durch Sprache, so scheiden diese Völker sich auch durch ihre Gestalt, Sitten und Gebräuche von den eigentlichen Indern, welche wir von jetzt an nach ihrer gemeinschaftlichen Grundsprache das Sanskritvolk nennen wollen. Viele von diesen Völkerschaften erscheinen nun schon in altindischen Autoritäten, sowie selbst bei den classischen Schriftstellern des Occidents entweder dem Namen nach, oder sind aus ihren Beschreibungen zu erkennen, sodaß sich auch positive Documente dafür finden, daß sie mit Beginn der historischen Zeit in Indien schon hausten.

Von den fünf Hauptsprachen Dekhans gehören vier: die Telinga- (Teloogoo), die Canara- (Carnátnca oder Cannadi), die Tamul- (Tämil) und die Malayála- (Malayálma) Sprache [48]) zu einer Sprachfamilie. Sie haben dieselben Wurzeln, sind aber durch ihre Weiterbildung gegenwärtig so verschieden geworden, daß man sich in ihnen nicht gegenseitig verstehen kann. Sie sind vom Sanskrit, obgleich sie manches ihm entlehnt haben, grundverschieden. H. Harkneß, welcher die Sprachen Süd-Dekhans wol am Genauesten erforscht zu haben scheint, behauptet, daß, wenn man diese fünf Sprachen Dekhans ihrer sanskritischen Bereicherung entkleide, eine Grundsprache übrig bleibe, welche der am ähnlichsten sei, die noch heutzutage von den Tudas gesprochen wird [49]). Von der fünften dieser Sprachen, welche wir noch nicht genannt haben, ist dies schwerlich richtig, denn sie ist die Mahrattasprache [50]), welche ihrem innersten Wesen nach zu den aus dem Sanskrit geflossenen gehört, und nur einiges Fremde von den Nachbarsprachen entlehnt hat [51]). Diese fünf Sprachen werden gewöhnlich die Panchadrávid'a genannt, von dem Namen Drávid'a oder Drávira, welcher die allgemeine Bezeichnung des Dekhans ungefähr vom 13. oder 12. Grade nördl. Breite an, bildet [52]). In Mann's Gesetzbuch [53]) werden die Drávid'as als die südlichen Nachbarn des Sanskritvolkes erwähnt, und wir irren schwerlich, wenn wir die in den vier Sprachen des Südens zu erkennende Grundsprache als die der Drávid'as bezeichnen, und diese selbst für die im Südtheil dem herrschende Bevölkerung nehmen, ehe die Oberherrschaft des Sanskritvolkes bis zum Cap Comorin, der Südspitze Dekhans, ausgedehnt ward und Mischung beider Volksstämme eintrat. Die Tudas, mit deren jetziger Sprache die Grundbestandtheile von dieser Drávidasprache die größte Ähnlichkeit haben sollen, bewohnen die Höhen des Nilagherry (Nila giri, blauer Berg), und sind vollständig verschieden von dem Sanskritvolke [54]); sie bestehen jetzt nur noch aus gegen 600—1000 Männern, ein schönes, athletisch gebautes Geschlecht, fast alle sechs Fuß hoch, in ihrer physischen Constitution den jetzigen Abkömm-

wo sich die bemerkte Schwärze der Inder auf die große Masse der Bevölkerung bezieht, welche natürlich in diesem heißen Klima leiden mußte). Ind. 6, 17. Vgl. damit *Ctes.* Ind. 9. *Diodor. Sic.* II, 36.

45) Vgl. insbesondere Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Zend, Griechischen, Lateinischen, Lithauischen, Gothischen und Teutschen (Berlin 1833. 1835. 1837). Pott, Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen (Lemgo I, 1833. II, 1836). 46) Wie der Beweis zu führen sei und einzelnes hier Einschlagende findet man in Theod. Benfey, Griechische Grammatik. 1. Abth.: Griechisches Wurzellexikon. Genauer darauf eingehen wird die zweite Abtheilung: Geschichte der griechischen Sprache bis zu ihrer Besonderung. 47) *Herod.* III, 98.

48) Zu welcher auch nach Alex. Johnston die Tuluva gehört, welche Andere absondern. Ritter, Asien. IV, 1, 735. 2. 287. 376. 379. *Alex. Johnston*, Memorandum for the year 1835 in Journal of the Asiatic Soc. Vol. II. No. IV. (Lond.) p. X. *Lassen*, Institutiones Linguae Pracriticae (Bonn. 1837). Append. p. 10, wo Ellis' Vorrede zu Campbell's Grammatik der Telinga (Teloogoo)-Sprache als besonders wichtig citirt und ausgezogen wird, welche mir nicht zugänglich ist; bemerkt wird zugleich, daß es von Ellis Dissertationen über die tamulische und Malayalma-Sprache gäbe, welche noch nicht gedruckt sind. 49) Bei Karl Ritter, Asien. IV, 2, 380; vgl. 1036, wo die tamulische als besonders ähnlich genannt wird. Das Werk von H. Harkneß (Description of a singular Aboriginal race inhabiting the Summit of the Neilgherry Hills or the blue mounts of Coimbatore [Lond. 1832]) ist mir nicht zugänglich. 50) Ritter a. a. O. S. 477. 51) *Lassen*, Institutt. Ling. Prace. App. p. 21 und sonst an verschiedenen Stellen. 52) *Burnouf* in Nouv. Journ. Asiatique. T. I. (1828. Avril). p. 259. Lettre sur l'Alphabet tamoul von S. 257—290. *Lassen* a. a. O. p. 3. 53) Mânavadharmaç. X, 44. 54) Ritter, Asien. IV, 1, 953. 1014. 1030.

lingen des Sanskritvolkes weit überlegen; von den übrigen Mitbewohnern dieser Berge werden sie noch als eigentliche Herren derselben anerkannt. Ihre Abstammung und Herkunft ist unbekannt. Ihre Gesichtsbildung zeigt ein schönes kaukasisches Profil, eine Römernase, große, volle, sprechende Augen, angenehme Formen; ihr feines Haar ist büschig, auf dem Scheitel getheilt, nach allen Seiten in natürliche Locken herabfallend; ihr Bart ist schwarz und nicht stark, sowie im übrigen Dekhan; ihre Haltung gravitätisch; ihr Geist heiter; ihre Stärke herkulisch. Der ganze Eindruck, den ihre physische Beschaffenheit macht, ist so eigenthümlich, daß er auch die sonderbarsten Hypothesen in Bezug auf ihre Abstammung herbeiführte. Es finden sich bei ihnen die eigenthümlichen Tumuli, welche mehrfach in Indien erscheinen [55]); woher diese stammten, konnten sie aber nicht angeben. Neben diesen Tudas wohnen andere Bergvölker, so die Kohata (oder wol Göhata, Stierschlächter), ebenfalls von den Sanskritvölkern abweichend, aber, wie man vermuthet, ihren jetzigen Sitzen ursprünglich fremd [56]); ferner die Curumbar, welche von den Tudas als eigentliche Nilagiribewohner anerkannt werden, und einst im Dekhan keine unbedeutende Rolle gespielt zu haben scheinen [57]); sie sprechen ein Gemisch von Carnataka, Tamul und Malayala mit einem starken Zusatz der Tudasprache [58]). Ihre Gestalt weicht aber von der der Tudas sehr ab; sie sind klein, elend, schwarzbraun; ihr Kopf ist mit dünnem Haar kränklich bewachsen; sie haben kleine triefende Augen, sind dickleibig; stets fließt ihnen Speichel aus dem Munde; vor den Tudas haben sie eine tiefe Ehrfurcht [59]). So abschreckend verschieden diese Beschreibung von der der Tudas klingt, so könnten sie dennoch die nächsten Verwandten sein. Völker können durch Noth, Kummer und Verachtung zu der tiefsten Stufe der physischen und moralischen Bildung herabsinken, und die äußere physische Beschaffenheit ist überhaupt kein sicherer Leitstern für Untersuchungen über Völkerverwandtschaften, da sie im Allgemeinen vielfachen äußern Einflüssen unterworfen ist. Die Erulas, ebenfalls Bewohner dieser Berge, gelten für fremd [60]). Südwestlich von dem Nilagiri wohnen in den Pineybergen im Maduradistrict die Kunnuvers, ebenfalls uncivilisirte Stämme, welche tamulisch sprechen [61]). Diese und noch mehre kleinere uncivilisirte Stämme des südlichen Dekhans gehören, wie ich überzeugt bin, zum alten Stock des hier herrschenden Volkes der Drâvid'as. Allein schwerlich ist man berechtigt, sie als Musterbilder des frühern Zustandes dieses Volkes, oder auch nur als unvermischte Abkömmlinge desselben zu betrachten. Als sich die politische Macht des Sanskritvolkes und seine Cultur in ihren beiden Hauptphasen, der Brahmathums und des Buddhismus, hier verbreitete, müssen manche Mischungen und viele Kämpfe, insbesondere in Folge der blutigen Ausrottung des Buddhismus, eingetreten sein [62]). Diese Vorgänge kann man bei dem jetzigen Standpunkte der Geschichte Dekhans noch nicht genauer verfolgen, wol aber mit Bestimmtheit aus manchen Andeutungen schließen [63]). Bei solchen Gelegenheiten wurden Stämme, welche früher geherrscht hatten, in stets erneuter Folge unterdrückt und bei dem, durch Religionsverschiedenheit verstärkten, Haß grausam verfolgt. Diese zogen sich wol in die Berge zurück, und bieten nun den Anblick von einst civilisirten und dann in einen uncivilisirten Zustand zurückgedrängten Stämmen dar; der schrecklichste, den wir in der Geschichte finden; denn solche Völker sind gewöhnlich erschöpft und selten mehr eines geistigen Aufschwungs fähig. Solcher Art scheinen insbesondere die Curumbars zu sein. Dabei stellen wir jedoch nicht in Abrede, daß auch einzelne Stämme, unberührt von der ältern Civilisation, durch die Natur ihrer Heimath geschützt, sich in einem naturwüchsigen Zustand, bei allen um sie her vorgehenden Veränderungen, erhalten konnten. Solche Stämme scheinen von der Natur zu einer zukünftigen Regeneration aufbewahrt zu sein. Der Art mögen vielleicht die Tudas sein, und wenn es ihnen ähnliche Stämme gibt.

Der innere Körperbau dieser, sowie der übrigen verschiedenen Völkerschaften Vorderindiens (Schädelbau ꝛc.), eins der sichern Zeichen für Völkerverwandtschaft, scheint noch keine hinlängliche Berücksichtigung gefunden zu haben; wenigstens liegen mir keine Resultate vor. Mehr hat man, im Allgemeinen wenigstens, die Sprachen berücksichtigt. Allein, um die hier einschlagenden Untersuchungen zu führen, bedarf es einer solchen Umsicht und Genauigkeit, einer solchen eigenthümlichen geistigen Anlage des Forschers, daß man gegen allgemeine Behauptungen in dieser Beziehung, deren Belege uns nicht selbst zur Prüfung vorliegen, nicht vorsichtig genug sein kann. Dennoch dürfen wir nicht umhin, zu bemerken, daß ein ausgezeichneter Kenner der in Vorderindien herrschenden Sprachen die Versicherung gibt, daß die Sprache der Bergbewohner von Rajmahal (unter 15° 2′ nördl. Br., 87° 42′ östl. L.) [64]) reich an Wörtern ist, welche in der tamulischen oder Telingasprache, den Zweigen der von uns Dravida genannten, wiederkehren [65]). In diesen Gebirgen, an der Südseite des Ganges, also weit jenseit der nördlichen Grenzen von Dekhan, wohnen die Puharri (d. h. Bergbewohner) bis Burdwan (23° 15′ n. Br., 87° 57′ ö. L.) am Dummodahfluß (in Berghaus' Karte, Dummudah bei Ritter [66]) auf der Grenze von Bengalen, Bahar und Gondwana [67]). Erst seit kurzer Zeit zogen sie die Aufmerksamkeit von Beobachtern auf

55) Ritter, Asien. IV, 1, 1038; vgl. Kunst. 56) Ritter a. a. O. 1015. 1020. 57) Vgl. Analysis of the *Mackenzie* Collection in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. May. p. 403 sq. 58) Ritter IV, 1, 1018. 59) a. a. O. 60) a. a. O. 1016. 61) Some Account of the Hill-Tribes of the Piney-Hills in the Madura-District — communicated by *J. T. Taylor* in Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1835. Decemb. p. 664—667.

62) Vgl. auch P. F. Stuhr, Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker. 1. Th. Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients (Berlin 1836). S. 59. 60. 63) Vgl. Geschichte. 64) *Hamilton*, Description of Hindostan. I. 200. 65) Ellis' Vorrede zu Campbell's Grammatik des Teloogoo bei *Lassen*, Institut. Ling. Præer. App. p. 3. 66) Asien. IV, 2, 504. 67) Vgl. *Shaw*,

sich; ihr eigener Name ist noch nicht bekannt. In Gesichtszügen, Bildung, Sprache, Religion, scheiden sie sich vollständig von den Hindus der Ebene und Behars. Sie haben keine Kasten, bekümmern sich um die Hindugottheiten nicht, und sollen keine Idole haben. Sie sind klein von Gestalt, sehr wohl gebaut, von auffallend breiter Brust und starken Gliedern, hellfarbiger als die Bengalis, mit sehr breiten Gesichtern, kleinen Augen, flachen, ja vielmehr aufgeworfenen Nasen. Ritter[66]) fühlt sich dadurch an die Garos[67]) oder Cossyahs[70]) in Hinterindien erinnert. Dennoch sei der chinesische, oder malayische Schlag, von dem man sie ableiten wollte, sehr verwischt. Ihre äußere Erscheinung erinnerte Heber an die Walliser in England[71]). Ihre Sprache ist sehr verschieden von der Bengali- und Hindostanisprache. Dagegen versicherte ein Häuptling derselben, daß sie sich in derselben sehr gut mit den Gonds und Bhils verständigen könnten. Darauf gründete schon Heber, und nicht ganz mit Unrecht, die Vermuthung, daß sie ein Zweig dieser weitverbreiteten Aboriginerstämme seien[72]), an welche sie sich auch räumlich schließen[73]).

Die hier genannten Gonds sind in dem großen, nach ihnen Gondwana (Gundwana, Wald der Gonds) genannten District verbreitet[74]). Dieser erstreckt sich vom 25. bis zum 18. Grad nördl. Br., also bis tief in Dekhan hinein; seine Grenzen bilden im Norden Allahabad und Bahar, im Süden Berar, Hyderabad und Orissa; im Osten Bahar und Orissa; im Westen Allahabad, Malva, Khandesch, Berar und Hyderabad. Sie reichen demnach fast bis zu den Punkten, wo das von uns genannte Volk der Dravidas beginnt. Sie leben ganz wild, beide Geschlechter gehen ganz nackt; doch gibt es auch unter ihnen gewisse Gradationen der Civilisation, je nach der größeren oder geringeren Entfernung der Wohnsitze von mehr oder minder civilisirten Völkern. Die von Blunt gesehenen waren stark von Körper, aber ganz schwarz[75]). Im Allgemeinen ist ihre Schilderung jedoch sehr ungünstig. Sie haben breite Brust, lange Schenkel, breite Stirn, kleine, röthliche, tiefliegende Augen; dicke, negerartige Lippen, schmuzige, schwarze Zähne, im Allgemeinen langes, dickes, schwarzes, aber zuweilen auch rothes, wolliges Haar. Ihre Farbe ist dem Schwarzen nah, aber in verschiedenen Schattirungen. „Hiernach," bemerkt Ritter[76]), „scheinen sie den Bewohnern der Andamaneninseln und den Australnegern am nächsten zu stehen." Ihre Sprache ist den drei benachbarten Dialekten, Telinga, Mahratta und Orissa, in keiner Weise verwandt[77]). Es scheint die von Râmas im Kalpataru[78]), neben der Drâvidikâ und Utkalî (der von Orissa) erwähnte zu sein, wie ich aus der Bezeichnung vanaukasî (die Sprache der vana [Wald-(vgl. Gond-wana) Bewohner]) schließe. Auch in Sitten und Gebräuchen weichen sie völlig von ihren civilisirten Nachbarn ab; einige unter ihnen verzehren sogar ihre Kranken, wie dies schon Herodot von Völkern im Innern Indiens erfuhr, nämlich von den Kalatiern (*Καλατίαι*) und den Padjas (*Παδαῖοι*)[79]); letzteres Wort ist eine Bezeichnung der Sudras (der niedrigsten Kaste im Sanskrit), von welchen wir schon bemerkt haben, daß sie die nicht zum eigentlichen Sanskritvolke gehörigen Stämme, welche in den Staatsverband aufgenommen wurden, umfaßte. Bei Manus[80]) werden neben den Dravidas, bis zu welchen die Gonds unserer Bemerkung nach hinabreichten, und den Odras, den Bewohnern von Orissa, also westlichen Nachbarn der Gonds, die Paundrakas als nicht-indische Völker erwähnt. Diese in den sanskritischen Schriftstellern auch Pundras genannt[81]), bewohnten Paundra, eine Gegend Centralindiens, jetzt Chandail, bei Hamilton[82]) Chanda, welches nach Wilson bei den sanskritischen Schriftstellern auch K'êdi[83]) genannt wird. Diese Gegend bildet den südlichen District von Gondwana[84]), wo viel Zucker wächst, woher er auch den Namen Paundra hat (wriddhirte Form von Pundra, eine Art Zuckerrohr). Wir dürfen hieraus wol nicht mit Unrecht schließen, daß Manu's Gesetzbuch unter dem Namen Paundrakas[85]) die Gonds bezeichnet. Eine kleine Schwierigkeit entsteht jedoch durch die Erwähnung der Pundras neben den Darvas, Abhisaras und Daradas, welche letztere drei im Nordwesten Indiens wohnen.

Auf den Grenzgebirgen Gondwana's, nach Orissa zu, wohnen die ebenfalls barbarischen Völkerstämme, die Kole, Kand (besser Khand) und Sur[86]), welche ebenfalls zu den Gonds zu gehören scheinen. Im Sanskrit werden sie unter dem Namen Pulinda zusammengefaßt, welches überhaupt wilde Bergbewohner bedeutet. Auch die ebenfalls allgemeinen Namen Varvara (Barbaren, wörtlich krausgelockt) oder Mlekh'as (ebenfalls Barbaren, wörtlich schwache[87]), werden für sie gebraucht[88]). Die Sur haben noch jetzt fast ganz ihren alten Namen, welcher im Sanskrit çabara, oder vielmehr çavara, lautet; er bezeichnet zugleich eine der niedern Kasten. Auch die classischen Schriftsteller des Occidents kennen sie[89]), und in einer alten Inschrift, etwa aus dem 3. oder 4. Jahrh. n. Chr., werden sie als Volk erwähnt[90]). Im Harivansa werden sie mit den Pulindas und Varvaras zugleich genannt[91]). Bei Wilson[92]) bedeutet çavara mit verall-

---

On the inhabitants of the hills near Rajmahal in Asiatic Research. IV, 45—107. Ritter IV, 2, 1174.

66) Ritter, Asien. IV, 2, 1177. 69) Ebend. IV. 1, 402. 70) Ebend. IV, 1, 389. 71) Vgl. die Stelle bei *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 22. 72) Ritter, Asien. IV, 2. 1177. 73) a. a. O. 1174. 74) *Hamilton*, Description of Hindostan. II, 5 sq. Ritter IV, 2, 485 fg. 379. 521. 75) Ritter a. a. O. 572. 76) a. a. O. 523. 77) Ritter a. a. O. und die Zeitschrift: Ausland. 1839. Nr. 29—31. 78) Bei *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 3.

79) Ritter IV, 2, 519. *Herod.* III, 38, 99. 80) Mânavadharmaç, X, 44. 81) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dictionary unter den Wörtern *Pundra* und *Paundra*. 82) Description of Hindostan. II, 27. 28. 83) *Wilson* u. d. W. *K'êdi*. 84) Hamilton a. a. O. 85) Im Mahâbhar. VI. bei *Lassen*, Pentap. p. 18. 86) Ritter IV, 2, 527. Vgl. *Stirling*, Account of Orissa in As. Res. XV, 197. 87) Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 487. 88) *Stirling* a. a. O. 89) *Lassen*, Institutt. Ling. Pracr. App. p. 2. 3. 90) Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. Apr. 541. 91) *Harivansa*, traduit par *Langlois* (Par. 1834). I. p. 265. 92) Sanscrit Dict. u. d. W. *çavara*.

gemeinerer Bedeutung einen Barbaren, welcher in den Berggegenden wohnt, und Pfauenfedern als Schmuck trägt. Die Koles und Khands sind kenntlich verschieden von den Hindustämmen. Die Khands sollen nach dem Zeugnisse eines Mahrattenhäuptlings zwar von den Gonds abweichen; allein diese Differenzen sind schwerlich so bedeutend, daß sie die Ansicht, daß sie ursprünglich eines Stammes sind, zweifelhaft machen [92]). Ich glaube sogar, daß der Name Khand und Gond ursprünglich identisch sei, obgleich sich dies, ehe wir die alte Form desselben kennen, nicht mit Sicherheit behaupten läßt. Die Koles sind athletisch von Kraft und Gestalt, ganz schwarz und häßlich [93]). Die Savara sind kleiner und haben eine glänzend schwarze Hautfarbe. Ihre Sprache wird von Niemand als den Ihrigen verstanden. Koles sowol als Savaras kommen auch in andern Gegenden Indiens vor; vielleicht erklärt sich dieses dadurch, daß, wie es ja bei den Sudras und Savaras so ziemlich gewiß ist, Volksnamen überhaupt zu Bezeichnungen der untern Kasten verwandt wurden.

Von den Bewohnern Indiens erscheinen in Manu's Gesetzbuch die Odras ebenfalls als nicht-indische Nation. Da ihr Gebiet Orissa in der Nähe des Sitzes der indischen Herrschaft und am Meere gelegen, früh gänzlich die indische Cultur in sich aufnahm, so zeigen sich unter den jetzigen Bewohnern, abgesehen von den drei erwähnten Stämmen, keine entschiedene Spuren der Fremdartigkeit. Demnach schließt Lassen, wie ich glaube, nicht mit Unrecht, aus dieser Erwähnung, daß die Odras ursprünglich ebenfalls zum Stamm der Gonds gehörten [94]).

In der Nähe der Gonds wohnen noch mehre andere barbarische Völker, deren Verwandtschaft mit diesen zwar noch nicht hinlänglich gesichert, aber doch sehr wahrscheinlich ist. So die Karwar [95]), von deren Sprache Blunt [96]) ein kleines Wörterverzeichniß mittheilt; ferner die sehr dunkelfarbigen Chohan, die den Gonds näher als die Karwar verwandt sind, sich selbst aber von ihnen unterscheiden [97]); ferner die Kurgammah [98]), die Corvhier [1]).

Der andere große Volksstamm, mit welchem sich die Puharris in ihrer Sprache sollen verständigen können, sind die Bhils [2]). Diese führen schon in den sanskritischen Schriften diesen Namen: bhillas [3]). Sie bewohnen insbesondere jetzt die Berggegenden von Malwa und Khandesch [4]). Sie sind von allen hindustanischen Stämmen verschieden. Forbes kennt sie unter dem Namen Gracias, Bhils, Culies, Cotties [5]); Thevenot erwähnt ihrer unter dem persischen Namen — persisch war zu seiner Zeit die Umgangssprache in Guzerate — Merdi Coura (Menschenfresser), welches schon d'Anville bewog, an des Ctesias μαρτιχόρα, welches dieser richtig durch ἀνθροποφάγος übertragt (von zendisch mĕrĕta, Mensch [6]), und khar. essen [7]), zu erinnern [8]). Früher, noch im 11. Jahrh., erstreckten sie sich noch nördlicher, in Marwar und Mevar [9]). Nach authentischen Daten haben die Radschas der Radschputen von Jhoudpur und Udeypur große Länderstrecken der Bhills sich unterworfen, und an beiden Seiten des Flusses Mhai (im Sanskrit mahi) bilden sie noch heute die Hauptmasse der Population [10]). In allen diesen Ländergebieten der Bhills-bevölkerung mit Radschputenhäuptlingen ist als Zeichen, daß hier einst die Bhills die Herrschenden waren, später die Gehorchenden wurden, die sogenannte Tika (zusammengezogen aus dem Sanskritischen tilaka), die Blutmarke in Gebrauch. Wenn ein Radschputenhäuptling zur Regierung kommt, erhält er nämlich einen Blutfleck auf der Stirn, und das Blut wird von der Zehe oder dem Daumen eines Bhilla genommen [11]). Nach Malcolm wäre es wahrscheinlich, daß die Bhills aus Ländern nordwestlich von Malwa nach dem Süden vorgedrungen seien; doch ist diese Ansicht auf keine entscheidenden Gründe basirt. Heber [12]) entscheidet sich, sie, nach Autorität mehrer, mit ihnen genauer bekannt gewordener, für die ursprünglichen Bewohner dieser Gegenden zu halten; in ihr jetziges Elend sind sie durch die verschiedenen Eindringlinge, insbesondere die Bekenner des Brahmathums, gestürzt; dies gestehen auch die Radschputen ein, in deren Überlieferungen es gewöhnlich heißt, daß die Staaten oder Städte von dem oder jenem Bhillhäuptling gestiftet, und von dem oder jenem Kind der Sonne erobert sind. Ihre Sprache fand Malcolm nicht sehr abweichend vom Hindi; diese Erscheinung erklärt sich durch die große Mischung mit dem Sanskritvolke, und entscheidet nicht gegen den aus der Erklärung des Puharrihäuptlings und des besseren Sprachkenners als Malcolm Ellis [13]) mit Wahrscheinlichkeit zu entnehmenden Entschluß, daß sie im eigentlichen Kern mit denen der wilden Völkerstämme Vorderindiens übereinstimmt, um so mehr, da die Bhillas selbst sich jedem Beobachter, auch Malcolm, als, wenigstens von den Hindustämmen, entschieden zu trennend kund geben. Ihre Statur ist klein; sie sind aber sehr thätig; Haar und Bart ist keineswegs wollig, aber dick und struppig. Zu diesen Bhills gehören auch mehre andere benachbarte Stämme, wie wahrscheinlich die Ramusis [14]), sowie die Coolies [15]),

---

92) Ritter IV, 2, 528. 93) Ritter IV, 2, 529. Das von Ritter (S. 530) angeführte Wort Sour Sai für Dorf ist sanskr. çavara-çaja, Savara-Lager. 94) *Lassen*, Institutt. Ling. Prace. App. p. 4. 95) Ritter IV, 2, 487. 96) Narrative of a Route from Chunarghur to Vertnagodhum in As. Res. Vol. VII. p. 62. 97) Ritter IV, 2, 489. 98) a. a. O. 495.

1) a. a. O. 492. 2) Vgl. *Malcolm*, On the *Bhills* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. I. 65—91. Derſ., Memoirs of Central Asia. I. 516—626. II. 125. 155. 233. Ritter, Asien. IV, 2, 603. 607. 3) *Lassen*, Pentapotamia. p. 26. Ritter a. a. O. 608. 4) a. a. O. und *Hamilton*, Description. II, 96.

5) Oriental Memoirs (Lond. 1813). Vol. III. p. 214. 368. 6) Rask, über das Alter des Zends. S. 24. 7) Bopp, Vergleichende Grammatik. S. 196. 8) *d'Anville*, Antiquité Géographique de l'Inde (Par. 1775). Sect. III. §. 2. p. 96. 97. Vgl. *Ctesias*, Indicc. 7 bei *Bähr*, *Ctesiae Cnidii* Operum Reliquiae (Francof. 1824). p. 285 und Ritter a. a. O. 607. 9) Ritter a. a. O. 609. 611. 10) a. a. O. 611. 11) a. a. O. 610. 12) *Heber*, Journal. II. p. 71. 13) Bei *Lassen*, Institutt. Ling. Prace. App. p. 11. 14) Ritter IV, 1, 660. 15) a. a. O. IV, 2, 382.

welche jedoch dadurch, daß sie sich bis zum Meere hinziehen, civilisirter erscheinen. Vielleicht sind sie das im Harivansa [16]) Colas genannte Volk.

Fassen wir das bisher Gegebene zusammen, so haben wir eine sprachlich zusammenhängende Völkerkette, die Drâvidas im Süden von Dekhan, die Gonds mit den Puharris und Oḍras zur Ostseite in der Mitte des nördlichen, und die Bhills, westlich an die Gonds stoßend, sich in den Coolies bis zum Westmeere verzweigend, und, nach Süden hin, etwa durch die Ramufis wiederum, bis zu der Grenze der Drâvidas hinabreichend. So finden wir also schon das ganze Dekhan mit den Trümmern einer, der Notiz über die Sprache der Bergbewohner von Rajmahal gemäß, höchst wahrscheinlich verwandtschaftlich zusammenhängenden Nation bedeckt. »Nun wissen wir aber mit Bestimmtheit, daß das eigentliche Sanskritvolk erst später und colonienartig, wahrscheinlich indem es sich zuerst der Küsten bemächtigte, in Dekhan sich festsetzte. In Ramajana ist diese ganze Halbinsel fast nur von Affen — die frühern Bewohner werden von dem exclusiven Brahmathum natürlich gar nicht berücksichtigt — bewohnt, und gilt dies gleich schwerlich mehr von der Zeit, in welcher das Ramajana abgefaßt ist, in welcher höchst wahrscheinlich der größte Theil des Dekhans gewiß schon politisch und social dem indischen Leben einverleibt war [17]), so ist diese Darstellung doch im Sinne der Periode, in welcher das Ramajana spielen soll, und einer noch viel spätern, richtig aufgefaßt. Das Gesetzbuch des Manu begrenzt anderseits das eigentliche Indien nach Süden hin durch das Vindhjagebirge [18]). Es ist nun schwerlich wahrscheinlich, daß zu einer Zeit, wo sociales und politisches Leben der Inder in seiner Blüthe stand, diese wilden Völker vermocht hätten, sich zwischen ihnen einzudrängen; und eben in dieser Blüthezeit werden uns schon mehre dieser wilden Völker erwähnt. Wir werden daher nothwendig darauf geführt, diesen Völkerstamm als die ursprünglicheren Bewohner des Dekhans zu erkennen, welche durch die siegreichen Waffen des Sanskritvolkes unterjocht, theils als dienende Kaste mit schimpflicher Stellung in den Staatsverband aufgenommen, theils, wo sie sich nicht unterwerfen wollten, in die unzugänglichen Berge zurückgedrängt wurden, wo sie durch die Natur geschützt, sich in einer gewissen Unabhängigkeit, welche, je nach der Macht der sie umgebenden indischen Reiche, größer oder geringer war, erhielten, aber auch durch den Sonderungsgeist des Brahmathums von allem menschlichen Umgange fern gehalten, immer mehr entarteten.

Aber diese Völkerkette reichte auch, wie schon bemerkt, weit über die nördlichen Grenzen von Dekhan hinaus, in das eigentliche Indien, Madhja-dêca (Mittelland), östlich in den Bergbewohnern von Rajmahal, westlich in den Bhillas, nach ihren frühern Wohnsitzen. Innerhalb desselben werden uns nun auch nishadâs (Barbaren) in der Gegend, wo die Sarasvati verschwindet, erwähnt [19]), und am Ganges mit einem eigenen Könige [20]). Ja die Ähnlichkeit des Namens der Wildniß des furchtbaren Waldes (ghôram vanam), an der Jamunâ, nämlich Khând'avâ, in welcher die Pândavâs Indraprastha, später Delhi, gründeten [21]), nöthigt noch sogar zu der Vermuthung, daß wir in diesem Worte Khând'avâ die eigentliche Form des Namens der Khands (in Orissa) haben, welche wiederum gewiß identisch mit dem der Gonds ist. So dürften wir denn diesen Völkerstamm sogleich bis zu der Gegend von Delhi ausdehnen, von wo nur ein geringer Zwischenraum bis zu dem erwähnten nördlicheren Sitz der Nishâdâs an der Sarasvati ist. So wird diese ursprüngliche Bevölkerung von Hindustan uns schon beiweitem mehr nach Norden hin auszudehnen sein.

In den indischen Schriften werden aber noch mehre andere nicht-indische Völkerschaften Indiens erwähnt. Zunächst ziehen hier die von ihnen Kirâtâs genannten unsere Aufmerksamkeit auf sich. Bei den Lexikographen bezeichnet es, mit der schon aus der indischen Kastenverfassung erklärten Veränderung der Bedeutung der Volksnamen, einen Wilden überhaupt, einen der barbarischen Stämme, welche die Berge bewohnen und von der Jagd leben; ferner einen Pygmäen, von dem, wie es scheint, kleineren Wuchs der ältern indischen Bevölkerung, endlich einen Reitknecht, weil die Kirâtâs zu dieser Art Dienste wahrscheinlich verwandt wurden [22]). Aber in der schon erwähnten Inschrift [23]) erscheinen sie noch als Volk. Ebenso kennt sie das Ramajanam [24]); ferner der pseudo-arrianische Periplus unter dem Namen Κιρράδαι als eine wilde Völkerschaft nördlich von Δηραφήνη (im Sanskritischen daçârnâ [25]), in der Gegend über Orissa, unter andern wilden Völkerschaften, welche der geographischen Lage nach die Gonds sind; wie er sie denn auch außer phantastischen Ausschmückungen als Menschenfresser bezeichnet [26]). Ptolemäus, welcher sie ebenfalls kennt, setzt sein Cirrhadia jenseit des Ganges [27]). Wilford erwähnt drei Völkerschaften Kirâtâs, zwei im Nordost und eine im Süden [28]). Jetzt ist ihr Name nur noch einer kleinen Gebirgstribus in Nepal geblieben; nach Hamilton [29]) hießen in den alten indischen Schriften die Bewohner des heutigen Ostnepal so. Danach ziehen sich also die Spuren der Völkerschaft der Kirâtâs vom bengalischen Meerbusen an bis in die Berge von Nepal [30]). Auch in der so sehr wichtigen Stelle des Mânavadharmaçastram (X, 44) [31]) werden sie als nicht-indisches Volk erwähnt. Neben ihnen erscheinen daselbst die Khaças, jetzt Khasîjas [32]), welche sich von West-

16) *Harivansa*, traduit par *Langlois*, I. p. 63. 17) Vgl. Literatur. 18) Mânavadharmaç. II, 17—22 und sonst. Vgl. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 352.

19) Vgl. Mahâ Bharat. III, 10539 bei Lassen (Zeitschrift a. a. O.). 20) Ramaj. II, 52; insbes. V. 71 und II, 85. 21) Lassen a. a. O. 351. 22) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. 23) Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. Apr. p. 341. 24) I, 55. 3. 25) *Lassen*, Institut. Ling. Praecrit. App. p. 16; nach Nal. XVII, 14. 26) *Arrian. Περιπλ. τ. ἐρυθρ. θαλ.* c. 18. 27) Vgl. Mannert, Geogr. der Griechen und Römer. V, 1. 198. 28) In Essay on the sacred Isles in As. Res. VIII, 339. 341. 29) Account of Nepal. 7, 53. 30) Vgl. Ritter, Asien. III, 113. 126. 31) Vgl. *Harivansa* p. 67. 68. 32) Vgl. Ritter a. a. O.

nepal bis über Kaschmir hin verbreiten [33]). Ob wir auch diese beiden Stämme zu der früher wegen der sprachlichen Verwandtschaft — welche jedoch noch keineswegs gesichert ist — für eine Nation genommenen zu rechnen haben, oder nicht, läßt sich noch nicht bestimmen. Wenigstens fehlt uns bis jetzt selbst eine Angabe der Art, wie sie uns oben zur Stütze der Untersuchung diente.

Ritter hält sie für verwandt mit den in Kamaun erscheinenden Trümmern einer frühern Bevölkerung, welche sich als verstoßene Kaste, wie die meisten Trümmer der übrigen alten Tribus, kümmerlich erhielt [34]), den Doms [35]). Diese unterscheiden sich streng von den übrigen Bewohnern Kamaums durch ihre ganz schwarze Hautfarbe und der Wolle genähertes Haar. Dieses sind Zeichen, welche sehr stark an die Australneger erinnern, und doch bei den verschiedensten Beschreibungen der bisher aufgezählten Völkerschaften nirgends sich mit Entschiedenheit (denn bei den Gonds sollte das wollige Haar nur zuweilen vorkommen) erwähnt finden. Ich wage es daher nicht, die Doms mit diesen gradezu zu verbinden. Dagegen darf nicht unbemerkt bleiben, daß der sanskritische Name für nicht-indische Völker, welcher neben Mlekʻchʻa und den übrigen ähnlich gebrauchten so oft erscheint, nämlich varvara, seiner eigentlichen Bedeutung nach krausgelockt ist, und also mit ziemlicher Entschiedenheit darauf hindeutet, daß einst Völkerschaften neben dem Sanskritvolke wohnten, bei denen das krause Haar, das Hauptkennzeichen der Neger, sich vorfand. Nun ist bemerkenswerth, daß die Australneger [36]) von den Malayen insbesondere Papuäh genannt werden, welches im Malayischen genau dasselbe bedeutet, was im Sanskrit varvara, nämlich krausgelockt [37]). Diese Australneger erstrecken sich aber in ihren nördlichsten Gliederungen und Verzweigungen von den Sundainseln durch das hinterindische Gebirgsland von Malacca an weit nordwestwärts selbst bis zu den Himalayathälern, und nach chinesischen Autoren sollen sie sich sogar über Tibet hinaus in dem Kuenlunsystem vorfinden [38]). Ihre jetzigen Hauptsitze sind zwar in den Südseeinseln, aber schon früher ist die Vermuthung ausgesprochen und mit scharfsinnigen Gründen unterstützt, daß sie hier erst später von ältern mehr nach Westen gelegenen Sitzen hereingewandert seien [39]). Aus dem Homerischen *Αἰθίοπες, τοὶ διχθὰ δεδαίαται, ἔσχατοι ἀνδρῶν, οἱ μὲν δυσομένου Ὑπερίονος, οἱ δ'ἀνίοντος* [40]) — von denen die östlichen wol ohne allen Zweifel die Inder bezeichnen, darf man auf keine größere Verwandtschaft, oder auch nur charakteristische Ähnlichkeit mit den westlichen Äthiopern, der Negerbevölkerung, schließen. Auch Herodot, welcher noch dieselbe Scheidung macht [41]), weiß, daß die Äthiopier aus Asien, wenngleich im Übrigen denen aus Libyen ähnlich, doch in Beziehung auf Haar und Sprache streng geschieden sind [42]). Die Ähnlichkeit beruhte nur in der schwarzen Farbe der Inder, welche bekanntlich im Allgemeinen der Art ist, daß sie bewirkte, daß die Perser das Wort hind gradezu für schwarz brauchen. Allein diese schwarze Farbe der Inder ist nicht negerartig, sondern mehr Einfluß des Klima's, und zeigt sich weniger bei den Indern, welche durch ihre Lebensweise sich dem Einfluß der Sonne minder aussetzen. Ein ursprünglicheres und viel dunkleres Schwarz ist das der wilden Urbevölkerung, aber selbst dieses ist von dem der Neger einigermaßen verschieden.

Wir glauben also bislang eine ursprüngliche Bevölkerung Indiens zu erkennen, welche sich von der Spitze des Dekhans bis nach Delhi hin und der Gegend Hindustans, welche mit diesem unter derselben Breite liegt, erstreckte. Diese ist genau zu scheiden von dem krushaarigen Stamm der Australneger, der Papuas, welcher sich durch Hinterindien nordwärts, und durch die Himalayathäler bis zu dem Kuenlunsystem nordwestlich zog. Ob wir die Kirâtâs eher dieser oder jener Race zusprechen sollen, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Spuren ihrer Wohnsitze vom bengalischen Meerbusen, in der Nähe des Ganges, bis nach Nepal hin, lassen sie als geographisch zwischen jenen beiden in der Mitte stehend, erkennen. Allein gegen diese Ansicht läßt sich einwenden, daß der Ausdruck varvara im Sanskrit auf Völkerschaften angewendet, keineswegs blos solche bezeichnet, welche das charakteristische Zeichen des krausen Haares haben, sondern im Allgemeinen barbarische und überhaupt Leute aus den niedrigsten Kasten [43]). In Gujerate heißen noch jetzt die Scindiahs Bawars [44]); andererseits wird die Bárbara als eine der Mlekʻchʻaſsprachen erwähnt [45]). Doch bedarf es hier nur der Bemerkung, daß ein ursprünglich nur für bestimmte wilde Völkerschaften gültiger Ausdruck durch den Gebrauch verallgemeinert sei, um sich durch diese Erscheinung von jenen Annahmen nicht zurückhalten zu lassen. Findet doch dasselbe mit dem griechischen mit varvara völlig identischen *βάρβαρο-ς* statt, ein Wort, welches wir jedoch nicht blos vergleichsweise anführen können, sondern etwas genauer in Augenschein nehmen müssen. Daß es formell identisch ist mit dem sanskritischen varvara, daß bei beiden die Wurzel, welche in sanskritischer Form hvri lautet, und drehen heißt, zu Grunde liegt, daß diese ihr anlautendes h eingebüßt habe, wodurch die Wzf., sanskritisch vṛi, entstand, daß sanskritisch varvar und griechisch *Fαρ-αρ* eine Intensioform von dieser, daß im Griechischen *β*, wie oft, an die Stelle eines ursprünglichen *F* getreten sei, wird an einem andern Orte voll-

33) Ritter a. a. O. und II, 1025. 34) a. a. O. II, 1044. 35) a. a. O. 1045. 36) Vgl. über sie Ritter, Asien. II, 1044—1046. III, 1130. IV, 1, 25. Asiatic Journal (Lond. 1832), T. VII. p. 132. 37) Wilh. v. Humboldt, über die Kawi-Sprache, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. 1. Bd. Jn: Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1832. 2. Th. (Berlin 1836). S. 195. 38) Vgl. Ritter a. a. O. III, 1046. 39) d'Urville, Mémoire sur les îles du grand océan; extrait du bulletin de la société de géographie, p. 18. 40) Odyss. I, 23.

41) VII, 70. vgl. III, 101. 42) Vgl. auch *Strab.* XV, 1, 13. p. 690. 43) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. Manavadham. X, 44. 44) Ritter IV, 2. 1072. 45) *Lassen*, Institutt. Ling. Præcr. p. 24.

ständig bewiesen werden [46]). Da nun griechisch βαρ-βαρ-ο der richtigen Etymologie nach vielfach gedreht heißen müßte, das mit ihm auf formell gleiche Weise gebildete sanskritische var-vara aber mit specialisirter Bedeutung krausgelockt (einer, dessen Haare vielfach gedreht sind) heißt, beide Wörte endlich im Gebrauch darin übereinstimmen, daß sie — varvara von dem Sanskritvolke, βαρβαρο von den hellenischen — verschiedene Völker bezeichnen, und entschieden gewiß ist, daß die Griechen und das Sanskritvolk einst zu einem Volke vereint gelebt haben [47]), so müssen wir schließen, daß griechisch βαρ-βαρο schon aus der Zeit stamme, in welcher die Griechen noch in einem Körper mit dem Sanskritvolke vereint waren, und daß auch das griechische βαρ-βαρ-ος früher einen krausgelockten bezeichnete. Als die Griechen aber, entfernt von ihren ursprünglicheren Sitzen, in ihrer neuen Heimath — in älterer Zeit wenigstens — mit keinem Volke in Berührung kamen, bei welchem das charakteristische Kennzeichen, welches durch varvara: βαρ-βαρο eigentlich bezeichnet ward, hervortrat, so wurde dieses Wort, wie es in den älteren Sitzen die, vom indogriechischen Stamm verschiedenen (krausgelockten), Nachbarvölker bezeichnete, so in den neueren Sitzen zur Bezeichnung nicht-hellenischer Völker überhaupt angewendet. Nun werden wir weiterhin Einiges anführen, wodurch es nicht unwahrscheinlich wird, daß einst ein großer Theil des sanskritischen Völkerstammes, (welchen man auch von den ethnographisch-geographischen Endpunkten desselben den indugothischen nennt) in der Gegend des Mânasa sarôvara (jetzt Mapangsee gewöhnlich genannt) hauste, also nördlich von Kamaun, (wo sich als Trümmer der Papuahs [varvarâs] noch die krausgelockten Doms finden) und den Himalayathälern, in denen sich, sowie in dem weit nördlicher gelegenen Kuenlunsystem ebensalls Spuren dieser Volksrace finden, sodaß sich, wenn hier wirklich einst die Sitze des griechisch-indischen Volksstammes sich befanden, sie von varvarâs, βάρβαροι (krausgelockten), von allen Seiten umgeben waren.

So würde sich bis jetzt das Ergebniß unserer Untersuchungen so stellen, daß in den Ländern, südlich vom Himalaya, wol in ganz Vorderindien ein, sprachlich und physisch von dem eigentlichen Sanskritvolke sowol, als den Austrainegern verschiedenes, Volk einst hauste, im Himalaya selbst, und nördlich von diesem bis zum Kuenlun, dagegen und von dieser Ausdehnung aus, südöstlich über Hinterindien hinab die krausgelockten Papuahs. Unentschieden mußten und müssen wir lassen, zu welchem Völkerstamm die Kirâtâs gehörten, und dieselbe Unbestimmtheit bleibt auch in Bezug auf manche andere, als Mitbewohner Indiens erwähnte, Völker. So zunächst die, welche in den sanskritischen Schriftstellern Dâradâs oder Dâradakâs heißen und schon den classischen Schriftstellern des Alterthums von Herodot an bekannt sind, und im Westen Indiens, theils diesseit, theils jenseit des Indus wohnen [48]). Manu's Gesetzbuch rechnet sie zu den nicht-indischen Völkern [49]). Wilson entschied sich in neueren Zeiten dafür, die Siah-poshis als Nachkommen derselben erkennen zu wollen [50]), deren Sprache nach den von Burnes gegebenen Proben zwischen Sanskrit und Persischem steht. Im Harivansa [51]) werden eine ganze Reihe von Völkern Indiens in eine gleiche Kategorie mit den um die Zeit, wo die Elemente zu diesem und ähnlichen Werken sich bildeten, bedeutend auf Indien erobernd einwirkenden nicht-indischen Völkern der Sâkas (Scythen), Pahlavâs (Pehlvi-Perser), Yavanâs (Griechen, welche damals in Kabulistan und Indien selbst Reiche gebildet hatten), Kambôg'as (welche westlich vom Indus wohnten [52]), Paradas (Parther) gestellt, nämlich die Kolâs (worin wir den wilden Stamm der Coolies zu erkennen glauben), die Sarpâs (unbekannt), Mahishâs (Einwohner des jetzigen Mysore, dessen Namen aus Mahishâsura contrahirt ist), die Dârbas (im Mahâbhar. Dârvas, bei Steph. Βυζ. Δάρβαι in der Gegend von Kaschmir) [53]), die Kh'ôlâs (Einwohner von Koromandel), die Kêralâs (von Malabar), die Khaçâs (in Nepal, s. oben), die Toushâras (Gonds oder Bhills) [54]), Madrâs (im Nordwesten) [54]), Kishkindhâs (im Dekhan in der Gegend von Orissa) [55]), die Côntalâs (im Nordwest Indiens), die Vangâs (Bengalen), Sâlvâs (von denen nicht genau bestimmt werden kann, ob sie in Central- oder in Nordindien zu suchen sind), endlich die Concanâs (im jetzigen Concan). Von allen diesen Völkern heißt es, daß sie ihrer Privilegien als Kschatrijas (Kriegerkaste) beraubt seien. Dies kann nach der Lage Indiens in der Zeit, in welcher sich diese Brahmanischen Schriften oder ihre Elemente bildeten, nur heißen, entweder, daß sie vom Sanskritvolke cultur- und stammverschiedene Völker, oder, daß sie zum Buddhismus übergetreten waren. In dieses Dilemma findet man sich auch bei andern unter ähnlichen Kategorien erwähnten Völkern versetzt, und obgleich man daher aus indischen Quellen nicht leicht entscheiden kann, ob ein als Volk erwähnter Stamm zum Sanskritvolk, oder einem der älteren Stammvölker Indiens gehöre, so zeigt doch eine Stelle [57]) über die untergeordnete Kaste der Nischâdâs, daß ein Theil derselben zu der Urbevölkerung gehört. Daselbst wird nämlich der Urvater der nishâdâs als ein kleiner, untersetzter (trapu in der französischen Übersetzung), schwarzer Mann bezeichnet, welches wol jetzt noch im Allgemeinen die Merkmale der Urbevölkerung Dekhans im Gegensatze der großen, schlankgebauten und ursprünglich weißen Hindus sind.

46) Vgl. Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. 2. Bd. unter √ϰυϱ. 47) Vgl. Anm. 46. 48) Vgl. über sie Ritter II, 653. 654. *Wilson* in Asiatic Researches. XV, 103. *Lassen*, Pentapot. 18. *Harivansa* I, 385. Mannert V, 1, 85.

49) X, 44. 50) Asiatic Journ. Febr. 1839. p. 133. über die Siah-poshis vgl. man Ritter, Stupas. 54. Neumann, Asiatische Studien. I, 145—151, und insbesondere *Alex. Burnes* in Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Apr. p. 325—334. 51) I, 68. 52) Vgl. *Schlegel*, Ramayan. I. p. 2. 30. Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. March. p. 266. 53) Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 18. 54) Vgl. *Harivansa* p. 29. 55) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. und *Lassen* a. a. O. 87. 56) *Wilson* u. d. W. *Langlois* zum *Harivansa* a. a. O. 57) *Harivansa* I. p. 29.

Von diesen stammen, wie es a. a. Orte heißt, mehre Völker, welche die Kette des Vindhja bewohnen, ab, wie die (unter den oben aufgezählten vorkommenden) Tushârâs.

Wenn wir also gleich nicht mit Bestimmtheit feststellen können, welche von den, zu verschiedenen Zeiten erwähnten, Völkern Indiens zum eigentlichen Sanskritvolke gehören, und welche den von diesem verschiedenen Stämmen zuzuzählen sind, so steht diese Verschiedenheit dennoch fest. Das oben für die Behauptung, daß das Sanskritvolk durch Verdrängung einer frühern Bevölkerung in Dekhan sich festgesetzt habe, geltend gemachte, hat dieselbe Geltung auch für die übrigen Gegenden, wo wir neben dem Sanskritvolke die Trümmer und Spuren einer verschiedenartigen Bevölkerung finden, deren Einwanderung in diese Sitze nicht nachweisbar ist. Wir kommen demnach schon in diesem Abschnitte zu dem Resultate, daß, ehe das Sanskritvolk in dem ganzen Umfange von Indien einwanderte, dieses von einer andern Nation bewohnt ward. Deren Stämme, von dem kriegerischen Sanskritvolke die Mlek'kh'âs, die Schwachen, genannt — wurden theils ausgerottet, theils traten sie als dienende Kaste, als Unterworfene in den verschiedensten, mehr oder minder verachteten, Abstufungen in den indischen Staatsverband [57]), theils endlich zogen sie sich in die Schlupfwinkel in den Gebirgen zurück, wo sie frei, aber immer mehr entartend, die Macht des Sanskritvolkes überdauerten, und theilweise in einer gewissen naturwüchsigen Frische erhalten, vielleicht bestimmt sind, in dem zukünftigen Geschick Indiens eine ehrenvollere Rolle zu spielen.

3) Ursitze und Einwanderungen des Sanskritvolkes. Aus den frühern Abschnitten war hervorgegangen, daß das Sanskritvolk, welches sich arjâs und viças nannte, nachweislich von fremden Gegenden her in seine neuen Sitze einzog. Welches aber seine Ursitze waren, läßt sich bis jetzt gar nicht, und vielleicht niemals mit Entschiedenheit bestimmen. Daß sie einst mit allen ihnen sprachverwandten Volksstämmen — dem κατ' ἐξοχήν. arischen genannten, dem griechischen, römischen, germanischen, slawischen, lithauischen ꝛc. — ein und dasselbe Volk bildeten, eine und dieselbe Sprache sprachen, auf einer Stufe der Cultur standen, und zwar keiner ganz niedrigen [58]), läßt sich mit Entschiedenheit beweisen [59]). Daß diese Vereinigung in einer der Gegenden Asiens stattfand, ist schwerlich zu bezweifeln; allein die Zeit derselben liegt so weit jenseit der Geschichte, über den Boden, welchen sie früher bewohnten, müssen seitdem so viel Stürme, Völkerwanderungen ꝛc. gegangen sein, daß jede Spur, welche der sanskritische Volksstamm hier zurückgelassen haben mochte, verwischt ist. Allgemeine Raifonnements machen es nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Tatarei, welche auch in historischer Zeit so viele Kinder der Steppen nach den verschiedensten Weltgegenden hin entsandte, auch diesen Stamm einst in seinen weiten Wüsten barg. Anführen mag man dafür, daß sich jetzt noch Spuren verwandter Völker in diesen Gegenden nachweisen lassen [61]). Dort mag die noch vereinte indogriechische Abtheilung dieses Volksstammes mit der kraushaarigen Negerbevölkerung (Papúah = varvara = βαρβαρο), deren Trümmer bis an die Kuenlunberge reichen, zusammengestoßen sein [62]). Als sich das früher vereinte Volk trennte, blieben, wie die Sprache mit Entschiedenheit beweist [63]), die Arier, d. h. das eigentliche Sanskritvolk, sammt dem κατ' ἐξοχήν Arier genannten Volksstamm, noch lange vereint. Hier mögen sie sich nun den Ehrennamen arjâs, die Würdigen, selbst gegeben haben. Ihren damaligen gemeinschaftlichen Wohnsitz hilft uns eine weitverbreitete heilige Sage mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit bestimmen. Ctesias erwähnt schon das heilige Land in der Wüste (περὶ τοῦ ἱεροῦ χωρίου τοῦ ἐν τῇ ἀοικήτῳ) als einen Haupteultusort der Inder [64]). Er meint damit die Hochebene und Gegend um die beiden Seen, deren einer Mânasa-Sarôvara (jetzt gewöhnlich Mapang) und deren anderer Râvana hrada (jetzt Lanka) heißt, welche noch jetzt die heiligsten Orte des indischen Cultus umfaßt [65]). Sie erstreckt sich zwischen 30—34° n. Br., und liegt zwischen den höchsten Ketten des Himalaya, von denen der etwas nordwestlich von diesen Seen liegende hohe Kailasa den Wohnsitz der Götter, den indischen Olymp, bildet. Die indische Ansicht legt nun den Mânasa-Sarôvara auf die Spitze des Kailasa selbst [66]), und aus ihm strömt [67]) der Sarayu, der jetzige Gogra; letztere Angabe läßt sich noch nicht beurtheilen, da die Quelle des Gogra noch nicht bekannt ist [68]). Dagegen ist es sicher, daß eine Quelle des alten Satadru (jetzt Setlebj) dem Ravana hrada entströmt [69]). Beide Seen vereinigen sich bei hohem Wasserstande [70]). Sowie nun der Satadru wirklich, der Saraju angeblich, einem See entströmt, so heißt es auch von der Ganga, daß sie vom Himmel hinab in den Mânasa-Sarôvara, oder in einen See Windus gesenkt ward [71]). Indische Angaben setzen den Vindusaras an den Fuß des goldenen Gipfels, nördlich vom Kailasa [72]); in der Natur existirt er nicht, aber schon Schlegel bemerkt mit Recht, daß zu dieser Ansicht eben die beiden erwähnten Seen Veranlassung geben konnten, obgleich sie etwas östlich von den eigentlichen Quellen des Ganges liegen. Wir irren gewiß

58) Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 28. Institutt. Ling. Prace. App. p. 2. 59) Vgl. Theod. Benfey, Griechische Grammatik. 1. Abth.: Griechisches Wurzellexikon, an mehren Stellen, insbesond. I. S. 305 fg. Vgl. auch S. 119. 60) Vgl. Anm. 44. S. 5.

61) Ritter, Asien. I. 431. V. 604. 62) Vgl. oben Abschnitt 2. 63) Die Beweise dafür lassen sich hier natürlich nicht geben; ein Beispiel der Art, wie sie zu führen seien, ist von mir früher gegeben (Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1837. Ergänzungsbl. S. 909); andere werden sich in der schon angeführten zweiten Abtheilung der griechischen Grammatik herausstellen. 64) *Ctes*, Ind. c. 8. sqd. 5. 65) Heeren in den Gött. gel. Anz. 1834. 207. St. S. 2063. Ritter, Asien. II, 660 und die daselbst angeführten Stellen. 66) Râmâjan. I, 26, 9. Vgl. *Colebrooke* in As. Res. X, 440. n. 67) a. a. O. 68) Vgl. *Schlegel* zu Ramaj. a. a. O. *Moorcroft* in Annales des Voyages. I, 239 und Asiatic Researches. XII, 380. 69) Ritter II, 665. 70) a. a. O. 511. 71) Ramaj. I, 44, 13 sq. Vgl. *Colebrooke*, On the sources of the Ganges in As. Res. X, 438 sq. 72) *Colebrooke* a. a. O.

nicht, wenn wir annehmen, daß die indische Weltansicht auch die erste Erscheinung der heiligen Ganga auf Erden in das heilige Land mit seinen heiligen Seen versetzte. Da nun nach einer indischen Weltansicht die Welt in sieben Dvîpâs zerfällt, so gehen von diesem See, in den sich die Ganga gesenkt hat, sieben Ströme aus: die Hladinî (die Erfreuende), Pâvanî (Reinigende) und die Nalinî (Lotusreiche). „Diese drei Gangae," heißt es im Ramajana, „gehen nach Osten. Der Sutschakschus aber, die Sîta und der ungeheure Indus ziehen nach Westen. Der siebente, die eigentliche Ganga, folgte dem Könige Bhagirathas nach Süden. Von diesen sieben Strömen sind nur der Ganges, Indus und Sutschakschus, an andern Stellen auch blos Tschakschus genannt, geographisch bestimmt. Letzterer ist der Orus. Die übrigen sind gar nicht zu bestimmen; denn weit gefehlt, daß diese Sage von einer gewissen Anzahl und von gewissen Flüssen ausgegangen wäre, so hat sie vielmehr blos eine mythische Grundlage, die sieben Dvipas, und nachdem sie aus dieser hervorgetreten war, machte sich erst nach und nach der Versuch, diese Namen mit den bekannten Flüssen in Übereinstimmung zu bringen. Natürlich mußte sich dieser auf die bis zur Zeit, wo das Ramajana abgefaßt wurde, bekannt gewordenen, durch ihre Größe und Lage auf den Titel von Weltströmen Anspruch machenden Flüsse beschränken; für die Flüsse, welche nach minder bekannten Gegenden flossen, ließ man allgemeine adjectivische Bezeichnungen bestehen [73]). Eine andere indische Weltansicht theilt die Welt nach den vier Himmelsgegenden, und läßt die Ganga daher sich nur in vier Ströme spalten [74]). Woher die chinesischen Angaben eine Spaltung der Ganga in fünf Ströme haben [75]), weiß ich nicht. Wahrscheinlich zählen sie die Ganga selbst noch einmal besonders mit.

Der Ganges ist in allen diesen Sagen Personification eines Urquells, und, wie schon an einem andern Orte angedeutet ist [76]), identisch mit dem naptar oder napât apâm, welcher in den Veden vorkommt. Dieses naptar oder napât heißt Sohn [77]). Dieses wiederum ist identisch mit dem naptar oder napât apam'm der Zendschriften, wie am angeführten Orte (S. 204) gezeigt ist. Dort ist auch schon bewiesen, daß auch diese Namen, grade, wie in den eben erwähnten Sagen, eigentlich mythische Bezeichnung des Urquells des Wassers auf Erden sind. Zu dem dort gegebenen Beweise kann ich jetzt nur folgenden ihn noch schlagender machenden Umstand hinzufügen: Der zendische Urquell, welcher vom berezat (d. h. Berg) [78]) herabströmt, führt gewöhnlich den Beisatz aurvatacpo, d. h. schnelle Pferde habend; ganz ebenso strömt einer der Gangesströme nach der indischen Sage nach dem Lande bhadrâçva [79]), d. h. schöne Pferde habend.

Nun ist ferner in der angeführten von mir und dem Dr. Stern herausgegebenen Schrift nachgewiesen, wie mannichfaltige Institute die Juden aus Persien nach dem Exil in ihr Vaterland zurückbrachten, und auch schon angedeutet [80]), daß die Sagen von den vier Strömen des Paradieses sich an die indischen von der Ganga und die sich daran schließenden persischen lehnen. Wie in der zweiten Sage vom Ganges, so erscheinen in der biblischen Darstellung ebenfalls vier aus einem Urstrom hervorgehende Ströme. Von den sieben Strömen der ersten Sage sahen wir in der indischen Ausbildung derselben drei geographisirt. Dieses Geographisiren mythischer Bezeichnungen ist aber vor allem dem Zendvolke eigen, worauf schon Burnouf aufmerksam machte [81]). So ist es denn nicht auffallend, wenn sie das allgemein Berg bezeichnende Wort berezat mehren Bergen als Namen gaben, und wenn sie auch für die vier Ströme geographisch bekannte Flüsse unterlegten. Ob die Juden auch in Beziehung auf diese Geographisirung den Persern folgten, läßt sich nicht ganz bestimmen, doch ist es sehr wahrscheinlich. Zwei dieser Flüsse sind bekanntlich der Euphrat und Tigris; sie konnten sowol vom jüdischen als persischen Standpunkte aus bedeutend genug erscheinen, um für die nächsten Ausströmungen des Urquells oder Urstroms zu gelten. Der dritte, in der biblischen Anordnung der erste, ist der פִּישׁוֹן; dieser Name ist bekanntlich schon vom Indus gedeutet, ohne daß jedoch ein triftiger Grund angegeben wäre. Der Name entscheidet wenig; er ließe sich zwar mit mancher sanskritischen Form in Verbindung bringen, jedoch, so viel ich weiß, mit keinem Namen des Indus. Höchst beachtenswerth ist dagegen die Beschreibung seines Laufes. „Er umgibt," heißt es, „das ganze Land חֲוִילָה, wo das Gold ist, und das Gold dieses Landes ist gut; dort ist בְּדֹלַח und der Stein שֹׁהַם." Der Indus fließt nun, in der Nähe der beiden erwähnten heiligen Seen entspringend, in einem nach Norden hin sich bildenden Bogen nach Westen zu durch Kleintibet, bis er, etwas nördlich von Attock, sich plötzlich nach Süden hinbiegt. Unter seinen Quellen wohnten die Darada [82]). Diese sind es [83]), welche, wie schon Herodot von den Persern erfuhr, das Gold aus der Wüste herbeischafften. Diese Erzählung sammt den daran sich knüpfenden Mythen wiederholt sich bei den Alten mehrfach [84]), sodaß man deutlich erkennen kann, daß der Goldreichthum in den Gegenden von Kleintibet bei den Persern vielfach besprochen wurde. In ebendiesen Gegenden finden sich ferner

73) Einen Versuch, die übrigen vier Namen geographisch zu bestimmen, macht Schlegel zum Ramaj. T. I. P. 2. p. 136. Aber wie unmüg dieses sei, zeigt zum Beispiel die Bestimmung der Sita (wörtlich Furche); weil diese nach Angabe des Ramaj. nach Westen fließt, so macht sie Schlegel zum Jaxartes; nach andern Angaben aber (vgl. Wilson u. d. W. méru und dann *Colebrooke* a. a. O.) fließt sie nach Osten. 74) *Colebrooke* a. a. O. *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *méru*. 75) In Journal of the As. Soc. of Bengal, 1837. Jan. p. 66. Vgl. auch Poë Kouë Ki. p. 86. 76) Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 212. 77) Vgl. ûrg'ô napât als Beiwort des Feuers in den Veden bei *Lassen*, Anthol. sanscritica. p. 101.

78) Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 80. 79) *Colebrooke* a. a. O. *Wilson* a. a. O. 80) S. 212. 81) *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. p. 253. Vgl. Benfey — Stern a. a. O. S. 207 und sonst mehrfach im zweiten Excurse. 82) Ritter II, 654 fg. 83) Ritter a. a. O. 658. 84) a. a. O.

mehrfache und bei den Alten hochgeschätzte Edelsteine, z. B. Lapis lazuli [85]), in welchem man wol am ersten den Stein שֹׁהַם erkennen kann. Endlich findet sich בְּדֹלַח dasselbst, welches man durch *βδέλλιον* auslegt. Dieses scheint das von Ctesias erwähnte *ἤλεκτρον* zu sein, wie schon Wahl bemerkte [86]), welches ebenfalls grade in diesen Gegenden erscheint. Wenn diesemnach die ganze Beschreibung für diese Gegenden paßt, so ist es wol auch nicht mehr zu kühn, auch den Namen des Landes von daher abzuleiten. Die heiligen Seen spielen in dieser Gegend die Hauptrolle, der Mânasa hat den Zusatz Sarôvara, und ebenso der fingirte Vindu [87]); Sarôvara heißt wörtlich der Seen beſter, dann See überhaupt. Im Zend geht nun sanſkritiſches s durchgehends in h über; so müßte dem sanſkritiſchen sarôvara im Zend harôvara entſprechen; das zendiſche h wurde natürlich im Jüdiſchen ח; ferner wird das zendiſche r, welches dort r und l zugleich vertritt [88]), im Jüdiſchen gewöhnlich ל; endlich erſcheint ſtatt zweier zendiſcher Vocale a mit zwiſchenſtehenden Conſonanten im Jüdiſchen durchgehends faſt i-a mit zwiſchenſtehenden Conſonanten [89]); ſo würde mit dem gewöhnlichen Beſtreben der Juden nach Verkürzung, weil bei ihnen der Accent auf der letzten Sylbe vorwaltet, etwa חלירה entſprechen müſſen; daß in dieſer Form das eine ל, etwa wegen des folgenden, ausfiel und der Vocal u im Anlaut hu in Gutturalſchewa überging, hat bei Übertragung eines fremden Eigennamens in eine ganz verſchiedenartige Sprache gar nichts Auffallendes. Der vierte Paradiesfluß גיחון iſt das Dſchihon der Semiten, und geographiſch wol nie recht beſtimmt geweſen.

So haben wir denn in der zendiſchen Sage vom Urquell der Waſſer die indiſche Sage mitſammt der indiſchen Localität wiederum, und es entſteht nur die Frage, iſt dieſe Localitätskenntniß in ſpätern Zeiten zu dem Zendvolke gelangt, oder iſt ſie ſchon aus frühern Sitzen mitgebracht. Wenn ich in Betracht ziehe, wie groß die Übereinſtimmung des Sanſkritvolkes und der Zendvölker in Bezug auf religiöſe Punkte überhaupt [90]), auf Staatsverfaſſung [91]) und anderes der Art iſt, ſo iſt es mir am wahrſcheinlichſten, daß, ſowie ſie einen ſchon ein hohes Selbſtbewußtſein vorausſetzenden Namen arjâs (im Zend airjâs), die Ehrwürdigen, gemeinſchaftlich führen, ſo ſie auch gemeinſchaftlich eine bedeutende Stufe der Cultur erklimmt hatten. Dieſes ſetzt natürlich ein ziemlich langes Beiſammenſein in derſelben Localität voraus; und wo ſollten wir dieſe beſſer ſuchen, als da, wohin beider Völker Erinnerungen als auf ihre ältern Sitze deuten? Denn was ſollte dieſen Gegenden den Namen eines heiligen Landes verſchafft haben, wenn nicht derartige Erinnerungen? Liegen ſie doch, ſowol von dem Hauptſitze des ſpätern Inderthums, als des zendiſchen Weſens, geographiſch zu weit ab, als daß es ſich in der Zeit, wo beide Völker ſich ſo weit entfernt von dieſem Punkte und von einander ſtirirt hatten, dennoch als gemeinſchaftlicher heiliger Punkt für beide — bei dem Sanſkritvolke lebendig, bei dem Zendvolke wenigſtens in entſchieden dahin weiſender Erinnerung — hätte erhalten können. Schwerlich irren wir, wenn wir dieſe Gegend als das Land der Seligen bei den Indern für das berühmte Uttaracuru nehmen, welches nach den claſſiſchen Quellen des Occidents auch geographiſch hier zu fixiren iſt [92]).

Doch wir wollen uns nicht länger dabei aufhalten, dieſe unſere Anſicht, daß das Sanſkritvolk und Zendvolk einſt in dem ſogenannten Kleintibet als eine, und zwar ſchon zu einem gewiſſen Grad der Cultur emporgeſtiegene, Nation wohnte, durch Gründe, welche wir doch noch nicht zu ſchlagenden zu erheben vermögen, mehr zu kräftigen. Möge man unſerer Anſicht mit den bisher gegebenen Gründen dafür größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit zuſprechen, wir ſind es gern zufrieden, wenn ein Anderer irgend eine andere feſter begründete an ihre Stelle ſetzt. So lange jedoch werden wir ſie feſthalten und von ihr aus die dunkele älteſte Geſchichte der arjâs verfolgen.

Als dieſe arjâs ſich in dieſen Gegenden feſtſetzten, ſcheint eine Trennung des großen indiſch-gothiſchen Volksſtammes ſtattgefunden zu haben. Die ſpäter in der Weſtwelt auftretenden Stammgenoſſen blieben wol zunächſt in den früheren etwas nördlicheren Sitzen, wo ſie ein Nomadenleben lange gemeinſchaftlich führten, wie ich ſchon an einer andern Stelle daraus ſchloß, daß bei ihnen — den Griechen, Römern, Germanen, Slawen und Lithauern — die Formen, welche der ſanſkritiſchen Wurzelform mrig' entſprechen, die Bedeutung melken angenommen haben, während dieſes bei dem öſtlichen Zweige, den eigentlichen arjâs, nicht der Fall iſt, indem bei dieſen vielmehr die ältere Form für den Begriff melken fortbeſtand, welche zeigt, daß dieſe Verrichtung in älterer Zeit — vor der Trennung — nicht allgemeine Beſchäftigung war [93]).

Wenn nun, wie wir annahmen, die Arier einſt gemeinſchaftlich in den erwähnten Gegenden Kleintibets hauſten, ſo entſteht jetzt die Frage, wie ſie von da in ihre in hiſtoriſcher Zeit getrennten Sitze kamen. Es wäre keineswegs unmöglich, daß ſich die ganze ariſche Maſſe zunächſt nach Weſten hin, Bactrien ꝛc., und dann üblich

85) Ritter II, 411; vgl. 628 und Stupas 187. 86) Vgl. *Bähr* zu *Ctes.* Ind. c. 19. p. 318. 87) Vgl. *Colebrooke* in As. Res. X, 438. 88) Benfey — Stern, über die Monatsnamen. S. 125. 89) a. a. O. S. 126. 131. 134 und ſonſt. 90) Vgl. z. B. über die bei den Indern und im Zend-Aveſta vorkommende Zahl der höhern Gottheiten *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna, 341. 344 und Add. dazu; die ſieben Amſchaſpands ſind, wie ich beiläufig bemerken will, die ſieben Rischis der Inder; die Gottheiten und heiligen Weſen im Zend-Aveſta haben durchgehends, dem etwas modificirten Weſen und Namen nach, entſprechende in Indien ꝛc. 91) Vgl. Benfey — Stern, Monatsnamen, S. 190. 193. 195, modificirt durch die oben im erſten Abſchnitt über kshattra gegebene Bemerkung und Gött. gel. Anz. 1839. 81. St. S. 805. 806.

92) Bei Ptolemäus: *Ὀττοροκόῤῥας*, bei Droſius: Ottorogorras, bei Ammian. Marcell. (XXIII, 66) verderbt in Athagorae. Vgl. *Lassen*, Pentapotam. 83; auch *Wilson* in Asiatic Res. XV, 51. Faſt dieſelbe Gegend, wie wir für die arjas überhaupt, nimmt Ritter (Aſien. VI, 38) für die Urſitze des Zendvolks an. 93) Theodor Benfey, Griechiſches Wurzellexikon. I, 434 fg.

durch die Pässe des Hindu-Kuh über Cabulistan und Afghanistan verbreitete, dieses große Ländergebiet, welches gleichsam die Brücke zwischen den östlichen Ariern (dem Sanskritvolk) und den westlichen (den eigentlichen Ariern) bildete, und in welchem beide Zweige derselben auch in historischer Zeit zusammenstießen. Dann würde sich das Sanskritvolk auf der Straße, auf welcher gewöhnlich fremde Völker nach Indien eindrangen, über den Indus her in seine neuen Sitze begeben haben. Die Einwanderung von dieser Seite her wird auch von Wilson [94]), von A. W. v. Schlegel [95]) und Lassen [96]) und Andern angenommen. Auch ich wage nicht, sie gradezu in Abrede zu stellen, zumal da ich vorweg eingestehe, daß historische Sicherheit für so alte Zeiten gar nicht zu hoffen ist; allein manche Betrachtungen scheinen mir dennoch einigermaßen dagegen zu sprechen. Als den eigentlichen Mittelpunkt der indischen Cultur, als das Land, dessen traditionell überlieferte Sitten und Wandel als der Musterwandel gepriesen werden [97]), betrachten die Inder zunächst den Strich Brahmavarta zwischen der Sarasvati und Drischadwati [98]). Dicht neben diesem Striche ist kurukshêtra (in der Gegend des jetzigen Delhi [99]), die Matsjâs (an der Jamuna = Dschumna [1]), die Pank'âlâs (die *πάραλοι* des Arrhian [2]), wörtlich die aus fünf [pankâ] Reihen [Linien oder Kasten? Vgl. antarâla und âli] bestehenden, in der Nähe des jetzigen Canog'e = dem alten Canjacubg'a [3]), die Çûrasênakâs (in der Gegend von Mathura [4]), bei Arrhian aus Megasthenes *Σουρασηνοί* [5]). Dieses ganze Gebiet heißt Brahmarshiland. Von einem in diesem Lande geborenen Brahmanen sollen alle Menschen ihres Wandels Gesetze erlernen [6]). Die angegebenen Gebiete umfassend, im Süden von Vindhja, im Norden von Himalaja begrenzt, im Osten von Vinaçana liegend (dem Platze, wo die Sarasvati verschwindet), im Westen von Prajâga (dem Zusammenflusse der Ganga und der Jamuna [7]), wird alsdann madhjadêça (bei Arrhian *Μανδιαδινοί* [8]), das Mittelland erwähnt [9]). Dieses wiederum umfaßt und reicht bis zu beiden Meeren Ârjavarta [10]). Wir sehen hier, auf welchen und auf einen wie kleinen Strich das heiligste Gebiet Indiens beschränkt wird, und wie diese Eintheilung gleichsam von da aus eine, in immer größeren Kreisen sich ausdehnende, Verbreitung des Sanskritvolkes, der arjâs im engern Sinne, anzudeuten scheint. Dieser kleine Strich ist durch den Fluß Sarasvati bestimmt, und bemerkenswerth ist, daß da, wo das Land der westlichen Arier beginnt, uns sogleich derselbe Name begegnet, in seiner zendischen Form haraqaiti [11]); im heiligen Lande spielte der Sarôvara, von saras (Wasser) und vara (beste), die Hauptrolle; hätten nun die beiden arischen Völkermassen, in Erinnerung an das heilige Saras, äußerlich unabhängig, aber durch das geistige Band des Wassercultus zusammengehalten, sogleich in ihren neuen Sitzen die Sarasvati (die mit saras begabte) wieder erkannt? Wenn schon dieser Punkt mir darauf hinzudeuten scheint, daß das Sanskritvolk seine ersten Sitze in Indien in der Gegend der Sarasvati fand, so spricht mir noch mehr der Umstand dafür, daß der hochheilige Fluß der Inder die Ganga ist. Wenn sie mit dem Bedürfniß, einem großen Flusse ihre Verehrung zu weihen, nach Indien kamen, warum genügte ihnen da nicht der Indus, warum hätten sie erst an dem so weit davon entfernten Ganges eine Befriedigung dieses Bedürfnisses gefunden? Endlich die älteste Stadt, welche in Indien der Sage nach gegründet wurde, ist die von den Pând'avas (den Bleichen, Weißen [12]) im Gegensatze der schwarzen Urbevölkerung) im Khândavawald (Khândava-vana, vielleicht gleich dem jetzigen Gondwana, vgl. den zweiten Abschnitt) gegründete Indraprastha an der Jamuna [13]), also weit vom Indus entfernt und nah dem allerheiligsten Gebiet. Diese Pândavas aber sind nach einer andern Stelle des Mahabharata [14]) im Himalaya erzogen.

Wenn wir nach allem diesem uns zu der Meinung hinneigen, daß die Gegend zwischen der Jamuna und der Sarasvati, wie die heiligsten, so auch die ersten Sitze der arjâs in Indien waren, so sind wir zwar nicht gezwungen, die Ansicht, daß sie vom Indus aus hätten eindringen können, aufzugeben; doch verliert sie sehr an Wahrscheinlichkeit. Wenn wirklich in den Grenzerweiterungen, welche wir aus Manu's Gesetzbuch angeführt haben, eine Art Geschichte der Ausdehnung des arja-Volkes in Nordindien vorliegt, so ist es dadurch zugleich ziemlich sicher, daß die ältesten Colonen desselben in geringer Zahl eindrangen. Dafür spricht aber zugleich auch der Umstand, daß trotz dreier Jahrtausende, welche wahrscheinlich zwischen dieser und unserer Zeit liegen, noch so viele Trümmer der Urbevölkerung erhalten sind, und Indien in seiner blühendsten Zeit, selbst in seinen eigentlichsten Sitzen, diese nicht einmal ganz unterworfen zu haben scheint. Wenn die arjâs aber in geringer Zahl eindrangen, so konnten sie unmöglich die Gegenden vom Indus bis zur Sarasvati hin — bis zu welcher Alexander der Große auf seinem Eroberungszuge nicht einmal gelangte — durchwandern, und erst in den Gegenden, welche wir als ihre ersten festen Sitze betrachten zu müssen glauben, den Gedanken zu einer Niederlassung fassen. Ich vermuthe daher, daß sie aus ihren ältern Sitzen jenseit und in den nördlichen Thälern des Himalaya mehr als friedliche

94) Asiatic Researches. XV, 12. 95. 97. Vgl. Ritter, Asien. II, 1096. 95) Nouv. Annal. des Voyages. 1838. Nov. p. 153. 96) Lassen, Die altpersischen Keilinschriften von Persepolis ꝛc. S. 112. 97) Mânavadharmaç. II, 18. 98) Ebendas. 17. 99) Vgl. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I. S. 351.

1) *Lassen*, Pentapot. 82; in Zeitschrift I, 76. 224. Ritter IV, I, 506. 2) Indic. 4. 3) Vgl. *Lassen*, Pentapot. 82. 83. 4) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dict. unt. *Çûrasêna*. 5) *Arrhian*. Ind. 8. Vgl. noch Ritter IV, 1, 500. 6) Mânavadharmaç. II, 19. 20. 7) Vgl. über vinaçana und prajâga Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 352. *Wilson* u. d. WW. 8) Indic. 4. 9) Mânavadh. II, 21. Vgl. Lassen a. a. O. 10) a. a. O. 22.

11) *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna. Nott. XCI sq. 12) Ritter II, 1094. 13) Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 351. Pentapotam. 82. 14) Bei *Wilson*, As. Res. XV, 12.

Colonen, als wie als kriegerische Eroberer in die südliche Ebene hinüberwanderten. Die dahinführenden Pässe sind zwar schwierig, aber doch keineswegs unüberwindbar, und, obgleich minder für kriegerische Operationen, doch für Handel und jede Art von Verkehr zugänglich [15]); auf solchen Wegen mochten sich die ersten arjas, welche sich in Indien niedergelassen, theilweise den verschiedenen Theilen des später so heiligen Ganges folgend, durch Kamaun oder Gurwhal, oder Surmur, nach den südlich vom Himalaya gelegenen Plainen begeben haben. Hier gründeten sie Indraprastha und verbreiteten sich von da aus — die Schwachen (Mlek'kh'as) besiegend — nach und nach erobernd über alle nicht zu schwer zugänglichen Theile Indiens.

4) Geschichte. Vorbemerkung. Quellen der indischen Geschichte. Geschichtschreibung im wahren Sinne des Wortes ist keineswegs ein so natürlicher und nothwendiger Fortschritt der Cultur, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Daß bei jedem culturfähigen Volke, wenn es bis zu einem gewissen, wenn auch noch nicht einmal sehr hohen, Grade des Selbstbewußtseins gelangt ist, das Bedürfniß entsteht, Geschehenes und Gelebtes aufzuzeichnen, um es den eigenen Nachkommen oder der Nachwelt überhaupt zu überliefern, kann wol Niemand in Abrede stellen. Das große persische Reich hatte seine Annalen und das noch ziemlich machtlose Rom seine annales maximi ꝛc.; die kleineren griechischen Städte hatten gewiß ebenso gut Verzeichnisse ihrer Magistrate, wie der Tempel von Argos seiner Priesterinnen und Olympia seiner Sieger. Wie bedeutende römische Familien, so hatten auch die anderer Völker ihre Genealogien. Aber so sehr dieses alles auch Hilfsmittel für Geschichtschreibung werden kann, so wenig liegt darin nothwendig der Anfang zu einer Geschichte im wahren Sinne. Ohne, daß Herodot, oder wem es sonst die sich entwickelnde Idee der Geschichtschreibung vergönnt hätte, sie zu verkörpern, die Geschichtschreibung, ich möchte sagen, erfunden hätte, behaupte ich kühn, hätten wir weder die Geschichte des römischen, noch eines andern Volkes, welches nach dieser Zeit ins Weltleben trat. Die Griechen, das einzige Kunstvolk, waren allein fähig, hier, wie sonst, die Form zu gestalten, welche als ewiges unvergängliches Muster dasteht, und, wenn sie gleich vielleicht übertroffen werden kann, doch noch nicht übertroffen ist. Nur ein Kunstwerk — das heißt ein Werk, in welchem die wahre, von aller fremdartiger Beimischung befreite, Idee des Gegenstandes ihren entsprechenden Ausdruck gefunden hat — kann eine Phase des menschlichen Geistes zur Anschauung bringen, und ihr ihre dauernde, ewige Bewegung sichern. Die Kunstwerke sind Muster, an denen der menschliche Geist stets von Neuem hinanklimmen muß; die Idee, welche zu einem Kunstwerke gestaltet ist, kann dem Menschengeschlechte — mag sie zu Zeiten noch so sehr verdunkelt oder in den Hintergrund gedrängt werden — nie wieder verloren gehen; ihr Ausdruck ist der Körper, in welchem der Menschengeist lebendig durch die Jahrtausende der Geschichte schreitet.

Man thut Herodot sehr Unrecht, wenn man seine Thätigkeit als eine Fortsetzung von der der Logographen betrachtet; zwischen ihm und seinen Vorgängern ist ein überaus wesentlicher Unterschied. Ein ganz anderer Geist lebt in ihm; ein, ich möchte sagen, nur dialektisch von dem des Thucydides verschiedener. Wenn nicht Herodot der äußerliche Vater der Geschichte geworden wäre, sondern Thucydides, so würde bei dessen mehr in die Augen fallendem grellem Abstand von den Logographen wol nicht leicht Jemand auf den Gedanken einer solchen Entwickelungsfolge gerathen sein, und doch ist es bekannt, daß Herodot keineswegs, selbst rein äußerlich, eine Brücke zwischen den Logographen und Thucydides bildet, sondern fast nur ein baarer Zufall nicht den Thucydides, sondern Herodot sich in der Zeitfolge zunächst an diese schließen ließ. Um diese Zeit war der wahre Geist der Geschichte über die Griechen gekommen, streng verschieden von dem, der in den Logographen waltete; folgte diesen gleich eine wahre Geschichte, so war diese Folge doch keineswegs nothwendig in ihnen gegeben. So weit als die Logographen gekommen sind, drangen viele andere Völker selbständig in der Erkenntniß des Geschehenen vor; zur wahren Geschichte erhob sich keins, ohne das Muster der Griechen.

Was ist es, das die Menschen zum Abfassen und zum Erkennen von Geschehenem treibt? Ist es nur die eitle Neugier zu wissen, was vorher, vor der eigenen Existenz sich begab? Sind es blos Thatsachen an und für sich, die der Eine überliefern, der Andere erfahren will? Welches Interesse haben aber Thatsachen an und für sich? Was kann entfernt stehenden Nachkommen daran liegen, wer 600 v. Chr. Priesterin von Argos war? Wer 330 v. Chr. Consul von Rom? Es sind nicht die Thatsachen, sondern in der Überlieferung der Geschichte ist es die Idee, welche das Interesse der Menschen für sie in Anspruch nimmt. Nur als ein Hilfsmittel, um die Träger der Idee zu kennen, kann eine Aufzählung von Fürsten, Priestern, Geschlechtern ꝛc., von Bedeutung sein. Wer würde sie lesen, wer sich darum bekümmern, wenn nicht ein höheres Interesse, als das an ihrer Persönlichkeit allein, eine höhere Idee sie überwogte? Darum muß jede Aufzeichnung von Geschehenem, welche sich auf diesem niedern Standpunkte erhält, aus Mangel an Interesse wirkungslos nach längerem oder kürzerem Zwischenraum verschwinden. In diese Kategorie fallen nun alle jene Hilfsmittel für zukünftige Geschichtschreibung, Fürsten-, Beamten-, Priesterverzeichnisse ꝛc.; sie werden sich nirgends erhalten können, wenn sich nicht über ihnen eine von höherem Interesse erfüllte Geschichte erhebt, sie unter ihre schützenden Flügel nimmt und so auf die Nachwelt bringt, entweder in der Geschichte selbst aufgegangen, oder, nachdem die Geschichte über ihre Hilfsmit-

15) Vgl. Ritter II, 781 fg. 965 fg. Encyklopäd. 8. Bd. S. 201 dieser Sect. Die Straße von Lahath (nach Moorcroft) in Gött. gel. Anz. 1834. 208. St. S. 2066. Vgl. auch Pct. v. Bohlen, Alte Indien. I, 47 und über den Niti-Paß an der nördlichen Grenze von Kamaon Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. April, 1838. p. 310—317.

tel und Grundlagen zum Bewußtsein gekommen ist, als integrirender, aber in einem gewissen Sinn selbständiger, Theil erhalten. Aber es gibt schwerlich ein so ideen- und gottverlassenes Volk, welches nicht, sobald es bis zu einem höheren Grad der Cultur übergegangen ist, ahnete, daß in dem Geschehenen die äußerlich hervorgetretene Thatsache nur die abgefallene Frucht irgend eines Baumes, das Erzeugniß irgend eines Keimes sei. Aber sobald diese Idee lebendig geworden, so führt sie die Geschichtschreibung einer Klippe entgegen, an welcher sie fast scheitert, während sie bei ihrer frühern Interesselosigkeit gewissermaßen den Hafen noch gar nicht verließ. Wie grade reichbegabte Knaben und Jünglinge früh nach der Erkenntniß von Ursachen streben, und Hypothesen dahin stellen, wo der gereifte Mann, zum Selbstbewußtsein über seine Kräfte gelangt, vor Allem eine Erkenntniß des Wirklichen — des thatsächlich in einander Greifenden — sich anzueignen sucht, so wirft sich ein Volk, wenn es aus sich selbst zur Geschichtschreibung gelangt, mit der ganzen Kraft seines geistigen Lebens auf die Erkenntniß des Keimes. Aber wenn nun jene, nur auf die Thatsachen gerichtete, Thätigkeit sich gleichsam damit begnügend, nur die abgefallenen Früchte zu sammeln und zu trocknen, vor scrupulöser Aufzählung derselben, weder den Baum sah, worauf, noch den Keim, woraus sie erwuchsen, so erkennt diese, einzig und allein mit dem Keim beschäftigt, nicht leicht eine Frucht in ihrer wahren Gestalt. Wenn jene, trotz ihrer Wahrhaftigkeit, weil sie nicht Inhalt genug besitzt, um Theilnahme zu erwecken, leicht für die Welt verloren geht, so mag diese, so lange die Idee, in welcher sie die Geschichte auffaßt, herrscht, wol nicht an Theilnahme Mangel haben, auch, je nach dem Keime, welchen sie erkannt zu haben glaubte, selbst späterhin mehr oder minder Achtung gebietend dastehen, aber, weil sie nur von diesem aus erkannt hat, wird sie viele Früchte verkannt, die Thatsachen leicht verschoben, verstellt, verleugnet haben. Mag sie ihn nun z. B. in einer theosophischen, oder abstract philosophischen Anschauung des Welllebens gefunden zu haben glauben — und beide Anschauungen sind grade den Begabteren natürlich — das Erkenntniß des eigentlichen Lebendigwerdens der Geschichte wird ihr verschoben. Von jenem Standpunkte aus verwandelt sich dem Auffassenden alle Geschichte in Mythologie, von diesem in abstracte Philosophie.

Aus beiden Extremen der zu eng gefaßten Anschauung der Geschichte — der Verkrüppelung in todten Thatsachen — und der zu weit gefaßten — des Verschwindens und Aufgehens in wo anderswher aufgepreßten Formen — rettet allein die wahrhaft menschliche Anschauung der Geschichte, welche, hervorbrechend aus einem realen Selbstbewußtsein, aus der Werthschätzung des Menschen und seines Thuns an und für sich, sich freimachend von allen den Geist einknechtenden Banden — mag sie nun eine Religion oder Philosophie um sie schlingen wollen — die Ergebnisse als aus dem Baume wahrhaft menschlichen Lebens hervorsprießend erkennt und diesen Baum in seiner ganzen Klarheit uns vor Augen stellt. Zu dieser Geschichtsanschauung zu gelangen, vermochten von allen Völkern zuerst, ja fast noch allein nur die Griechen, welche frei von aller irdischen Knechtschaft, frei von gar vielen Fesseln des Vorurtheils, welche den Geist knechten, mit klaren Augen in das Leben schauten. Wie großartig in dieser Beziehung schon Herodot dasteht, ließe sich aus unzähligen Stellen seines Werkes zeigen; ich mache nur auf eine aufmerksam (III. 38).

Die indische Geschichtsanschauung blieb, wie die der Logographen, auf der theosophischen Stufe. Das ganze menschliche Leben war ihr nur ein kleiner Theil des gewaltigen, die ganze Welt durchströmenden göttlichen. Da lag es eingehüllt in eine kleine Falte, Ecke des göttlichen Mantels. Welchen Werth konnte es da na nun für den haben, der des Göttlichen inne geworden war, oder inne geworden zu sein glaubte? Aber das göttliche Leben ist nichts Äußerliches; des Menschen Gedanken und Gefühle haben es geschaffen; er glaubt sich von den Göttern geschaffen und er schafft sie; besiegt glaubt er sich von den Göttern, und er hat sie besiegt; sein Kleinmuth ist Großmuth. Dennoch aber hat dies den Einfluß, daß er die Götter von sich entfernt hat, daß ihr Leben so erhaben gestellt ist, daß er es kaum mehr zu erreichen vermag. Bei dieser Anschauung wächst die Geschichte in eine solche Weite, daß das Menschliche, in diesen Rahmen gefügt, verschwindet. Theosophien, Phantasien, Allegorien, Mythen ꝛc., müssen nur dienen, ihn auszufüllen; alles verschiebt sich und die Geschichte ist verloren. Daß eine Menge Bestandtheile derselben in diese Anschauung und die darauf beruhenden Darstellungen ein- und aufgegangen sind, wer wird es leugnen? Aber wer will es wagen, die Götter ihrer Größe zu entkleiden? wer den verkörperten Geist und den vergeistigten Körper zu trennen? Diese Anschauung der Geschichte vom theosophischen Standpunkte aus mußte aber auch auf die eigentlichen Quellen der Geschichte, nicht blos in ihrer Zusammenfassung, sondern auch in ihrer Vereinzelung, auf die Königsverzeichnisse, auf die einzelne That ꝛc. von Einfluß sein. Jedes dieser Dinge mußte schon im Moment seiner Erscheinung eine Stelle in jenem Götterkreise erhalten; und dieses konnte nicht geschehen, ohne daß die wahrhaftige Stellung desselben verschoben ward.

Wir haben bis jetzt nur die unwillkürliche Herrschaft eines Gedankens über den Geschichtsfonds hervorgehoben; wir müssen sie bedauern, weil sie uns den allergrößten Theil der Geschichte geraubt hat, können sie aber nicht anklagen, denn sie drang aus dem tiefsten und gewaltigsten Lebensquell hervor. Unser Blick muß sich aber auch noch einer andern Seite zuwenden. Wenn jene unwillkürliche Verschiebung der Geschichte für die ganze vom Brahmathum ausgegangene Darstellung gilt, so gilt nicht minder von ihr die Anklage der „dreisten Willkür," um Niebuhr's bezeichnendes Wort zu gebrauchen [16]). Der Geist des Brahmathums sank früh zu einem egoistischen, blos auf seinen irdischen Vortheil bedachten, gleißnerischen, lügenhaften herab. Wir thun ihm sicher nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß er eine Menge, später für geschicht-

16) Römische Geschichte. 3. Aufl. (Berlin 1828.) I, 273.

lich gehaltener, Sagen, gradezu, wo es ihm nützte, erfunden, und aus demselben Grunde wahrhaft Geschichtliches entstellt und verdreht hat.

Mit größerer Achtung sprechen wir von den geschichtlichen Darstellungen, welche vom Buddhismus ausgegangen sind. Doch vorweg gestehe ich, daß sie bis heute, wo das Wesen des Buddhismus, durch die sich erst jetzt nach und nach eröffnenden Quellen für die Erkenntniß desselben, kaum im Begriffe ist, sich vor unsern Augen zu entfalten, mehr auf einem allgemeinen Eindruck beruht, als einer in minutiöse Details eingehenden Nachweisung zur Berechtigung fähig ist. Der Buddhismus hatte einen persönlichen Gott und seine Einwirkung auf die Welt und das Menschenleben aufgegeben; der Mensch war auf sich selbst und das in ihm waltende Gesetz hingewiesen; so war die Welt, sich selbst überlassen, im Gefühle ihrer Unabhängigkeit — faßte man diese gleich als tiefste, höchstes Mitleid erregende, Schwäche auf — einer vom rein-menschlichen Standpunkte aus darzustellenden Geschichte fähig. Allein der Buddhismus ist — darin ähnlich dem Protestantismus — nie zu einer völligen Durch- und Ausbildung seiner selbst gelangt. Er war von Anfang an mit zu vielen Elementen des Brahmathums versetzt, als daß er sich jemals ganz davon hätte befreien können; in den spätern Zeiten, entfernt von der Nachbarschaft und dem Einflusse des Brahmathums, wurden diese zwar nach und nach mehr abgestreift, allein in Indien selbst — auf welches es uns doch in diesem Abschnitte am meisten ankommt — konnte dieses bei den historischen und nothwendigen gegenseitigen Bezügen beider Religionssysteme beiweitem weniger der Fall sein. Hier mußte die Brahmanische Mythologie, welche größtentheils in den Buddhismus aufgenommen war, ihre theosophische Chronologie, von der sich die Buddhisten für die über ihre Geschichte hinausliegenden Perioden — ebenso wenig wie das Christenthum von der biblischen — lossagen konnten, dem Erwachen eines eigentlich historischen Sinnes stets hindernd in den Weg treten. So bewirkte jenes befreiende Element eine treue Erhaltung von den erlebten Thatsachen, dieses knechtende hinderte die Entfaltung einer eigentlichen Geschichte. Darum können wir zwar nicht genug bedauern, daß, bei der Verfolgung und fast vollständigen Vernichtung des Buddhismus in Indien durch das blutdürstige, fanatische Brahmathum, ihre Annalen und Chroniken wahrscheinlich, zum größten Theile unwiederbringlich, verloren gegangen sind, dürfen jedoch nicht in Abrede stellen, daß wir auch in ihnen, aber neben sehr sicheren Daten [17]), mancherlei Einmischungen finden würden, welche auf völlig unhistorischen Grundlagen ruhen, und unwillkürlich zur Verrückung des Historisch-Richtigen wirken. Wenn sich die Darstellungen des Brahmathums durchweg als aus Poesie hervorgegangen, aus dieser zu theosophischer Anschauung erhoben erweisen, während später Poesie und Theosophie mit andern minder lobenswerthen Elementen versetzt wurden, und alle geschichtlichen Überlieferungen, auf diesen Elementen getragen, die Fluthen der Zeit hinabschwammen, so ging der Buddhismus aus einer rationellen Reformation jener ersten beiden Elemente hervor, welche tief eindringend Leben und Anschauung desselben umgestaltete, sich aber doch nicht ganz frei von traditionellen Einflüssen erhalten konnte.

Wir haben bis jetzt uns nur auf die Geschichtsdarstellung beschränkt; diese bildet aber nur einen kleinen Theil des sich äußerlich darstellenden geistigen Lebens, welches wir gewöhnlich Literatur nennen. Nothwendig müssen wir daher, um unser Urtheil über indische Geschichtsdarstellung sicherer formuliren zu können, auch auf diese im Allgemeinen unser Augenmerk richten. Was die äußern Förderniße derselben betrifft, Schrift und Schreibmaterial, so mag schon in alten Zeiten vieles von den mancherlei Stoffen, welche Indien für letzteres darbietet, benutzt sein, insbesondere Baumrinden, wie schon Curtius, aus älteren Quellen schöpfend, angibt [18]); Baumwollenpapier erwähnte schon Nearchos [19]); so mag auch der Gebrauch der Palmblätter hoch hinaufreichen [20]). Daraus folgt denn schon von selbst, daß Megasthenes' und einiger Anderer Angabe [21]), daß die Inder (zu Tschandragupta's Zeit von 312 v. Chr. bis 278 v. Chr.) [22]) keine Schrift gehabt hätten, im Wesentlichen falsch ist. Weiterhin werden wir den Widerspruch dadurch zu beseitigen suchen [23]), daß wir annehmen, daß zu Megasthenes' Zeit der Gebrauch der Schrift so beschränkt war, daß er einem Fremdlinge leicht ganz entgehen konnte. Einige Worte über Literatur überhaupt, und die Frage, wie alt indische Literatur sei, werden vielleicht bewirken, daß man diese Erklärung minder unnatürlich findet. Es kann ein Volk in der That ein cultivirtes und gebildetes sein, und braucht darum doch keine eigentliche Literatur zu haben. Die Lithauer haben eine reiche schöne Sprache, und manches ist darin geschrieben und gedruckt; es wird dies Niemand aber eine Literatur nennen. Der slawische Sprachstamm ist in seiner Besonderung so alt, und wol noch etwas älter als das Zend-Volk, nicht viel jünger als der griechische; aber wie wenig seiner Völker haben etwas, das einer Literatur ähnlich sieht? Mitten unter den cultivirtesten Völkern unserer Zeit, an allen Elementen der Cultur den regsten Antheil nehmend und von ihnen durchdrungen, leben die Belgier; wer wird aber, was bei ihnen gedruckt wird — jedoch aus andern Gründen, als bei jenen Völkern — eine belgische Literatur nennen? Um das Wesen einer Literatur recht zu erkennen und zu würdigen, muß man sich die Buchdruckerkunst, durch deren Vorstellung der Blick für ältere Völkerzustände vielfach getrübt wird, ganz wegdenken. Die von Buchhändlern gemachte, von Jahr zu Jahr in unserer Zeit immer mehr überwuchernde, Literatur wäre ohne eine Menge äußerer, jedem bekannter, Hilfsmittel gar nicht denkbar. Diese

17) Vgl. meine Recensien in Gött. gel. Anz. 1839. 98—100. St. S. 969—994 und insbesondere S. 991.

18) *Curtii* Historia Alex. M. VIII. 9. 19) Bei *Strab.* XV. 1. §. 67. p. 717. 20) *Paullino*, Samscredamicae linguae Institutio. p. 327. Heeren, Ideen I. III. 91. 21) *Strab.* l. c. und §. 53. p. 709. 22) Gött. gel. Anzeigen. 1839. 98—100. St. 23) Vgl. Abschn. Literatur: Schrift.

ziehe man ab, und wie viel von dem, was jetzt wie eine halbjährige Sündfluth hereinbraust, würde sich durch eigene Kraft zu halten vermögen? Das aber wird Niemand in Abrede stellen, daß eine Begründung einer Literatur nur durch den eigenen, innern Werth der literarischen Erscheinungen und waches Interesse daran bedingt ist. Anders ist es in der That mit einer schon begründeten Literatur, und daraus erklärt sich, daß die griechisch-römische, trotz dem Mangel des größten Theils der äußern Mittel, welche unsere Literatur heranschwellen machen, zu einer schwerlich um Vieles geringern Ausdehnung heranwuchs, obgleich auch da keineswegs stets solche Werke erstanden, welche durch eigenen innern Werth sich ihre Stellung sicherten. Sobald einmal geistige Erzeugnisse existiren, welche durch Form und Inhalt allgemein-menschliches Interesse in Anspruch nehmen, und für eine literarische — active oder passive — Thätigkeit gestimmt haben, so können auch minder bedeutende Umstände dahin wirken, daß dieses Interesse sich immer höher steigert. Denn jedes menschliche Interesse ist ein reicher Quell; ist ihm der Weg in die sichtbare Welt einmal gebahnt, so stürzt es dahin, immer voller und reicher strömend. Die griechische Literatur war erwacht mit Kunstwerken, welche das allgemein menschliche Interesse weckten, befriedigten, aber auch zugleich stets von Neuem anregten. Sobald auf diese Weise die Empfänglichkeit für literarische Genüsse hervorgerufen war, folgte auch das Verlangen darnach, und eine umfassende, das geistige Leben erschöpfende — selbst oftmals sich nicht auf eigenen Werth, sondern nur auf dieses Verlangen basirende — Literatur war möglich und wurde nothwendig. — Allein wie war es in Indien?

Das indische Volk — oder vielmehr diejenigen, welche auf der Höhe seiner geistigen Cultur standen — ist seinem innersten Kerne nach ein religiös-philosophisches. Das läßt sich aus allen seinen geistigen Productionen nachweisen und selbst jetzt noch erkennen. Aber diese beiden Elemente sind auch nie streng geschieden; trotz einzelner Versuche Einzelner erhob sich das Volk nie zu philosophischer Freiheit. Wie könnte man aber schon an und für sich eine so allgemeine Theilnahme an auf diese Elemente gegründete Speculationen erwarten, daß daraus eine Literatur hätte hervorgehen können? Hierzu kam aber noch, daß diese Theilnahme, weit entfernt gefördert zu werden, vielmehr durch den Absonderungsgeist und die Gesetze der Kasten in sehr enge Grenzen vorzweg gebannt war. Der tiefste Quell und Ausdruck dieses theosophischen Wissens — die Veden — waren nur für die Brahmanen freigegeben. Die vierte Kaste durfte sie nicht einmal hören, ohne sie zu entweihen. So wird es nicht mehr zu kühn erscheinen, wenn wir annehmen, daß die Brahmanen, wie sie den Quell des geistigen Lebens der Inder streng in ihrer Obhut zu erhalten suchten, so auch seine Ausströmungen, und so weit es ging, deren Förderniße, in die Grenzen ihrer Corporation zu bannen suchten. So erklärt es sich uns, wenn Megasthenes nicht weiß, daß die Inder Schrift besaßen, während schon ein Vorgänger vor ihm es erfahren hatte und die kaum 90 Jahre nach Megasthenes errichteten Inschriften des Asoka[24]) zur Genüge die Nachweisung möglich machen, daß die Kunde der Schrift in Indien schon sehr alt war; so erklärt es sich, warum wir keine Inschriften aus den Zeiten besitzen, welche der Herrschaft des Buddhismus vorhergingen, keine Münzen mit Schrift in Indien geschlagen wurden, ehe die Inder die griechisch-indischen Münzen nachzuahmen begannen; warum endlich, worin Megasthenes schwerlich irrt, denn so etwas möchte wol Niemand, ohne vorhergegangene genaue Erkundigung, niederschreiben, zu Megasthenes' Zeit, im eigentlichen Indien, im Lande der Prâsier (prâk'jâs), nicht einmal geschriebene Gesetze existirten[25]). Wie die ägyptische Priesterkaste ihre Geheimschrift besaß, so mochte auch die Kaste der Brahmanen die Kenntniß der Schrift lange innerhalb der Grenzen der Brahmanenschulen erhalten haben. Denn daß sie ihr Wissen dem Volke unzugänglich zu machen suchten, zeigt auch der Umstand, daß sie stets als ihre Sprache das Sanskrit benutzten, welches schon zu Alexander's des Großen Zeit, wie schon in einer vor mehren Jahren von mir und Stern herausgegebenen Schrift[26]) bemerkt ward, und jetzt durch die Entzifferung der Inschriften des Asoka so gut wie erwiesen ist, ausgestorben war. Allein wie in Megasthenes' Zeit alles „nach dem Gedächtnisse (Tradition) verwaltet ward," so war auch sicher selbst in diesen Brahmanenschulen der Gebrauch der Schrift sehr beschränkt. Die Ausdrücke çruta, das Gehörte, çruti, der Inbegriff des Gehörten — welche beide die religiöse Literatur umfassen — sowie smriti, die Erinnerung, wodurch die legislative bezeichnet ward[28]), zeigen schon im Allgemeinen, daß die wissenschaftliche Mittheilung eine rein mündliche war. Dafür haben wir aber auch ein ganz entscheidendes Zeugniß. Trotz dem, daß der Buddhismus das Licht der Öffentlichkeit suchte, während das Brahmathum es scheute, überliefern uns dennoch die ceylonischen Annalen, der Mahâvanso und Dipavanso, daß die beiden Hauptwerke desselben lange Zeit nur durch mündliche Tradition fortgepflanzt und, in Ceylon wenigstens, erst unter dem Könige Wattagâmini niedergeschrieben seien[29]), also zwischen 104 und 76 v. Chr.[30]). Sowie mit der religiösen und legislativen Wissenschaft, war es ohne Zweifel auch mit den philosophischen Bestrebungen. Äußere und innere Gründe machen es gewiß,

24) In Journal of the Asiatic Society of Bengal. 1837. July und von da an mehrfach. 1838. March. April. 25) *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. 26) Über die Monatsnamen einiger alten Völker. S. 195. 27) *Strab.* l. c. 28) Vgl. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 70; daraus erklären sich Megasthenes' Worte ἀπὸ μνήμης (smriti) ἕκαστα διατείθεται. 29) The *Mahâwanso* in Roman characters, with the translations subjoined and an Introductory Essay on Pali Buddhistical litterature. In two Volumes. Vol. I. Containing the first thirty eight chapters. By the Hon. *George Turnour*, Esq. (Candy 1837.) I. ch. 33. p. 207. Vgl. *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. Nov. p. 933. sowie über die Folge von Gautama's Schülern und die Art der Mittheilung, ebendas. Sept. p. 791. 30) The Mahâvanso by *Turnour*. Appendix. p. LXI.

daß zu Alexander's des Großen Zeit ein bedeutender philosophischer Ideenreichthum bestand, ja daß schon der Buddhismus auf einem solchen, ihm schon vorhergegangenen, sein Gebäude aufführte. Aber auch diese erhielten nur mündlich ihre Form, gingen in der Philosophensuccession von Mund zu Mund, und erhielten dadurch jene wunderbar kurze und prägnante Darstellung, welche nur das Ergebniß einer sich oft wiederholenden, mit Freiheit ausgeführten, Darlegung eines bestimmten Ideenkreises ist. Diese Darlegungen streiften immer mehr alles ab, was zum Verständnisse des Ideenkreises nicht absolut nothwendig war, und drängten sich zuletzt in die wenigen Sutren (eigentlich Faden), dunkle Sprüche, zusammen, in denen uns die Systeme der indischen Philosophie aufbewahrt sind. Nur bei großen Opfern, welche auch durch öffentliche Disputationen verherrlicht wurden [31]), traten die philosophisch-theologischen Streitigkeiten einigermaßen in die Öffentlichkeit. Der Antheil, welchen die Uneingeweihten alsdann daran nehmen konnten, war aber, wie natürlich, mehr auf die Form als den Inhalt gerichtet. Ähnlich war es mit dem poetischen Leben. Auch dieses fand seine Äußerung in den Brahmanenschulen. Die Pauranikâs, Rhapsoden, überlieferten die Sagen, wie sie aus dem Krieger- und Brahmanenleben aufgefaßt waren; denn nur diese beiden Kasten treten in den epischen Poesien handelnd auf. Mündlicher Unterricht lehrte in den Rhapsodenschulen Stoff und Form [32]); jeder Rhapsode trug alsdann vor, vieles natürlich nach seiner Individualität ändernd. Der Ort des Vortrags waren theils die Wälder der als Eremiten lebenden Brahmanen, theils die Höfe der Könige, Städte, und insbesondere große Opferfeste [33]). So lebten sie lange einzig im Munde der Sänger.

Da die Schrift einmal bekannt war, so schloß die, im Allgemeinen vorwiegende, mündliche Überlieferung den Gebrauch derselben keineswegs ganz aus. Gewiß diente sie vielfach zur Aufzeichnung dessen, was wir als die eigentlichen Hilfsmittel zur Geschichtschreibung erkennen müssen. Wenn dem Megasthenes schon eine Regentenzählung bekannt ward, welche von Dionysos bis Tschandraguptas 153 Könige und 6042 Jahre zählte [34]), oder nach Plinius' [35]) Angabe 6451 Jahre, drei Monate und 154 Könige, so beruhten diese Data ohne Zweifel auf schriftlichen Überlieferungen, welche durch jene, jede wahrhaft geschichtliche Anschauung corrumpirende Elemente des Brahmathums zwar noch nicht in das Ungeheuerliche übertrieben waren, welches uns aus den chronologischen Systemen der Puranen entgegenblickt, aber doch schon absolut verderbt waren.

Es traten aber Umstände nach Megasthenes' Zeit ein, welche in dem ganzen geistigen Leben der Inder eine Revolution herbeiführten, deren Folgen zwar weder jetzt, noch vielleicht je in ihrem ganzen Umfange werden erkannt werden können, sich aber auch so, in ihrer fragmentarischen Erkenntniß, als überaus bedeutsam erweisen. Der Buddhismus trat auf, die ewige Gleichheit der Menschen predigend, Freiheit verkündigend vom furchtbaren Zwange der Kasten. Das ganze Volk rief er auf, Antheil zu nehmen an den Interessen der gesammten Menschheit. Ohne Unterschied der Kasten errangen die geistig Würdigen die Weihen des Buddhathums; selbst Frauen waren von ihnen nicht ausgeschlossen, und der Dipavanso erwähnt aus dem einen Haupttheile der heiligen Schriften des Buddhismus eine große Anzahl namentlich, welche die höchste und die niedere Weihe gewonnen hatten [36]). Keine geringe Förderung des neuen Systems trat dadurch ein, daß entschieden seit Tschandraguptas, vielleicht schon früher, Könige sich die Herrschaft über ganz Indien erworben hatten, welche nicht aus der Kschatrija (der Krieger)-Kaste stammten, denen also in den Augen der Altgläubigen, und insbesondere der Brahmanen, der lebendigen Bewahrer des alten Gesetzes, die Weihe der Legitimität abging. Unter solchem connivirenden Schutze mochte sich der Buddhismus recruitiren, bis er endlich so weit erstarkte, daß ihn Asoka im J. 259 v. Chr. [37]) als seinen Glauben annahm und somit zur Staatsreligion erhob, ohne jedoch dem Brahmathume — ganz dem Geiste der Toleranz gemäß, welcher im Buddhismus vorwaltet — zu nahe zu treten, oder dasselbe zu beschränken. Allein das Brahmathum war in seinem Grundprincip angegriffen; es war im Begriff, die Schlüssel zu den Schätzen des Himmels und, was ihm wol noch mehr am Herzen lag, zu denen der Erde einzubüßen. Aber der geistige Kampf war dadurch, daß sich der Buddhismus an das Volk gewandt hatte, statt des ausgestorbenen Sanskrits sich in Indien und allenthalben, wohin er durch wohlgeleitete Missionen seine Lehre verbreitete, der Volkssprachen bediente, aus den Hainen und den Schulen mitten in das Volksleben hinübergespielt. Was zu retten war, konnte unter diesen Umständen nur mit denselben Waffen gerettet werden, durch welche es verloren war, oder in Begriff stand verloren zu gehen. Auch das Brahmathum mußte das Arsenal seiner geistigen Waffen eröffnen. Nach der mehrfach in indischen Schriften erwähnten Sitte öffentlicher Disputationen zu schließen, mochte der Zwiespalt beider Religionssysteme am meisten in dieser Form hervortreten; wichtiger aber ist, daß er den Anfang zu einer indischen Literatur bildete. Das allgemeine Interesse an den hier zur Sprache kommenden Fragen war dadurch, daß die ganze indische Bevölkerung zu ihrer Beurtheilung und Entscheidung von der einen Seite als berechtigt aufgerufen, von der andern Seite, wenigstens fürs erste, bis auf bessere Zeiten — wenn sie noch etwas retten wollte — anerkannt werden mußte, so gesteigert, daß eine Literatur, welche direct oder indirect mit den Fragen des Tages in Berührung stand, entgegenkommende, sie stützende, Momente genug vorfand. Dazu mochte nun noch die um 305 v. Chr. inniger gewordene Bekanntschaft mit den

31) Râmâj. I, 2, 53; vgl. Schlegel. 32) Râmâj. I, 4. 33) Râmâj. I, 4. 13 fg. 24. 25. 34) *Arrh.* Indic. 9. 35) *Plin.* N. H. IV, 21 (17).

36) Dipawanso aus der Atthakathâ by *Turnour* in Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. Nov. 1838. p. 933. 37) Vgl. Geschichte.

Griechen kommen, welche, da sie etwa um 170 v. Chr. in Indien selbst anfingen, Reiche zu gründen, selbst durch ihre Literatur auf Indiens Cultur in einem nicht geringen Grade einzuwirken begannen. Bei diesem mündlichen, wie schriftlichen, directen und indirecten Kampfe mochten die Brahmanen, durch strenge Regel zusammengehalten, allesammt durch eine Bildung gegangen, welcher die Griechen selbst einen hohen Rang zusprachen, geübt in allen dialektischen Künsten, seit unvordenklicher Zeit im Besitze eines überlieferten geistigen Reichthums, welcher durch sein Alter, wie durch seine umfassende Großartigkeit, den Laien Achtung gebot, und durch viele andere Umstände, deren Aufzählung hier zu weit führte, den Buddhistischen Priestern, wenngleich auch unter ihnen viele, wol gar die Mehrzahl die Brahmanische Cultur genossen hatte, selbst Brahmanen gewesen waren, dennoch, weil sie sich aus allen Kasten ergänzten, wo oft Eifer ebenso hoch angeschlagen sein mochte, als zureichende Bildung, vielfach überlegen gewesen sein. So erklärt sich das religiöse Schwanken in dieser Zeit; Asoka's Nachfolger trat schon wieder zum Brahmathum zurück, dessen Sohn ward wieder Buddhist, und so mag in den übrigen Staaten Indiens ebenfalls die Wage hin- und hergeschwankt haben, bis sich das Brahmathum etwa nach einem 800jährigen Kampf [38]) endlich wieder erkräftigt genug fühlte, um die lang verhaltene Rache in einem allgemeinen Blutbade zu kühlen, wo es denn heißt:

Bis zur Brücke [39]) zum Schneeberge [40]), der Buddhisten so Greis wie Kind,
Gemordet sei, wer nicht mordet! so herrscht der Fürst den Knechten zu [41]).

In dieser langen Periode durchglühte ein gewaltiges geistiges Leben ganz Indien. Die ganze eine Seite desselben, für uns vielleicht in historischer Hinsicht die allerbedeutendste, die Literatur der Buddhisten, hat, nach einstimmigen Zeugnissen beider Systeme, das Brahmathum in seiner Siegesmuth vernichtet [42]); in Indien werden sich daher wol fast gar keine Spuren derselben finden, und selbst in Ceylon, wohin der Brahmanische König Rag'asingha dieselbe leib- und geistmörderische Wuth trug [43]) (jedoch erst zwischen 1581—1592 n. Chr.), haben sich weniger Überbleibsel erhalten, als man nach dem höchst wahrscheinlich sehr großen Umfange der Buddhistischen Literatur erwarten sollte. Manches ist bei entfernteren Völkern, welche den Buddhismus annahmen, bewahrt; doch ist davon erst Weniges publicirt. Dagegen ist die Brahmanische Literatur zu einem großen Theil erhalten. Ihr Anfang fällt etwa um 250 v. Chr., in welche Zeit wir die geistige Regeneration des Brahmathums, dessen neue Verknüpfung mit dem Volksleben setzen. Diese ganze Ansicht erhält eine feste Grundlage dadurch, daß wir weiterhin nachweisen werden, daß die Abfassung der beiden Werke, welche an der Spitze der Brahmanischen Literatur stehen, des Gesetzbuches des Manu, sowie des Ramajana, nicht über das 3. Jahrh. v. Chr. hinaufreicht; jenes ist ferner schon vor 100 v. Chr. ganz vollendet, dieses in seiner Grundlage; über die Zeit der schriftlichen Abfassung der Veden wagen wir, da sie uns noch gar nicht zu Gebote stehen, noch kein Urtheil. Die übrigen literarischen Erscheinungen Indiens fallen ihrem Keim nach alle, ihrer Ausführung nach, zum Theil in diese Zeit; ihre Abschließung aber reicht bei dem größten Theil noch in eine weit spätere Periode; denn noch einmal wurde die ganze geistige Kraft des Brahmathums zum Widerstande aufgerufen. Sie hatten kaum den Sieg über den Buddhismus vollendet, den alten Zustand, so weit es ging, zurückgeführt, das intellectuelle Leben des Inderthums wieder in ihre Corporation gebannt, das Volk in geistige Unfreiheit und Abhängigkeit von sich zurückgestoßen, als ein neuer Stoß von Außen hereinbrach. Der Islam trat auf, nicht blos als eine äußerlich das Land erobernde Macht, sondern er wollte nur den Leib besiegen, um den Geist zu beherrschen. Die unzähligen Nachtheile, in denen die Angreifer zu den Vertheidigern standen, schon gleich durch ihr Grundprincip: Den Geist durch den Leib zu beherrschen, machten die Vertheidigung nicht so schwer; sowie denn auch der geistige Sieg in viel kürzerer Zeit als über die Buddhisten davon getragen wurde. Nationaler Unterschied, die beiweitem großartigere Tiefe der indischen Systeme traten dem Brahmathum hier schützend gegen den, seinem Princip nach, viel menschlicheren Islam zur Seite. Dennoch hatten die geistvollen und tief verständigen Brahmanen aus dem Kampf mit dem Buddhismus die Lehre gezogen, daß eine einzelne Geistesrichtung, wenngleich mit ganzer Kraft nach dem zu vertheidigenden Punkte hin concentrirt, doch nicht allein genügt; alle Fibern des Geistes müssen in der höchsten Thätigkeit sein, um einer Phase desselben den Sieg zu sichern. Unterliegt eine, so gehen alle übrigen mit zu Grunde. In diesem Kampfe erwachte Indiens geistige Kraft zum dritten Male; nachdem es den geistigen Sieg über den Islam davongetragen hatte, schlummerte es ein; seine physische Kraft war fast vollständig gebrochen, und ohne physische Kraft vermag auch der Geist nicht eine höhere Thätigkeit zu entwickeln. Ob dieser lange Schlummer Indiens geistige Kraft gestärkt hat, ob der sich nahende Kampf mit dem Christenthume in einer lebensvolleren Gestalt in die Geschichte treten, wie er enden wird — das sind Fragen, über welche erst die Zukunft richten wird.

Diese Bemerkungen setzen uns jetzt in den Stand über die einheimischen Quellen der indischen Geschichte ein Urtheil abzugeben. Die Elemente, welche die Möglichkeit einer spätern Geschichtschreibung gewähren, bestanden in ziemlich alter Zeit schon; allein in einer aus der indischen Geschichtsanschauung hervorgegangenen, sie für historische Forschungen, wenigstens in Beziehung auf ältere Zeiten, ganz unzuverlässig machenden Form. Schon in den Heldengedichten kommt die Sitte vor, daß jede Fürsten-

38) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dictionary. Preface. p. XXI. 39) Des Rama, südliche Grenze Indiens und Dekhans, Ceylon gegenüber. 40) Himalaya. 41) Verse aus Mâdhavas Sancara Vig'aja in *Wilson*, Sanscrit Dict. Pref. p. XVIII. 42) *Wilson* a. a. O. Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1835. Sept. p. 832. 43) *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. Dec. p. 1054.

familie einen Guru (Hauspriester) hat, dem die Verpflichtung obliegt, den Stammbaum derselben, sowie ihre Geschichte zu kennen. So erzählt Vasishthas bei der Hochzeit des Râmas seinen Stammbaum, und führt ihn bis zum Brahma [44]), ebenso Janacas selbst den seinigen [45]). Diese Sitte besteht selbst jetzt noch, und die in den Fürstengeschlechtern erhaltenen Stammbäume steigen gewöhnlich sehr hoch hinauf, verdienen aber, mit Ausnahme weniger dem Inhaber vorhergehender Geschlechter, so gut wie gar keinen Glauben [46]). Daß dennoch manches in ihnen von Nutzen sein kann, versteht sich von selbst; daher ihre Sammlung sehr verdienstlich [47]). Dieses allgemeine Urtheil gilt natürlich auch für viele in Inschriften bewahrte Genealogien. Außer den Genealogien werden auch wol andere Elemente aufgezeichnet sein; aber auch diese gingen in der corrumpirenden Geschichtsanschauung auf. Um die Zeit des Buddhismus fängt die Geschichte an sicher und zusammenhängend zu werden, und wenn die Brahmanen nicht gestissentlich alle von jenen ausgegangenen Documente zerstört hätten, würden wir wenigstens von 325 v. Chr. an sicher eine vollständig zusammenhängende Geschichte Indiens bei kritischer Behandlung gewinnen. So müssen wir bei dem aus Indien vertriebenen Buddhismus spärliche Fragmente zusammenbetteln, welche aber selbst so den scheinbaren Reichthum der Brahmanischen Literatur — in Bezug auf geschichtliche Erkenntniß — um vieles überwiegen. Ergiebig haben sich hier erwiesen die ceylonesischen Annalen. Diese beginnen ihre Geschichte mit dem Tage des Vollmondes im Monat Vaisakha (etwa Mai) des J. 543 v. Chr., welchen der ceylonesische und von Ceylon aus verbreitete Buddhismus als Todestag des Gautama Buddha ansetzt [48]), und führen alsdann die Geschichte des Buddhismus in Indien fort bis zu seinem unter Asoka stattfindenden Übergang nach Ceylon [49]) und Asoka's Tod (227 v. Chr.); ebenso enthalten sie in der Geschichte der spâteren Zeiten einige Andeutungen über Indien. Die Quellen dieser Annalen sind die heiligen Schriften der Buddhisten, deren eine Partie das Pitakattajan in der Palisprache mündlich nach Ceylon übertragen war, die andere die Atthakata in der singhalesischen. Schriftlich wurden beide erst, wie schon bemerkt, um 100 v. Chr. aufgezeichnet. Die beiden wichtigsten aus ihnen gestossenen Werke sind der Dipawanso und der Mahawanso, beide in Pali geschrieben, jener bis 302 n. Chr. fortgeführt [50]), dieser von Mahânâmo zwischen 459—477 n. Chr. abgefaßt; dieser letztere wurde von mehren Fortsetzern bis 1758 n. Chr. fortgeführt [51]). Von den übrigen Annalen ist erst wenig bekannt [52]), sie hatten aber keine andern Quellen als ebendiese. Der Mahawanso liegt uns bis zum J. 477 n. Chr. im Original und mit Übersetzung in der schon angeführten Ausgabe vor. Anderes, aber minder wichtig für Geschichte, wird uns von Tibet aus durch Csomas Körösi zugänglich gemacht; daß die Jainas, eine aus dem Buddhismus hervorgegangene Sekte in Indien, noch viel Werthvolles bewahren, bemerkt Tod und Webb [53]).

Die Zeit, als deren Charakter wir eine geistige Regeneration und daraus hervorgehende erneuete Ascendenz des Brahmathums annehmen zu müssen glauben, war zugleich die der Fälschung. Allein man konnte sich doch nicht ganz dem Einflusse des literarischen Lebens, welches einmal das Volk durchdrungen hatte, und somit einem stets darin involvirten, kritischen Moment entziehen; so werden auch die aus ihr hervorgegangenen Schriften manche historische Thatsachen, aber in falscher, verrückender Form enthalten. So z. B. die Purânâs in Gestalt von Prophezeihungen ꝛc. [54]). Die Legenden und historischen Thatsachen, welche sich an die bedeutenderen Heiligthümer knüpften, wurden nach und nach ebenfalls schriftlich abgefaßt, und mögen manches Wichtige enthalten; aber selbst hier werden wir dem Brahmathum mindere Glaubwürdigkeit zusprechen, als den von Buddhisten ausgegangenen Schriften. Auch Volkssagen und Volksgedichte werden in Zukunft nicht ganz zu verschmähen sein [55]); allein jetzt sind noch nicht Hilfsmittel genug da, um ihren Inhalt der hier überaus nothwendigen Kritik zu unterwerfen. Später wurden nach dem Muster Buddhistischer Annalen, vielleicht auch durch Einfluß griechischer Bildung, und endlich selbst arabischer Chroniken, von den Brahmanen Chroniken abgefaßt. Am bedeutendsten ist hier die Chronik von Kaschmir, Râjâ Taringiât, welche, ähnlich wie der Mahawanso, von einem, Mamens Calhâna, begonnen, und von mehren Andern fortgesetzt ist. Jener, welcher die Geschichte bis 1027 n. Chr. herabführt, führt seine Quellen an, welche beweisen, daß Indien keineswegs so sehr aller historischen Versuche baar war, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist [56]). Aber auch seine Quellen sind von der großen Corruption, welche den Brahmanischen Darstellungen anklebt, nichts weniger als frei. Dennoch ist durch Combination mit andern sichereren Notizen vieles daraus zu gewinnen [57]).

---

44) Râmâj. I, 70, 19—42. 45) Ebend. I, 71, 3 fg. 46) Asiatic Researches. XX, 1. Vgl. Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. 1, 1, 105. 47) *Fr. Hamilton*, Genealogies of the Hindus extracted from their sacred writings with an Introduction and Alphabetical Index (Edinburgh 1819). Unbedenklich wichtiger ist nach einigen Citaten zu schließen: Prinsep's Useful Tables. Part. II. Indian Chronological Tables; allein dieses Werk ist mir nicht zugänglich. 48) *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. July. p. 505. 49) Vgl. Gött. gel. Anzeigen. 1839. 98—100. St. 50) *Turnour* in Journ. of the Asatic Soc. of Bengal. Nov. 1838. p. 919 sq.

51) Vgl. *Turnour*, Mahâvanso, Introductory Essay und G. G. A. a. a. O. S. 972. 52) Vgl. *Turnour* a. a. O. und in der dritten Abtheilung dieses Artikels die Rubrik: Ceylon. 53) *Tod*, Annals of Rajasthan (Lond. 1829). I. Introd. p. VIII. bei *Turnour* a. a. O. p. L. 54) *Abel-Remusat* in Journal des Savans. 1838. May. p. 27. *Wilford* in Asiat. Res. VIII, 270. 55) *Tod* a. a. O. p. VIII sq. Nouv. Journ. Asiatique. 1828. T. I. p. 150. *Abel-Remusat*, Mélanges Asiatiques. I, 382. 56) *Wilson* in Asiat. Res. XV, 3. 57) *Wilson* a. a. O. p. 1—80. Der Text dieser Annalen ist in Calcutta erschienen; jedoch der Druck, so viel ich weiß, noch nicht ganz vollendet; die ersten sechs Bücher hat Troyer in Paris herausgegeben; mir steht in diesem Augenblick weder jene noch diese Aus-

Annalen von Orissa erwähnt Stirling [57]), scheint ihnen jedoch einen beiweitem höhern Werth beizulegen, als sie verdienen. Vieles hierher Gehörige enthält die berühmte Mackenzie-Collection [59]), von Andern werden Titel erwähnt [60]); manches werden wir selbst gelegentlich notiren.

Auf dieser Art Quellen beziehen sich viele von den Fragen, welche die Asiatic Society of Great Britain and Ireland zur Beachtung vorgelegt hat [61]).

Wichtiger als die allermeisten dieser indischen Darstellungsversuche geschichtlicher Momente sind für uns die Inschriften. Auch sie enthalten zwar vieles absichtlich Verfälschte, aber selbst in solchen Fälschungen mußten, wenn sie ihren Zweck erreichen sollten, die historischen Momente im Ganzen treu eingehalten sein. Leider gehen diese Inschriften nicht über das 4. Jahrh. v. Chr. hinaus, die meisten gehören sogar einer viel spätern Zeit an. Zum allergrößten Theil bestehen sie aus Schenkungsacten an Brahmanische Tempel [62]).

Nicht minder bedeutend sind die Münzen. Wie bei den Inschriften, hat sich auch hier James Prinsep die allermeisten und unsterbliche Verdienste erworben [63]).

Von den nicht einheimischen Quellen für die indische Geschichte sind es die alten classischen Schriftsteller des Occidents, welche uns entschieden beiweitem mehr Ausbeute gewähren, als alle nachfolgenden, Muhammedaner und selbst Europäer bis zu der Zeit, wo des großen William Jones Wirksamkeit begann. Die Data, welche sie mittheilen, sind nach den allgemeinen Regeln der Kritik zu beurtheilen.

Die Zahl der Werke, welche die ganze Geschichte Indiens darzustellen versuchten, ist bis jetzt sehr gering, nämlich *Mill*, History of British India Ed. 2. (Lond. 1820) 6 Voll. *Collin de Bar*, Histoire de l'Inde ancienne et moderne 2 Vol. (Par. 1814). *Marlès*, Histoire général de l'Inde ancienne et moderne 6 Vol. (Par. 1828); mir nicht zugänglich. *Maurice*, History of Hindostan ist nicht weit vorgerückt. Das neue große Werk von Montgomery Martin: The history and antiquities, Topography and Statistics of Eastern India, comprising the districts of Behar, Shahabad, Bhagulpoor, Goruckpoor, Dinagepoor, Puraniya, Rungpoor and Assam in relation to their Geology, Mineralogy, Botany, Agriculture, Commerce etc. Surveyed under the orders of the supreme government and collated from the original Documents at the East-India-House. Complete in 3 Voll. With numerous Plates, ist mir in diesem Augenblicke noch nicht zugänglich, wird mir aber noch im Verlaufe dieser Darstellung zukommen.

Bedeutend dagegen ist die Anzahl der Werke, welche sich auf einzelne Theile der indischen Geschichte beziehen. Wir werden sie an den betreffenden Stellen, so weit wir sie benutzen konnten, nennen.

Die Geschichte Vorderindiens zerfällt aufs Natürlichste in drei große Perioden. Die erste umfaßt die Zeit von der Festsetzung des Sanskritvolkes, der indischen arjâs oder vicas. an, bis zum Einfalle Alexander's des Großen. Es ist dies die Zeit der freien, durch keine friegerischen Operationen, weder von, noch nach Außen gestörten, Entfaltung des indischen Lebens. Die zweite Periode umfaßt die ganze Zeit der feindlichen und freundlichen Berührung mit nicht-indischen Völkern, bis zu dem Einfalle des Gaznewiden Mahmud, welcher die Unterwerfung von Indien unter fremde Herrschaft herbeiführte. Die dritte umfaßt die nach und nach vollständig werdende Unterjochung durch Fremde, und den Wechsel fremder Herrschaft in Indien, bis auf unsere Zeit. Die mittlere Periode begreift den Zeitraum von 327 v. Chr. bis 1001 n. Chr., also einen Zeitraum von etwas mehr als 1300 Jahren. Die vorhergehende, obgleich der Zeit nach nicht zu bestimmen, ist doch leicht zum wenigsten ebenso groß, wenn nicht noch größer gewesen, sodaß der Anfang der indischen Geschichte etwa 1600 v. Chr. zu setzen wäre. Die dritte von 1001—1839 n. Chr. ist nur etwa um 300 Jahre kürzer als jene beiden; bis sie sich ihrer Idee nach abschließt, und etwa eine höhere Regeneration indischen Lebens eintritt, mögen leicht diese vier Jahrhunderte noch hinzutreten.

---

gabe zu Gebote; allein letztere hoffe ich im Verlaufe der Abfassung dieses Artikels zu erhalten.

58) Account of Orissa in As. Res. XV, 256. Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. Sept. p. 756.

59) Vgl. über sie die Literatur bei Adelung, Bibliotheca sanscrita, Literatur der Sanskritsprache. 2. Ausg. (Petersb. 1837). S. 100. Ritter, Asien. IV, 2, 419. Fener Examination and Analysis of the *Mackenzie* Manuscripts deposited in the Madras College Library; by *Will. Taylor* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. Febr. 1838. p. 105 sq. March. p. 173 sq.; dann von demselben: Second Report or the Examination and Restoration of the m, m., ebendaf. May. p. 371 sq. June. p. 469 sq. Vgl. auch Gött. gel. Anz. 1830. 177. St. S. 1764.

60) *Ward*, View. IV, 428.

61) Abgedruckt in Nouv. Journ. Asiat. 1828. I. p. 152.

62) Über die Literatur derselben Adelung, Bibliotheca sanscrita. p. 92. 346. Seit der Zeit sind aber erst die alterbedeutendsten theils erst entdeckt, theils zuerst entziffert und zwar fast alle von James Prinsep; vom Jul. 1837 an findet sich fast in jedem Hefte des Journ. of the As. Soc. of Bengal hierher Gehöriges. Jacquet, welcher ein Corpus Inscriptionum herauszugeben beabsichtigte, ist in der hoffnungsvollsten Jugendblüthe vom Tode weggerafft.

63) Von den im Journ. of the As. Soc. of Bengal enthaltenen hierher gehörigen Aufsätzen sind mir folgende zugänglich: Vol. III. (1834. Jul.) S. 313—321, von Prinsep; (Sept.) S. 431—436, von Steen; ebendaf. S. 436—456, von Prinsep; (Nov.) S. 562—567, von Prinsep; (Nov. 1835.) Vol. IV. S. 621. On the connection of various ancient Hindu Coins with the Grecian or Indu Scythic series by *J. Prinsep*, fortgesetzt S. 664 (Dec.); Vol. V. (Jan. 1836.) S. 1 Masson; (Sept.) 537 Masson; 548 Prinsep; (Oct.) 637 Prinsep; (Nov.) 720 Prinsep; Vol. VI. (April 1837.) Specimens of Hindu Coins descended from the Parthian type and of the ancient coins of Ceylon. S. 288 Prinsep; Vol. VII. (1838. April), wo die überaus wichtige Entdeckung der alten Zahlzeichen und ihre Anwendung auf die Saurashtra-Münzen, S. 348 fg. (Mai) S. 419 Prinsep; (Juin.) S. 636 fg. Prinsep; auch die übrigen mir nicht zugänglichen Hefte dieses Journals enthalten vieles hierher Gehörige. Die Nachweisungen finden sich in Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige (Bonn 1828).

Erste Periode. Unangefochtene Selbständigkeit. Indien bis zum Einfall Alexander's des Großen.

Diese Periode ist bis etwa zwei Jahrhunderte vor der Grenze derselben fast in undurchdringliche Finsterniß gehüllt, und auch, was um diese Zeit beginnt, ist nicht mehr als eine trübe Dämmerung. Nur ein einzelnes Licht scheint einmal durch die tiefe Nacht her, weniger um sie zu erhellen, als um zu zeigen, wie dunkel sie sei.

In diese Zeit muß also zunächst die Einwanderung und die Festsetzung der indischen arjâs gefallen sein. Unsere Vermuthungen und die Gründe für dieselben haben wir schon angegeben. So wenig, als wir über diese Punkte zu einer Gewißheit gelangen können, ebenso wenig wird die Geschichte der Unterwerfung der indischen Urbevölkerung je klar zu machen sein. Früher schon [64]) glaubten wir nach einer Stelle in Manu's Gesetzbuch annehmen zu dürfen, daß die arjâs, von einem kleinen Landstriche ausgehend, sich in immer weiteren Kreisen ausdehnten, sodaß bis zur Zeit der Abfassung desselben — welche jedoch schon außerhalb der Grenzen dieser Periode liegt — der ganze Landstrich zwischen dem Vindhja- und Himalayagebirge und dem östlichen und dem westlichen Meer ein durch gemeinsame Herrschaft, Religion und Cultur verknüpftes großes Reich bildete. Dieses schließt keineswegs die Annahme aus, daß auch die angrenzenden Landestheile — Theile von Dekhan von dem jetzigen Afghanistan, westlich vom Indus und den Ländern jenseit der östlichsten Mündung des Ganges — mehr oder minder indischer Herrschaft unterworfen waren; doch dürfen wir nach jenen Angaben vermuthen, daß der Zusammenhang mit dem eigentlich indischen Wesen minder eng war. Nach den in der Vorbemerkung gegebenen Kriterien der einheimischen Quellen wird es uns, wenigstens bis jetzt nicht, in den Sinn kommen, auch nur das Geringste daraus für die Aufhellung der ältern Geschichte Indiens, blos auf ihre Autorität hin, zu entlehnen. Die Chronologie derselben, welche nachweislich falsch ist [65]), kann für jetzt in unsern Augen nichts, als eine priesterliche Zahlenspeculation sein, in welche bekannte Data vielleicht nach bloßer Willkür, eingeschoben wurden. Auch ist die uns vorliegende Zusammenordnung viel zu jung, um für die alte Geschichte in Anschlag gebracht werden zu dürfen.

Was die Verhältnisse dieser Zeit nach Außen hin betrifft, so werden wir dagegen der schon dem Megasthenes, zu Tschandraguptas' Zeit (von 312 v. Chr. bis 278 v. Chr.), gegebenen Versicherung Glauben schenken dürfen, daß weder die Inder Feldzüge gegen andere (außer Indiens Grenzen gelegene) Völker gemacht hätten, noch andere gegen sie [66]); ebenso wenig soll eine fremde Colonie von Außen her zu den Indern gekommen, oder sie selbst eine nach der Fremde entsendet haben [67]). Hierin liegt eine im Allgemeinen so ziemlich genügende Kritik der von andern Völkern erzählten Einfälle in Indien. Wie sie im Einzelnen modificirt werden zu müssen scheint, werden wir weiterhin sehen. In den mit Erweiterung der geographischen Kenntnisse der Griechen in stets entlegenere Regionen gerückten Zügen des Dionysos und Herakles hat man schon längst eine Verschwisterung griechischer und indischer Mythen erkannt, welche um und in Alexander's Zeit erst stattfand. Sowie der orgiastische Cult des Sivas zur Identification desselben mit Dionysos aufforderte, so ließen die Heldenthaten des Vishnu als Krishna in diesen den griechischen Herakles wieder erkennen [68]). Wir haben also hier nicht einmal alte rein-indische Mythen vor uns, und dürfen uns also desto eher für berechtigt halten, alles, was bei griechischen Schriftstellern von der Thätigkeit des Dionysos oder Herakles in Indien erzählt wird, ganz und gar zu übergehen.

Den Zug der Semiramis nach Indien erzählt mit großer Ausführlichkeit, dem Ktesias [69]) folgend, Diodorus [70]). Stabrobates, ein leicht in feine sanskritische Form zu übertragender Name: sthâvara (oder sthavira) patis, wörtlich Herr des Festen der Welt, soll damals Indien beherrscht haben. Der Name Sthawara erscheint in den indischen Genealogien bei Hamilton [71]). Er hatte eine unzählbare Armee und eine Menge Elefanten. Semiramis rüstete sich in Baktrien, und um den Schein zu haben, als ob sie auch Elefanten besitze, ließ sie die Häute von 30,000 schwarzen Stieren über Gestelle ziehen und ihnen die Gestalt von Elefanten geben; inwendig befand sich ein Mann und ein Kameel, durch welche sie in Bewegung gesetzt wurden. Drei Jahre gebrauchte sie zur Rüstung; sie hatte nach Ktesias 3,000,000 Fußgänger und 500,000 Reiter, sowie 100,000 Wagen, ebenso viele Kameelreiter und 2000 Flußschiffe. Stabrobates machte noch gewaltigere Rüstungen, warf der Semiramis die Ungerechtigkeit ihres Angriffs vor, und drohte sie ans Kreuz schlagen zu lassen, wenn er sie besiegt hätte. Allein in der ersten Schlacht beim Übergange über den Indus trug Semiramis den Sieg davon. Sie bewerkstelligte nun den Übergang; in einer zweiten Schlacht aber wurde sie vollständig überwunden, und verlor bei ihrem Rückzuge über den Indus zwei Drittheile des Heeres. Nach Andern entkam sie nur mit 20 Mann [72]). Stabrobates überschritt den Indus nicht, sondern die Gefangenen wurden ausgewechselt und der Friede hergestellt. Megasthenes, welcher in den überlieferten Sagen des Occidents sehr befangen gewesen zu sein scheint, und vielleicht, ähnlich wie Wilford, manches zu unwillkürlicher und willkürlicher Mischung von diesen und indischen Angaben beigetragen haben mag [73]), scheint die Überlieferung

64) Abschnitt 3, S. 15. 65) Man vergleiche nur die Angaben der Puranen über die Zeit des Tschandraguptas, welche ihn um fast 1200 Jahre höher hinauf rücken, als er wirklich lebte. 66) Bei *Arrhian*, Ind. 5 vgl. 9 und *Strab.* XV, 1, 7. p. 687. 67) *Diod. Sic.* II, 38.

68) Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. I, 148 und sonst vielfach; vgl. jedoch Stuhr, Sternkunde der Chinesen und Inder, S. 17. 18 und Pott's richtige Bemerkung: Etymologische Forschungen. I, LXXVIII. 69) *Diod. Sic.* II, 17. Vgl. *Bähr* in *Ctesiae Cnidii* Opp. Rell. 413. 70) a. a. O. 16 fg. Vgl. *Justin.* I, 2, 9. 71) Genealogies. p. 115. 72) *Strab.* XV, 2. §. 5. p. 722. *Arrh.* Exp. Alex. VI, 24, 4. 73) *Strab.* XV, 1. §. 7. p. 687.

von diesem Zuge der Semiramis mit der Erklärung der Inder, daß sie vor Alexander keinen Angriff von Außen erlitten hätten, dadurch haben vereinigen zu wollen, daß Semiramis zwar den Entschluß gefaßt hätte, Indien anzugreifen, aber gestorben sei, ehe sie ihn hätte ausführen können [74]). Ich glaube kaum, daß wir in dieser ganzen Sage mehr als den von Ktesias mitgetheilten Auszug irgend eines asiatischen Heldengedichtes besitzen, welches die Wunderthaten der in ganz Asien vielbesungenen Semiramis verherrlichte. Ich will hier nicht mit Entschiedenheit mich der Ansicht anschließen, daß sie eine rein mythische Fiction sei, aber noch weniger kann ich begreifen, wie A. W. von Schlegel aus dem Grunde, weil man in Oberarmenien die Ruinen einer Stadt (Van) entdeckt hat, welche bei armenischen Schriftstellern den Namen Shamiramakert (Stadt der Semiramis) führt [75]), schließen kann, daß die Mittheilungen über den Zug der Semiramis gegen Indien historischen Werth haben [76]). Denn selbst zugegeben, daß solche und ähnliche Data für eine historische Persönlichkeit der Semiramis entscheiden könnten, was ich jedoch noch sehr in Abrede stellen muß, so liegt doch zwischen Armenien und Indien noch ein sehr bedeutender Zwischenraum. Eher würde ich mich noch auf die alte von Plinius und bei Stephanus überlieferte Tradition berufen, welche die Gründung der Stadt Kophen (Khipin oder Kipin bei den Chinesen) [77]) in Arachosien der Semiramis zuschreibt [78]). Wenn in so alter Zeit vom assyrischen Reich aus ein Zug (ob der Semiramis, bleibt ungewiß) gegen den untern Indus unternommen ward, so dürfen wir der Sage, welche ihn vollständig mislingen läßt, Glauben schenken. Denn sie findet ihre Bestätigung in dem später ebenfalls mislungenen Zuge des Cyrus und der Natur des Landes — der gedrosischen Wüste — welche zu diesem Zwecke hätte durchzogen werden müssen. Dagegen ist es aber auch so ziemlich gewiß, daß durch eine kriegerische Unternehmung die Grenzen des assyrischen Reiches bis zum obern Indus ausgedehnt wurden [79]).

Gar keine historische Wahrscheinlichkeit hat der angebliche Zug des Sesostris. Nach Diodor [80]) hätte dieser nicht blos die später von Alexander dem Großen eingenommenen Länder erobert, sondern wäre sogar noch östlicher, jenseit des Ganges, bis zum Meer vorgedrungen. Megasthenes, sonst keiner der Ungläubigsten, leugnet diesen Zug vollständig [81]), und auch wir halten ihn, so lange uns nicht ägyptische Quellen eines Besseren belehren, für eine baare Erfindung ägyptischer Priester. Mit Andern [82]) Einiges durch Deutung retten zu wollen, würde zu einer subjectiv-willkürlichen Behandlung der Geschichte führen.

Die ältesten Spuren einer Berührung Indiens und des Occidents liegen in dem Berichte von dem phönizisch-jüdischen Handelsverkehr mit Ophir unter König Salomo (um 1000 v. Chr.) und in zwei Wörtern, welche schon im Homer vorkommen, also zwischen 800 und 900 v. Chr. Was jenen betrifft, so wird in der Bibel bekanntlich ein Land אוֹפִיר, אוּפִיר oder אוּפַז erwähnt, wohin Salomo's Schiffe, in Verbindung mit phönizischen, von den idumäischen Häfen am arabischen Meerbusen, Elath und Ezjongeber, ausfuhren, und von dort, nach dreijähriger Reise zurückkehrend, Gold, Edelsteine, Sandelholz (?), Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen heimbrachten. Nachdem die Untersuchung, wohin dieses Land Ophir zu setzen sei, lange auf die verschiedenartigste Weise hin und her schwankte, hat sie sich endlich, vorzüglich durch die treffliche Behandlung von Gesenius [83]), so weit sirirt, daß sie nur noch zwischen Indien und einer südlicheren Provinz Arabiens wählen zu müssen glaubt. Uns scheinen jedoch die schon von Gesenius für Indien angegebenen Gründe mit ziemlicher Entschiedenheit nach dieser Seite hin den Ausschlag zu geben, sowie denn auch Ritter sich für diese Annahme erklärt, indem er zugleich auf seine Behandlung der Ophirfahrt bei Arabien verweist [84]). Wir werden daher im Folgenden fast nichts zu thun haben, als die von Gesenius geltend gemachten Gründe schärfer zu bestimmen, und im Einzelnen zu sichern, um auf diese Weise die ganze Untersuchung zum Abschluß zu bringen, was uns hoffentlich auch gelingen wird. Zunächst entscheiden nun für Indien die Namen der von dort geholten Producte. Der Affe wird קוֹף genannt, welches, wie Gesenius schon bemerkt, das sanskritische kapi ist [85]). Ein anderes der von dort gebrachten Producte ist ein in Scheiten herbeigeführtes Holz, wie aus dem Beisatze des Plurals עֲצִים (Hölzer), und daraus, daß es selbst stets pluraliter bezeichnet wird, hervorgeht. Genannt wird es אַלְגֻּמִּים und אַלְמֻגִּים [86]). Man erklärt es gewöhnlich durch Sandelholz, allein diese Erklärung hat bis jetzt keine entschiedene Stütze, weswegen auch Andere Anderes vorschlugen. Gesenius [87]) sucht diese dadurch zu schaffen, daß er es für eine Zusammensetzung aus dem Semitischen Artikel al und dem sanskritischen muk'a (zu sprechen: mutscha) erklärt. Allein abgesehen davon, daß schwerlich die Juden dieses palatale k' durch ג wiedergeben konnten, wird muk'a, wenigstens bei Wilson [88]), gar nicht durch Sandelholz erklärt, sondern es ist daselbst: Bombax heptaphyllum und morunga hyperanthera. Dennoch will ich übrigens nicht abstreiten, daß es vielleicht Sandelholz wirklich bezeichnete, da ein damit zusammenhängendes Wort: mök'á'a, diese Bedeutung hat. Ich halte die Form אַלְגֻּמִּים für die ursprüngliche und

74) Bei *Arrh.* Ind. 5. *Strab.* XV, 1. §. 6. p. 687. 75) Vgl. *St. Martin*, Notice sur le voyage littéraire de M. *Schultz* en Orient et sur les découvertes, qu'il a faites récemment dans les ruines de la ville de Semiramis en Arménie in Journ. des Savans. 1828. Août. p. 451 sq. 76) A. W. v. Schlegel in Nouv. Ann. des Voy. 1838. Nov. p. 153. Vgl. übrigens auch seine frühere Erklärung in Ind. Bibl. I, 153. 77) Foë koue ki. ch. IV. p. 22. Not. 78) *Plin.* N. H. VI, 25 (23). Vgl. *Steph. Byz.* p. 98. 79) Vgl. *Arrh.* Ind. 1, wornach die Assakanen zwischen dem Indus und Kophen den Assyriern unterworfen waren. 80) I, 55. 81) Bei *Arrh.* Ind. 5. *Strab.* XV, 1, 6. p. 687. 82) v. Bohlen, Das alte Indien. I, 121. Ritter, Asien. IV, 1, 442.

83) In dieser Encyklop. 3. Sect. 4. Bd. S. 201 fg. 84) Asien. IV, 1, 442. 85) Man vgl. auch Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 270. 86) Gesenius, Hebr. Ler. u. d. W. 87) Encyklop. a. a. O. 88) *Wilson*, Sanscrit. Dict. u. d. W.

erkläre sie für einen Semitisch geformten Plural des sanskritischen aguru, welches auch agaru heißt, und das bei den Alten so hochgeschätzte wohlriechende Aloeholz (Agallochum aquilaria) bezeichnete [89]). Für meine Erklärung spricht Folgendes: Bei der nahen Verwandtschaft des r und l, welche in den indischen Volksdialekten insbesondere die Wandlung von sanskritischen r in l herbeiführte (wie z. B. in den Inschriften des Asoka, wo die von Cuttack lâg'â für râg'â und anderes der Art hat), konnte sich aguru in agulu und agaru in agalu verwandeln. Daß dies mit letzterem wirklich geschehen sei, beweist das griechische daraus hervorgegangene *ἀγάλλο-χον* [90]), welches zugleich zeigt, daß das Aloëholz unter seinen indischen Namen dem Occident schon im Alterthum bekannt war. Nun finden wir ferner eine eigenthümliche Transposition in den sanskritischen Volksmundarten, welche insbesondere bei Sylben mit r vorkommt. Durch sie entstand z. B. aus dem alten sanskritischen Namen der Stadt Benares: varan'asî, durch Umsetzung in vanarasi die neue Form [91]). Ganz ebenso konnten die sanskritischen Formen agulu (für aguru) und agalu (für agaru) sich in alugu oder alagu umsetzen. An eine von diesen, nach Analogie des griechischen *ἀγάλλο-χον*, wahrscheinlich an alagu, für agaru, schließt sich nun das hebräische אֲלִגֻּמִּים, woraus durch Umsetzung, um die sich zu nahe stehenden מ aus einander zu bringen, eine Nebenform אַלְגֻּמִּים entstand. Danach bedeutet dies also Aloëholz. Hiergegen könnte man vielleicht einwenden wollen, daß die Juden einen andern Namen für Aloë haben, welcher ebenfalls dem sanskritischen agalu für agaru entlehnt und im Plural gebraucht, אֲהָלִים lautet [92]). Dieser Einwand ist aber zu unbedeutend; denn die Juden brauchten denselben Gegenstand nur durch zwei verschiedene Vermittelungen kennen gelernt zu haben — hier z. B. also etwa durch die eigene Ophirfahrt, und dann durch die ebenfalls mit Indien handelnden Araber — um zwei verschiedene, aber aus derselben Grundform hervorgegangene Namen zu erhalten. Wir sehen grade bei diesem Product dieselbe Erscheinung im Griechischen, wo neben *ἀγάλλο-χον* ebenfalls die aus אהל entlehnte Form *ἄλόη* besteht [93]). Ein anderer von Ophir mitgebrachter Gegenstand sind תֻּכִּיִּים: dafür, daß man dies mit Recht Pfauen überträgt, entscheidet das daraus hervorgegangene griechische *τάως*, eigentlich *ταὼς* [94]). Nach Gesenius' Bemerkung heißt nun im Malabarischen der Pfau togei, wo wir also fast dieselbe Form, wie im Hebräischen haben. Es ist dies um so wichtiger, da wir weiterhin grade nach der Küste Malabar Ophir werden verlegen müssen. Das malabarische Wort ist ohne Zweifel aus dem gleichbedeutenden sanskritischen çikhin, im Nominativ çikhî, gebildet, sodaß also der Übergang des ç in t (hebr. ת), welchen ich sonst noch nicht zu belegen weiß, sich grade in Ophirs Localität findet, und also seine Berechtigung in der noch jetzt daselbst herrschenden Volksmundart findet. Endlich holten die Juden von Ophir שֵׁנְהַבִּים, Elfenbein; daß das erste Wort dieser Composition das Semitische שֵׁן, Zahn, sei, versteht sich von selbst. Danach durfte man schon vermuthen, daß im zweiten ein Name des Elefanten stecke, sodaß das Ganze höchst bezeichnend wörtlich Elefantenzahn hieße. Diese Vermuthung wird sogleich noch wahrscheinlicher durch die chaldäische Übertragung שֵׁן דְּחִל, wo חִל das, in mehre Semitische Dialekte übergegangene, sanskritische pilu Elefant ist. Bekanntlich ist nun das hebräische ה der Artikel, welcher in andern Semitischen Sprachen al und ähnlich lautet. Nun erscheint ferner schon im Homer und dies ist das eine der oben angedeuteten Homerischen Wörter, *ἔλεφας* völlig in derselben Bedeutung, wie hebräisch שֵׁנְהַבִּים, nämlich Elfenbein; erst später erhielt es auch die Bedeutung Elefant. Nehmen wir in *ἔλεφας* das anlautende *ἐλ* für Repräsentanten des Semitischen Artikels al, so ist die Form *ἐλεφας*, abgesehen von der gräcisirten Endung, *ἐλεφα*, identisch mit dem hebräischen הַב in הַבִּים. Nun heißt im Sanskritischen der Elefant ibha, woraus mit Semitischem Artikel al-ibha werden mußte. Daß davon hebräische הִב (für הִלְב), sowie griechisch *ἐλέφ-ας* nur, sehr leicht denkbare, Umformungen sind, bedarf keiner Bemerkung [95]).

So steht es denn fest, daß die von Ophir geholten Producte größtentheils wenig aus den indischen Formen entstellte Namen haben, und es ist demnach keine Frage mehr, daß eine Verbindung mit Indien um 1000 v. Chr. bestand, und daß die Phönizier entweder von dem arabischen Meerbusen aus bis Indien selbst segelten, oder bis zu einem Orte, wohin indische Waaren entweder von den Indern selbst gebracht wurden, oder von einem, zwischen den Indern und den Phöniziern die Vermittelung bildenden, Volke, also etwa den Arabern. Für letztere Ansicht läßt sich, da alle sonstigen für Ophirs Versetzung nach Arabien geltend gemachten Gründe schon in dem bisher auseinandergesetzten ihre Widerlegung finden, nichts weiter anführen, welches von einigem Gewicht wäre, als die in der geographischen Urkunde (1 Mos. 10, 29) vorkommende Erwähnung Ophirs bei Seba unter Völkern und Provinzen der Joktaniden. Allein hiergegen bemerkt schon Gesenius [96]) im Allgemeinen nicht mit Unrecht, daß der Verfasser dieser Genealogie Ophir als eine von den Joktaniden abstammende Colonie in Indien betrachtet haben konnte, grade wie er Tarsis mitten unter griechischen Ortschaften aufführt (V. 5), und Babylon als eine kuschitische Pflanzung betrachtet (V. 7 fg.). Ich will noch dazu bemerken, daß an derselben Stelle mit Ophir auch Chavila genannt wird, und dem Lande gleiches Namens, welches 1 Mos. 2, 11 vorkommt, haben wir nach einer oben schon geführten Untersuchung ebenfalls eine Stelle, wenigstens in der Nähe von Indien, anweisen zu müssen geglaubt. Allein diese ganze Genealogie bedarf noch viel

89) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. 90) Vgl. Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 143 und Nachträge dazu. 91) Man vgl. über diese Transposition Höfer in der Rec. von *Lassen*, Institutt. Ling. Praecrit. in den Berl. Jahrbb. für wissenschaftl. Kritik. 1839. Jan. und Lassen im angef. W. S. 212. §. 44. 92) Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 148. 93) a. a. O. 94) Vgl. den nächstens erscheinenden zweiten Bd. des eben angeführten Werkes u. d. W.

95) a. a. O. I, 46. 96) Encyklop. a. a. O. S. 208.

genauerer Untersuchungen, als ihr bis jetzt zu Theil geworden sind; der Verfasser derselben ist über mehres selbst nicht sicher; so z. B. über Chavila sowol, als Seba; beide zählt er zuerst (V. 6) zu den Kuschiten, und später zu den Joktaniden; ich weiß nicht, ob ich zu weit gehe, wenn ich vermuthe, daß in Beziehung auf Chavila vielleicht die alte Ansicht dazu beitrug, welche die Inder mit den Äthiopern identificirte (vgl. weiter unten über die zwiefache Theilung der Äthiopen). Überhaupt darf man ferner bei den verschiedenen Verfassern der biblischen Schriften nicht eine und dieselbe geographische Kenntniß oder Anschauung voraussetzen. Daher würde, selbst wenn der Verfasser dieser Genealogie wirklich Ophir und Chavila nach Arabien versetzte, dies doch nichts gegen eine richtigere Ansetzung desselben in Indien entscheiden. Es konnten Umstände eingetreten sein — und sie sind es gewiß — welche die richtige Meinung über die Lage von Ophir nach Salomo's Zeiten verdunkelten, und grade dahin wirkten, daß man glaubte, Ophir läge in Arabien. Denn der directe Handel der Phönizier mit Ophir hörte nach Salomo's Tod und dem Verlust von Elath und Eziongeber nach und nach wieder auf, und die indischen Producte mögen von da an durch Araber (Joktaniden) herbeigeführt sein. Wenn das Chavila, welches 1 Mos. 2, 11 erwähnt ist, und die beiden in dieser Genealogie vorkommenden als identisch zu fassen sind, so mag dessen Zusammenstellung mit Ophir vielleicht nur darauf beruhen, daß beide als sehr goldreich in den Sagen und der überlieferten Geschichte erscheinen.

Gegen die Annahme, daß Ophir in Arabien zu suchen sei, spricht aber mit Entschiedenheit, und ist auch schon von Gesenius geltend gemacht, die lange Dauer der Ophirfahrt; drei Jahre konnte eine Hin- und Rückreise innerhalb des arabischen Meerbusens nicht dauern. Hiernach dürften wir nun schon den kühnen und unternehmenden Phöniziern mit Sicherheit zutrauen, daß sie, da sie einmal indische Producte einführten, nicht geruht hätten, bis sie sie aus der ersten Hand empfingen, also nach Indien selbst gekommen wären. Allein es tritt endlich noch ein bedeutendes Moment hervor, welches diese Annahme zur Gewißheit erhebt. Es lassen sich nämlich Namen für und in Indien nachweisen, welche sich mit Leichtigkeit mit der jüdischen Form אוֹפִיר vereinigen. Auch diesen Punkt hat schon Gesenius hervorgehoben, und wir werden nur manches fester zu fassen haben. Zunächst übertragen die LXX. diesen Namen durch Σουφίρ, Σουφείρ, Σωφίρ, Σωφείρ, Σωφαρά, Σωφηρά, und daß sie, wie auch Josephus ausdrücklich von sich angibt, Indien darunter verstehe, zeigt der Umstand, daß Sophir der koptische Name für Indien ist. Nun erscheint auf der Westküste Indiens ein ganz ähnlicher Name einer Stadt. Ptolemäus schreibt ihn Σουπάρα (in dem Msept. Coislin. Σούππειρα). Arrhian Ὄππαρα, Abulfeda (nach Edrisi) Sufâra und Sofâla. Letzterer fügt zugleich hinzu, daß es eine an Häusern und Einwohnern reiche Stadt sei, mit Märkten und Wasserkanälen, und einen Hafen mit Fischfang und Perlenfischerei habe [98]). Ebenso

97) Diese, sowie die übrigen angeführten Stellen sehe man bei Gesenius a. a. O.

tisch damit ist das Sefareh, welches im Gegensatze zu Sefareh el Zinge, bei den arabischen Schriftstellern den Beisatz el Hinde erhält [99]). In Bezug auf diese Stadtnamen entsteht aber sogleich eine bedeutende Schwierigkeit. D'Anville [100]), gestützt auf die bedeutende Namensähnlichkeit, identificirt mit allen diesen Stadtnamen das jetzige Sifferdam, auch Siferdan und Sefer genannt, welches in der Nähe von Goa liegt. Allein Ptolemäus setzt sein Σουπάρα nördlich vom Fluß Goaris; letzterer Name entspricht ohne allen Zweifel dem sanskritischen gauri, welches im Sanskrit wirklich als ein Flußname angegeben wird, ohne daß jedoch bis jetzt bestimmt wäre, welchem heutigen Namen er entspräche [1]). Da aber nun Ptolemäus von Namadus (= sanskritisch narmada, jetzt Nerbuda [2]) an nach Süden hin den Goaris zunächst erwähnt, den Tapti (Tapati) aber unmöglich übergehen konnte, so muß sein Goaris mit diesem identisch sein [3]), folglich sein Σουπάρα beiweitem nördlicher als Sefer liegen, etwa in der Gegend des heutigen Surate, wie Vincent [4]) annimmt. Wir sehen hier identisch scheinende Namen durch einen höchst bedeutenden Zwischenraum getrennt, und unsere Untersuchung scheint auf den ersten Anblick in eine mißliche Lage zu gerathen. Die bemerkte Namensähnlichkeit ist so groß, daß man sie nicht grade zu, als Basis einer Untersuchung, verwerfen darf. Denn, bei der Stabilität des Orients im Ganzen und vor allen Indiens, wäre es nur eins von den unzähligen Beispielen, wo Namen Jahrtausende überdauert haben. Andererseit ist es aber auch sehr gewagt, Ptolemäus, welcher insbesondere für Indiens Geographie ganz ausgezeichnete Quellen vor Augen hatte, wie seine Darstellung durchgängig zeigt, einer Ungenauigkeit zu bezüchtigen. Ich glaube, wir werden eine Lösung leichter finden, wenn wir erst das sanskritische Wort angeben, welches in den bis jetzt besprochenen Namen zum Theil entstellt erscheint. Gesenius (a. a. O.) denkt an ein sanskritisches uppara (superior), ein Wort, welches zwar bis jetzt noch nicht nachgewiesen ist, allein in der Form upara (man vgl. upari) nicht unmöglich wäre. Dagegen spricht aber die Schreibweise bei Ptolemäus (welcher, wie alle seine Namen zeigen, Quellen folgt, welche von einem des Sanskrits und des Griechischen zugleich Kundigen ausgegangen sein müssen), sowie die der Araber, insbesondere des Edrisi — wenn wir die Identität der Namen, obgleich wir über die Identität der Orte zweifelhaft geworden sind, noch festhalten wollen — dafür, daß das anlautende s nothwendig bei der Erklärung der Form berücksichtigt werden müsse. Alsdann aber entspricht das Ptolemäische Σουπάρα von Laut zu Laut einem sanskritischen supâra. Auch dieses Wort ist zwar im Gebrauch noch nicht nachgewiesen, allein seine Composition aus su, schön, gut, und pâra, Küste,

98) Vgl. *Vincent*, Periplus of the Erythrean Sea. II, 383. Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II, 137, welcher sofal 'l Hind und Sofalo azzenj schreibt. 99) Antiquité de l'Inde. p. 104.

1) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. *gaura*. 2) Ritter, Asien. IV, 1, 568. 3) Vgl. auch Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1, 139. 143. 4) a. a. O. II, 385.

ist so einfach und regelrecht, daß sein einstmaliges Dasein gar nicht zu bezweifeln ist. Treten uns doch auch sonst Tag für Tag sanskritische Wörter in Schriften und Inschriften entgegen, welche in den Sanskritwörterbüchern nicht angemerkt sind. Fassen wir supâra als Compositum Bahuvrihi [5]), so hieße es schöne Küste habend, als Karmadharaja [6]), die schöne Küste. Für letztere Erklärung spricht die Analogie des sanskritischen Namens von Surate, in dessen Gegend eben das Ptolemäische Σωπάτρα λάϱε. Dieser ist surâshtra [7]), welches eigentlich schönes Königreich, schönes Land heißt. Aber dieselbe Analogie hilft uns wol noch weiter. Der Name surâshtra bezeichnete früher ein großes Königreich [8]), wie denn schon die wörtliche Bedeutung desselben zu verstehen gibt. Jetzt ist er auf eine einzige Stadt Surate beschränkt. Wie wäre es? dürften wir für den Namen supâra ein ähnliches Schicksal annehmen? Auch von supâra ist, seiner wörtlichen Bedeutung nach, aber anzunehmen, daß es ursprünglich einen ganzen Landstrich bezeichnete, als eine einzelne Stadt; dafür spräche auch der Umstand, daß das koptische Sophir, wenn es wirklich hiermit zusammenhängt, ganz Indien bezeichnete, und Ophir selbst als Land, nicht als Stadt erscheint. Wäre es möglich, daß supâra einst den ganzen Küstenstrich von Surate an, bis etwa Goa bezeichnet hätte, und später dieser Name sich nur an zwei Endpunkten erhielt, in dem Ptolemäischen Supara bei Surate und dem Sefareh, Sofala ꝛc. der Araber in Süden? Ja läge nicht vielleicht noch eine Bestätigung dieser Ansicht in dem schon bemerkten Namen des nördlichen Theiles dieses Strichs surashtra, welcher so bedeutungsverwandt ist mit supâra? Hätten politische Umwandlungen die Veränderung der Bezeichnung schöne Küste in schönes Königreich herbeigeführt und auf die nördliche Gegend beschränkt? Man könnte auch noch an andere hypothetische Erklärungen denken, z. B. daß das südliche Sefareh ꝛc. vielleicht eine gleichbenannte Colonie des nördlichen sei; allein ich gestehe, anstatt diese unfruchtbaren Hypothesen zu häufen, lieber ein, daß ich die Schwierigkeit, welche in der Verschiedenheit der Lage des Ptolemäischen Supara und des Sefareh ꝛc. der Araber liegt, noch nicht mit Entschiedenheit zu lösen weiß. Allein die Versetzung des jüdischen Ophir nach Indien leidet dadurch gar nicht. Denn nach den früher dafür geltend gemachten Gründen wollten wir hier nur nachweisen, daß der Name אוֹפִיר ꝛc. sich mit in Indien vorkommenden verbinden lasse, und dieses ist sowol in Beziehung auf das Ptolemäische Supara, als das Sofâra des Edrisi ꝛc. recht gut möglich. Denn den Verlust des anlautenden s sehen wir auch in dem, mit dem Ptolemäischen supara, entschieden identischen Arrhianischen Υ̓́ππαρα, und bei der leisen Aussprache des indischen s im Anlaut, welcher auch dessen Verlust in altpersischen aidhus (für saindhavas) herbeiführte [9]), hat er gar nichts Auffallendes. Mag man nun mit mir vermuthungsweise annehmen, daß das sanskritische supâra einst einen Theil der Küste Malabar bezeichnete, und das jüdische Ophir ihm in diesem Umfange entspreche, oder, daß letzteres nur den Namen einer Stadt wiedergebe, welche entweder in der Gegend von Surate oder von Goa lag, wir haben doch in jedem Falle leicht mit Ophir zu vermittelnde Namen auf der nördlichen Hälfte der malabarischen Küste.

Nach allem diesem ist es keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die phönizisch-jüdische Ophirfahrt zur Zeit des Königs Salomo einen Punkt auf der Küste von Malabar zum Ziele hatte. Von dort wurden indische Producte geholt, und ohne Zweifel durch die Phönizier weiter nach Westen verführt. Darüber geben uns Homerische Wörter Zeugniß. Daß eine derselben ἐλέφας, Elfenbein, ist schon angeführt. Seine Semitisch-sanskritische Composition zeigt unwiderleglich, daß es von Indien her durch Vermittelung von Semiten — ohne Zweifel Phöniziern — nach Jonien und Griechenland kam. Wir dürfen also mit der größten Entschiedenheit die Ansicht zurückweisen, daß in der Homerischen Zeit das Elfenbein nur von Äthiopien her eingeführt sei [10]). Im Gegentheil erweist eben der Name, daß man die vorherrschende Zufuhr Indien verdankte. Der Gebrauch, welcher im Homer davon gemacht wird, zeigt, daß man schon ziemlich lange damit umzugehen gewohnt war. Man verstand die Kunst es zu zerfägen und zu drechseln [11]). Die mäonischen und karischen Frauen färbten es theilweise mit Purpur, wodurch die glänzende Weiße noch erhöht ward; und so verziert brauchte man es zu den Backenstücken am Geschirr der Pferde [12]). Das Brautbett des Ulysses, der Sessel der Penelope war damit eingelegt; der Palast des Meneläus glänzte von Gold, Silber, Elektrum und Elfenbein [13]). Obwol es für eine Kostbarkeit galt, mußte es doch schon in beträchtlichen Massen verwendet werden, da der Dichter sich eine ganz damit bekleidete Pforte, wenn auch nur eine sinnbildliche, vorstellen konnte [14]).

Das andere bei Homer vorkommende Wort ist κασσίτερος, Zinn. Auch dieses erscheint als ein sehr geschätztes Metall. Es wird zu kunstreichen Verzierungen verwandt [15]), sogar um einen Gegensatz zu Gold zu bilden [16]). Ihm entspricht sowol der Form, als der Bedeutung nach, sanskritisch kastira so sehr, daß entweder das indische aus dem griechischen, oder umgekehrt [17]), oder beide aus einem andern, welches für beide die gemeinschaftliche Mutter wäre, entstanden sind. Gegen die erste Ansicht spricht, um vieler anderer Gründe nicht zu gedenken, schon der Umstand, daß sich das griechische Wort als ein dem Griechischen fremdes erweist. Es läßt bis

5) *Bopp*, Gramm. crit. ling. Sanscr. reg. p. 667. 6) a. a. O. p. 670. 7) *Wilson*, Sanscrit Dict. u. d. W. 8) *Ritter* IV, 1, 514. *Manaert* V, 1, 125. 180. 9) Vgl. Abschnitt 1.

10) *Heeren* in Commentationes Societ. Reg. Scientiarr. Gottinq. XI, p. 64. *Schlegel* in Ind. Biblioth. I, 137. 11) Odyss. VIII, 404. 405. XIX, 56. 12) Il. IV, 141 sq. 13) Od. XIX, 55. 56. XXIII, 200. IV, 73. 14) Od. XIX, 562—565. 15) Il. XI, 25. 34. XXIII, 561. XVIII, 474. 565. 613. XX, 271. XXI, 592. 16) Il. XVIII, 575. XXIII, 503. Vgl. auch *Ritter*, Asien. IV, 1, 438. 17) Vgl. auch *Pott*, Etymologische Forschungen. II, 417.

jetzt keine Etymologie aus dem griechischen Sprachschatz zu, und das Suchen nach einer solchen wird auch schon deswegen für erfolglos zu erklären sein, weil sich in Griechenland gar kein Zinn findet. Was die zweite Ansicht betrifft, so wird sie schon dadurch sehr wahrscheinlich, daß Indien, insbesondere Hinterindien, einen großen Reichthum an Zinn enthält [18]). Dieses wurde gewiß schon in sehr alter Zeit zum Export auf die Märkte von Vorderindien gebracht. Dafür spricht ferner, daß auch Diodor Indiens Reichthum an κασσίτερος kennt [19]). Dafür endlich, daß es auch in späteren Zeiten nach dem Westen hin ausgeführt ward, entscheidet einer seiner Namen javanêsht'a [20]), das von den Javanas gewünschte. Der Name Javana bedeutet aber ursprünglich die seit Alexander's Zeit bekannter gewordenen Griechen, und wurde später auch auf andere westliche Völker übergetragen. Er war schon früher in ganz Asien zur Bezeichnung der Griechen gebraucht, und ging davon aus, daß die Asiaten zuerst mit dem Stamme der Jonier, Ἰάονες (hebr. יָוָן), in Berührung gekommen waren. Der Name Javanêsht'a kann diesemnach höchstens bis etwa um 300 v. Chr. hinaufreichen, und beweist, daß aus Indien um diese Zeit noch Zinn nach Westen ausgeführt ward, obgleich damals schon lange auch von Britannien her Zinn geholt ward [21]). Man kann daher aus dem Umstande, daß zur Zeit des Arrhianischen Periplus Zinn in Indien eingeführt ward [22]), keinen Grund gegen eine ältere und selbst gleichzeitige Ausfuhr entnehmen. Denn auch jetzt noch ist, trotz des großen Reichthums Hinterindiens an Zinn, der Bedarf desselben noch so groß, besonders in China, daß es einer der vorzüglichsten Ausfuhrartikel von Europa nach jenen Gegenden ist. So lange die Cassiteriden nicht entdeckt waren, mußte das indische Zinn natürlich beiweitem höher im Preise stehen und den weiten Transport lohnen. Da wir nun ferner festgestellt haben, daß Elfenbein schon vor der Homerischen Zeit aus Indien kam, so würde die zweite Ansicht über κασσίτερος noch wahrscheinlicher. Entscheiden dafür kann aber nur die Etymologie des sanskritischen Wortes kastira. Läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, daß dies ein echt indisches Wort sei, so ist auch keine Frage mehr, daß in der Homerischen Zeit dieser Handelsartikel, sowie sein Name κασσίτερος, aus Indien überkommen sei. Was nun diese Etymologie betrifft, so ist die von den indischen Grammatikern versuchte kaum der Erwähnung werth; sie leiten es von einer angeblichen Wurzel kas. geben, ab; auch wir gestehen gern keine, von allen Seiten gesicherte, geben zu können; dennoch aber hoffen wir zu beweisen, daß es ein echt indisches Wort sei. Kastira lautet mit der Sylbe kas an; dieser stellt sich gegenüber das so ziemlich gleichbedeutende kansa (white copper), dessen Wurzelform kans von dem kas und kastira nur durch Einschiebung des Nasals nach Art der siebenten Conjugationsclasse [23]), welche so oft erscheint, verschieden ist. Damit identisch ist kânsja (white copper). Daß dieses derselben Wurzel angehöre, läßt sich mit Leichtigkeit erweisen; ja ist ein bekanntes Suffix und in den kâns für kans ist das â durch Vriddhi gedehnt. So reducirt sich denn kansa und kânsja auf kas, also dieselbe Wurzelform, wie in kas bei kas-tira. Wohin setzen wir nun diese Wurzelform? Die indischen Grammatiker führen eine Wurzel kâs mit der Bedeutung leuchten [24]) an; da mit dieser der Bedeutung nach identisch ist kâç, und davon pra-kâça (das Leuchtende) wiederum ein sanskritischer Name für Zinn, kommt, so spricht diese Analogie dafür, daß wir auch kas in kas-tira, sowie kansa und kânsja zu kâs stellen. Daß diese Wurzelform mit langem â geschrieben wird, spricht gar nicht gegen diese Etymologie. Denn es ist längst bekannt, und ich könnte es leicht durch viele Beispiele feststellen, daß â nicht ursprünglich ist, sondern größtentheils aus einem frühern a entstand. Allein es zeigt sich von anderer Seite her eine Schwierigkeit. Es läßt sich nämlich beweisen — jedoch würde der Beweis hier zu weit führen — daß die angebliche Wurzelform kâs gar nicht organisch richtig ist, sondern durch eine, in den indischen Volksmundarten herrschende, Vertauschung von s mit ç [25]) eintrat. Wenn demnach kaç für kas in kastira als ursprüngliche Form zu setzen ist, so hätte, sobald tira an die Sylbe kaç trat, nach einem bekannten phonetischen Gesetz kashtira entstehen müssen, und ich kenne keinen Dialekt, in welchem sht in st übergünge. Auch diese Schwierigkeit wird sich uns durch Betrachtung von tira heben. Wie die indischen Grammatiker es erklären, finde ich nirgends angegeben. Ich halte es für ausgemacht, daß es das Wort tira ist, welches auch allein Zinn bedeutet. Da auch tivra so heißt, und v im Sanskrit häufig ausfällt [26]), so halte ich tira für eine bloße Nebenform davon; tivra heißt eigentlich scharf, und Zinn hat diesen Namen durch dieselbe Ideenassociation erhalten, durch welche Eisen im Sanskrit tikshna genannt wird; tivra sowol als tikshna kommen von der sanskritischen Wurzelform tig', schärfen. Da nun der erste Theil von kastira die Wurzelform kaç in der dialektischen Form kas enthält, der zweite den Namen des Zinns, tira, so halte ich das Ganze für eine Composition aus diesen Theilen, jedoch so, daß der erste auch ursprünglich eine Nominalform gehabt hätte, also etwa kasa tira als Karmadharaja gefaßt. Diese Form zog sich später in kastira zusammen. Über die Erklärung dieser Composition kann, wie ich nicht leugnen will, auch eine andere Ansicht geltend gemacht werden; aber die Nachweisung beider Theile als Namen für dasselbe, was kastira im Ganzen bedeutete, macht es unzweifelhaft, daß letzteres ein echt indisches Wort sei, und mehr haben wir an

18) Ritter, Asien. IV, 2, 77 fg. III, 800. 19) *Diod.* II, 36. 20) *Lassen*, Pentapot. p. 59. 21) *Herod.* III, 115. 22) *Arrh.* Peripl. c. 13. Vgl. *Vincent*, Peripl. II. App. p. 33.

23) Vgl. Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. 24) *Rosen*, Radd. sanscr. s. v. 25) Vgl. die in *Lassen*, Institut. Ling. Prace. App. p. 81 unter 5 angeführten Stellen. 26) Vgl. Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon an mehren Stellen, z. B. S. 17 und 357.

diesem Orte nicht nöthig. Vielleicht bezeichnete diese Zusammensetzung eine ausgezeichnetere Gattung von Zinn. Es ist sonach erwiesen, daß der Name kastira in Indien heimisch und nicht fremd ist. Daraus folgt, daß der griechische κασσίτερος von dort überkommen ist, folglich schon vor der Homerischen Zeit Zinn von Indien aus nach dem Westen gelangte.

Es ist somit entschieden festgestellt, daß schon um 1000 v. Chr. die Phönizier indische Producte von der malabarischen Küste holten und nach den ihnen westlich gelegenen Ländern verführten. Diese Feststellung berechtigt uns aber noch zu weitern Folgerungen. Die phönizisch-jüdische Fahrt nach Ophir war sicher nicht die erste, welche nach diesen Gegenden hin unternommen ward. Die Juden, deren erste und letzte Seefahrten unter Salomon stattfanden, hätten sich schwerlich, ja gewiß nicht, bei ihrem ersten Seefahrtsversuch sogleich zu einer so weiten Reise entschlossen — wenn sie nicht schon längere Zeit von den Phöniziern gekannt und vollführt gewesen wären. Wir irren daher schwerlich, wenn wir annehmen, daß die Phönizier nicht zuerst zu Salomo's Zeiten Gebrauch von den Häfen am arabischen Meerbusen machten; sie standen gewiß in ähnlicher, vielleicht für sie vortheilhafterer, Verbindung mit den früheren und selbst späteren Herren von Elath und Eziongeber. Diese Annahme ist um desto wahrscheinlicher, da die Phönizier bekanntlich ja selbst aus diesen Gegenden stammten. Hiernach müssen wir also annehmen, daß die Phönizier schon früher allein nach Ophir fuhren, ehe sie durch Salomon, ohne Zweifel, genöthigt wurden, auch einer jüdischen Flotte zu Geleitern zu dienen. Nun ist's aber ferner unnatürlich, anzunehmen, daß die Phönizier von selbst — mögen wir in ihnen noch so kühne Seefahrer erblicken wollen — ohne begünstigende Umstände, welche sie gleichsam so weit hin verlockten, eine derartige Fahrt unternommen hätten. Da nämlich Ophir auf der Küste Malabar liegt, so müssen wir annehmen, daß die Fahrt der Phönizier dahin nicht die arabischen, persischen, afghanischen, indischen ꝛc. Küsten entlang ging — sonst würde, wie in späteren Zeiten, wo lange nur diese Straße bekannt war, ein Hafen im Indusdelta den Haupthandelsplatz gebildet haben — sondern die Phönizier mußten, die regelmäßigen Monsuns benutzend, mitten durch das Meer von dem Ausgange des arabischen Meerbusens nach Ophir zu schiffen. Ein solches Wagstück konnten sie aber unmöglich unternehmen, ohne daß ihnen die Regelmäßigkeit der Monsun irgendwie mitgetheilt war. Es läßt sich nun zwar in der That vermuthen, daß der, für spätere Zeiten entschiedene, Handel der Araber nach Indien [27]) schon älter war; wäre er wirklich so alt, als die nachgewiesene Handelsverbindung der Phönizier mit Indien, so könnten sie es gewesen sein, welchen die Phönizier die Kenntniß der Monsun verdankten. Allein abgesehen von manchen andern Umständen, deren Auseinandersetzung hier zu weit führen würde, und die es unwahrscheinlich machen, den Arabern eine so alte und ausgedehnte Schifffahrt zuzutrauen, sind die directen Zeugnisse für Fahrten der Inder nach diesen westlichen Gegenden zu ebenso alt als für die der Araber nach Indien, ja sogar noch älter [28]), und wir dürfen daher Schifffahrten der Inder in die Gegend von Arabien zu ebenso hoch hinaufrücken, als umgekehrte von Arabern nach Indien [29]). Allein wir haben noch einen entschiedenen Beweis für eine ziemlich alte Schifffahrt von Indien nach Arabien zu. Am Eingange des arabischen Meerbusens liegt, als eine für den Handel mit Arabien sowol, als Afrika, gleich günstig gelegene Position, die Insel, welche den Griechen schon unter dem Namen Insel des Dioscorides bekannt ist. Zur Zeit des Arrhianischen Periplus werden uns als Mitbewohner derselben Inder ausdrücklich genannt [30]). Bochart war, so viel ich weiß, der erste, welcher die sehr richtige Bemerkung machte [31]), daß der griechische Name Dioscorides der Form nach identisch sei mit dem neuern Diu Zokotora, und Bohlen [32]) vermuthet weiter, daß dieser Name eine Verstümmelung des sanskritischen dvipa sukhatara [33]) sei, wörtlich: sehr glückliche Insel. Diese Vermuthung läßt sich zur höchsten Evidenz erheben; denn was zunächst die Verkürzung von dvipa in Diu betrifft, so zeigt sie sich auch sonst vielfach (z. B. Seren Div und Selen Diu für sanskritisch Sinhala Dvipa = Ceylon [34]); daß aber dieses Wort im Namen der Insel Dioscorides wirklich gelegen habe, beweist mit der größten Entschiedenheit der Umstand, daß der von da gebürtige Theophilus als von *Aitow* stammend bezeichnet wird [35]). Was ferner sukhatara, sehr glücklich, betrifft, so entscheidet für die Richtigkeit dieser Etymologie die bei den Griechen und zwar schon bei Agatharchides [36]) vorkommende Erwähnung glücklicher Inseln in dieser Gegend, welche, wie es bei Diodor [37]) heißt, als Schiffsstation für die nach oder von (die Stelle ist nicht ganz sicher) dem Indusdelta segelnden Schiffe diente. Diese Inseln erscheinen hier in einem mythischen Lichte, und sind geographisch nicht ganz fest fixirt. Später hieß Macaria die, jetzt Mazua genannte, Insel des rothen Meeres. Wenn es demnach gewiß ist, daß die Insel Dioscorides einen indischen Namen führt, so ist nur das Geringste von dem, was daraus folgt, daß die Inder in frühern Zeiten hierher schifften. Wir dürfen vielmehr sogar daraus schließen: zunächst, daß die Inder hierher eine Colonie geführt haben; wie hätte sich sonst in, von Indien so fernen, Gegenden der indische Name dieser Insel geltend machen können? ja noch weiter, die Inder müssen diese Insel zu einer Zeit in Besitz genommen haben, wo kein anderes Volk in dieser Gegend, auf keinen Fall Araber, zur See mächtig waren; denn eine solche Station würden die Araber unmöglich vor ihren Augen von den Indern haben besetzen lassen. Danach

27) Vgl. Heeren, Ideen. I, 3, 366 fg.

28) *Agatharchides* bei *Hudson*, Geogr. minorr. I, 66. 29) Heeren a. a. O. 30) *Arrh.* Peripl. mar. Erythr. c. 7. 31) Geographia sacra. I, 1, 436. 32) Vgl. Bohlen, Das alte Indien. II, 139. 33) Vgl. auch Pott, Etymologische Forschungen. I. p. LXXX. 34) Ritter IV, 2, 33. 35) Bohlen a. a. O. I, 380 und II, 140. 36) *Agatharchides* a. a. O. p. 65. 37) *Diod.* III, 47. Vgl. auch Ritter, Asien. IV, 1, 603.

müssen wir die Besetzung dieser Insel durch Inder ziemlich hoch hinaufschieben; wie hoch, dafür haben wir keine sichern Spuren; doch wird weiterhin zu Berücksichtigendes wahrscheinlich machen, daß sie schon vor die Homerische Zeit zu setzen sei. Dadurch wurde sie schon fast in dieselbe Zeit gerückt, in welche die Ophirfahrt fällt, und Inder, mit welchen die Phönizier in Dvipa Sukhatara zusammengetroffen wären, wären es alsdann gewesen, von denen die Phönizier die Regelmäßigkeit der Monsun erfuhren. Eine Schiffahrt der Inder nach dem Westen zu in so alten Zeiten anzunehmen, wird vielleicht manchen sehr kühn vorkommen. Allein ich glaube, daß wir überhaupt für die ältere Geschichte Indiens eine beiweitem größere Energie voraussetzen müssen, als sich später zeigt. Denn eine so hohe Stufe der Cultur, als die Inder ohne allen äußeren Einfluß erreichten, läßt sich nicht ohne bedeutende Kraftanstrengung gewinnen, und nehmen wir eine solche an, so läßt sich kaum wegleugnen, daß sie sich, bei der so günstigen Lage Indiens, auch in Handel und Schiffahrt einst thätig und höchst lebendig geäußert habe. Mit der ältesten und jugendlich kräftigsten Entwickelung des indischen Culturlebens mag daher schon indische Schiffahrt zusammenfallen und ihre Erweiterung bis zu der Einmündung des arabischen Meerbusens nach allem Vorherbemerkten nicht ohne Wahrscheinlichkeit bis um 1000 v. Chr. gerückt werden dürfen.

Von der Zeit an, wo die Inder eine Colonie in dvipa sukhatara, Dioscorides, gründeten, mußten sie, dafür entscheidet die Lage dieser Insel, nothwendig in Handelsverbindungen mit Arabien sowol, als Afrika treten. Diese Folgerung wird durch manche Punkte bestätigt, welche wir hier wenigstens andeuten müssen. Wir haben schon früher beiläufig erwähnt, daß das Sefareh oder Sofâla auf der Küste von Malabar von den arabischen Schriftstellern im Gegensatz zu einem gleichnamigen Orte auf der Küste von Zanguebar, welchen sie Sefareh el Zinge oder Sofalo azzenji schreiben, el Hinde genannt werde. Wir hielten es dort nicht mehr für der Mühe werth, anzumerken, daß auch dieser Ort in Afrika mehrfach für das jüdische Ophir erklärt ward, da die Unhaltbarkeit dieser Meinung schon von Gesenius gut erwiesen ist [38]). Allein die Übereinstimmung des Namens, sowie der eigenthümliche Gegensatz, in welchem beide Orte bei den arabischen Schriftstellern erscheinen — ein Gegensatz, welcher schwerlich erst von den Arabern aufgebracht, sondern wol schon aus ältern Zeiten überkommen ist — machen es mir höchst wahrscheinlich, daß beide Orte nicht durch Zufall in dieser Verbindung stehen. Da wir nun gesehen haben, daß die Inder, ohne Zweifel mit Hilfe des Monsuns, schon in alter Zeit nach dvipa sukharata fuhren, der regelmäßige Monsun sie aber noch viel leichter nach der Gegend, wo das afrikanische Sofâla liegt, tragen konnte [39]), da es ferner eine bekannte und durch jede Periode der Geschichte von Colonien vielfach bestätigte Thatsache ist, daß Colonien gern den Namen ihres Mutterstaates in ihre neue Besitzung tragen, so liegt der Gedanke nahe, daß das afrikanische Sofâlo oder Sefareh eine Colonie des indischen Supâra war, welches, als die Juden es besuchten, schon ein bedeutender Handelsstaat gewesen sein muß. Wenn diese Vermuthung nicht ganz grundlos ist, so erhalten wir dadurch zugleich einige Wahrscheinlichkeit dafür, daß derselbe indische Handelsstaat Supâra es war, welcher die Station dvipa sukhatara besetzte, und nun erklärt sich uns auch, warum die phönizisch-jüdische Fahrt dahin, und nicht nach einer andern Gegend Indiens ging. Wenn wir aber Sofâla in Afrika für eine indische Colonie nehmen, so sind noch weitere Folgerungen erlaubt. Zunächst liegt Sofâla westlich von Madagascar, und wenn die Inder sich dort festsetzten, so ist es an und für sich kaum glaublich, daß sie nicht auch eine Station auf dieser Insel gebildet hätten. Ich wage nun zwar nicht mit Entschiedenheit der von Langlois ausgesprochenen Vermuthung [40]), beizutreten, daß die im Harivança erwähnte Insel Ratnadvipa (die Perleninsel), welche der daselbst auseinandergesetzten Sage nach, von Harita beherrscht (colonisirt?) sein sollte, Madagascar sei, finde auch die Ähnlichkeit zwischen dem, daselbst als Namen der Einwohner angeführten, Madgura (eigentlich im Sanskrit Schellfisch) und dem jetzigen Namen der Insel (Madagascar etwa = sanskritisch madgura-kshêtra, Land der Madgura) keineswegs so einleuchtend, um darauf einen Schluß zu bauen — da die Sprache der Madgaschen, mir wenigstens, zu wenig bekannt ist, um die Übergänge nachzuweisen, und die Primärform weder im Sanskrit, noch in andern Sprachen, mit Sicherheit zu belegen ist — bin aber doch sehr begierig auf die von Langlois (a. d. St.) versprochene Nachweisung: „daß eine Menge Namen innerhalb dieser Insel und der östlichen Küste von Afrika wenig von ihrer reinen Form entfernte Sanskritwurzeln seien. Auch kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß man schon früher aus dem, dem kaukasischen ähnlichen, Bau der Madgaschen, sowie dem Umstande, daß sich eine den indischen Kasten nicht ganz unähnliche Volkseintheilung in Madagascar finden soll, einen alten Zusammenhang mit Indien vermuthete [41]). Wenn wir nun ferner die Entfernung der als indische Stationen so ziemlich gesicherten Punkte dvipa sukhatara. Dioscorides, und Sofâla (supâra) in Afrika berücksichtigen, und zugleich bedenken, daß Seefahrer, welche, den Monsun benutzend, mitten durch das hohe Meer steuerten, an ihre Fahrt zwischen Himmel und Meer wol auch eine neue die afrikanische Küste entlang geknüpft haben, so wird es gar nicht unwahrscheinlich, daß auch die ganze, an Gold und andern kostbaren Producten reiche, Küste Afrika's zwischen dem Cap Gardafui (Aromata bei den Alten) im Norden, und Sofâla im Süden von indischen Schif-

38) Encyklop. 3. Sect. 4. Bd. S. 201. 39) Vgl. noch *Vincent*, Peripl. I, 145. 146. 252. II, 383. Heeren, Ideen. I. 3. 360 fg., insbesondere 368. Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II, 138 fg.

40) Zum *Harivança* I. p. 408. 41) Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. II, 140. Vgl. Ukert, Vollständige Erdbeschreibung der Südhälfte Afrika's (Weimar 1825). II, 760.

fern besucht ward, und wol auch mit ähnlichen Stationen versehen war, wie jene Grenzpunkte dvîpa sukhatara und Sofâla, und vielleicht Madagascar. Hier würde uns Langlois' versprochene Nachweisung vielleicht zu größerer Sicherheit verhelfen. Für jetzt möge es nicht unbemerkt bleiben, daß sich die Habessinier selbst Indier nannten [42]). Wenn es hiernach wahrscheinlich ist, daß einst — die Zeit genauer zu bestimmen, als daß sie wenigstens über Agatharchides hinaufreicht, ist bis jetzt noch nicht möglich — Inder Dioscorides besetzten, und dahin, sowie nach Afrika, segelten, so wird uns dadurch vielleicht die beste Erklärung des so vielfach bestrittenen Homerischen *Αἰθίοπες τοὶ διχθὰ δεδαίαται κ.* zu Theil. Es ist wol zuerst keine Frage, daß die Griechen der Homerischen Zeit, sowie sie den Phöniziern nachweislich die indischen Producte verdankten, so gewiß auch die ersten dunkeln Nachrichten über die südlicheren Völker. Von ihnen mag sich auch die Scheidung der Äthiopier in westliche und östliche (*ὀνομάνου Ὑπεροίονος* und *ἀνιόντος*) herschreiben. Diese Scheidung in östliche und westliche kennt Herodot [43]) noch, und sowie seine östlichen Äthiopier ohne allen Zweifel entweder Inder selbst, oder eine den Indern nahe liegende Völkerschaft bezeichnen, so kann man Ähnliches auch schon von den Homerischen voraussetzen. Wenn man nun annimmt, daß, wie in spätern Zeiten, so auch zur Zeit der Blüthe des phönizischen Handels im rothen Meer, die Insel Dioscorides ein Hauptversammlungsort aller an das arabische Meer stoßenden Völker war, wie dies denn durch die ganze bisherige Entwickelung schon sehr wahrscheinlich wird, so war es eben hier, wohin 1) die alten Bekannten der Phönizier, die schwarzen Äthiopier, von der östlichen Küste von Afrika herkamen, vielleicht, wenn unsere Vermuthung, daß sich indische Stationen auf dieser Küste befanden, richtig ist, mit Indern gemischt, und 2) die der schwarzen Farbe wegen mit jenen, auch noch in späteren Zeiten, gradezu identificirten [44]) Indienfahrer. Jene hatten ihre Heimath im Westen von Dioscorides (*ὀνομάνου Ὑπεροίονος*), diese im Osten [45]). Genauer ausführen können wir diese Ansicht, welche sich der bei Strabon [46]) discutirten sehr nähert, hier nicht. Ist diese Erklärung richtig, so haben wir in ihr ein Zeugniß für die, ohnedies wahrscheinliche, Annahme, daß die Inder zu derselben Zeit schon, wo die Phönizier nach Ophir (supâra) fuhren, von derselben Küste bis Dioscorides segelten.

Unerwähnt dürfen wir aber ferner nicht lassen, daß man auch einige Spuren indischen Wesens, z. B. auffallend hindustanische Gesichtsbildung in Oman und dem südlichen Arabien will bemerkt haben, sowie denn die Alten arabische Inder erwähnen, und ein noch jetzt herrschender Sprachgebrauch die südlichen Araber gelbe Inder nennt [47]). Da nach der gegebenen Entwickelung ein alter Verkehr der Inder zur See nach diesen Gegenden hin sehr wahrscheinlich ist, so ist es auch sehr denkbar, daß sie eine oder die andere Station im südlichen Arabien gründeten. Wenn aber diese Vermuthung nur einige Wahrscheinlichkeit hat, so folgt daraus, daß die Araber zu der Zeit, wo die Inder in diesen Gegenden derartige Anlagen hatten, noch gar keinen nur irgend bedeutenden, Seehandel trieben. Auch diese Folgerung nöthigt uns indische Seefahrten in diese Gegenden hoch hinauf zu rücken. Im Allgemeinen will ich hier auch noch bemerken, daß mir der ganze Geist der indischen Geschichte höchst wahrscheinlich macht, daß die Inder zu keiner andern Zeit, als der ihres ersten Aufblühens und der um wenigstens $1^1/_2$ Jahrtausende späteren Vertreibung des Buddhismus eine Colonie in so weite Entfernung, als dvîpa sukhatara, Dioscorides, liegt, zu führen fähig waren. Durch das schnelle Aufblühen despotischer Königsmacht und priesterlicher Geistesknechtung wurde der freiere Aufschwung Indiens bald in enge Grenzen gebannt und von letzterer befreite, aber auch nur auf kurze Zeit, nur der Buddhismus. Diese Anschauung der indischen Geschichte ist ein, ich möchte sagen, sich bewußtlos bildendes Ergebniß des Zusammenwirkens aller der fragmentarischen Einzelheiten, welche ich zu durchforschen hatte. Selbst wenn ich sie hier repetirend und anticipirend dem Leser vorlegen dürfte, möchten sie doch nicht sogleich dieselbe Überzeugungskraft für ihn, wie für den Forscher haben. Denn diesem gewähren seine Untersuchungen doch stets einige subjective Anschauungen, welche er, so sicher sie ihm sind, doch nicht äußerlich ganz zu fixiren vermag. Wenn ich diese Überzeugung auszusprechen wage, so fodere ich doch nicht mehr Vertrauen für sie, als meine Untersuchungen für meine subjective Ansichten einzuflößen vermögen. Auf sie bauend schließe ich aber, daß, da die Colonisirung von Diu Sokotora durch Inder weit vor der Buddhistenvertreibung liegt, sie auch, und mit ihr die ganze Schiffahrt der Inder nach Westen, in die erste Zeit der höhern Entfaltung indischer Cultur zu setzen sei.

Wenn unsere bisher verfolgte Untersuchung richtig geführt ist, so haben wir in Beziehung auf die Entwickelung des indischen Culturzustandes so viel gewonnen, daß wir mit Sicherheit annehmen dürfen, er habe schon um 1000 v. Chr. einen ziemlich hohen Standpunkt erreicht gehabt. Daß dieser nicht plötzlich eintrat, versteht sich von selbst; allein wir haben keine Spuren, welche uns zu bestimmen vergönnten, um wie viel höher die Anfänge der indischen Cultur reichten.

Die vor dieser Zeit liegende Periode, seit der Einwanderung der Inder, sowie ein großer Theil der ihr zunächst folgenden, muß theilweise durch gewaltige Kämpfe mit der Urbevölkerung des Landes ausgefüllt gewesen sein. Dazu mochten auch Fehden und Kriege unter den einzelnen Staaten der indischen Arier selbst kommen. Denn nur eine ziemlich ununterbrochene Waffenübung konnte es möglich machen, daß die Inder zur Zeit, als Alexander seinen Eroberungszug versuchte den Griechen ihre Nachbarvölker, weit an Tapferkeit zu übertreffen

42) *Valesius* zu *Socrat.* Hist. Eccles. I. 19. p. 18. 43) VII, 70. 44) *Arrh.* Exp. Alex. V, 4, 10 sieht die Inder als die schwärzesten nächst den Äthiopiern an. 45) Vgl. andere Erklärungen bei Nitzsch, Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyssee I. p. 9. 46) *Strab.* I. p. 30—34. II, 103. * 47) Bohlen, Das alte Indien II, 158 und die daselbst angeführten Stellen.

schienen[47]), wie denn auch die damals vorgefallenen Kämpfe für ihren Muth und ihre Kriegskunst ein günstiges Zeugniß ablegen. Manche Erinnerungen an derartige Kämpfe mögen in den Sagen vom Streite der Kuru- und Pandusamilie — dem Stoff des Mahábhárata — bewahrt sein. Welcher Art die Verhältnisse der Inder zu ihren östlichen und westlichen Nachbarn waren, läßt sich natürlich nicht ganz bestimmen. Wir finden eine Menge Spuren indischer Cultur, eine Menge sanskritischer Namen ꝛc. westlich vom Indus; allein bei der ursprünglichen Verwandtschaft der hier vorherrschenden Bevölkerung mit den Indern läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob die Übereinstimmungen dieser Art jener ursprünglichen Identität, oder einem später von Indien ausgegangenen Einfluß zuzuschreiben sind. Daß Indien, als wahrscheinlich früher cultivirter und wol auch mächtigerer Staat, einen friedlichen Einfluß auf die nahgelegenen Länder ausübte, läßt sich schon vorweg vermuthen. Die Untersuchungen über das Religionssystem des Zarathuschtro (Zoroaster), sowie über Übereinstimmungen in andern socialen Elementen der westlichen und östlichen arischen Völkermasse, welche jetzt mit Hoffnung auf sichere Resultate begonnen werden können, und zum Theil schon begonnen sind, werden dieser Annahme festere Unterlagen verschaffen und sie genauer bestimmen. Weiterhin werden wir auch wahrscheinlich zu machen suchen, daß die Inder schon vor Cyrus' Zeit ihre politische Macht etwas diesseit des Indus ausgedehnt hatten.

Über die Art der Verbreitung der indischen Arier in ihrer neuen Heimath von Brahmavarta aus haben wir schon im dritten Abschnitte unsere sich auf eine Stelle in Manu's Gesetzbuch stützende Vermuthung ausgesprochen. Wir müssen jetzt das aus der Untersuchung über Ophir hervorgegangene Resultat damit verknüpfen, wonach schon um 1000 v. Chr. die Westküste Dekhans theilweise von indischen Ariern besetzt war.

In diese erste große Periode der indischen Geschichte fällt auch die eigentliche Entwickelung des innern Lebens der Inder. Denn bei Alexander's Einfall finden wir sie schon fertig, und die späteren Umwandlungen sind mehr Regenerationsversuche (bewußter Versuch der Rückkehr zu ursprünglicherem), als sich selbst treibende, gleichsam unbewußte, organische Fortentwickelungen. Ob das sociale Leben der Inder auf ganz friedlichem Wege, oder in Verbindung mit inneren Kämpfen, seine äußere Form erhielt, läßt sich nicht entscheiden. Die Kasteneintheilung, welche das eigentliche Fundament desselben bildet, ist, so empörend uns auch ihre Form jetzt in Indien entgegentritt, ihrer Entstehung nach, wie wir sie auf die Erklärung der Namen gestützt schon im ersten Abschnitte angedeutet haben, keineswegs so unnatürlich, daß man sich ihre Fixirung durch Zwang denken müßte. Da die vierte Kaste, die dienende, gar nicht zum herrschenden, dem indisch-arischen, Volksstamm gehörte, so zerfällt dieser selbst nur in die drei Stände, welche die natürlichsten sind, sich in jedem socialen Verhältniß von selbst bilden, und sich in einem wohlgeordneten Staate als gleich achtbare präsentiren. Als diese drei Ständeunterschiede durch Gesetz (wenngleich ungeschriebenes) erblich fixirt wurden, bestand die Erblichkeit factisch gewiß schon lange Zeit. Sowie der ackerbau- oder gewerbtreibende Vater (der vic, arja, vaicja) seinen Sohn in seiner Lebensweise erzog, so auch der ursprünglich ebendiesem Stande gehörige Priester (vgl. die im ersten Abschnitte gegebene Erklärung des Namens der Brahmanen árja) und endlich auch der Krieger (kshattra, kshattrija). Das, was einmal besteht, als göttliche Ordnung und Nothwendigkeit anzusehen, liegt aber so sehr im Geiste des frommen Orients, daß eine gesetzliche Fixirung dieser factischen Erscheinung wol kaum einen Widerstand fand. Ob aber, nachdem er einmal fixirt war, sich nicht lange dauernde Streitigkeiten zwischen den Kriegern und den Priestern um den Vorrang erhoben, ist eine andere Frage. Die Krieger kshattra, wörtlich übersetzt: die Wagenschützer[48]), hatten sich, wie ihr besonderer Name zeigt, zuerst von der übrigen arischen Masse (árjas) erblich ausgeschieden, die Priester (árjas) dagegen erst später. Wenn daher letztere, als Repräsentanten des höhern Geistes sich geltend machend, nach dem Vorrang strebten, so mochten jene ihre Ansprüche auf ihre ältere Ausscheidung aus der Masse, und darauf, daß sie gleichsam die concrete Erscheinung der physischen Macht bildeten, stützen. Ob solche Kämpfe vorkamen, ob und wie sich in Folge derselben die Verhältnisse der beiden oberen Kasten in verschiedenen Gegenden zuerst verschieden gestalteten, läßt sich natürlich nicht genauer bestimmen. Erinnerungen an derartige blutige Streitigkeiten scheinen in dem Mythus vom Brahmanen Paraçuráma, welcher alle Kschatrijas wegen ihres zügellosen Despotismus ausrotten wollte, und in den Erzählungen vom Streite zwischen dem Kschatrija Vicvamitra und dem Brahmanen Vagischtha bewahrt zu sein[49]).

Wichtig wäre für die Geschichte dieser Periode eine genauere Geschichte der für die Zeit um 1000 v. Chr. als bestehend nachgewiesen überseeischen Handelsverbindung mit Indien. Leider läßt sich aber hier wenig Sicheres geben. Nachdem die Häfen von Elath und Ezion-geber wieder von den Juden verloren waren, mochten die Phönizier durch ihre Verbindung mit den Idumäern[50]) sich zuerst den Gebrauch derselben erhalten haben. Allein die vielfachen Unordnungen, welche in dieser Gegend unter diesen kriegerischen Stämmen herrschten, die Verwickelung der Phönizier in die Kämpfe der großen Reiche Asiens, mochten es nach und nach immer schwieriger machen, eine so weit hingehende Handelsverbindung mit Indien von fremden und in einer so unsichern Gegend liegenden Häfen aus zu unterhalten. So scheint die Seeverbindung der Phönizier mit Indien von dieser Seite kurze Zeit nach Homer — denn wenn unsere Andeutung über die zwiefach getheilten Äthiopier richtig ist, muß sie damals noch bestanden haben — aufgehört zu haben. Der Handelszug war aber einmal hierher geführt, und

47) *Arrh.* Exp. Alex. IV, 25, 4. V, 4, 10.

48) Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 156.

50) Vgl. Heeren, Ideen I, 3, 555. 51) Ezechiel 27, 16.

verläßt eine gewohnte Straße nicht leicht. Auch mochten die Inder selbst, wenngleich ihre nach Außen gerichtete Thätigkeit in Folge der sich in der Heimath geltend machenden Institute, an Energie verlor, doch immer einigermaßen zur Erhaltung desselben beitragen. Dadurch geschah es, daß die Völker am arabischen Meerbusen selbst sich zu Zwischenhändlern erhoben; so die Idumäer, von denen zu Ezechiel's Zeit die Phönizier indische Erzeugnisse zugeführt erhielten [52]); die im Ezechiel (a. a. O.) erwähnten Handelsartikel scheinen allsammt indische zu sein, selbst die baumwollenen und gestickten Zeuche, welche auch in spätern Zeiten und wenigstens die erstern noch jetzt, ein Hauptausfuhrartikel Indiens sind. Heeren glaubt, sie könnten auch ägyptisch sein; allein ägyptische Erzeugnisse erhielten die Phönizier schwerlich durch fremde Vermittelung, am wenigsten durch die Idumäer. Wir werden die an dieser Stelle erwähnten also wol von den ähnlichen Erzeugnissen Ägyptens zu unterscheiden haben. Der Haupthandel mit Indien nach dieser Seite hin ging aber in die Hände der südlichen Araber über. Diese lieferten den entschieden indischen, höchst wahrscheinlich von Ceylon [53]) auf die malabarischen Markte und von da weiter nach Westen verführten, Zimmt. Auch das von ihnen gebrachte Elfenbein werden wir nach der obigen Untersuchung wol am ersten geneigt sein für indisches zu erklären [54]). Das Bedürfniß, die Seeverbindung mit Indien von dieser Seite her zu erhalten, machte die Araber alsdann auch zu Seefahrern, sodaß sie, wenngleich nicht mit phönizischer Energie, die Stelle der Phönizier einigermaßen vertraten. Bei ihnen mochte sich denn auch die Kenntniß der Monsun erhalten; da sie sich aber nicht zu dem Range der Culturvölker der alten Welt erhoben, so blieb diese Kenntniß, vielleicht auch aus Handelspolitik, verborgen, und die Kunde von Indien im Westen, für welche schon um 1000 v. Chr. ein so guter Anfang gemacht war, ging während dieser ganzen Periode von da an mehr zurück als vorwärts.

Wir wenden uns jetzt zur Betrachtung einer andern, ebenfalls sehr alten überseeischen Verbindung des Westens mit Indien, deren Alter jedoch ungewiß ist. Wir meinen die vom persischen Meerbusen aus. Dieser bildet die natürliche Straße für den indischen Handel nach Babylon und umgekehrt. Wie alt ihr Gebrauch sei, läßt sich kaum vermuthen. Doch macht die Caravanenstraße von Phönizien nach Babylon, welche schon durch den König Salomon ihre Hauptpunkte, Palmyra und Baalbeck, erhalten haben soll, wahrscheinlich, daß man um dieselbe Zeit, wo die Juden an der Ophirfahrt Antheil nahmen, auch schon von Babylon her, unter andern babylonischen Handelsartikeln indische Producte bezog [55]). Auf dem persischen Meerbusen fuhren, wie Heeren entschieden nachgewiesen hat [56]), auch die Phönizier. Sie hatten die Bahareininseln besetzt, und benutzten zur Fortschaffung ihrer Waaren nach ihrer Heimath insbesondere die von Gerra aus, auf der östlichen Küste Arabiens, beginnende Caravanenstraße [57]). Seit wann die Phönizier in diesen Gewässern sich festgesetzt haben, ist ungewiß; doch geschah es schon vor der Zeit des Jesaias, welcher die Insel Daden erwähnt [58]). Vielleicht zog sich die phönizisch-indische Schiffahrt zu der Zeit dahin, als sie aus dem arabischen Meerbusen wich. Die Schiffahrt auf dem persischen Meerbusen mochte bis zur Zeit der Unterjochung Babylons durch die Perser sehr blühend gewesen sein. Die Perser verwüsteten sie bekanntlich absichtlich, indem sie große Kasdaben von Quadersteinen quer durch den Choaspes aufführten und dadurch seine Beschiffung durch die Babylonier unmöglich machten [59]). Inwiefern auch die Schiffahrt der Phönizier, welche nicht an den Tigris und Choaspes gebunden war, in dieser Gegend dadurch gehemmt wurde, läßt sich nicht genauer bestimmen. Doch mußte auch sie bis zu Alexander's des Großen Zeit sehr gesunken sein, da der persische Meerbusen damals so sehr unbekannt war. Ob die Schiffahrt von hier aus mehr Küstenfahrt war, oder, wie die aus dem arabischen Meerbusen mitten durch das Meer ging, läßt sich nicht bestimmen. Im letztern Falle ging sie wol nicht, wie diese, bis zu der malabarischen Küste, sondern fand ihren Stapelplatz schon auf der Halbinsel Guzerate, wo wir weiterhin eine, jedoch nicht ganz sichere, Spur von Persern erkennen werden. Neben diesem Seewege des babylonischen Handels mit Indien bestanden auch Landwege dafür. Ihr Alter läßt sich nicht genauer bestimmen; Nachrichten darüber finden sich zwar erst in der Zeit der persischen Herrschaft; aber sie sind ohne Zweifel älter als diese. Seitdem die babylonische Schiffahrt gesperrt war, mußten sie natürlich viel bedeutender werden, und waren vielleicht der vorzüglichste Grund des Versinkens phönizischer Schiffahrt auf dem persischen Meerbusen. Diese Straßen gingen nach den nördlichen Theilen Indiens.

Wir wenden uns jetzt den Zeiten zu, in welchen Indien immer mehr aus dem Dunkel, welches bis jetzt nur durch wenige Lichter unterbrochen war, hervortritt. Wenn wir den Einfall der Semiramis in Indien mit Recht zurückweisen, oder wenigstens als bis jetzt auf keine hinlänglich stützende Angaben basirt erachten, so gibt es keine Spur in der Geschichte, daß die Bildung und der Untergang der großen asiatischen Reiche auf Indien selbst politisch eingewirkt hätte. Das einzige, was sich vermuthen läßt, ist, daß diese schon in sehr alter Zeit bis an die Westseite des Indus reichten, natürlich wenig unter sich zusammenhangend und ohne eine stärkere Einheit, als die des Herrschers, oder des herrschenden Volkes, aber doch so, daß sie im Allgemeinen gegen ein Vordringen der Inder über den Indus einen Damm bildeten. Für diese Vermuthung kann man die alte Tradition geltend machen, welche schon der Semiramis die Gründung von Cophen zuschrieb. Selbständigkeit war allen diesen so zu-

52) Vgl. Heeren, Ideen I, 2, 107. 53) Vgl. Heeren, Ideen I, 2, 101 und 250 fg. 54) Vgl. über den arabischen Handel a. a. O. 98 fg. 55) Vgl. Heeren a. a. O. S. 124 und die ganze Behandlung Babylons S. 133 fg., insbesondere 227 fg. 56) Vgl. Heeren a. a. O. S. 101. 233 fg.

57) a. a. O. 111 fg. 58) Vgl. über sie Heeren a. a. O. 238. 59) a. a. O. S. 258.

sammengeballten Völkern im Allgemeinen so gleichgültig, daß sie beim Wechsel des herrschenden Volkes dem an die Stelle des frühern tretenden von selbst zufielen und so sich die allgemeinen Zustände der gehorchenden Völker gleichsam vererbten [60]). Der politische Blick dieser verschiedenen Reiche und ihre Eroberungszüge waren fast durchgängig nach Westen gerichtet. Zuerst werden Inder wieder in der Geschichte von Cyrus erwähnt. Auf die von Xenophon in seinem Tendenzroman Cyropädie gegebenen Nachrichten über Verhältnisse von Cyrus und dem von ihm König der Assyrier genannten Herrscher von Babylon zu den Indern [61]) dürfen wir natürlich nicht das geringste Gewicht legen. Selbst die allgemeinen Verhältnisse sind wol nur fingirt, sodaß auch die Angabe, daß die Chaldäer bei den Indern als Soldtruppen gedient hätten [62]), schwerlich einen berücksichtigungswerthen Fonds enthält. Allein andere der Alten melden von einem Versuche des Cyrus gegen Indien selbst, indem sie bemerkten, er habe, ehe er ihn ausführen konnte, in der gedrosischen Wüste fast sein ganzes Heer eingebüßt [63]); wenn hinzugefügt wird, daß er nur mit sieben Mann entkommen sei [64]), so kann diese Genauigkeit natürlich nur dazu dienen, um dem Ganzen fast alle Glaubwürdigkeit zu entziehen. Megasthenes scheint insofern Recht zu haben, wenn er diesen Plan des Cyrus durch Stillschweigen negirt, und nur bemerkt, daß er auf seinem Zuge gegen die Masageten (die großen Yue-chi der Chinesen [65]) in die Nähe Indiens gekommen sei [66]). Dennoch scheint eine feindliche Berührung des Cyrus mit den Indern stattgefunden zu haben. Dicht in der Nähe des Indus zerstörte er nämlich die Stadt Capissa [67]), das Kiapiche der Chinesen [68]); die Lage dieser Stadt ist zwar nicht ganz genau zu sichern, und am wenigsten möchte ich mit Mannert [69]) das heutige Cabul dafür halten, dessen alter Name sanskritisch Göpura. Thor (so genannt, weil es das Thor nach Indien bildete) [70]), war; allein, daß sie nahe am Indus, und zwar am obern Theile desselben gelegen habe, beweisen die bei Mannert citirten Stellen. Nun werden wir weiterhin sehen, daß unter Darius Gandharer diesseit, im Westen, vom Indus tributaire Unterthanen des persischen Reiches sind. Sie wohnten unter andern zwischen Attock und dem jetzigen Flusse Sow [71]). Daß diese ein indisches Volk seien, wußte schon Hecatäus [72]). Diese Gandarer (im Sanskrit gandhárás) sind aber außerdem östlich vom Indus in der Pentapotamie und zwar an mehren Stellen nachgewiesen [73]), sowol im Innern der Pentapotamie, als an dem Indus. Diese Nachweisungen reichen mit Entschiedenheit in die Zeit Alexander's des Großen; sie rühren nämlich zum Theil aus Strabon her, welcher hier die Geschichtschreiber Alexander's vor Augen hat. Wir sehen also schon hier Gandharer an drei Punkten, diesseit, jenseit des Indus und in der Mitte der Pentapotamie, nach Strabon [74]) zwischen dem Tschandrabhaga (bei den Alten Akesines) und Airavati (Hydraotes). Hierzu kommt aber endlich, daß Hecatäus auch schon Kaschmir kennt, welches er mit einer von der echt sanskritischen kacjapapura (Stadt des Kacjapa [75]) nur wenig abweichenden Form Κασπάτυρος benennt [76]). Dieses nennt er aber wiederum eine Stadt der Gandharer (γανδαρικὴ πόλις). Fassen wir diese vier Punkte, wo Gandharer vorkommen, zusammen, so liegt nichts näher, als die Vermuthung, daß zur Zeit des Cyrus die Gandharer, welche wir in spätern Zeiten gleichsam durch sich zwischen ihnen erhebende Völker getrennt finden, ein einziges Reich bildeten, dessen Hauptsitz eben Kacjapapura (Kaschmir) war, welches wir etwas mehr als 100 Jahre später im allerblühendsten Zustand schon erblicken werden. Während nun die westlicheren Reiche Assens sich schnell ihrem Untergange zuneigten, scheinen die Gandharer am oberen Indus, sowie andere Inder am unteren, sich übergesiedelt und auch einzelne Theile dieser Gegenden im Westen vom Indus sich unterworfen zu haben. Insoweit würden wir also die oben im Allgemeinen ausgesprochene Ansicht, daß der Indus seit alten Zeiten die Grenze Indiens gewesen sei, wenn diese Vermuthung richtig ist, zu modificiren haben. Wenn die vielen Spuren indischen Lebens, welche sich bei Alexander's Einfall in diesen Gegenden vorfinden, erst derartigen politischen Begebenheiten zuzuschreiben wären, und nicht der ursprünglichen Verwandtschaft der geographisch durch den Indus geschiedenen ihm nächstgelegenen Völker, dann müßten wir freilich einen längeren Besitz annehmen. In diesen Gegenden scheint Cyrus auf seinem Zuge die alte Reichsgrenze theilweise wiederhergestellt zu haben, wodurch die indischen Völkerschaften, welche sich diesseit des Indus angesiedelt hatten, nämlich die am oberen Indus, die Gandharer, genöthigt wurden, sich der persischen Oberhoheit zu unterwerfen. Das mochte die Macht der Gandharer schwächen und den Verfall derselben auch jenseit des Indus herbeiführen, sodaß sich selbständige Völkerschaften, welche sie früher verschlungen hatten, wieder erhoben, und sie selbst nur an weit von einander entfernten Orten, gleichsam wie Trümmer ihrer frühern Macht, da standen. Des Cyrus Zug gegen die Inder am unteren Indus scheint wegen der Unwegsamkeit der gedrosischen Wüste mißlungen zu sein, wie wir theilweise schon aus den erwähnten Erzählungen folgern können, vorzüglich aber daraus hervorgeht, daß diese erst von Darius dem persischen Reiche unterworfen wurden (s. weiterhin). Danach ist es wahr-

60) So blieben die Assakanen am Indus, wie sie den Assyriern unterworfen waren, auch unter den Medern; *Arrh.* Indica I. 61) *Xenoph.* Cyrop. I. 5, 3; II, 4, 1 sq.; 7 sq.; VI, 2, 1 sq. 62) a. a. O. 2. 25. 63) *Arrh.* Exped. Alex. VI, 24, 4. 64) a. a. O. VI, 24, 3. *Strab.* XV, 2. 5. p. 722. 65) Ritter, Asien. V, 615. 66) Bei *Strab.* XV, 1, 6. p. 687. 67) *Plin.* H. N. VI, 25 (23). 68) Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige (Bonn 1838) S. 149. 69) Geogr. der Griechen und Römer V, 20, 6. 70) Vgl. Ritter in den Abhandlungen der berl. Akad. der Wissenschaft. 1829. S. 162. 71) Dies geht aus *Strab.* XV. 1, 26. p. 697 hervor. 72) *Hecataeus* ed. *Klausen* p. 94.

73) *Lassen*, Pentapotamia p. 15 sq. 74) *Strab.* XV, 1, 30. p. 699. 75) Lassen, Die persepolitanischen Keilinschriften S. 11. 76) *Hecataeus* ed. *Klausen* p. 93.

scheinlich, daß Cyrus entweder in zwei Expeditionen, oder mit getheiltem Heere, den Versuch gemacht habe, die Reichsgrenze bis zum Indus zu sichern. Die am oberen Indus gelang [77]), die am unteren dagegen mislang vollständig.

In dieselbe Zeit ungefähr, in welcher durch Hecatäus (ungefähr 540 v. Chr.) die ersten genaueren Nachrichten über Indien, ohne Zweifel von den Persern überkommen, zu den Griechen gelangten, setzen die ceylonesischen Annalen und die ihnen folgenden derjenigen Buddhisten, welche von Ceylon aus ihre Religion erhielten, eine Begebenheit, welche für Indien von der allergrößten Bedeutung war, nämlich die nirvâna, den zur höchsten Vollendung oder dem vollständigen Verschwinden führenden Tod des Stifters des Buddhismus, Gautama Buddha, auch Çâkja-muni oder Çâkjasinha genannt. Von diesem nirvâna an, welches die ceylonesischen Annalen 543 v. Chr. auf den Tag des Vollmonds im Monat vaiçakha (etwa Mai) verlegen [78]), beginnt die ceylonesische Ära. Durch diesen Umstand kann man sich leicht bewegen lassen, der ceylonesischen Angabe vor denen der übrigen Buddhisten, welche vielfach und um Tausende von Jahren abweichen, einen Vorzug zuzusprechen. Allein dieser Umstand könnte doch nur dann als entscheidend in Anschlag gebracht werden, wenn sich die mit diesem Jahre beginnende Ära wirklich als richtig dadurch erwiese, daß sie synchronistisch mit anderswher gesicherten Daten zusammentrifft. Allein grade das Umgekehrte ist hier der Fall. Ich habe schon früher [79]) gezeigt, daß für die Zeit von 312—223 v. Chr. die Buddhistische Ära einen ganz entschiedenen Fehler von 69 oder 70 Jahren hat [80]). Ich habe ebendaselbst schon auf eine Disharmonie in der Reduction von Açoka's Regierungsanfang auf diese Buddhistische Ära nachgewiesen. Dagegen ergab sich an demselben Orte, daß die in den ceylonesischen Annalen bewahrten Data der Regierungsjahre indischer Könige ganz richtig waren, und die Zeit dieser Könige nur dadurch verschoben war, daß sie mit der Buddhistischen Ära in Einklang gebracht werden sollte. Hieraus folgt mit Bestimmtheit, daß zu der Zeit, wo die Grundlage der ceylonesischen Annalen fixirt ward (schriftlich soll dies nach dem Zeugnisse des Mahâwanso [81]) zwischen 104—76 v. Chr. geschehen sein), keine vollständige Sicherheit über das synchronistische Verhältniß von Gautama Buddha's Todestag zu der Regierungsgeschichte der indischen Könige existirte. Wenn man annehmen dürfte, daß das Datum, wonach Buddha's Tod 218 Jahre vor Açoka's Regierungsantritt gefallen wäre [82]), ein richtig überliefertes wäre; die in den Annalen fortgehende Rechnung dagegen, wonach er 224 Jahre vor dieses Datum fällt [83]), falsch, so würden wir als Buddha's Todestag 468 oder 467 v. Chr. erhalten. Denn daß Açoka's Regierungsantritt 250 oder 249 v. Chr. fällt, ist in den Gött. Gel. Anz. mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit nachgewiesen. Allein diese Buddhistische Ära knüpft sich keineswegs allein an den Tod des Buddha, sie gibt vielmehr zugleich den ersten Punkt der Civilisationsgeschichte Ceylons. In demselben Jahre, ja an demselben Tage, an welchem Buddha nirvâna erlangte, starb, soll auch Wijayo von Kalinga, oder Vanga (Bengalen, im Gebiete jenseit des Ganges) [84]), aus nach Ceylon gekommen sein, und diese Insel für Menschen bewohnbar gemacht haben [85]). Um diese beiden Hauptmomente der ceylonesischen Geschichte in einem Jahre zu vereinigen, muß man entweder reine Willkür in Beziehung auf die Ansetzung der einen annehmen, oder Traditionen über beide müssen mit einander ausgeglichen sein. Unter beiden Bedingungen wird die schon durch jene Differenz in ihrer Glaubwürdigkeit affisirte Ära noch unsicherer, und ich habe deswegen schon früher die Überzeugung ausgesprochen, daß sie eine rein priesterliche, auf Prophezeihungen und derartigen unhistorischen Daten beruhende [86]) sei, und uns über das Zeitalter des Buddha durch die ihr zuzusprechende Glaubwürdigkeit nicht mehr aufkläre, als die andern Buddhistischen Angaben. Diese weichen, wie bemerkt, vielfach ab [87]), die Tibetaner allein haben 13 verschiedene Angaben für seine Erscheinung:

1) . . .	2420 v. Chr.		8) . . .	544 v. Chr.	
2) . . .	2146 "	"	9) . . .	878 "	"
3) . . .	2133 "	"	10) . . .	835 "	"
4) . . .	2137 "	"	11) . . .	565 "	"
5) . . .	1298 "	"	12) . . .	882 "	"
6) . . .	750 "	"	13) . . .	1058 "	"
7) . . .	651 "	"			
Die Chinesen (nach Couplet)				1026 "	"
Dieselben (nach Matouanlin und de Guignes)				1027 "	"
Dieselben (nach Klaproth)				688 "	"
Kalhâna in der Geschichte von Kaschmir				1332 "	"
Abulfazl				1336 "	"

77) Vgl. nach *Arrh. Ind.* I, wonach die Assakanen am oberen Indus ausdrücklich Unterthanen der Assyrier, Meder und des Cyrus genannt werden. 78) *Turnour* in Journal of the Asiatic Society of Beng. 1837. Jul. p. 505. 79) In Gött. Gel. Anz. 1839. St. 98—100. S. 969 fg. 80) a. a. O. S. 991 fg. 81) Mahâwanso im 33. Cap. 1. Th. S. 207 in der Turnour'schen Ausgabe. 82) a. a. O. S. 22. 83) Gött. Gel. Anz. S. 991.

84) *Wilson* in As. Research. XV, 47. Die Identität von Kalinga und Vanga folgt aus der Angabe der Ceylonesen, welche diese Colonie bald von dort, bald von hier kommen lassen (vgl. *Burnouf* et *Lassen*, Sur le Pali p. 44 und Mahâwanço I. p. 45 in der Ausgabe von Turnour). 85) *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Beng. Sept. 1837. p. 718. 725. 86) Vgl. auch *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Beng. Sept. 1837. p. 717 und den ganzen sehr trefflichen Aufsatz. 87) Von der Masse von Stellen, in denen der Beginn des Buddhismus behandelt ist, erwähne ich nur folgende: Burnouf, nach dem Quarterly oriental Magazine, in Journal asiatique (Par. 1827). T. X. p. 141. *Abel Remusat* in Melang. Asiat. I, 113, 379. *Burnouf* et *Lassen*, Essai sur le Pali a. a. O. fg. Wahlen, Das alte Indien. I, 314 fg. Ritter, Asien. IV. 1. 492 und die daselbst angeführten Stellen, insbesondere III. 1160—1170. Stuhr in: Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients (Berlin 1836). S. 138 fg. Gruber in der Encyklop. XIII. S. 381 fg. Schmidt, Geschichte der Ostmongolen. S. 17. *Bohlen*, De Buddhaismi origine et aetate. Andere Schriften werden weiterhin bei dem Buddhismus (Abschnitt 5. Indische Religion) angeführt werden.

Die japanesische Encyklopädie setzt seine Erscheinung	1029	v.	Chr.
Dieselbe Encykl. setzt seinen Tod	950	"	"
Pegu setzt ihn	638	"	"
Die Birmanen (wie die Ceylonesen) seinen Tod	543	"	"
Die Siamesen	544	"	"
Der Radjgouron in Asam	520	"	"[88])

Hierzu füge man die Angabe der Mongolen, welche seine Geburt am höchsten setzen 2639 " "[89]).

Noch mehr Differenzen, auch die Angaben neuerer Gelehrten, welche auf Combinationen aus den überlieferten beruhen, kann man an den angegebenen Orten sehen. Aber schon diese genügen, um sich zu überzeugen, daß die Angaben über Buddha's Zeitalter keine feste historische Basis haben. Sie beruhen ohne allen Zweifel nur auf priesterlichen Combinationen, welche mit vieler Mühe und Sorgfalt mit den Geschichten der Völker verwebt wurden, zu denen der Buddhismus drang. So nehmen sie, wie z. B. die chinesischen und die japanische Angabe einen historischen Anschein an, auf welchen man nicht das Geringste geben darf. Da fast bei allen diesen Völkern erst nach Christo der Buddhismus eingeführt ward, so beruhen ihre Angaben auf den, von den Indern überlieferten, Daten, und diese verlieren für denjenigen, welcher in die Art, wie die Inder ältere Geschichte anfahen, eingedrungen ist, allen historischen Glauben. Die immer höhere Hinaufrückung des Buddha erklärt sich leicht durch die religiöse Überzeugung im Buddhismus, wonach Buddha stets sich von Neuem in ein sichtbares Oberhaupt der Religion verkörpert. Dagegen darf die Skepsis gegen die Richtigkeit der chronologischen Data uns wol nicht so weit führen, ganz und gar die Persönlichkeit eines Religionsstifters, des Çâkjamuni, in Zweifel zu stellen. Eben die sich fortpflanzende Idee eines sichtbaren Religionshauptes macht es gewiß, daß einst ein energischer Prediger der neuen Lehre auftrat. Am wahrscheinlichsten ist es, daß dieses um die Zeit ungefähr geschah, in welche ihn die ceylonesischen Annalen setzen. Denn einerseits spricht manches dafür, daß von den uns erhaltenen Quellen für Buddhistische Geschichte die ceylonesischen die ältesten sind und Ceylon einer der ersten Punkte war, wohin der Buddhismus durch Missionaire verbreitet ward. Andererseits tritt aber auch der Buddhismus gegen 250 v. Chr., also etwa 200 bis 300 Jahre nach dieser Z.[?], mit der ganzen Frische einer neugestifteten Religion auf, für welche, um sich durchbildet und zu einer gewissen Einheit gebracht zu haben, wol ein solcher Zwischenraum von der Zeit des ersten Auftretens an nothwendig ist. Vergleichen kann man das energischere Auftreten des Christenthums fast um ebenso viele Jahrhunderte nach seiner Stiftung. Die Untersuchung über diesen Gegenstand dürfen wir jedoch noch keinesweges als abgeschlossen betrachten. Wie uns erst die letzte Zeit ganz neue Materialien dafür lieferte, so liegen deren noch viele in den verschiedenen Schriften ostasiatischer Völker zerstreut, deren Literatur eben erst anfängt, genauer berücksichtigt zu werden. Ich muß mir sogar über einen sehr für die spätere Ansetzung des Buddhismus sprechenden Grund, welcher sich schon mit Hilfe der bis jetzt publicirten Materialien zu einer gewissen Sicherheit bringen ließe, eine bloße Andeutung erlauben, weil mir einige der hierher gehörigen Materialien nicht zu Gebote stehen. Ich glaube nämlich zu bemerken, daß die Quellen, welche den Stifter des Buddhismus so hoch hinaufrücken, doch über nicht mehr Begebenheiten und hervorstechendere Namen zu gebieten haben, als die ceylonesischen Annalen, sodaß sie dort nur weiter hinaufgeschoben werden. Ich will hier nur zwei Beispiele anführen, da ich mir eine genauere Verfolgung dieser Bemerkung doch für eine Zeit vorbehalten muß, wo ich mit dem Material besser ausgerüstet sein werde. Die japanische Encyklopädie, welche die bedeutendste Autorität, wenn auch nicht für die Zeitbestimmung von Buddha selbst ist, doch dafür, daß eine alte Überlieferung existirte, welche ihn so hoch hinaufrückte, hat in ihrer Aufzählung der auf Çâkjamuni folgenden Patriarchen[90]) als zweiten (oder als dritten nach Çakjamuni selbst) Ananto, welcher, wie schon Chezy bemerkte, eigentlich Anando[91]) heißen soll. Sie setzen ihn um 879 v. Chr. Dieser Anando erscheint nun auch in den ceylonesischen Annalen; er ist die wichtigste Person auf dem ersten, im Todesjahre des Buddha, nach den ceylonesischen Annalen gehaltenen, Concilium (also danach 543 v. Chr.)[92]). Er ist zwar damals nicht Patriarch, sondern als Vorsteher des Concils wird Mahakaçapa genannt (welcher vielleicht identisch) ist mit dem ersten Patriarchen der japonesischen Encyklopädie, Mahakaya)[93]), und ich finde ihn überhaupt in den ceylonesischen Quellen nicht ausdrücklich als Patriarchen bezeichnet; allein, daß er auch nach ihnen eine ähnliche Stelle einnimmt, geht daraus hervor, daß bei dem zweiten Concil der Buddhisten sechs Priester insbesondere hervorgehoben werden, welche seine Schüler sind[94]). Die bedeutendste Rolle in der ältern Geschichte des Buddhismus spielt ferner Asoka. Mir ist es nun schon früher gelungen, nachzuweisen, daß dieser seine Regierung 250 oder 249 v. Chr. antrat. In den ceylonesischen Quellen wird er um 70 oder 69 Jahre höher hinaufgerückt in Folge der schon bemerkten Differenz. In den kaschmirschen Annalen wird er aber schon um das 14. Jahrh. v. Chr. gesetzt[95]). Die Chinesen kennen ihn ebenfalls und setzen ihn[96]) um 833 v. Chr. Dieses paßt sogar ungefähr mit dem schon erwähnten Datum der ceylonesischen Quellen, welches ihn 218 Jahre nach Buddha's Tode die Regierung antreten läßt, natürlich accommodirt an

88) Nach Burnouf in Journal Asiatique a. a. O. Journal Asiatique VII. (1831.) p. 165. 89)

90) *Abel Remusat*, Sur la succession des trente-trois premiers patriarches de la Religion de Buddha in Mélanges asiatiques. I, 113 sq. 91) a. a. O. S. 118. Anm. 2. 92) Vgl. *Mahâwanso* p. 12. 13. 19 und *Turnour* in Journ. of the Asiatic Soc. of Beng. 1837. Jul. p. 513 sq. 93) *Ab. Rem.* a. a. O. 94) *Mahâwanso* p. 19. 95) Asiat. Res. XV, 19; vgl. S. 81. 96) Ich folge hier Ritter, Stupas. S. 53, da mir Pôé koue ki noch nicht zugänglich ist.

eine Annahme, welche diesen fast fünf Jahrhunderte höher hinaufschob. Wenn der eben ausgesprochene Gedanke als richtig sich erweisen sollte [97]) — und ich glaube, daß dieses wird geschehen können — so wird die Zurückrückung der Epoche des Buddha auf dieselbe Weise geschehen sein, wie auch die Brahmanen die indische Geschichte immer älter zu machen suchten, indem sie z. B. den Chandragupta's, welcher entschieden, wie wir in den Gött. gel. Anz. nachwiesen, 312 oder 311 v. Chr. seine Regierung begann, bis um 1500 und noch höher hinaufschoben. Es wäre dies also eine blos aus Begierde nach Alterthümlichkeit geflossene, weder durch die Mehrheit der Buddha's noch sonst etwas zu entschuldigende, Lüge. Auf jeden Fall folgte daraus, daß die jüngere Ansetzung stets mehr Glauben verdient, als die ältere.

Als Stifter dieser Lehre wird Gautama genannt, abstammend, nach den ceylonesischen Quellen, von dem ersten Herrscher dieser Weltperiode, kalpa (im Pali kappa), Mahasammata, in welchen er sich selbst bei einer frühern Sichtbarwerdung incarnirt hatte [98]). Sein Vater war Suddhódano; dieser leitete sich von der Familie Sakja (Çâkja im Sanskrit), welche ihren Stammbaum auf Okkâko (im Sanskrit Ikshwâku, der erste Monarch aus der Familie der Sonne) zurückführte. Seine Residenz war Kapillâwatthu (im Sanskrit Kapilawastu), in der Gegend des jetzigen Hurdwar (29° 57′ nördl. Br., 78° 2″ östl. Länge) wahrscheinlich. Als Mutter des Gautama (im Pali Gótamó) wird Mâyâ genannt, die Tochter des Anjano, ebenfalls aus der Sâkja-Familie [99]). Als erste Macht Indiens wird Bimbisâro erwähnt, ein Freund von Gautama, und fünf Jahre jünger. Gautama heirathete und zeugte Rahulo; im 29. Jahre seines Alters widmete er sich seinem Berufe als Religionsstifter. Nachdem er in sechs Jahren alle Grade des Buddhathums erreicht hatte, erschien er in seinem 35. Jahre vor Bimbisâro, welcher damals 15 Jahre regiert hatte, und, der Sage nach, sich bekehren ließ. Gautama lebte noch 45 Jahre seit dieser Zeit, also im Ganzen 80, ward also darnach, da die ceylonesischen Annalen seinen Tod 543 v. Chr. setzen, 623 geboren. Die vielen Sagen und Abweichungen von dieser einfachsten und wol ältesten Darstellung der Sage von Gautama's Leben können wir hier nicht verfolgen [1]). Bemerkenswerth ist nur die Brahmanische Darstellung. Eine so wichtige Erscheinung, als Gautama war, konnten die Brahmanen natürlich nicht in ihren Genealogien übergehen; sie scheinen ihn auf ähnliche Weise in ihr Bereich gezogen zu haben, wie die Buddhisten Brahmanische Erscheinungen sich aneigneten. Er erscheint zuerst — und diese Erwähnung ist wol noch älter, als die älteste schriftliche Aufzeichnung der Sage bei den Buddhisten — im Râmâjana. Denn wir werden späterhin wahrscheinlich machen, daß die Grundlage dieses Gedichts etwa um 200 v. Chr. abgefaßt ward. Das Râmâjana erwähnt ihn als heiligen Anachoreten, ohne seinen Vater zu nennen; seine Gemahlin war Ahalya, in welche sich einst Indras, der Gott des Himmels, verliebte und ihr beiwohnte. Gautamas fluchte Beiden, und von diesem Fluche befreite Râmas die Ahalya [2]). Auch Harivança [3]) erwähnt keinen Vater des Gautamas, und ebenso wenig die Genealogien [4]); durch die Verheirathung mit Ahalya tritt Gautama in Verbindung mit dem Königsstamme von Pankâla. Diese Auslassung der Abstammung von Gautama hat mich zuerst gegen die ceylonesische oder wol überhaupt Buddhistische — wir wissen jedoch noch nicht genau, inwieweit die verschiedenen Quellen übereinstimmen — Sage bedenklich gemacht. Später werden wir, wo wir zu der Einführung des Buddhismus als Staatsreligion gelangen, auf mehre Umstände aufmerksam machen, welche dazu beitragen konnten, der Buddhistischen Sage grade diese Gestalt zu geben.

Die ganze Lehre des Buddhismus zeigt, daß er als Opposition, als feindliches Element, aus dem Schooße des Brahmathums hervorging und sich ihm gegenüberstellte. Das Brahmathum muß um die Zeit, wo sich diese Opposition auf eine energische Weise geltend zu machen suchte, nicht allein schon seine Idee in einer ihr gemäß gestalteten Form ausgedrückt gehabt haben, sondern diese Form mußte schon ihre Idee verloren haben und in eine Verknöcherung überzugehen drohen. Das Leben war weiter vorwärts geschritten und fühlte sich nirgends mehr befriedigt. Die Werkthätigkeit in der Religion, zu welcher das Brahmathum anhielt, indem es sich als Vermittler darstellte zwischen dem Thun und dem Gewissen, die Unterwürfigkeit, in welche die Kasteneintheilung den größten Theil des Volkes gezwängt hatte, scheinen das religiöse Gefühl sowol als das politische empört zu haben. Dafür zeugen die beiden Grundprincipien des Buddhismus, welche gegen diese Hauptmomente des Brahmathums einen grellen Gegensatz bilden, der Begriff der Tugend (dharma), welche den Menschen wieder rein auf sich, auf seine geläuterte Anschauung der ewigen Weltordnung, zurückweis und ihn so wider sich selbst zum Gesetz machte, und der Eifer gegen alle Kasteneintheilung, welche, mit dem Steigen der Cultur, die sich doch nicht ganz und gar in die Grenzen der Brahmanenkaste bannen ließ, immer mehr als ein schweres Joch gefühlt werden mußte. Da mir die Sagen über die Abstammung des Gautama nichts weniger als historisch zu sein scheinen, so will ich nicht mit Entschiedenheit dafür bürgen, daß er wirklich ein Königssohn gewesen sei; allein die ganze sociale Lage

97) Vgl. auch die Bemerkung von Turnour in der Introduction zum Mahâwanso (p. XXXV), wonach auch die Data in Beziehung auf die dem Buddha vorhergehende indische Geschichte auf übereinstimmende Weise (trotz der großen Differenz in Bezug auf die Ansetzung des Buddha) in den tibetanischen und ceylonesischen angegeben werden. Ich kann diese Bemerkung nicht prüfen, da das Heft des Journal of the Asiatic Soc. of Bengal, welches den alleinigen Aufsatz von Csoma Körösi enthält (Aug. 1833) nicht nach Göttingen gekommen ist. Dagegen ist diese Übereinstimmung in Bezug auf die mongolischen Berichte bei Schanang leicht nachweisbar. (Schmidt a. a. O. S. 11 fg.) 98) Mahâwanso p. 8; vgl. Introd. XXXV. 99) Vgl. Mahâwanso ch. 2. p. 8. 9.

1) Vgl. Bohlen, Das alte Indien, I, 311 fg. Gruber in der Encyklopädie a. a. O. und die daselbst angeführten Stellen.

2) Râmâj. I, 48. 3) I. p. 149. 4) Hamilton, Genealog. Tabl. 7. If 23 Db.

Indiens, wie wir sie uns denken müssen, macht es in der That höchst wahrscheinlich, daß die Buddhistische Reformation nur von einem Brahmanen, oder einem aus der Kriegerkaste ausgehen konnte. Denn die dritte Kaste entbehrte sowol der physischen Macht — der Waffen — als der geistigen, da die Brahmanen sie schwerlich zu einer höhern Cultur, als ihnen absolut nothwendig war, heranreifen ließ, indem sie dasselbe System verfolgten, welch.s auch die ägyptischen Priester leitete. Die vierte Kaste zählte in der alten Zeit der strengen Kastenscheidung wol kaum als Theil des Volkes mit. So konnten denn nur die beiden höhern Kasten selbst an dem Brahmathume rütteln. Die Brahmanen mochten, wie in der spätern Zeit, nach wiedergewonnener Herrschaft, im wahren Geiste einer Staatskirche ihre geistige Macht auch zur Befriedigung irdischer Interessen benutzt haben, und aus Corporationsgeist und eigenem Interesse am wenigsten geneigt sein, ein Gebäude zu bedrohen, dessen Besteken ihnen nur Vortheil bringen konnte. So ist es denn die Kriegerkaste, insbesondere die Häuptlige, Könige — welchen, schon zur Verwaltung ihrer höl en Obliegenheiten, ein tieferer Blick in die Brahmanische Bildung vergönnt werden mußte, und auf denen der in das Gewand der Religion gekleidete Druck so schwer lasten mochte, wie der der Päpste auf der weltlichen Macht im Mittelalter — die am ersten fähig waren, die alte Cultur, sobald sie sich tödtlich abschließen wollte, zu bekämpfen und vielleicht auf eine neue Bahn zu bringen. Der, welcher zuerst in seiner Begeisterung das Wort dieser Reform, dharma, Tugend, aussprach, muß, da er als Motiv derselben das tiefste Mitleid mit dem Schicksale des Menschen angab, Indien in einem dieses Gefühl sehr hervorrufenden socialen Zustand erkannt haben. Denn weungleich dieses Gefühl im Buddhismus auf einem speculativen Hintergrunde ruhen soll, so ging es doch gewiß von einer traurigen Wirklichkeit aus, welche, vielleicht unbewußt, sich diese Basis erst erschuf. Wir haben übrigens keine Quellen, welche uns über den Zustand Indiens vor der Buddhistischen Zeit genauere Andeutungen geben, und die Skizze, die wir hier gaben, ist mehr aus dem Charakter des Brahmathums geflossen, wie wir es später erkennen, und aus der Natur, welche nach und nach jede herrschende Religion anzunehmen pflegt, wenn sie in Beziehung auf Verhaltnisse der Priester zum Volke sich dem Brahmathum ähnlich macht.

Wie der Buddhismus zuerst auftrat, ob es ihm sogleich gelang, seine Ideen über eine größere Masse zu verbreiten, oder ob er, geheim sich recrutirend, langsam zu immer größerer Bedeutung heranwuchs, bis er etwa im J. 250 vor Chr. kräftig genug sich entfaltet hatte, um zur Staatsreligion erhoben zu werden, wer will das entscheiden? Die ganze Geschichte desselben vor dieser Zeit ist zwar sehr in Fabeln gehüllt; doch kann man mitten hindurch erkennen, daß eine Blüthezeit vor Asoka (250 v. Chr.) nicht eingetreten war. Von den Brahmanen, als nicht gefährlich übersehen, mag er sich langsam, aber immer mehr recrutirt haben. Die ersten Spuren desselben finden sich, jedoch selbst hier noch zweifelhaft, in den Schilderungen des Megasthenes zu Chandraguptas' Zeit (312 v. Chr.). Ritter will zwar Buddhisten in den bei Herodot [5]) unter den sechs Geschlechtern der Meder erwähnten *Boúdioi* erkennen [6]); allein eine genauer eingehende Entwickelung würde leicht beweisen, daß diese Annahme auf der bloßen, noch keineswegs ganz gesicherten Namensähnlichkeit beruht, und gesetzt, diese existirte wirklich, so ist *buddha* eigentlich nichts als Weiser und konnte zur Bezeichnung eines Geschlechts in Medien dienen, ohne daß die entfernteste Beziehung zwischen ihm und dem Buddhistischen Religionssystem bestand. Eher findet sich vielleicht eine Spur des Buddhismus in dem ohne Zweifel aus Megasthenes geflossenen Namen *Boudías* [7]), wie der zweite Herrscher Indiens, der Sohn des *Sandrámitis* (ohne allen Zweifel svajambhuvas, der erste Mannus der Inder, oder der svajambhûs der Dschainas, einer Sekte der Buddhisten) [8]), genannt wird und in den Grotten in der Gegend von Bamiyan, welche die Griechen schon in Alexander's des Großen Zeit kennen lernten [9]), da der Grottenbau vorzüglich in Verbindung mit Buddhismus erscheint. Allein auch diese beiden Erscheinungen lassen andere Erklärungen zu und selbst mit dem Buddhismus in Beziehung gesetzt, reichen sie doch nicht höher als in eine Zeit, wo der Buddhismus, nach Obigem schon, gegen 200 Jahre alt sein mochte. Wir werden nach allem diesem schwerlich irren, wenn wir die erste Stiftung des Buddhismus etwa zwischen 540 und 470 v. Chr. setzen, also ungefähr in die 70 Jahre, um welche die ceylonesisch-buddhistische Ära von der richtigen Zeit differirt.

Welcher Art die weitern Verhältnisse der indischen Reiche mit Persien von Cyrus an waren, läßt sich natürlich nicht genauer bestimmen. Wir haben auf die alten Angaben über die Gandharer hin schon oben vermuthet, daß Cyrus, am obern Indus, sein Reich bis zu diesem Flusse ausdehnte. Dadurch berührten die Perser das nun verkleinerte Reich der Gandharer, dessen Hauptsitz Kaçjapapura, *Κασπάπυρος*, Kaschmir, gewesen zu sein schien. Kaschmir finden wir nun schon in der persischen Zeit (vgl. weiterhin) in einem höchst gewerbsamen Zustande. Wo Gewerbsamkeit und Handel blüht, herrscht aber auch Neigung zu friedlicher Verbindung mit den Nachbarvölkern vor. Schon daraus mögen wir auf eine solche mit den Persern schließen. Sie wird aber noch wahrscheinlicher durch eine von Darius ausgeführte Unternehmung, welche ohne freundschaftliche Beziehung mit dem Nachbarvolke schwerlich ins Werk gesetzt werden konnte. Darius [10]) wünschte nämlich zu erfahren, wo sich der Indus ins Meer ergieße, und rüstete deswegen eine Flotte aus, auf welcher sich unter andern auch Scylax befand. „Diese segelte," wie es weiter bei Herodot heißt, „von *Kaspátu-*

5) X, 101. 6) Asien III, 1173. IV, 1, 195. 197. 492. Ritter, Die Stupas (Topes), oder die architektonischen Denkmale an der Indo-Baktrischen Königsstraße. S. 43. 226. 239. 7) *Arrh.* Ind. VIII, 1. 8) *Wilson*, Sanscrit. Dict. u. d. W. 9) *Diod.* XVII, 83. *Arrh.* Ind. V. Vgl. Ritter, Stupas. 32. 10) *Herod.* IV, 44.

ος (wofür wir wol als richtigere Schreibart die des Hecatäus Κασπάτυρος in den Text setzen dürfen) der Stadt und dem Lande Πακτυϊκή aus den Fluß hinab bis zum Meere, und dann längs der Küste von Afghanistan, Persien, Arabien bis ins rothe Meer." Nach der in Indien herrschenden Sitte, Reiche nach ihrer Hauptstadt zu bezeichnen, brauchen wir nicht grade als den Anfangspunkt dieser Schiffahrt Kaschmir selbst zu setzen, sondern nur einen Ort, welcher im Gebiete von diesem Reiche liegt, oder wenigstens an dasselbe stößt. Als zweite Bestimmung des Anfangspunktes wird ἡ πακτυϊκὴ γῆ genannt, welches auch an einer andern Stelle mit Κασπάτυρος verbunden wird [11]), wo beide Punkte, als südlich liegend, von den an die Goldwüste (Cobi) grenzenden Indern bezeichnet werden, wodurch ihre Lage fixirt wird. In Πακτυϊκή haben wir ohne Zweifel denselben Namen wieder zu erkennen, welcher bei spätern Πακλαΐς, Πευκολαΐτις, entsprechend der sanskritischen Form pushkalavati lautet [12]) und einen Landstrich in der Gegend des jetzigen Peschawer (30° 22′ nördl. Br., 70° 37′ östl. L.) bezeichnet. Danach begann diese Schiffahrt ungefähr in der Gegend von Attock. Ritter [13]), indem er wahrscheinlich die Bezeichnung von Κασπάτυρος als Stadt zu streng nimmt, läßt sie auf dem Behut (Hydaspes), im Sanskrit vitasta) beginnen, und erst mit dessen Einmündung in den Indus in diesen übergehen. Dann wäre sie aber 1) kaum eine Beschiffung des Indus gewesen, 2) hätte sie ihren Weg mitten durch eine Menge der kriegerischesten Völker zu nehmen gehabt, welche sie schwerlich hätten passiren lassen, 3) müßte man die Grenzen von Πακτυϊκή, der einen Bestimmung des Anfangspunktes der Schiffahrt, bis zur Stadt Kaschmir ausdehnen, somit aber auch, da dieses Land zu dem persischen Reiche gehörte [14]), dessen Grenze in dieser Gegend bis weit über den Indus hin erweitern, was nicht allein sehr unwahrscheinlich ist, sondern, nach der Geschichte von Alexander's Einfall zu urtheilen, falsch; 4) endlich wäre bei dieser Annahme nicht die Absicht zu erkennen, in welcher Darius diese Indusfahrt veranstaltete. Es liegt aber nach unserer Darstellung in den Worten Κασπάτυρος πόλις gar kein Zwang vor, die Schiffahrt grade bei der Stadt Kaschmir beginnen zu lassen. Die Schwierigkeit, welche in Herodot's Schilderung der Schiffahrt liegt, indem er nämlich den Indus nach Osten laufen läßt, hat schon Larcher erklärt. Herodot folgte hierbei der Volksansicht über den Indus-lauf, und hatte den Bericht des Scylax schwerlich zur Hand. Durch Mannert's [15]) Annahme, daß die Schiffahrt auf irgend einem westlichen Nebenflusse des Indus begonnen habe, wird die Schwierigkeit noch gehäuft; denn alsdann hätte man gewiß die Drehung nach Südwest bei der Einfahrt in den Indus noch eher bemerkt.

Was nun Darius' Absicht bei dieser Erkundung des Indusлaufs betrifft, so geht sie aus dem, was bei Herodot sogleich folgt, hervor. Darius unterwarf nämlich alsdann die Inder (Ἰνδοὺς τε κατεστρέψατο) und bediente sich des (erforschten) Meeres (καὶ τῇ θαλάσσῃ ταύτῃ ἐχρᾶτο). Daß diese Inder, welche er unterwarf, bis zum Meere reichten, geht schon aus dem Beisatze hervor, wird aber noch bestätigt durch die jetzt entzifferte Inschrift des Darius [16]), wo die aidhus in der geographischen Aufzählung als südlich von den Gandharern beginnend erscheinen. Wie Cyrus das persische Reich, durch Unterwerfung der Gandharer, wie ich vermuthete, bis zum obern Indus schon ausgedehnt hatte, so wollte Darius den Lauf des Indus in seiner ganzen Ausdehnung zur Reichsgrenze machen. Indem er hier aber den Plan des Cyrus wieder aufnahm, suchte er sich durch Erforschung des Induslaufes gegen dessen Unglück in diesem Feldzuge zu sichern. Denn Cyrus hatte ohne Zweifel nur aus Mangel an Lebensmitteln in der gedrosischen Wüste sein ganzes Heer eingebüßt. Darius konnte diese auf dem Indus herab und vielleicht zu Meere herbeischaffen lassen, und war so in den Stand gesetzt, die Unterwerfung dieser Gegend zu vollenden. Dies ist auch sicher die einzige Möglichkeit, wie von Westen aus der untere Indus unterworfen werden konnte, und wir mögen daraus rückwärts schließen, daß erst seit Darius der Indus in seiner ganzen Ausdehnung die Reichsgrenze gegen Indien ward.

Nun entsteht aber noch eine Frage, nämlich, wie weit die von Darius besiegten Inder nach Norden hin wohnten. In der erwähnten Inschrift werden nördlich von ihnen die gadar, diese sind die gandhārās des Sanskrits, erwähnt [17]); danach würden diese Inder (die aidhus der Inschrift oder sanskrit. saindhavās) [18]) nur etwa bis über Arachosien hin den Indus entlang auszudehnen sein. Denn hier beginnen die Gandharer [19]). Allein Herodot in seinem Verzeichnisse der persischen Satrapien, welches der Steuerrolle entnommen ist, nennt grade, wie die erwähnte Inschrift, auch Inder und Gandharer [20]). Letztere sind mit mehren andern Völkern zusammen im siebenten Districte; jene bilden den 20. Daß sie die Inder am südlichen Indus umfassen, geht daraus hervor, daß sonst diese gar nicht im Steuerverzeichnisse vorkommen. Herodot's Inder des 20. νόμος reichen nun aber beiweitem nördlicher hinauf, als jene aus der Inschrift hervorgehende Grenze geht. Dieser νόμος liefert nämlich als Tribut 360 Talente Goldsand, und die den Goldsand sammelnden Inder werden nördlich von Κασπάτυρος und Πακτυϊκή in die Nähe von Baktrien gesetzt [21]). Danach vermuthe ich, daß der 20. νόμος die nächsten westlichen Anwohner des Indus von seiner Mündung an aufwärts bis fast nach Kleintibet umfaßte, also die saindhavās (aidhus der Inschrift) im ganz eigentlichen Sinne, die Grenzer des persischen Reiches. Ob diese Inder in der Gegend von Kleintibet Überbleibsel waren von den alten Indern, welche, wie wir annahmen, in diesen Gegenden hausten,

11) *Herod.* III, 102. 12) Lassen, Die altpersischen Keilinschriften. S. 111. Not. Ritter, Asien. III, 1088. *Wilson* in As. Res. XV, 118. 13) a. a. O. 14) *Herod.* III, 53. VII, 67. 85. 15) Geographie der Griechen u. Römer. V, 1, 4. 16) Lassen, Die altpersischen Keilinschriften. S. 113. Ritter, Asien. VI, 103. 17) a. a. O. 18) Vgl. Abschnitt 1. 19) Lassen a. a. O. S. 110. 20) III, 94 und 21. 21) *Herod.* l. c. und III, 102. Vgl. Heeren, Ideen. I, 1, 340 fg.

che sie in ihre spätere Heimath zogen, oder später von ihren neuen Sitzen aus sich dahin übergesiedelt hatten, will ich nicht entscheiden. Eine kleine Schwierigkeit entsteht daraus, daß wir bei dieser Erklärung der *Ἰνδοί* des 20. *νόμος* annehmen müssen, daß auch die Inder am untern Indus so gut, wie die am obern ihren Tribut in Goldsand bezahlten; allein diese Annahme scheint nicht so unnatürlich. Wenn Indiens Wüste damals so sehr viel Goldstaub gewinnen ließ, wie man nach den Berichten der Alten anzunehmen berechtigt ist [22]), so wurde dieser Artikel wol weiter als in die nächste Umgebung derselben verbreitet. Diese Erklärung der *Ἰνδοί* verträgt sich sehr gut mit dem in der Inschrift erscheinenden geographischen Verhältnisse derselben zu den Gandharern, nur daß die Inder nicht blos im Süden von diesen, sondern auch im Norden wohnten. Mit ihr stimmt auch Strabon's Angabe [23]).

Daß Darius seine Eroberungen bis jenseit des Indus ausgedehnt habe, ist höchst unwahrscheinlich. Denn es wird nicht allein nirgends etwas dahin Zielendes gemeldet, sondern es spricht sogar der Umstand mit Entschiedenheit dagegen, daß Alexander, als er gegen Indien zog, den Indus als Grenze fand. Wenn aber Darius Eroberungen jenseit desselben gemacht hätte, so würden sie auch bis zu dieser Zeit nicht verloren gegangen sein. Denn Indiens nördlicher Bevölkerung gegenüber war das persische Reich viel zu mächtig, als daß es etwas gegen sie hätte einbüßen können.

Nachdem so die Grenze zwischen Persien und Indien fixirt war, bestand zwischen den Völkern dieß eit und jenseit des Indus Friede und Freundschaft. Sogar dienten indische Völkerschaften, namentlich die Sudrâs, als Soldtruppen bei den Persern [24]). Doch bestand diese Verbindung weniger mit dem eigentlichen Indien, als mit den Völkern der Pentapotamie, und die sich in der Periode der persischen Monarchie nach und nach ansammelnden Kenntnisse Indiens sind auch größtentheils auf diese Gegenden beschränkt. Hieraus folgt denn auch zugleich, daß die Verbindung zur See mit Indien während dieser Zeit nach und nach fast ganz aufgehört hatte und die Producte Indiens größtentheils zu Lande aus dem nördlichen Indien bezogen wurden. Dafür entscheidet, um nur ein Beispiel anzuführen, die Form, in welcher die Griechen den Namen des Reises, eines entschieden indischen Productes, kennen lernten. Dieser heißt im Sanskrit vrihi; im Persischen mußte das h in z übergehen [25]), und dieses erscheint auch im griechischen sich daran schließenden *ὄρυζα* [26]), sodaß man sieht, daß dieses Product auf Landwegen durch Persien her zu der Westwelt gelangte. Nur eine einzige Spur, aber auch eine sehr unsichere, findet sich von Persern in Guzerate. Hier wird nämlich als Mahâkshatrapa (Großsatrap, welches aber zugleich eine indische Benennung ist) [27]) in einer ziemlich alten Inschrift K'shahtâna erwähnt, ein Name, welcher in der That sehr persisch klingt [28]), auf keinen Fall eine Sanskritform ist; diese Spur, sieht man, ist jedoch sehr zweifelhaft. Da zwischen diesem Chaschtanas und Chandraguptas (um 312 v. Chr.), welcher in derselben Inschrift vorkommt, mehre Geschlechter liegen, so muß er in die Zeit der persischen Monarchie fallen. Wenn übrigens auch die Seeverbindung mit Indien im Großen aufhörte, so mögen doch noch einzelne kleine Unternehmungen den Verkehr zwischen Guzerate und den Häfen des persischen Meerbusens unterhalten haben. In diesem Zeitraume wurde die Westwelt mit dem größten Theile der indischen Producte bekannt; das hebräische כַּרְפַּס griech. *κάρπασος*, entlehnt aus dem sanskritischen karpâsa, Baumwolle [29]), rührt aus dieser Zeit; ebenso griech. *πέπερι*, entsprechend dem sanskritischen pippali, Pfeffer [30]), mehre Edelsteinnamen ꝛc. [31]). In dieser Zeit sammelte nun auch Herodot seine Nachrichten über Indien, welche die ersten genauern sind, die hervortreten. In ihnen herrscht natürlich, wie in allen Erzählungen von nicht wissenschaftlich gebildeten und untersuchenden Reisenden — denn solche und vielleicht einige Berichte der den Tribut der unterworfenen Inder nach Persien bringenden Gesandten sind die primären Quellen, welche jedoch, ehe sie zu Herodot gelangten, durch mehre Hände gingen — mehr Aufmerksamkeit auf das Wunderbare, höchst Verschiedene vor, als auf das Ähnliche. Daher sind fast mehr die wilden Völker Indiens ins Auge gefaßt, als die civilisirten indischen Arier. Einen großen Umfang scheinen bei ihm die *Καλαντίαι* einzunehmen, welche durch die Bemerkung, daß sie ihre Ältern verzehren, sich als Wilde ausweisen. Ihr Name scheint einem sanskritischen kâlavantas (Plur. von kâlavat) zu entsprechen, und blos Schwarze zu bezeichnen. Dieselbe Unsitte schreibt er den *Παδαίοις* zu [32]), in deren Namen man deutlich das sanskritische pâdja, von pad, Fuß, erkennt, eine Bezeichnung der vierten Kaste, weil sie aus den Füßen Brahma's entstanden sein sollte. Dasselbe berichtet nun Megasthenes von den Bewohnern des (indischen) Kaukasus [33]), und da Herodot Kalantier an Darius' Hofe erscheinen läßt [34]), so dürfen wir wol annehmen, daß er hiermit eine, wenigstens theilweise im persischen Reiche wohnende Völkerschaft bezeichnet. Dann müssen wir ihre Sitze wenigstens bis in die Berge am obern Indus ausdehnen. Hier wohnen aber noch jetzt die Siah-poshis, die schwarzgekleideten, welche Wilson [35]) mit den *Καλλάτριοι* des Ktesias identificirte, deren Namen schon Vans Kennedy als eine Zusammenziehung vom sanskrit. kâlavastra, ebenfalls schwarzge-

22) Heeren a. a. O. 23) *Strab.* XV, 2. 9. p. 724. 24) *Lassen*, Pentapot. p. 27. Vgl. *Arrh.* IV, 26. 2. 25) Bopp, Vergleichende Grammatik. §. 57. 26) Thod. Benfey, Griech. Wurzeller. I, 37. 27) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. 31. St. S. 805.

28) In Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Apr. p. 340. 29) Vgl. Schlegel, Ind. Biblioth. II, 393. Ritter, Asien. IV, 1, 436. 30) Vgl. *Heeren* in Commentationes Soc. R. Scient. Gotting. XI, 70. (*Athenneus* p. 61.) *Hunter* in As. Res. IX, 383 sq. 31) *Herod.* III, 38. 97. Vgl. Heeren, Indien. I, 1, 864 und Commentatt. X, 127. 32) *Herod.* III, 99. 33) Bei *Strab.* XV, 1. 56. p. 710. 34) III, 38. 35) In Notes on Ctesias, welche mir jedoch noch nicht zugänglich, sondern nur durch den Auszug bekannt sind in Asiatic Journal. 1839. Febr. p. 133 sq.

kleidet, erkannt hat. Dieses stützt um so mehr unsere gegebene Erklärung von *Καλανίαι*, welches man ebenso übertragen kann (wörtlich hieße kálavat mit Schwarzen begabt). Von den civilisirten Indern erscheint bei Herodot nur eine Andeutung, wo er die Inder erwähnt, welche nichts Lebendiges tödten, nicht säen, in keinen Häusern wohnen, Kräuter essen, von einer Art Hirse (Reis) leben, und sich lebendig verbrennen [36]). In dieser Schilderung erkennt man deutlich Anachoreten, und da diese insbesondere Gewänder aus Baumrinden trugen (im Sanskrit válkala) [37]), so möchte man auch deren Erwähnung bei Herodot [38]), obgleich er sie den in den Sümpfen lebenden Indern zuschreibt, eher auf sie beziehen dürfen. Herodot's Berichte über Indien genauer durchzugehen, kann nicht dieses Ortes sein [39]); sie zeigen, daß die Bekanntschaft mit Indien fast einzig und allein auf das nördliche beschränkt war.

Von Herodot bis Ktesias, ungefähr 50 Jahre später (um 400 v. Chr.), erhalten wir keine Nachrichten über Indien. In diesen Jahren muß die Kenntniß desselben, insbesondere des nördlichen, bedeutend zugenommen haben. Bei ihm hören wir zuerst von Ehrengeschenken, welche der König der Inder, wie er ihn nennt, dem persischen schickt [40]). Unter diesem Könige, den er öfter [41]) erwähnt, scheint er einen König von ganz Indien zu verstehen. Einen solchen werden wir zu Alexander's des Großen Zeit zwar nicht finden, wol aber nicht lange nachher, und die indische Ansicht läßt seit den ältesten Zeiten fast immer einen König die Oberhoheit über ganz Indien besitzen. Ob dieses auch zu Ktesias' Zeit der Fall war, läßt sich natürlich nicht entscheiden. Der Zustand zu Alexander's Zeit spricht aber nicht dagegen; denn damals herrschte die größte Verwirrung in Indien. Am wahrscheinlichsten ist jedoch, daß es ein König von Kaschmir sei, dessen Reich sich über einen großen Theil der Pentapotamie ausdehnte, wol noch viel südlicher als in Alexander's des Großen Zeit. Denn, wie Heeren in einer ausgezeichneten Abhandlung nachgewiesen hat, von welcher wir leider erst einen Auszug besitzen [42]), war um diese Zeit Kaschmir in einem überaus blühenden Zustande und stand in enger Verbindung mit dem persischen Hofe. Man färbte schon daselbst hochrothe größere und kleinere Gewänder, welche auch an den König von Persien geschickt wurden, wo sie Ktesias sah. Es wurden auch Inder an dem persischen Hofe von ihm selbst kennen gelernt und zwar ganz weiße [43]). Er war wol auch der erste der Griechen, welcher einen indischen Elefanten sah; seine Beschreibung ist zwar ungenau, aber nicht so, daß man an seiner Wahrhaftigkeit zweifeln könnte, wie Schlegel gesonnen zu sein scheint [44]). Er steht auf dem Standpunkte des natürlichen Sehers, nicht eines wissenschaftlichen Beobachters. Überhaupt sind alle seine Nachrichten über Indien der Art, daß man den Vorwurf der Lügenhaftigkeit, welcher ihm schon von den Alten aus Unkunde gemacht wurde, streng von ihm abwehren muß. Je näher wir Indien kennen lernen, desto mehr erkennen wir, daß sie allesammt eine wirkliche Basis haben, und wenn sie auch nicht immer reine Wahrheit sind, so ist dies nicht die Schuld des Ktesias, sondern seiner Berichterstatter, denen er für Indien, das Land des Wunderbaren, mit zu großer Leichtgläubigkeit Vertrauen schenkte. In seine Nachrichten genauer einzugehen, erlaubt der Ort nicht [45]). Auch bei ihm, wie bei Herodot, findet die wilde Bevölkerung Indiens mehr Berücksichtigung, als die civilisirte. Seine Hundsköpfe, wie er, wenn die erwähnte Erklärung von *Καλλάτιοι* richtig ist, dieses Wort fälschlich übersetzt, erinnern an die Hundskochenden (çvapak'a çvapáka), wie die untersten Kasten im Sanskrit zum Schimpfe genannt werden. Er bezeichnet damit eine Menge Wilder, welche theils in den indischen Staatsverband vielfach als unterste Kasten traten, wie schon mehrfach bemerkt ist, theils frei in den Schlupfwinkeln der Berge lebten, wie dies Ktesias ausdrücklich bemerkt [46]). Gewiß dürfen wir ihm auch Glauben schenken, wenn er anführt, daß ihnen „der König" alle fünf Jahre Geschenke liefere und zwar Waffen. Es zeigt uns dieses einen schon gesunkenen Zustand; denn diese Geschenke wurden ohne Zweifel gegeben, um verwüstende Einfälle dieser Barbaren abzuwehren. Über die civilisirten Völker Indiens wird Bedeutenderes in der Partie des Ktesias enthalten gewesen sein, welche Photius nur mit den dürren Worten berührt: „Vieles sagt er von ihrer Gerechtigkeit, über die gute Gesinnung gegen ihren König [47]), und über ihre Todesverachtung" [48]).

Schlegel hat mit Recht als Probirstein für eine wahrhaft freundschaftliche Verbindung auswärtiger Fürsten mit indischen die Frage erklärt, ob jene indische Elefanten in ihren Heeren haben oder nicht; denn die indischen Elefanten waren ein Regal [49]). Obgleich nun Ktesias schon weiß, daß in Indien die Elefanten zum Kriege abgerichtet wurden [50]), und die Zahl der den König von Indien in den Krieg begleitenden ins Ungeheure übertrieben angibt (100,000 vor ihm und 3000 hinter ihm), so hat deren doch weder Xerxes auf seinem Zuge gegen Griechenland, noch Artaxerxes im Kriege gegen seinen Bruder Cyrus, sondern die ersten Elefanten erscheinen im persischen Heere erst in der letzten Schlacht des letzten persischen Monarchen [51]), gleichsam als wären sie das letzte Bollwerk der persischen Herrschaft gewesen. Bis dahin

36) *Herod.* III, 100. Vgl. Heeren, Ideen. I, 1, 566. 37) Vgl. Wilson u. d. W. und in indischen Gedichten oft. 38) III, 98. 39) Man vgl. insbesondere Heeren, Ideen. I, 1, 337. 40) Commentationes Soc. Reg. Scientiarr. Gotting. X, 124—130. 40) *Ctesiae Cn.* Fragment. ed. *Bähr.* c. 23. p. 256. 41) Vgl. noch 41 und bei *Aelian.* V. H. IV, 24. 42) Conamina ad explicanda nonnulla historiae mercaturae antiquae capita in Gött. Gel. Anzeigen. 1834. St. 206—203. S. 2049—2076. 43) Cap. 9.

44) Ind. Bibl. I, 151. 45) Vgl. insbesondere Ktesias von Bähr, wo vieles hierher Gehörige compilirt ist. Bedeutendes kann man von Wilsen (Notes on Ctesias) erwarten. 46) c. 22. 47) Die Lesart ist schwerlich richtig. 48) c. 14. 49) *Megasthenes* bei *Strab.* XV, I, 41. p. 704. 50) c. 3. Vgl. *Bähr* p. 263. 51) Vgl. *Arrh.* Exped. Alex. III, 11, 9. Schlegel, Ind. Bibl. I, 155.

mußte also das freundschaftliche Verhältniß zwischen den persischen und indischen Reichen immer mehr gestiegen sein. Da um diese Zeit, wie wir wieder sehen werden, schon mehre Königreiche in der Pentapotamie blühten, und unter ihnen zwei insbesondere sehr mächtig waren, das kaschmirische, damals alihisâra genannt, und das des Porus, so mögen die Elefanten des Darius Codomanus, des Gottsinnigen (vom zend. khadamainjus), von einem von diesen geliefert sein.

Übersehen wir diese erste Periode der indischen Geschichte, so verlieren sich die Anfänge von Indiens innerer Entwickelung und seinen Verhältnissen nach Außen in undurchdringliches Dunkel. Um 1000 v. Chr. finden wir activen und passiven Handel zur See; dieser versiegt nach und nach; zur Zeit der persischen Monarchie sehen wir nur Landhandel, durch welchen das nördliche Indien anfängt, sich in einem gewissen Dämmerlichte zu zeigen. Der Thatsachen, welche sich aus dieser langen Periode erkennen ließen, waren nur sehr wenige. Die innere Entwickelung Indiens hatte sich in dieser Periode, ihrem eigentlichen Charakter nach, ganz vollendet. Die Elemente und die einzelnen Phasen derselben müssen wir unter andern Rubriken berücksichtigen. Hier will ich nur auf eins aufmerksam machen. Vom Buddhismus ist es gewiß, daß er, seiner Idee gemäß, indem er dem Volke selbst das Urtheil über die religiösen Fragen zuerkannte, sich, sowie bei der schriftlichen Abfassung seiner Werke, so auch bei seinen Predigten — welche ein Hauptelement des neuen Cultus waren — der Volkssprache und nicht des Sanskrits bediente. Jene finden wir daher schon 250 v. Chr. in den Staatsschriften gebraucht, nämlich in den Edicten des Asoka's, von denen einige schon ins zehnte Jahr seiner Regierung reichen. Danach können wir — mit Entschiedenheit annehmen, daß die Volkssprache, insbesondere die Magadhî, in welcher die Buddhistischen Schriften abgefaßt wurden — sie heißt bei den Buddhisten pali — schon manches Jahrhundert vor dieser Zeit sich vollständig ausgebildet hatte. Für letztere Behauptung kann man einen beiweitem schlagenderen Beweis dem innern sprachlichen Verhältnisse der Magadhî zum Sanskrit entnehmen. Denn die Magadhî steht nicht, wie ein besonderer Dialekt, der indisch-arischen Sprache coordinirt neben der — jedoch auf ihre einfachere Form zurückzuführenden — Gestalt, welche diese im sogenannten Sanskrit angenommen hat, sondern sie ist historisch aus dieser einfacheren Form — welche sich wahrscheinlich in den drei ersten Theilen der Veden am reinsten erhalten hat — hervorgegangen, dieser also subordinirt. Sie steht zu ihr ungefähr in demselben Verhältnisse, wie das Italienische zum Latein. Hieraus folgt jedoch 1) daß das Sanskrit — aber wohlgemerkt nicht in seiner spätern Form, welche es als rein gelehrte Sprache erhalten hat, sondern in einer einfachern — vor der Magadhî als Volkssprache in Indien bestand, was wol auch Niemand, welcher in Betrachtung solcher sprachlicher Verhältnisse geübt ist, in Abrede stellen wird; 2) daß zwischen dem Aussterben des Sanskrits als Volkssprache und zwischen dem Festsetzen der Magadhî als solcher ein bedeutender Zwischenraum liegen muß. Der Beweis dafür könnte nur durch genaues Eingehen in Einzelnheiten geführt werden, und muß daher hier übergangen werden. Ein Datum für das Aussterben des Sanskrits und das Festsetzen der Magadhî anzugeben, ist natürlich unmöglich. Schwerlich irrten wir aber, wenn wir letzteres schon etwa ins 6. Jahrh. vor Chr. um 500 setzten, und eine Blüthe des Sanskrits muß alsdann wol zum wenigsten zwei bis drei Jahrhunderte höher hinaufgeschoben werden, also schon ins 8. und selbst 9. Jahrh. vor Chr., in eben die Zeit, in welcher wir aber nach andern Gründen schon oben eine energische Entwickelung indischen Lebens annehmen zu müssen glaubten. Da aber nun ferner das Sanskrit mehre Jahrhunderte, nachdem es als Volkssprache ausgestorben war, als Staats-, Cultus- und Gelehrtensprache erscheint, so folgt daraus, 1) daß es in irgend einem Theile des indischen Lebens sich auch ferner erhielt, grade wie das Latein im Mittelalter sich in denselben Zweigen des Lebens geltend machte; 2) aber, — da es völlig unmöglich ist, daß eine Sprachform sich erhält, wenn sie nicht durch irgend eine sie bewältigende Thätigkeit dem steten Flusse ihrer Entwickelung enthoben und in einer bestimmten Gestalt fixirt ward, dieses aber nur durch eine Erscheinung möglich ist, welche mit der, welche wir Literatur nennen, wenigstens Ähnlichkeit hat, — daß zur Zeit der Blüthe des Sanskrits auch ein derartiges Element der Bildung existirte. Fassen wir diese beiden Folgerungen zusammen, so müssen wir annehmen, daß um 800—700 vor Chr., wohin wir die Blüthe des Sanskrits als Volksmundart setzen zu müssen glaubten, eine gewisse Literatur bestand, welche wir jedoch nicht genauer bestimmen können, und daß durch sie die Form des Sanskrits bis zu ihrem glänzenden Wiederaufleben als Sprache des höhern Lebens in den Brahmanenschulen erhalten ward. Wie viel man auf diese Schlußfolgerung geben will, deren Beweise erst bei andern Gelegenheiten beigebracht werden können, muß ich dem Urtheile des Lesers überlassen. Ich habe deren Resultat auch noch keinen Einfluß auf die Vorbemerkung zum vierten Abschnitte zugestanden, wie er denn auch sehr unerheblich sein würde. Denn welche Art der Literatur auch bestanden haben mochte, aus dem ganzen Geiste des indischen Lebens geht hervor, daß Geschichte kein bedeutendes Moment derselben bildete.

Zweite Periode. Indien im Kampfe um seine Selbstständigkeit. Von Alexander's des Großen Einfall (327 v. Chr.) bis zu dem des Ghaznevîden Mahmud I. (1001 n. Chr.).

Nachdem Alexander mit der Unterwerfung des sogdianischen Landes die Besitznahme des persischen Reiches vollendet hatte, faßte er den Entschluß, den schon früher gehegten Plan, auch Indien zu erobern, ins Werk zu setzen. Er glaubte alsdann ganz Asien zu besitzen [52]). In diesem Entschlusse wurde er durch einen indischen König von Taxila (Takshaçila im Sanskrit und im Pali Takkasila, an welche letztere Form sich die griechische

52) *Arrh.* Exped. Alex. IV, 15, 10.

Benennung schließt), bei den Griechen, einer indischen Sitte gemäß [53]), nach seiner Residenz Taxiles genannt, bestärkt [54]). Dieser, mit mehren seiner Nachbarn verfeindet, trug ihm bei einer Unternehmung gegen Indien seine Bundesgenossenschaft an. Außerdem war ein Inder, Sisikoptos (oder Sisikottos mit ähnlichem Schwanken wie bei dem Namen Sandrakottos und Sandrakoptos, wahrscheinlich sanskritisch Çiçugupta, vgl. den Namen Çiçunâga) bei ihm, welcher früher mit Bessus gegen Alexander gefochten hatte, dann übergetreten und ihm ein sehr treuer Diener geworden war [55]). Durch diese und Andere mochte sich Alexander hinlänglich über die damalige Lage Indiens unterrichtet haben, und diese war in der That so, daß sie, zumal wenn er das bis dahin im Orient kennen gelernte Kriegswesen auch als Maßstab für die Inder gebrauchte, ihm die größte Hoffnung auf günstigen Erfolg gewähren konnte. Der westliche Theil Indiens war in eine Menge kleinerer und größerer Fürstenthümer und Freistaaten getheilt, welche, unter sich in Feindschaft, keinen bedeutenden Widerstand erwarten ließen [56]). Im Pendschab, so heißt dieser Theil, scheinen fast zu allen Zeiten eine Menge kleiner Republiken bestanden zu haben, innerhalb deren sich kriegerische Souveraine erhoben, welche ihre Macht erweiterten. Mit ihrem Tode hörte diese Präponderanz aber, wenn sich der kriegerische Geist nicht forterbte, auf, und der alte republikanische Zustand kehrte wieder zurück [57]). Der östlichere Theil jenseit des Ganges bildete zwar ein großes Reich, dessen damalige Grenzen wir nicht genau bestimmen können, war aber in großer Verwirrung und, wie es scheint (man vgl. weiterhin) in innern Unruhen, und der König desselben beim Volke verachtet. Alexander unterließ nichts, was dazu beitragen konnte, den Erfolg seines Unternehmens zu sichern. Durch neue Anwerbungen wurden die, durch die bisherigen Feldzüge entstandenen, Lücken in seinem Heere ausgefüllt, sodaß sich die Gesammtzahl desselben auf 120,000 Fußgänger und 15,000 Mann Reiterei belaufen haben soll [58]).

In leichte Berührung mit den Indern war Alexander vor seinem Zuge nach Baktra gekommen. Dies waren die im Westen der Arachoten noch diesseit des Indus wohnenden; sie scheinen sich mit Leichtigkeit unterworfen zu haben [59]). Jetzt galt es den eigentlichen Indern, denen am östlichen Ufer des Indus. Gegen Ende des Frühlings im J. 327 v. Chr. zog Alexander auf dem kürzesten Wege, wahrscheinlich den Paß von Kamerd, von Baktrien aus nach dem, schon früher von ihm angelegten, Alexandria ad Caucasum oder in Paropamisadis (nach Lassen [60]) richtiger Paropanisus, wie Ptolemäus für Paropamisus hat, von sanskritisch nishadha, sodaß es das Land unter dem Gebirge nishadha bezeichnet; Wilford erwähnt als in den Puranas vorkommenden Namen paro vami [61]). Diese Alexandria wird, im J. 157 v. Chr., im Mahawanso unter dem Namen Alasadda erwähnt als Hauptstadt der Yona (Javana = Griechen) [62]). Masson verlegt sie in die Nähe von Beghram [63]). Von da zog er nach Nicäa, womit er ohne Zweifel zum glücklichen Omen eine Stadt benannte, welche früher einen andern Namen trug. Ritter [64]) glaubt, und wol nicht mit Unrecht, daß es die Localität des jetzigen Cabul sei, welches schon bei Ptolemäus unter dem Namen *Καβούρα*, auch *Ὀρτόσπαρα* genannt, erwähnt wird. *Καβούρα*, welches wir schon früher, der Angabe des Abul Fazil gemäß [65]), für sanskritisch gôpura erklärten, mochte der indische, vielleicht erst aus den Zeiten der indischen Herrschaft (seit 305 v. Chr.) in dieser Gegend herrührende Name sein; Ortospana der einheimische und älteste [66]); von diesen wurde der fremde griechische mit Leichtigkeit verdrängt. Diese militairisch wichtige Position [67]) machte Alexander zu dem Anfangspunkte seiner militairischen Operationen. Auf dem Marsche zum Flusse Sophen, nach Lassen [68]) der vereinigte Fluß von Ghazna und Cabul [69]), entsandte er einen Herold zum Taxiles und den kleinen Fürsten diesseit des Indus mit dem Befehl, sich zur Huldigung einzustellen. Diese kamen, brachten reiche Geschenke, und stellten die Elefanten, welche sie hatten — 25 an der Zahl — zu seiner Verfügung. Hier mochte nun Alexander von Machinationen indischer Fürsten erfahren, welche die Bergvölker am indischen Kaukasus gegen ihn aufregten. Am meisten mochten diese Aufreizungen von Alexander's schlauestem Gegner in Indien, dem König von Kaschmir, ausgehen, welcher bei den Geschichtschreibern Alexander's ebenfalls, wie Taxiles, nach seiner Residenz Abisares genannt wird, denn eine der Residenzen der kaschmirischen Könige hieß sanskritisch abhisâra [70]). Diesen Abisares werden wir später in Verbindung mit den Bergvölkern finden. Alexander, welcher auf einem Zuge, der ihn so weit von seiner militairischen Operationsbasis entfernte, unmöglich drohende Feinde in

53) *Strab.* XV, 1, 36. p. 702. Vgl. *Lassen*, De Pentapot. p. 17. 54) *Diodor.* XVII, 86. Man vgl. für das Folgende die neuesten Untersuchungen über Alexander's Zug bei Droysen, Geschichte Alexander's des Großen von S. 358 fg. Ritter, Asien. IV, 1, 449 fg. und über den Feldzug im indischen Kaukasus dessen Abhandlung in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften. 1829. S. 145 fg. 55) *Arrh.* IV, 30, 3. 56) Vgl. *Lassen*, De Pentapotamia. p. 14. *Curtius* IX, 4. *Diodor.* XVII, 98 und weiterhin Vorkommendes. 57) Vgl. auch Heeren, Indien. I, 1. 603. 624. 58) Droysen a. a. O. S. 362. 59) *Arrh.* III, 28.

60) Zur Geschichte der griechischen u. s. w. S. 128. 61) As. Res. VI. p. 462. Ritter, Stupas. S. 13. 62) *Mahâwanso.* T. I. p. 171. Vgl. Prinsep in Journ. of the As. Soc. of Bengal. Febr. 1838. p. 166. 63) In Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Jan. p. 6. Vgl. Lassen a. a. O. S. 127. Ritter, Asien. V, 272. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 2, 60. *Court* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. July. p. 390. 64) Über Alexander's des Großen Feldzug am indischen Kaukasus, in der Abhandl. der berliner Akademie der Wissenschaften. 1829. S. 131 u. 162. 65) Vgl. Anm. 70. S. 35. 66) Dies scheint aus Plinius (VI, 21) zu folgen. 67) Court a. a. O. S. 391. 68) a. a. O. S. 129. 69) Nach Droysen der Pandschir (S. 363. Anm. 9); nach Ritter und Court der Kabulstrom, welches jedoch, wenn Nicäa mit Kabul zu identificiren ist, nicht angeht, da dieser durch Kabul fließt, Alexander aber erst, nachdem er Nicäa verlassen, zum Kophen kommt (*Arrh.* IV, 22, 7). 70) *Wilson* in As. Res. XV, 24, 115 aus der kaschmirischen Chronik. Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 18. Ritter, Asien. II, 1085.

seinem Rücken lassen konnte, sah die Nothwendigkeit ein, diese Bergvölker, mochte er gleich nicht hoffen können, sie in ihren Schlupfwinkeln gänzlich zu überwältigen, das Gewicht seiner Waffen fühlen zu lassen und sich einiger Schlüssel zu ihrem Lande zu bemächtigen. Dieses und auch seine Begierde grade die größten Schwierigkeiten siegreich zu überwinden, schwerlich die von Strabon geltend gemachten Gründe [71]), bewogen ihn, seine Heeresmacht zu theilen. Perdikkas und Hephästion schickte er am rechten Ufer des Kophen hinab, die grade Straße nach Indien; Tariles und die indischen Fürsten begleiteten sie. Sie hatten den Befehl, alle bedeutenden Städte entweder durch Vertrag oder mit Gewalt zu besetzen. An dem Indus angelangt in der Gegend des alten sanskritischen Pushkalavati, bei den Griechen entweder *Πευκελαώτις*, oder mit sehr ähnlichen Namen benannt, jetzt Pekhely in der Umgebung von Peshaver, sollten sie sogleich alles zum Übergange über den Indus zurüsten. Sie führten Alexander's Befehl aus, ohne früher, als am Ziele ihres Marsches, Widerstand zu finden. Hier hatte Astes, welcher vielleicht unter den mit Tariles gekommenen Fürsten war, der Fürst von Pushkalavati, welches unter dem Namen *Πευκέλα* bei Arrhian [72]) als eine Stadt der Assakanen genannt wird, mit welchen wir Alexander weiterhin im Kampfe finden werden, seine frühere Nachgiebigkeit bereut [73]); in Folge davon belagerten Alexander's Generale die Stadt, in welche er geflohen war, eroberten sie nach 30 Tagen, während deren Astes selbst umgekommen war, und setzten Sangaios (wol sanskritisch Sangʼaja [74]), der schon früher zu Tariles übergegangen war, als Herrn der Stadt ein. Alexander selbst wandte sich mit dem andern Theile des Heeres gegen die Bergvölker. Nachdem er über den Choës (Koas bei Ptolemäus, jetzt Kameh) [75]), gesetzt hatte, zog er zunächst gegen die Aspasier, Aspier, oder mit gräcisirtem Namen (zendisch aspa ist = griech. *ἵππος*. Pferd) Hippasier [76]); diese flüchteten theils in die Berge, theils in die festen Städte. Der König verfolgte sie eilig mit der Reiterei und einigen beritten gemachten Hypaspisten, und griff sogleich die erste Stadt vom Marsch aus an, fand jedoch heftigen Widerstand. Erst am andern Tage, als er das nachrückende Hauptheer an sich gezogen hatte, gelang es, die doppelt ummauerte Stadt einzunehmen. Ein großer Theil der Einwohner wurde erschlagen, die andern flohen in die Berge. Dieser Kampf hatte zur Folge, daß sich eine andere Stadt Andaka sogleich ergab und eine macedonische Besatzung annahm; hier blieb Kraterus mit einem Theile des Fußvolkes zurück, um die übrigen Ortschaften zu unterwerfen und alles auf das Dienlichste anzuordnen. Alexander selbst rückt gegen die Residenz des Fürsten der Aspasier [77]); sowie er erscheint, lodert diese in Flammen auf; die Einwohner fliehen in das Gebirge; Alexander läßt ihnen nachsetzen, wobei viele niedergemetzelt werden. In einem Zweikampfe mit dem Lagiden Ptolemäus fällt der Anführer der hier wohnenden Inder (*τῶν ταύτῃ Ἰνδῶν*) [78]), welcher zugleich der Fürst der Aspasier ist [79]), woraus man erkennt, daß der herrschende Stamm in dieser Gegend die Inder waren. Diese hatten sich früher wahrscheinlich zu Herren der eigentlichen Bevölkerung zu machen gewußt, und dies Verhältniß blieb im Innern unverändert, auch nach ihrer Unterwerfung unter die Perser, welche gewiß in diesen schwer zugänglichen Gegenden nur sehr nominell war. Als die Aspasier ihres Fürsten Leiche in Feindes Hand sahen, stürzten sie von den Bergen herab und erneuten den Kampf, welcher von den Macedoniern mit schwerer Mühe zum Siege geführt ward. Die Einwohner flohen in die Berge. Alexander verfolgte sie nicht, sondern ging über den Fluß Euaspla [80]), wahrscheinlich gräcisirt und identisch mit dem Choaspes des Strabon [81]), welcher einem einheimischen *qaçpa* (für huaçpa = sanskritisch su + açva, schöne Pferde habend [82]), zu entsprechen [83]) und ein von Osten her in den Kameh fließender Strom zu sein scheint. Dann übersteigt er eine Bergkette, ohne Zweifel die westliche Spitze des Emodus [84]) und zieht südlich gegen Arigäum, im Thale des Guräus (jetzt Penjkora [85]) hinab. Hier stieß Kraterus wieder zu ihm, welcher von Andaca aus die gerade Straße, im Süden des Hauptheeres, hierher gezogen war. Auch diese Stadt fand man niedergebrannt und verlassen. Wegen der Wichtigkeit dieser Position ließ Alexander sie von Neuem befestigen, und befahl die zum Dienst Untauglichen des Heeres und alle Landeseinwohner, welche sich dazu geneigt fänden, hier anzusiedeln. Er selbst rückte in die Berge (westlich vom Penjeora) dem Orte zu, wo die meisten der Barbaren sich zusammengezogen hatten. Es kam zu einem blutigen Treffen, denn die Inder, wie Arrhian sagt, kämpfen nicht, wie die andern Barbaren in diesen Gegenden, sondern sind unter ihren Nachbarvölkern beiweitem die tapfersten [86]). Der Sieg wurde mit Mühe erfochten; in Folge desselben fielen nach Ptolemäus des Lagiden Bericht, über 40,000 Menschen kriegsgefangen und 230,000 Rinder den Macedoniern in die Hände.

Hier hörte Alexander, daß sich die Assakaner aufs Eifrigste zum Kampfe rüsteten. Diese und die Assakaner (*Ἀσσακηνοί*), beide indische Völker nach Arrhian, wohnten vom Indus bis zum Kophen [87]). Bei Plinius [88]) heißen sie Aspagani. Schwerlich möchte ein wirklicher Unterschied zwischen den Assakani, Assakani und Aspagani und selbst

71) *Strab.* XV, 1. §. 26. p. 697. 72) Ind. 1. 73) Arrhian sagt *πανσολαος*. 74) Ein häufig vorkommender indischer Name, vgl. *Hamilton*, Genealogies. p. 107. 75) Lassen, Zur Geschichte u. s. w. S. 132. 135. 76) Vgl. Droysen a. a. O. Ritter a. a. O. und Lassen a. a. O. für die ganze folgende Darstellung. 77) Nach Droysen Gorydale (S. 367; Anm. 16), was jedoch schwerlich richtig, vgl. Lassen S. 133 Anmerk. 78) *Arrh.* IV, 24, 4. 79) *Arrh.* IV, 24, 8. 80) *Arrh.* IV, 24, 1. 81) Vgl. jedoch Lassen S. 132. 82) Vgl. ähnliche persische Namen bei Benfey — Stern, über die Menatènamen einiger alten Völker. S. 214. 83) Lassen, Zur Geschichte u. s. w. S. 132. 84) Ich bitte hier Ritter's Karte zu vergleichen, welchem ich jedoch im Allgemeinen nicht folgen konnte. 85) Droysen; vgl. auch Lassen S. 133. 86) *Arrh.* IV, 25, 4. 87) *Arrh.* Ind. 1. 88) VI, 23 (21).

Aspasii anzunehmen sein; es ist wol immer derselbe Name, welcher, da dies Volk in eine Menge kleiner Staaten zerfiel und da der Name vielleicht auch mundartlich verschieden gesprochen ward, von den Griechen auf verschiedenartige Weise aufgefaßt und localisirt ward. Er scheint einem zendischen açpaga, im Sanskrit açvaga, zu Pferde gehend, Reiter, zu entsprechen, und wesentlich identisch zu sein mit dem sanskritischen Namen açvaçlâs, wie ein in ebendieser Gegend wohnendes Volk in der altindischen Geographie genannt wird [89]). Von diesen Assakani leitet Wilken die jetzigen Afghanen ab [90]), deren Namen sich aus aspaga durch die auch dem Zend eigenthümliche Aspiration des p, also asfaga, leicht erklärt. Daß die Assakani Inder heißen, spricht nicht dagegen; die Inder waren bei Alexander's Einfall der herrschende Stamm. Die Assakaner hatten 2000 Reiter, 30,000 Fußgänger und 30 Elefanten aufgebracht; dazu hatten sie indische Miethstruppen von jenseit des Indus in Sold genommen. Alexander mußte, um zu ihnen zu gelangen, durch das wunderbar schöne Gebiet der Guräer (wahrscheinlich von zendisch gairi: gârja, Bergbewohner [91]) zwischen dem Suastus (im Sanskrit Çubhavastu, bei den Chinesen im 5. Jahrh. n. Chr. Souphosa soutou, jetzt Sewad), dem Guräus (Penjcora), dem Cabelstrom (Kophen) und dem Indus ziehen. Dieses ist ohne Zweifel ein Theil des indischen Königreichs, welches bei den Chinesen um 400 n. Chr. Utschang, im Sanskrit udjâna, Garten, heißt [92]). Alexander setzt über den Guräus (Penjcora) unterhalb seiner Vereinigung mit dem Suastus (Sewad), wo er wegen seines reißenden Laufes schwer zu passiren war. Die Guräer hatten keinen Widerstand entgegengesetzt; auch die Assakanen wagten keine offene Feldschlacht, sondern zerstreuten sich bei Annäherung des Feindes in die festen Städte, um diese zu vertheidigen. Alexander rückte sogleich gegen die bedeutendste, Massaga. Die Einwohner machten einen Ausfall, wurden aber, durch einen verstellten Rückzug getäuscht, vollständig geschlagen. Dagegen vertheidigten sie die Stadt mit dem größten Muth und wehrten mehre Stürme mit glücklichem Erfolge ab. Erst als der Fürst der Inder gefallen, viele von diesen kampfunfähig oder getödtet waren, knüpfte man Unterhandlungen an. Alexander foderte vor allem andern den Eintritt der indischen Miethstruppen in das macedonische Heer. Demgemäß lagerten sich diese nun außerhalb der Stadt in der Nähe der Macedonier; da wurde Alexandern hinterbracht, daß sie, zurückschaudernd vor dem Gedanken, gegen ihre Landsleute die Waffen tragen zu sollen, sich heimlich zu entfernen dächten. Darauf hin ließ Alexander den Hügel, auf welchem sie lagerten, umstellen und alle niedermetzeln. So erzählt Arrhian [93]). Ganz abweichend ist Diodor's Bericht, wonach Alexander durch treulose Auslegung des Vertrags sich der tapfern Inder zu entledigen suchte [94]). Auch nach dem Treubruch wehrten sich diese verzweifelt und bedrängten die Macedonier nicht wenig. Droysen's Darstellung dieser Begebenheit ist in der Absicht, welche auch sonst hervorleuchtet, auf Alexander nichts Tadelhaftes kommen zu lassen, ganz entstellt; unparteiischer urtheilt Plutarch [95]), welcher sie als ein Makel in Alexander's Geschichte betrachtet. Nachdem Alexander auf diese Weise die Hauptvertheidiger der Stadt aus dem Wege geräumt hatte, bemächtigte er sich derselben mit Gewalt und nahm Mutter und Tochter des Assakanus gefangen. Das herrenlose Gebiet schien nun leicht vollständig unterworfen werden zu können. Alexander entsandte zu diesem Zwecke zwei Detachements, eins gegen Bazira, das andere gegen Ora. Letztere Stadt lag mehr nach Norden, jene mehr nach Süden, der Mündung des Kophen zu [96]). An beiden Orten fand sich mehr Widerstand, als man erwartet hatte; von Bazira liefen die ungünstigsten Berichte ein, und Alexander hatte sich schon dahin zu in Bewegung gesetzt, als die Nachricht kam, daß die Einwohner von Ora mit Abisares in Verbindung getreten seien und durch dessen Vermittelung von den Bergbewohnern eine bedeutende Anzahl Hilfstruppen erhielten. Alexander schickte deshalb seinem Feldherrn vor Bazira den Befehl, fürs Erste die Belagerung aufzuheben, und nur ein Observationslager vor der Stadt zu beziehen; er selbst wandte sich gegen Ora, um den Barbaren zu zeigen, wie wenig ihnen die Hilfe der Inder nützen könne. Die Stadt, obgleich tapfer vertheidigt, konnte sich gegen ihn nicht halten; unter der Beute, welche gemacht wurde, befanden sich auch einige Elefanten. Während dessen hatten die Einwohner von Bazira einen vergeblichen Ausfall gegen das macedonische Observationscorps gewagt; als sich aber die Kunde vom Falle der Stadt Ora verbreitete, verzweifelten auch sie, verließen ihre Stadt und flüchteten auf die Felsenburg Aornos am Indus. Alexander näherte sich nun dem Indus, wo sich ihm die Stadt Peukela ohne Widerstand ergab, sowie auch andere kleinere Städte; in sie, sowie Massaga, Ora und Bazira, verlegte er Besatzungen. Dann zog er weiter hinab bis zur Mündung des Kophen (Embolima), wo er sich mit dem andern Theile des Heeres vereinigte, welches auf der Sehne bis hierher gezogen war, während er den Bogen derselben beschrieben hatte. So war das Land zu beiden Seiten des Kophen in Besitz genommen; im Süden desselben bildeten die festen Punkte die Stadt des Sangäus und eine andere, ebenfalls von Hephästion befestigte, Orobatis. Die Städte blieben größtentheils unter einheimischen Fürsten, aber in Abhängigkeit von Alexander, welcher als Satrapen des diesseitigen Indien, wie dieses Gebiet nun genannt wird, Nikanor einsetzte [97]). Nur ein einziger Punkt, die schon erwähnte Burg Aornos, in der Nähe von Embolima, war noch in feindlichen Händen. Dahin waren eine Menge Inder geflohen, im Vertrauen auf die

89) Lassen *a. a. O.* S. 133 fg. 90) Über die Verfassung, den Ursprung u. s. w. der Afghanen, in den Abhandl. der berliner Akademie der Wissenschaften. 1818. 1819. S. 261. Vgl. Ritter, Asien VI, 206. 91) Lassen S. 137. 92) Derf. S. 144. 93) IV, 27, 2 sq.

94) *Diod. Sic.* XVII, 84. 95) Vit. Alex. p. 59. 96) Vgl. Droysen S. 373. Anm. 21. 97) Derf. S. 376. Anmerk. 27. *Arrh.* IV, 28, 10.

Sicherheit und Uneinnehmbarkeit desselben, von welcher manche Sagen umgingen, hier bessere Zeiten erwartend. Einen so festen Punkt konnte Alexander nicht in seinem Rücken lassen. Da seine Stellung am Indus, der Besitz des flachen Landes ihn jetzt vor den, mit der Langwierigkeit einer Belagerung oft verknüpften, Unbilden ziemlich sicher stellte, begann er nun seine Operationen gegen dieselbe. Es war wenig Hoffnung auf glücklichen Erfolg; denn die Feinde waren mit hinlänglichen Vorräthen versehen, und hatten Ackerland oben, sowie Wasser. Verrath führte in der Nacht einen Theil des macedonischen Heeres den Berg hinan, und nach furchtbaren Kämpfen gelang es Alexander sich mit diesem zu vereinigen; allein diese Position war noch durch eine weite Schlucht von fast 4000 Fuß Breite von der eigentlichen Feste getrennt. Er faßte den kühnen Entschluß, diese mit einem Damm zu durchbauen, um der Burg bis auf Schleudernähe zu nahen und ihre Werke zu zerstören. Schon am sechsten Tage war der Damm unter vielfachen Störungen von Seiten des Feindes bis zu einer isolirten Felsenspitze gelangt, welche von diesem besetzt war. Diese wurde mit der größten Anstrengung erstürmt. Dies und das stete Näherrücken des Dammes entmuthigte die Inder; sie sandten einen Herold mit dem Erbieten, die Feste gegen gute Bedingungen zu übergeben. Alexander erkannte, daß sie nur Zeit gewinnen wollten, um sich, dem nun schon vielfach erkannten Verfahren gemäß, in der Nacht heimlich zu entfernen; er ließ ihnen dazu Zeit und zog die Posten zurück, bis sie den Abzug begannen. Dann zog er mit einer ausgewählten Schar gegen den Felsen und erstieg, er zuerst, die verlassene Mauer. Sie stürzten sich auf den Feind, welcher mehr zur Flucht als zum Kampf gerüstet, keinen Widerstand entgegensetzte. Viele wurden erschlagen, andere zerschmetterten in den Abgründen. Der treue Sisikottos wurde mit einer Besatzung in der Burg, nachdem ihre Werke wiederhergestellt waren, zurückgelassen. Somit war das ganze Land bis zum Indus in den Händen der Macedonier. Aber noch war der Muth der Bevölkerung nicht ganz gebrochen. Ein Bruder des Assakanus, welcher in Massaga gefallen war, hatte ein bedeutendes Heer gebildet, 15 Elefanten bei sich, und in den oberen Bergen in einer Feste Dyrta eine Position eingenommen. Alexander rückte sogleich gegen ihn, und die bloße Nachricht von seiner Ankunft genügte, seine Macht zu zerstreuen. Weder in Dyrta, noch in der Umgegend, traf man noch Bewohner, alle waren vor seinem Zorne geflohen. Er verfolgte den Fürsten in die Nähe des Indus (wol in der Gegend von Mullai) [98]), und erfuhr hier, daß die Inder dieses Gebietes zu Abisares, welcher auch wol bei diesem Aufstande mit betheiligt war, geflüchtet seien, und die Elefanten am Indus freigelassen hätten. Nach Diodor brachten die früheren Anhänger des Fürsten seinen Kopf [99]). Alexander ließ die Elefanten einfangen; alsdann in den Waldungen am Indus Schiffe bauen, auf denen er mit dem Heere, welches ihn bei dieser Expedition begleitet hatte, den Indus hinabsegelte bis zu dem Orte, wo Hephästion und Perdikkas die Brücke über den Indus hatten schlagen lassen.

Diese Kämpfe und sonstige Anordnungen hatten ungefähr ein ganzes Jahr hinweggenommen. Im Frühlinge 326 sammelte sich das macedonische Heer, verstärkt von den Contingenten der diesseitigen indischen Satrapie an den Mündungen des Kophen. Oberhalb der Mündung desselben (des jetzigen Kabulstromes), etwas nördlich vom heutigen Attock, ging die Invasionsarmee, höchst wahrscheinlich auf einer Schiffbrücke — denn genauere Nachrichten über den Bau derselben konnte sich nicht einmal Arrhian verschaffen [1]) — über den Indus [2]). Hier erschienen sogleich die Gesandten des Königs von Taxkasila [3]) (Taxila, im Sanskrit Takchacilâ, bei den Chinesen des 5. Jahrh. n. Chr. Tchuchachilo [4]), welcher bei Curtius Omphis, bei Diodor Mophis genannt wird; ob diese Formen dem sanskritischen Anabha oder Nabha entsprechen, wie ein König von Ajodhja heißt [5]), will ich nicht entscheiden. Dadurch würde sich jedoch die Verschiedenheit der Schreibweise erklären. Sein Reich lag zwischen dem Indus und dem Hydaspes (im Sanskrit vitasta, der Pfeilgeschwinde, jetzt Behut oder Djilum); es war sehr fruchtbar [6]) und soll, wie Strabon berichtet, größer als Ägypten gewesen sein [7]). Dies ist auf jeden Fall übertrieben; denn, selbst wenn das ganze Gebiet zwischen Indus und Hydaspes einem Herrscher gehorcht hätte, würde dessen Umfang nicht viel mehr als die Hälfte des Ptolemäischen Ägypten betragen; allein es waren in diesem Mesopotamien bei Alexander's Ankunft noch mehre kleine Souveraine, welche von Taxiles unabhängig waren. Den Hauptstamm bildeten jedoch die Takkhacilas, welche selbst jetzt noch unter dem Namen Takkhacailas oder Silas, oder Tacshas, oder endlich Syalas im Penjab vorkommen sollen [8]). Die Lage der Hauptstadt ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt; einige setzen sie in die Nähe der Cupola, manicjala (= sanskritisch manikshâra, Perlasche, ein Buddhistisches Denkmal [9]) [10]); doch ist diese Lage zu östlich. Im Norden reichte das Reich von Tarila bis zu dem des Abisares von Kaschmir; wie tief letzteres in die Ebene hinabging, läßt sich nicht genauer bestimmen. Taxiles sandte dem Alexander 200 Talente Sil-

98) Droysen S. 380. Anmerk. 51. 99) *Diod. Sic.* XVII, 86.

1) *Arrh.* V, 7, 1. 2) Droysen S. 381. Anm. 83. Ritter, Asien. V. 24. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, I. 30 fg. Transactions of the Royal Society of Great-Brit. and Irel. I, 199—213. *Court* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Aug. p. 468 sq. 3) Vgl. *Mahâwanso* von *Turnour*. Introd. p. XXXIX. 4) Vgl. Lassen, Zur Geschichte der griechischen u. s. w. Könige. S. 143. Ritter, Stupas. S. 133, aus Foë koué ki ch. XI. p. 74. 5) *Hamilton*, Genealogies. p. 43. 6) *Ptol.* Vit. Alex. c. 59. 7) *Strab.* XV. 1. §. 28. p. 698. 8) Nach Wilford in As. Res. VIII. 348. (Lond. 8.) Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. p. 468 n. und 472 n. *Tod*, Annals of Rajastan. II, 228. Droysen S. 383. Anmerk. 34. 9) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. 81. St. S. 804. 10) *Elphinstone* (Account of the kingdom of Caubul. p. 79). *Gerard*, Asiat. Journ. 1832. Decbr. p. 365 und *Court* in Journ. Asiatique 3. Ser. T. I. p. 561.

bers, 3000 Stiere, über 10,000 Schafe und 700 Reiter, sowie 30 Elefanten entgegen. Seine Residenz, die herrlichste Stadt zwischen dem Indus und Hydaspes, stellte er zu seiner Verfügung. Nachdem Alexander den glücklichen Übergang durch Opfer gefeiert, zog er durch dieses reiche und fruchtbare Mesopotamien nach der Hauptstadt; eine Stunde vor derselben sah das Heer die ersten indischen Anachoreten. In der Hauptstadt wurde es aufs Glänzendste empfangen, Mophis übergab sich und seine ganze Macht dem Könige. Alexander bestätigte ihn nicht blos in seinen bisherigen Besitzungen, sondern vergrößerte sie noch, und zeigte sich auch sonst auf jede Weise so großmüthig gegen ihn, daß der Neid der Macedonier dadurch erweckt wurde [11]). Das Glück, welches Alexander bis hierher begleitete, wirkte so entmuthigend, daß, außer vielen andern kleinern indischen Fürsten, welche in Person oder durch Gesandte ihre Unterwerfung bezeugten, selbst der mächtige Abisares der Bundesgenosse von Porus, welche beide mit Taxiles verfeindet waren [12]), sich entschloß, eine Gesandtschaft zu schicken, an deren Spitze sein eigener Bruder stand. Er überlieferte kostbare Geschenke und gab Versicherungen treuer Ergebenheit; ebenso kamen Gesandte von einem Monarchen Doraeus (sanskritisch Dacarha, einem vorkommenden indischen Namen) [13]). Wie Alexander die Angelegenheiten zwischen dem Hydaspes und Indus anordnete, ist nicht ganz genau zu bestimmen. Die kleinern Souveraine unterwarf er wahrscheinlich der Oberhoheit des Taxiles, um an ihm einen desto mächtigern Bundesgenossen zu haben. Dieser selbst mußte im Taxila eine macedonische Besatzung aufnehmen, und Philippus wurde zum Satrapen bestellt, sodaß Taxiles in eine bedeutende Abhängigkeit gerathen zu sein scheint. Der macedonische Satrap erhielt wahrscheinlich die Oberaufsicht über die Truppen, sodaß damals ein ziemlich ähnliches Verhältniß der abhängigen Fürsten Indiens zu Alexander gebildet zu sein scheint, wie jetzt zu den Engländern besteht.

Nachdem hier alles geordnet, zog Alexander gegen Porus (sanskrit. Paurava, Nachkomme des Puru) [14]), damals den mächtigsten König der Pentapotamie, dessen Reich jenseit des Hydaspes begann und bis zum Akesines (im Sanskrit Chandrabhâgâ, jetzt Chinab) reichte, und nach Strabon [15]) gegen 300 Städte enthielt. Er war ein alter Feind des Taxiles, und um so mehr gewillt, keinem Bundesgenossen desselben sich zu unterwerfen. Er hatte ein bedeutendes Heer am Hydaspes zur Vertheidigung des Überganges aufgestellt. Alexander ließ sogleich alles zur Brücke Dienliche vom Indus her zum Hydaspes auf Wagen schaffen, und zog mit seinem Heere, zu welchem noch 5000 Indier kamen, als Contingent des Taxiles und der übrigen kleinern Fürsten, zum Hydaspes. Die Elefanten, welche zur Kriegsweise der Macedonier nicht paßten, ließ er in Taxila [16]). Auf der südlichen Grenze des Reiches von Taxila hatte ein Verwandter und Bundesgenosse des Porus, Spittakus (auffallenderweise ein persischer Name), einen Hohlweg, wie mir scheint den zwischen Dummân und Fatihpur [17]), besetzt, aber durch ein kühnes Reitermanoeuvre wurde er sogleich aus seiner Position gedrängt und so in die Enge getrieben, daß er nur mit bedeutendem Verluste ins freie Feld gelangen konnte. Ohne weiter sein Fürstenthum zu vertheidigen, eilte er, sich mit dem Reste seiner Truppen an Porus zu schließen. Schon seit dem Aufbruche von Taxila aus hatten die Regen der tropischen Jahreszeit begonnen. Am Hydaspes schlug Alexander ein Lager auf; Porus hielt mit der Hauptmacht ihm gegenüber, und deckte die übrigen Übergänge durch detachirte Corps. Der Übergang war schon dadurch sehr erschwert, und doch war eine Beschleunigung desselben für Alexander nothwendig. Denn Abisares, welcher, trotz seiner Gesandtschaft an Alexander, mit Porus in engster Verbindung geblieben war, rückte mit einem starken Heere heran. Es kam daher alles darauf an, Porus zu schlagen, ehe diese Vereinigung zu Stande käme. Allein ein glücklicher Übergang ließ sich fast nur noch von List erwarten. Alexander begann damit durch viele Hin- und Hermärsche Porus über den Ort, welchen er zum Übergange wähle, unsicher zu machen; durch Aufhäufung von Vorräthen suchte er sogar die Meinung zu erwecken, daß er am Ufer des Flusses so lange zu campiren gedenke, bis die Regenzeit aufgehört haben würde, und der Fluß, welcher schon sehr angeschwollen war, leichter zu passiren sei. Während dessen spähete er sorgfältig nach einem passenden Orte und einer guten Gelegenheit. Wo Porus selbst commandirte, war der Übergang unmöglich; die Masse der Elefanten, vor denen schon die Pferde zurückgescheut haben würden, das wohlgeordnete kriegerische Heer, der reißende Lauf des Flusses, der jenseitige Schlamm, alles ließ ein solches Wagstück für unausführbar erkennen. Es war nothwendig, einen bedeutenden Theil des Heeres unbemerkt hinüberzuschaffen. Dieses geschah folgendermaßen. Durch mehrfach wiederholten blinden Lärm lullte er Porus in Sicherheit. Zur Nachtzeit ließ er Reiterei aufsitzen, Boote aussetzen, die Phalangen an die Ufer rücken, als ob er im Begriffe sei überzusetzen. Porus rückte sogleich ans Ufer, um den Übergang zu vertheidigen, welcher alsdann nicht versucht ward. Nachdem Porus einige Male so getäuscht war, begnügte er sich damit, die Ufer durch die gewöhnlichen Posten bewachen zu lassen. Auf diese Nachlässigkeit bauete Alexander seinen Plan. Da, wo sich der Hydaspes plötzlich von seiner früheren südlicheren Richtung nach Westen zu wendet, und im Strome eine hohe und waldige Insel gebildet wird, schien Alexandern der passendste Ort zum Übergange; er lag gegen drei Meilen stromaufwärts vom Hauptquartiere; da er gehört hatte, daß Abisares nur noch drei Tagemärsche entfernt war, mußte er ihn um so mehr beeilen. Alexander vertheilte sein Heer in drei Abtheilungen. Die größte blieb im Hauptquartiere unter Krateros Commando, mit dem Befehle, nicht eher

11) *Strab.* XV, 1, 28. p. 698. 12) *Curt*, VIII, 12. 13) *Hamilton*, Genealogies. p. 64. 14) *Lassen*, Pentapotamia. p. 18. 15) *Strab.* XV, 1, 29. p. 698. 16) Droysen S. 385. Anm. 86.

17) Vgl. die Karte von Court in Journ. of the As. Soc. of Bengal, 1836. Aug.

über den Fluß zu setzen, bis er, Porus, entweder sein Lager verlassen oder geschlagen und Alexander siegend sähe; wenn ferner Porus nur mit einem Theile des Heeres gegen Alexander zöge, einen Theil aber, und bei diesem Elefanten am Ufer zurücklasse, so solle er ebenfalls stehen bleiben; wenn aber nur ein Theil von Porus' Heer, nicht aber die Elefanten am Ufer stehen blieben, dann solle er sogleich übersetzen; denn nur die Elefanten machten den Übergang für die Reiterei gefährlich [18]). Eine zweite Abtheilung sollte unter des Lagiden Ptolemäus Anführung stromaufwärts rücken, mit der Weisung, sobald sie Alexander jenseit im Kampfe sähen, corpsweise überzusetzen. Mit der dritten Abtheilung wollte Alexander selbst den Übergang machen. Mit dieser, etwa 16,000 Mann Fußvolk und 5000 Reiterei, zog er hinter den waldigen Uferhöhen zu dem bestimmten Orte. Hier war schon alles zum Übergange vorbereitet; die nächsten damit verknüpften Bewegungen, welche Nachts gemacht wurden, unterstützte ein starker Regen mit Donner, welcher die feindlichen Posten hinderte, durch das dabei nothwendig entstehende Geräusch aufmerksam zu werden. Am Morgen gelang es Alexandern, noch ehe er von Porus' Posten gesehen ward, bis zur Insel zu kommen; als sie jenseit derselben waren, wurden sie entdeckt, und diese Nachricht sogleich dem Porus gebracht. Ehe dieser aber noch Truppen entgegenschicken konnte, war Alexander schon am Ufer, stieg zuerst aus, ordnete sogleich die Reiterei und stellte sich an ihre Spitze. Allein der Ort, wo sie ans Land gestiegen waren, war, da der Strom durch die Regengüsse sehr gewachsen war, noch kein eigentliches Ufer, sondern wurde durch einen kleinen Flußarm vom eigentlichen Lande getrennt. Das Wasser war so hoch, daß die Reiterei zuerst keine Furth finden konnte und man schon einen zweiten durch die nahe Ankunft des Feindes noch gefährlicheren Übergang besorgte. Nach langem Suchen gelang es jedoch, eine minder tiefe Stelle zu entdecken, wo das Wasser den Fußgängern bis über die Brust ging, von den Pferden aber die Köpfe herausreichten. Nachdem diese Schwierigkeit überwunden war, stellte sich das Heer in Schlachtordnung und zog stromabwärts dem feindlichen Lager zu. Die ersten Vorgänge noch während und nach diesem Übergange sind schwer aufzuhellen, da bei den Alten selbst sehr verschiedene Berichte darüber existirten. Curtius [19]) theilt mit, daß Porus die erste Nachricht so deutete, als ob Abisares angekommen sei, denn er habe seinen Bruder Hages mit 100 Wagen und 3000 Reitern entgegengeschickt. Aristobulus berichtete, daß Porus' Sohn mit 60 Wagen angekommen sei, noch ehe Alexander den zweiten Arm des Hydaspes durchwatet hatte; er bemerkt, er hätte am Übergange hindern können, wenn die Wagenführer die Wagen verlassen und sich am Ufer aufgestellt hätten; allein Alexander habe sie durch seine reitenden Schützen angreifen lassen und sie hätten sich sogleich in die Flucht geworfen. Noch Andere ließen eine wirkliche Schlacht zwischen Alexander und den Indern unter Porus' Sohn vorfallen [20]); dieser sei mit größerer Macht angekommen, Alexander selbst sei von ihm verwundet und dessen Lieblingspferd Bucephalas getödtet worden. Ptolemäus der Lagide erzählt, daß Porus' Sohn mit 120 Wagen und 2000 Reitern angekommen sei; Alexander hatte aber schon, ehe er sich nahete, auch über den zweiten Arm des Hydaspes gesetzt. Dadurch, daß er seine Erzählung mit einem Raisonnement unterstützte, gibt er übrigens die Unsicherheit desselben zu, und wir werden wol Alexander selbst eher Glauben schenken dürfen, welcher nur 60 Wagen und 1000 Reiter angab [21]). Porus glaubte ohne Zweifel, es sei nur ein kleines Geschwader übergesetzt, vielleicht um ihn von seinem Hauptquartiere am eigentlichen Übergangspunkte wegzulocken. Den Ort, wo Alexander den Übergang versuchte, setzt Ritter [22]) zwischen Jelim und Jelapur, nahe dem Dorfe Darapur. Court, welchem als Militair hier, wo es auf Beurtheilung einer passenden Localität zu strategischen Operationen ankommt, eine gewisse Autorität zuzugestehen ist, nimmt an, daß die beiden feindlichen Lager bei Jelim (westlich vom Hydaspes Alexander) und Aurangábád (östlich Porus) standen, und der Übergang nördlich von diesem Punkte bei Khilipatan, wo noch jetzt die Hauptfurth ist, stattgefunden habe. Hier sind in der Nähe von Gitiali zwei Inseln [23]). Auf der östlichen Seite des Flusses dehnt sich eine Ebene gegen 1½ teutsche Meilen hin bis zu den Ruinen von Patti Koti; dahin setzt Court Alexander's Zusammentreffen mit Porus' Sohn.

Nach Alexander's eigenem Berichte [24]) und nach Ptolemäus fielen in diesem Scharmützel 400 indische Reiter und nach letzterem Porus' Sohn selbst. Die Wagen, welche sich in dem durch den Regen locker gewordenen Boden nicht bewegen konnten, fielen den Macedoniern in die Hände. Sowie Porus die Nachricht von dem Mißgeschicke seines Sohnes hörte, mußte er einsehen, daß seine Rettung allein auf einem schnellen Sieg über die bis jetzt auf dem östlichen Ufer befindlichen Feinde beruhe. Damit aber die im gegenüberstehenden Lager unter Krateros' Befehle stehenden Macedonier während seines Marsches gegen Alexander nicht ebenfalls über den Fluß gehen und ihn in dem Rücken angreifen könnten, sah er sich genöthigt, einen Theil der Armee mit einigen Elefanten im Lager zurückzulassen, sodaß er sich nicht einmal mit seinem ganzen Heere auf Alexander werfen konnte. Über die von ihm ins Treffen geführte Truppenzahl lauten die

18) *Arrh.* V, 8, 11. Der Befehl schließt: *εἰ δὲ τοὺς ἐλέφαντας ὕμπαντας ἅμα οἱ ἄγοι Πώρος ἐπ' ἐμέ, τῆς δὲ ἄλλης στρατιᾶς ὑπολείποιτό τι ἐπὶ στρατοπέδου, σὺ δὲ διαβαίνειν σπουδῇ (οἱ γὰρ ἐλέφαντες μόνοι, ἔφη, ἄποροι εἶσι πρὸς τοὺς ἐκβαίνοντας ἵππους) ἠδὲ ἄλλη στρατιᾷ*; nur aus einem Codex ist *μενεῖν* noch hinzugefügt, was gar keinen Sinn gibt; entweder fehlt *οὐδαμῶς* und *ἡ δὲ ἄλλη στρατιὰ οὐδαμῶς* gehört noch in die Parenthese, oder, was mir wahrscheinlicher ist, *ἡ δὲ ἄλλη στρατιὰ* ist ein ungehöriger Zusatz. Droysen nimmt eine größere Lücke an (S. 390. Anm. 41). 19) VIII, 14.

20) Vgl. *Arrh.* V, 14. *Onesicritus* bei *Plut.* Vit. Alex. 60. 21) *Plut.* Vit. Alex. 60. Nach Curtius (VIII, 14) 100 Wagen und 3000 Reiter. 22) Asien IV, 1, 452. Vgl. Droysen S. 386—91. 23) *Court* in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1836. Aug. p. 473. 24) *Plut.* Vit. Alex. 59.

Berichte nun wieder sehr verschieden. Nach Arrhian zog er mit seiner gesammten Reiterei, 4000 Mann, mit allen Wagen, 300, mit 200 Elefanten und 30,000 Mann Infanterie gegen Alexander. Diodor [25]) gibt Porus' ganze Macht auf mehr als 50,000 Fußvolk, gegen 3000 Reiter, mehr als 1000 Wagen und 130 Elefanten an. Curtius [26]) noch geringer, nämlich 85 Elefanten, 300 Wagen und 30,000 Fußgänger; wozu er später [27]) 3000 Reiter fügt; Plutarch gibt sogar nur 2000 Reiter und 20,000 Fußgänger an [28]). Wenn man bedenkt, daß das Contingent des Taxiles und der übrigen kleinen Fürsten zwischen dem Indus und Hydaspes nur 5000 Mann betrug, daß Porus selbst später dem Alexander nur mit 5000 Mann folgt, so wird man sehr geneigt, eher der geringern als der größern Anzahl Glauben zu schenken. Hier begegnete Alexander zuerst einer echt indisch geordneten viergliedrigen (k'aturanga) aus Elefanten, Reitern, Wagen und Fußgängern (hastjaçvaratha pâdâtam) bestehenden Armee. Die Elefanten hatten ihre Treiber und drei Bogenschützen [29]). Auf dem Wagen dagegen befanden sich nach Curtius je sechs; zwei mit Pfeilen, zwei mit Schilden und zwei ebenfalls bewaffnete Wagenführer [30]). Nach Megasthenes bestand die Bemannung eines Wagens jedoch nur aus drei Mann [31]), dem Wagenführer und zwei neben ihm, und damit stimmt die indische Angabe, welche außer dem Wagenführer (sûta, nijantri rc.) einen Links- und einen Rechtsstehenden (savjéshthri und dakshinastha) nennt [32]). Porus, sobald er, über den lockern Boden hinausgekommen, eine feste Ebene gefunden hatte, stellte sein Heer in Schlachtordnung, voraus die Elefanten, die, je 50 Schritt von einander entfernt, vor der ganzen Länge der Infanterie standen; hinter ihnen, in den offenen Zwischenräumen, über die Elefanten hinausreichend, stand diese; auf beide Flügel war die Reiterei vertheilt, und ebenso, vor dieser stehend, die Wagen. Als Alexander die Feinde geordnet sah, rief er voll Freude: „Endlich erblick ich eine Gefahr, die meines Muthes würdig ist! Hier gilt es einen Kampf mit Elefanten und tapfern Männern." In Porus' Schlachtordnung war sogleich ein Fehler; wollte er sich angreifen lassen, so durfte er die Infanterie nicht bis über die Elefanten hin ausdehnen; sondern diese, die Hauptstärke seines Heeres, mußten es in seinem ganzen Umfange decken. Vielmehr Hoffnung auf Erfolg würde er gehabt haben, wenn er, anstatt sich angreifen zu lassen, mit seiner ganzen so ausgedehnten Linie den Angriff selbst gewagt hätte. Alexander, dessen Hauptstärke in der Reiterei lag, benutzte sogleich diesen Fehler; er sah, daß die Fronte des Feindes durch die Masse der Elefanten unangreifbar sei, und richtete sein Augenmerk deßhalb nur auf die Flügel. Nachdem seine Infanterie — gegen 10,000 Mann — in Schlachtordnung gestellt war, mit der Weisung, nicht eher gegen die Elefanten vorzurücken, als bis der linke Flügel des Feindes durch den Angriff der Reiterei geworfen, und auch dessen Fußvolk in Verwirrung gebracht sei, zog er selbst mit dem größten Theile der Reiterei auf den rechten Flügel, um von hier aus den Angriff zu beginnen; den geringern Theil ließ er unter Koenus zur Deckung auf dem linken Flügel, jedoch mit dem Befehle, sobald sie die ihnen gegenüberstehende feindliche Reiterei dem angegriffenen linken Flügel des Feindes zu Hilfe eilen sähen, ihr nachzueilen, die entblößte feindliche Flanke zu umgehen und den Feind im Rücken zu fassen. Der Hauptangriff auf den linken Flügel geschah mit überraschender Schnelligkeit, noch ehe Porus' Heer völlig geordnet war. Der Fehler, welchen Alexander vorausgesehen hatte, wurde begangen. Porus, einsehend, daß die Reiterei auf dem linken Flügel, welche nur zwischen 1000—2000 Mann betrug, höchstens volle 2000 Mann, der des Alexander's, welcher wol von seiner Reiterschar, die im Ganzen 5000 Mann stark war, zum Hauptangriff 4000 verwandte, nicht gewachsen sei, ließ die des rechten Flügels zur Unterstützung heraneilen; kaum war aber dieser Befehl in Ausführung gebracht, so folgte auch Koenus Alexander's Weisung. Die Inder, von zwei Reitermassen bedroht, versuchten eine doppelte Fronte zu bilden. Dies brachte sie schon in Verwirrung. Alexander benutzte den Moment und griff die indische Reiterei in demselben Augenblicke an, wo sie dieses Manoeuvre versuchte. Sie hielten den Angriff nicht aus, sondern wurden sogleich zwischen die Elefanten geschleudert. Jetzt gab Porus den Befehl, einen Theil der Elefanten gegen Alexander's Reiterei zu wenden; die Pferde, nicht an Elefanten gewöhnt, flohen scheu zurück. Aber schon rückte die macedonische Phalanx heran, mit ihren Wurfspießen die Elefantentreiber und die Elefanten verwundend; diese richteten aber auch keinen geringen Schaden unter den Macedoniern an; die Schlacht wendete sich so, daß die indische Reiterei einen neuen Angriff auf die macedonische zu versuchen wagte; aber durch die überlegene Stärke und Übung der letzteren wurden sie von Neuem vollständig geworfen und zwischen die Elefanten getrieben. Die ganze macedonische Reiterei hatte sich nun vereinigt, warf sich auf das indische Fußvolk, welches, ohne widerstehen zu können, ebenfalls mit den Elefanten und der Reiterei zusammengeballt wurde. Hier entstand nun ein dichter Knäuel; die Elefanten, in einen engen Raum zusammengedrängt, unterschieden schon weder Freund, noch Feind mehr; die Inder, da sie, im Rücken von Alexander's Reiterei bedrängt, gar nicht in gehöriger Entfernung bleiben konnten, wurden sogar mehr beschädigt als die Macedonier, welche, wo die Elefanten andrangen, sich zurückzogen, und sowie jene sich drehten, sie mit Wurfspießen verfolgten. Als die Elefanten endlich ermüdet waren, und ihre Angriffe schon sehr schwach und nicht mehr von der Phalanx gefürchtet, da gab Alexander den Befehl zum letzten Sturm. Während er die dicht zusammengeballte indische Heeresmasse im Rücken angriff, drang die Phalanx von der Fronte her auf sie los. So zusammengepreßt mußten sie alle Hoffnung auf Wiedergewinnung der Schlacht verlieren; die ganze indische Reiterei wurde in Stücke gehauen; wo

25) XVII, 87. 26) VIII, 13. 27) VIII, 14. 28) a. a. O. S. 62. 29) *Megasthen.* bei *Strab.* XV. 1, 52. p. 709. 30) *Curt.* VIII, 14. 31) *Strab.* l. c. 32) Amara Kosha ed. *Colebrooke.* p. 197. Sl. 27. 28.

Alexander's Schwadronen einen Zwischenraum offen ließen, dahin stürzte sich das Fußvolk in wilder Flucht; die Schlacht war vollständig gewonnen, als Krateros und das übrige Heer auf der Westseite des Hydaspes ebenfalls hinüberging und die Niederlage der Inder vollendete. Der Verlust der Inder muß überaus bedeutend gewesen sein; nach Arrhian fielen gegen 10,000 Fußgänger und 3000 Reiter; nach Diodor 12,000, während 90,000 gefangen wurden; die Wagen waren alle zerbrochen; die nicht getödteten Elefanten fielen in die Hände der Macedonier, nach Diodor 80. Porus verlor zwei Söhne; unter den Todten waren fast alle höhern Officiere, auch einer Namens Spitakes, ein kleiner indischer Fürst, wol derselbe mit dem oben erwähnten Spittakos, der schon früher Alexander in seinem Marsche aufzuhalten gesucht hatte. Der macedonische Verlust wird von Arrhian sicher zu gering angegeben, 230 Reiter und 80 vom Fußvolk; Diodor [33]) gibt 280 Reiter und 700 Mann vom Fußvolke an, was der Wahrheit schon näher kommen möchte. Die Schlacht dauerte gegen sieben Stunden [34]), und der Muth der Inder erfüllte die Macedonier mit Schrecken und Erstaunen. Nicht Mangel an Tapferkeit hatte den Verlust der Schlacht herbeigeführt, sondern die, dem indischen Heerführer ganz neue und unbekannte, Taktik Alexander's des Großen, welche durch den von Porus bei der Anordnung der Schlachtlinie gemachten Fehler nothwendig dessen Verderben herbeiführen mußte. Porus, welcher als Feldherr und tapferer Soldat während der ganzen Dauer der Schlacht Ungeheueres geleistet hatte, wich selbst dann noch nicht, als er seine Reiterei niedergemetzelt, seine Elefanten theils niedergestreckt, theils ohne Treiber herumschweifen sah und seine Infanterie zum größten Theil vernichtet; sondern stand, so lange noch irgend ein Theil seines Heeres kämpfte. Erst nachdem er in der rechten Schulter — welche indischer Sitte gemäß von keiner Rüstung beim König bedeckt wurde, während sein übriger Körper gut geschützt war — schwerverwundet war, wich er langsam auf seinem Elefanten. Alexander, voll Bewunderung seiner Tapferkeit, wünschte ihn zu retten. Er sandte Taxiles (nach Curtius dessen Bruder) zu ihm. Dieser ritt ihm so nah als möglich und foderte ihn auf, da er doch nicht mehr fliehen könne, anzuhalten und Alexander's Mittheilungen zu vernehmen. Porus, als er seinen alten Feind erblickte, gerieth in Zorn und drehete sich, um ihn mit seiner Lanze zu durchbohren; nach Curtius durchbohrte er Taxiles' Bruder wirklich. Auch hierdurch ließ sich Alexander von seinem Entschluß, ihn zu erhalten, nicht zurückbringen; er sandte ihm einen alten Freund Meroes nach; auf dessen Zureden und wegen quälenden Durstes er sich ergab und zu Alexander geleiten ließ. Abweichend erzählt Curtius seine Gefangennehmung; er läßt ihn, nach langem Widerstand und fast todt, in die Hände der Macedonier fallen. Alexander ritt ihm sogleich entgegen, bewunderte seine Größe, Schönheit und sein freies, nicht unterwürfiges Benehmen. Er fragte ihn, wie er ihn behandeln solle; „königlich," antwortete Porus. Auf Alexander's Antwort, daß er, selbst König, ihn nicht anders behandeln würde; er möge sagen, was er für sich wünsche, entgegnete er: in diesem einen Worte liege alles. Alexander, hierüber erfreut, bestätigte ihn nicht allein in seinem bisherigen Reiche, sondern vermehrte es noch; nach Plutarch [35]) erhielt er den Titel Satrap, und da sich selbst Khandragupta's in einer Inschrift mahâkshattrapa [36]) nennt, und die Könige von Surâshtra sich als kshattrapâs bezeichnen [37]), so haben wir keinen Grund an dieser Angabe mit Droysen [38]) zu zweifeln. Wahrscheinlich bezeichnete dieser Titel, daß er die Satrapenrechte in seinem Lande selbst ausüben sollte, wie denn auch Alexander keinen Satrapen für die Länder jenseit des Hydaspes anstellte, was für die diesseit desselben, wo Taxiles herrschte, geschehen war. So hatte sich Alexander durch sein großmüthiges Benehmen einen treuen Freund und Bundesgenossen in Porus verschafft, von dessen Charakter er erwarten konnte, daß er seine Interessen ohne Zwang schützen würde. Diese Schlacht fiel im Munychion vor, wol im Anfange des Mai im J. 326 v. Chr. [39]). Auf dem Kampfplatze und an der Stelle, wo er den Übergang bewerkstelligt hatte, gründete Alexander Städte, dort Nicäa, zum Gedächtniß des Sieges, hier zur Erinnerung an sein Leibpferd Bucephalas, welches hier umkam, Bucephala [40]). Die Localität dieser Städte hängt natürlich von der Bestimmung des Übergangs- und Schlachtplatzes ab [41]). Alexander, nachdem er gymnische Spiele zur Verherrlichung des Sieges gefeiert hatte, wobei das Heer gegen 30 Tage rastete, ließ Krateros mit einem Theil des Heeres zum Anbau und der Befestigung der neuangelegten Städte zurück, und marschirte selbst gegen die an Porus' Reich grenzenden Inder. Er wandte sich zunächst gegen eine Völkerschaft, welche Aristobulus Glaukanikai, Ptolemäus Glausai nannte, welche weiter nordöstlich gewohnt zu haben scheinen [42]), schon nahe an Abisares' Reich. Denn kaum hatte er sie unterworfen, als Abisares sogleich wieder Gesandte schickte, durch welche er sich und sein Gebiet in Alexander's Hände übergab. An der Spitze der Gesandtschaft stand Abisares' Bruder; er überbrachte reiche Geschenke, unter andern 40 Elefanten. Im Lande der Glaukanikai unterwarf Alexander 37 Städte, deren kleinste nicht unter 5000 Einwohner hatte, viele aber über 10,000; außerdem eine Menge Dörfer, welche an Frequenz der Einwohner nicht hinter den Städten zurückstanden. Die Herrschaft hierüber übergab er dem Porus; er versöhnte diesen mit Taxiles und sandte letzteren nach Haus. Außer den schon erwähnten des Abisares kamen auch Gesandte von den freien, den königslosen aràshträs [43]), indischen Völkern, und von einem

33) XVII, 89. 34) *Plut.* Vit. Alex. 60.

35) *Plut.* Vit. Alex. 60. 36) Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. Apr. pl. XXIX. 37) Ebendas. S. 344. 53) a. a. O. S. 403. Anm. 50 b. 39) a. a. O. S. 400. Anm. 40) *Plut.* Vit. Alex. 61. 41) Die Court'sche Annahme vgl. in Journ. of the As. Soc. of Bengal. Aug. 1836. p. 472. Die von Burnes bei Ritter, Asien. IV, 1. 454. Vgl. auch Droysen S. 403. 42) Vgl. auch Ritter IV, 1. 455, welcher sie in die Nähe der Bember-Passage setzt, vgl. II, 1139. 43) Vgl. *Lassen*, De Pentapotamia. p. 22.

andern Porus, einem Vetter des Besiegten, König in der Gandaritis [43]), im Osten des Akesines. Dem Abisares ließ Alexander zurückantworten, in Eile selbst zu kommen, sonst würde er ihn auf eine, ihm nicht willkommene, Weise heimsuchen. Indessen kam ein neuer Zuzug von Truppen, und zugleich die Nachricht, daß die Assakaner sich empört und ihren Hyparchen ermordet hätten. Er sandte Philippus und Tyriaspes gegen sie, und marschirte selbst ostwärts dem Akesines zu. Hiermit war die Gegend zwischen dem Hydaspes und Akesines unterworfen; mit Ausnahme weniger freier Staaten wurde das ganze Gebiet dem Porus zu eigen. Wenngleich Alexander's Großmuth gegen diesen zum großen Theil seinem angeborenen Edelmuthe zuzuschreiben ist, so war es doch zugleich politisch, einem so gewonnenen und seinem ganzen Charakter nach viel zuverlässigeren Freund als Taxiles, eine bedeutende Macht in die Hände zu geben. Einerseits konnte Porus nur so gegen den schlauen und trotz seiner vielfachen Betheuerungen augenscheinlich nur auf eine günstige Gelegenheit zu offener Feindschaft wartenden Abisares ein Bollwerk bilden, während Alexander weiter nach Osten rückte; andererseit vermochte Alexander über die Hilfsquellen der Pentapotamie auf seinem weiteren Zuge leichter zu gebieten, wenn sie in wenigen treuen Händen concentrirt waren [44]). Diese Politik bewog ihn, selbst die noch folgenden Eroberungen dem Porus zu übergeben [46]). Ehe Alexander noch den Akesines überschritt, gab er den Befehl, in den Wäldern am Hydaspes Schiffbauholz zu schlagen und nach Nicäa und Bucephala hinabzuflößen. Dort sollte unter Krateros' Aufsicht die Flotte gebaut werden, auf welcher er nach Indiens Unterwerfung den Indus hinabschiffen wollte [47]).

Porus von Gandaritis hatte, so lange Alexander mit seinem Verwandten im Kriege war, sich gegen Alexander freundschaftlich bezeugt, und sich und sein Land ihm übergeben; sobald er aber hörte, wie sehr sein gehaßter Verwandter von Alexander begünstigt wurde, verzweifelte er an der Fortdauer eines guten Verhältnisses mit Alexander aus Furcht vor seinem Namensgenossen; er entfloh daher mit vielen seiner Krieger aus seinem Reiche. So fand Alexander weder am Akesines, welchem er erst diesen Namen gab [48]), noch am Hydraotes (Airavati im Sanskrit, jetzt Ravi), einen Widerstand. Er ließ Besatzungen in den wichtigsten Plätzen und detachirte Hephästion mit einem Theile der Truppen nach Süden, um dieses abgefallenen Porus' Reich ganz in Besitz zu nehmen, und dasselbe, sowie auch, wenn er freie Völkerschaften träfe, diese dem treuen Porus zu übergeben. Sein eigener Marsch traf wol im Ganzen mit der großen Straße längs den Vorbergen des Himalaya zusammen [49]). Jenseit des Hydraotes unterwarfen sich zunächst ihm die meisten freien Völkerschaften ohne Schwertschlag; einige, die sich zu widersetzen wagten, besiegte er. Allein zugleich empfing er die Nachricht, daß die etwas weiter vom Ravi gelegenen freien Völker, insbesondere die Kathäer [50]), sich für den Fall, wo Alexander sie angreifen würde, zum Kampfe rüsteten und ihre freien Nachbarvölker zur Bundesgenossenschaft aufriefen; die Stadt, vor welcher sie die Schlacht zu liefern gesonnen waren, Sangala [51]), war gut befestigt, und die Kathäer, sowie ihre Bundesgenossen, die Oxydraker und Maller [52]), galten für sehr kühn und kriegerisch. Denn kurz vorher hatten sie Porus und Abisares, welche mit einander und mit vielen der übrigen freien Völkerschaften verbunden, sie angegriffen hatten, ohne, daß sie einen Vortheil über sie gewonnen hätten, zurückgetrieben. Alexander eilte sie anzugreifen; am zweiten Tage nach seinem Übergange über den Ravi kam er zu einer Stadt Pimprama. Die Einwohner, die Adraïsten (Adrashträs, *κατ' ἐξοχήν*) [53]), unterwarfen sich freiwillig; von hier marschirte er in einem Tage gegen Sangala. Hier hatten die Kathäer — die ersten, von denen die Sitte der Witwenverbrennung schon um diese Zeit (326 v. Chr.) erwähnt wird [54]) — und ihre Nachbarn sich vor der Stadt auf einem Hügel in Schlachtordnung gestellt; rings um denselben hatten sie ihre Wagen zu einem dreifachen Verhau in einander geschoben. Während das eigene Heer noch heranrückte, ließ Alexander durch vorgeschobene Bogenschützen den Feind beschäftigen, damit er nicht einen Angriff versuchte, ehe die Macedonier noch geordnet wären. Sobald dieses geschehen war, versuchte er mit seiner Reiterei einen Angriff auf den linken Flügel der Wagenburg, wo diese minder dicht geschichtet zu sein schien, und das Terrain zugänglicher war. Er hoffte die Inder aus ihrer Burg zu locken und sie dann mit Leichtigkeit im Freien zu schlagen; allein diese begingen keine solche Unbesonnenheit, sondern stiegen auf die Wagen und empfingen die Reiter mit Geschossen. Alexander mußte die Reiterei zurückführen, und machte nun den Angriff mit den Phalangen; von der ersten Wagenreihe wurden die Inder ohne große Schwierigkeit verdrängt; ein beiweitem heftigerer Kampf entstand bei der zweiten, wo die Vertheidiger in großem Vortheil waren; doch auch hier siegten nach vieler Mühe die Macedonier; die Inder verzweifelten an der Vertheidigung der dritten, und warfen sich in eiliger Flucht in die Stadt [55]). Alexander umstellte diese, so weit es seine, für den Umfang derselben zu kleine, Macht zuließ; er vermuthete sogleich, daß die Inder aus derselben zu entkommen suchen würden, um sich in die Berge zu werfen. Dies versuchten sie auch zweimal; allein beide Male wurden sie wieder in die Stadt gedrängt. Unterdessen war auch Porus, welcher von Alexander am Akesines zurückgesandt war, um Truppen auszuheben, mit 5000 Indern und den übrigen Elefanten nachgerückt.

44) *Diod. Sic.* XVII, 91. Vgl. *Lassen*, De Pentapotamia. p. 15. 45) Vgl. auch Droysen S. 402. 46) Vgl. *Arrh.* V, 29, 4. 47) Droysen S. 405. Ritter IV. 1, 455. 48) Vgl. Ritter IV, 1, 456. v. Schlegel, Ind. Bibl. II, 295 fg. 49) Droysen S. 408. Anm. 63. Ritter IV, 1, 456.

50) Vgl. *Lassen*, De Pentap. p. 23. 51) Vgl. *Lassen*, De Pentap. p. 20, welcher das Sâkala der Inder darin zu erkennen glaubt, wogegen Droysen S. 408. Anm. Ritter IV, 1, 462. Mannert V, 1, 39. 52) *Lassen*, De Pentap. p. 26. 53) a. a. O. S. 25. 54) *Diod. Sic.* XVII, 91. 55) Vgl. Droysen S. 410, wo auch Curtius' abweichende Darstellung mitgetheilt ist.

Die Belagerungsmaschinen wurden aufgerichtet und gegen die Stadt geführt; aber ehe noch eine Bresche gebrochen war, drangen die Macedonier auf Sturmleitern und durch Minen in die Stadt. Da die Soldaten durch den langen und tapfern Widerstand der Belagerer sehr erbittert waren, rotteten sie alles, was Waffen tragen konnte, aus. So nur erklärt sich, daß 70,000 Inder bei der Eroberung umkamen; über 70,000 wurden außerdem gefangen (wahrscheinlich Greise, Frauen und Kinder) und 500 Ritter sammt 300 Wagen. Von Alexander's Heere sollen nach Arrhian nicht einmal 100 getödtet, aber 1200 schwer verwundet sein, ein Mißverhältniß, welches er selbst bemerkt. Nach dieser Waffenthat sandte Alexander seinen Kanzler Eumenes zu den beiden andern Städten, welche mit Sangala abgefallen waren; „es drohe ihnen keine Gefährde, so sie Alexander freundlich aufnähmen." Allein voll Furcht wegen des Schicksals von Sangala, zogen sie die Flucht der Übergabe vor. Alexander verfolgte sie nun eifrig; doch entgingen ihm die meisten; nur gegen 500 wurden eingeholt und getödtet. Die Verfolgung aufgebend, kehrte Alexander nach Sangala zurück, welches er von Grund aus zerstörte; das Gebiet übergab er den freien Indern, welche schon früher zu ihm übergetreten waren. Porus erhielt den Befehl mit der von ihm zugeführten Macht die übergetretenen Städte zu besetzen; er selbst wandte sich in südöstlicher Richtung dem Hyphasis (im Sanskrit vipâça, Fessellose, jetzt Beas) [56]) zu. Hier nahm er noch eine Stadt durch Verrath der einen Partei ein, welche ihm die Thore öffnete, während die andere gesonnen war, sich zu vertheidigen, und mehre durch freiwillige Übergabe [57]). Er zeigte sich, nachdem seine Siege die Bevölkerung in hinlänglichen Schrecken gesetzt hatte, großmüthig; beides wirkte so, daß es fortan keines Kampfes bedurfte. Die Bevölkerung bis zum Hyphasis unterwarf sich ohne Widerstand. So auch der König Sopeithes, dessen Gebiet sich über die ersten Bergketten des Imaus und die Steinsalzlager an den Quellen des Hyphasis erstreckt zu haben scheint [58]). Sowie Alexander den Thoren der Hauptstadt nahte, zog ihm der König im Prunke indischer Rajas mit reichen Geschenken, unter andern einer Meute der berühmten indischen Tigerhunde, entgegen, und brachte seine Huldigung dar; sein Fürstenthum wurde ihm bestätigt und von Alexander — wol auf Kosten der Republiken — vergrößert. Hier traf man auf eine Sitte, welche, wenigstens in ähnlicher Form, noch jetzt bei den Rajputen herrscht. Die Kinder wurden nicht nach dem Willen der Ältern am Leben erhalten, sondern von Angestellten wurden sie beschitzt und die körperlich Schwachen oder Verunstalteten getödtet. Bei Ehen wurde nicht Rücksicht auf vornehme Geburt genommen, sondern nur auf Schönheit. Sowie Sopeithes unterwarf sich auch ein anderer Fürst Phegeus (Phegelas bei Curtius); auch dieser behielt sein Reich. Hier stieß Hephästion wieder zu Alexander, nachdem er seine Weisung, das übrige Gebiet zwischen dem Hydraotes und Hyphasis zu unterwerfen, ausgeführt hatte. Von Phegeus' Hauptstadt aus gelangte Alexander nach einer Rast von zwei Tagen zum Hyphasis, dem östlichen Ziele seines Eroberungszuges [59]).

Jenseit des Hyphasis, erfuhr Alexander, sei ein reiches Land, ein Volk, welches fleißig den Acker baue, im Kriege tapfer sei und einer wohlgeordneten Verfassung sich freue. Denn die Edelsten beherrschten das Volk, forderten aber nur das Billige. Die Menge der Elefanten sei hier größer als im übrigen Indien, und sie seien die größten und tapfersten. Wenn dieses alles den König nur noch mehr reizte, seinem Siegeszuge weiter zu folgen, so kamen doch auch Berichte hinzu, welche ihn bedutsam machen mußten. Phegeus verhehlte nicht [60]), daß jenseit des Hyphasis eine Wüste von zwölf Tagemärschen sei; der König konnte sich die Schwierigkeiten nicht verbergen, welche mit einem so weiten Zuge verbunden sein würden, wo kein Baum, kein Gras, kein anderes Wasser, als das brakige aus engen und tiefen Brunnen zu erwarten war; unerträglich durch den glühenden Flugsand, den Staub, noch gefährlicher durch den plötzlichen Wechsel der Tageshitze und der nächtlichen Kühle, war diese Wüste die am schwierigsten zu besiegende Vormauer der Gangesländer. Alsdann folge, fuhr Phegeus fort, der Ganges, Indiens größter Fluß; jenseit desselben wohnten die Gangariden und Praisier (die präk'jas des Sanskrit, das Ostreich); ihr König Xandramas (Kandramas, ein im Sanskrit oft vorkommender Name) [61]) habe 20,000 Mann Reiterei, 200,000 Mann Fußvolk, 2000 Wagen und 4000 Kriegselefanten [62]). Der König, welcher diesen Angaben, wie berichtet wird, keinen Glauben schenken wollte, foderte Porus auf, ihm die Wahrheit zu sagen. Dieser bestätigte im Ganzen, was Phegeus gesagt hatte, fügte aber hinzu, daß der König der Gangesländer nicht blos unadeligen Stammes (kein Kschattrija) sei, sondern von der niedrigsten Herkunft; sein Vater sei ein Barbier gewesen, welcher, seiner Schönheit wegen, die Augen der Königin auf sich gezogen habe. Durch diese sei er erst dem Könige genähert, dann, nach der Ermordung des Königs, unter dem Scheine der Vormundschaft über die nachgelassenen Kinder Herrscher geworden, und nach Ermordung dieser Kinder habe er den Thron seinem eigenen, mit der Königin gezeugten, Sohne hinterlassen. Dieser sei deshalb verhaßt und verachtet." Weiterhin werden wir erkennen, daß in den Gangesländern um ebendiese Zeit in der That ein so sehr verachteter Fürst lebte, daß ihn die Revolution eines glücklichen Abenteurers oder kleinen Fürsten zu stürzen vermochte. Die eingezogenen Nachrichten mochten also im Ganzen Alexander's Ehrgeiz beiweitem mehr erhitzen, als abkühlen; denn es trat ihm eigentlich nur eine wesentliche Schwierigkeit entgegen, die des Marsches durch die Wüste.

56) Ritter, Asien. V, 46. 57) *Curtius* IX, 1. 58) Vgl. Droysen S. 414. Anm. 69.

59) *Diod. Sic.* XVII, 93. 60) *Diod. Sic.* XVII, 93. *Curt.* IX, 2. *Plut.* Vit. Alex. 62. 61) *Hamilton*, Genealogies. p. 61. Vgl. Schlegel, Ind. Bibl. I, 243. 62) Nach Plutarch (Vit. Alex. 62) 80,000 Reiter, 8000 Wagen und 16,000 Elefanten.

Jenseit derselben durfte er unter den obwaltenden Umständen sich nicht mit Unrecht Hoffnung auf einen leichten Sieg machen, wie selbst Tschandraguptas später urtheilte[63]). Anders aber war es mit seinem Heere. Bei diesem sprach sich mit der größten Entschiedenheit die Absicht aus, den immer fortgesetzten Gefahren und Nöthen ein Ende zu machen. Klagend traten sie im Lager zusammen; die minder Aufgeregten jammerten über ihr Schicksal; andere schwuren, dem Könige nicht weiter zu folgen. Dazu, daß diese Unzufriedenheit hier so entschieden ausbrach, trugen eines Theils die Gerüchte über die Macht des Gangesreiches bei, an welche sie durch den von Porus erfahrenen Widerstand belehrt, nicht den Maßstab des übrigen asiatischen Kriegsverfahrens legen durften, andern Theils, und dieses vor allem, der Zustand, in welchem sich das Heer befand. Eine Menge Macedonier waren umgekommen und keine Hoffnung auf ein Ende der Kriege; die Hufe der Pferde waren durch die Menge der Feldzüge abgenutzt; die Waffen der Krieger durch die Menge der Schlachten abgestumpft oder zerbrochen; hellenische Kleider hatte Niemand mehr, Lumpen barbarischer und indischer Gewänder an einander geflickt, deckten die benarbten Körper der Welteroberer; seit 70 Tagen waren schon die furchtbarsten Regengüsse unter Sturm und Gewitter herabgeströmt. Die dadurch erregten Überschwemmungen, das Marschiren und Lagern in feuchter Luft auf nassem Boden mußte, insbesondere bei einem, des Klima's ungewohnten, Heer die Krankheiten und sonstigen Leiden zu einem ungeheuern Grad der Verzweiflung steigern. Mismuth, Heimweh, Erschlaffung und Indolenz waren die einzigen im Heere sich geltend machenden Triebfedern. Vergebens wandte sich Alexander zunächst an die Generale und suchte diese Stimmung durch Bilder des Ruhms, die er ihnen vorhielt, zu bewältigen; vergebens machte er sie auf die Gefahren aufmerksam, welche selbst die bisher gemachten Eroberungen bedrohten, wenn man die noch nicht besiegten Völker unangegriffen verließe; er erinnerte sie an den großen Ruhm, den sie schon erworben hätten und den sie unter seiner Führung noch erwerben würden; an die Reichthümer, die sie gesammelt und mit denen er sie noch überhäufen werde; einst, wenn die Eroberung der Welt vollbracht sein würde, würde er sie heimführen, überreich an Habe, Ruhm und Erinnerungen." Als er geendet, entstand eine ehrfurchtsvolle Stille, keiner wagte dem Könige entgegen das Wort zu nehmen; aber auch keiner, ihm beizustimmen. Da trat endlich Koenus, einer seiner tapfersten Gefährten, hervor und sprach: „je mehr sie vollbracht hätten, desto mehr sei es rathsam, den Mühen und Gefahren ein Ziel zu setzen. Alexander möge sich erinnern, wie viel Macedonier und Hellenen mit ihm ausgezogen und wie wenig noch übrig seien; die Thessalier habe man von Baktrien aus entlassen müssen; die übrigen Hellenen seien zum Theil in den neu gegründeten Städten eingebürgert und blieben auch da nur ungern; die weiter gefolgten Hellenen und Macedonier seien theils gefallen, theils lägen sie in den verschiedensten Städten Asiens verwundet oder kampfunfähig; die wenigen übrig gebliebenen seien am Körper geschwächt und ihre moralische Kraft gebrochen; alle sehnten sich zurück nach Ältern, Weibern, Kindern und dem Vaterlande, denen sie sich, durch den von ihm verliehenen Schmuck groß zeigen möchten. Er möge sie nicht wider Willen zu neuen Kämpfen führen; er würde in der Gefahr nicht die alten Genossen wieder erkennen, so ihnen der Wille fehle. Er selbst möge in sein Vaterland zurückkehren, seine Mutter wiedersehen, und all die gewonnenen Siegeszeichen in das väterliche Haus tragen. Dort, wenn so sein Wille bleibe, möge er eine neue Kriegsfahrt ausrüsten. Dort würden ihm Jünglinge statt der Greise zuströmen, um so williger, wenn sie seine alten Gefährten reich statt arm, voll Ruhm statt ihrer frühern Unscheinbarkeit zurückkehren sähen. Schön sei Mäßigung im Glück." Als Koenus so gesprochen, stimmten ihm alle bei. Alexander, von Koenus' freier Rede und dem Widerstande der Anführer verletzt, hob die Versammlung auf; am folgenden Tage rief er sie zornig von Neuem zusammen; er suchte durch das Gefühl der Scham zu wirken und erklärte, allein nur mit denen weiter ziehen zu wollen, welche ihm freiwillig folgen würden. Die übrigen möchten heimkehren und zu Hause verkünden, daß sie ihren König mitten unter den Feinden verlassen hätten." Dann zog er sich in sein Zelt zurück und ließ drei Tage lang Niemand vor sich, erwartend, daß das Heer seinen Willen von selbst ändern würde. Dieses aber schwieg, zeigte, daß seines Königs Zorn ihm zwar weh thue, aber seinen Sinn nicht wandle. Dennoch opferte er am vierten Tage wegen des Überganges; allein die Opfer fielen ungünstlich aus. Da erkannte der König, daß er der Stimmung des Heeres, nächst dem Napoleonischen, des disciplinirtesten, welches in der Geschichte erscheint, nicht mit rücksichtsloser Strenge entgegentreten könne, daß ihr nicht Meuterei und Haß gegen den Feldherrn zu Grunde liege, sondern, daß sie eine Folge nicht mehr zu ertragender Leiden sei. Er rief die Hauptleute, die Veteranen mit vielen andern des Heeres zur Versammlung und verkündete die Rückkehr. Die Macedonier jubelten und weinten vor Freude, und priesen laut, daß er, der nimmer Besiegte, sich von den Bitten seiner Macedonier habe besiegen lassen.

Zum Gedächtniß seiner Heerfahrt ließ Alexander an dem Orte, wo er den Entschluß zur Rückkehr faßte, von jeder der zwölf Phalangen einen hohen thurmähnlichen Altar errichten, und feierte gymnische Spiele. Außerdem hinterließ er beiweitem größere Waffen, als gewöhnliche Menschen gebrauchen, und anderes in größerem Maßstabe ausgeführte Geräth, um den Gedanken zu erwecken, als ob einst ein Riesenheer bis hierher gedrungen sei. Dennoch war seine Erscheinung in Indien nur gleich einem Meteor; sein Name verscholl dort gänzlich; keine indische Schrift nennt ihn; blos in der Erwähnung der Stadt

63) *Plut.* Vit. Alex. 62. *Ἀνδρόκοττος — λέγεται πολλάκις εἰπεῖν ὕστερον, ὡς παρ' οὐδὲν ἦλθε τὰ πράγματα λαβεῖν Ἀλέξανδρος, μισουμένου τε καὶ καταφρονουμένου τοῦ βασιλέως διὰ μογθηρίαν καὶ δυσγένειαν.* Vgl. Megasthenes, gegen welchen Tschandraguptas dieses wahrscheinlich äußerte, bei *Arrh.* Ind. 9.

Alasadda (Alexanderia) in den ceylonesischen Annalen hat sich eine Erinnerung an ihn im fernen Osten erhalten. Das Land bis zum Hyphasis übergab er dem Porus, was ohne Zweifel so zu erklären ist, daß dieser hier die Oberhoheit, etwa zugleich das Satrapenamt erhielt, gewissermaßen Alexander's Stelle gegen die Fürsten und Völker desselben vertrat [64]). Er selbst wandte sich etwa in den letzten Tagen des August 326 v. Chr. zum Rückmarsch. Die Stelle, wo er auf seinem Eroberungszuge Halt machte, läßt sich nicht mit Genauigkeit bestimmen; aus der Angabe, daß sogleich jenseit des Hyphasis die Wüste beginne, kann man schließen, daß dieser Punkt unterhalb der Vereinigung des Hyphasis mit dem Sutludj (dem catadru im Sanskrit, Zatadrus Hesudrus bei den Alten) lag, bis zu welchem letzteren, getrennt vom Hyphasis, Alexander nicht gekommen war [65]). Nach Plinius wurden die Altäre übrigens auf der andern Seite des Hyphasis aufgestellt, was Arrhian, welcher nur die kriegerischen Momente hervorhebt, wol übergehen konnte. Dennoch wird es, da es sonst kein Schriftsteller erwähnt, zweifelhaft. Da beim Zusammenfluß der erwähnten beiden Flüsse häufig Veränderung in den Flußbetten vorgegangen sind, so mag die Hoffnung einst noch Ruinen dieser Altäre aufzufinden, schon deswegen vergeblich sein. Von diesem Punkt aus zog Alexander ungehindert durch das ganz beruhigte Land über den Ravi zum Chinab, wo er die Stadt Alexandria am Akesines schon von Hephästion aufgebaut traf, etwa in der Gegend von Wussirabad [66]). Hier wurde einige Zeit gerastet, welche theils zur Colonisirung der Stadt verwandt wurde, theils zur Anordnung alles zur Schiffahrt nach dem Meere dienlichen. Hier kamen Gesandte vom Abisares und einem Nachbarfürsten desselben, Arsaces (ein partischer Name). Beide mochten fürchten, daß Alexander auf seiner Rückkehr, die ihn in ihre Nähe führen konnte, sie das Gewicht seiner Waffen fühlen lassen würde. Abisares ließ sein Nichtkommen durch eine Krankheit entschuldigen, schickte aber reiche Geschenke und unter andern 30 Elefanten. Die Wahrheit dieser Entschuldigung bestätigten auch die von Alexander an Abisares geschickten Gesandten. Alexander, dessen Augen schon ganz und gar auf die Indusschiffahrt gerichtet waren, ließ sich gern bereden, ihr Glauben zu schenken, ertheilte dem Abisares, wie früher dem Porus, Satrapenrechte in seinem Lande, und unterwarf auch den Arsaces seiner Oberhoheit; zugleich setzte er den von beiden zu zahlenden Tribut fest [67]). Nachdem er dem Akesines geopfert, zog er zum Hydaspes, wo gegen Mitte Septembers die verschiedenen Heeresabtheilungen in Nicäa und Bucephala wieder zusammentrafen. Nachdem er beide Städte, deren frische Anlage durch die sogleich eintretende Regenzeit sehr gelitten hatte, hatte wiederherstellen lassen, wandte er sich mit dem größten Eifer dem Baue der Flotte zu, welche ihn von hier aus ins Meer tragen sollte. Die Rückkehr aus Indien sollte durch eine neue große Unternehmung signalisirt werden; ein bedeutender Transport von Truppen und Kriegsmaterial, welcher so eben aus Europa eintraf, unterstützte ihn bei Ausführung dieses Plans. Hier ordnete der König in Gegenwart seiner Gefährten und der indischen Gesandten die Angelegenheiten Indiens. Zum König der eroberten Länder ernannte er Porus, welchen er vor allen am meisten achtete, indem er ihm sieben Völker und über 2000 Städte untergab [68]). Seiner Oberhoheit verfielen wol alle, mit Ausnahme des Königs von Tarila, Taxiles, und Abhisara, Abisares. Dann zertheilte er sein Heer in drei Abtheilungen. Mit der ersten, etwa 8000 Mann, bestieg der König selbst die Flotte; Nearch war Commandeur der Flotte; Onesikritos Führer des königlichen Schiffes. Die zweite unter Krateros' Commando zog am rechten Ufer, die dritte stärkere, von Hephästion geführt, am linken; bei letzterer waren auch die Elefanten, 200 an Zahl. Beide Abtheilungen erhielten den Befehl eilig stromabwärts zu ziehen, wo nach drei Tagen Philippus, Satrap des jenseitigen Indiens, zu ihnen stoßen würde; nach dieser Vereinigung sollten sie rasten, wie Arrhian angibt, in der Hauptstadt des Sopeithes [69]). Die Flotte hatte 80 Triakontoren; die gesammten Fahrzeuge betrugen gegen 2000. Nachdem die feierlichen Opfer vollbracht waren, bestieg die erste Abtheilung die Schiffe, es war ein stolzer Anblick, als die gewaltige Flotte den Hydaspes hinabsegelte; selbst die Inder standen staunend am Ufer, jauchzten dem Rufe der Ruderer entgegen und zogen singend den Strom mit hinab. Am dritten Tage vereinigte sich die Flotte mit den beiden vorausgeschickten Abtheilungen. Philippus, welcher ebenfalls herbeigerückt war, wurde nach dem Chinab zu detachirt. Nach einer Rast von zwei Tagen bewegte sich das Heer weiter; wo die Flotte vorüberfuhr, unterwarfen sich die Inder freiwillig, oder wurden mit leichter Mühe dazu gezwungen. Allein man hatte schon erfahren, daß sich die Maller und Oxydraker, welche schon früher mit den Kathäern, ihren nördlichen Nachbarn, in Verbindung getreten waren [70]), zum ernsten Kampfe rüsteten. Sie bildeten die größten und kriegerischesten Völkerschaften; ihre Frauen und Kinder hatten sie in die festen Städte in Sicherheit gebracht. Der König eilte, sie so schnell als möglich anzugreifen, um sie, noch ehe sie hinlänglich gerüstet wären, zu überraschen. Am fünften Tage nach der neuen Abfahrt kam er zum Zusammenfluß des Dscheilum und Chenab, wo das Getümmel der Wogen am engen Vereine, dessen gefahrdrohendes Brausen man schon in weiter Ferne gehört hatte, manchen Schiffen Verderben und Alexander selbst in Le-

64) Droysen (S. 423. Anm. 77) bezweifelt die Richtigkeit dieser Angabe des Arrhian. 65) *Plin.* N. H. VI, 21 (17), ad Hypasin — qui fuit Alexandri itinerum terminus. Vgl. *Arrh.* Indic. Ritter, Asien. IV, 1, 465. Droysen S. 423, welcher einen Irrthum in Bezug auf Plinius begeht. 66) Droysen S. 428. Anm. 78. Ritter a. a. O. 67) *Arrh.* V, 29, 3. Ἀβισάρῃ τε τῆς αὐτοῦ χώρας σατραπεύειν ἔδωκε, καὶ Ἀρσάκῃ τῇ Ἀβισάρου ἐπικρατείᾳ προσέθηκε, καὶ φόρους, οὕστινας ἀπέλιπον, τάξας κ. τ. λ.

68) *Arrh.* VI, 2, 2. 69) Hier scheint ein Irrthum zu walten, oder es müßte ein anderer Sopeithes sein, als der oben erwähnte, welchen Arrhian nicht anmerkt. 70) *Arrh.* V, 22, 2.

bensgefahr brachte[71]). Die Flotte, nachdem sie diese Stelle passirt hatte, mußte anlanden, um aus dem Schiffbruche Einiges noch zu retten. Alexander verließ sie, um die umliegenden Völkerschaften durch Incursionen zu hindern, sich mit den Mallern und Oxydrakern zu verbinden. Hier traf er mit einem Volksstamme, der Sibá genannt wird, zusammen, und zwischen dem Hydaspes und Akesines wohnte[72]). Ihr Name, sowie ihre Schilderung, macht es nicht unwahrscheinlich, daß sie Sivaverehrer waren. Ihre Hauptstadt wurde von Alexander erstürmt, nach andern ergab sie sich freiwillig. Alexander fand, als er von diesen Streifzügen zurückkehrte, die Flotte schon in segelfertigem Zustande. Krateros, Hephästion und Philippos waren ebenfalls schon herangekommen. Hier disponirte er alles zu einem Feldzuge mit dem vereinigten Heere gegen die Maller, ein königsloses (arâshtra) freies Volk[73]), dessen Gebiet an der Mündung des Ravi lag, sich an diesem nach Nordost heraufzog, und zugleich nach Süden hin am Chinab bis zum Indus fortsetzte[74]). Sie waren gut gerüstet, erwarteten aber Alexander's Angriff, da sie von dem nicht mit dem Ravi vereinigten Chinab durch eine wasserlose Wüste getrennt waren und sich durch diese nach Norden hin geschützt glaubten, vom Süden von der Mündung des Ravi her. Demnach beschloß Alexander grade auf diesem Wege in ihr Land zu dringen, sie am Ravi herunter zu drängen, und so seiner dorthin geschickten Hauptmacht, unter Krateros und der Flotte, in die Hände zu spielen. Das übrige Heer theilte er in drei Theile. Hephästion, fünf Tagemärsche vorwärts ziehend, sollte die Linie des Ravi besetzen und die Fliehenden auffangen. Ptolemäus, drei Tage später ausrückend, sollte den etwa rückwärts Fliehenden den Weg sperren; er selbst drang ins Innere des Mallerlandes. Die Maller hatten ihre alten Fehden mit den Oxydrakern beigelegt, als sie von Alexander's Zuge hörten, und sich durch gegenseitige Auslieferung von 1000 Jungfrauen und deren Ehelichung verbunden. Sie hatten eine Macht von 80,000 Mann Fußvolk, 10,000 Mann Reiterei und 700 Wagen aufgebracht; allein sie konnten sich schon nicht über die Ausführung vereinigen, geriethen in einen Zwiespalt und das Heer zerstreute sich in die Städte. Diese Erzählung scheint die richtigste und paßt ganz zu dem Zustande freier Republiken; Arrhian dagegen bemerkt, daß die Maller und Oxydraker sich hätten vereinigen wollen, aber durch den plötzlichen Angriff Alexander's gehindert seien. Dieser rückte in Eilmarsch durch die Wüste, und erschien schon am Morgen mit der Reiterei vor einer Stadt, in welcher eine Menge Maller sich zusammengezogen hatten. Sie hatten ihn so wenig auf diesem Wege erwartet, daß sie sich ohne Waffen vor den Thoren befanden; eine Menge wurde niedergehauen; die Stadt sogleich umringt, und, nachdem die Infanterie angekommen war, sollte sie berennt werden. Die Maller, oder, wie die Einwohner dieser Stadt und Gegend Diodor nennt, die Agalassenser[75]), gaben die Vertheidigung der Stadt auf und zogen sich in die feste Burg zurück; diese wurde mit Sturm genommen und alles darin — gegen 2000 — niedergemetzelt. Während dessen war Perdikkas von hier aus gegen eine andere Stadt detachirt, welche er jedoch schon von den Einwohnern verlassen fand; diese hatten sich in die Sümpfe gerettet; was auf der Flucht erreicht ward, wurde niedergehauen. Nach kurzer Rast setzte Alexander seine Verfolgung weiter fort; er ereilte die Maller am Ravi; der größte Theil derselben hatte den Übergang schon bewerkstelligt; die, welche noch dabei waren, wurden sogleich angegriffen und erlitten einen starken Verlust; er setzte sogleich durch dieselbe Furth und die Verfolgung fort; auch hier wurden noch viele niedergehauen; die Mehrzahl rettete sich jedoch in einen festen Platz. Sobald aber die Infanterie angekommen war, wurde dieser schleunig von einem detachirten Corps berennt, und die darin waren theils getödtet, theils gefangen. Alexander selbst rückte gegen eine Brahmanenstadt, in die sich ebenfalls die Maller geworfen hatten. Denn die Brahmanen waren es vorzüglich, welche allenthalben zum Kampfe und gerechten Widerstande gegen den fremden Eroberer aufreizten[76]). Alexander begann sogleich die Belagerung; die Vertheidiger warfen sich in die Burg; aber auch diese wurde schnell erstiegen; da zündeten die Inder die Häuser an, und kamen fast alle theils im Kampfe, theils im Brande um, gegen 5000; wenige wurden gefangen. Nach einem Rasttage zog Alexander gegen die übrigen Maller; die Städte waren verlassen, die Einwohner in die Wüste geflohen. Damit die waldigen Ufer stromaufwärts den zersprengten Mallern nicht zum Sammelplatz dienen könnten, wurde Pithon gegen den Strom hin zurückgesandt, mit dem Befehle, alles, was sich nicht ergäbe, niederzumetzeln. Er selbst zog gegen die größte Stadt der Maller, wohin sich ein bedeutendes Heer derselben zusammengezogen hatte; aber auch hier hielten sie nicht Stand, sondern zogen sich über den Ravi zurück, auf dessen hohem Nordufer sie eine Stellung einnahmen, um Alexander den Übergang zu wehren. Alexander ließ sich durch ihre Menge — sie waren 50,000 Mann stark — nicht abschrecken, sondern warf sich kühn mit der Reiterei in den Fluß. Diese Bewegung setzte sie in Schrecken, und sie zogen sich vom Ufer zurück. Kaum aber merkten sie, daß nur Reiterei übergesetzt war, so drangen sie wieder vor. Alexander wich durch geschickte Manoeuvres einem Kampfe aus, bis mehre Hilfsscharen nachgerückt waren. Nach dieser Vereinigung wagten die Inder keinen Kampf mehr, sondern zogen sich in eine nahe, sehr feste Stadt zurück. Alexander verfolgte sie noch demselben Tag bis zu dieser Stadt[77]).

71) Jetzt ist die Natur dieser Gegend verändert; vgl. Ritter, Asien. V, 1, 466. 72) *Strab.* XV, 1. §. 8. p. 688. §. 88. p. 701. *Justin.* XII, 9, 2 und andere Stellen bei Droysen S. 432. Ritter (Stupas 84) sieht mit Unrecht die Slapusch in ihnen. 73) *Arrh. Exped. Alex.* VI, 6, 1. 74) Vgl. Droysen S. 432 und *Arrh.* Ind. 4.

75) *Diod.* XVII, 96. *Curt.* IX, 4. Die Erzählung Beider stimmt im Allgemeinen mit der bei Arrhian so überein, daß man sieht, Beide sprechen von derselben Begebenheit. 76) *Plut.* Vit. Alex. 59. *Arrh.* VI, 16, 7. 17, 31. 77) Droysen verlegt diese

Schon am folgenden Tage begann er den Angriff; die Inder warfen sich, wie gewöhnlich, in die Burg. Diese wurde gestürmt; Alexander ist der erste auf der Zinne; allein die Leiter, welche ihn heraufgetragen, und auf der seine Getreuen ihm folgen, bricht zusammen; er steht allein; von allen Seiten greifen ihn die Inder mit Geschossen an; ihm zu nahen, wagt Niemand. Da springt er in die Mauer hinab, mitten zwischen die Feinde; er wehrt sich muthig, und endlich drängen seine Getreuen nach; aber noch ehe diese ihn umfaßt hatten, war er schwer verwundet. Die Macedonier, in der größten Wuth, erobern die Burg und schonen weder Weib, noch Kind. Im Hauptquartier an der Mündung des Ravi verbreitete sich indessen schon die Nachricht, der König sei todt; schon dachte man an die Ernennung eines Nachfolgers; um die Disciplin aufrecht zu erhalten, sah sich Alexander genöthigt, so krank, wie er war, sich dahin transportiren zu lassen. Allgemeiner Jubel entstand, als sich das tiefbekümmerte Heer überzeugt hatte, daß ihr König auf dem Wege der Besserung sei. Die schnelle Eroberung dieser Stadt und die Nachricht, daß der fremde König ebenso tapfer als kriegskundig sei, machten auf die feindlichen Völker einen entscheidenden Eindruck. Es nahten sich die Maller selbst, welche der Felszug noch nicht berührt hatte, und unterwarfen sich. Ebenso kam eine Gesandtschaft von den Oxydrakern, bestehend aus den Befehlshabern der Städte und den Herren der Landschaft, und 150 der Vornehmsten, bevollmächtigt ein Bündniß zu schließen; sie brachten die herrlichsten Geschenke und übergaben ihr Volk; es sei ihnen zu verzeihen, sagten sie, daß sie nicht schon früher Gesandte geschickt hätten, denn sie liebten mehr als alle andern Völker die Freiheit und Selbstregierung, welche sie seit den ältesten Zeiten bis jetzt bewahrt hätten. Wenn es Alexander gefalle, so wollten sie einen Satrapen von ihm annehmen und Tribut zahlen, sowie auch so viel Geiseln stellen, als er begehre. Er foderte 1000 der Edelsten als Geisel oder Kriegsgenossen bis zur Besiegung der übrigen Inder. Die Oxydraker sendeten nicht nur diese, sondern auch 500 Wagen sammt der dazu gehörigen Bemannung. Philippus wurde ihnen, sowie den Mallern, zum Satrapen bestellt; die Geiseln entließ Alexander, die Wagen wurden behalten. Nachdem eine Menge Schiffe zugebaut war, segelte Alexander den Akesines weiter hinab, bis zur Vereinigung des Punjund (Pankanada im Sanskrit, der Fünfluß) mit dem Indus. Hier erwartete er den Perdikkas, welcher auf dem Marsche durch den Kampf mit dem mächtigen, freien und demokratisch regierten Volke der Abastener (im Sanskrit Ambashtä) aufgehalten war. Sie hatten ein Heer von 60,000 Mann Fußvolk, 6000 Reitern und 500 Wagen. Nach Arrhian wurden sie von Perdikkas unterworfen; nach Diodor ergaben sie sich freiwillig. Auch von den Kathroi (kshattra im Sanskrit) [78]) und den Ossadiern kamen Gesandte, welche huldigten. Hier am Zusammenflusse des Punjund und Indus ließ Alexander eine Stadt bauen, welche den Grenzpunkt der Satrapie des Philippus bildete. Gegen Mitte Februars im J. 325 zog Alexander von diesem Punkte aus in die Länder des untern Indus. Das Heer wurde größtentheils auf das Ostufer des Indus geführt, weil die Straßen hier besser waren und die Völkerschaften feindlich gesinnt schienen. Alexander segelte nach der Hauptstadt der Sogdier; diese wurde zu einer griechischen Colonie gemacht, und die Residenz des Pithon, welcher zum Satrapen der Länder vom Zusammenflusse des Punjund und Indus bis zum Meere ernannt ward [79]). Die Stadt erhielt ebenfalls den Namen Alexandria [80]) und Schiffswerfte. Den Indus weiter hinabsegelnd, kam Alexander in die Nähe des Gebiets des Musikanus, welches für das reichste Land in Indien galt. Hier kam ihm keine unterwürfige Gesandtschaft entgegen. Daher eilte er so sehr, daß er an die Grenzen kam, ehe noch Musikanus erfuhr, daß man gegen ihn ziehe. Dadurch in Schrecken gesetzt, eilte dieser mit Geschenken und allen seinen Elefanten herbei und unterwarf sich. Alexander bestätigte ihm sein Gebiet, legte aber eine Besatzung in die Burg, weil diese Station für die Bewachung der umliegenden Völker wichtig schien [81]).

Von hier aus fiel Alexander in das Gebiet des Oxykanus (nach andern Portikanus) [82]) ein; er eroberte die beiden größten Städte, in deren einer Oxykanus selbst gefangen ward. Das Land wurde gelindert. Diese Waffenthat verbreitete auch in den Gegenden des untern Indus Schrecken; es ergaben sich eine Menge Städte und Niemand wagte Widerstand. Allein eine Bewegung zeigte sich plötzlich, wo sie Alexander am wenigsten erwartet hatte. Ein Fürst Sambus, Herr der Berginder (wahrscheinlich in den Jungarbergen im Süden des Indusarmes von Larkhanu [83]), früher abhängig von Musikanus, hatte sich Alexander zuerst unterworfen, und war von diesem zum Satrapen seines Gebietes bestellt; als er nun hörte, wie gnädig und günstig gesinnt sich Alexander gegen Musikanus gezeigt hätte, gerieth er in Angst und ließ sich von den Brahmanen, welche zu allen Zeiten in den bigotten Gegenden des untern Indus von großem Einfluß waren [84]), zum Abfall bewegen. Als Alexander mit einem Heere nahte, flüchtete er, ohne Widerstand zu versuchen. Seine Hauptstadt Sindomana öffnete Alexander'n die Thore und Sambus' Diener überlieferten ihm die Schätze und Elefanten; Sambus, sagten sie, sei nicht gegen Alexander feindlich gesinnt, sondern fürchte Musikanus. Hier nahm Alexander noch eine andere Stadt, und ließ die Brahmanen, welche allenthalben zum Widerstande aufforderten, umbringen. Diodor nennt hier das ganze Volk Brahmanen [85]). Unterdessen hatte auch

in die Nähe von Sumpur; Ritter glaubt, daß die Mündung des Ravi damals viel südlicher gelegen habe, als jetzt, und Multan die Hauptstadt der Malli sei (IV, 1, 468).

78) Vgl. Schlegel, Ind. Bibl. I, 249. Ritter, Asien. IV, 1, 471. Droysen S. 445. Anmerk. 100.

79) Vgl. Droysen S. 453. Anmerk. 112 c. 80) Man versetzt sie in die Nähe von Bukor. Dies scheint jedoch zu sehr südlich. 81) Vgl. Ritter IV, 1, 472. 82) Vgl. Droysen S. 449. 83) a. a. O. S. 448. Anmerk. 104. 84) Vgl. Ritter IV, 1, 472. 85) *Diod.* XVII. 102.

Musikanus, von den Brahmanen aufgereizt, einen Abfall versucht. Alexander schickte Pithon gegen ihn; er selbst eroberte und zerstörte dessen Städte; in einige legte er macedonische Besatzungen. Die Bewegung, welche durch den großen Einfluß der, alles gegen die Fremdlinge aufbietenden, Brahmanen drohend zu werden schien, ward durch Alexander's Schnelligkeit im ersten Keime erstickt. Musikanus selbst ward auf der Flucht gefangen und mit einer Menge Brahmanen ans Kreuz geschlagen. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Brahmanenstadt berennt, deren Einwohner sich mit vergifteten Waffen vertheidigten; als sie reumüthig sich übergaben, verzieh ihnen Alexander. Seine Strenge hatte wieder gewirkt. Der Fürst von Pattala (im Sanskrit Pâtâla, eigentlich Kluft, Hölle), Herrscher des Indusdelta, bei Curtius Móris genannt, eilte herbei, sich und sein Reich zu unterwerfen. Alexander bestätigte ihn in seinem Gebiete und sandte ihn zurück, um alles zur Aufnahme des Heeres vorzubereiten. Mit dessen Unterwerfung war der eigentliche Krieg in Indien beendigt; es waren höchstens noch partielle Aufstände zu fürchten; diese zu unterdrücken bedurfte es nicht mehr der ganzen Heeresmacht. Daher entsandte er einen großen Theil desselben unter Krateros mitsammt den erbeuteten Elefanten auf der geraden Straße nach Karmanien; auf seinem Wege sollte er zugleich Lebensmittel nach der gedrosischen Wüste zu senden, welche Alexander auf seinem Rückwege zu durchziehen gesonnen war [86]). Das übrige Heer zertheilte er in drei Theile. Pithon marschirte auf dem rechten Indusufer, mit dem Befehle, die befestigten Städte zu colonisiren, etwanige Aufstände zu unterdrücken und sich in Pattala mit dem Hauptheere wieder zu vereinigen. Mit der zweiten Abtheilung marschirte Hephästion auf dem linken Indusufer; das übrige Heer bestieg mit Alexander die Flotte. Aber schon am dritten Tage erhielt er die Nachricht, daß der Fürst von Pattala mit der Mehrzahl seiner Untergebenen entflohen und das Land ganz verlassen sei. Um desto mehr beschleunigte er seine Fahrt. Als er nach Pattala kam — gegen Ende Juli's 325 v. Chr. — fand er die überbrachten Nachrichten bestätigt; Truppen wurden den Flüchtigen nachgesandt, einige eingefangen und vor den König geführt. Er empfing sie sehr mild, sandte sie zurück und trug ihnen auf, ihren Mitbürgern zu sagen, sie möchten furchtlos zurückkehren. Diese Milde wirkte, und die Stadt füllte sich von Neuem. Die Lage dieser Stadt, da, wo sich der Indus in zwei Arme scheidet, wahrscheinlich bei dem jetzigen Hyderabad [87]), erkannte Alexander mit seinem großartigen Blick als überaus bedeutend für die Weltverbindung. Denn, wenngleich eine brennende Ehrsucht ihn zur Eroberung des fernsten Osten getrieben hatte, so war es ihm doch gegeben, seine Thaten zu einer höhern Idee zu erheben, und was seine Waffen zusammengeknüpft hatten, sollten die friedlichen Elemente des Menschenthums zu einer innern Einheit verschmelzen. Sichere Handelsverbindung erkannte er allenthalben als die Grundlage zur Förderung seines großartigen Plans, und das Netz von festen und günstig gelegenen Punkten, durch die er alle seine Eroberungen in einander verwebte, zeigt, wie scharf und großartig auch hier sein Blick war. Er ließ die Stadt befestigen und zugleich in der wüsten Gegend im Osten derselben, um den Zugang auch von dieser Seite her zu erleichtern und das Land bewohnbar zu machen, Brunnen graben; diese Arbeit wurde nur momentan durch einen Überfall der schnell überwältigten Wüstenbewohner gestört. Alexander fuhr, nach einiger Rast, mit den schnellsten Schiffen den rechten Arm des Indus hinab, um dessen Schiffbarkeit selbst zu untersuchen; ein Theil des Heeres zog innerhalb des Delta am Ufer herab. Diese Fahrt war sehr mühvoll, da Alexander, wegen der Flucht der Inder, keine Lootsen hatte. Am zweiten Tage erhob sich sogar ein Sturm, welcher eine Menge Schiffe beschädigte; man mußte anlegen, um den Schaden auszubessern. Bei dieser Gelegenheit ließ Alexander einige Inder einfangen, welche ihm zu Lootsen dienen mußten. Mit diesen fuhr man am folgenden Tage weiter; aber neues Mißgeschick erwartete die Flotte. Die unbekannte Ebbe und Fluth legte die Schiffe erst trocken und schleuderte sie alsdann mit der größten Gewalt gegen das Ufer und gegen einander. Doch konnte nichts Alexander von seinem Vorhaben zurückschrecken; während die Schiffe ausgebessert wurden, sandte er zwei Schnellsegler den Strom weiter hinab zu der Insel Killuta (Skillustis, Psiltukis bei Andern) [88]), wo nach Angabe der indischen Schiffer eine gute Station sein sollte. Als diese Nachricht bestätigt ward, folgte die Flotte nach und legte hier an. Alexander selbst segelte mit den besten Schiffen weiter hinab, um die Stromesmündung zu untersuchen; nach einer Fahrt von vier Meilen sah er eine Insel, welche schon vom Ocean bespült ward. Er kehrte um zur Flotte, wo er feierliche Opfer darbrachte; am folgenden Tage segelte er bis zu dieser Insel, brachte auch da Opfer, fuhr noch ins offene Meer, fuhr zur Flotte zurück und mit ihr wieder nach Pattala. Hier war die Burg schon vollendet und Pithon, nach Ausführung seiner Befehle, eingetroffen. Hephästion erhielt den Auftrag, die Stadt zu vollenden und Schiffswerften und Hafen aufzubauen. Er selbst fuhr nun den östlichen Indusarm ins Meer hinab, um zu sehen, ob die Mündung hier vielleicht fahrbarer sei; auf dieser Fahrt kam er an einen See, wo er den größten Theil der Flotte und des Heeres zurückließ; er selbst fuhr ins Meer und fand die Mündung schiffbarer; er ging nun, um die Küste zu untersuchen, drei Tagereisen am Meeresstrande hin, und ließ auch hier Brunnen graben; dann ging er nach Pattala zurück. Von dort besuchte er die Station am See, wahrscheinlich Xylenepolis [89]), noch einmal, um Vorrichtungen zum Bau von Hafen und Schiffswerften zu treffen, und ließ eine Besatzung zurück [90]); Pattala selbst wurde der

86) Droysen S. 455. 87) Vgl. Droysen S. 455. Anmerk. 115; jedoch auch Ritter IV, 1, 476.

88) Ritter IV, 1, 477. 89) Ritter IV, 1, 478. 90) Droysen glaubt, dieser See sei das Rin, im Sanskrit nicht aranya, wie er nach Tod annimmt, sondern irina (Εἰρινός), unfruchtbares Land; mir ist diese Annahme nicht wahrscheinlich;

Ort, wo sich das Heer und die Flotte zur Rückkehr sammelten. Die Flotte unter Nearchus' Befehl sollte von hier aus ins Meer, dann die Küste entlang bis zum persischen Meerbusen fahren. Theils, um sie unterstützen zu können, theils, um eine ununterbrochene Verbindung des Landes am unteren Indus mit dem westlichen Theile des Reiches zu sichern, mußte Alexander seinen Rückzug durch den südlichen Theil des von den Alten Ariana genannten Gebietes nehmen, obgleich die ganze Natur des Landes einen von grauenhaften Leiden begleiteten Marsch ahnen ließen. Mit der Landarmee brach er gegen Ende August 325 v. Chr. auf [91]). Das erste Volk, welches er jenseit der Berge, welche das Industhal vom Plateau Ariana scheiden, antraf, die Arabiten [92]), am Fluß Arabius (jetzt Sommeany oder Sommecanee), waren nach Nearch [93]) die letzten Inder; doch nennt Arrhian auch noch die folgende Völkerschaft, die Oriten, Inder [94]), und Spuren des Inderthums scheinen sich vom untern Indus her bis tief in das südliche Ariana hin zu verbreiten, wo die Hauptstadt von Gedrosien, 60 Tagemärsche vom Lande der Oriten entfernt, mit einem rein sanskritischen Namen Pura (pura im Sanskrit, die Stadt) genannt, erscheint [95]). Die Arabiten hatten ihre Dörfer beim Anrücken Alexander's verlassen. Alexander, ohne sie zu verfolgen, wandte sich dem Meere zu, um Brunnen graben zu lassen, und die Oriten, welche sich feindlich zeigten, zu unterwerfen. Die Einwohner wurden, wo sie Widerstand leisteten, leicht überwältigt, gefangen und als Sklaven verkauft; in Rhambakia, dem bedeutendsten Flecken der Oriten, ließ Alexander Hephästion zurück, um eine Colonie anzulegen [96]). Er selbst zog gegen die Grenze der Oriten und Gedrosier, wo beide Völker sich vereinigt und einen Engpaß besetzt hatten. Sowie er sich näherte, zerstreuete sich das feindliche Heer; die Anführer der Oriten kamen, um sich zu unterwerfen. Alexander gebot ihnen, das Volk wieder in seine Wohnorte zurückzuschicken und ihnen Ruhe und Sicherheit zu versprechen; als Satrapen stellte er Apollophanes an, und ließ Leonat mit einem Heer bei ihm, um die Flotte zu erwarten und die Colonie auszubauen. Zugleich sollten sie alles so ordnen, daß die bisher freien Oriten sich gern an die neue Herrschaft gewöhnten. Alexander begann dann den Marsch durch die gedrosische Wüste, dessen Leiden alles aufwog, was in allen bisherigen Feldzügen durch ganz Asien erduldet war [97]). Endlich kam das Heer im elendesten Zustande in Pura an; allein nicht der vierte Theil desselben, welches aus 120,000 Fußgängern und 15,000 Reitern bestanden hatte, hatte diese Leiden überlebt [98]). Apollophanes, welcher Alexander's Befehle, für Lebensmittel während des Marsches durch die Wüste zu sorgen, schlecht ausgeführt hatte, wurde entsetzt und Thoas Satrap von Gedrosien; als dieser starb, erhielt Sibyrtius die Satrapie über die Arochoten und Gedrosier [99]). In Karmanien traf er die eine Abtheilung des Expeditionsheeres, welche unter Krateros' Befehl schon früher entsendet worden war. Hier erhielt er auch die Nachricht, daß die Flotte unter Nearchus glücklich zurückgekehrt sei. Durch Opfer und herrliche Spiele wurde die glückliche Heimkehr von der wunderreichen Heerfahrt mit Dionysosartigem Gepränge gefeiert. So war der erste Versuch gemacht, Indien in enge Verbindung mit und in Abhängigkeit von der Westwelt zu bringen. Indien ward zum ersten Mal, obgleich man kaum in seine Thore getreten war, der Westwelt bekannter. Seine Wunder und die Weisheit seiner Gymnosophisten erregten das Staunen des cultivirtesten Volkes [1]). Einer von letztern, Sphines mit Namen, aber, weil er alle mit dem indischen Gruß kalyanas (glücklicher χαλός) empfing, Kalanos genannt, folgte sogar auf Taxiles' Zureden dem Alexander, und gab, im susianischen Gebiet angekommen, das überraschende Schauspiel der indischen Selbstverbrennung [2]). Viele Übertreibungen wurden heimgebracht [3]) aus dem Lande der Wunder, aber vieles galt auch, obgleich wahr, für Übertreibung, weil die Wirklichkeit zu nahe an das Wunder grenzte.

Nach Alexander's Abzug aus Indien bestanden in dem vom großen macedonischen Reiche abhängig gemachten Theile desselben drei große Reiche; das des Porus, welches das mächtigste war, und fast den ganzen Umfang Indiens zwischen dem Dschilum im Westen und dem Beas im Osten begriff [4]). Im Süden mochte es sich bis zu einer Linie, welche vom Zusammenflusse des Chinab und Dschilum beginnt, und sich östlich fortsetzt, ausdehnen, im Norden bis fast zu den Vorbergen des Himalaya, wo die kleinen Reiche des Sopithes und Phegeus im Norden, Nordosten und Südosten sich daran lehnten, und das große des Abisares nördlich und nordwestlich. Zwischen dem Indus und Dschilum herrschte Taxiles; auch dessen Reich stieß im Norden an das des Abisares; wie weit es im Süden hinabreichte, läßt sich gar nicht bestimmen; wahrscheinlich ebenfalls bis zu einer mit dem Zusammenfluß des Dschilum und Chinab parallelen Linie, welche sich nach Westen hin ausdehnt. Abisares' Reich umfaßte wol das ganze Gebirgsland von Kaschmir, erstreckte sich südlich bis an die Vorberge des Himalaya und westlich bis zum Indus; wie weit es nach Osten reichte, ist nicht zu bestimmen. Die frei gebliebe-

der See ist schwerlich nachzuweisen, da der Indus seinen Lauf vielfach ändert.

91) Vgl. die Schilderung bei Droysen S. 466 fg. 92) Vgl. über die verschiedene Schreibart des Namens *Killendt* ad *Arrh.* Exp. Alex. VI, 21, 7. 93) Bei *Arrh.* Ind. 22. *Strab.* XV, 2. §. 1. p. 720. 94) Exp. Alex. VI, 21, 7. Vgl. *Diod.* XVII, 105, wonach sie ihre Todten nach Zoroastrischem Ritus behandeln. 95) Droysen über ihre Lage S. 475. Anm. 9. 96) Droysen S. 471. Anm. 6. 97) *Arrh.* Exp. Alex. VI, 24, 2.

98) *Plut.* V. Alex. 66. 99) *Arrh.* Exp. Alex. VI, 27. 2. 1) Vgl. außer vielen andern Stellen insbesondere *Plut.* Vit. Alex. 64 aq. 2) *Plut.* V. Alex. by *Diod. Sic.* XVII, 107. *Strab.* XV, 1, 68. p. 717. Vgl. Droysen S. 502. 3) *Strab.* XV, 1, 28. p. 698. 4) Vgl. auch *Apollodor.* ap. *Strab,* XV, 1, 3. p. 686.

nen Völker und kleinern Fürsten wurden unter zwei Satrapen concentrirt; des einen, Philippus, Macht umfaßte das rechte und linke Ufer des Indus von der Gegend von Attock an bis zum Zusammenflusse des Punjund (Pank'anada) und Indus; von da an bis zum Meere reichte die Satrapie des Pithon. Von den drei größern Fürsten übten Porus und Abisares die Satrapenrechte selbst; Taxiles erhielt sie erst seit Philippus' Tode. Alle diese abhängigen Fürsten und Völker hatten Tribut zu zahlen und sich höchst wahrscheinlich unter gewissen Bedingungen zur Heeresfolge verpflichten müssen. In den Hauptpunkten des von Alexander durchzogenen Landes waren macedonische Colonien angelegt, oder Besatzungen zurückgelassen, welche als Stützpunkte zu einer neuen Heerfahrt dienen konnten. Denn der so junge Alexander hatte schwerlich die Hoffnung aufgegeben, diesen zum ersten Mal im Ganzen so glücklich gelungenen Versuch zu wiederholen.

Daß bedeutende Veränderungen in Indien sogleich nach Alexander's Abzug eintraten, läßt sich kaum behaupten; doch ist es nicht zu bezweifeln, daß die allgemeine Unzufriedenheit, insbesondere der freien Völker, mit der Fremdherrschaft hier und da zum Ausbruche kam. Mit Gewißheit kennen wir jedoch nur eine Thatsache der Art. Nearchus wurde nämlich, wie er selbst erzählt, durch Unruhen der Inder genöthigt, mit der Flotte Patala zu verlassen, noch ehe die eigentliche Zeit der Abfahrt gekommen war [5]). Diese Unruhen scheint Pithon, der Satrap dieser Gegenden, jedoch wieder mit Leichtigkeit gedämpft zu haben. Noch ehe Alexander nach Karmanien gekommen war, erhielt er ferner die Nachricht, daß Philippus, der Satrap der obern Indusländer, von den Soldtruppen ermordet, diese aber schon während der That und nachher von der macedonischen Leibgarde getödtet seien [6]). Alexander übertrug nun dem Taxiles und dem Eudemos die Ausübung der Satrapenrechte, bis er einen neuen Satrapen senden würde. Dies ist wol so zu verstehen, daß Taxiles bis zu dieser Zeit zum Satrapen in seinem Reiche ernannt wurde und Eudemos nur Satrap in den übrigen Theilen der frühern Satrapie ward, dadaß Taxiles von jetzt an dieselbe Stellung in seinem Gebiete einnahm, welche Porus und Abisares in den ihrigen. Um dieselbe Zeit starb auch Abisares, und sein Sohn wurde von Alexander als Nachfolger bestätigt [7]).

Nach Alexander des Großen Tode (11. Jun. 323 v. Chr.) wurden die Bande, welche die indischen Lande mit dem Reiche verknüpften, natürlich immer mehr gelockert, und diese ihrem eigenen Schicksale überlassen. Bei der ersten Theilung in Alexander's Todesjahr ließ man in den östlichen Provinzen den status quo. Taxiles und Porus wurden in den Verhältnissen anerkannt, welche Alexander festgesetzt hatte, als Herren ihrer Königreiche [8]). Das frühere Reich des Abisares wird weder hier, noch weiterhin erwähnt. Ob es außer allem Verbande mit dem macedonischen getreten, oder gar seine Selbständigkeit unter dem neuen Herrscher verloren hatte, läßt sich natürlich beim Mangel aller Nachrichten nicht bestimmen. Die frühere Satrapie des Philippus war schon seit 324 ohne Satrapen; auch Perdikkas ernannte keinen neuen, sondern überließ die Satrapie den indischen Fürsten [9]). Die macedonischen Interessen wahrte ohne Zweifel Eudamos, welcher als Befehlshaber der Truppen in dieser Gegend stand, wie ihm schon von Alexander aufgegeben war. Pithon blieb, obgleich er nur von Justin [10]) erwähnt wird, für jetzt im ungestörten Besitze der Satrapie am unteren Indus [11]). In den nächstfolgenden Jahren scheinen einige Veränderungen vorgegangen zu sein. Denn in der Theilung von Triparadisus (321 v. Chr.) wird Pithon, anstatt seiner frühern Satrapie am unteren Indus, der Theil der indischen Satrapie gegeben, welcher an die des Paropamisus stößt, also die, welche Philippus früher verwaltet hatte [12]). Dagegen erscheint Porus jetzt als Herrscher bis zu den Mündungen des Indus, also im Besitze des größten Theils der frühern Satrapie des Pithon [13]). Welche Bewegungen diese Veränderungen herbeigeführt haben, läßt sich nicht bestimmen, doch scheinen sie der Art gewesen zu sein, daß Antipater gern mit Gewalt gegen Taxiles und Porus zu Werke gegangen sein würde, wenn nicht eine Expedition in so weit entlegene Gegenden damals zu viele Gefahr für den eigentlichen Sitz der Herrschaft gebracht haben würde [14]). Er ließ Taxiles und Porus nur ungern in ihren weiter ausgedehnten Reichen. Damit scheint die macedonische Suprematie in Indien einen bedeutenden Stoß erlitten zu haben. Doch waren eine Menge Colonien und macedonische Truppen noch in vielen Punkten innerhalb der Pentapotamie selbst und an ihrer Spitze Eudamos. Dieser ermordete zwischen 321 v. Chr. und 317 den Porus [15]), und setzte sich wahr-

5) *Strab.* XV, 2. §. 5. p. 721. Vgl. Droysen S. 478.
6) *Arrh.* VI, 27, 5. *Curt.* X, 1. 7) Curt. a. a. O.
8) *Diod. Sic.* XVIII, 3: ὁμοίως δὲ καὶ Ταξίλην καὶ Πῶρον κυρίους εἶναι τῶν ἰδίων βασιλείων, καθάπερ αὐτὸς Ἀλέξανδρος ἦν τεταχώς.

9) a. a. O. τούτων (σατραπειῶν) δὲ τὴν συνορίζουσαν τοῖς περὶ Ταξίλην βασιλεῦσι συνεχώρησε. 10) *Justin.* XIII, 4, 21. In colonias in Indis conditas Pithon — mittitur; wegen des Ausdrucks colonias vgl. man *Strab.* XV, 2, 9. n. 724. 11) Vgl. hierzu *Lassen*, Pentapotamia p. 89. sq.; Droysen, Geschichte der Nachfolger Alexander's S. 48, wo die Darstellung nicht ganz richtig. 12) *Diod. Sic.* XVIII, 39, τῆς δὲ Ἰνδικῆς τὰ μὲν συνορίζοντα Παροπαμισάδαις Πίθωνι, τῷ Ἀγήνορος (προσῳκίσατο). 13) Vgl. Arrh. bei Droysen a. a. O. S. 48, wo Porus τὴν κατὰ τῶν Ἰνδῶν καὶ Πατάλα hat, womit Diodor a. a. O. stimmt, indem er Porus' Reich an den Indus setzt, worin also kein Widerspruch mit Lassen (Pentap. p. 40) zu sehen ist; vgl. auch Droysen a. a. O. S. 151. 14) Diod. Sic. a. a. O. τὸν Ψῆφιν βασιλέως τὴν μὲν παρὰ τὸν Ἰνδὸν ποτισθὲν Πώρῳ τὴν δὲ παρὰ τὸν Ὑδάσπην Ταξίλῃ. οὐ γὰρ ἦν τούτους τοὺς βασιλεῖς μεταστῆσαι παρόλη βασιλικῆς δυνάμεως καὶ ἡγεμονίας ἐπιφανοῦς. 15) Nach Lassen (Pentap. p. 41) und Droysen a. a. O. S. 518 im J. 317 v. Chr.; ich kenne aber keine für diese Annahme entscheidende Stelle; im Gegentheil scheint Manches dafür zu sprechen, daß es früher geschehen sein müsse; denn er verlieh schon in diesem Jahre Indien mit indischen Truppen, was er schwerlich that, ehe er seine Herrschaft in Indien einigermaßen befestigt hatte. Dazu mochte aber wol ein bis zwei Jahre Zeit gehören, sodaß Porus' Ermordung wol schon vor 319 oder 318 v. Chr. zu setzen ist.

scheinlich in seinem Reiche fest. Im Kampfe zwischen Eumenes und den Satrapen (317 v. Chr.) zog er jenem mit 3000 Mann Fußvolk, mehr als 700 Reitern und 125 Elefanten zu Hilfe [16]), commandirte in der entscheidenden Schlacht bei Gabiene, wie sie Droysen nennt, dessen linken Flügel, und trug dadurch am meisten zum Verluste derselben, nachdem sie schon fast ganz gewonnen war, bei [17]). In dieser Schlacht war Keteus (im Sanskr. Ketu, ein oft vorkommender Name [18]), der Anführer der indischen Truppen, nachdem er tapfer gefochten, gefallen; er hinterließ zwei Frauen, welche beide nach indischer Sitte mit ihm verbrannt zu werden begehrten; die ältere wurde, weil sie schwanger war, dem Gesetze gemäß, zurückgehalten; die jüngere bestieg freudig, geschmückt wie zur Hochzeit, den Scheiterhaufen und starb ohne einen Laut der Klage auszustoßen, unter Gesängen und Lobpreisungen der Inder; klagend entfernte sich die ältere. Die Griechen aber tadelten diese Sitte als barbarisch [19]). In dem auf die Schlacht bei Gabiene folgenden Winterfeldzuge war Eudamus unter den gegen Eumenes Verschworenen; aber aus Furcht, große Summen Geldes, welche er ihm geliehen hatte, zu verlieren, verrieth er das Complot. Nach der Schlacht bei Gadamarta (316 v. Chr.) wurde er auf Befehl des Antigonus hingerichtet [20]). Welchen Einfluß dies auf sein Reich in Indien hatte, läßt sich nicht genauer bestimmen. Was Antigonus über diese fernen Länder bestimmte, oder ob er überhaupt etwas über sie bestimmte, ist ungewiß; sicher dagegen ist, daß kein Satrap wieder hingesandt ward [21]); so blieben höchst wahrscheinlich die macedonischen Besatzungen, welche seit Alexander's Abzug sehr zusammengeschmolzen sein mußten, und, so viel wir wissen, von der Zeit an nicht — wenigstens nicht durch größere Truppenzusendungen — verstärkt waren, ihrem Schicksale überlassen, welches inmitten von kriegerischen Nationen, die nur nach der heftigsten Gegenwehr sich der Fremdherrschaft gebeugt hatten, nach dem Tode des mächtigen und dem Alexander persönlich befreundeten Porus, kaum noch zweifelhaft sein konnte. Danach ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß Antigonus, welcher schon die Satrapien Baktrien, Karmanien, Paropamisus, Arachosien, obgleich ihre Satrapen sich feindlich gegen ihn gezeigt hatten, ungeändert ließ, sich um die noch entfernteren Induslande gar nicht kümmerte. Denn, sobald er sich als Herrn von Asien ansehen zu dürfen glaubte, waren seine Blicke ganz und gar nach dem Westen gerichtet. Ja, da er den Pithon, welcher zuletzt Satrap der oberen Induslänber gewesen war, 316 v. Ch. zum Satrapen von Babylon und keinen andern an dessen Stelle ernannte, so scheint er die indischen Besitzungen ganz und gar aufgegeben zu haben [22]). Ob Pithon erst in Folge dieser Ernennung, oder schon früher, durch andere Verhältnisse genöthigt, seine Satrapie verlassen hatte, darüber finde ich keine Nachrichten.

Übersehen wir den Zustand von Indien um diese Zeit — in der Pentapotamie nach Abisares' Tode sein Reich nicht einmal erwähnt, nach Porus' Tode fast gar keine bedeutende Macht, Taxiles ohne Zweifel als der, welcher die Fremdlinge ins Land geführt hatte, verachtet und gehaßt, die Macedonier selbst ohne Stütze von Seiten des in sich selbst gespaltenen Reiches und von den Eingeborenen bedrängt und schon theilweise versagt, der König der gangetischen Länder wegen seiner Abkunft, und, wie wir weiter bemerken werden, wegen seines Geizes verhaßt — so bot sich eine Gelegenheit für einen tüchtigen Mann dar, sich ohne zu große Schwierigkeiten zum Herrn von ganz Indien zu erheben, und dem Reiche einen Umfang und einen Glanz zu geben, wie es ihn vielleicht vorher noch nie gehabt hatte. Dieser Mann fand sich in Tschandragupt̃as; allein seine Geschichte ist so ganz und gar dem Mythus anheimgefallen, daß wir wenig mehr aus ihr mit Sicherheit retten können, als die Zeit und die Dauer seiner Regierung, sowie den ungefähren Umfang seines Reiches. Er ist, wie William Jones zuerst entdeckte, derselbe König, welcher von den classischen Schriftstellern des Occidents mit der dem sanskritischen Namen sich am meisten nähernden Form *Σανδρόκυπτος*, dann abweichender *Σανδρόκοττος* ꝛc., genannt wird [23]). Nach Plutarch hatte Tschandragupt̃as als junger Mann Alexander gesehen [24]). Trogus Pompejus bei Justin [25]) schreibt ihm die Befreiung Indiens von Alexander's Präfecten zu, welche getödtet worden seien. Nachdem er aber den Indern die Freiheit von fremder Herrschaft erworben, habe er sie unter seine eigene Sklaverei gebeugt. Er sei von niedriger Herkunft gewesen, aber durch einen göttlichen Wink habe er sich bewogen gefühlt, nach der Herrschaft zu streben; er habe nämlich Alexander den Großen durch freches Betragen beleidigt, sei aber dem ihm darauf bestimmten Tod durch die Flucht entgangen. Von Müdigkeit ergriffen, sei er in Schlaf gesunken; während dessen habe ein Löwe ihm den Schweiß abgeleckt, der ihn kosend verließ, als er aufwachte. Dies gab ihm Hoffnung für eine größere Zukunft; er sammelte Räuber um sich und reizte die Inder zum Aufstande. Auf einem stolzen Elefanten reitend, welcher sich ihm von selbst dargeboten hatte, führte er den Krieg gegen die macedonischen Krieger. In dieser Gestalt mochte die Sage von Tschandragupt̃as ersten Thaten und Schicksalen schon dem Megasthenes, welcher oft an seinen Hof kam [26]), erzählt worden sein. Aus ihr folgt wenigstens, daß der erste Schauplatz derselben in der Pentapotamie war. Dafür entscheiden aber auch einige Einzelnheiten in der Darstellung seiner Geschichte in den indischen Überlieferungen; aber nur Einzelnheiten. Denn ausdrücklich wird hier nichts von seinem Aufenthalt in der Pentapotamie erwähnt. Das findet darin seine Erklärung, daß die Völker dieser Gegend den eigentlichen Indern für Auswürf-

16) Droysen a. a. O. S. 266. *Diod. Sic.* XIX, 14. 17) Droysen a. a. O. S. 289. 18) *Fr. Hamilton*, Genealogies p. 82. 19) *Diod. Sic.* XIX, 33, 34. 20) Vgl. Droysen a. a. O. S. 306. 319. 21) Droysen S. 319. 22) a. a. O. S. 319.

23) Vgl. As. Researches IV, 11.; Schlegel, Ind. Bibl. I, 245.; *Wilkendt* zu *Arrh.* Exp. Alex. V, 6, 2. 24) *Plut.* V. Alex. 62. 25) XV, 4, 12 sq. 26) *Arrh.* Exp. Alex. V, 6, 2. *Strab.* XV, 1. 53, p. 709. *Plut.* V. Alex. 62. *Clem. Alexandr.* Strom. p. 224 (ed. *Sylb.*) und sonst vielfach.

linge galten, weil sie keine Kasteneinrichtung hatten [27]). In den indischen Sagen beschränken sich seine Thaten auf das gangetische Reich. Solcher Einzelnheiten aber, woraus wir schließen können, daß Trogus Pompejus aus im Ganzen gut benachrichtigten Quellen schöpfte, will ich hier zwei erwähnen. Zunächst ist derjenige, welcher nach allen indischen Sagen der Haupthelfer des Tschandraguptas war, ihn auf den Thron hob und befestigte, sein Minister Tschanakja nach den Buddhistischen Annalen, welche älteren Berichten folgen, als die Brahmanischen Quellen, gebürtig aus Takschaçila, Tarila [28]) in der Pentapotamie, womit also auch die Anfänge von Tschandraguptas' Versuchen in dieser Gegend verwiesen werden. Ferner gehörte die Linie der Maurja-Dynastie, wie die von Tschandraguptas sich ableitenden Herrscher genannt wurden [29]), zu der Familie der Çâkja [30]) und deren Stammvater Ikshvâku wird von den Buddhistischen Quellen [31]) und den Puranen [32]) nach Pattalene versetzt. Man lasse sich nicht dadurch irren, daß Ikshvâku von den indischen Chronologen so hoch hinaufgerückt wird; dasselbe geschieht selbst mit Tschandraguptas, Açokas und andern historisch fixirten Personen. So weist auch diese Angabe Tschandraguptas nach der Pentapotamie, und zwar nach Pattalene [33]). Hierzu kommt nun endlich der Name dieser Dynastie. Die indischen Angaben über die Entstehung desselben — von einer Frau Murâ [34]) — oder nach dem Namen der von ihrem Stammvater gegründeten Stadt mura (Umgebung) [35]) — sind aufs Gerathewohl gemacht. Das bisher Gegebene machte es schon wahrscheinlich, daß Tschandraguptas in der Gegend von Pattalene zu suchen sei. Dessen Herrscher zu Alexander's Zeit heißt bei Curtius Môris. Wir haben aber schon mehrfach Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die indischen Herrscher bei den Griechen gewöhnlich nicht durch Eigennamen, sondern nach ihren Ländern bezeichnet werden. Dieses wird also auch mit dem Namen Môris geschehen sein. Nun liegen in der Gegend von Pattalene eine Menge Striche, welche blos aus Sandwüsten ohne Wasser bestehen. Solche Striche heißen aber im Sanskrit maru, von mṛi, sterben, gleichsam todtes Land; ganz ebenso könnten sie, durch Suffix a gebildet, mara heißen. Nun ist es ferner eine bekannte Thatsache, daß insbesondere nach Lippenlauten im Sanskrit ar in ur übergeht; so könnte mura an die Stelle von mara treten, sowie an die von maru wirklich muru tritt (wie der Strich am Indus hieß) [36]) und an diese lehnt sich das nach zendischem Lautgesetz umgewandelte mouru [37]). Von mura würde durch das Suffix ja: maurja gebildet werden können, und hieße: der aus mura Stammende. Ich will diese Vermuthung nicht so weit verfolgen, daß ich daran sogar die Ansicht knüpfte, daß Tschandraguptas selbst ein Abkömmling jenes vor Alexander geflüchteten Môris gewesen sei, obgleich manches aus den indischen Sagen über ihn dafür geltend gemacht werden könnte. Das aber scheint nach allem Bemerkten für sicher angenommen werden zu können, daß Tschandraguptas aus der Pentapotamie stammte. Dadurch wird es alsdann auch wahrscheinlich, daß er hier zuerst auftrat.

Wir sind hier an den Zeitpunkt gekommen, wo sich die indischen historischen Überlieferungen synchronistisch mit denen des gebildeteren Occidents verweben. Schon früher habe ich gelegentlich [38]) gezeigt, daß von diesem Zeitpunkte eine im Allgemeinen sicherere Darstellung der indischen Geschichte in den indischen Quellen selbst beginnt. Es wird also hier der passende Moment sein, einen Augenblick zurückzuschauen und einiges hervorzuheben, welches sich bei genauerer Durchforschung der Quellen, die bis jetzt noch sehr unzugänglich sind, wahrscheinlich zu historischer Glaubwürdigkeit wird erheben lassen, und deswegen bemerkt zu werden verdient.

Der vierten Weltperiode, der Zeit des Verderbnisses, Caliyuga, fällt die eigentlichte Geschichte anheim [39]). Der Anfang dieser Periode ist verschiedentlich angesetzt. Wir wollen nur die Ansetzung der Vâyu-, Vishnu- und Brahmanda-Purâṇâs erwähnen; hiernach begann Caliyuga 1055 Jahre vor Tschandraguptas' Thronbesteigung [40]). Dieser Letztere ist mit der größten Wahrscheinlichkeit 312 v. Chr. zu setzen [41]), sodaß der Anfang des Caliyuga 1367 Jahre v. Chr. fiele [42]). Die mit dem Caliyuga beginnende Geschichte haben wir jetzt theilweise sowol in Buddhistischer als in Brahmanischer Überlieferung. Die von Wilford mitgetheilte Liste aus den Puranen [43]) läßt im Beginne des Caliyuga Dscharasandha über Magadha im südlichen Behar herrschen, welchem in einer Reihe 21 Könige aus seinem Geschlechte folgen. Abweichend beginnt Hamilton die Königsreihe von Magadha mit Sudhanu schon sechs Geschlechter höher, sodaß die Königsreihe aus 28 besteht [44]). Dieselbe Anzahl geben

27) Vgl. die von Lassen in seiner Pentapotamie herausgegebene Episode des Mâha Bhârata I, 5 sq. p. 64 und sonst. 28) Commentar zum *Mahâwanso*, welcher aus der Atthakathâ geschöpft ist, bei *Turnour*, Introduction zum *Mahâwansa* p. XXXIX. 29) So heißt Tschandragupta selbst Kandragupta Maurya in einer Inschrift in Journ. of the A. S. of Bengal. 1838. Apr. p. 341; die Paliform ist Môriya (Turnour a. a. O., und im Mahâwanso oft) und in dieser Form kam der Name dieser Dynastie auch zu den Griechen, wo *Μωρυεῖς οἱ τῶν Ἰνδῶν βασιλεῖς* (*Hesych.* vgl. *Lassen*, Institt. Ling. Pract. p. 247). 30) Turnour a. a. O. 31) Csomas Kőlösi aus tibetischen Quellen im Journ. of the A. S. of Bengal. Mai 1837. p. 349. 32) Bei *Wilford* in As. Researches IX, 219. 33) Bemerken muß ich noch, daß Jed nach Puranen, wie er, ohne genauere Specification seiner Quellen, angibt, Tschandraguptas für einen Abkömmling der Takschakas erklärt; diese Angabe würde ihn, nach dem oben über die Takschakas Bemerkten, ebenfalls wenigstens in die Pentapotamie setzen. 34) Nach dem Vishn'u-Purân'as bei *Wilson*, Theatre of the Hindus. III, 15. 35) In dem erwähnten Commentar zum *Mahâwanso* a. a. O. p. XXXIX.

36) *Wilson* in As. Res. XV, 138. 37) Ritter, Asien. VI, 52 fg. 38) Gött. Gel. Anz. 1839. St. 98—100. S. 969. 39) Über die mythische Chronologie vgl. *Mill*, History of British India I, 133 sq. 40) *Wilford* in As. Res. IX, 87. 41) Vgl. Gött. Gel. Anz. a. a. O., wo jedoch manches zu modificiren (s. S. 67. Anm. 12). 42) Damit stimmt eine Angabe so ziemlich, nach der er 1365 fällt (J. of the A. S. of Bengal. 1838. Mai. 372). 43) In As. Res. IX zu Seite 116; vgl. ebendas. V, zu S. 241. 44) *Hamilton*, Genealogies Tables I Dc sq. und 14 F, wo einiges abweichend; vgl. *Jones*, in As. Res. II, 190 (franz. übers.), wo ebenfalls verschieden.

die Buddhistischen Quellen, die ceylonesischen Annalen [45]), als Könige seit Mahâtammato, welcher Herrscher Indiens im Beginne dieser Weltperiode und selbst eine Incarnation Buddha's war. Der letzte dieser Linie ist nach Brahmanischen Quellen [46]) Ripundschaja, und wird von seinem Minister entsetzt und dieser macht seinen eigenen Sohn zum Könige; dessen Familie herrscht fünf Generationen, 138 Jahre [47]). Der letzte dieser Könige ist Nandivardhana, und wird von Sisunâga getödtet, welcher sich auf den Thron setzt; in zehn Generationen herrscht diese Familie 360 Jahre [48]). Auch hier ist der vorletzte König Nandivardhana genannt. Allein hier weicht die Buddhistische Relation in Hauptdaten ab, während sie in Einzelnheiten übereinstimmt. Seit dem letzten der 28 Könige führt sie eine große Menge Könige auf, welche in verschiedenen Städten Indiens regierten [49]). Der erste König von Magadha, welcher wieder erwähnt wird, ist der Vater des Bimbasâro [50]), welcher in dem Dipawanso und Mahawanso Bhâtijo [51]), in den tibetanischen Quellen Padma-Ch'hen-po heißt [52]). Die letztern berichten von ihm, daß er vom Könige von Anga unterworfen ward. Unter seinen Sohn, welcher diese Oberherrschaft wieder brach und als Herr von Magadha in Rajagaha herrschte, wird die Geburt von Gautama Buddha gesetzt. Er selbst, in den ceylonesischen Quellen Bimbisâro genannt, ist entschieden identisch mit dem Vidhisâra der Brahmanischen Quellen, welcher in ihnen der fünfte König nach Sisunâga und Herrscher von Magadha ist, wie sich daraus ergibt, daß in letztern sein Sohn Adschâtaçatru genannt wird, und ganz ebenso in den tibetanischen [53]) und ceylonesischen (in letztern in der Paliform Ajâtasattu) [54]) Quellen. Allein der Buddhistische Bimbasâra ist nicht, wie der Brahmanische, aus der Linie des Sisunâga, sondern geht dieser vorher. Hier lautet die Geschichte von ihm an so [55]): Bimbisâro regierte 52 Jahre; ihm folgt sein Sohn und Mörder, Ajâtasattu, welcher 32 Jahre regiert; im achten Jahre seiner Regierung starb Gautama Buddha, und wird das erste Buddhistische Concilium in Râjagâha (im Sanskrit Râg'agriha. jetzt Rajmahal) gehalten. Ihm folgt sein Sohn und Mörder, Udâjibhaddako, welcher 16 Jahre regiert; diesem sein Sohn und Mörder, Anuruddhako; diesem sein Sohn und Mörder, Mundo, beide zusammen herrschen acht Jahre. Diesem sein Sohn und Mörder, Nâgadâsako, der 24 Jahre regierte. Damit war aber die Geduld des Volkes in der Hauptstadt erschöpft; es setzte diesen letzten Nachkommen der vatermörderischen Familie ab, und ernannte dessen weisen Minister Susunâgo, augenscheinlich identisch mit dem Brahmanischen Çiçunâgo, welcher schon erwähnt ist, an dessen Stelle. Beide Quellen weichen also auf das Bedeutendste in Beziehung auf Sisunâgo ab, stimmen dagegen in den beiden schon erwähnten Namen überein, und höchst wahrscheinlich in der Anzahl der Generationen (zehn) dieses Hauses; denn Bimbisâro war, da er mit Vidhisâro identisch ist, der fünfte Herrscher, und auf ihn folgen noch fünf. Ehe wir unsere Meinung über diese Verschiedenheit und Übereinstimmung aussprechen, müssen wir die Reihe noch weiter verfolgen.

Susunâgo regiert nach den Buddhistischen Quellen 18 Jahre; ihm folgt sein Sohn Kalasoko, welcher 20 Jahre regierte. Hier muß ich zunächst wieder auf ein sehr ungefüges Zusammentreffen mit den Brahmanischen Quellen aufmerksam machen. Nämlich in diesen heißt der Sohn von Sisunâgo, welcher aber, wie bemerkt, dort vor Bimbasâra regiert, während er hier ihm, durch mehre Geschlechter getrennt, folgt, mit sehr ähnlichem Namen Kalavarna [56]). Da die indischen Könige mehre Namen führen und deren Compositionstheile oft wechseln (vergl. z. B. Açokavardhana und Dharmâçoka, wie einer der folgenden Könige heißt), so ist es nichts weniger als eine gewagte Vermuthung, wenn wir Kalavarna und Kalasoko für identisch erklären. Unter Kalasoko wurde nach Buddhistischen Quellen das zweite Buddhistische Concilium gehalten, 100 Jahre nach dem Tode des Buddha [57]). Von Susunâgo heißt es nun in der Atthakatha [58]), der Hauptquelle der Buddhistischen Darstellung, daß er der Sohn einer Aufseherin der öffentlichen Mädchen war, und gezeugt von einem Radscha aus der Familie der Litschavi von Vesali (im Sanskrit vaiçâla, ein kleines Reich an dem Nordufer des Ganges [59]). In Vesali wurde das erwähnte zweite Concil gehalten, und diese Stadt war noch unter Kalasoko Hauptstadt des Reiches [60]), und wird mit Allahabad identificirt. Eine ähnliche Abstammung, wie sie hier dem Susunâgo zugeschrieben wird, geben dieselben Buddhistischen Quellen einem Nachfolger des Kalasoko. Dieser hatte nach ihnen [61]) zehn Söhne. Der älteste von ihnen war von mütterlicher Seite aus einer niedrigern Kaste. Die übrigen neun hießen die neun Nandas und regierten zuerst zusammen, während jener, gewissermaßen illegitime, Bruder in einer der Provinzen wohnte. Diese gemeinschaftliche Regierung dauerte 22 Jahre. Während dieser Zeit geschah es, daß ein Räuberhauptmann das Reich durchplünderte. Bei Gelegenheit der Plünderung einer Stadt machte er jenen zehnten Sohn des Kalasoko zum Gefangenen. Dieser ergriff das Räuberhandwerk, wurde nach dem Tode des Hauptmanns an dessen Stelle gewählt, nannte sich seit dieser Zeit Nando und eroberte das Reich seines Vaters; nachdem er die damalige Hauptstadt desselben, Pâtaliputra (der Griechen Palimbothra, im Pali Patliputta), eingenommen hatte, regierte er nur noch kurze Zeit. Ihm folgten seine neun Brüder, die neun Nandâs, der Reihe nach, und regier-

45) *Mahâwanso* p. 8. *Dipawanso* in Journ. in the Asiatic Soc. of Bengal. 1838. Nov. p. 925. 46) Vgl. Wilson a. a. O. und Hamilton Taf. 8 und 16 B. 47) Nach Hamilton, abweichend Wilford a. a. O. Vgl. auch Wilson a. a. O. 191. 48) Nach Hamilton, anders Wilford. 49) *Dipawanso* a. a. O. 50) Vgl. As. Res. XX, 46. 51) *Mahâw.* p. 10. 52) In As. Res. XX, 46. 53) a. a. O. S. 84. 54) *Mahâwanso* p. 10. 55) Ebend. a. a. O. u. S. 15 fg.

56) Wilford, Wilson, Hamilton a. d. a. OO. 57) *Mahâwanso* ch. IV sq. 58) Vgl. *Turnour*, *Mahâwanso*, Introduction. p. XXXVII. 59) Vgl. *Hamilton*, Geneal. Tabl. p. 51. 60) Vgl. *Turnour* in Journ. in the As. Soc. of Bengal. 1837. July. p. 505. 61) Vgl. Commentar zum *Mahâwanso* in Introd p. XXXVIII. und Text S. 21.

ten ebenfalls im Ganzen 22 Jahre. Die Brahmanischen Quellen weichen wiederum theilweise hiervon ab, theilweise stimmen sie damit überein. Wir haben schon bemerkt, daß der vorletzte der Saisunâgâs, Nandavardhana, der zweite dieses Namens, hieß. Sein Sohn heißt Mahânandi. Diese zehn Generationen sollen, um zwei Jahre von der frühern Angabe abweichend, 362 Jahre regiert haben [62]). Mahânandi verbindet sich mit einer Sklavin aus niedriger Kaste — wie der Kalasoka der Buddhistischen Quellen — einer Sudra [63]). Sein Sohn aus dieser Ehe heißt im Bhagavata-Purâna Mahâpadma-pati Nanda [64]), also mit dem Hauptnamen grade, wie jener ebenfalls illegitimer Sohn der Buddhistischen Quellen. Ein anderer Name desselben ist Mahâbali [65]). Er ist wegen seiner Abstammung verachtet, richtet viele der deswegen rebellirenden Kschatrijas hin und setzt Sudras an ihre Stelle; er ist ein mächtiger, aber geizіger Fürst; er bringt die ganze Erde, das heißt ganz Indien, unter seinem Scepter. Mit ihm hört die Kschatrija-Linie der Könige auf, denn von da sind alle Sudras [66]). Auf ihn folgen seine neun Söhne, die neun Nandâs [67]). An zwei andern Stellen des Vishnu und Bhagavat Purâna, wo deutlich von demselben Mahapadma Nanda die Rede ist, heißt er Vicvapsphürg'i Purang'aja und Vicvapsphat'ika [68]). Hier heißt es von ihm, daß er andere Kasten einsetzen werde; er werde die Kaivarta, Jadu, Pulinda (ein barbarisches Volk in Indien, in den nordwestlichen Theilen des Vindhja) [69]) und Brahmana feststellen, und nach Ausrottung der Kschattriyâs würden die neun Nandâs [70]) herrschen u. s. w. Richtiger läßt die Stelle des Bhagavata-Pur. ihn das Land unbrahmanisch machen [71]) und statt der Kaivarta werden, vielleicht synonymisch, die Madrakâs (im Penjab) genannt. An einer andern Stelle in den Puranen [72]) wird Vicvapsphürg'is nicht wie hier, Purang'aja, sondern Nipung'aja genannt [73]); dadurch wird man an den Nipung'aja erinnert, mit welchem G'arasandha's Linie schließt. Was jedoch von diesem erzählt wird, ist identisch mit dem von Nanda Berichteten. Mahâpadma Nanda mit seinen neun (oder acht) Söhnen regiert 100 Jahre nach Brahmanischen Angaben [74]). Allein nach andern, ebenfalls den Puranen entlehnten, Angaben hat Mahabali (der Mahâpadma Nanda in den, andern Brahmanischen Quellen, entlehnten Angaben und der Nando der Buddhistischen Quellen) 28 Jahre regiert, und seine Söhne zusammen 12 Jahre [75]), also beide zusammen 40 Jahre. Das weicht nur um vier Jahre von der Buddhistischen Angabe über die Regierungsdauer der zehn Nandâs ab. Nach den Nandâs wird durch eine Revolution Tschandraguptas, insbesondere durch Hilfe des Tschanakjas, auf den Thron gehoben. Darin stimmen Brahmanische und Buddhistische Quellen überein [76]).

Ich habe schon auf mehre Eigenthümlichkeiten im Zusammentreffen und Abweichen der Buddhistischen und Brahmanischen Quellen aufmerksam gemacht; nur noch folgende drei hebe ich hervor, um alsdann vermuthungsweise die ganze Königsreihe anzuordnen. 1) Die Brahmanischen Quellen haben drei gegen das Ende von Dynastien eintretende Nandâs; denn daß Nandivardhana und Nanda identisch ist, zeigt der Name des Açoka, welcher in den Brahmanischen Quellen Açôkavardhana heißt; 2) die Buddhistischen Quellen kennen nur die zehn Nandâs, welche dem Tschandraguptas vorhergehen. Ich schließe aus diesen beiden Momenten, daß die Brahmanen die Königslisten willkürlich vermehrt haben. 3) Die Buddhistischen Quellen geben uns für die herrschenden Geschlechter die Residenzen an, für die ersten 28 seit Beginn der Kalpa drei verschiedene [77]). Für Bhâtivo und Bimbisâro, sowie dessen Nachfolger erscheint dann Râjagriha als Residenz. Für Susunâgo und Kalasoko Vaiçâla; für die Nandâs Pâtaliputra. Ich schließe daraus, vermuthungsweise natürlich, daß die Dynastien dieser Staaten hier als Herrscher von Magadha aufgezählt sind, weil sie eine gewisse Präponderanz in Indien erhalten hatten. Daß aber das eigentliche Reich von Magadha erst mit den Nandâs beginne und zwar mit dem Mahabali oder Mahâpadma Nanda der Brahmanischen Quellen. Denn die Nandâs erst residiren in Pâtaliputra, der eigentlichen Hauptstadt von Magadha [78]).

Bei der Zusammenordnung dieser Königsreihen lege ich das meiste Gewicht auf die Buddhistischen Angaben, weil sie meiner oben [79]) ausgesprochenen Überzeugung nach aus ältern und minder verderbten Quellen, als die Brahmanischen, geflossen sind. Die Zukunft wird hier ohne allen Zweifel bald vieles sicherer erkennen lassen. Die ersten 28 Könige [80]) übergehe ich als rein mythisch, wenigstens nach der jetzigen Lage der indischen Geschichte.

Buddhistische Darstellung:	Brahmanische Darstellung:
Dynastie von Râg'agriha bis Bhâtivo in Abhängigkeit vom Könige von Anga (dem eigentlichen Bengalen) [81]).	

62) *Vishnu-Purân.* bei *Wils.* in Specimens of the Theatre of the Hindus. III. p. 14. 63) Nach *Bhagav.* und *Vishnu-Purân.* a. a. O. 64) Bei *Wilford* in As. Res. IX, 37. 65) a. a. O. 66) Vgl. die Stellen bei *Wilson*, Spec. of the Theatre a. a. O. *Hamilton*, Geneal. Tabl. 8 Be. 67) So erzählt sich aus *Bhagav. Pur.* bei *Wilf.* As. Res. V, 268. Bei Hamilton (Geneal.) hat er nur acht Söhne. 68) Die Stellen finden sich in Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. Jan. p. 10. 69) *Ptolem.* p. 172. (ed. *P. Mont.*) und *Wilson*, Sanser. Dict. unter *Pulinda*, sowie *Wilf.* As. Res. VIII, 342 und sonst. 70) So ist in dieser Stelle (Journ. of the As. Soc. of Beng. a. a. O. p. 10) für nâgâs zu lesen. 71) Beide Stellen sind a. a. O. nicht ganz richtig abgedruckt; ich mag nicht emendiren, da gute Handschriften gewiß das Richtige enthalten. 72) Vgl. *Wilf.* As. Res. IX, 62. 73) Vgl. jedoch die Andeutung aus den Scholien zum *Bhagav. Pur.* in Journ. of the As. Soc. of Beng. a. a. O. p. 16. 74) *Vishnu* und *Bhagav. Pur.* bei *Wils.* Theatre of the Hindus. III, 14. *Hamilton*, Geneal. Tabl. 8. 16.

75) Bei *Wilford*, As. Res. IX, 187. 76) Hamilton (Geneal.) läßt ihm einen König Dacaratbas vorhergehen; warum, wird sich weiterhin zeigen. 77) *Mahâwanso* p. 8; für die Nachkommen des Jtshwâku 19 nach tibetanischen Quellen bei Ksoma Körösi in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1833. Aug. (abgedruckt in *Turnour*, Introd. zu *Mahâw.* XXXV). 78) Vgl. Foë Koue Ki p. 253 und Noten p. 256. 79) Vorbemerkung S. 16. 80) Die Atthakatha kennt, um diese noch beiläufig zu bemerken, nur 27 (*Turnour*, *Mahâw.* Introd. XXXV). 81) *Wilson*, Sanser. Dict. unter *Anga*.

1) Bimbisâro (im Sanskrit Vimbasâra), Sohn des Bhâtipo, gibt seinem Reiche die Präponderanz; herrscht 52 Jahre.	Vidhisâro, fälschlich unter die Saisunâgâs versetzt [82]), regiert 28 Jahre.
2) Ajatasattu (im Sanskrit Ag'âtaçatru) herrscht 32 Jahre.	Ag'âtaçatro herrscht nach einer Angabe 35, nach zwei andern 25 Jahre.
3) Udâyibhaddako 16 Jahre 4) Anuruddhako } 8 Jahre 5) Mundo 6) Nâgadâsako 24 Jahre	keine Übereinstimmung.

Diese Dynastie herrscht zusammen 132 Jahre. Wenn man die beiden Könige 4 und 5, deren Regierung zusammengezählt wird, der Buddhistischen Angabe entgegen für Brüder und für eine Generation rechnen darf, so herrschten aus dieser Dynastie von Bimbisâro an fünf Generationen, grade so viel, als die Brahmanischen Angaben der Dynastie Sunaka (welche der des Sisunâga vorhergeht) geben; auch stimmen alsdann die Regierungsjahre, welche nach der allgemeinen Angabe der Brahmanischen Quellen 138 betragen sollen [83]), also nur um sechs differiren. Daß aber Vidhisâra und Ag'âtaçatru mit Unrecht zu den Saisunâgâs gezählt werden, ist schon bemerkt; sie scheinen schon darum eher in die frühere Dynastie der Sunaka zu gehören.

Dynastie der Lik'th'avi [84]) von Vaiçâla:	Sisunâga [85]).
Susunâgo, regiert 18 Jahre	Kalavarna (bei Hamilton), Cacavarna (bei Jones und Wilford).
Kalasôko, regiert 28 Jahre	Noch neun Könige, denen 360 Jahre gegeben werden [86]).
Diese regieren zusammen 46 Jahre.	
Dynastie der Nandâs von Magadha zu Pâtaliputra:	Nach der einen Darstellung:
Nanda 22 Jahre,	Mahânanda 28 Jahre,
neun Nandâs 22 Jahre,	die neun Nandâs 12 Jahre,
zusammen 44 Jahre [87]).	zusammen 40 Jahre.

Es würde zu weit führen, hier alle Momente hervorzuheben und genauer zu erörtern, welche die eben gegebene Darstellung wahrscheinlicher machen. Wenn man aber dieser hypothetischen Anordnung einige Autorität einräumen will, so erhalten wir etwas mehr Sicherheit in der indischen Geschichte bis etwa 534 v. Chr. Weiterhin wird sich nämlich ergeben, daß höchster Wahrscheinlichkeit nach Tschandraguptas den Thron von Pâtaliputra im J. 312 v. Chr. bestieg. Dazu die 44 oder nach Brahmanischen Quellen 40 Jahre für die Nandâs bringt uns zu 356 oder 352 v. Chr. Die 46 der Lik'th'avi oder Saisunâgâs führt bis 402 oder 398 v. Chr. Endlich die 132 oder 138 der Sunakâs oder Dynastie von Râg'agriha bringen uns bis 534 oder 536 v. Chr. Bemerkenswerth wäre auch das Vorschreiten der präponderirenden Dynastien von Osten nach Westen zu.

Wir wenden uns zu der dem Tschandraguptas zunächst vorhergehenden Dynastie der Nandâs zurück. In Beziehung auf diese scheinen die Buddhistischen Quellen in größerer Verwirrung gewesen zu sein [88]). Nehmen wir daher die angeführte Angabe der Brahmanischen Quellen zu Hilfe, so regierten, Tschandraguptas' Regierungsanfang auf 312 v. Chr. gesetzt, die neun Nandâs von 324 v. Chr. bis 312 und Mahapadma Nanda von 352 v. Chr. bis 324. Seine Regierung fällt also in die Zeit, wo Alexander seinen Eroberungszug machte, und es läßt sich gar nicht verkennen, daß das, was von ihm erzählt wird, mit demjenigen, was Alexander über den damaligen König der gangetischen Lande (Anugangam, oder Magadha im weitern Sinne) [89]) mitgetheilt ward [90]), fast ganz übereinstimmt. Danach hätte die Dynastie der Nandâs unter Mahapadma-Nanda das indische Reich bis etwa zu der Sarasvati hin besessen, ohne, wie die Geschichte des indischen Feldzuges zeigt, den geringsten Einfluß auf die Pankanadâs, die Einwohner der Pentapotamie, zu haben. Nach Osten hin mochte es bis zu den Grenzen des frühern Anga (Bengalen) reichen; denn wie in Assen gewöhnlich, nahm die neue Dynastie die Länder der alten in sich auf [91]). Wie weit es nach Süden und Südwesten ging, läßt sich natürlich nicht genauer bestimmen. Guzerate mit den nahe liegenden Küstenstrichen (Surâshtra) gehörte wol nicht dazu, denn daselbst herrschte bis Tschandraguptas eine eigene Königsfamilie mit dem Titel: Râg'â Mahâkshatrapas, König und Großsatrap [92]).

Die Sagen über Tschandraguptas' Thronbesteigung erlaube ich mir nur ganz kurz zu berühren. Die Buddhistischen Quellen erzählen [93]), daß der letzte der neun Nandâs wegen seines Geizes Dhana-Nanda, der Schätze-Nanda, hieß. Dieser hatte einen Brahmanen Tschanakja (auch Vischnu-Gupta Kautilja [der Krumme] und Vatsajana in Brahmanischen Quellen genannt) [94])

82) Ein ganz entschiedenes Beispiel dieser Art Versetzungen in den Brahmanischen Quellen wird sich uns weiterhin bei Daçaratha zeigen. 83) *Hamilton*, Geneal. a. a. O. *Jones* a. a. O. 191. Andere Zahlen gibt die specielle Darstellung bei *Wilford*, As. Res. IX, Tabelle der Könige von Magadha zu S. 116. 84) Diese blühte noch etwa im 3. oder 4. Jahrh. v. Chr. ebenfalls in Vaiçâla. Vgl. Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1837. Jan. p. 8 und sonst. 85) Vgl. *Hamilton*, *Jones* und *Wilford*, As. Res. V, Tafel zu S. 241; fast ganz abweichend ist *Wilford*, As. Res. IX, Taf. zu S. 116. 86) Bei Hamilton, Jones; anders Wilford IX, a. a. O. 87) Ganz sonderbar, aber, wie die Folge der Darstellung bis zu König Asoka zeigt, entschieden falsch,

sind die chronologischen Darstellungen der tibetanischen, mongolischen u. s. w. Quellen, welche aus den Buddhistischen Darstellungen von Nordindien entlehnt sind. (Vgl. Foë Kouë Ki p. 228 sq.)

88) *Turnour*, *Mahaw.* Introd. p. XXXVIII. 89) Vgl. *Wilford*, As. Res. IX, 33. 90) Vgl. oben S. 53. 54. 91) Vgl. jedoch auch Foë Kouë Ki, p. 229. 92) Vgl. die Inschrift in Journ. of the As. Soc. of Bengal. 1838. April, p. 334 sq. 93) *Mahâw.* Introd. p. XXXIX sq. 94) Bei *Wilford*, As. Res. V, 263.

gröblich beleidigt. Er versteckt sich in dem Palast und gewinnt den Prinzen Pabbato (im Sanskrit Parvata, der Parvataka. Bergfürst, in den Sanskritschriften) [95], der ihm zur Flucht verhilft. Er brütet Rache und sucht nach einem, den er an Dhana-Nandâ's Stelle auf den Thron erheben könne. Da begegnet ihm Tschandraguptas; dessen Mutter war die Gemahlin des Königs von Maurjanagara (Maurja-Stadt); ihres Mannes Reich war von einem mächtigen König (ist hier Alexander der Große gemeint?) [96]) erobert; der König selbst war getödtet; die Frau schwanger nach Pâtaliputra geflohen. Hier gebar sie heimlich den Tschandraguptas; sie hatte ihn ausgesetzt, aber ein Hirt fand und erzog ihn. Als er größer war, nahm ihn ein Jäger zu sich. Als Tschanakjas ihn fand, spielte er mit mehren Knaben das Königsspiel. Er saß als König zu Gericht; Angeklagte wurden vorgeführt; er verurtheilte sie, Hände und Füße zu verlieren. Als seine Spielkameraden antworteten, „wir haben keine Arte," befahl er, solche zusammenzusetzen, indem sie Ziegenhörner zur Schärfe und Stöcke zum Handgriffe gebrauchten. Indem sie nun zuschlugen, gingen Hand und Fuß ab. Dann rief Tschandraguptas, „sie sollen sich wieder vereinigen," und sogleich kehrten diese Glieder an ihre Stelle zurück. Als Tschanakjas dieses sah, nahm er Tschandraguptas zu sich und entdeckte, daß er ein Maurja sei. Ihm sowol, als den Prinzen Pabbato, investirte er mit der wollenen Binde. Aus ihren Träumen erkannte Tschanakjas, daß nicht Pabbato, sondern Tschandraguptas bestimmt sei, bald die Herrschaft über ganz Indien zu erlangen. Um seiner Sache aber gewisser zu sein, wählte er folgendes Mittel. Mitten in der Nacht erweckte er Pabbato, gab ihm ein Schwert und befahl ihm, das Band zu bringen, welches Tschandraguptas trug, aber ohne es aufzulösen oder abzuschneiden. Pabbato kehrte unverrichteter Sache zurück. In der folgenden Nacht gab er Tschandraguptas den Befehl, dasselbe bei Pabbato zu thun. Dieser sah schnell, daß er den Befehl nur dann auszuführen im Stande sei, wenn er Pabbato den Kopf abschlüge. Dies that er und brachte die Schnur. Tschanakjas empfing sie schweigend. Nachdem Tschandraguptas die Mannbarkeit erreicht und zu seiner hohen Bestimmung hinlänglich gebildet zu sein schien, begann Tschanakjas die Empörung. Zuerst, als sie mitten im Reiche versucht ward, mislang sie. Zum zweiten Male begann er seinen Kriegszug von der Grenze an, eroberte Stadt für Stadt, befestigte sich in den eroberten Punkten und gelangte auf diese Weise endlich zum Besitze der Hauptstadt Pâtaliputra und des ganzen Reiches.

Abweichend ist in vielen Einzelnheiten die Brahmanische Sage; wir begnügen uns, die Grundzüge derselben nach der dramatischen Behandlung im Mudrarakschasa zu geben [97]). Hiernach ist Tschandraguptas, auch Wrischalas (d. h. Sudra) genannt, aus der Familie des vorhergegangenen Nanda [98]); nach dem Wischnu-Purana ein Sohn desselben von der Murâ [99]), Bruder der Übrigen neun Nandâs, sodaß auf ihn dieselben Sagen übertragen werden, welche die Buddhistischen Quellen von dem illegitimen Sohne des Kalasoko, dem Nanda, der mit den Mahapadma-Nanda der Puranen identisch ist, darboten. Die Buddhistischen Quellen überliefern in Beziehung auf Tschandraguptas ohne Zweifel das Richtige, insofern sie ihn ganz von der Familie der Nandâs trennen. Die Verbindung mit derselben in der Brahmanischen Darstellung beruht auf einem fast mythischen Bestreben, Königsdynastien, welche auf einander folgen, in verwandtschaftliche Verbindung zu bringen, um dadurch gleichsam die eingedrungene Dynastie legitim zu machen. Dagegen scheint in den Buddhistischen Annalen eine Verdoppelung der Sagen von Tschandraguptas statt zu finden, insofern sie jenen Nanda, den Sohn des Kalasoko, auf ziemlich ähnliche Weise, wie Tschandraguptas (insbesondere nach Justin's Darstellung), zum Throne gelangen lassen. In dem angeführten Drama heißt Tschandraguptas ein niedriggeborener, kastenloser [1]). Nanda hat, wie in der Buddhistischen Darstellung den Tschanakjas, welcher im Wischnu-Purana sein Minister genannt wird [2]), beleidigt, und dieser ihn deswegen vom Throne gestoßen. Tschandraguptas war Mitwisser des Complots [3]). Nanda war verhaßt wegen seines Geizes [4]). Tschanakjas hatte ein Bündniß zwischen dem Bergkönige (Parvatêçvara, dem König von Nepal) [5]) und Tschandraguptas zu Stande gebracht; sie führen zusammen ein Heer von Çâkâs (Scythen), Yavanâs (Griechen), Bergbewohnern und Kâmbôg'âs (westlich vom Indus) und Persern gegen Pâtaliputra. Auf diese Völkeraufzählung hat man nicht das Geringste zu geben; sie ist bei Aufzählung einer großen und tapfern Kriegsmacht in den indischen Gedichten stereotyp [6]). Dem Bergkönige war die Hälfte des Reiches versprochen; allein Tschanakjas wußte zu bewirken, daß er umkam; ebenso auch dessen Bruder Vairodhaka, welcher an seiner Stelle Mitkönig geworden war [7]). Dadurch wird aber der Sohn des Bergkönigs gegen Tschandraguptas aufgereizt; er führt ein Heer von Khaçâs (aus Nepal), Truppen aus Magadha, Gandhârâs (westlich und östlich vom Indus), Yavanâs, Kirâtâs, Çâkâs, Krieger aus Kêdi (jetzt Chandail) und Hûnâs gegen Pâtaliputra [8]). Auch auf diese Aufzählung ist nichts zu geben. Tschanakja weiß dieses Heer durch Ränke ohne Schwertstreich aufzulösen und

95) z. B. in dem Drama Mudrârakshasa, wo der Parvataka jedoch eine andere Rolle spielt. 96) Vgl. *Wilford*, As. Res. V, 264. IX, 94 sq. 97) Vgl. *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hind. III, wo sich auch andere Darstellungen finden, z. B. aus der Vrihat-Kathâ, welche jetzt auch im Original in der Brockhaus'schen Ausgabe nachgesehen werden kann. 98) a. a. O. III, 98. 99) a. a. O. 15. *Wilford*, As. Res. V, 263.

1) *Wilson*, Spec. III, 60. 2) *Wilford*, As. Res. V, 263. 3) *Wilson* a. a. O. S. 104 und sonst. 4) a. a. O. S. 52 und sonst. 5) *Wilford* a. a. O. V, 266; es könnte sonst nur ein König von Kaschmir sein; dieser wird aber besonders erwähnt (*Wilson* a. a. O. S. 48). Jener heißt auch König der Kirâtâs (a. a. O. S. 64) und dies sind insbesondere Bewohner von Nepal (s. oben S. 9). 6) So im Râmâjan, z. B. I. 54, 20 und sonst; im Mahâbhar. (vgl. *Wilson* in As. Res. XV, 103); im Raghuvança, Harivança vielfach. 7) *Wilson*, Specim. III, 66. 8) a. a. O. S. 122.

durch seine Versöhnung mit dem Minister der früheren Dynastie Tschandraguptas auf dem Throne zu befestigen.

Die Gestalt, welche Tschandraguptas' Gelangung zum Throne in diesen Sagen angenommen hat, ist augenscheinlich der Art, daß sich weniges mit Sicherheit daraus entnehmen läßt. Wir mögen als Thatsache am ehesten hinstellen, daß Tschandraguptas irgend ein Sprößling einer der kleinen, aus der Pentapotamie vor Alexander geflüchteten, Fürsten war, daß er die günstige Gelegenheit benutzte, welche sich etwa gegen 317 v. Chr. bot, sich zunächst zum Herrn der Pentapotamie zu erheben und von da einen Zug gegen die gangetischen Lande unternahm, welcher ihm ebenfalls gelang.

Justin setzt den Anfang der Regierungszeit ungefähr in dieselbe Zeit mit der Hebung der Seleucidenmacht [9]; diese Erhebung rechnete er ohne allen Zweifel von der Seleuciden-Ära an (312 v. Chr.), und wir irren also schwerlich, wenn wir schon deswegen Tschandraguptas' Regierungsanfang in dieselbe Zeit setzen. Mit Tschandraguptas' Regierungsanfang ist aber ferner Tschanakja's Zorn zu Ende und die Inder haben eine Ära, welche von der Sühnung des Tschanakja an beginnt, und also wol mit demselben Jahre, in welchem Tschandraguptas den Thron bestieg. Den Anfang dieser Ära setzt Wilford, auf manche Synchronismen gestützt, gerade in das J. 312 v. Chr. [10]. Wir werden daher schwerlich irren, wenn wir mit dem Anhange zum Agni-Purana [11] dieses Jahr als das erste von Tschandraguptas' Thronbesteigung nehmen. Auf jeden Fall könnte sich der Irrthum nur innerhalb von zehn Jahren bewegen [12]. Überaus auffallend wäre übrigens, wenn der Anfang dieser Ära ganz gesichert wäre, sein Zusammentreffen mit dem der Seleucidischen um so mehr, da auch die Fürsten, auf die sie sich beziehen, in innige Verbindung mit einander kamen.

Denn nachdem sich Seleucus, wahrscheinlich durch einen Sieg und darauf folgenden Friedensschluß, im Besitze seiner Satrapie gesichert (etwa gegen 310 v. Chr.) [13], wendete er seine Blicke gegen den Orient. In Indien ward durch das Auftreten Tschandraguptas' der macedonische Einfluß vollständig beendet. Das Reich Magadha, im weitern Sinne bei den Griechen das der Prasier (prâk'ja, das Ostreich) genannt, welches vom Indus im Westen (dies- und jenseit desselben) [14], bis zum bengalischen Meerbusen und den Mündungen des Ganges im Osten reichte, im Norden die Himalayagebirge und im Süden wahrscheinlich den Vindhja zur Grenze hatte, nahm etwas mehr als den ganzen Umfang von Arjavârta [15] ein. Den Umfang, welchen das indische Kaiserreich vor Tschandraguptas' Erweiterung desselben nach Nordwesten hatte, scheint mir der Name madhjadêça (Mittelreich) zu bezeichnen. Dieses hatte nördlich und südlich dieselben Grenzen wie Arjavârta, allein westlich reichte es nur bis zur Wüste zwischen dem Ganges und Sutlluj, und östlich nur bis Allahabad [16]. Tschandraguptas besaß auch die Halbinsel Gujerate [17]; ob aber erst er, oder schon sein Vorgänger sie dem indischen Kaiserreiche einverleibt hatte, ist ungewiß. Daß Tschandraguptas große Eroberungen in Indien gemacht habe, und zwar mit einem Heere von 600,000 Mann, überliefern glaubwürdige Nachrichten [18]. Diese drohende Macht nun glaubte Seleucus in bestimmte Grenzen zurückweisen zu müssen. Über die Zeit seiner Heerfahrt können wir nur so viel bestimmen, daß sie nicht gar lange vor 302 v. Chr. gefallen sein müsse. Denn von hier aus zog er zum großen Kriege gegen Antigonus [19]. Die Begebenheiten seines indischen Feldzuges betreffend, so folgerte man — und so auch Lassen — aus der Stelle des Plinius [20], wo nach Aufzählung der Stationen bis zum Hyphasis hinzugefügt wird: reliqua inde Seleuco Nicatori peragrata sunt, und dann die Stationen bis zur Mündung des Ganges angegeben werden, daß Seleucus seinen Feldzug bis hierher ausgedehnt habe. Lassen [21] führt dafür noch die Stelle aus dem Drama mudrârakshshasa an, wo in dem gegen Tschandraguptas vereinigten Heere Javanâs aufgezählt werden, und glaubt, daß dies die Griechen des Seleucus seien. Gegen diese vielfach für ganz unzweifelhaft aufgestellte Annahme sprechen aber mehre sehr entscheidende Gründe. Was zunächst die Erwähnung des Javanâs im Drama betrifft, so widerräth schon, abgesehen von allen andern Momenten, die die Autorität eines Drama's für historische Facta infringiren, die so sehr späte Abfassung desselben (etwa im 12. Jahrh. n. Chr.) [22], Gewicht darauf zu legen; früherhin wurde auch schon die stereotype Anführung von Javanâs in indischen Gedichten bemerkt. Von höherer Wichtigkeit würde Plinius' Angabe sein. Allein wie wäre es gekommen, daß diese so bedeutende Herrschaft sonst Niemand auch nur andeutet?

9) *Justin.* XV, 4. 20. 10) *Wilford* in As. Res. IX, 87. 96. 138. 150. 167. 175. Wilford hatte gute Quellen (die Purân'as) vor Augen; leider sind sie selten gut benutzt; höchst wünschenswerth wären wörtliche Übersetzungen oder Mittheilungen des Originals aus den geschichtlichen Theilen der Purân'as. 11) As. Res. IX, 172. 12) An einem andern Orte (G. G. A. 1839. St. 98—100) habe ich früher mit viel größerer Sicherheit den Anfang der Regierung des Tschandraguptas entweder auf 312 oder 311 feststellen zu können geglaubt. Dieses Resultat muß ich jetzt aufgeben; es beruhte auf den Jahreszahlen, welche der Mahâwanso für die Regenten der indischen Könige gibt, und da finden sich irrig für Tschandraguptas 34 statt 24 Jahre (vgl. S. 69. Anm. 51). Danach wäre auch oben (S. 36, Sp. A, Z. 1 v. u.) für 463 zu schreiben 487 (vgl. Asokas weiterhin). Über Tschandraguptas findet man fast in allen Behandlungen indischer Geschichte und Alterthümer Einiges; außer den schon beiläufig erwähnten Schriften verweise ich noch auf Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients S. 142. Dessen Vermuthung, daß Tschandraguptas ein Buddhist gewesen sei, wird jedoch schon dadurch sehr zweifelhaft, daß ihn ein Brahmane auf den Thron hob. Auch findet Megasthenes die Brahmanen als herrschende Kaste an seinem Hofe (*Strab.* XV, 1, 59, 60 p. 712). Vgl. auch Mill (History of British Ind. II, 208), Herren (Ideen 271). 13) Droysen, Geschichte der Nachfolger Alexander's S. 400.

14) *App.* Syr. 55. *Lassen*, Pent. p. 43. 15) Mânavadharmaç. II, 22. vgl. die Inschrift des Samudra-Gupta in Journ. of Beng. 1837. Nov. p. 972 fg. 16) a. a. O. S. 21. 17) Wie die Inschrift in J. of the A. S. of Beng. 1838. Apr. p. 338 zeigt. 18) *Plut.* Vit. Alex. 62. 19) *Justin.* XV, 4. 21. Droysen a. a. O. S. 519 fg. 20) H. N. VI, 21 (17). 21) *Lassen*, Pent. p. 61. 22) *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hind. III, 2.

Warum erwähnt sie Strabon nicht, der doch sonst alles für indische Geographie Wichtige so sorgsam zusammensucht? Ja es finden sich Stellen genug bei ihm, wo er sie hätte erwähnen müssen; so z. B., wo er nach dem Einfall des Alexander den des Eukradites nennt[23]), wo er diejenigen griechischen Könige bemerkt, welche am weitesten in Indien vorgedrungen seien[24]), und als letztes östliches Ziel die Jamunâ angibt[25]). Strabon kennt nur die Vermessungen bis Palimbothra, und diese, wie er selbst angibt, nur, weil bis dahin die Königsstraße geht und vermessen sei. Von da an weiter bis zu den Mündungen des Ganges gebe es nur Vermuthungen[26]) — und doch gehört bei Plinius auch diese Strecke zu den Seleuco peragratis. An einer andern Stelle[27]) wird ausdrücklich nur der Theil Indiens als bekannter angegeben, welcher westlich vom Hyphasis liegt, *καὶ εἴ τινα προσαπόρρησιν οἱ μετ' ἐκεῖνον περαιτέρω τοῦ Ὑπάνιος* (l. Ὑφάσιος) *προελθόντες μέχρι τοῦ Γάγγου καὶ Παλιβόθρων*. Diese letztern können augenscheinlich nicht Theilnehmer einer Heerfahrt, wie man sich die des Seleucus vorstellen müßte, sein, sondern es sind Gesandte, wie Megasthenes, Dionysius, Patrokles und auch Reisende überhaupt. Noch mehr aber als durch diese Stellen, welche sich leicht noch vermehren ließen[28]), wird die Annahme, daß Seleucus so weit vorgedrungen sei, durch den Ausgang dieses Krieges widerlegt. Denn wer würde nicht erwarten, daß Seleucus, wenn er bis Palibothra, oder gar bis zu den Gangesmündungen vorgedrungen war, eine bedeutende Stellung in Indien einnahm? oder daß er in dem darauf folgenden Frieden sich wenigstens die frühern macedonischen Besitzungen in Indien zurückbedang? Allein was geschieht? Seleucus schließt ein Bündniß mit Tschandraguptas, nimmt dessen Tochter zur Gemahlin und überläßt ihm nicht blos die ganze Pentapotamie, sondern tritt ihm auch alles dieß seit den Indus bis zu den Paropamisaden (bis zu den Quellen des Helmund und Lora) ab[29]). Nur Alexandria ad Caucasum scheint Syrien verblieben zu sein[30]). Dafür erhält er von Tschandraguptas 500 Elefanten. Was waren diese für den mächtigen König der Prasier, welcher deren 9000 besaß? [31]). Einen solchen Frieden konnte Niemand, am wenigsten Seleucus, nach einem angeblich so glücklichen Feldzuge schließen. Ich nehme demnach an, daß Plinius' Stationsvermessungen auf keinen andern Quellen beruhen, als den von Strabon[32]) angegebenen, und daß sein Zusatz Seleuco peragrata sunt ein Irrthum ist, oder höchstens sich auf Seleucus' Gesandten, Megasthenes, bezieht. Ferner aber, wenn ich die Überlegenheit der griechischen Waffen über die indischen bedenke, ist es mir höchst wahrscheinlich, daß Seleucus gar nicht feindlich mit Tschandraguptas zusammentraf. Denn jedes Zusammentreffen würde einen Sieg auf griechischer Seite herbeigeführt haben, und in Folge eines Sieges konnte kein solcher Frieden geschlossen werden. Daher bin ich überzeugt, daß Seleucus, noch ehe es zum Kriege kam, durch die Angelegenheiten im Westen zurückgerufen ward, und diese Eilfertigkeit dem Tschandraguptas die herrlichen Friedensbedingungen verschaffte.

Der Umfang des indischen Reiches betrug fortan, selbst wenn wir es im Süden nicht über das Windhyagebirge auszudehnen wagen, 60—70,000 □ Meilen (etwa von 30°—20° n. Br. und 82°—110 ö. L.). Neben Tschandraguptas gab es schwerlich irgend einen bedeutenderen König in Indien [33]), und wenn das eigentliche Dekhan auch vielleicht noch nicht ganz unterworfen war, so unterlag es doch wahrscheinlich einem bedeutenden Einflusse des Hauptreiches. Die kleineren Dynastien bestanden zwar fort, allein gewissermaßen als mediatisirte Fürsten, so z. B. die oligarchisch herrschende [34]) Familie der Litschschhawis in Vaisala, welche früher herrschte und später sich wieder erhebt und die einheimischen Herrscher in Surashtra [35]). Die sich Tschandraguptas' Obmacht nicht unterwerfen wollten, wurden dazu gezwungen [36]). Mit Syrien blieb er fortan in freundschaftlichem Verkehre, welcher durch gegenseitige Gesandtschaften und Geschenke unterhalten wurde [37]). Einer der am häufigsten zu Tschandraguptas kommenden Gesandten war Megasthenes, Resident am Hofe der Sibyrtios, Satrapen von Arachosien [38]), und ihm verdanken wir die bedeutendsten Nachrichten über Indien. Er fand Tschandraguptas an der Spitze eines Heeres von 400,000 Mann in einem Lager [39]). Sein Land enthielt eine ungeheuere Menge Städte [40]). Die Haupt- und Residenzstadt, nach welcher, indischer Sitte gemäß, auch der König [41]) und selbst das Volk [42]) benannt wird, nennt er Palibothra; es ist das schon mehrfach erwähnte Pâtâliputra, auch Kusumapura oder Puschpapura (Blumenstadt), Padmavati (die Lotusreiche, woraus der heutige Name Patna entstand) [43]) und Krinagara [44]) genannt. Sie lag am Zusammenflusse des Gan-

23) *Strab.* XV, 1, 3. p. 686. 24) *Strab.* XI. p. 516. 25) Vgl. Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indosskythischen Könige ꝛc. S. 231. 26) *Strab.* XV, 1, 11. p. 689. 27) XV, 1. §. 27. p. 697. 28) Vgl. z. B. noch *Strab.* XV, 1. §. 37. p. 701, wo das Land jenseit des Hyphasis gradezu ziemlich unbekannt genannt wird, und Arrhian Ind. 4, *ἀλλὰ οὐ μοι αἰτρεκὲς ὑπὲρ τῶν ἐπέκεινα Ὑφασίος ποταμοῦ λαγοβόλησθαι* ꝛc. 29) *Strab.* XV, 2. §. 9. p. 724; 1. §. 10. p. 689. *App.* Syriac. 55. *Plut.* V. Alex. 62, und vor allen *Plin.* H. N. VI, 23 (20). Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indosskythischen Könige ꝛc. S. 224. 259, Pentapotamia p. 41 sq. 30) *Mahiwanso* l. p. 171. 31) *Plin.* H. N. VI, 22 (18). 32) *Strab.* XV, 1. §. 11. p. 689.

33) Wir erkennen daher mit Lassen (Pentap. p. 43) die hervorgehobenen Worte in Arrhian (Ind. 5) *ξυγγενέσθαι γὰρ Σανδροκόττῳ λέγει* (nämlich Megasthenes) *τῷ μεγίστῳ βασιλέϊ τῶν Ἰνδῶν καὶ Πώρῳ ἐπὶ τούτου μέζονι* für ein, nicht dem Megasthenes gehöriges, Einschiebsel, welches sich auch als solches durch den abfurden Gegensatz von *μέγιστος* und *μέζων* verräth. 34) Vgl. insbesondere Atthakatha bei *Turnour* in J. of the A. S. of Beng. 1838. Dec. S. 992 fg. 35) Vgl. die Inschrift in J. of the A. S. of Beng. 1838. Apr. S. 337 fg., und Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154 und 155 S. 1537. 36) Megasthenes bei *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. *Plut.* V. Alex. 62. 37) Athen. I. p. 18. 38) *Arrh.* Exped. Alex. V, 6, 2. 39) *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. 40) *Arrh.* Ind. 10. 41) *Strab.* XV, 1. §. 36. p. 702. 42) *Plin.* H. N. VI, 22 (19). 43) *Mahiwanso* von *Turnour*, Glossary unter *Pupphapura*. 44) As. Res. I, 126.

ges und Sonas (auch hiranjavâhus, Goldarm)[44]). Sie war 80 Stadien lang, 15 breit, hatte die Form eines Parallelogramms, und eine hölzerne[45]) Mauer mit Schießscharten; davor war ein Graben, 6 Klafter breit und 30 Ellen tief. In der Mauer befanden sich 570 Thürme und 64 Thore[47]). Megasthenes erhielt auch schon Data über die indische Geschichte. Von Dionysios bis Tschandraguptas zählte man 153 Könige und 6042 Jahre[48]). Diese Mittheilung ist um so auffallender, da er bemerkte, daß die Inder keine Schrift hatten[49]), was jedoch nicht wahr ist[50]).

Die Buddhistischen und Brahmanischen Quellen geben übereinstimmend der Regierung des Tschandraguptas die Dauer von 24 Jahren[51]); er regierte also von 312 bis 288 v. Chr. Ihm folgte sein Sohn, in den Buddhistischen Quellen[52]) Vindusâro, in den Brahmanischen Vârisâro[53]) genannt, was gleiche Bedeutung hat (vindu, Tropfen, vâri, Wasser, sâro. Wesenheit). Den Grund, warum er diesen Namen erhielt, geben die Buddhistischen Quellen verschiedentlich an[54]). Bei den Griechen wird er unter dem Namen Ἀμιτροχάτης erwähnt[55]), welches einem sanskritischen amitraghâta, Feindestödter, entspricht[56]). Mehrfache Namen eines Königs sind aber in Indien nichts Seltenes. Wir werden dieselbe Erscheinung bei Asokas eintreten sehen und sonst. In der letzten Bezeichnung haben wir wahrscheinlich den Ehrennamen des Königs, welchen er, wie Asokas den Namen priadarçi (der Liebevolle), in den Edicten gebrauchte, und dann auch in den Verhandlungen mit den Nachbarstaaten. Wie nämlich Seleucus und Tschandraguptas, so blieben auch beider Söhne in freundschaftlichem Verkehr. Antiochus Soter (von 281—261 v. Chr.) schickte Daïmachus als Gesandten zu ihm[57]), und indische Gesandte kamen nach Babylon[58]). Auch Ptolemäus Philadelphus (von 285—264 v. Chr.) schickte entweder aus Neugierde[59]), oder, weil er die Nothwendigkeit erkannte, eine engere Verbindung mit Indien, gleich den Syrern, anzuknüpfen, Dionysius als Gesandten nach Pâtaliputra[60]). Ebenso kamen auch andere Griechen um diese Zeit nach Indien, und der Verkehr scheint sowol zu Lande als zu Wasser — natürlich noch als Küstenschiffahrt, wie sie Nearchus eingeleitet hatte — ziemlich lebhaft geworden zu sein. Über die Dauer der Regierung dieses indischen Königs differiren die Buddhistischen und Brahmanischen Quellen um drei Jahre. Jene geben 28 Jahre[61]), diese nur 25[62]), sodaß er entweder von 288—260 oder bis 263 v. Chr. regierte. Da ich die Überzeugung gewonnen habe, daß Wilsord's Angaben, so wenig ich sie auch beim Mangel der Quellen ganz zu würdigen vermag, doch eine viel größere Berücksichtigung verdienen, als man ihnen bis jetzt zugestehen Lust hatte, so wage ich nicht mehr, mich gegen ihre Angaben gradezu zu entscheiden, sondern muß die Kritik derselben weitern Untersuchungen vorbehalten. Der weitere Verlauf dieser Untersuchung wird es wahrscheinlich machen, daß grade in Bezug auf die Regierungszeit der Herrscher aus der Maurjadynastie die von ihm mitgetheilten Angaben die genauesten sind.

Wie die Buddhistische Darstellung berichtet, hinterließ Vindusâro 101 Söhne von 16 verschiedenen Müttern. Einer derselben, Açôkas, war noch vor dem Tode des Vaters nach Ujg'g'ajini (Dzene, jetzt Dojain 23° 12′ n. Br., 75° 15′ ö. L.) entsernt, wo er, gewissermaßen als Satrap die Verwaltung führte, weil er im Verdachte stand, seinem Vater nach dem Leben zu trachten[63]). Mir scheint übrigens nach einer Stelle in einem Edict von Dhauli nicht unwahrscheinlich, daß Dzene überhaupt die Residenz

---

44) Vgl. Ritter, Asien. IV, 1, 507. Schlegel, Ind. Bibl. II, 349. Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 76; 112. Heeren, Ideen III, 269. 46) Darauf bezieht sich die Angabe bei Stephanus: Μαυρίαι (Maurjas) ἔθνος Ἰνδικὸν ἐν βολίσι οἰκοῦντες. 47) *Strab.* XV, 1. §. 36. p. 702. *Arrh.* Ind. 10. *Diod. Sic.* II, 39. 48) *Arrh.* Ind. 9. Nach *Plin.* H. N. (VI, 21) 154 Könige und 6451 Jahre. 49) *Strab.* XV, 1. §. 53. p. 709. 50) *Nearch.* bei *Strab.* XV, 1, 67. p. 717; vgl. Schrift. 51) So der Auszug aus der Atthakatha bei *Turnour*, J. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 725. Der Dipawanso ebend. 1838. Nov. p. 923. Die birmanische Inschrift in As. Res. XX. 166. Die Brahmanischen Quellen bei *Wilford*, As. Res. IX, 100 und vgl. Tafel zu 116. Diese Übereinstimmung zeigt, daß im *Mahâwanso* p. 21 die Angabe von 34 Jahren, welcher ich früher folgte, ein Fehler ist; eine Darstellung des Ferischta sehe man J. of the A. S. of Beng. 1838. Febr. p. 163. 52) Vgl. *Mahâwanso*, *Dipawanso* und As. Res. XX, 167. 53) Vgl. außer Wilford, Jones, Hamilton u. A. a. O. noch Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Aug. p. 677, wo die Hauptstelle aus Bhagav. Pur. 54) Weil er aus seiner Mutter Leib geschnitten und sieben Tage hinter einander in den Leib einer frisch geschlachteten Ziege gelegt sei, und dadurch einen Blutfleck erhielt (Commentary zu *Mahâwanso* bei *Turnour*, Introd. XLII), oder, weil er einen Aufsatz hatte (As. Res. XX, 167). Vgl. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I, 109. 55) *Hegesandr.* bei *Athen.* XIV, 67. p. 153. *Strab.* II. 1. p. 70, wo für Ἀλλιτροχάδης wenigstens Ἀμιτροχάδης zu schreiben ist. 56) Lassen a. a. O. Pentap. p. 44. 57) *Strab.* II, 1. p. 70.

58) Athen. a. a. O. 59) *Strab.* bei Heeren, Commentat. Soc. Meg. Gotting. XI, 87. 60) *Plin.* II. N. VI, 21 (17). 61) *Mahâwanso* I. p. 21. 62) *Wilford* in As. Res. IX, Taf. zu S. 116. 63) *Mahâwanso* Comment. (bei *Turnour*, Introd. p. XLII); nach dem Dipawanso war er ujjenikaramôlino, welches einem sanskritischen ug'g'ajini karamôlinas entspricht: Steuerverwalter des Königreiches Dzene oder Avanti (*Mahâw.* p. 76); vgl. die Stelle aus dem Dipawanso in Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 671; sie lautet: Chataguttassâyan nattâ Bindusarassa atrajo rajaputto tâdâ âsi Ujjenikaramôlino. „Dieser, der Enkel von Tschandraguptas, Sohn des Vindusaras, war damals Steuerverwalter in Ug'g'ajini." Die Stelle ist ein Skelettmetrum, und darauf folgt, daß in der Lesart des Textes nattânatta, Urenkel, welche auch gegen die Geschichte verstößt, das erste natta auszustoßen ist. Noch wichtiger ist die vorhergehende Stelle des Dipawanso, indem aus ihr allein mit Entschiedenheit folgt, daß Pijadasi (Paliform für sanskrit. priadarçi), wie sich der Aufsteller der berühmten Edicte von Girnar in Gujerate und Dhauli in Guttack nennt, wirklich der Name des Asokas war. Sie lautet: Dwê sattâni attârasavassâni cha | sam buddhê parinibbutê abhisêtto Piyadassino. „Zweihundert und achtzehn Jahre nach Buddha's Nirvana fand die Inauguration des Pijadasi statt." Dieselbe chronologische Bestimmung wird im Mahâwanso (S. 22) und in birmanischen Quellen (As. Res. XX, 167) und sonst von Asokas' Thronbesteigung gegeben. Daß hieraus die Bestimmung von Asokas' Regierungszeit übrigens nicht folge, ist von mir schon an andern Orten mehrfach bemerkt. Der Anfang der ceylonesischen Buddha-Ära beruht auf keiner Sicherheit.

des Kronprinzen war [61]). Sowie er die Nachricht erhielt, daß sein Vater dem Tode nahe sei, eilte er nach Pataliputra, erschlug dort seinen Bruder Sumano und noch 98, indem er nur denjenigen leben ließ, welcher mit ihm von einer Mutter stammte, und bemächtigte sich der Regierung [62]). Dieser und anderer Verbrechen wegen habe er den Namen Açoka erhalten [63]), dessen Bedeutung „der Kummerlose" jedoch wenig zu dieser Angabe paßt. Nach seinem Übertritt zum Buddhismus, dessen Schiboleth Dharma (Tugend) ist, nannte er sich Dharmâçoka; in den Brahmanischen Quellen heißt er Açoka und Açokovarddhana und in seinen Edicten nennt er sich, wie schon bemerkt, Pijadasi (die Paliform für sanskritisch prijadarçi). Nach einer Stelle im Dipawanso war er beim Antritt seiner Regierung 20 Jahre alt; dazu bemerkt Turnour, daß er nach einer andern Stelle desselben 45 Jahre alt gewesen sei, die Stelle selbst übersetzt er aber 54 [64]). Sein Vater war eifriger Brahmanist gewesen, und hatte täglich 60,000 Brahmanen gespeist; so that auch er selbst die drei ersten Jahre seiner Regierung [65]). Im vierten Jahre trat er zum Buddhismus über, bekehrt, wie die Sage erzählt, von seinem Neffen Nigrodho, dem Sohne des von ihm ermordeten Sumano [66]). Erst nach diesem Übertritte setzen die Buddhisten seine Inauguration, wodurch er die Herrschaft über ganz Dschambudwipa als ein vereintes Reich erhielt [67]). Allein dies ist blos eine mythisch-religiöse Anschauung, welche sich auch bei dem Könige von Ceylon wiederholt [71]). Wie viel wir auf das angeführte Datum seines Übertritts zu geben haben, will ich nicht entscheiden. Daß er aber schon vor dem zehnten Jahre seiner Regierung Buddhist war, folgt aus einem Edict aus diesem Jahre, welches schon über Missionaire des Buddhismus bestimmt [72]). Der Buddhismus scheint schon während der vorhergehenden Zeit bedeutende Fortschritte gemacht zu haben. In der Nähe von Foe leou cha, westlich vom Indus, befand sich ein Stupas, welcher schon 292 v. Chr., also unter Tschandraguptas' Regierung, errichtet sein soll [73]). Die nächste Folge des Kampfes zwischen Buddhathum und Brahmathum war eine bedeutende Gleichgültigkeit gegen die Häupter oder Priester beider Religionsparteien [74]). Açokas sorgte für eine glänzende Stellung der Buddhistischen Hierarchie, versuhr aber mit der schonendsten Toleranz, ja ganz gleicher Rücksicht, wie gegen seine Glaubensgenossen, gegen die Brahmanen und ihre Anhänger [75]). Von seinem Namen sind alle Buddhistischen Überlieferungen voll, er ist im Munde der Chinesen, Mongolen, Japaner, kurz aller der entferntesten Völker, zu denen der Buddhistische Cultus gedrungen ist. Nur in Indien selbst war er fast ganz vergessen, und ohne die Entdeckung und Entzifferung seiner Inschriften wüßten wir kaum, ob wir den bei diesen entfernten Völkern über ihn vorkommenden Nachrichten Glauben schenken sollen. Seit seinem Übertritt zum Buddhismus speiste Açokas 60,000 Buddhistische Priester täglich; in 84,000 indischen Städten ließ er, dem Mahâwanso nach, Vihâràs, Buddhistische Tempel, errichten. Mag letztere Angabe gleich wahrscheinlich übertrieben sein, so können wir doch auf eine große Anzahl von ihm angelegter Tempel daraus schließen, daß von dieser Zeit an bis auf unsere Tage der eigentliche Sitz des indischen Reiches den Namen Vihâra (Behar) erhielt. In jedem vihâra errichtete er Stûpâs (Erdanhäufungen, jetzt Topen, genannt); zwei, welche er zu Dhauli errichtete, kennen wir noch sogar dem Namen nach aus seinen Inschriften [76]). Außerdem errichtete er solche, nach chinesischen Berichten, bei allen Bäumen, unter denen Buddha geruht hatte [77]). Viele von diesen waren sogenannte Dagobes (aus dem sanskritischen dhâtu garbha, Reliquienbewahrer), und enthielten wol gar Asche des Buddha selbst (manikshâra, woher der Name eines der bekanntesten Manikyala) [78]). Von ihm schreiben sich eine Menge Tempel her [79]), und griechische Kunst scheint schon damals auf Indien eingewirkt zu haben [80]). Unter ihm, und wie die Schrift der Inschriften zeigt, schon vor ihm, beginnen die mit dem Buddhistischen Cultus verbundenen Grottenbauten, zu deren Aufführung Fürsten und Privatleute freiwillig beisteuerten [81]), und welche in den nächstfolgenden Jahrhunderten in den noch jetzt angestaunten Wunderwerken von Ellore ꝛc. ihre Krone fanden.

Seit seinem Übertritt zum Buddhismus erließ Açokas mehrfach Edicte religiösen, moralischen und andern Inhalts im Geiste des Buddhismus. Die ältesten sind

64) Ujenyâ sepicha kumâle (Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Mai. p. 439. 445. Vgl. *Prinsep.* p. 454), doch wird Tosaliyam kumâle auch erwähnt (ebend. S. 440, 446), allein auch dieser könnte ein Sohn des Açokas sein. 65) *Mahâwanso* I. 21. Comment. in Introd. XLII, und die Stelle aus der Atthakatha im Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 731. 66) *Mahâwanso* I. p. 35. 67) Alle drei Data finden sich im Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Nov. p. 931. 68) *Mahâw.* I, 21. 34 und Atthakatha a. a. O. 69) Man vgl. die ganze mythische Darstellung dieser Begebenheit *Mahâw.* 23—27. und Atthakatha a. a. O. 70) a. d. a. OO. 71) *Mahâw.* p. 76. 72) Journ. of the A. S. of Beng. 1838. March. p. 237 (252). Prinsep schließt daher fälschlich aus einem andern Edict (ebend. 1837. Jul. S. 596), daß Açokas noch im 12. Jahre seiner Regierung Brahmadiener war. 73) Matouanlin bei *Ab. Remusat*, Nouv. Met. Asiat. I, 224. Vgl. Foë Kouë ki 84. Foe leou cha wird auch Pou lou cha pu lo genannt, (Kaffen, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige ꝛc., S. 145), welches deutlich einem sanskritischen Purushapura entspricht. Dies erinnert an den auf den ältesten indischen Münzen vorkommenden König Purusha data (Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Dec. pl. LX. No. 15), dessen Münzen der Schrift nach eher vor, als nach Açoka fallen.

74) Vgl. viertes Edict im Journ. of the A. S. of Beng. March. 1838. p. 228 (250), Atikatam antarum bahûni vasasatâni vadhitâ — bâmhana samanâm asampatipatî." In der vergangenen Zeit, viele Jahrhunderte hindurch, ist angewachsen — die Misachtung der Brahmanen, sowol als Sramanen (letzteres ist der Name der Buddhistischen Priester). 75) Dies beweisen die Inschriften fast durchgehends, z. B. 6. 7. und 12. Edict der Girnardhauli-Inschriften. 76) Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Mai. p. 439. 440 (447). 77) Jacquet, ebend. 1836. Nov. S. 687. Vgl. Ritter, Stupas. S. 103. Foë Kouë ki mehrfach. 78) Vgl. meine Rec. in der G. G. A. 1839. St. 81. S. 804. 79) Birmanische Inschriften von Buddhaguya in As. Res. XX, 164. 80) C. O. Müller in G. G. A. 1839. S. 321. 81) J. of the A. S. of Beng. 1837, June 451 fg. 1838. June p. 562. vgl. Rubrik Kunst.

aus dem zehnten Jahre seiner Regierung, andere aus dem zwölften datirt; gesammelt, in Stein gehauen und in den verschiedensten Gegenden Indiens aufgestellt, wurden sie im 27. derselben, also nach obiger Rechnung entweder 233 oder 236 v. Chr. [82]). Aus diesen Inschriften ersahren wir nebenher zwei Data, welche uns Indien im fortdauernden und vermehrten Zusammenhange mit der Westwelt erkennen lassen. Es wird nämlich im zweiten Edict der Inschrift von Girnar-Dhauli ein Bündniß mit dem Jôna-König, d. h. dem Könige der Syrer, Antiyako, Antiochus, erwähnt. Eine genaue Zeitbestimmung finden wir nicht. Da aber nach obigem Asokas entweder 263 oder 260 v. Chr. zu regieren anfing, und die Buddhistischen sowol, als Brahmanischen Quellen, in der Angabe der Dauer seiner Regierung fast ganz übereinstimmen, indem jene 27, diese 36 Jahre angeben [83]); er also entweder von 260—223 v. Chr. oder von 263—227 v. Chr. regierte, während dieser Zeit Antiochus Soter aber höchstens zwei Jahr regierte, Antiochus Theos dagegen mitten in diese Zeit fällt (von 261—246 v. Chr.), so ist es wol kaum zu bezweifeln, daß dieser letztere es sei, welcher in diesem Edict erwähnt wird. Nach demselben Edict hat Asokas in seinem ganzen Reiche doppelte Heilanstalten für Menschen und für Thiere anlegen, Medicamente allenthalben anpflanzen, und an den Wegen Brunnen graben und Bäume pflanzen lassen. Dasselbe sei auch in den unter Antiochus' Generalen stehenden Provinzen des syrischen Reiches geschehen." Diese Anlage ist ganz im Geiste der Buddhistischen Religion, und war ohne Zweifel auf die an Indien stoßenden Besitzungen des syrischen Reiches beschränkt, in welchen sich schon vor Asokas' Zeit der Buddhismus verbreitet hatte. Da nun Asokas' Eifer für den Buddhismus, wie die Inschriften zeigen, im zehnten Jahre seiner Regierung, entweder 253 oder 250 v. Chr. beginnt, so haben wir dieses Bündniß, oder diesen Vertrag schwerlich vor dieser Zeit zu setzen. Im 13. Edict der Inschrift von Girnar wird aber ferner nun ein Vertrag mit dem Javanakönig, dessen Name aber nicht genannt wird, und mit drei K'aptâro (K'uptâro), Königen, Tulamajo, Gongakêno und Magô erwähnt, wodurch, wie man aus dem Zusammenhange der Edicte schließen kann — denn die Stelle selbst ist sehr lückenhaft — den Buddhistischen Missionairen freier Eingang und Wirksamkeit auch in den Ländern von diesen Fürsten erlaubt ward. Daß Tulamajo das griechische Ptolemäus, und Magô Magas ausdrücken solle, ist keinem Zweifel unterworfen. Ich habe K'aptâro in K'uptâro zu ändern vorgeschlagen [84]), und die drei zusammen erwähnten ägyptischen Könige für Ptolemäus Euergetes (v. 246—221 v. Chr.) und seine beiden Söhne, den spätern Ptolemäus Philopator und Magas, erklärt. Ich habe einen Grund dafür anzugeben gesucht, warum jener Gongakêna genannt sei, und habe diesen Namen für einen Beinamen erklärt, welcher einem griechischen *Κομμαγηνός* entsprechen würde. Ich verweise darüber auf die angeführte Stelle, und will die Gründe hier um so weniger wiederholen, da eine neuere Untersuchung der Inschrift ergeben haben soll, daß der Stein nicht Gongakêna, oder Gongakêno, wie es auf jeden Fall heißen müßte, sondern Antigono habe [85]). Wäre diese Lesung richtig, so könnte man nur an Antigonus von Macedonien (von 233—221) denken. Dieser würde um so entschiedener zeigen, daß Tulamajo und Magô seine erwähnten ägyptischen Zeitgenossen sind. Wie erklärt sich aber dann, daß Antigonus in der Mitte zweier ägyptischer Fürsten und unter den K'uptâro-Königen genannt wird? oder soll man auch die Emendation K'uptâro und diese so natürliche Erklärung aufgeben? Ich will die vielfach entstehenden Bedenken hier nicht häufen, da diese Untersuchung, sobald das vollständige Facsimile zugänglich sein wird, doch von Neuem aufgenommen werden muß; allein bis jetzt glaube ich noch immer, daß die drei ägyptischen Könige der kriegerische Ptolemäos Euergetes und seine beiden Söhne sind. Der nicht genannte Jôna-König kann alsdann nur Seleucus Kallinikos (von 246—227 v. Chr.) sein, nicht der im zweiten Edict erwähnte Antiochus. Da die hier gesammelten Edicte aus verschiedenen Jahren sind, so hat dies nichts Auffallendes. Warum

82) Diese Inschriften zerfallen in zwei Classen. I. Die Pfeilerinschriften, von denen bis jetzt sechs, im Wesentlichen übereinstimmend, aufgefunden sind: 1) der Lât (Säule) des Ferez Schah in Delhi; 2) die Säule von Allahabad; 3) die von Radiah; 4) die von Bakhra; 5) die von Battiah; 6) ein Fragment einer Säule von Delhi. Wenn Turnour's Erklärung einer Stelle in diesen Inschriften richtig ist, so wären auf Asokas' Befehl acht aufgestellt (J. of the A. S. of Beng. 1837. Dec. p. 1059); allein sie ist es schwerlich. Über diese Inschriften finden sich die Nachrichten und Erklärungen größtentheils in dem J. of the A. S. of Beng., von welchem aber leider mehre Nummern nicht nach Göttingen gekommen sind; vgl. As. Res. VII. p. 178. Journ. of the A. S. of Beng. 1834. p. 104—123. 481—488 (mir nicht zugänglich), 1837. Jun. p. 469 sq. und Jul. 566 sq., wo die Erklärung, welche jedoch in den folgenden Heften mehrfach berichtigt wird; über Nr. 4 und 5 vgl. man 1835. March. p. 121 sq. 123 sq., über Nr. 6, Sept. 1837. p. 794 sq., über die Localität der Delhi- und Allahabadinschrift (Nr. 1. 2) ebend. 795 sq. Geschichte der Allahabadsäule: 1837. Nov. p. 967 sq. vgl. auch Ritter, Asien. IV. 2. 1130. Die II. Classe bilden die, ebenfalls im Wesentlichen übereinstimmenden, aber in der Mundart von einander abweichenden Inschriften von Girnar in Guzerate und Dhauli in Cuttack. Sie sind herausgegeben in Journ. of the A. S. of Beng. 1838. Febr. p. 156—167. March. 219—282. Mai 434—456; über die Localität von Girnar vgl. man ebend. 1838. Apr. p. 337, über die von Dhauli Mai p. 434. Seit dieser Zeit ist aber eine neue Copie der Girnarinschrift genommen, welche, nach Prinsep, von solcher Wichtigkeit ist, daß sie eine vollständige Revision der Übersetzung nöthig macht (J. of the A. S. of Beng. 1838. Jul. p. 667). Daß sie im 27. Regierungsjahre gesammelt sind, habe ich nachzuweisen gesucht in den G. G. A. 1839. St. 98. 99. S. 978. 979; die übrigen dort entwickelten Resultate sind wegen des schon bemerkten Fehlers im Mahâwanso (vgl. Anm. 51) irrig. 83) *Mahâw.* I, 122. *Wilford*, As. Res. Taf. zu IX. p. 116.

84) G. G. A. St. 100. S. 989. 85) Ich gestehe gegen die Richtigkeit dieser Angabe noch Bedenken zu haben. Denn von ebendieser Stelle ist früher ein Facsimile geliefert (*March*, pl. XI.), welches deutlich Gongakêno hat; daß s für o am Schluß steht, ist bei der in dieser Inschrift gebrauchten Schrift ein ganz unbedeutender Fehler. Mit diesem Namen wußte man nichts anzufangen, und vermuthete daher schon früher Antikêno. Sollte eine solche Vermuthung nicht auf das Lesen der Laute einigen Einfluß haben können?

er nicht genannt ist, dafür weiß ich keinen Grund anzugeben[86]). Danach fiele also dieser Vertrag zwischen 246 und 233 oder 236 v. Chr., in welchen letzteren die Inschrift aufgestellt ward.

Der Eifer für die neue Religion wurde so groß, daß des Königs Bruder Tisso, sowie ein Sohn und eine Tochter von Asokas in den Priesterstand traten und allem Weltlichen entsagten[87]). Der plötzliche Glanz, welcher sich über die reformirte Kirche verbreitete, bewog auch viele Brahmanen, den Glauben zu wechseln. Sie nahmen das gelbe Kleid — das äußere Abzeichen der Buddhistischen Priester — und lebten mit letzteren in den Klöstern zusammen. Allein sie lernten nicht die Buddhistische Glaubenslehre und brachten Ketzereien in die Kirche. Eine Menge Schismen entstanden, und die Religion gerieth in Gefahr[88]). Daher wurde im 17. Jahre von Asokas' Regierung (243 oder 246 v. Chr.) ein großes Concilium, das dritte kanonische nach der Zählung der ceylonesischen Annalen, gehalten. Vorstand war der Thero (gleich einem sanskritischen sthairja, fester, Ehrentitel höherer Buddhistischer Priester) Tisso, Sohn des Moggali. 60,000 ketzerische Priester wurden ausgestoßen. Der Thero hielt zum Schluß eine Predigt „über die besten Mittel, Zweifel in Beziehung auf Glaubensartikel zu unterdrücken[89])". In ebendiese Zeit, in welcher also die Buddhistische Religion durch ein Concilium zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgeführt ward, setzen die ceylonesischen Annalen ihre erste Übersiedelung nach Ceylon. Der dortige König Devanampiatisso sendet dem Dharmasokas mehre auf wunderbare Weise entstandene Geschenke. Dieser erwidert sie durch Zusendung der königlichen Insignien, und läßt ihm verkündigen, „er habe sein Heil in Buddha's Religion gefunden, und auch der König von Ceylon möchte seinem Beispiel folgen[90])." Um dieselbe Zeit erkannte der Thero Tisso, daß es Zeit sei, die Buddhistische Lehre nach der Fremde zu verbreiten[91]). In den Edicten des Königs Asokas nimmt dieser das Verdienst der Verbreitung des Buddhismus für sich in Anspruch, und setzt sie schon ins zehnte Jahr seiner Regierung[92]). Wahrscheinlicher ist jedoch, daß der Buddhismus schon lange vor dieser Zeit seinen Weg über die westlichen Grenzen Indiens fand; doch mag mit mehr Eifer und Hilfsmitteln seit Asokas' Übertritt dieser Zweck verfolgt sein. Es wurden, wie der Mahâwanso erzählt, Missionaire nach Kaçmîra und Gandhâra im Norden und Nordwesten Indiens, nach Wanawâsi im Süden (die bergigen und waldigen Gegenden in der Mitte des Dekhan mit der bei Ptolemäus vorkommenden Stadt Banavasi im Binnenlande von Ariaca)[93]), nach Aparantaka (in den Inschriften Aparata und Apalanta[94]), im Varâha-Sanhita: Aparantica)[95]) im Nordwesten, Mahâratta im Süden, nach dem Lande der Yona (Griechen) am Paropamisus[96]), nach der Gegend des Himalaya — Nepal und Tibet — nach Sowanabhumi[97]), wol wo das Ptolemäische Souannagara, jetzt Sewan (26° 11′ n. Br., 84° 17′ ö. L. von Greenw.), ist, mehre endlich nach Ceylon. Allenthalben gelang das Missionswerk, und der Buddhismus verbreitete sich überraschend schnell. Schon 217 v. Chr. drang Buddha's Name selbst bis China[98]).

Der Umfang von Asokas' Reich war überaus bedeutend. Allein der so überaus friedliche Ton seiner Inschriften macht es höchst wahrscheinlich, daß das, was er mehr besaß, als sein Großvater, nicht durch Eroberung, sondern auf friedlichem Wege hinzugefügt war. Er theilt zwar in einer seiner Inschriften seine Länder in zwei Theile, deren einer vijita (besiegt) in der Inschrift von Girnar und vimata (feindlich) in der von Dhauli genannt wird, während der andere dadurch bezeichnet wird, daß seine Einwohner apâpavantas (die Frommen) heißen; allein wahrscheinlich bezieht sich jener Ausdruck auf die schon von Tschandraguptas zum großen indischen Reiche gefügten Provinzen, die Pentapotamie und die westlich vom Indus geiegenen Lande. Denn deren Bewohner blieben stets in einer Art Trennung vom eigentlichen Indien und galten für Barbaren; die besonders genannten Länder der Frommen, Chob'a (Coromandel) rc., bis Tambapanni (im Sanskrit tâmraparn'a, Taprobane, Ceylon) liegen aber im Dekhan. Ist diese Annahme in Beziehung auf vijita und vimata richtig[99]), so war dies eine, von früheren Zeiten her stereotyp gewordene Bezeichnung. Daß Asokas seines Großvaters Reich in seinem ganzen Umfange geerbt hatte, ist schon an und für sich wahrscheinlich; es wird aber dadurch noch sicherer, daß er an mehren Stellen in Kabulistan Topen erbaute[1]). Außerdem besaß er aber auch Kaschmir. Denn es ist keine Frage, daß der König Asokas in der kaschmirischen Chronik, welcher, nach derselben, die Buddhareligion annahm[2]), kein anderer als der eben hier besprochene Asokas ist. Er folgte, wie die Chronik bemerkt, einem einheimischen Fürsten, welcher kinderlos gestorben war[3]). Auch hier soll er eine Menge Stupas errichtet haben[4]). Ob sein Reich

86) Fünftes Edict im J. of Beng. 1838. p. 244; in der Übersetzung S. 252 sollte nicht stehen in *this* thent year, sondern blos in *the* thent. 87) Diese Kinder des Asokas waren schon vor seiner Thronbesteigung geboren, und blieben in Ozene zurück (*Mahâw.* I, 76. *Turnour*, Introd. XLVIII.). 88) *Mahâw.* I. p. 39. 89) *Mahâw.* ch. 6, insbesondere p. 46. 90) ebend. p. 76 sq. 91) ebend. p. 71. 92) Fünftes Edict in J. of the A. S. of Beng. 1838. March. p. 244 und 252 sq. 93) *Ptolem.* ed. *Petri Mont.* p. 174.

94) a. a. O. S. 253. vgl. 267; auf einer der allerältesten Münzen Indiens, welche sogar älter als Asoka zu sein scheint, kommt der Name Apalata vor (vgl. G. G. A. 1839. St. 156. S. 1560). 95) As. Res. VIII, 136. 96) Vgl. *Mahâw.* p. 171. As. Res. VIII, 346. XV, 112. 97) Vgl. *Turnour*, Introd. zu *Mahâw.* p. XLVI. 98) Foë Koué Ki p. 41. Vgl. Introd. p. XXXVIII. 99) Prinsep hält es für Surâshtra (J. of the A. S. of Beng. 264. March. 1838).

1) Vgl. Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige rc., S. 121. Ritter, Stupas S. 103. 2) Vgl. *Wilson* in As. Res. XV. p. 20. *Turnour* in Journ. of the A. S. of Beng. 1837. Sept. p. 521. 527; *A. W. v. Schlegel*, Observations sur l'étude de langues orientales p. 151. Lassen in Zschr. für die Kunde des Morgenlandes I, 236; leider ist mir der Text der kaschmirischen Chronik noch nicht zugänglich. 3) Wilson a. a. O. 4) a. a. O. und Foë Koué Ki 381.

auch nach Osten hin eine Ausdehnung erhalten habe, läßt sich nicht bestimmen. Nach Süden hin umfaßte es aber die ganze Halbinsel, und ging bis zur Spitze von Dekhan gegenüber von Ceylon [5]). Das Verhältniß der unterworfenen Länder ließe sich nur nach allgemeinen den morgenländischen und in Indien gewöhnlich herrschenden Sitten entnommenen Gründen bestimmen. Allein unter der Maurja-Dynastie scheinen die unterworfenen Fürsten strenger behandelt und in größerer Abhängigkeit gehalten zu sein. Wir haben schon bemerkt, daß die Königsfamilie in Guzerate nicht während Tschandraguptas' und Asokas' Herrschaft bei Aufführung eines Brückenhaues erwähnt wird und die ältesten, jüngst bekannt gewordenen, Münzen [6]), welche ohne Zweifel zum größten Theil unter den ersten Königen der Maurja-Dynastie innerhalb ihres Reiches von Unterkönigen geschlagen sind, haben zum Theil nicht einmal den Titel *König*, und nur selten *Großer König*. Der Zustand des Reiches muß unter der milden ganz von Buddhistischer Liebe und Wohlwollen durchdrungenen Herrschaft des Asokas ein überaus glücklicher gewesen sein. Es bürgt dafür das einfache und durchweg das Gepräge der Wahrheit an sich tragende Zeugniß seiner Edicte. Leider sind sie noch in einem Zustande, welcher kaum einen Auszug erlaubt. Ich beschränke mich daher darauf, hier nur eine Stelle hervorzuheben, wo er in seinem ganzen ungeheuern Reiche alle Todesstrafe aufhebt [7]). Zwölf Jahre nach Verpflanzung des Buddhismus nach Ceylon, welches, wie bemerkt, im 18. Jahre seiner Regierung geschehen sein soll, starb Asokas' Gemahlin, eine eifrige Buddhistin [8]). Vier Jahre später nahm er aus fleischlicher Begierde eine frühere Dienerin derselben zur Frau [9]). Diese war dem Bramathum ergeben und suchte sogar den heiligen Buddhabaum zu zerstören [10]). Die Dauer der Regierungszeit von Asoka ist schon angegeben [11]). Mit der Einführung des Buddhismus in Ceylon trennt sich leider die ceylonesische Geschichte von der indischen, und wir werden für letztere blos auf Brahmanische Angaben beschränkt. Einige der Brahmanischen Quellen [12]) nennen seinen Sohn und Nachfolger Sujaças, wörtlich der sehr Berühmte. Die kaschmirische Chronik nennt ihn G'alôkas (Dschalokas) [13]). Bei Wilford [14]) wird er Culáta oder Culála genannt, was nur verlesen ist, wie mehre Namen in dieser Tabelle [15]), und ihre Autorität nicht im Geringsten afficirt; nur weiß ich nicht, ob es für Sujaças oder G'alôkas verlesen ist [16]). Mehrfach ist dieser König für denjenigen genommen, welcher bei den Griechen unter dem Namen Sophagasenos erwähnt wird [17]). Die Verschiedenheit des Namens würde hier, wie sonst, gegen diese Annahme nicht sprechen; allein diese beiden Könige lebten in verschiedenen Zeiten. Sophagasenos erscheint nämlich als Zeitgenosse von Antiochus dem Großen, und kam mit ihm nach 205 v. Chr. in Berührung. Dieser Sujasas aber kam nach der Brahmanischen Angabe (bei Wilford) und unserer Synchronisirung derselben 227 v. Chr. zur Regierung, und regierte nur acht Jahre, folglich nur bis 219 v. Chr. Man wird uns einwenden, daß Wilford's Quellen unsicher seien, und er selbst unzuverlässig. Ich kann an diesem Orte nicht alle die Gründe und Einzelnheiten aufzählen, welche es mir im Allgemeinen wahrscheinlich machen, daß Wilford zwar vielfach getäuscht ward, und im Gebrauche seiner Quellen höchst bizarr ist, aber selbst nicht täuschen wollte und seine Quellen verstand. Ich kann mich dieses Beweises auch deswegen jetzt überheben, weil ich hoffe, daß die Puranen, welche sich so vielfach in Abschriften vorfinden, nicht lange mehr — wenigstens in ihren wichtigsten Partien — unbekannt bleiben werden. Für diesen einzelnen Fall — die Regierungsjahre der einzelnen Herrscher aus der Maurjadynastie betreffend — scheint mir aber folgendes dafür zu sprechen, daß sie im Allgemeinen in den Wilford'schen Quellen richtig angegeben sind. In den meisten der uns vorliegenden Mittheilungen aus den Brahmanischen Quellen wird die Regierungszeit der zehn Maurjâs nur collectiv, und zwar auf 137 [18]), nach Andern 139 [19]), nach Mafoudi, welcher die Maurjâs die Dynastie des Phoor (Porus) nennt, 140 [20]) Jahre angegeben. Diese kleine Differenz von zwei und drei Jahren in den Quellen erhöht nur die Wahrscheinlichkeit für die Richtigkeit derselben, indem sie uns mehre, so ziemlich übereinstimmende, Quellen zeigt. Nun sahen wir ferner die Wilford'schen Angaben für die Regierungszeit der drei ersten Maurjâs mit geringer Differenz mit den Angaben der Buddhistischen Quellen übereinstimmen.

	Wilford	Buddhisten	v. Christus
Chandragupta	24	24	von 312—288
Bârisâro	25	28	= 288—263
			oder 260
Asoka	36	37	= 263—227
			oder 260—223.

Wenn wir nun endlich die Regierungsdauer der fol-

5) Vgl. Zweites Edict im Journ. of the A. S. of Beng. Febr. 1838. p. 156 sq. und G. G. A. 1839. S. 979 fg. 6) Im Journ. of the As. Soc. of Beng. 1838. Dec. pl. XXXII. LX. 7) Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. Jul. p. 538. 8) *Mahâw.* 122. vgl. auch Rasawahini bei *Turnour* in Journ. of the As. Soc. of Beng. 1837. Dec. p. 1056. 9) Ob auf diese eine Inschrift der Säule von Allahabad acht, ist noch sehr fraglich. J. of tc. Beng. 1837. Jul. p. 568 und Nov. p. 967. 10) *Mahâw.* a. a. O. Diese Nachricht kennt auch Fa-Hian (Foë Koue Ki 294). 11) Vgl. für die Buddhistische Angabe noch *Turn. Mahâwanso* Introd. p. XLVII. 12) *Bhagav. Pur.* bei *Prinsep*, Journ. of Beng. 1837. Aug. p. 677. *Hamilt.* Geneal. Taf. 8 und 16. *Jones*, As. Res. II, 191. 13) As. Res. XV, 22. Vgl. Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I, 236. Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige 261. Lassen hält die angegebene Form nicht für richtig (f. a. a. O.); sollte G'alôka in G'ajalôka zu ändern, oder daraus corrumpirt sein? Dieses würde ungefähr wesentlich gleichbedeutend mit Sujaças sein. 14) As. Res. IX. Tafel zu 116.

15) z. B. Asaca für Asoca, Sammati für Sangata. 16) Es wäre sehr zu wünschen, daß endlich einer von denen, welchen die Puranas zugänglich sind, ihre historischen Partien herausgebe. Dann ließe sich über alle diese und ähnliche Fragen mit mehr Sicherheit urtheilen. 17) Auch von Lassen a. a. O. 18) *Bhagav. Pur.* bei *Prins.* J. of Beng. Aug. 1837. p. 678. *Hamilt.* Geneal. Taf. 8, 16. *Jones*, As. Res. II, 191 (Traduct. franç.). 19) *Wilford* in As. Res. IX, 87. 101. 20) In Journ. of Beng. 1838. Jul. p. 650.

genden Fürsten bis zu dem letzten bei Wilford zusammenrechnen, nämlich 24 + 25 + 36 + 8 + 9 + 13 + 7 + 7 + 9, so kommen grade 137 Jahre heraus, die Collectivzahl der Maurjadynastie. Hier ist nun der zehnte Vrihadratha, welcher, nach dem Bhagav. Pur.[21]), von seinem Feldherrn entfetzt ward, nicht mitgerechnet. Ihm werden bei Wilford sieben Jahre gegeben, und dadurch käme eine Unebenheit heraus; allein hier lag vielleicht grade die Differenz, indem sich Pushyamitra schon vielleicht während Vrihadratha's Regierung der Zügel des Reiches bemächtigte. Einige zählten ihn vielleicht darum gar nicht, andere zwei oder drei Jahre, oder gar sieben. Wie leicht bei solchen Usurpationen Verschiedenheiten in der Dynastienrechnung entstehen, weiß ein jeder, der Geschichte kennt. Denn die Anhänger der entsetzten Dynastie betrachten den letzten derselben so lange als eigentlichen König, bis irgend ein entschiedenes Factum — Tod oder anderes — die Usurpation gleichsam legitimirt. Die Vança-Lat'a scheint letzteres zu thun, und rechnet deshalb den Usurpator Pushyamitra gar nicht als König mit. Wenn demnach die Angaben der Regierungszeit bei Wilford im Allgemeinen nicht unwahrscheinlich sind, so dürfen wir Sujaças' Regierung nur bis 219 v. Chr. ausdehnen, können ihn also nicht mit Sophagasenos identificiren. Die kaschmirsche Chronik gibt den, mit Sujaças unserer Annahme nach identischen, Dschalokas für einen sehr kriegerischen Fürsten. Sie erzählt zugleich, daß schon unter Açokas mlek'kh'as, das heißt Barbaren, in Kaschmir eingefallen, aber von Dschalokas siegreich wieder vertrieben seien. Es wäre nun zwar keineswegs unmöglich, daß schon Theodot oder einer seiner Nachfolger in Baktrien (256—209 v. Chr.) Einfälle in Indien gemacht habe, und hier die griechischen Baktrier gemeint seien; allein ich gestehe, daß mir die Autorität der kaschmirschen Chronik in Bezug auf diese von ihr um ein Jahrtausend höher hinaufgerückte Zeit sehr zweideutig zu sein scheint. Dschalokas führte das Brahmathum wieder ein, eine Reaction, welche schon während Açokas' Regierung durch seine zweite Gemahlin eingeleitet war, und darum konnte der Verfasser der kaschmirschen Chronik nicht genug des Rühmenden für ihn auffinden. Mag es mit dem Einfalle der mlek'kh'as übrigens sein, wie da will, es ist gewiß, daß um 205. v. Chr., also 12 Jahre nach Sujaças' Regierungsantritt (nach Brahmanischer Rechnung), das indische Reich noch bis zum indischen Kaukasus ging. Die Wiedereinführung des Brahmathums wird mit einer Thatsache zusammengebracht, welche wiederum nicht in die übrige, bis jetzt gegebene, Darstellung passen will. Nach Vertreibung der mlek'kh'as soll Dschalokas seinen Siegeslauf nach Kanjakubg'a (jetzt Canog'e) gewendet und auch dieses erobert haben[22]). Wenn aber Dschalokas mit Sujaças identisch ist, und dagegen läßt sich kaum irgend ein erheblicher Zweifel geltend machen, so war er Herr des ganzen mächtigen indischen Reiches, dessen Sitz in Pataliputra war, und von diesem war Canog'e (obgleich es vermals unabhängig gewesen war)[23]), wie die Ausdehnung des Kaiserreichs unter Açoka zeigt, nur ein Theil. Entweder wird man daher annehmen müssen, daß sich Kanjakubg'a empört hätte — und das wäre nicht so ganz unwahrscheinlich, da hier der eigentliche Sitz des Brahmathums, folglich auch der Feindschaft gegen den übermächtig gewordenen Buddhismus war — oder, daß hier, wie bei Açokas, die kaschmirsche Chronik auf dem reinkaschmirschen Standpunkte steht. Sowie bei Açokas, scheint sie auch bei Dschalokas gar nicht zu wissen, daß seine Herrschaft sich eigentlich weiter als Kaschmir erstreckte. Kam nun eine Thatsache vor, aus welcher hervorging, daß Dschalokas auch über einen andern Theil Indiens herrschte, so mußte sie voraussetzen, daß dieser erst erobert war. Grade so ist es aber hier. Die Unterwerfung Kanjakubdschas' wird nämlich nicht ihrer selbst wegen, sondern wegen einer andern Begebenheit, die daran geknüpft ist, erwähnt. Von daher sei nämlich die Kasteneintheilung und manches andere damit in Verbindung Stehende von Dschalokas in Kaschmir eingeführt[24]). Nicht mit Unrecht stellt Wilson diese Angabe so dar, daß Dschalokas von daher das Brahmathum in seiner vollendeten Form entlehnt habe. Hier muß ich zwei Bemerkungen machen. In Manu's Gesetzen ist es Brahmavarta, das Land zwischen dem Sarasvati und Drischdavati, wo sich seit undenklichen Zeiten die Kasteneintheilung am reinsten und gesetzmäßigsten erhalten haben soll[25]). Leider können wir die Drischdavati noch nicht geographisch bestimmen[26]), wissen also auch nicht, ob sie noch westlich von Kanjakubdscha, wie die Sarasvati, oder schon östlich floß, also auch nicht, ob Kanjakubdscha grade innerhalb dieses hochheiligen Mesopotamiens liegt; sicher aber ist es, daß es entweder noch in dieser, oder in der folgenden ebenfalls sehr heiligen Abtheilung Brahmarshi liegt, von welcher letzteren es heißt, daß von einem in ihr geborenen Brahmanen alle Menschen auf Erden ihren Wandel (svam svam k'aritram lernen sollen[27]). Hierzu kommt nun zweitens: Hamilton[28]) theilt eine Sage mit, nach welcher Samba oder Samwa, Sohn des Krischnas' von der Dschamavati, eine Colonie Brahmanen in Magadha eingeführt habe; von da sei diese nach Kanjakubdscha entfernt, und von hier habe sie sich über ganz Indien verbreitet, indem sie neue Lehren einführte, insbesondere die von den Kasten. Alle gegenwärtigen Brahmanen, schließt er, stammen nach dem Urtheile der kenntnißreichsten Eingeborenen von dieser Colonie ab. Ist es zu gewagt, die Entfernung der Brahmanen aus Magadha mit Açokas'

21) *Hamilton* a. a. O. Taf. 8. 22) As. Res. XV, 20.

23) Vgl. *Turnour* in J. of Beng. 1837. Oct. p. 860. Dec. p. 1030. Ritter, Asien. IV, 1, 512. 571. 24) As. Res. a. a. O. Wenn mir das Original schon zu Gebote stände, würde ich hier manches fester, vielleicht auch anders, bestimmen können.

25) *Mânavadharmaç.* II, 17. 18. 26) Da diese Bestimmung sehr wichtig sein würde, so kann ich nicht umhin, hier die Frage aufzuwerfen, ob die Drischdavati vielleicht identisch ist mit dem heutigen Duruswatty, welcher durch die Residenz der Bhat'arca- (Bal'hara-) Dynastie Anuthwarra Puttun fließt und sich in den Meerbusen von Cutch ergießt. Da dies bloße Frage sein soll, so will ich hier weder das Für, noch das Wider erörtern. 27) a. a. O. 19. 20. 28) Genealogies p. 106 sq.

Einführung des Buddhismus, in Magadha insbesondere, und die Verbreitung des mit neuen Lehren, insbesondere dem Kastenwesen, ausgestatteten Brahmathums von Kanjakubdscha aus mit der Erzählung von Dschalokas' Einführung des Kastenwesens ꝛc. von ebendiesem Orte her in Verbindung zu setzen? Alsdann haben wir uns die Verhältnisse am wahrscheinlichsten so zu denken. Die hohe Toleranz, mit welcher der Buddhismus dem Brahmathum gegenübertrat, begründet theils in dem innersten Wesen desselben, der Milde, welche sich von seinem Grundprincip her ergießend, alle seine Formen durchdrang, theils wol auch durch die noch keineswegs untergrabene Stellung des Brahmathums geboten, gab den Brahmanen Muth, Gelegenheit und Zeit, sich von dem Schlage, der sie betroffen, wieder zu erholen, und da es auf sich selbst gewiesen war, auch Kraft, sich aus sich selbst zu regeneriren. Der Hauptsitz dieser Regeneration scheint eben Kanjakubdscha gewesen zu sein. Zu ihr lagen aber Elemente genug in der großen wissenschaftlichen Erbschaft, welche sich in der Brahmanenkaste von alter Zeit her angesammelt hatten. Wer es weiß, wie sehr die große Majorität der Menschen ihrer innersten Natur nach dem Althergebrachten zugethan ist, der wird es begreiflich finden, daß eigentlich noch die größte Macht auf Seiten des Brahmathums war, und dieses insbesondere nur dadurch in Schatten gedrängt war, daß die herrschende Familie der entgegengesetzten Religionspartei zugethan war. Bei der hohen Toleranz dieser Partei war aber keine wesentliche Gefahr zu befürchten, und es galt nur in dem sich nun erhebenden wissenschaftlichen Streit, welchem die Buddhistischen Herrscher ohne allen Zweifel völlige Freiheit ließen, die Oberhand zu gewinnen. Hierbei hatten aber, wie schon oben bemerkt, die Brahmanen Vortheile voraus, welche ihren endlichen Sieg in dem wesentlich Brahmanischen Indien selbst ohne die blutdürstige Verfolgung desselben herbeigeführt haben würden. Diese Vortheile mögen sie nun schon theils unter Asokas[29]; theils unter seinem zum Brahmathum zurückgekehrten Sohne G'alokas anzuwenden begonnen und so eine Reaction herbeigeführt haben, welche auf einer wissenschaftlichen Regeneration ihrer Dogmen und Institute basirt war. Mit dem Verstande, welcher dem Corporationsgeist eigen ist, dem Verstande, welcher nicht den Moment im Auge hat, sondern die späteste Zukunft, gaben sie den Zeitbedürfnissen nicht allein nicht im Entferntesten nach, sondern führten, wie ich fest überzeugt bin, mit wissenschaftlich dogmatischer Strenge alle alten Erinnerungen, welche schon längst verjährt sein mochten, wieder zurück, und bildeten sie, den grauenhaften Principien gemäß, die ihnen zu Grunde lagen, noch unmenschlicher durch. Ob sie es wußten, daß sie damit alle Hoffnung auf eine politische Zukunft Indiens, welche auf jeden Fall nur in der vom Buddhismus gepredigten harmonischen Einigung seiner ganzen Bevölkerung lag, bis zur Wurzel abtödten würden, wer mag das entscheiden? Das aber wußten sie gewiß, daß sie ihrer Kaste damit die höchste Stellung wieder erwerben und für lange Zeit feststellen würden, und was konnte ihnen ihres Vaterlandes Heil gegen das ihrer Kaste sein? Für die hier ausgesprochene Ansicht, daß der Anfang dieser Regeneration etwa in diese Zeit fällt, mache ich den Umstand geltend, daß nicht viel später die Brahmanische Literatur — mit Ausschluß der Veden, über die ich mir noch kein Urtheil erlaube — beginnt, und zwar mit der bedeutendsten Grundlage des ganzen Brahmathums, den Gesetzen des Manus, welche nach sicheren historischen Spuren etwa zwischen 200 und 100 v. Chr. von mir werden gesetzt werden. Doch wir kehren zu Sujaças zurück. Da er erst nach Eroberung von Kanjakubg'a das Brahmathum angenommen haben soll, so scheint hieraus geschlossen werden zu dürfen, daß er nicht gleich zu Anfang seiner Regierung den Buddhismus verließ. Auch spricht dafür der Umstand, daß er in den Buddhistischen Erinnerungen mit einem rein Buddhistischen Namen Dharmavardbhana (Vermehrer des Dharma)[29] fortgelebt zu haben scheint[30]. Sein Rücktritt zum Brahmathume war vielleicht durch Umstürzung der Denkmale des Buddhismus bezeichnet, welche sein Vater hatte errichten lassen. Wenigstens ist es gewiß, daß kurz nach ihrer Errichtung die Allahabadsäule wieder umgestürzt ward[31]. Doch wird von Dschalokas ausdrücklich bemerkt, daß er, obgleich strenger Siva-Verehrer, doch in der späteren Zeit seiner Regierung die Buddhisten nicht belästigte, sondern ihnen selbst Verwilligungen machte, ja sogar einen Tempel zu Ehren einer ihrer weiblichen Gottheiten baute[32]. Überhaupt scheint das ganze religiöse und sociale Leben Indiens der damaligen Zeit, in und kurz nach welcher die großartigen Buddhistischen Grottenwerke und die Anfänge der Brahmanischen Literatur fallen, als ein so hoch cultivirtes gedacht werden zu müssen, daß der Gedanke an blutige Verfolgung religiöser Überzeugungen noch nicht aufkommen konnte. Diese waren erst Ausgeburten einer viel spätern Zeit, als sich die Laien wieder vollständig unter die Vormundschaft der Priester gestellt hatten. Damals scheinen daher beide Religionsparteien ganz friedlich neben einander bestanden zu haben, mochte der Regent nun der einen oder der andern angehören. Bei den Brahmanen sammelte sich zwar der blutdürstige Haß; aber die Zeit, ihm freien Lauf zu lassen, war noch nicht gekommen. Die viel zu milden Buddhisten haben kaum diesen Haß, geschweige dessen Folgen vergolten. Diese Ansicht in Bezug auf das Verhältniß beider Religionsparteien in den ersten Jahrhunderten nach Asokas beruht einerseits auf der ungeheuern Menge der großartigen Buddhistischen Monumente, mit welchen Indien bedeckt ist, und welche eine, Jahrhunderte hindurch, ziemlich ungestörte und unbelästigte Lage der Buddhisten voraussetzen, andererseits auf der Art, wie in der Brahmanischen Literatur Gautama, der Buddha der Buddhisten dargestellt wird.

Die Kaschmirchronik schreibt dem Dschalokas ferner die Einführung der sieben hohen und 18 niedern Staatsämter zu[33]. Von Dschalokas als Nachfolger des Aso-

29) Chinesisch Fă i, vgl. Foë Kouë Ki p. 67. 30) a. a. O. vgl. Lassen, Zur Geschichte der griechischen ꝛc., S. 261. Anm. 31) Journ. of Beng. 1837. Nov. p. 963. 32) As. Res. XV, 21. 33) a. a. O.

kas und indischem Kaiser kann dies schwerlich richtig sein. Die Übereinstimmung mit der persischen Einrichtung, sowol in der Zahl der hohen Beamten als in der Benennung von mehren [34]) macht es im Gegentheil wahrscheinlich, daß diese Einrichtungen aus viel älterer Zeit herrühren, wo der Zusammenhang zwischen den östlichen und westlichen Ariern noch inniger war. Vielleicht hatte jedoch Aśoka in Folge der Annahme des Buddhismus, welcher dem politischen Einflusse der Kastenunterschiede ein Ende machte, auch Veränderung in dem Beamtenwesen eingeführt, welches alsdann Dschalokas wieder nach der alten, oder der von den Brahmanen von Kanjakubǵa vorgeschriebenen Form umänderte. Die kaschmirische Brahmanische Chronik schreibt Dschalokas eine lange und ruhmvolle Regierung zu, eine Angabe, welche man jedoch nicht so streng nehmen darf.

Der Bhagavat Purana läßt auf Śuśaśas, welchen wir mit Dschalokas identificirt haben, dessen Sohn Sangatas folgen [35]). Dieser folgt auch in der Tafel bei Wilford [36]); denn Sammati ist augenscheinlich nur, wie mehres an derselben Stelle, verlesen. Als anderer Name desselben Fürsten wird Bandu-pálita (wo Bandu wol wieder verlesen ist) angegeben. Allein der Scholiast zum Bhagavat Purana bemerkt aber, daß nach andern Quellen vor diesem Sangatas der König Daçarathas einzuschieben sei, und daß nur durch seine Hinzufügung die zehn Regenten herauskommen, welche unter dem Namen Maurjás Indien beherrschten [37]). Diesen Daśarathas hat nun an ebendieser Stelle zwischen Śuśaśas und Sangatas die Tafel bei Jones [38]). Seinen Namen haben auch die Tafeln bei Hamilton, aber an ungehöriger Stelle, nämlich noch vor Tschandraguptas [39]); Wilford's Tafel hat dagegen hinter Śalisúka (von dem sogleich) einen König Deva-Dharma, welchen die übrigen chronologischen Tafeln nicht kennen. Da nun, wie wir gleich sehen werden, Daśarathas wieder Buddhist ward, Dharma aber, wie schon mehrfach bemerkt, das eigentliche Schiboleth der Buddhisten war, und mehrfache Namen indischer Könige überaus gewöhnlich sind, so ist es wol keinem Zweifel unterworfen, daß dieser Deva-Dharma völlig identisch mit Daśarathas ist. Der Umstand, daß er Buddhist wiederum ward, erklärt, wie mir scheint, die erwähnten Eigenthümlichkeiten in Bezug seiner Aufführung in den Listen. Der Haß der Brahmanen, gesteigert durch die Oberhand, welche sie unter Śuśaśas erhalten hatten, und vermehrt dadurch, daß sie sie nach Daśarathas wieder gewonnen zu haben scheinen (vgl. weiterhin Śalisuka), scheint Daśarathas, den abtrünnigen Buddhisten, eigentlich ganz aus der Königsliste entfernt zu haben. Doch erhielt sich sein Name und die Nothwendigkeit, durch ihn die Zahl der zehn Maurjás zu erfüllen. Allein viele wußten nicht mehr die eigentlich ihm gebührende Stelle; daher wurde er in zwei Listen an verschiedenen Stellen eingeschoben, und nur in einer an der richtigen. Bestätigt ist seine Ansetzung jetzt vollständig durch die Entdeckung und Entzifferung der alten Inschriften von Buddha-Gaya [40]) in Behar, dem eigentlichen Sitz des Buddhismus. Hier finden sich in den Ruinen dieses besonders heiligen Wallfahrtsorts der Buddhisten [41]) zwei Grotten mit dem Namen des Daśarathas, welcher sich, wie sein Großvater (oder Vater, was ungewiß) Aśokas Devánam pije (sanskr. Devánàm prijó, Gottgeliebter; dies erklärt vielleicht das Deva in seinen andern Namen Deva-Dharma) nennt, und dadurch als eifrigen Buddhisten erweist, daß er sogleich nach seiner Königsweihe zwei Buddhistische Grotten anlegt [42]). In der kaschmirschen Chronik folgt auf Dschalokas Damodara, aber nicht ein Sohn von diesem, sondern ein König, über dessen Abkunft verschiedene Meinungen herrschten [43]). Wir dürfen ihn demnach nicht mit Daśarathas identificiren; allein ebenso wenig glaube ich, daß wir daraus folgern dürfen, daß unter Daśarathas Kaschmir vom großen indischen Kaiserthume getrennt sei. Die Kaschmir-Chronik ist für diese ältere Zeit aus sehr lückenhaften Fragmenten zusammengearbeitet. Aśokas scheint fast nur wegen der Einführung des Buddhismus, sowie Dschalokas wegen Wiedereinführung des Brahmathums in Erinnerung geblieben zu sein. Dann schreitet sie rasch bis zur Tatarenzeit im 1. Jahrh. nach Chr., und dazwischen hat sie nur diesen Damodara, von welchem ich weiterhin sprechen werde. Ich vermuthe daher, daß der größere Theil der Maurjás seit Aśokas in Kaschmir fortherrschte, allein die Erinnerungen daran verloren sind [44]). Haben wir Daśarathas mit Deva-Dharma mit Recht identificirt, so haben wir auch die Zeit seiner Regierung; er regierte sieben Jahre [45]), also von 219—212 v. Chr. [46]).

Ihm folgte, wie bemerkt, Sangatas oder Bandu (?) pálita, welcher neun Jahre regierte [47]); also von 212 v. Chr. bis 203. In seine Zeit fallen neue Erschütterungen mit dem syrischen Reiche. Die Familie des Theodot, des Gründers des baktrischen Reiches (256 v. Chr.) [48]), war vor 209 v. Chr. von Euthydemos, einem sehr kriegerischen Fürsten, vom Throne gestoßen [49]). Zwischen

34) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 81. S. 806. 35) Vgl. die Stelle bei *Frinsep* in Journ. of Beng. 1837. Aug. p. 677. *Hamilton*, Genealogies Taf. 8. 36) As. Res. IX. zu 116. 37) *Prins.* Journ. of Beng. a. a. O. 38) As. Res. II, 191. Trad. franç. 39) *Hamilton*, Genealogies. Taf. 8. 16. vgl. p. 64.

40) Vgl. *Hamilton*, Description of Hindostan I, 267 und Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. II, 60 sq. 41) Vgl. *Mahâw.* I. cb. 1. 2 und *Turnour*, Introd. XXIV. 42) J. of Beng. Aug. 1837. p. 676 sq. 43) As. Res. XV, 22. 44) Eine genauere Kritik der Kaschmirquellen würde hier zu weit führen: auch möchte ich sie, ohne daß das Original vor mir liegt, nicht wagen. Bis jetzt erkenne ich, daß den ältern Angaben eine sehr geringe Zahl von Daten zu Grunde liegt, welche oft verdoppelt und verdreifacht sind, um eine lange Geschichte zu erhalten. 45) *Wilford*, As. Res. IX. Taf. zu 116. 46) a. a. O. 47) a. a. O. 48) Lassen, Zur Geschichte der griechischen ꝛc. S. 220. 49) Lassen a. a. O. 222; Bayer (Historia regni Graecorr. Bactr. p. 68) bestimmt Euthydemos' Regierungsanfang ohne genügende Gründe auf 221 v. Chr. Wäre diese Annahme richtig, dann fielen zwei Jahre seiner Regierung noch mit der des Dschalokas zusammen. Dann könnte man *Strab.* XI. §. 2. p. 515 (vgl. Lassen a. a. O. 222 und 220) auf Einfälle von Euthydemos in das indische Gebiet beziehen, und die mlekʻchʻas, welche, nach der Kaschmir-Chronik, unter Dschalokas verjagt wurden, für seine Baktrier halten. Aber alle drei, dieser Annahme zu Grunde liegenden, Punkte sind ganz unsicher.

208—205 v. Chr. gerieth dieser in Mißhelligkeiten und Krieg mit Antiochus dem Großen. Er wurde besiegt und mußte alle seine Elefanten ausliefern. Sein Reich behielt er, insbesondere aus dem Grunde, damit es als Vormauer gegen die immer drohender werdenden Skythen diene. Nachdem dieser Krieg beendigt war, „stieg Antiochus über den Kaukasus hinab und kam in das indische Reich“ [50]). Hieraus können wir schließen, daß damals das indische Gebiet westlich vom Indus bis zu den Paropamisaten noch nicht eingebüßt war. Wenn unsere bisherige Entwickelung richtig war, so kann der damalige Kaiser von Indien kein anderer als Sangata gewesen sein. Bei den Griechen heißt er aber Sophagasenos, welches einem sanskritischen subhagasêna, ein glückliches Heer habend, entsprechen würde [51]). Es wird sich mit diesem Namen ähnlich, wie mit amitraghâta, dem Beinamen des Vârisâra, verhalten, und es liegt also in dieser Verschiedenheit kein Grund, ihn nicht für identisch mit Sangata zu halten. Mit einer imposanten Macht im indischen Reiche stehend, erneuerte, wie es heißt, Antiochus das Bündniß mit ihm [52]). Ob wir aus dem Ausdruck erneuern schließen dürfen, daß Antiochus mit demselben König schon früher einen Freundschaftsvertrag geschlossen hatte, oder ob er sich auf den ältern Vertrag des Asokas mit Antiochus Theos und dem zweifelhaften desselben mit Seleucus Kallinikos bezieht, können wir nicht entscheiden. In diesem erneuerten Vertrag erhielt Antiochus eine Anzahl Elefanten, Verpflegung seiner Truppen und Contributionen [53]). Sowol aus dem Einfall des Antiochus mit einer bedeutenden Armee, als aus den Bedingungen des Vertrags, können wir schließen, daß die Verhältnisse zwischen dem syrischen Reiche und Indien eine solche Gestalt angenommen hatten, daß sie eine feindliche Demonstration von jenem gegen dieses nothwendig machten. Ich erlaube mir folgende Vermuthung. Der kriegerische Euthydemos hatte die Zeit vor seinem Kriege mit Antiochus benutzt, um den König von Indien zu zwingen, sich mit ihm zu verbinden. Als Grund für diese Vermuthung ließe sich vielleicht anführen, daß Euthydemos im Besitz von Elefanten war. Denn diese konnte er nur von einem indischen König erhalten, da das Halten von Kriegselefanten in Indien ein Regal war. Vielleicht war in einem Vertrage mit dem baktrischen König sogar das Aufgeben des syrischen Bündnisses stipulirt. Als sich nun Antiochus näherte, wagte Sangatas (Sophagasenos), so lange sein furchtbarer Nachbar noch nicht gedemüthigt war, nicht, sich den Stipulationen des Vertrages zu entziehen. Dadurch zog er sich eine feindliche Armee ins Land. Sobald aber Euthydemos' vollständige Besiegung erkannt war, war er natürlich gern bereit, das alte Bündniß mit dem syrischen Reiche zu erneuern, um so mehr, da Antiochus sein ganzes Augenmerk auf den Westen gerichtet hatte, und den ganzen Heereszug nach dem Osten nur unternommen hatte, um sich bei den Unternehmungen, mit denen er sich trug, den Rücken zu decken, von dem unter der neuen Dynastie neu aufblühenden Reich Baktrien aber für Indien das Meiste zu fürchten war [54]). Das indische Reich zu schwächen konnte natürlich gar nicht in Antiochus' Politik liegen, da es ihm eben als ein Wächter gegen das aufstrebende und um sich greifende baktrische zu statten kam. Doch kann man es ihm nicht verdenken, wenn er seine kriegerische Demonstration gegen Indien dazu benutzte, um solche Vortheile aus Indien zu ziehen, welche es ihm gewähren konnte, ohne sich geschwächt zu fühlen.

Auf Sangatas folgt Câlicûka (wörtlich Reisachel) [55]); bei Willford hat er den Zunamen Indra pâlita (der von Indra Beschützte). Aus diesem letzteren schließe ich, daß er ein Anhänger des Bramathums war. Denn im Buddhistischen Pantheon sind die Brahmanischen Gottheiten viel zu unbedeutend. Er regierte 13 Jahre [56]); also von 203—190 v. Chr.

Der achte Fürst aus der Maurja-Dynastie heißt in allen Listen Sômaçarman (Mondglück). und regierte sieben Jahre [57]); also von 190—183 v. Chr.

Der neunte heißt Satadhanvas (wol eher Çatadhanvas, der mit 100 Bogen), und regierte acht Jahre [58]); also von 183—175 v. Chr.

Der zehnte und letzte der Maurja-Dynastie heißt Vrihadratha (der mit dem großen Wagen); ihm werden sieben Jahre als Regierungszeit gegeben, also eigentlich bis 168 v. Chr. Allein wir haben schon bemerkt, daß hierin eine Ungenauigkeit liegen muß, da die ganze Maurja-Dynastie nur 137, 139 oder 140 Jahre herrschte; also entweder von 312—175 oder 173 oder 172 (vgl. oben). Er wurde von seinem General Pushpamitra entsetzt [59]).

Wir haben somit die Geschichte der Maurja-Dynastie bis zu ihrem Sturz verfolgt, wir müssen etwas zurückgehen, um Begebenheiten anzuknüpfen, welche sich unter den letzten Königen derselben zu entwickeln begannen.

Noch während Euthydemos in Baktrien herrschte — also etwa nach 200 v. Chr. — eroberte sich dessen Sohn Demetrius ein großes Reich in Indien selbst [60]). Wie

50) ὑπερβαλὼν δὲ τὸν Καύκασον καὶ κατιὼν εἰς τὴν Ἰνδικὴν Polyb. Excerpt. XI, 32 (p. 651 ed. Casaub.). 51) Schlegel, Ind. Bibl. I, 208. 52) τήν τε φιλίαν ἀνενεώσατο τὴν πρὸς Σοφαγασήνου τὸν βασιλέα τῶν Ἰνδῶν. Polyb. a. a. O. 53) καὶ λαβὼν ἐλέφαντας, ὅσοις ἐγένοντο τοῖς ἀπαντας εἰς ἑκατὸν καὶ πεντήκοντα ἔτι δὲ σιτομετρήσας πάλιν ἐνταῦθα τὴν δύναμιν αὐτὸς μὲν ἀνέζευξε μετὰ τῆς στρατιᾶς, Ἀνδροσθένη δὲ τὸν Κυζικηνὸν ἐπὶ τῆς ἀνακομιδῆς ἀπέλιπε τῆς χώρης τῆς ὁμολογηθείσης αὐτῷ παρὰ τοῦ βασιλέως κ. a. a. O.

54) Vgl. Lassen, Pentap. 44, wo die Verhältnisse einigermaßen anders dargestellt sind, wie von mir, und Derselbe, Zur Geschichte der griechischen κ. S. 260 fg. 55) In allen Listen J. of Beng. 1837. Aug. 677. Jones, As. Res. II. Hamilton, Genealogies. Wilford, As. Res. IX. 56) As. Res. IX. Taf. zu S. 116. 57) a. a. O. 58) a. a. O. 59) Vgl. Hamilton Taf. 8. 16 und S. 14. Jones, Wilford a. a. O. Mit einem Werke will ich hier bemerken, daß sich diese und die folgenden Listen der Magadhaherrscher auch in Tod, Annals of Rajasthan I, 45. Tab. II. finden. In diesem dicken Buch findet sich aber keine Spur gesunder Kritik. 60) Justin. XLI. 6, 4. Strab. XI, p. 516. Lassen, Zur Geschichte der griechischen κ. S. 225 fg. G. B. Grotefend, Die Münzen der griechischen κ. Könige von

groß dieses Reich war, können wir nicht mehr bestimmen, doch wissen wir, daß er und Menander die griechische Herrschaft in Indien am weitesten ausdehnten [61]). Zwei Punkte, nämlich die Städtenamen *Δημητριάς* nach Demetrius selbst, und *Εὐθυδημία*, das alte Sagala am Hydaspes, nach Demetrius' Vater benannt [62]), beweisen, daß seine Herrschaft wenigstens von Arachosien bis zum Hydaspes reichte. Diese Ausdehnung war von Baktrien aus gewonnen. In diesem Falle liegt aber zwischen ihr und Baktrien Kaschmir, und es ist nicht glaublich, daß demjenigen, welcher sich im Süden von Kaschmir festgesetzt hatte, und über die Hilfsquellen des nördlich davon gelegenen Baktriens verfügen konnte, nicht auch am Ende dieses in der Mitte liegende Land Kaschmir zufiel. Nun haben wir schon oben bemerkt, daß die Kaschmirchronik mit Übergehung mehrer Maurjâs auf Dschalokas einen Fremdling, wie es scheint, Dâmôdaras, regieren läßt. Dieser Name klingt so ganz ähnlich, wie das griechische Demetrius, daß ich mich kaum enthalten kann, ihn für die sanskritische Form desselben zu halten. Mir ist dabei nicht unbekannt, daß Dâmôdara ein echt sanskritischer Name ist, allein derlei Umwandelungen von fremden Eigennamen in ähnliche bekannte finden sich in allen Sprachen.

Mit Sicherheit läßt sich nicht bestimmen, wann sich Demetrius in Indien festsetzte. Ich habe den Anfang seiner Regierung noch unter Euthydemos gesetzt, weil dieser schon Eroberungen im indischen Reiche begann [63]), und sich durch diese Annahme der Verlauf der Geschichte am besten zu erklären scheint. Euthydemos scheint die Fortsetzung seiner Eroberungen seinem Sohne Demetrius überlassen zu haben, und dieser gründete sich etwa in seinem 25. Jahre [64]) jenes, im Allgemeinen von Baktrien unabhängige Reich. Von da an — gegen 200 v. Chr. — mochten Vater und Sohn noch einige Zeit zugleich regiert haben. Dadurch wurden Demetrius' Augen zu sehr von seinem Erbreiche abgezogen. Dies machte es einem Heliokles möglich, sich, wahrscheinlich bei Euthydemos' Tod, des baktrischen Throns zu bemächtigen [65]). Umstände, die wir nicht kennen, wahrscheinlich Kriege im indischen Reiche, hinderten Demetrius, seine Waffen gegen diesen Usurpator zu wenden. Erst gegen dessen Nachfolger, Eukratides I., suchte er sein Erbrecht geltend zu machen, und zwar, nachdem dieser durch große Kriege sein Reich zwar erweitert, aber auch seine Kräfte geschwächt hatte. Dieser Krieg ward von Demetrius zuerst mit Glück geführt [66]). Plötzlich aber wendete sich das Glück so, daß Demetrius selbst sein indisches Reich einbüßte. Dieser Annahme nach hat Demetrius, welcher auch nur rex Indorum genannt wird, nie in Baktrien geherrscht [67]). Von jetzt an war Eukratides Herr von Baktrien und dem indischen Reiche zugleich; hier scheint er seine Eroberungen noch erweitert zu haben [68]). Die Zeit dieser Begebenheiten ist wieder unsicher: wahrscheinlich fallen sie um 170 v. Chr. [69]), also etwa mit dem Sturz der Maurjadynastie zusammen, zu welchem sie vielleicht auch beitrugen. Eukratides herrschte nur noch kurze Zeit nach dieser Begebenheit [70]). Auf seinem Rückmarsche wurde er von seinem Sohne und Mitkönig ermordet [71]). Dies war Heliokles II. [72]). Schon dieser, vielleicht wegen des Abscheus, den seine That erregte, scheint das große Reich seines Vaters nicht mehr in seinem ganzen Umfange haben behaupten zu können. Ihm folgte sein Sohn Eukratides II. [73]). Unter ihm scheint das baktrische Reich gestürzt zu sein, etwa um 140 v. Chr. [74]). Aber bis zu dieser Zeit bin hatten sich mehre kleinere griechische Reiche innerhalb des nordwestlichen Theils des indischen Reichs gebildet. Für die Kenntniß derselben haben wir fast nichts weiter, als die Münzen, welche insbesondere erst in letzterer Zeit entdeckt sind. Daß sie höchst unzureichend für genauere Bestimmungen sind, und nur, mit Ausnahme der Königsnamen, fast rein hypothetische Annahmen gewähren, versteht sich von selbst [75]). Das älteste griechische Reich scheint das des Agathokles zu sein; er, sowie sein Nachfolger Pantaleon, bedienen sich auf ihren Münzen [76]) nicht der kabulischen Schrift neben der griechischen, sondern der, welche wir die Palischrift jetzt nennen, weil sie in den ältesten Paliinschriften der Buddhisten gebraucht wird. Ihren Fundorten und Symbolen gemäß nimmt Lassen Nagara-Dionysopolis in der Nähe des Kabulstromes als Sitz ihrer Herrschaft an [77]). Einer der ältesten Herrscher — der Name macht es jedoch zweifelhaft, ob ein griechischer, oder vielleicht gar schon ein skythischer [78]) — muß, dem Münzgepräge nach zu urtheilen [79]), der gewesen sein, welcher sich in der griechischen Legende *Μαυρ*,

Baktrien und den Ländern am Indus S. 94 fg.; man kann auch *Bayer*, Hist. regn. Graec. Bact. 92 vergleichen.

61) *Strab.* a. a. O. 62) Vgl. *Bayer* a. a. O. p. 84. Grotefend a. a. O. 95. Lassen a. a. O. 231. 233. 63) Bayer a. a. O. 46. 64) a. a. O. 92. 65) Ihm gehört die Münze mit griechischer Inschrift bei Grotefend a. a. O. S. 30, nicht aber die mit kabulischer (s. weiter). Daß er der Vater von Eukratides war, ist durch eine jüngst entdeckte Münze (J. of Beng. 1838. Jul. Pl. XXVII. p. 638. vgl. G. G. A. 1839. St. 156. S. 1546) erwiesen. 66) *Justin.* XLI, 6, 4. Bayer a. a. O. S. 89.

67) Die Folgerungen aus seinen Münzen (*Raoul Rochette* Journ. des Savans 1834 oder Notice sur quelques médailles grecques inédites appartenant à des rois inconnus de la Bactriane et de l'Inde. Par. 1834) sind sehr unsicher. 68) *Strab.* XV, 1, 5. §. 686. 69) Lassen, Zur Geschichte der griechischen ꝛc. S. 242 fg. 70) Ihm gebührt daher nur ein Theil der Eukratidesmünzen, und noch keine mit kabulischer Schrift. Grotefend a. a. O. S. 16. Nr. 13—19. 71) *Justin.* XLI, 4, 5. 72) Ihm schreibe ich die ersten Münzen mit griechischer und kabulischer Schrift zu, ebenfalls erst jüngst entdeckt (J. of Beng. 1838. Jul. Pl. XXVII. nr. 7. 8. 73) Ihm schreibe ich die zweite Klasse der Eukratidesmünzen zu, unter denen mehre mit kabulischer Schrift (Grotefend a. a. O. S. 17. Nr. 20—30). 74) Lassen, Zur Geschichte ꝛc. 241. 240. 75) Diese Münzen haben eine reiche Literatur schon hervorgerufen. Man vgl. sie bei G. L. Grotefend a. a. O. S. 1—11 und bei Lassen a. a. O. S. 8 fg.; insbesondere 12. Dazu ist nun in letzterer Zeit Prinsep's Aufsatz im Journ. of Beng. 1838. Jul. 636—653 Additions to Bactrian numismatics and discovery of the Bactrian Alphabet gekommen (vgl. meine Anz. der neun letzten Hefte dieses Journals von 1838 in den G. G. A. 1839. St. 154 fg. S. 1529). 76) Bei Grotefend a. a. O. S. 28 fg. Nr. 99—104, insbesondere 103. 104. 77) Lassen a. a. O. 191. 263. 78) Nach C. O. Müller, G. G. A. 1838. S. 228. 79) Grotefend a. a. O. S. 66. 67.

in der kabulischen Maasa (Genitiv von einem Nominativ Maas) nennt [80]). Ob das Münzgepräge ein so sicheres Kennzeichen sei, wage ich, der ich von der Numismatik nichts verstehe, nicht zu entscheiden. Ich wäre, da der Name weder griechisch noch indisch zu sein scheint, und demnach wahrscheinlich ſthythisch ist, die Festsetzung der Skythen aber erst um 120 v. Chr. fällt, gern geneigt, diesen Maues viel später zu setzen. Da aber diese ganze Untersuchung die Numismatik als Hauptbasis hat, so darf ich mich gegen das Urtheil der Numismatiker nicht gradezu auflehnen. Das Reich des Agathokles und Pantaleon wird ebenfalls dem Münzgepräge gemäß, mit Demetrius gleichzeitig [81]), von Grotefend sogar noch früher gesetzt. In jenem Falle würde ihm wol Eukratides I., in diesem schon Demetrius ein Ende gemacht haben. Dann hätten wir anzunehmen, daß schon etwa um 200 v. Chr. unbedeutendere griechische Condottieri vielleicht, die Gelegenheit, wo das indische Reich zusammenzustürzen begann, benutzten, sich eigene kleine Fürstenthümer zu gründen, welche auf nichts als militairische Macht gestützt, der erste mächtigere Eroberer über den Haufen warf. Ein solcher — aber skythischer — Condottiere könnte auch Maues gewesen sein. Denn um 160 v. Chr. treten die die Skythen schon auf. Grotefend setzt ihn zweifelnd um 180 v. Chr. und weiſt sein Reich nach Arachosien. Daß er diesseit des Indus geherrscht, macht die kabulische Schrift wahrscheinlich. Diese drei Könige würden also nicht unwahrscheinlich vor 170 v. Chr. zu setzen sein. Die folgenden Reiche dagegen scheinen erſt nach dieser Zeit entstanden zu sein, vielleicht, wie bemerkt, durch den Haß und Abſcheu, welchen Heliokles' That hervorrief. Zunächst ist hier das Reich des Antimachus und seines Nachfolgers Philorenus [82]) zu erwähnen. Lassen setzt dasselbe ohne sichere Gründe [83]) nach Drangiana. Ein anderes Reich beherrſchte Antialkidas und sein Nachfolger Lysias [84]). Der Sitz ihres Reiches ist, den Fundorten der Münzen nach zu urtheilen, in Kabulistan [85]). An diese schließen sich die Münzen des Diomedes [86]) und die große Masse der Hermäosmünzen, von denen viele erst zwischen 129 — 123 v. Chr. fallen [87]). Grotefend nimmt daher, ohne Zweifel mit Recht, mehre Könige mit dem Namen Hermäos an, scheint ihrem Reiche jedoch einen zu langen Bestand zu geben [88]). Der Fundort dieser Münzen ist Beghram [89]); der Regierungssitz daher nach Grotefend nicht unwahrscheinlich Alexandria ad Caucasum [90]), welches um 157 v. Chr. als große Griechenstadt mit herrschendem Buddhismus im Mahâwanso erwähnt wird [91]). Ein drittes Reich ist das des Archerios [92]) und seines Nachfolgers Amyntas [93]). Lassen betrachtet sie als Nachfolger des Lysias [94]); Grotefend mit mehr Recht als Vorgänger der Königin Agathokleia [95]). Der Fundort weiſt den Sitz ihres Reiches östlich vom Indus [96]). Hätte diese Königin über die nördlichen Pândyâs (uttara Pândyâs im Sanſkrit) geherrscht, welche von Frauen nur regiert wurden? [97]). Dann wäre ihr Reich am Hydaspes gewesen, wohin Ptolemäus die Pandover setzt.

In Indien selbſt hatte sich aber während dessen, etwa nach 160 v. Chr. [98]), ein mächtiges Reich unter einem kühnen Eroberer Menandros gebildet. Er und Demetrius waren es, welche, wie schon bemerkt, am weitesten von allen Griechen in Indien eingedrungen waren. Als Grenzpunkte der gemachten Eroberungen werden die Jamuna, Pattalene, Surashtra und Sigertis angegeben [99]). Von der Zeit, wo in der Gegend von Pattalene ein mächtiges griechisches Reich bestand, haben sich auch in den indischen Schriften Erinnerungen erhalten. Denn in der Sage vom Kampfe des Jarasandha und Krishna ist der mächtige Griechenkönig (Yavanâdhipa) Herr von maru oder muru und Naraca. Maru bezeichnet den Strich am Indus [1]), und Naraca, völlig gleichbedeutend mit dem Worte Pâtâla (Hölle), woraus Pattalene von den occidentalischen Völkern gemacht wurde, ist ohne Zweifel nur ein anderer Name für Pattalene. In den Puranen (Vayu-Purana?) werden die Yavanâs (Griechen am Indus gleich südlich von den Gandharern erwähnt [2]). Dies Reich des Menander scheint südlich bis Barygaza gereicht zu haben und hatte einen höchst bedeutenden Umfang. Für Letzteres spricht einerseits die große Menge seiner Münzen [3]) und andererseits deren Fundorte in Beghram, in Agra, an der Jamuna und bei Mathura [4]). Die östliche (bis fast zum Ganges) und die westliche (bis wenigstens diesseit des Indus) [5]) Ausdeh-

80) Münze bei Grotefend a. a. O. 41. Lassen 185; eine mit entſchieden kabulischer Schrift ist erst jüngſt entdeckt. Journ. of Beng. 1838. Pl. XXVIII. nr. 11. 81) Lassen S. 262. 82) Grotefend S. 112. 83) Vgl. die Münzen bei Grotefend a. a. O. S. 19. Nr. 31—35, wozu eine beſt erhaltene im Journ. of Beng. Jul. 1838. Pl. XXVIII, 12. Vgl. auch Lassen 194. 196. 265. Grotefend 106. 107. 84) Münzen des Antialkidas. Grotefend S. 21. Nr. 36—41, wozu Journ. of Beng. Pl. XXVIII, 3; des Lysias Grotefend S. 22. Nr. 42, wozu Journ. of Beng. a. a. O. Nr. 4. 10. 85) Lassen 197. 198. 265. 86) Grotefend S. 109; seine Münze S. 26. Nr. 88. Lassen S. 205 fg. 87) Lassen 205; diese Münzen bei Grotefend S. 27. Nr. 90—98. 88) Grotefend S. 112. 89) Lassen 202. 204. 90) Vgl. jedoch Anm. 5 der folgenden Spalte.

91) *Mahâwanso* I, 171. 92) Grotefend S. 87. Anm.; Münzen ebend. S. 91. Nr. 43. 44. 93) Grotefend S. 21. Nr. 45. S. 104. 94) Lassen 266. 95) Grotefend a. a. O. und 112; Münze der Königin Agathokleia bei Grotefend S. 27. Nr. 89. Der Revers scheint in kabulischer Schrift den Namen des Königs zu enthalten. Lassen liest ihn Mikónidó (was jetzt nach Entdeckung des wahren Werthes des schließenden Buchſtabens Mikónidasa wäre; die Lesung scheint jedoch noch sehr zweifelhaft). 96) Lassen S. 199. 203. 97) *Plin.* II. N. VI, 23 (20); As. Res. VIII, 348. vgl. weiterhin. 98) Grotefend S. 96. 99) Strab. bei Lassen 231. vgl. Pentapotamia p. 51, wegen Surashtra vgl. man Journ. of Beng. 1837. Mai. p. 390; 1837. Sept. p. 835; über Sigertis Lassen a. a. O. 231; er glaubt, es müſſe die Küſte um Barygaza sein, entſprechend etwa einem ſanſkritischen Çrigarta, welcher Name im Sanſkrit mir noch nicht vorgekommen ist; früher identificirte er Sigertis mit ſanſkritiſch Trigarta (vgl. Pentap. 52).

1) *Wilson* in As. Res. XV, 103. 2) As. Res. VIII, 336. 3) Grotefend S. 21. Nr. 46—70. vgl. Journ. of Beng. 1838. Jul. Pl. XXVIII. nr. 5. 6. 4) Lassen 200. 5) In Beziehung auf die Westgrenze kommen wir in Collision mit dem eben dem Antialkidas und seinen Nachfolgern in Alexandria ad Cauc. angewieſenen Reiche. Es ist hier meiner Ansicht nach alles zweifelhaft. Dafür, daß der Hauptſitz des

nung ist daher wenigstens annäherungsweise bestimmt. Im Norden scheint selbst Kaschmir dazu gehört zu haben. Denn in dessen Geschichte wird, wie schon bemerkt, von der Maurjadynastie bis zur Skythenherrschaft nur Dâmôdara erwähnt, in welchem wir Demetrius erkennen zu dürfen glaubten. Wie nun aber mehre Herrscher der Maurjadynastie übergangen sind, so müssen auch mehre zwischen Dâmôdara und den Skythen liegende übergangen sein. Dies können nur der Eroberer des Reiches von Demetrius, Eukratides I., Heliokles II., Eukratides II. sein, wenn alle diese drei baktrischen Könige noch im Besitze des indischen Theils von Demetrius' Reich blieben. Unter dem letzten und vorletzten wird sich alsdann Menander desselben bemächtigt haben, und, mit Abzug der erwähnten kleinern Reiche, es in seiner ganzen früheren Ausdehnung besessen und noch nach Süden und Osten erweitert haben. Die südliche Grenze dieses Reiches östlich vom Indus wird man im Allgemeinen durch eine von Beroach (Barygaza) aus nordöstlich gezogene Linie bestimmen dürfen. Dieses griechische Reich erstreckt sich demnach etwa vom 34° bis 22° n. Br. und fast von 65° bis 75° ö. L.; nach Abzug der innerhalb dieses Bezirks wahrscheinlich nicht dazu gehörigen Länder bliebe immer wol noch ein Umfang von 20,000 □Meilen. Aus dem Gepräge der Münzen schließen die Numismatiker, daß Apollodotos ein Sohn des Menander war [6]). Grotefend hält ihn aus demselben Grunde für den letzten griechischen König in Indien [7]). Ich wage nicht, mich gradezu gegen die numismatischen Autoritäten aufzulehnen [8]), doch darf ich nicht umhin, zu bemerken, daß der Verfasser des Periplus des rothen Meeres, welcher Menander und Apollodotos erwähnt, letzteren vor ersteren setzt [9]).

Das eigentlich indische Reich war durch diese Vorgänge wieder sehr beschränkt. Solch eine äußere Beschränkung konnte natürlich nicht verfehlen, auch seine innere Macht sehr zu schwächen. Wir glaubten schon darin einen Grund zu erkennen, welcher wenigstens zum Sturz der Maurjadynastie mitwirkte. Aber der Wechsel der Dynastie mußte andererseits auch dazu beitragen, neue Umwandlungen in den indischen Staatsverhältnissen herbeizuführen. Eine so gewaltsame Umänderung konnte schon an und für sich nicht allen den alten Fürstenhäusern zusagen, welche in Abhängigkeit von den Maurjâs gestanden hatten, und wenn, wie dies höchst wahrscheinlich ist, die letzten derselben durch äußere Angriffe und inneres Versinken, wie es die Dynastien des Orients gewöhnlich betraf, schon an Kraft und Macht verloren hatten, so konnten jene in diesen Vorgängen eine Gelegenheit erblicken, sich wieder unabhängig zu machen. Es werden nun zwar in den indischen Königslisten als Nachfolger der Maurjâs in der Herrschaft über Indien die Nachkommen des Pushpamitra unter dem Namen Sungas aufgeführt, allein wir haben ziemlich sichere Zeugnisse, daß ihre Herrschaft keineswegs den Grad der Intensität hatte, wie die der früheren Maurjâs. Ich glaube darum, daß sich mit dem Sturz der Maurjâs das große indische Reich wiederum in eine Menge kleinerer Reiche auflöste, welche die Präponderanz der in Pataliputra herrschenden Dynastie vielleicht gar nicht, oder höchstens nur sehr dem Namen nach, anerkannten. So waren nach Buddhistischen Quellen die Herrscher von Kalinga zur Zeit, wo Gautama Buddha starb, unabhängig [10]). Die damals folgenden Könige waren Buddhisten, später trat ein Schwanken zwischen Brahmathum und Buddhismus ein. Unter der Herrschaft der Maurjâs mußten diese Herrscher in Abhängigkeit gerathen sein. Doch erscheint in einer sehr alten Inschrift, welche eher älter, schwerlich viel jünger als Açokas (263—227 v. Chr.) ist, die Königsfamilie von Kalinga [11]); in einer etwa mit dieser gleichzeitigen [12]) wird ein mahârâg'a (Großkönig) Vira erwähnt, und in einer der Schrift nach etwa um 50 Jahre nach Dasarathas (219—212 v. Chr.) [13]), also etwa um 170 v. Chr. (die Zeit des Sturzes der Maurjâs), erscheint ein Großkönig Aira (dieses ist der Eigenname [vgl. den ähnlichen Ailabila oder Airavîra [14]], und Prinsep's übrige Vermuthungen sind abzuweisen) [15]). Der Name Kalinga ist noch jetzt im Gebrauche für die Küste von Cuttack bis zum Chilkasee [16]); in den Puranen bezeichnet er aber das ganze Küstenland von Cuttack bis Madraß [17]). Aira erzählt von sich, er habe den Grottenbau, welcher seine Inschrift trägt, veranstaltet. Bis zum 15. Jahre habe er sich an Kinderspielen ergötzt, dann habe er sich neun Jahre mit Schreiben, Grammatik, Rechnen, Navigationswissenschaft, Handelslehre und Recht beschäftigt, im 24. Jahre sei er (nach einem Siege (?) [18]) zum Großkönige gesalbt. Er habe sich zuerst dem Brahmathum zugewandt, später sei er zum Buddhismus übergetreten. Aus einer Stelle scheint zu folgen, daß er Benares besaß, und in einer andern erwähnt er Kriege mit benachbarten Fürsten, wo jedoch nur das Wort Saurase, gewiß Çaurasena (Çûrasena oder Mathura), zu erkennen ist. Vorzüglich aus letzterem Umstand können wir schließen, daß um diese Zeit sowol das Reich Ka-

Menandrischen Reiches (trotz seiner großen Ausdehnung auf der Ostseite des Indus) auf der Westseite dieses Flusses war, spricht der Umstand, daß er kabulische, und nicht Pâlischrift gebraucht.

6) Raoul Rochette bei Lassen 202. Grotefend 108.
7) Grotefend 109. 8) Doch erlaube ich mir die Ansicht auszusprechen, daß man die Münzen griechischer Könige in Ländern, welche so fern vom eigentlichen Focus hellenischer Bildung liegen, doch nicht ganz nach Gesetzen beurtheilen dürfe, deren Gültigkeit für westliche Länder ich nicht abstreiten mag. Wie selten mußten in Indien z. B. gute Stempelschneider sein? 9) *Arr. Hegand. c. Lengg. Sud.* 13.

10) Vgl. *Turnour* in J. of Beng. Oct. 1837. p. 860 sq. vgl. Dec. p. 1085. 11) Ebend. 1837. Dec. Pl. LIV. nr. 8. vgl. p. 1074. 12) Ebend. nr. 6. 13) ebend. Pl. LVIII. p. 1087 sq. 14) *Hamilton*, Genealogies, p. 70. Der früher erwähnte König von Kalinga hieß Mira; wäre er vielleicht derselbe mit Aira, und dessen voller Name, wie hier Airavira? Die Verschiedenheiten der alten Pâlischrift sind nicht so groß, daß man kürzere Zeitbestimmungen mit Sicherheit daraus entnehmen könnte. 15) Prinsep a. a. O. S. 1085. 16) a. a. O. 1086. 17) *H. H. Wilson*, Sanscrit Dictionary u. d. W. Kalinga. Nach andern weiterhin zu erwähnenden Stellen bezeichnete Kalinga einst in der weitesten Ausdehnung die ganze Küstenstrecke von Madraß bis zu der östlichsten Gangesmündung. Vgl. auch S. 56. Anm. 84. 18) In dieser Stelle ist mir noch Manches dunkel.

linga als Surasena wieder unabhängig war, und beide finden wir auch in der ersten Hälfte des 1. Jahrh. n. Chr. so. In den ersten Jahrhunderten n. Chr. finden wir ferner die alte Dynastie, welche vor Tschandraguptas in Surashtra geherrscht hatte, wieder mächtig, später die die oligarchische Familie der Litschtschhawi, aus welcher ein Zweig einst die Präponderanz in Indien gehabt zu haben scheint. Die Anfänge dieser Befreiung von der Präponderanz einer Dynastie glaube ich, wie gesagt, in und zunächst nach der Zeit des Sturzes der Maurjas setzen zu dürfen.

Von Pushpamitra, dem ersten der Sungas, werden wiederum bei Jones [19]) und Hamilton [20]) und Wilford [21]) zehn Könige gerechnet. Jene geben ihnen zusammen 110 Jahre. Dieser weicht mehrfach etwas ab. Da die indische Geschichte aus dieser und der lange folgenden Zeit uns nur aus Brahmanischen Quellen bis jetzt zugänglich ist, so beginnt sie wieder viel dunkler zu werden. Ich wage daher noch kein Urtheil darüber, und beschränke mich nur darauf, die Namen hierher zu setzen.

Jones.	Hamilton (Bh. P.)	Hamilton (V. L.)	Wilford.	Regierungsjahre nach Wilford [22]).
1) Pushpamitra	Pushpamitra	ausgelassen	Pushpamitra	36
2) Agnimitra	Agnimitra	Agnimitra	Agnimitra	2
3) Sujyeshta	Sujyeshta	ausgelassen	Sujyashta [23])	7
4) Vasumitra	Vasumitra	Vasumitra	Vasumitra	10
5) Abhdraca	Bhadraca	Madraca [24])	Bhadraca	2
6) Pulind'a	Pulind'a	Pulind'a	Pulinda	3
7) Ghôsha	Gosa	ausgelassen	Ghôsha	3
8) Vajramitra	Vajramanitra	ausgelassen	Vieramitra	14
9) Bhâgavata	Bhagawata	ausgelassen	Bhagavata	32
10) Devabhuti	Dewabhati	Dewabhuti	Dewabhuti	10
Zusammen 110	110	110	119	119.

Die Differenz zwischen Wilford's speciellen Angaben der Regierungszeit und den allgemeinen der übrigen ist nicht sehr groß, und an und für sich klingen jene gar nicht unwahrscheinlich. Von Wilford differirt nur um ein Jahr Mafoudi, welcher der auf die Phoordynastie folgenden den Namen Dabschelim und eine Zeit von 120 Jahren gibt [25]). Die vielen nur sehr kurze Zeit regierenden Könige würden einen sehr verwirrten Zustand der Regierung vermuthen lassen. Mit den Daten über die Regierungsdauer der Maurjadynastie in Verbindung gebracht, würden die Sungas entweder von 175 oder 173 oder 172 v. Chr. bis entweder 65 oder 63 oder 62 oder 56 oder 54 oder 53 geherrscht haben. Hier muß ich nun das Zusammentreffen der vierten Angabe 56 mit der Ära des Vikramaditja hervorheben. Noch erlaubt uns der Zustand unserer Kenntniß der indischen Geschichtsquellen nicht zu entscheiden, ob wir in diesem fast zu genau zu nennenden Zusammentreffen einen Beweis für die Richtigkeit der Angaben, welche Wilford vorlagen, sehen dürfen, oder ein Zeugniß für eine procrustesartig die indische Chronologie zurechtziehende Betrügerei [26]).

Während des Fortgangs dieser Periode waren in den Ländern, welche, wie schon bemerkt, durch griechische Fürsten der indischen Monarchie entzogen waren, wiederum neue Veränderungen vorgegangen, welche auch deren Herrschaft ein Ende machten. Um 163 v. Chr. [27]) wandten sich die Yue-tchi, ein innerasiatisches Nomadenvolk, verdrängt durch die Hioungnu, vom obern Hoangho aus theils südlich nach Kleintibet, theils westlich nach den Ländern jenseit des Jarartes. Die Letztern, die großen Yuetchi genannt, stoßen in ihrem neuen Lande auf ein, ebenfalls skythisches, Nomadenvolk, Szu oder Sai, Se genannt. Dieses wird zunächst weiter westwärts gedrängt. Allein es folgen neue Nomadenvölker, verdrängen die Yue-tchi aus ihren neuen Sitzen, und diese wiederum nöthigen die Szu, sich nach Süden zu ziehen. Sie bemächtigen sich des Landes Kipin, welches wol mit Recht an den Quellen des Kophen westlich von Kabul gesetzt werden mag [28]). Die nachrückenden Yuetchi setzen sich in Tahia (*Ta'a*) fest. Dieses geschah im J. 126 v. Chr. [29]), und ist der bekannte Einbruch der Saker und Tocharer in das baktrische Reich. Es ist keine Frage, daß der chinesische Name Szu nichts als eine Curruption eines skythischen Wortes ist, welches wahrscheinlich minder verderbt bei den Indern çaka und bei den Classikern des Occidents, ganz damit

19) *Jones* in As. Res. II, 192. (Trad. franç.) 20) *Hamilton* Taf. 8 aus Bhagav.-Pur. und Taf. 16 aus Vança-Lat'a, wo nicht so genau. 21) As. Res. IX, Taf. zu 116. 22) Wilford hat, da er drei Quellen für die Regierungsjahre vor sich hatte, bisweilen Verschiedenheiten; ich führe nur die kleinste Zahl an. 23) Ein Lesefehler, wie in Wilford's Tafel mehrfach. 24) Lesefehler; der Name scheint Bhadraca allenthalben heißen zu müssen. 25) Vgl. Journ. of Beng. 1838. July. p. 650. As. Res. IX, 181. 26) Hier muß ich eine Bemerkung machen, welche vielleicht für spätere Untersuchungen dienen kann. Mehre der Könige aus dieser Dynastie haben einen Namen, welcher auf Mitra schließt, und mehre Münzen existiren, auf welche der Königsname ebenso schließt (Journ. of Beng. 1837. April. p. 298). Die Frage entsteht, ob sie dieser Dynastie angehören.

27) Vgl. für das Folgende Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige u. s. w., S. 249 und die daselbst angeführten Stellen; außerdem *Ab. Rémusat*, Nouv. Mel. Asiat. I, 205 fg., insbes. 220, und Neumann in den Münchener Gel. Anz. 1839. Nr. 26. S. 214 aus Heou Hanschu. 28) Lassen a. a. O. 154 u. 252. 29) Nach chinesischen Berichten bei Lassen S. 250.

übereinstimmend, Saca lautet. Als sich diese Saker in der Nähe des Indus zeigten, scheinen die dortigen griechischen Reiche schon so geschwächt gewesen zu sein, daß sie schwerlich diesen Eindringlingen einen kräftigen Widerstand entgegensetzen konnten. Die Sympathien des eigentlichen Volkes hatten sie schwerlich für sich, und mit Soldtruppen konnten sie den kriegsgeübten Hirtenvölkern nicht gewachsen sein. Schon diese Betrachtung und die vielfach eintretenden Analogien bei den spätern Eroberungszügen der Nomaden machen es wahrscheinlich, daß die Saker sogleich, oder kurze Zeit, nachdem sie diesen Gegenden nahe gekommen waren, sich der ganzen Masse der zersplitterten und ohnmächtigen Reiche bemächtigten [30]). Um diese Zeit scheinen sie das große Reich gebildet zu haben, dessen Bestand man aus den Münzen, welche den Namen Azes und Azilises führen, erkennt. Es umfaßte, wie man aus den Symbolen auf den Münzen schließt, Baktrien, Kabulistan, die Indusländer, die Pentapotamie und einen großen Theil des jetzigen Radschputana, also die ganze Ausdehnung des Menandrischen Reichs, die griechischen Reiche im Westen des Indus und Baktrien. Hiermit war der griechischen Herrschaft in diesem fernen Osten ein Ende gemacht, und es zeigt sich ferner keine Spur derselben. Von dieser Zeit an wird auch der Einfluß griechischer Bildung auf Indien zu Ende gegangen sein. Die Berührung mit griechischer Cultur hatte mit Tschandraguptas begonnen (etwa 305 v. Chr.) und bis gegen 126 ununterbrochen fortgedauert. Daß sie überaus bedeutungsvoll für Indien war, beweist die indische Astronomie, welche ganz den Griechen entlehnt ist [31]), und die indische Kunst, bei der sich griechischer Einfluß unverkennbar zeigt [32]). Wie aber bei diesen beiden Culturelementen griechische Lehrer mit Entschiedenheit anzuerkennen sind, so werden die Griechen auch in andern Zweigen des höhern Lebens in Indien von hoher Einwirkung gewesen sein. Daß man griechische Weisheit sehr hoch schätzte, zeigen eine Menge Stellen in den indischen Schriften [33]), und wir wissen, daß sich Tschandraguptas' Sohn von Antiochus einen Weisen erbat [34]). Wir werden nun sehen, daß sich die Hauptwerke der Sanskritliteratur grade in dieser Zeit der Berührung mit griechischer Cultur zu bilden begannen, und ich bin daher der Überzeugung, daß letztere, wie um dieselbe Zeit in Westen auf Rom, so auch hier im entferntesten Osten auf Indien wirkte.

Den Anfang des skythischen Reiches setzt Lassen [35]) hypothetisch 116 v. Chr. Die Verschiedenheit in den Azes-Münzen bewegen Grotefend, mehre, mit dem Namen Azes bezeichnete, Könige anzunehmen [36]). Von diesem großen Reiche der Saker an beiden Seiten des Indus und tief in Indien hinein scheint sich später ein kleineres Reich in Kipin abgelöst zu haben, welches allein den Chinesen bekannt ward und mit welchem sie in Handelsverbindung standen [37]). Solche Barbarenreiche konnten, wenn sie nicht die geistige Macht des von ihnen bewältigten Volkes in sich aufnahmen und so sich mit demselben amalgamirten, keinen festen Fuß fassen. Der geringste Stoß mußte sie, sobald sie von den Lassern einer höhern Cultur angesteckt waren, ohne ihrer Vorzüge theilhaftig zu werden, zu Boden strecken. Dieses scheint auch etwa nach 60 Jahren mit dem großen Sakerreiche geschehen zu sein. Die Stöße, welche es vernichteten, traten von zwei Seiten ein. Die Yue-tchi hatten, aus fünf Horden bestehend, ihre neuen Besitzungen unter sich vertheilt. Etwa 100 Jahre nach dem ersten Einfalle [38]) (also etwa 63 v. Chr.) vereinigte der König von einer derselben von Kuweischuang Khi eou thseou ihi alle übrigen unter sich, und eroberte Nipan si Kav fu (Kabul), In ta (Han tha bei Lassen) und Kipin, vernichtete also theilweise die Oberherrschaft der Saker im Westen des Indus. Er soll 80 Jahre alt gestorben sein, also angenommen, daß er etwa 25 Jahre alt zur Regierung kam, zwischen 30 und 20 v. Chr. Diese Schwächung des Sakerreiches im Westen war ohne Zweifel auch auf Indien von Einfluß, und führte auch hier die Vernichtung desselben herbei. Denn im J. 56 v. Chr. beginnt die allgemeinste Ära der Inder, çâkâbda das Sakerjahr, und diese soll wegen der Verjagung der Saker durch Vicramâditja eingesetzt sein [39]). Allein diese Ära ist auch fast das einzige sichere historische Zeugniß über diesen indischen König, alles Übrige, was sich über ihn berichtet findet, ist so ganz in Mährchen und Legenden aufgegangen, daß es wol zeigt, daß Vikramaditja, der Sakerfeind, wie er genannt wird [40]), ein Hauptglanzpunkt der indischen Geschichte war, aber bis jetzt fast völlig unmöglich macht, über seine Geschichte zu einiger Sicherheit zu gelangen [41]). Noch mehr erschwert wird ein solcher Versuch dadurch, daß Vicramâditja fast in dieses berühmtesten Fürsten Zeit fast ein Titel ward, welchen bedeutendere fürstliche Persönlichkeiten später entweder selbst annahmen, oder aus Schmeichelei erhielten [42]). Sein eigentliches Erbreich war Malwa; seine Residenz

30) Vgl. auch noch andere Gründe für diese Annahme bei Lassen S. 273; ganz entscheidende Beweise gibt es bis jetzt nicht dafür. 31) Vgl. Wissenschaft. 32) Vgl. Kunst. 33) Vgl. einige bei *Whish* in Transactions of the litterary Society of Madras. I. p. 70 sq. 34) *Athenaeus* XIV, 67. 35) a. a. O. S. 283. 36) Grotefend. S. 31. Nr. 110—151, die letztere hat auf der einen Seite in griechischer Schrift Azou, auf der andern in kabulischer Azilishasa (Azilises): von Azilises Nr. 152—155; hierzu füge man Journ. of Beng. T. IV. (1835.) pl. XXI. Nr. 8 und dess. Duplum ebend. VII. (1838.) pl. XXVIII. Nr. 9; ferner ebend. Nr. 17.

37) Lassen a. a. O. S. 253. 38) Ich folge hier Neumann (Münch. Gel. Anz. Nr. 26. S. 214), indem ich voraussetze, daß er, der die Abweichungen der frühern Mittheilungen aus den chinesischen Quellen in Bezug auf diese Zeitbestimmung (vgl. Lassen a. a. O. S. 255 fg.) doch wol kennen mußte, hier mit besonderer Sorgfalt verfuhr. Auch reimt sich seine Angabe am besten mit dem übrigen Verfolge der Begebenheiten, und wird bestätigt durch den Krieg der Skythen mit den Parthern um 40 v. Chr. (vgl. Lassen S. 257). 39) Vgl. *Colebrooke*, Indian Algebra (Lond. 1817). p. XLIII. As. Res. I. p. 6. (Trad. fr.) 40) In der Kaschmirchronik Râg. Tar. II. 5. III. 125 (nach Lassen, Zur Geschichte, S. 278), und in der Inschrift von Mungir (Mudgagiri) in As. Res. I. p. 64. (Trad. fr.) 41) Wilford's Essay IV on Vicramaditya and Salivahana u. s. w. in As. Res. IX. 117 sq. 42) *Prinsep* in Journ. of Beng. 1838. July. p. 651 und um nur ein Beispiel zu erwähnen, vgl. man Sîladitja aus der Bhatarca (Bathara)-Dynastie (ebend. Novemb. p. 967).

war Ug'g'ajini (Dzene) und blieb es auch [43]), als er sich seine Präponderanz in Indien erworben hatte; dieses mag der Grund sein, weswegen er nicht in den indischen Kaiserlisten erscheint; denn diese scheinen sich auf die in Magadha herrschenden Dynastien vorzüglich zu beziehen. Doch läge noch ein triftigerer Grund darin, wenn das wahr wäre, was die Dschainas behaupten, nämlich, daß Vikramaditja ein Buddhist gewesen sei [44]). Daß er in den vielen Mährchen von ihm als eifriger Verehrer der Durga oder Devi erscheint, würde dagegen nicht geltend gemacht werden können. Die Sage läßt ihn Dakschin'apatha (hier wol im weitern Sinne ganz Dekhan), Madhjadeça (das Land zwischen dem Himalaya und Vindhja und den beiden Meeren), Kaschmir, Surashtra und die Länder in Osten des Ganges erobern [45]), und wenn, was die Ära nicht bezweifeln läßt [46]), er die Saker wirklich vertrieb, so liegt hierin schwerlich eine Übertreibung, da ihm nach einem solchen Siege diese Länder fast von selbst zufallen mußten. Dies bestätigt auch die Kaschmirchronik [47]), welche ihn als König von Kaschmir einen Brahmanen, Mätrigupta, einsetzen läßt [48]). Unter Vicramäditja scheint das indische Reich im Westen also wieder bis zum Indus ausgedehnt gewesen zu sein. Seine Regierungszeit wird in den indischen Überlieferungen als die eigentliche Blüthezeit indischer Wissenschaft und Kunst angesehen, und wenn unsere Ansicht über die Regeneration des Brahmathums und die damit zusammenhängende Entwickelung der Sanskritliteratur richtig ist, so ist diesen Überlieferungen im Allgemeinen wenigstens Glauben zu schenken. An seinem Hofe sollen die sogenannten neun Edelsteine gelebt haben, die vorzüglichsten der Ärzte, Astronomen, Dichter ꝛc. [49]).

Dieser glücklichere Zustand Indiens scheint wiederum nur von kurzer Zeit gewesen zu sein. Dem früher erwähnten Könige der Yue-tchi, Khieoutsieouhi, folgte etwa zwischen 30—20 v. Chr. sein Sohn Yenkaotchin. Dieser eroberte mit der vereinigten Macht der Yue-tchi Tientschu (Indien), und setzte daselbst einen Commandanten ein, um es zu regieren [50]). Dieses mochte also um die Zeit von 20—10 vor Chr. Geburt stattgefunden haben. Damit steht vielleicht die Sage in Verbindung, welche Vicramaditya's Sohn blos in Malva, nicht über ganz Indien herrschen läßt [51]). Auch für dieses neue skythische Reich in Indien legen die seit den jüngsten Zeiten aufgefundenen Münzen Zeugniß ab, aber erregen zugleich eine Menge Fragen, deren Beantwortung bis jetzt noch ganz unmöglich scheint. Wir haben barbarische Münzen von Kodes [52]), gefunden in Kabul und dem westlichen Indien [53]); von Kadaphes [54]), gefunden um Beghram [55]); Kadphises [56]), gefunden in Beghram und bis Benares [57]); endlich eine große Menge von Kanerki [58]) und Ooerki [59]). Die Masse von Münzen, sowie das Gepräge zeigt, daß sie von einer Menge sowol zu verschiedenen Zeiten als gleichzeitig regierender Fürsten herstammen, welche aber dennoch in einem gewissen Zusammenhange zu stehen scheinen. Der Name Kadaphes sowol als Kadphises, letzterer in der einheimischen Legende Kapiça geschrieben, ist schwerlich ein Eigenname, sondern ein geographischer, nämlich der von Kapissa (bei den Chinesen Kiapiche), dem alten Reiche der Skythen nach chinesischem Bericht [60]). Wir haben nun sehr häufig Beispiele, daß die Chinesen fremde Namen, welche ihnen so schwer aussprechbar waren, auf mehre Weisen umschrieben. Es ist mir danach gar nicht unwahrscheinlich, daß der Name Kuweischuang nur eine andere Umschreibung von Kapissa ist. Nun theilen aber die Chinesen ferner mit, daß nachdem sich die Könige von Kuweischuang Indiens bemächtigt hatten, die Yue-tchi sehr mächtig geworden seien und alle Reiche nannten sie Könige von Kuweischuang; in den chinesischen Schriften behalten sie aber ihren alten Namen große Yue-tchi [61]). Dies erklärt uns vielleicht die Verschiedenheiten, welche trotz des entschiedenen Zusammenhanges zwischen den Kadaphes- und Kadphisesmünzen walten. Jene, welche älter sind, mögen der Zeit angehören, wo sich die Yue-tchi zuerst unter Khieoutsieouhi in Kapissa festsetzten. Diese sind seit der Eroberung Indiens unter Yenkaotchin und dessen Nachfolgern geschlagen. Diese Münzen hätten — was Lassen eine bedeutende Schwierigkeit zu sein schien [62]) — keinen Eigennamen. Dieselbe Eigenheit zeigt sich aber auch bei den skythischen Münzen, welche Grotefend Soter magnus bezeichnet [63]) und auch Kanerki und Ooerki ist, wie wir später sehen werden, wahrscheinlich kein eigentlicher Eigenname. Diese Eigenheit erklärt sich vielleicht aus der indischen Sitte, den König nach der Residenz zu benennen; sie konnte aber auch auf skythischen Eigenthümlichkeiten beruhen. Diese verschiedenen Herrscher, alle blos die Kapissäer genannt, mögen also etwa von 60 v. Chr. zu rechnen sein; die Ausdehnung ihres Reiches, welches bis Benares ging [64]), von 20 v. Chr.

43) *Arrhian*, Peripl. c. 13. *Vincent*, Peripl. of the Erythr. Sea. II, 866. 44) *Wilson*, Sanscrit Diction. Pref. p. XIII. 45) *Wilford* in As. Res. IX, 127. 46) Lassen, Zur Gesch. S. 278. 47) As. Res. XV. 38. 48) Die Kaschmirchronik hat schon früher einen Vikramaditja erwähnt (As. Res. XV, 31); ich glaube, daß es derselbe ist. Die Materialien der Chronik waren hier, wie es scheint, in Unordnung, und diese Unordnung wurde dadurch noch vergrößert, daß der erste Ordner derselben eine fortlaufende Reihe von einheimischen Königen für Kaschmir herauszubringen suchte, während es vielfach fremden Herrschern unterworfen gewesen war. Doch muß ich ein entschiedenes Urtheil um so mehr suspendiren, da mir der Originaltext der Chronik noch nicht zugekommen ist. Lassen hält diesen Vicramäditja für einen zweiten (vgl. Zur Gesch. S. 279), welcher ebenfalls die Saker vertrieben hätte (um 280 n. Chr.). 49) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Diction. Pref. p. VI. *Colebrooke* in As. Res. X, 402. 50) Neumann in den Münch. Gel. Anz. 1839. Nr. 26. S. 214. Lassen, Zur Gesch. S. 256.

51) *Wilford* in As. Res. IX, 121. 52) Grotefend, Die Münzen der Könige u. s. w. S. 42. Nr. 183—190. 53) Lassen S. 136. 54) Grotefend S. 43. Nr. 193. 194. 55) Lassen S. 204. 56) Grotefend S. 43. Nr. 191. 192 und S. 44. Nr. 199—205. 57) Lassen S. 218. 58) Grotefend S. 46. Nr. 206—227. Lassen S. 92. 59) Grotefend S. 48. Nr. 228—247. Lassen a. a. O. 60) Lassen a. a. O. S. 218 und 149. 61) Neumann a. a. O. 62) Lassen S. 219. 63) Grotefend S. 42. Nr. 183—187. 64) Lassen S. 248. 275.

Dieser Art barbarische Reiche haben wir uns nicht so abgeschlossen zu denken, daß nicht kleinere Dynastien mitten im Umkreise derselben sich entweder in einer nur wenig beschränkten Selbständigkeit behaupten, oder gar eine solche sich erringen konnten. Denn in den skythischen Reichen — und dieses war auch selbst im Umkreise des indischen Reiches der Fall gewesen — trafen wol überhaupt die Veränderungen, welche bei Eroberungen eintraten, minder das Volk als die Fürsten. Letztere konnten sich aber auf mehr oder minder günstige Bedingungen mit den neuen Herrschern vertragen. Unter den neuaufgefundenen Münzen befinden sich nun ferner parthische und zwar von Vonones [65]), Spalyrius [66]), Spalirisus [67]), Pndopherres [68]), Gondophares [69]), Heronaspherres [70]) und Abagases [71]). Über die Ansetzung der Zeit dieser parthischen Herrscher kann man, wenn man in Vonones einen parthischen König sehen will, nur um 40 Jahre schwanken. Denn entweder ist es Vonones I. (14 n. Chr.), wie Raoul Rochette annimmt, oder Vonones II. (51 n. Chr.), wie Lassen vermuthet [72]). Zur Zeit der Abfassung des Periplus des rothen Meeres (etwa 60 n. Chr.) [73]) war die Hauptstadt des skythischen Reiches selbst, Minagara, in den Händen parthischer Herrscher, welche aber mit andern Stammverwandten in Streit lagen, sodaß sie sich oft gegenseitig verjagten [74]). Diese Angabe spräche eher dafür, daß die Festsetzung der Parther unter Vonones II. fiele, etwa zu einer Zeit, wo durch einen vorübergehenden Umstand die skythische Herrschaft eine Zeit lang geschwächt war. Die sich bekämpfenden Dynastien sind uns vielleicht in den Münzen bewahrt, und etwa 1) die des Vonones und 2) die der Pherres, deren letzterer Name in kabulischer Schrift stets Farahata (paxendisch Frahata, für zendisch Fradhata, Schöpfer), was in der griechischen Schrift durch φαρης und φερρης ausgedrückt ist, beginnt. Glaubt man Vonones für den ersten halten zu müssen, so hätten sich Parther bei der Vernichtung des ersten Skythenreiches (um 20 n. Chr.) dieser Gegend bemächtigt, und wären von den Yue-tchi im Besitz desselben gelassen. Aber gar nicht unmöglich wäre, daß dieser Vonones gar nicht einer der parthischen Könige war, sondern irgend ein anderer Parther — denn daß er ein Parther sei, zeigen die Münzen deutlich — etwa aus dem königlichen Geschlecht. Dafür spricht der Umstand, daß beide Vonones eine zu kurze Zeit regierten. Dieses parthisch-indische Reich, dessen Anfang und Ende wir nicht wissen, welches aber zur Zeit des Periplus bestand, ging auf jeden Fall bis Jelalabad; denn hier finden sich die meisten dieser Münzen [75]). Da nun nach dem Periplus auch Minagara dazu gehörte, so hatte es fast den ganzen Umfang des Ptolemäischen Indoskythia, und ging von Attock an ungefähr bis Beroach, und bestand auf jeden Fall etwa um 50 n. Chr.

Auf die Kadphises-Herrscher folgten als Könige des vereinten Yue-tchi-Reiches die Kanerki, die sich eng an jene anschließen [76]). Neue Eigenthümlichkeiten, insbesondere des Cultus, machen es wahrscheinlich, daß die auf den mit diesem Namen bezeichneten Münzen erscheinenden Könige einer später eingerückten Horde angehören [77]). Der Name Kanerki erscheint nämlich wiederum auf zu vielen Münzen, als daß es nicht wahrscheinlich wäre, daß es mit ihm eine ähnliche Bewandtniß habe, wie mit den Namen Kadaphes und Kadphises. Ich vermuthe, daß wir in dem Namen Kanerki, sowie in Ooerki, Namen von herrschenden skythischen Horden haben, und zwar aus folgendem Grunde. Auf Dâmôdara folgen in der Kaschmirchronik drei Turuschkâs, das heißt tatarische Fürsten, welche, wie die Kaschmirchronik erzählt, das Land theilten. Sie nennt diese Fürsten Huschka, Juschka und Kanischka [78]). Der letztere Name hat eine so große Ähnlichkeit mit Kanerki, daß schon mehrfach die Ansicht ausgesprochen ward, daß sie identisch sein. Lassen, obgleich er manche Bedenklichkeiten gegen diese Zusammenstellung geltend macht, bemerkt dennoch, daß sich fast ganz ebenso wie Kanischka zu Kanerki, Huschka zu Οὐηρκι (Ooerki vielmehr) verhalte [79]). Die Verwandlung von r in sh vor k mochte sich durch den Wechsel dieser Art, welcher sich in manchen Sanskritwörtern findet, herbeigeführt haben, etwa durch einen Anklang an nishka, nishkala und andere, welche das Präfix nir enthalten. In dieser Verschiedenheit liegt auf keinen Fall ein bedeutendes Moment gegen diese Zusammenstellung, wie dies auch Lassen anerkennt [80]). Ich will nun noch hinzufügen, daß mir der dritte Name so ähnlich dem von den Chinesen Yue-tchi geschriebenen klingt, daß ich kaum Bedenken trage, beide für Versuche zu halten, ein und dasselbe skythische Wort wiederzugeben. Hierin läge dann ein Grund mehr für unsere schon ausgesprochene Ansicht, daß, wie Yue-tchi (Juschka), so auch Huschka und Kanischka (man vergleiche auch noch die ähnliche Formation Turuschka), nicht persönliche Eigennamen, sondern Namen skythischer Horden sind. Gibt man dieser Vermuthung einigen Werth, so werden sich die Bedenklichkeiten, welche Lassen gegen diese Zusammenstellung von andern Seiten her erhebt [81]), mit Leichtigkeit auflösen. Was zunächst das chronologische Bedenken betrifft, so rückt die Kaschmirchronik diese skythischen Fürsten in der That beiweitem höher hinauf, als sie unserer Darstellung gemäß zu stehen kommen würden. Sie setzt sie sogar noch vor 150 Jahre vor Sakjasinha's, das ist Gautama Buddha's, Tod. Um vieles später erwähnt sie ihren ersten Vikramaditja, welcher nicht der Sakerfeind sein soll, und noch beiweitem später den zweiten dieses Namens, welchen sie für den Sakerfeind erklärt. Diese Bedenklichkeit so zu lösen, daß man er-

65) Grotefend S. 37. Nr. 156—158. 66) Ebend. Nr. 160. 67) Ebend. Nr. 159. 68) Ebend. Nr. 161—165, wozu Journ. of Beng. 1838. July. pl. XXVIII. Nr. 13. 14. 69) J. of Beng. a. a. O. Nr. 15. 70) Ebend. a. a. O. 645 fg. 71) Ebend. pl. XXVIII. Nr. 16. 72) Lassen S. 663 allein diese Vermuthung stützt sich nur auf eine höchst unsichere Namenlesung. 73) Vgl. *Plinii* N. H. Traduction nouvelle par M. *Ajasson de Grandsagne* (Par. 1830). T. V. p. 303. 74) *Arrh.* Peripl. c. 10. 75) J. of Beng. 1838. July. p. 649.

76) Lassen S. 275. 77) Vgl. Lassen S. 188. 78) As. Res. XV, 23. 92. 79) Lassen S. 95. 80) a. a. O. 81) a. a. O.

klären könnte, woher grade dieser Irrthum komme, ist wol nicht möglich. Allein ich habe schon mehrfach die Ansicht ausgesprochen — und Jeder, der diese Chronik etwas genauer betrachtet, wird sie, wie ich überzeugt bin, theilen —, daß die Chronologie derselben für die älteren Zeiten gar keinen Glauben verdient. Es ist eine Menge historisches Material darin vorhanden, welches aber für die älteren Zeiten entschieden in einen falschen Zusammenhang gebracht ist. Was unsere Stelle betrifft, so bin ich der Ansicht, daß alle verschiedene Skythencinfälle in eine Zeit vereinigt sind, und zwar in die Zeit, wo die ersten Einfälle der Saker geschehen sind. Die Saker selbst sind aber, durch die größeren und folgenreicheren der Yue-tchi, Kanerki und Huerki verdunkelt, ganz und gar vergessen, und nur diese letztern erwähnt, aber an einer selbst nach unserer Correctur der Zeitrechnung falschen Stelle [82]). Ein zweites Bedenken gegen diese Zusammenstellung von Kanishka und Kanerki entnimmt Lassen dem Cultus. Kanishka soll nämlich nach der Kaschmirchronik den Buddhismus eingeführt haben und, durch einen Priester Nagârjuna bekehrt, ein eifriger Buddhist geworden sein. Auch ist es gewiß, daß sich die skythischen Stämme diesem Cultus nach und nach ganz anschlossen. Nun erscheinen aber auf den Kanerki- und Ooerkimünzen Götternamen aus dem persischen und selbst indischen Brahmanencultus [83]). Dieser Einwand wird schon dadurch sehr geschwächt, daß wir annehmen müssen, daß die Kanerkimünzen einem langen Zeitraume und mehren Königen angehörten. Von diesen dürfen wir annehmen, daß mehre noch dem frühern Glauben zugethan waren. Dafür spricht aber auch ein eigenthümliches Zusammentreffen Brahmanischer und Buddhistischer Darstellung. Der erwähnte Nagârjuna, ein so heiliger Priester, daß nach ihm auch eine Grotte in Buddha-Gaja benannt ist [84]), ist nämlich ohne Zweifel identisch mit dem Buddhistischen Priester, welcher in Buddhistischen Schriften Nagasena genannt wird. Von diesem wird nun erzählt, daß er einen König Milinda, dessen Residenz Sagala war, zum Buddhismus bekehrt habe [85]). Der ganzen Schilderung nach dürfen wir Sagala für das gleichnamige Ptolemäische nehmen, welches auch Σεθρόπολις heißt; in des Königs Gefolge werden sogar — vielleicht nach alten durchklingenden Erinnerungen — Yonaka-Häuptlinge (das heißt griechische) erwähnt. Dieses Sagala war wahrscheinlich früher eine Residenz des Demetrius gewesen, und mag es denn auch unter spätern Herrschern geblieben sein. Nagasena soll, wie in runder Summe angegeben wird, 500 nach Buddha, also nach ceylonesischer Rechnung 43 vor Chr. gelebt haben. Wir haben auf diese Rechnung wenig oder nichts zu geben, aber wir sehen, daß er von der Zeit um höchstens anderthalb Jahrhunderte entfernt ist, in welcher die Kanerkidynastie geherrscht haben mag. Der König Milinda wird als ein Fürst von großem Verstande geschildert, welcher es liebte, sich in Disputationen über religiöse Gegenstände einzulassen. Er überwand alle Buddhistischen Lehrer, sodaß diese sich in die Berge zurückzogen, woraus wir wol schließen dürfen, daß er lange Zeit nicht allein kein Buddhist war, sondern den Buddhismus wol sogar unterdrückte. Da ruft auf Bitten des Thero Assagatta, Sakkha der höchste der Dewas, den Nagasena an, welcher sich als Mahasena im Himmel befand, und bittet ihn, sich als Menschen gebären zu lassen, um Milinda zu widerlegen. Dieser gewährt die Bitte, wird als Sohn eines Brahmanen in der Gegend des Himalaya geboren, und tief erfahren in der Kenntniß der drei Veden. Aber bald beginnt er an der Wahrheit der Vedenlehren zu zweifeln, und bekehrt sich zum Buddhismus. Darauf geht er nach Sagala und bekehrt Milinda ebenfalls. Ich vermuthe nun, daß dieser Milinda derjenige aus der Kanerkidynastie ist, welcher den Buddhismus im Reiche der Skythen zur Staatsreligion erhob. Ihn würde ich alsdann auch für denselben Kanishka halten, unter welchem, den Buddhistischen Quellen gemäß, wiederum ein Concilium der Buddhisten gehalten wurde. Nach den tibetanischen Quellen fand es 400 Jahre nach Buddha statt und war das fünfte; die Buddhisten hatten sich unter vier Häuptern in 18 Sekten getheilt [86]). Die ceylonesischen Buddhisten kennen dies Concilium nicht [87]); sowie denn auch schwerlich um die Zeit der Kanerkidynastie zwischen diesem Theile Nordindiens und Ceylon eine Verbindung stattfand, und Nagasena's Wirkung auch ganz auf Nordindien beschränkt ist. Übrigens würde es nicht sehr auffallen, fremde Götterbilder auch bei Buddhisten zu finden. Denn der Buddhismus war mehr auf das Dogmatische gerichtet, und nahm die einzelnen Gottheiten, welche allesammt in seinem Pantheon eine Stelle, aber eine sehr untergeordnete, fanden, für etwas Unwesentliches. Der Umfang des Reiches ist, nach den Fundorten der Münzen zu urtheilen [88]), unter den Kanerki ebenso groß, als unter den Kadphises; sie finden sich in den Topen von Manikjala (manikshâra, Buddhaasche) und Jelalabad, Kabul, der Pentapotamie und bei Benares. Die Ooerkimünzen haben dieselben Fundorte [89]); ob sie, wie die Kaschmirchronik nicht unwahrscheinlich machen möchte, mit den Kanerki und Jushka (Yue-tchi) zu gleicher Zeit herrschten, oder später, wage ich nicht zu entscheiden.

Doch wir müssen noch einmal zu den eigentlich indischen Begebenheiten zurückkehren. Das sonderbare Zusammentreffen der Ära des Vicramâditja (56 v. Chr.) mit dem Schlusse der Sungadynastie in Pataliputra nach

82) Nach Wilson's Correctur fielen sie etwa 200 v. Chr.; nach der Chronik selbst etwa 700. Ich bemerke übrigens, daß ich stets nur nach Wilson's Ausgang urtheilen muß. 83) Vgl. Lassen S. 93 fg. Zu Pharo (S. 106) bemerke ich beiläufig, daß Prinsep's Zusammenstellung mit Phrantes die richtigste ist; Pharo entspricht dem zendischen Frahata (Schöpfer), vgl. S. 84. Ep. 1. 84) Journ. of Beng. 1837. Aug. p. 671. 85) Auszug aus Milindapanno bei *Turnour*, Journ. of Beng. 1836. Sept. p. 531 sq. Vgl auch July. 1837. p. 509 sq.

86) As. Res. XX. 41. 87) Journ. of Beng. 1837. July. p. 589. 88) Lassen S. 187. 183. 238. 89) Lassen S. 187.

einer Rechnung haben wir bemerkt. Die indischen Königslisten lassen aber keineswegs Vicramâdityа auf diese Dynastie folgen. Der letzte der Sungabynastie [90]), Devabhuti, soll ein wollüstiger Tyrann gewesen sein [91]). Er wurde entsetzt oder ermordet [92]) von seinem Minister, einem Brahmanen Vasudeva, und mit diesem beginnt die Dynastie der Kanvas [93]). Vier sollen aus derselben geherrscht haben, aber, den allgemeinen Angaben nach [94]), die ungeheure Anzahl von 345 Jahren. Masoudi läßt auf die Dynastie Dabschelim, welche zwar nicht dem Namen, aber der Ordnung und Regierungszeit nach der der Sungas entsprach, die des Maiith folgen, welche die der Kanvas sein müßte, und gibt ihr nur 80 Jahre; nach Andern, wie er bemerkt, hätte sie 130 Jahre regiert [95]). Seine erste Angabe klingt keineswegs unnatürlich; aber noch mehr auf Wahrscheinlichkeit machen die speciellen Angaben bei Wilford [96]) Anspruch. Nach ihnen regiert

1) Vasudeva 10 Jahre, also entweder [97]) von 65—55, oder von 63—53, oder von 62—52, oder 56—46, oder 54—44, oder 53—43 v. Chr.

2) Bhumitra 14 Jahre, oder nach einer andern Angabe 24 Jahre, also entweder von 55—41, oder 53—39, oder 52—38, oder 46—32, oder 44—30, oder 43—29, oder 55—31, oder 53—29, oder 52—28, oder 46—22, oder 44—20, oder 43—19.

3) Nârâjana 12 Jahre, also entweder von 41—29, oder 39—27, oder 38—26, oder 32—20, oder 30—18, oder 29—17, oder 31—19, oder 29—17, oder 28—16, oder 22—10, oder 20—8, oder 19—7.

4) Suçarma 10 Jahre, also entweder von 29—19, oder 27—17, oder 26—16, oder 20—10, oder 18—8, oder 17—7, oder 19—9, oder 17—7, oder 16—6, oder 10—1, oder 8 v. Chr. — 2 n. Chr. oder 7 v. Chr. — 3 n. Chr.

Also zusammen entweder 46 oder 56 Jahre, also entweder von 65—19, oder 63—17, oder 62—16, oder 56—10, oder 54—8, oder 53—7, oder 65—9, oder 63—7, oder 62—6, oder 56—1, oder 54 v. Chr. — 2 n. Chr., oder 53 — 3 n. Chr.

Masoudi läßt auf die Dynastie der Kanvas eine Dynastie der Kourous folgen, welche 120 Jahre geherrscht hätte; also etwa bis um 200 n. Chr. Nach dieser hätte sich Indien in mehre Königreiche zertheilt; es wird ein Königreich Sind, Canoj'e, Kaschmir, und ein viertes der Balhara erwähnt [98]). Die indischen Überlieferungen zeigen mir nichts einer solchen Angabe Entsprechendes. Nach diesen wird der letzte der Kanvas, Suçarma, von einem Sudra oder Vrischala aus dem Volke der Andhras, welche sich im Südosten von Indien [99]), auf der Küste Coromandel von Nellore bis zum Godavery erstreckten [1]), Namens Balibika [2]) (bei Jones [3]) Balin), getödtet [4]), und dieser setzt sich auf den Thron von Magadha. Wilford nennt ihn auf Autorität des Bhagav.-Pur. Balihita, nach dem Vayu-Pur. Sindhuca, nach dem Vishnu-Pur. Sipraca, nach dem Brahmandâ-Pur. Cb'hismaca [5]). Dieser Familie gibt die achte Hamilton'sche Tafel 30 Könige, nennt aber nur 24; die 16te nennt nur 22, gibt aber auch 30 als Zahl an; Jones hat nur 21 Könige. Als Regierungszeit dieser Dynastie werden 456 Jahre angegeben. Wilford weicht in vielen Einzelnheiten ab, und da diese Dynastie der Andhras Caulat'eja, das heißt Bastarde, genannt wird [6]), so vermuthet er, daß vor ihr eine Linie echter Andhras ausgelassen sei [7]). Diese könnte vielleicht mit der der Kurus bei Masoudi zu identificiren sein; allein die von Wilford angeführten Gründe geben seiner Vermuthung noch nichts weniger, als eine bedeutendere Wahrscheinlichkeit. Seine Hauptstütze ist eine Identificirung des, seine Andhra-Königsliste schließenden Lomabhi (Bhag.-Pur.), Pulómârch'hi (Vishnu-Pur.), Pul'omâ (Vayu und Brahmandâ-Pur.), mit einem nach chinesischen Berichten 648 v. Chr. gestorbenen König Poulomien, Dulomien, Dulomiento [8]). Diese Zusammenstellung ist aber sehr fraglich an und für sich, und in den neuern Mittheilungen aus den chinesischen Quellen wird der in diesem Jahre gestorbene indische König She-lo-ye-to (Siláditya?) genannt [9]). Obgleich die Regentenlisten der Andhras sehr von einander abweichen, so will ich sie doch, weil diese Dynastie die letzte ist, welche über Magadha geherrscht haben soll, hier mittheilen, jedoch ohne weitere Bemerkungen, da ich bis jetzt zu keinem einigermaßen wahrscheinlichen Resultate gelangen kann. Ich gebe zunächst die Liste von Jones, zusammengestellt mit Hamilton's beiden Listen und Wilford's einer [10]). Darauf lasse ich Wilford's Vergleichung der Listen aus den schon erwähnten vier Puranas folgen.

90) Vgl. S. 81. 91) *Hamilton*, Gen. Taf. 8. 92) *Jones*, As. Res. II, 192. (Trad. fr.) *Hamilton* a. a. O. 93) Eine Münze von Vasava-Deva existirt (vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1562). 94) *Bhagav.-Puran.* und *Vança-Lat.* a. b. a. OO. Der Commentar zum *Bhag.-Pur.* bemerkt, um sich aus der Klemme zu ziehen, es hätte noch mehre unbekannte Fürsten dieser Dynastie gegeben; dasselbe meint *Vança-Lat'a* (*Hamilton*, Geneal. Taf. 8. 16). 95) Journ. of Beng. 1838. July. p. 650. As. Res. IX, 131. 96) As. Res. Tafel zu S. 116. 97) Vgl. S. 81.

98) Journ. of Beng. 1838. July. p. 650. As. Res. IX, 131. 99) *Wilford* in As. Res. VIII, 344.

1) *Wilf.* As. Res. IX, 103. *Plin.* N. H. VI, 21 (17). 2) *Hamilton*, Geneal. Taf. 8. 3) As. Res. II, 192. 4) Vgl. As. Res. IX, 103. 5) *Wilf.* As. Res. IX. p. 116. Vgl. 100, wo noch andere Namen desselben. 6) a. a. O. S. 44. 7) Ebend. S. 101 fg. 8) Hou-lo-mien-to bei *Deguignes*, Histoire des Huns. I. 1. p. 56 n. 9) Journ. of Beng. 1837. p. 68. 10) Tafel zu As. Res. IX, 116.

I.

Jones.	Hamilton (1).	Hamilton (2).	Wilford.	Regierungsjahre nach Wilford.
1) Balin	1) Balibhka	fehlt	1) Sri Carna Deva	23 oder 13 Jahre
2) Krishna	2) Krishna	fehlt	2) Krishna	18 = 17 =
3) Sri Çántakarna	3) Sri Santa Karna	1) Sri Santakarma	fehlt	fehlt
4) Paurnamâsa	4) Paurnamasa	2) Paurnamas	3) Purportsanga Sri Carna	56 Jahre
5) Lambôdara	5) Lamwodara	3) Lamwodara	4) Lambodara	18 =
6) Vivilaca	6) Chibilaka	4) Chibilaka	5) Apilaca	12 =
7) Meghaçvâta	7) Meghaswâti	5) Meghaswati	6) Meghasvâti oder Saudasa	18 =
8) Vâtâmâna	8) Atamana	6) Atamana	7) A'tamán oder Put'umán	24 oder 12 Jahre
fehlt	9) Siwaswâti [11])	fehlt	fehlt	fehlt
fehlt	10) Amishtakarma	7) Aneshtakarma	fehlt	fehlt
fehlt	11) Kaleya	8) Kaleya	8) Hála oder Haleya	25 oder 28 Jahre
9) Talaca	12) Talaca	9) Talaca	9) Pulaca	5 Jahre
10) Sivaçvâti	fehlt	fehlt	fehlt	fehlt
11) Purishabheru	13) Purishabhoru	10) Purisabhasa	10) Pravillasena	21 oder 12 Jahre
12) Sunandana	14) Sunandana	11) Sunandana	11) Sumdara Sri Carna	1 Jahr
13) Tchatôraca	15) Chakara	12) Chakra	12) Chacora Sri Carna	6 Monate
fehlt	fehlt	fehlt	13) Mehendra Sri Carna	3 Jahre
fehlt	fehlt	fehlt	14) Cuntala Sri Carna	8 =
fehlt	fehlt	13) Sivasvâti [12])	15) Siva Swámi	28 oder 1 Jahr
14) Bâtaca	fehlt	fehlt	fehlt	fehlt
15) Gomatin	16) Gomatiputra	14) Gomatiputra	16) Gautamiputra	21 oder 3 Jahre
16) Purimat	17) Purimano	15) Purimanu	fehlt	fehlt
17) Médaçiras	18) Medasira	16) Midsra	17) Madasira	4 Jahre
fehlt	19) Siwa	17) Siwa	fehlt	fehlt
18) Siraskanda	20) Skanda [13])	18) Skanda [13])	18) Siva Skandha Sri Carni	3 Jahre
19) Yag'njaçri	21) Yagyaśri	19) Yagyaśri	19) Yajnasri Sri Carni	29 oder 19 (60) J.
20) Vig'aja	22) Vig'aya	20) Vig'aya	20) Vijava	fehlt
21) Tchandravija	23) Chandrabigya	21) Chandrabiggya	21) Chandrasri	3 Jahre
fehlt	24) Salamadhi	22) Silamadha	22) Puliman	7 =
	und 6 unbekannte	und 8 unbekannte		
Zusammen 21	30	30	22	

Die Regierungsjahre weichen zu sehr von einander ab, als daß eine Zusammenzählung der Mühe werth wäre.

II.

Liste der Andhra-Dynastie nach

1. Bhagavat.	2. Vishnu.	3. Vayu	4. Brahmanda Purana [14]).
Balibita	Sipraca	Sindhuca . . . . . 23 Jahre	Ch'hismaca . . . . . 23 Jahre
Crishna	Crishna	Crishna . . . . . 18 =	Crishna . . . . . 18 =
Sri Sata Carna	Sri Sat Carna	Sri Sat Carni	Sri Sat Carni . . 10 =
Paurnamasa	Purnotsanga	Purnotsanga . . . . 18 =	Purnotsanga . . . . 18 =
. . . . .	Sata Carni	Sata Carni . . . . 56 =	Sata Carni . . . . 56 =
Lambodara	Lambodara	Lambodara . . . . . 18 =	Lambodara . . . . . 18 =
Vivilaca	Vivilaca	Apilaca . . . . . 12 =	Apilaca . . . . . 12 =
Megha-Swâti	Megha-Swati	. . . . .	Saudasa . . . . . 18 =
Atamana	Put'uman	Putumabi . . . . . 24 =	Abi . . . . . 12 =

11) Bei Jones Nr. 10 und in Hamilton (2) erst Nr. 13. 12) Bei Jones Nr. 10 schon. 13) Dieser und der vorhergehende Name gehören augenscheinlich zusammen, und entsprechen Nr. 18 bei Jones und Wilford. 14) Bei *Wilford*, As. Res. IX. 116. Man kann nach dieser manches in der frühern verbessern; aber auch so ist noch nichts herauszubringen.

. . . . .	Arishta Carni	Nemi Crishna [15]) . . 25 Jahre	. . . . .
Haleya	Hála	Hála . . . . . 1 »	Scanda Swáti . . . 28 Jahre
Talaca	Pattalaca	Pulaca . . . . . 5 »	Bhavaca . . . . . 5 »
Purishbhoru	Pravillasena	Puricasben'a . . . . 21 »	Pravillasena . . . . 12 »
Sunandana	Sundara Sat Carna	Sata Carni . . . . 1 »	Sundara Sat Carni 1 »
Chacora	Chacora Sat Carni	Chacora Sat Carni 6 Monat	Charcora Sat Carni 6 »
Vataca	. . . . .	. . . . .	Mahendra Sat Carni 3 »
. . . . .	. . . . .	. . . . .	Cuntala Sat Carni . 8 »
Siva Swati	Siva Swati	Siva Swami . . . 28 Jahre	Swatishena . . . . 1 »
Gomatiputra	Gomatiputra	Gautamiputra . . . 21 »	Yantramati. . . . . 34 »
Puriman	Pulimán	. . . . .	. . . . .
. . . . .	Sáta Carni	. . . . .	Sat Carni . . . . . 29 »
Madasira	Sivasri	. . . . .	Abi . . . . . 4 »
Siva Scanda	Sivascanda	. . . . .	Sivascanda Sata Carni . . . . . 8 »
Yajnasri	Yajnasri	Yajnasri . . . . . 29 »	. . . . .
. . . . .	. . . . .	Sata Carni . . . . 60 »	. . . . .
Vijaya	Vijaya	. . . . .	Yajnasri Sata Carni [16]) . . . . . 19 »
Chandravijaya	Chandrasri	Dandasri . . . . . 3 »	Dandasri Sata Carni . . . . . 3 »
Lomadhi	Pulomarch'hi	Pulóma . . . . . 7 »	Pulóma . . . . . 7 »

Aus diesen Regentenlisten der Andhradynastie wage ich für jetzt weiter nichts zu schließen, als daß dieselbe etwa in den ersten Jahrhunderten n. Chr. anfing eine bedeutende Rolle zu spielen, und vielleicht in der That die Suprematie über Indien einige Zeit befaß, sodaß sie für Nachfolgerin der Kaiser von Indien — der Magadhaherrscher — gelten konnte.

Im Beginn dieser Periode von Vikramaditja an (56 v. Chr.) hatte der Verkehr der Westwelt mit Indien sehr zugenommen. Vor Strabon's Zeit segelten nicht 20 Schiffe jährlich nach Indien, um dessen Producte zu holen. Zu seiner Zeit war die Verbindung zur See schon sehr vermehrt [17]). Den bedeutendsten Antrieb erhielt aber die Schiffahrt nach Indien durch die unter Augustus von Hippalus in Erfahrung gebrachte Gleichmäßigkeit der mousson [18]). Die Schiffahrt, welche bis dahin eine mühselige, mit vielen Gefahren verknüpfte, Küstenfahrt gewesen war, deren Ziel zuerst (nämlich nach Alexander's des Großen Zeit) Pattala im Indusdelta, später Zigerus (etwa Sigertis in der Nähe von Barygaza [19]) war, ging jetzt mitten durchs Meer, und wurde, wie es die Bekanntschaft der regelmäßigen Winde mit sich brachte, eine jährliche. Erst zu der Zeit, wo Plinius sie beschreibt (etwa 48 n. Chr.) [20]), war sie mehr bekannt geworden [21]). Sie wurde aber schon so häufig benutzt, daß sie jedes Jahr 50,000,000 Sesterzien nach Indien brachte; die indischen Producte wurden alsdann in der Westwelt mit fünffachem Gewinn abgesetzt. Dieser Verkehr mit Indien hatte seinen Sitz fast einzig und allein in Alexandrien. In 24 Tagen kam man von da nach Berenice. Von hier segelte man mitten im Sommer, etwas vor Aufgang des Sirius, ab, und kam bis Oceliß oder Cane in Arabien binnen 30 Tagen. Von da fuhr man mit dem Südwest-Musson, welcher zu Ehren seines Entdeckers den Namen Hippalus führte, binnen 40 Tagen nach dem Hafen Muziris (südlich vom jetzigen Goa) [22]). Allein diese Station war wegen der wenigen dort zu Markt gebrachten Waaren, und, weil die Schiffe nicht bis zum Lande kommen konnten, sondern von Booten ent- und beladen werden mußten, schlecht, und zugleich wegen der Nähe von Seeräubern unsicher. Zu Plinius' Zeit herrschte daselbst ein König Celebothras. Plinius empfiehlt statt dessen eine südlichere Station im Lande des Volkes Necanidon, im Reiche des Königs Pandion (im Sanskrit Pánd'ya) [23]), nämlich Barace. Das genannte Volk entspricht augenscheinlich dem Namen *Nelxevda* in dem Periplus) [24]) und dem sanskritischen Nilakandh'a, einem Beinamen des Siva. Die dem Nelcynda entsprechende Stadt heißt jetzt, von einem andern Beinamen desselben Gottes, Niliçvara,

15) Von einem Könige Nemi existiren Münzen, vgl. Gött. Gel. Anz. 1839, 157. St. S. 1562; ob es dieser sei, wage ich natürlich ebenso wenig, wie in Bezug auf Vasudeva (Anmerk. 93. S. 86), zu entscheiden. 16) Dieser Name ist wol in Uebereinstimmung mit dem Vajnasri der drei übrigen Puranas sogleich nach Sivascanda zu stellen. 17) Vgl. *Heeren* in Comment. Soc. R. Scientiarr. Gotting. X, 144. 152. XI, 87. 89. 18) Heeren a. a. O. X, 148. XI, 86. *Vincent*, Peripl. of the Erythr. II, 423. 19) Vgl. S. 77. Vincent (Peripl. II, 390) identificirt es jedoch mit dem viel südlicher gelegenen Djalghur (auf Berghaus' Karte 17° 15′ nördl. Br.).

20) *Plin.* N. H. Trad. franç. par *Ajasson de Grandsagne*. T. V. p. 303. 21) *Plin.* N. H. VI, 26 (23): nec pigebit totum cursum ab Aegypto exponere *nunc primum* certa notitia patescente. 22) Vgl. Mannert, Geogr. der Griechen und Römer. V, 1, 151, wo Muziris mit dem jetzigen Mirdschno identificirt wird; es liegt jedoch südlicher (vgl. weiterhin). 23) *Wilford* in As. Res. VIII, 342. 24) Vgl. *Vincent*, Peripl. II. p. 412.

Nellisseram (12° 16′ n. Br., 75° 12′ ö. L.). Barace ist nur der Hafen von Nelcynda, von wo die Ladung flußaufwärts zur Stadt gebracht wurde [23]). Die ganze Reise dauerte von Juliopolis aus 84 Tage; im Monat December kehrte man zurück.

Übrigens war schon, ehe durch Hippalus' Entdeckung der Verkehr des Westens mit Indien so angewachsen war, der Ruf des römischen Reiches bis nach Indien gedrungen. Von einem Könige Pandion, welchen Strabon, weil den Griechen stets Porus im Kopfe lag, wenn sie von einem indischen Könige redeten, höchst sonderbarerweise einen andern Porus nennt [26]), wurden schon zum Kaiser Augustus Geschenke und eine Gesandtschaft geschickt. Lassen vermuthet, daß er der König des Landes am Hydaspes gewesen sei, welches von Ptolemäus den Pandovern beigelegt wird [27]). Dadurch entstehen bedeutende Schwierigkeiten. Denn diese ganze Gegend — die Pentapotamie — war um Augustus' Zeiten ohne Zweifel in den Händen von skythischen Volksstämmen. Der einzige Ausweg wäre die Annahme, daß ein kleines indisches Reich dieses Namens sich in dieser Gegend in einer Art mediatisirten Zustandes erhalten hätte, wie denn auch Plinius hier die Pandá kennt, welche im Sanskrit uttara pándja (nördliche Pandjas) heißen [28]). Beiweitem wahrscheinlicher scheint mir aber dennoch die Annahme, daß der Pandion, welcher diese Gesandten schickte, der König des südlichen Dekhans war, also eben der von Plinius, dem Verfasser des Periplus und noch von Ptolemäus erwähnte. Denn nach dessen Lande gingen fast alle Seefahrten, und er mochte daher beiweitem eher mit dem Namen des römischen Volkes und seines mächtigen Herrn bekannt geworden sein, als die Inder in den nördlichen, vom Meere so weit entlegenen, Gegenden. Wie grade in diese südlichsten und entferntesten Gegenden der römische Name Achtung gebietend drang, zeigt auch der Umstand, daß schon unter Kaiser Claudius sogar eine Gesandtschaft von Ceylon nach Rom kam [29]). An diesen Gesandtschaften an und für sich zu zweifeln, ist kein genügender Grund vorhanden [30]).

Durch diesen lebhafteren Verkehr mußte die Kenntniß von Indien sich in dieser Zeit vermehren, und Zeugniß dafür ist auch Plinius, dessen Schilderung von Indien einen reichen Quell von Nachrichten voraussetzt. Für uns können die von ihm mitgetheilten Nachrichten aber erst dann recht fruchtbar werden, wenn wir die von ihm gegebenen geographischen Namen ꝛc., mit den einheimischen entsprechenden zu vergleichen vermögen. Als eins der östlichsten Völker Indiens erwähnt er die Chirotosagi [31]), wahrscheinlich die Kirátás, von welchen ein Zweig Indien im Osten begrenzte [32]). Hier kennt er das Reich Kalinga [33]) und die Maccocalingá (im Sanskrit mahákalingás), ferner die Mandei (im Sanskrit mun'd'ás) [34]), die Malli (Malebum in Nepal; im Sanskrit mála) [35]); er kennt von den in den Ganges strömenden Flüssen den Condochates (im Sanskrit Gand'aki), Cossoagus (im Sanskrit Kauçiki, jetzt Cosi, oder Coosa in Behar), den Sonus (çón'a), welchen er jedoch fälschlich [37]) für verschieden vom Erannoboas (im Sanskrit hiranjavâha) hält. Die Hauptstadt des Reiches Kalinga (Gangaridum Calingarum) nennt er Parthalis. Der König derselben hielt ein stehendes Heer von 40,000 Fußgängern, 1000 Reitern, 700 Elefanten. Das Reich von Kalinga, dessen wir schon früher erwähnten, sehen wir also um diese Zeit ganz unabhängig. Eine große Insel im Ganges bewohnt ein Volk Modogalinga (madhjakalinga vielleicht). Jenseit wohnen die Modubá, Molindá (im Sanskrit malada [37]), Colubá (im Sanskrit Kanlabha) [38]) und andere Völker, von denen die Taluctá wol die Tamraliptikás in dem Brahmanda-Pur [39]) sind. Diese Völker haben zusammen einen König, welcher eine Heeresmacht von 50,000 Fußgängern, 4000 Reitern, 400 Elefanten besitzt. Mächtiger als dieser ist der König der Andará (Andhrás [40]), welcher einer Menge kleinerer und 30 großen, mit Mauern und Thürmen befestigten, Städten gebietet, und ein stehendes Heer von 100,000 Fußgängern, 2000 Reitern und 1000 Elefanten hält. Der mächtigste König in dieser Gegend ist der der Prasier (prák'já) mit der Hauptstadt Palibothra (Pa'taliputra). Wenn hier Plinius nicht aus ältern Berichten manches eingemischt hätte — was im Allgemeinen entschieden der Fall ist — so hätten wir darin ein Zeugniß, daß um diese Zeit das große Kaiserreich Magadha noch in bedeutender Präponderanz vor den umliegenden indischen Reichen bestand, und daß die Andhrabynastie noch nicht sehr mächtig war. Der König von Magadha hielt ein stehendes Heer von 600,000 Fußgängern, 30,000 Reitern und 9000 Elefanten zu dieser Zeit. Im Binnenlande kennt Plinius das wilde Volk der Suari (im Sanskrit çavara [41]). Er kennt den Lauf des Jomanes (Jamuná) durch das Land der Könige von Pát'aliputra, und weiß, daß er in den Ganges fällt; als Städte kennt er in dieser Gegend Methora (mathura im Sanskrit. 27° 31′ n. Br., 77° 33′ ö. L.) [42]) und Cleisobora (krishnapura vielleicht) [43]). Zwischen dem Indus und der Jamuna erwähnt Plinius als Bergvölker die Cesi (ohne Zweifel die Khaça im Sanskrit, welche im westlichen Nepal wohnen) [44]). Der König der Megallá hat 500 Elefanten,

25) Vgl. Περιπλ. τῆς ἐρυθρ. θαλ. c. 14. *Vincent* II, 413. 26) *Strab.* XV, 1, 73. p. 719 und §. 4. *Dio Cass.* LIV, 9. Vgl. *Lassen*, Pentapot. p. 36. 27) *Lassen* a. a. O. 28) As. Res. VIII, 348. 29) *Plin.* N. H. VI, 24. 30) Vgl. *Ritter*, Asien. IV, 1, 488. Bohlen, Altes Indien. I, 71. A. W. v. Schlegel in Berliner Kalender für 1829. S. 117. 31) *Plin.* N. H. VI, 21 (17). 32) *Brahmanda-Purana* bei *Wilford*, As. Res. VIII, 340.

33) Vgl. oben S. 80. 34) *Brahmand.* a. a. O. 342, oder sind es die Mánd'ava? Diese werden jedoch westlicher gesetzt (ebend. 344). 35) *Wilford*, As. Res. 342. *Hamilton*, Descript. of Hindost. II, 699. 36) Vgl. Amara Kosha p. 61 ed. *Colebrooke*, und überhaupt Schlegel zu Rámajan. I. 2. Th. S. 191. 37) *Brahmand'a-Pur.* in As. Res. VIII, 342. 38) *Lassen*, Inst. Ling. Pracr. App. p. 8. 39) As. Res. a. a. O. 40) Vgl. S. 85. 41) Vgl. S. 8. 42) *Hamilton*, Descript. of Hindost. I, 367. 43) Bohlen, Altes Indien. I, 283. Pott, Etymologische Forschungen. I, LXXVII. 44) Vgl. oben S. 9 und *Varahasanhita* in As. Res. VIII, 347, wo sie auch in die Nordwestgegenden Indiens gesetzt werden.

sein übriges stehendes Heer war nicht sicher bekannt. Die drei Völker Chrysei, Parasangá, Asangá im Norden von Indien am Indus selbst haben 30,000 Fußgänger, 800 Reiter, 300 Elefanten. Es folgen alsdann die Namen mehrer freier indischer Völker, unter andern Singá (sanskrit. sinha, Löwe). Ein Volk Oraturá (ob Hurdwar [45]), sanskrit. Haridwara) wird erwähnt, dessen König nur zehn Elefanten besitzt, aber eine bedeutende Infanterie; die Varetatá haben gar keine Elefanten, dagegen eine bedeutende Reiterei. Die Horatá sind wieder sehr mächtig; ihr König hat 1600 Elefanten, 150,000 Fußgänger, 5000 Reiter. Geringer ist die Macht des Königs der Charmá (im Sanskrit K'armaranga), welcher nur 60 Elefanten besitzt. Zu ihnen gehören die Pandá (die schon erwähnten uttara Pánd'ya im Sanskrit); diese haben, und zwar zu Megasthenes' Zeit schon, eine Königin, keinen König [46]); wir können sie daher mit den strirág'a (eine Frau als König habende) Talaha identificiren [47]), welche dicht neben den K'armaranga und den Maruha (bei Plinius Marohá), sowie denn Aguruha (bei Plinius Narungá) Nri-sinha-vana (bei Plinius Singá) genannt werden. Dann erwähnt Plinius eine Reihe von Völkern bis nach Patale hin. Hiernach zählt er Völker an der Westseite des Indus auf, welche seit Tschandraguptas' Zeit zu den Indern gerechnet werden. Hier findet sich ein Irrthum in Bezug auf Bucephala. Von den weiter vorkommenden Namen ist nur noch Tarila (sanskrit. Taksha-çila), Peucolaitá (sanskrit. Pushkalávata) [48]) und vielleicht Arsagalitá (sanskrit. urasa) [49]) mit sanskritischen Namen jetzt identificirbar; aber die von uns gegebenen Identificationen zeigen schon, daß Lassen's Urtheil nomina harum gentium fere omnia a solo Plinio memorari et Indis aeque ignota esse ac Graecis [50]) nicht in zu großer Ausdehnung für wahr genommen werden dürfe, und geben zugleich die Hoffnung, daß sorgsameres Studium der geographischen Nachrichten bei den Indiern auch für diesen einzelnen Fall noch große Ausbeute gewähren wird.

Wenn wir diese Schilderung Indiens übersehen, so finden wir, daß sie nur die Theile Indiens beschreibt, welche vom Ganges, und etwas östlich von diesem, bis zum Indus reichen, und von dem Himalaya bis zum Vindhjagebirge, also das eigentliche madhjadéça (Mittelland) der Inder. Vom Dekhan erscheint hier kein Wort, sondern nur sehr wenige Schiffernotizen finden sich bei Erwähnung der Schiffahrt nach Indien. Jener Bericht über das Mittelland Indiens muß aber aus einer so guten und so reichen Quelle geflossen sein, als schwerlich bloße Nachrichten von Reisenden gewähren konnten. Er klingt vielfach wie eine Statistik, und das Werk, dessen Auszug er ist, hatte die genaueren Angaben, wie sich einige bei Plinius noch erhalten haben, gewiß in größerer Anzahl. Leider finden sich in demselben keine Beziehungen, welche mit Entschiedenheit die Zeit seiner Abfassung verriethen, und dies ist der Grund, weswegen ich das Mittheilenswerthe desselben erst jetzt synchronistisch mit der Abfassung dieses Theils von Plinius' Historia Naturalis (um etwa 48 n. Chr.) erwähne. Da ich aber keine Spur weder von griechischer Herrschaft, noch von skythischer, in der Darstellung finde, so ist mir am wahrscheinlichsten, daß er in der Zeit, wo die Macht der Maurjas im Sinken war, abgefaßt sei; ich würde ihn noch höher hinaufrücken, etwa um die Zeit der engeren Verbindung Indiens und des Occidents, also etwa unter oder vor Asokas und alsdann vielleicht selbst ein Fragment etwa aus einer Schrift von Dionysius, dem Gesandten des Ptolemäus Philadelphus, darin erblicken, wenn mir nicht die einzelnen Fürsten mit einer zu unabhängigen Stellung darin erwähnt zu sein schienen. Doch möchte dieser Grund manchem nicht zureichend scheinen, da wir schon mehrfach bemerkten, daß in Indien auch unter der Kaiserherrschaft die alten Königsgeschlechter eine sehr hervorragende Stellung in ihren Gebieten behaupteten.

Ziemlich sicher dagegen ist die Zeit, aus welcher die Umschiffung des rothen Meeres herrührt (etwa um 60 n. Chr.) [51]), und in ihr haben wir Nachrichten eines Augenzeugen vor uns. In der Gegend an der Indusmündung wohnen die Skythen; hier ist der Hafen Βαρβαρική, so genannt von den Warwarás, wie die hier wohnenden Barbarenstämme im Sanskrit heißen [52]). Die Hauptstadt des Skythenreiches Min-nagara (wo nagara. Stadt, ein sanskritisches Wort) lag flußaufwärts. Damals beherrschten sie Parther, ohne Zweifel dieselbe Königsfamilie, deren Münzen oben besprochen sind [53]). Dieses Reich ging nördlich, wie wir aus den Münzen schlossen, einst bis in die Gegend von Attock; nach Osten und Süden erstreckte es sich nach dem Periplus bis zu dem Busen von Barygaza (im Sanskr. Bhrigukak'ha [54]), Bhrigu-Ufer [55]). „Hier beginnt," heißt es dort, „das Reich des Mambaras." Die sich auf ihn beziehenden Stellen im Periplus sind aber mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, und ich will nicht dafür einstehen, daß ich das Richtige treffe; allein einige Worte muß ich mir hier erlauben, und zwar um so mehr, da blos Vincent, und auch dieser nur an einer Stelle [56]) ehrlich genug ist, die Schwierigkeiten anzudeuten, fast alle andere aber sie umgehen. Die Stelle im Arrhianischen Periplus lautet: Μετὰ δὲ τὸν Βαρύγαζαν εὐθύς ἐστιν ὁ Βαρυγάζων κόλπος καὶ ἡ πρὸς τῆς Λαμβακῆς (wofür Hudson Λαμακῆς, wie Ptolemäus dieses Küstenland nennt, und Vincent [a. a. O.] Λαρικῆς [wie auch ein Theil der Küste heißt [57]), im Sanskrit Lat'a, wo das cerebrale t wie r gesprochen ward] lesen

45) As. Res. VIII, 346. 46) *Plin.* N. H. VI, 23 (20). *Megasthenes* bei *Arrh.* Ind. 8. Vgl. damit die Sage, wie sie in den Puranen erzählt wird, bei *Tod*, Annals of Rajasthan. I. 30. 47) As. Res. VIII, 346. 48) *Varahasanhita* in As. Res. VIII, 346. 49) *Lassen*, Pentapot. 32. 35. 50) a. a. O.

51) Vgl. *Vincent*, Peripl. I, 46—57, dessen Untersuchung viel stricter hätte geführt werden müssen; vgl. auch *Plin.* N. H. Trad. franç. V, 803. 52) *Brahmand'a-Pur.* in As. Res. VIII, 342 und *Varahasanhita* ebend. 345. 53) Vgl. S. 84. 54) As. Res. IX, 184. 55) Peripl. c. XI. 56) Periplus of the Erythr. Sea. III, 111. 57) Vgl. *Ritter*, Asien. IV, 1, 514. Vgl. *Tod* in Transact. of the R. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 208. *Lassen*, Zur Geschichte der griechischen u. s. w. 231.

will) *τῆς Μαμβάρου βασιλείας ἀρχὴ καὶ τῆς ὅλης Ἰνδικῆς οὖσα. Ταύτης τὰ μὲν μεσόγεια τῆς Σκυθίας συνορίζοντα Ἰβηρίᾳ, καλεῖται δὲ τὰ παραθαλάσσια Συραστρήνη.* Diese Stelle heißt wörtlich übersetzt: Nach dem Meerbusen von Barakes folgt sogleich der von Barygaza und der Anfang des Reiches von Mambaras neben dem Landstriche Arabike (oder Ariaca, oder Larike), welcher (Anfang des Reiches von Mambaras) zugleich der von ganz Indien ist. Die Binnenlande von diesem Skythien stoßen an Iberia, die Küstenstriche aber heißen Syrastrene." Aus *ταύτης — τῆς Σκυθίας* schließe ich, daß das Reich des Mambaras eben das skythische ist; wenn nun der Verfasser des Periplus sagt, daß neben Ariaca oder Larica (denn Arabica ist natürlich ohne allen Zweifel falsch) der Anfang von diesem und dem ganzen Indien sei, so fasse ich das so, daß hier das skythische Reich und das eigentlich indische zusammenstießen. Genauer hätte der Verfasser wol sagen dürfen, hier sei das Ende des skythischen Reiches und der Anfang des ganzen (wol eigentlichen) Indien; aber diese Zusammenziehung dürfen wir mit der Kürze, welche hier waltet, entschuldigen. Diese meine Ansicht bestätigt auch die ganze Darstellung. Das skythische Reich beginnt schon jenseit (westlich) vom Indus: *μετὰ δὲ ταύτην τὴν χώραν — ἐκδέχεται παραθαλάσσια μέρη τῆς Σκυθίας — ἐξῆς ποταμὸς Σίνθος* (im Sanskrit sindhus, der Indus)[58]. Dann ist von gar keinem besondern Reiche die Rede, bis zu der früher besprochenen Stelle, aus der wir *ταύτης τῆς Σκυθίας* hervorhoben. Da wird nun *ἡ ὅλη Ἰνδικὴ* bemerkt, als um Barygaza damit zusammenstoßend, und nachdem einiges in Bezug auf skythische Besitzungen noch bemerkt ist, knüpft die Darstellung weiterhin, ganz dem *ἡ ὅλη Ἰνδικὴ* entsprechend, wieder mit *πᾶσα μὲν ἡ Ἰνδικὴ χώρα* an[59]. Diese Ansicht paßt auch ganz mit der bisher gegebenen indischen Geschichte zusammen. Das große Reich der Yue-tchi begann schon westlich vom Indus, und dehnte sich in der Zeit seiner größten Macht bis Benares hin. Im Süden reichte es entschieden bis in die von Arrhian angegebene Gegend sogar noch um Ptolemäus Zeit. Es war demnach nicht unnatürlich, daß in der Zeit des Periplus die von den Skythen in Besitz genommenen Länder von der *ὅλη Ἰνδικὴ* oder *πᾶσα Ἰνδικὴ χώρα* ganz getrennt wurden. Letztere umfaßte, wenn ich diese Vermuthung aussprechen darf, diejenigen indischen Staaten, welche ganz nominell, oder mit größerer oder geringerer Abhängigkeit, die Nachfolger der Kaiserdynastie als Oberherren anerkannten, mögen diese nun Andhrâs gewesen sein, oder eine andere uns unbekannte Dynastie, welche nach der kurzen Zwischenregierung des Vicramaditja von Ozene (Ug'g'ajini) den Vorrang einnahm. Hier entsteht aber noch eine Schwierigkeit in Bezug auf den König Mambaras selbst. Der Verfasser des Periplus hatte nämlich, wie schon bemerkt, ein Minnagara in der Nähe von Barbarike am Indus erwähnt, welches Mannert[60] mit dem Binnagara des Ptolemäus identisch zu sein schien; hier herrschten zu dieser Zeit parthische Fürsten. Dieses *Μινναγάρα* nennt er *μεσόγειος μητρόπολις αὐτῆς τῆς Σκυθίας*. Nun erwähnt er wiederum eben, wo er von Mambaras' Reich am Busen von Barygaza spricht, *μητρόπολις δὲ τῆς χώρας Μινναγάρα*, und Ptolemäus hat sein Minnagara in der That in der Nähe von Barygaza[61]. Wenn wir diese Scheidung für richtig nehmen wollen, so können wir kaum umhin, zu vermuthen, daß um diese Zeit das skythische Reich in dieser Gegend getheilt war, und daß in Binagara (Minagara des Periplus) Parther, in dem andern Theile des skythischen Reiches Mambaras herrschte. Allein von dieser Theilung findet sich sonst keine Andeutung im Periplus, und höchst sonderbar wäre es, wenn er zweimal denselben Namen schreibt: *Μινναγάρα*, beide Male mit demselben Zusatz: *μητρόπολις* (einmal *αὐτῆς τῆς Σκυθίας*, das andere Mal *τῆς χώρας*, wo aber auch dem ganzen Zusammenhange nach Skythien gemeint ist), und doch zwei verschiedene Städte damit bezeichnet hätte. Ich glaube vielmehr, daß er nur eine Stadt, Minnagara, die Hauptstadt des Skythenreichs, andeuten will; allein so genau seine Darstellung in Bezug auf die Küsten ist, so ungenau ist sie in Rücksicht auf das Binnenland; hier beruht sie auf reinem Hörensagen, und die Bezeichnungen (z. B. *κατὰ νότου*) sind daher sehr unbestimmt. Wenn aber nur eine Hauptstadt erwähnt ist, so ist auch nur ein König gemeint, und dies ist eben Mambaras, welcher also einer der parthischen Dynasten ist. Nun aber muß ich gestehen, daß ich sehr bezweifle, daß wir Mambaras als Herrn des ganzen skythischen Reichs anzusehen haben. Von diesem, dem Herrn von Kuwei schuang, wie ihn die Chinesen nennen, erfuhr der Küstenfahrer wahrscheinlich gar nichts. Er residirte gewiß im Binnenlande, wenn wir oben richtig vermuthet, ursprünglich und vielleicht auch in späteren Zeiten in Kapisa. Die parthischen Dynasten, welche das Küstenland vom Indus bis zum Narmada (*Λαμνάτος* im Periplus) beherrschten, waren entweder wirklich unabhängig, oder konnten, wie dies in orientalischen Reichen ja fast immer der Fall ist, sobald sie die Steuerforderungen des Oberherrn befriedigten, die Souveraine spielen. Das Küstenland des indoskythischen Reiches hatte seinen alten indischen Namen, wie er schon, jedoch in Paliform (sulatlika), in den Asokainschriften vorkommt, surashtra bewahrt. Für *Ἀριάκη* schreibe ich mit Hudson *Ἀριακή*, und zwar wegen einer folgenden Stelle[62]. Für *Ἰβηρία*, an welches das Mittelland Skythiens stößt, schreiben wir wegen des bei Ptolemäus vorkommenden Abiria, und da hier die Abhirâs des Sanskrit zu verstehen sind[63], *Ἀβιρία*. Ob diese Abhirâs damals ganz unabhängig vom skythischen Reiche waren, oder nicht, läßt sich aus der Angabe des Periplus nicht mit Bestimmtheit folgern[64]. Die Beschreibung von *πᾶσα ἡ Ἰνδικὴ χώρα*

58) *Περιπλ.* c. X. 59) a. a. O. XII. 60) Vgl. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. V, 1, 107.

61) a. a. O. V, 1, 136. 62) c. XIV. *Μούζιρις — ἐκμάζουσα τοὺς ἀπὸ τῆς Ἀριακῆς εἰς* u. s. w. 63) Lassen, Pentapot. 28. 64) Nicht ganz unwahrscheinlich ist Lassen's Emendation (Zur Gesch. der griech. Sag) *Ταύτης τὰ μὲν μεσόγεια τῆς Σκυθίας Ἀβηρία καλεῖται, τὰ δὲ παραθαλάσσια Συρ-*

an, scheint, wo sie sich nicht auf Punkte bezieht, welche für Schiffahrt und Handel wichtig sind, wieder ganz auf Hörensagen, oder auf Gelesenem zu beruhen; denn sie ist voll von Irrthümern. Ins Binnenland über Barygaza versetzt er hier das Volk der *Ἀριάτριοι*, *Ῥάγονοι*, *Τανδαγόγοι* und von *Προκλαΐς*; es ist nun schon mehrfach bemerkt [65]) und keinem Zweifel unterworfen, daß *Προκλαΐς*, Pushkalavata in der Gegend von Attock ist, und diese Angabe versetzt uns weit von Barygaza weg in die Gegend des jetzigen Attock [66]). Ebenso aber sind auch die Aratrioi längst als die Arasht'râs des Sanskrits erkannt [67]); auch diese wohnten in der Pentapotamie bis zum Indus hin [68]). Danach werden wir auch die beiden übrigen Völker in derselben Gegend zu suchen haben; hier finden wir nun dicht neben einander als Anwohner des unteren Indus in den Puranen (Vaju-Puranas?) die Randhrac'aracas und (Bhira)- rôhacas erwähnt [69]), von denen ich in jenen die *Τανδαγόγοι* (vielleicht *Ῥανδαγόγοι* zu schreiben), in diesen die *Ῥάγονοι* [70]) erkennen möchte; die Weglassung der Anfangssylben Bhira betreffend, vergleiche man des Plinius Singae, welche den Nri-sinha-vana des Sanskrits entsprechen [71]). Wenn nun der Verfasser des Periplus diese vier Völkernamen durch Hörensagen kennt, so waren sie ihm wahrscheinlich nur als in immer weiterer Entfernung von der skythischen Küste wohnend bezeichnet, und er erwähnt sie fälschlich hier am Ende des skythischen Reiches über Barygaza wohnend, während er sie eigentlich schon beim Anfange desselben, bei Barbarike, hätte nennen müssen. Wie in Bezug auf die Abhîrâs, so genügt auch hier die Angabe nicht, um zu entscheiden, ob sie unabhängig oder abhängig vom skythischen Reiche waren. Das Letztere ist jedoch höchst wahrscheinlich, da selbst in Ptolemäus' Zeit, wo das indoskythische Reich sehr zusammengeschmolzen war, diese Gegenden noch dazu gehörten. Eine höchst wichtige Notiz folgt alsdann im Periplus [72]). Bei Erwähnung von Ozene bemerkt er nämlich, daß früher die Residenz daselbst war. Dieses bezieht sich, wie mir scheint, auf den Glanzpunkt von Ozene unter Vicramâditya's Herrschaft über *πᾶσα ἡ Ἰνδικὴ χώρα* und die seines Sohnes blos über Malva. Später muß diese Dynastie zu herrschen aufgehört haben. Das feste Land von Barygaza aus nach Süden kennt der Periplus unter dem Namen *Δαχινοβάδης* (im Sanskrit dakshin'âpathas, der Pfad nach Süden [73]). In diesem sind nach Osten zu viele Wüsteneien, Berge, eine Menge wilde Thiere, hundsköpfige Menschen ꝛc. Man sieht daraus, daß diese Binnenländer, selbst damals, wo sie schon wenigstens seit Asoka's Zeiten zu dem großen indischen Reiche gehörten, noch sehr unwirthbar und unbekannt waren. Von dem ganzen Binnenlande sind ihm nur zwei Städte bekannt, bedeutend durch ihren großen Handel, *Πλῦσαρα* (wol *Παίθανα* = dem Ptolemäischen *Baitana* [74]) und Tagara, deren Lage bis jetzt noch unsicher ist [75]). Die Küste heißt Ariaca; hier war vor des Verfassers des Periplus Zeit bedeutender Handel in Kalliena unter der Regierung des Königs Saraganus. Seit der Herrschaft des Sandanes aber war der Verkehr an dieser Stelle verboten. Wenn sich zufällig griechische Schiffe dahin verirrten, so wurden sie unter Bewachung nach Barygaza gebracht. Letzteres scheint demnach damals der einzige erlaubte Handelsplatz in Ariaca gewesen zu sein. Der Name Sandanas scheint übrigens kein persönlicher Eigenname gewesen zu sein, sondern der einer Stadt oder eines Volkes, nach der uns schon bekannten indischen Sitte. Denn bei Ptolemäus heißt dieser ganze Küstenstrich *Ἀρίακα Σανδανῶν*, wo *Σανδανᾶ* unbedenklich mit dem Namen *Σανδάνης* zu identificiren ist. Kalliena (bei Kosmas [76]) *Καλλιανα*) ist das sanskritische kalyâna, die glückliche, und in der Nähe von Bombay zu suchen [77]). Von Kalliena an bis Lymyrice scheint die Küste theils noch dem Herrscher von Ariaca gehört zu haben, theils, etwas nördlich vom jetzigen Goa an, im Besitze von frei lebenden Seeräubern gewesen zu sein [78]). Die ganze Natur dieses Gestades begünstigt dieses Treiben in diesen Gegenden so sehr, daß es noch zu keiner historisch bekannten Zeit daselbst ausgerottet werden konnte. Dann beginnt mit Naoura, dem jetzigen Honawer (14° 16′ n. Br., 75° 32′ ö. L.), im Sanskrit Hanavara, woraus Naoura eine leichte Entstellung ist, die, *Λιμυρική* genannte, Küste. Welches sanskritische Wort diesem Namen entspreche, kann ich so wenig wie bei Ariaca mit Sicherheit nachweisen. Wilford's von Andern gebilligte Erklärung [79]) aus Al-Murica, wo Al der Semitische Artikel wäre, und Murica von sanskrit. mura (todtes Land [80]) käme, kann ich nicht gut heißen, da dieser Name den Griechen, welche selbst so oft in diese Gegend segelten, von den Indern selbst, und nicht durch Vermittelung von Semiten bekannt wurde. Wäre es vielleicht das sanskritische çri-Mêru-Kak'kh'a? Mêru-Kak'kh'a (Meru-Ufer) liegt nämlich in diesen Gegenden [81]), und çri, heilig, ist ein sehr häufiger Vorsatz, zumal vor mêru. Çri wird aber in der Volkssprache oft Sili gesprochen, und das S so gelinde, daß es leicht verloren ging [82]); so konnte aus (S)ilimêru-ca(k'kh'a) leicht *Λιμυρική* entstehen. An dieser Küste folgt auf Naoura (Hanavara, jetzt Honawer oder Onore) [83]) zunächst Tyndis, dessen Name ich in dem Tund'i-cera des Brahmanda-Purana erkenne, um so mehr, da sich

---

σπατούην. Denn die Abhîrâs gehören bei Ptolemäus noch zu den Indoskythiern.

65) Vgl. z. B. *Wilson* in As. Res. XV, 106. 66) Vgl. S. 45. 67) *Wilson* a. a. O. 68) Vgl. S. 56. 69) As. Res. VIII, 337. 70) Anders *Wilson* a. a. O., wo As. Res. XV, 342 verglichen ist. 71) Vgl. S. 90. 72) c. XIII. 73) Vgl. *Lassen*, Institut. Ling. Præc. App. p. 15.

74) a. a. O. 75) Die englischen Untersuchungen, welchen man bis jetzt folgt (Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 138), haben schwache Basen; eine Vermuthung gibt auch Lassen a. a. O. 76) *Cosm.* Indicopl. XI. p. 337. 77) *Vincent*, Periplus of the Erythr. Sea. II, 383. 78) Vgl. *Vincent* II, 389. Mannert V, 1, 145; der die Piraten etwas zu nördlich rückt. 79) Ritter, Asien. IV, 1, 515. 80) Vgl. oben S. 62. 81) Neben Malaya = Malabar, und Mâlindra dem Ptolemäischen Melinda (in *Varahasanhita* As. Res. VIII, 345). 82) Vgl. S. 28. 83) Auf Berghaus' Karte.

auch für die Sylbe cora eine Analogie ergeben wird. Vincent identificirt es mit Barcelore [84]). Dann folgt Mouziris, nach Vincent Mangalore [85]). Mouziris war an der Küste die letzte Stadt eines Reiches, über welches ein im Binnenlande residirender König herrschte. Plinius nennt ihn, wie schon bemerkt, Celebothras, der Periplus Keprobotes und Ptolemäus Cerobothras. Die wenigen Abweichungen machen es wahrscheinlich, daß der Name allenthalben Cerobothras zu schreiben sei, oder Celebothras, denn die Verschiedenheit der Vocale, sowie der Wechsel zwischen r und l, kommt, wo indische Wörter nur nach dem Gehör wiedergegeben werden, nicht in Betracht. Da wir alsdann für einen Zeitraum von 100 Jahren nur einen Königsnamen haben, so folgt daraus, daß dieser kein persönlicher ist, sondern nach indischer Sitte, einer Stadt oder einem Lande entlehnt. Nun heißt ebendiese Küste im Sanskrit kèrala [86]), und so wird auch der König derselben genannt [87]); ich vermuthe daher, daß die griechische Schreibart des Königsnamens eine Verderbniß von einem sanskritischen Worte keralaputras ist, d. h. „Sohn des Kèrala." Da r und l auf dieser Küste fast ganz einerlei gesprochen wird, so kommten Fremde unmöglich mehr als einen Laut hören, und die Sylbe ra oder la ging verloren. Möglich wäre jedoch, daß kèra identisch gewesen wäre mit kèrala; dafür spräche die Endsylbe kèra in Tund'i-kèra. Nelcynda (jetzt Nellisseram) [88]) war die erste Stadt im Reiche des Pandion (pând'ja) [89]), welcher ebenfalls im Binnenlande residirte. In einem Theile seines Gebietes, dessen Hauptstadt Ptolemäus Cottiara nennt, während bei Plinius die Gegend Cottonara heißt, wächst der beste Pfeffer; daher ihn der Periplus Κοττινταρικὸν nennt. Dies ist ohne Zweifel die Gegend von Cochin (im Sanskrit kak'kl'a. Sumpf [90]). Die Residenzstadt nennt Ptolemäus Modura, wie wol auch bei Plinius [91]) für Moduza zu schreiben ist; sie entspricht dem heutigen Madura (im Sanskrit madhura die Liebliche) [92]). Innerhalb seines Reiches ist die Stadt Kolchoi, jenseit des Cap's Κομαρεϊ (im Sanskrit kumâri, jetzt Comorin), mit reicher Perlenfischerei (wol das Man'im'an in Varâha-Sanhita [93]); der Name Col'chi scheint mir im heutigen Callacaud (8° 36′ n. Br., 77° 53′ ö. L.) [94]) erhalten zu sein. Diese ganze südliche Partie des Dekhan gehörte zum Reiche der Pandjas. Über dieses scheint der Periplus nicht herausgekommen zu sein. Auf der Ostküste Indiens sind ihm in weiten Entfernungen von einander bekannt: Καμάρα, Ποδούκε und Σώπατμα, sowie endlich die Μασαλία χώρα. Kamara nimmt Mannert [95]) für Calymer (10° 18′ n. Br., 79° 56′ ö. L.). Poduke ist höchst wahrscheinlich das heutige Pondichery [96]). Masalia ist unbedenklich die Gegend von Masulipatam, woher schon damals die feinen Musseline kamen. Diese Punkte kennt der Verfasser des Periplus nur von Hörensagen, weil hier die Einwohner zwischen den Mündungen und zu beiden Seiten des Caverylusses den ganzen Handel in Händen hatten. Durch sie erhielt erst die Westküste Indiens nebst allen abendländischen Handelsnationen nicht nur die Producte und Fabrikate ihres Landes, wie Perlen, mit Perlen gestickte Kleider, Baumwollenzeuche, sondern auch die Producte von Ceylon, von den Mündungen des Ganges, die Waaren von Thina (China), Chryse (Hinterindien), Gold, Elfenbein, Schildpat, Gewürze u. a. [97]). Weiter als Masulipatam ist dem Verfasser des Periplus noch der Name von Δηγαρήνη (im Sanskrit Daçarn'a) [98]) zugekommen, wegen seines Elfenbeins. Von den im nördlichen Dekhan wohnenden wilden Völkern hat er eine Menge grauenerregende Sagen gehört, die er treugläubig nachschreibt.

Wir haben hier den ältesten Bericht über die Westküste des Dekhan vor uns; wir erkennen festgeordnete Staaten mit reichem Handel. Die Namen, so weit sich ihre Primärformen erkennen lassen, sind deutlich sanskritische. Sanskritcultur hatte sich also um diese Zeit entschieden wenigstens der Küste vollständig bemächtigt. Wir haben den Anfang des Eindringens der Sanskritcultur in das Dekhan jedoch schon um 1000 Jahre früher setzen zu müssen geglaubt; unter Açoka gehörte es entschieden zu dem indischen Kaiserreiche. In welchem Verhältnisse diese Reiche des Dekhan um die Zeit des Periplus zu dem großen indischen Reiche standen, läßt sich nicht bestimmen. Von der Ostküste Indiens erfahren wir nur einige Namen, dagegen aber, daß reicher Handel und Industrie daselbst bestand. Letztere Angaben lassen uns eine hohe Cultur voraussetzen. Die wilden Völker des Dekhans werden noch häufig erwähnt; sie werden also noch in großer Anzahl bestanden haben. Aber, mit Ausnahme der Piratenküste auf der Westseite, waren sie gewiß im ganzen Bereiche des Dekhans tief in die Berge zurückgedrängt.

Wir kehren zu der indischen Geschichte zurück. Mit dem J. 78 n. Chr. beginnt die Ära des Salivâhana, welcher in Saleya-Dhara in Dekhan geboren sein soll [99]). Es existiren über ihn eine Menge Sagen, in denen er als Antagonist von Vikramâditja und als Kaiser von Indien erscheint; aber es ist mir rein unmöglich, etwas weiteres für die Geschichte daraus zu gewinnen. Daß er eine bedeutende Persönlichkeit gewesen sein müsse, zeigt sein Fortleben im Munde des Volkes. Die von ihm sich datirende Ära bestimmt seine Zeit, und macht zugleich so ziemlich gewiß, daß sie sich an eine bedeutende Begeben-

84) Periplus II, 405 sq. 85) a. a. O. 407, dieses, wie jenes, darf man jedoch nicht ganz genau nehmen. Beide Städte liegen nur ungefähr in der Gegend, keineswegs auf derselben Stelle, wie die genannten heutigen Städte. 86) *Brahmand'a-Purana* in As. Res. VIII, 342. *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. *kèrala*. 87) *Hamilton*, Geneal. Taf. 21 If. 88) Vgl. S. 88. 89) Vgl. S. 88. *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 345. 90) Vgl. Mannert, Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 155. Ritter, Asien. IV, 1, 515. 91) *Plin*, N. H. VI, 26. 92) Mannert V, 1, 160. Ritter IV, 1, 516. *Hamilton*, Description of Hindostan. II, 471. 93) As. Res. VIII, 346. 94) *Hamilton*, Descript. II, 484.

95) Geogr. d. Gr. u. Röm. V, 1, 169. 96) Ritter, Asien. IV, 1, 517. 97) Ritter a. a. O. 98) *Lassen*, Inst. Ling. Prace. App. p. 16. As. Res. VIII, 343 und sonst. 99) Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 83.

heit knüpfe; der damalige Zustand Indiens bot dazu leicht Gelegenheit; aber welcher Art sie war, ließe sich nur in sehr vagen Hypothesen aussprechen [1]). Bemerkenswerth ist dagegen, daß die Dschainas ihn für einen Buddhisten ausgeben [2]).

Um diese Zeit (zwischen 89—106 n. Chr.) trat Indien zuerst in diplomatischen Verkehr mit China unter dem Kaiser Ho-te. Es kamen mehre Gesandtschaften von Indien, um Tribut zu bringen [3]). Es ist nicht unmöglich, daß diese diplomatische Verbindung angeknüpft wurde, um den Einfluß oder gar die Hilfe jenes mächtigen Reiches gegen die Yue-tchi zu erlangen. Ungefähr 200 Jahre vor dieser Zeit waren die Chinesen zuerst durch Tchang-kiao, welcher den Zug der Yue-tchi gegen die Baktrer (126 v. Chr.) mitgemacht hatte, mit Indien bekannt geworden; dieser war durch die schönen indischen Waaren, welche er in Chorasan gesehen hatte, darauf aufmerksam geworden [4]).

Von hier bis zu der Zeit, in welcher Ptolemäus sein wahrhaft ungeheueres Werk abfaßte (um 140 v. Chr.), ist uns weiter nichts über Indiens Geschichte bekannt. Aber bis dahin sind nicht unwichtige Veränderungen in Indien vorgegangen. Da zu seiner Zeit der Verkehr mit Indien sehr bedeutend war, ja sogar tamulische Kaufleute nach Alexandria kamen, so konnte er ziemlich genaue Nachrichten einziehen [5]). Die Genauigkeit in Beziehung auf die geographischen Namen macht es sogar wahrscheinlich, daß er keineswegs auf vage Angaben reisender Kaufleute beschränkt war, sondern gute, schriftliche, auf Kenntniß des Sanskrit basirte, Quellen besaß.

Das Reich der Indosythen ist jetzt viel beschränkter, als das große Reich der Kadphises, Kanerki und Ooerki gewesen sein muß. Es umfaßt die Gegenden zu beiden Seiten des Indus, sammt dem Indusdelta (Pôtâla) und Surâshtra, und im Norden am Indus noch die Abhîras [6]). Zwischen dem Indus und Hydaspes (im Sanskrit vitasta) kennt Ptolemäus nur das Land Arsa (im Sanskrit urasa) [7]) mit nur zwei Städten, deren eine Tarila (Taksha-çila) ist, und das Land *Πανδοούων* am Hydaspes selbst, welches wir schon mit den uttara-Pand'yâs des Sanskrits zusammengestellt haben. Alles, von diesen östlich gelegene, Land bis zum Vindhjagebirge besaßen die *Καασπειραῖοι*; es ist wol keine Frage [8]), daß hiermit das herrschende Volk von Kaschmir gemeint ist. Denn dieses selbst nennt Ptolemäus *Καασπηρία* (im Sanskrit kaçjapa-pura), und setzt es an die Quellen des vitasta (Dschelum), Tschandrabhaga (Tschinab) und Airavati (Rawi). Dieses Volk hatte also in der Zeit zwischen 60—140 n. Chr. Gelegenheit gefunden, seine Macht auf Kosten des großen indosythischen Reiches nach Süden und Osten hin sehr zu erweitern. Nach Osten hin reichen sie fast bis zum Ganges. Denn zwischen diesem und dem Reiche der Caspiräer kennt Ptolemäus nur die Gymnosophistâ. Genau können wir die Grenze des großen Kaschmirreiches nach dieser Seite hin nicht bestimmen; aber daß es noch über die Jamunâ hinausreichte, zeigt der Umstand, daß nach Ptolemäus noch *Μόδουρα* (jetzt Mutra, im Sanskrit Mathura) dazu gehörte. Es ging demnach ungefähr von 35°—23° n. Br. und 72—75° ö. L., etwa mit einem Umfange von 11,700 □ Meilen. Die Kaschmirchronik kennt zwischen den tatarischen Fürsten, welche wir zuletzt aus ihr anführten, eine Menge Könige, welche wir, weil wir auf die einheimischen Quellen bei unserer Ansicht über die Geschichtschreibung der Inder nur mit großer Vorsicht Rücksicht nehmen können, gar nicht weiter anführten. Hier müssen wir unsern Blick auf sie wenden, um zu sehen, ob sich in ihnen etwas findet, was zur Erklärung der Ausdehnung des Kaschmirreiches dienen könnte. Es ist schon gelegentlich bemerkt, daß die Kaschmirchronik zwei nicht kaschmirsche Könige, Namens Vicramâditja, erwähnt, bei deren ersterem sie ausdrücklich bemerkt, daß es nicht der berühmte Vicramâditja sei; dieses ist ihr vielmehr der zweite. Allein die Geschichte und Chronologie dieser ganzen Zeit ist noch in der größten Unordnung, und um eine lange Königsreihe herauszubringen, scheint mir vieles doppelt und selbst dreifach genommen. Ich glaube, daß hier nichts weiter als irgend eine Einmischung des einen berühmten Vicramâditja vorlag. Von diesem soll in Kaschmir eine neue Dynastie, die der Adityâs, eingesetzt sein [9]), welche sechs Fürsten zählt, die 192 Jahre regieren, also durchschnittlich 32 Jahre ein jeder [10]); als der letzte starb, kam mit Meghavâhana ein Nachkomme der ältern einheimischen Dynastie wieder auf den Thron [11]). Von dem zweiten Vicramâditja wird nun im Wesentlichen ähnlich erzählt, daß er einen König Mâtrigupta den Kaschmirern aufgedrungen habe [12]). Dessen Regierung sei aber sehr kurz gewesen; denn nach Vicramâditja's Tode habe ihn der rechtmäßige Erbe aus der Gonardadynastie Pravara-Sena angegriffen und zur Abdankung genöthigt. Wir sehen, daß hier in der Sage die beiden Vicramâditjas fast dieselbe Rolle in Bezug auf Kaschmir spielen; daß Pratâpâditja und Mâtrigupta, und endlich Meghavahana und Pravara-Sena fast Identisches thun. Ja die Ähnlichkeit zwischen letzteren geht noch weiter. Beide sollen sehr kriegerische Fürsten gewesen sein; Meghavâhana soll seine Kriegszüge bis Lanka (Ceylon) ausgedehnt haben [13]). Pravarasena soll die Königreiche des Südens angegriffen und den Sohn und Nachfolger des Vicramâditja, welcher hier Pratâpa Sila oder Siladitya genannt wird, gefangen genommen, aber im Besitze seines Erbreiches gelassen haben [14]). Wäre es möglich, daß hier die Unterwerfung Kaschmirs durch Vicramâditya und dessen Losreißung in der Sage eine doppelte Gestalt angenommen hätte? Ich will diese

1) Die Legenden findet man höchst bizarr behandelt in *Wilford*, Essay on Vicramâditja and Salivahana As. Res. XV. 117—241. 2) Journ. of Beng. 1838. May. p. 373. 3) Chinesische Quellen in Journ. of Beng. 1837. Jan. p. 63. 4) Vgl. a. a. O. nach *Ma-twan-tsin* und *Deguignes*, Histoire générale des Huns. I. 1. p. 28. 5) Vgl. *Lassen*, Pentapot. 34 nach *Ptolem.* I, 27. p. 17. ed. *Petr. Montan.* 6) *Ptolem.* VII, 1. p. 178. Vgl. Laffen, Zur Gesch. S. 269. 7) *Lassen*, Pentap. 35. 8) Vgl. auch *Lassen*, Pentap. 37.

9) *Wilson*. As. Res. XV, 32. 10) Vgl. a. a. O. S. 81. 11) a. a. O. S. 35. 12) a. a. O. S. 38. 13) a. a. O. S. 36. 14) a. a. O. S. 38.

Frage nicht genauer erörtern; denn die Hilfsmittel für indische Geschichte werden mit jedem Tage größer und lassen auf sicherere Entscheidungen hoffen, als man bis jetzt geben könnte. Aber auf eins will ich noch aufmerksam machen; daß Kaschmir dem Vicramâditja nach Versagung der Sythen (etwa 56 v. Chr.) zugefallen sei, ist an und für sich, auch abgesehen von dem oben angeführten Zeugniß, höchst wahrscheinlich. Nicht unwahrscheinlich ist ferner, daß von ihm — oder etwa, wie die Kaschmirchronik angibt, einem seiner Verwandten — die Adityadynastie in der That stammt, oder eingesetzt ward. Diese zählt nun sechs Herrscher und 192 Jahre; nehmen wir letztere Zahl als richtig, so reichten sie von etwa 56 v. Chr. bis etwa 136 n. Chr. In dieses Jahr würde Meghavahana fallen, der mächtige Eroberer und Erweiterer des kaschmirschen Reichs, und um 140 lernen wir das erweiterte Reich von Kaschmir kennen. Allein 192 Jahre sind für sechs Könige entschieden zu viel; nehmen wir an, daß nur die Zahl der Regenten, aber nicht die der Regierungsjahre richtig wäre, und geben jedem Könige durchschnittlich 22 Jahre, so ginge die Adityadynastie etwa von 56 v. Chr. bis 76 n. Chr. Dann könnte etwa die Erweiterung des Kaschmirreiches um 100 fallen. Doch solche Hypothesen zu verfolgen würde hier zu weit führen.

Neben dem eigentlichen Reiche Kaschmir im Norden an den Quellen des Vipâça (Beas), des Satadru (Setlej), der Jamunâ (Dschumna) und des Ganges, also ungefähr im jetzigen Kurmur und Ghurwel, kennt Ptolemäus Kylindrine [14]). Der Name entspricht den Kaulind'âs im Sanskrit [15]).

Östlich vom großen kaschmirischen Reiche, nördlich vom Vindhjagebirge kennt Ptolemäus blos die Gymnosophistâ. Sind dies die Jat'abhara der geographischen Tafel aus dem Varâha-Sanhita? [17]) (Ga't'adhara heißt nämlich wörtlich einer, der die g'at'â (die Haartracht des Siva und der Asketen) trägt, also ein Asket, und diese meint Ptolemäus mit seinen Gymnosophisten. Ich vermuthe, daß ihr Hauptsitz in dem heiligen Walde nicht weit von dem jetzigen Delhi in dem Khand'avavana war, wo die Eremiten, auch den indischen Gedichten nach, hausen, und daß Ptolemäus also diese Gegend meint. Nördlich von diesen aber schon am Ganges wohnen die Daitychai; unter ihnen südlich die Nanichâ; darunter Παραιαχή, das Land der prâk'jâs, südlich von diesen Sandrabatis.

Östlich von der Südostgrenze des indosythischen Reichs kennt er Larike (Lat'a im Sanskrit); hier liegt Dzene (ug'g'ajini) und ist wieder Residenz eines Fürsten, welchen er Tiastanus nennt. Nördlich von Larike wohnen die Pulindâ (im Sanskrit Pulindâs) [18]), ein wildes Volk. Über diesen die Chatrâi, wol Kshatrâs des Sanskrits, welche in dieser Gegend am Indus schon bei Alexander's Zug erwähnt sind, oder eher vielleicht die Chátáras des Sanskrits, die Nachbarn der Taesha-Sailâs (Taxila) [19]).

Südlich vom Vindhjagebirge, welches jedoch bei Ptolemäus eine beschränktere Bedeutung hat, indem es nur die nördlichste Kette des Bergzugs, welcher das Dekhan vom eigentlichen Hindustan scheidet, bezeichnet, wohnen die Tabassi (im Sanskrit Tápasa) [20]), wo sich die Edelsteine finden, welche vom Barygaza aus verführt wurden [21]). Östlich von diesen wohnen die Parayiotá. Dieser Name klingt sehr ähnlich mit dem sanskritischen Volksnamen Pâriyâtrâs, wie er in mehren Puranen geschrieben wird; im Varâha-Sanhita lautet er Pâriyatrâ, was, wenn unsere Identification richtig ist, nur ein aus der Ähnlichkeit des sanskritischen pa und ya leicht erklärlicher Lesefehler ist; dieses Volk wohnt um Tschumbul in Malva, also entschieden in derselben Gegend, wohin Ptolemäus die Parapiotá setzt; denn er setzt sie östlich vom Narmadâ (Ναμάδης), in dessen Gegend sie in der That wohnen. Diese Angabe ist jedoch ungenau, weil Ptolemäus überhaupt eine falsche Ansicht von Indiens Gestalt hat. Sie erstrecken sich nördlich bis zum Vindhja. Dann erwähnt er als östlichere Völker die Phyllitâ, Bitti, Candali und Ambastï; letztere sind die Ambasht'âs des Sanskrits [22]). Denn bis östlich vom Vindhjagebirge die Sorae, ein Nomadenvolk. Sind dies vielleicht die Surala oder die Surasita, welche beide der Brahmanda-Puranas neben den Vindhja setzt? [23]). Den König dieser Nomaden nennt Ptolemäus Arcatus, seine Hauptstadt Sora; die Ansetzung derselben ist aber überaus zweifelhaft. Unter ihnen wohnen die Poruari (sind dies wilde Völker und der Name nur sanskritisch Varvara?) und Adisathri. Sind letztere die Ahikshatra des Sanskrits? [24])

Dann folgen die Mandalâ östlich von diesen bis zum Ganges, mit der Hauptstadt Palibothra (Pât'aliputra); der Name Mandalâ entspricht augenscheinlich dem sanskritischen Mand'ala, Reich, und, da wir uns hier in dem alten Sitze des indischen Kaiserreichs befinden, so können wir mit Zuversicht behaupten, daß dieser Name zeigt, daß das jetzt so beschränkte Reich von Pât'aliputra noch immer seine Ansprüche auf die Präponderanz in Indien behauptete, wenngleich seine, zu Ptolemäus' Zeit unbedeutenden, Kräfte ihm schwerlich erlaubten, diese Ansprüche jetzt geltend zu machen.

Im Dekhan wiederum unter dem Berge Bittigo erwähnt er Brachmanâ, östlich von diesen Badiamâi, und weiterhin Drilophillitâ. Bis zum Ganges wohnen die Cocconagâ. Südwestlich von diesen wohnen die Salaceni (ob die Svalica des Sanskrits?) [25]) Östlich von diesen am Ganges die Sabarai (die Çavarâs im Sanskrit). Zwischen den Gangesmündungen endlich die Gangaridâ; dieser letztere Name ist wegen des Anklangs an den Na-

15) *Ptolem.* p. 171. ὑπότε τὰς Βιβάσιος καὶ τοῦ Σαδάδρου καὶ τοῦ Διαμούνα καὶ τοῦ Γάγγου πηγὰς ἡ Κυλινδρινή. 16) *Varâha-Sanhita*, As. Res. VIII, 347. 17) a. a. O. 18) a. a. O.

19) *Varâha-Sanhita*, As. Res. VIII, 349. 20) *Wilford* in As. Res. VIII, 343. 21) Daher erklärt sich der Name des Τοπάς, τοπάζιον, der Stein aus dem Lande der Tâpassa, dessen indischer Name wahrscheinlich tâpasjam. 22) *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 344. 23) As. Res. VIII, 343. 24) *Harivansa*, trad. par *Langlois*. I, 95. Vgl. *Wilf.* in As. Res. XIV, 394. 25) *Varâha-Sanhita* a. a. O. p. 344.

men Ganges ohne Zweifel schon seit Alexander's des Großen Zeit sehr entstellt; daher wage ich nicht sanskritische Namen, welche sich sonst damit zusammenstellen ließen, zu vergleichen.

Wir müssen hier sogleich die Völker und mit sanskritischen Namen vergleichbare Städte ꝛc. anknüpfen, welche Ptolemäus auf der Ostseite des Ganges angibt [26]). Zu beiden Seiten des Sarabus (im Sanskrit Saravan, jetzt Ramgunga) [27]) wohnen die Tangana (im Sanskrit mit völlig gleichem Namen Tângana [28]). Auf die Tângaṇâs folgen bei Ptolemäus die Marundâ; dies sind die Murund'âs des Sanskrits, welche in den Puranen auch Burunda oder Burunt'a [29]) genannt werden, und bei Hamilton [30]) durch Verlesen Gurund'a; bei Oppian [31]) führen sie den Namen Maraunthes; sie erscheinen auch in indischen Inschriften [32]). Nach einigen indischen Angaben sollen 13 [33]), nach Andern [34]) 10, Murumb'aṣ die Herrschaft über Indien gehabt haben. Wenn sie, wie man gewöhnlich annimmt, wofür ich jedoch keine hinreichenden Gründe bis jetzt erkennen kann, wirklich ein tatarischer Stamm sind, so hätten sich zu Ptolemäus' Zeit zwei Bruchstücke vom großen skythischen Reiche erhalten gehabt, das eine am Indus, das andere am Ganges; dazwischen hätten sich die Kaschmirer eingedrängt gehabt und ein neues indisches Reich gebildet. Diese Annahme würde aber zusammenfallen, wenn, was nicht ganz unwahrscheinlich ist, Ptolemäus' Marundâ mit des Plinius Molindæ [35]) identisch sind. Denn Plinius' Völkertafel rührt, wie schon bemerkt, aus vorskythischer Zeit her. Bemerkenswerth ist jedoch, daß Murund'a ein sanskritischer Name für Lampâka, jetzt Lamghan, im Westen des Indus, ist [36]), wo Skythen entschieden wohnten. Die eine der Städte der Murundâ, Comgaza, vergleicht Wilford [37]) sehr richtig mit dem sanskritischen Gaud'a in dieser Gegend, dessen cerebrales d' wie r gesprochen wird. Westlich von den Tângaṇâs, ganz im Norden zwischen dem Berge Imaus und Beppyus, wohnen die Tacorâi, unter ihnen die Corancali. Sind letztere die Câlacôti des Sanskrits? [38]) Dann folgen die Passâlâ, welche auch Plinius unter demselben Namen kennt [39]). Bei Arrhian [40]) heißen sie Πάσσαλοι, und sind ohne Zweifel die Pank'âlâs des Sanskrits um Canobje [41]). Nach ihnen kommen die Besadâ (sind dies die Vatsâs) [42]), eine der Beschreibung nach [43]) nicht-arische Völkerschaft. Neben dem Berge Mâandrus (sanskritisch Maliêndra im Lande Kalinga [44]), nördlich von Cirrhadia (im Sanskrit kirâtâs), wohnen die Zamirâ (sind dies die Çivirâs, deren Land unter dem Namen Çivirагiri, Berg der Siviras, erwähnt wird?) [45]) Für die nächstfolgenden Völker finde ich bis jetzt keine ähnlichen Namen im Sanskrit. Die Indaprathâ klingen sonderbar ähnlich mit dem sanskritischen Namen der berühmten Stadt Indaprastha zusammen; diese wird zwar gewöhnlich mit Delhi westlich vom Ganges identificirt; allein diese Annahme beruht noch auf keinen ganz sichern Stützen. Aber wenn auch die Stadt selbst westlich vom Ganges lag — was nicht zu bezweifeln ist, so konnte das danach benannte Volk doch auch östlich davon wohnen. Das Nangalogâ genannte Volk, dessen Name von Ptolemäus γυμνῶν κόσμος übersetzt wird, müßte im Sanskrit nagna lôka heißen, und ein Volk Nagnaparn'a erwähnt auch das Varâha-Sanhita in dieser Gegend [46]).

Was die innerhalb dieser Völker (von den Tângaṇâs an) liegenden Städte betrifft, so scheint Lampura (sanskritisch Râmapura, oder mit vorgesetztem Çri (heilig). Çrirâmapura, das jetzige Serampur (22° 45′ n. Br., 88° 26′ ö. L.) zu sein. Canogiza ist sanskritisch Canjâkubg'a, jetzt Kanodje; die jetzige Stadt liegt etwas westlich vom Ganges (zwei englische Meilen); zu Ptolemäus' Zeit lag der Hauptheil derselben wahrscheinlich an der östlichen Seite. Cassida ist, wie schon Wilford bemerkt hat [47]), das sanskritische Kâçi, der alte Name von Benares. Suannagara ist, nach demselben [48]), das heutige Sewan, mit dem Zusatze nagara, Stadt (26° 11′ n. Br., 84° 17′ ö. L. Greenw.) [49]), in dem Sowanabhumi des Mahâwanso [50]). Die Stadt Σαγῶδα ist Sacêda des Varaha-Sanhita [51]). Athenagurum ist das sanskritische adjodhjanagaram, die Stadt Ajodhja, jetzt Oude. Die Hauptstadt Tosale erkannte Wilford in dem Toshala-Cocalaka des Brahmanda Purana [52]); wir haben jetzt denselben Namen in der alten Asokainschrift von Dhauli in Guttack, wo er tôshali geschrieben wird [53]); in einer spätern Inschrift von Guzerate heißt dasselbe Gebiet, wenn richtig gelesen ist, Tishat [54]); es wird der Verbindung mit Koçala, einem Namen von Ajodhja [55]), nach, nicht weit von diesem zu suchen sein; in der letzterwähnten Inschrift wird es neben den Kirâtâs erwähnt, grade, wie es bei Ptolemäus nicht weit von Κιρράδια liegt. Tugma identificirt Wilford mit Dhacca der indischen Geogra-

26) *Ptolem.* VII, 2. p. 177. 27) *Wilford* in As. Res. XIV, 409. 28) *Brahm.-Pur.* in As. Res. VIII, 342. 29) Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 219. 30) Genealog. Taf. 8. 16. 31) Cynegetica 40, 164. 32) Lassen, Zur Geschichte u. s. w. S. 276. 33) *Wilford*, As. Res. IX, 219. 34) Hamilton a. b. a. OO. 35) *Plin.* N. H. VI, 22 (18). Vgl. Mannert, Geogr. b. Gr. u. Röm. V, 1, 87. 36) *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. 37) As. Res. VIII, 344; vgl. IX, 72. 38) *Varaha-Sanhita* in As. Res. VIII, 344. 39) *Plin.* N. H. a. a. O. 40) Indic. 8. 41) *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 344. *Brahm.-Pur.* ebend. 341; vgl. auch Ritter, Asien. IV, 1, 498. 42) *Var.-Sanh.* in As. Res. VIII, 342. *Brahm.-Pur.* ebend. 344. 43) μετ' οὖς — Πάδαι; καλοῦσι δὲ οὗτως τοὺς Ἰνδιάδας, εἶναι γὰρ κολοβοὶ καὶ πλατεῖς καὶ βασεῖς καὶ πλατυπρόσωπα; Πάδαι könnte vielleicht sanskritisch prithu sein; doch hat dies, obgleich wesentlich identisch mit dem griechischen πλατύ, im Gebrauch einige nicht damit übereinstimmende Schattirungen der Bedeutung. [Sie scheinen ihren Namen von Bhallâ'a, einem Berge, zu haben; Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes. II, 41.]

44) *Raghuvanca* IV, 54. 45) *Varâha-Sanh.* in As. Res. VIII, 344. 46) a. a. O. 345. Nagnabeça erwähnt Wilford aus indischen Geographen in As. Res. XIV, 391. 47) *Wilford* in As. Res. IX, 73. 48) a. a. O. 49) *Hamilton*, Descript. of Hindost. I, 278. 50) Vgl. oben S. 72. Anm. 97. 51) As. Res. VIII, 344. 52) As. Res. VIII, 344. 53) Journ. of Beng. 1838. May. p. 442. Vgl. Sept. 499. 54) Ebend. April. S. 341. 55) *Wilson*, Sanscrit Dictionary u. d. W. Vgl. *Schlegel*, Ramajan. I, 2, 43.

phen [56]). Trilingum endlich scheint mir dem sanskritischen Trealinga zu entsprechen, wie sich der König Sri Carna Deva nennt. Es bezeichnet die Vereinigung der drei Kalingas zu einem Reiche. Plinius, um dies beiläufig noch zu bemerken, kennt schon außer dem allgemeinen Namen Kalingá, drei mit speciellen Beziehungen, die Moccacalingá, die Gangaridá Kalingá und Modogalinga.

In Bezug auf die Küstenländer des eigentlichen Dekhan finden sich wenig Abweichungen vom Periplus. Südlich von Larice beginnt Ariaka, Land der Sadaner; es erstreckt sich tief in das Dekhan hinein bis zum Krishnafluſſe (jetzt Kistna) [57]). Es ist aber zwischen zwei Königen getheilt; beide haben ihre Residenzen im Innern. Die des Herrschers über das nördlichere Ariaka ist Bátana (Pattan); Ptolemäus nennt ihn Ζιροπολεμαῖος; das anlautende Ζιρο ist das sanskritische çrí, und nur das folgende der eigentliche Name. Die sanskritische Form desselben mit Sicherheit nachzuweisen, ist zur Zeit unmöglich. Die Residenz des Herrschers über den südlichern Theil nennt er Hippocura, den König selbst Baleocuros; man hat darin den Namen Balhara, wie sich eine bedeutende Dynastie Indiens nennt, entdecken wollen. Die sanskritische Form des Namens dieser Dynastie ist aber Bhat'arca [58]), was diese, obnedies wenig begründete, Annahme noch zweifelhafter macht. Eine Stadt in seinem Gebiete wird *Barnovacei* genannt; dies entspricht dem sanskritischen vanavási. Waldbewohner, welches Wort zweimal als Bezeichnung eines Landstrichs im Dekhan in der Varaha-Sanhita [59]) vorkommt. Die auf Ariaka folgenden Piraten erstrecken sich nicht weit von der Küste in das Binnenland hinein; im Binnenlande liegt jedoch ihre Hauptstadt, Mirsupale (pale ist das sanskritische palla, Flecken). Limyrike scheint sich im Binnenlande bis zum Cavery auszudehnen. Es herrschte noch dieselbe Dynastie, wie zur Zeit des Periplus. Das Reich des Pandion (die Pándyás) scheint aber sehr zusammengeschmolzen zu sein. Denn auf Limyrike folgen zunächst die Ἴριοι, welche an der Küste bis zum Cap Comorin reichen, im Binnenlande aber nur eine Stadt besitzen. Ihre Hauptstadt ist Cottiara (jetzt Cochin). Östlich vom Cap Comorin haben die Karei einen Theil von Pandion's früherem Reiche, wo seine Probefischereien lagen, in Besitz genommen. Mit ihren Besitzungen im Binnenlande mögen sie etwas nördlich über das jetzige Fürstenthum Tinevelly hinausgereicht haben. Die Küste etwas diesseit und jenseit vom Vorgebirge Cory ist noch im Besitze des Pandion; Modura (jetzt Madura) noch seine Residenz. Bis zum Cavery folgen die Bati (Vata oder Bata im Sanskrit) [60]) mit einem kleinen Landstriche und der Hauptstadt Nigama. Um die Mündungen des Cavery und tiefer ins Land hinein wohnen die Soringi (hier muß der Sitz der Káverjás der Varaha-Sanhita [61]) sein). Den König nennt Ptolemäus Sornatos (im Genitiv; vielleicht Suranátha im Sanskrit); dessen Residenz Orthura (jetzt Utatur [62]) liegt im Binnenlande. Nördlich vom Cavery bis fast zum Godavery, dem Másolus des Ptolemäus, und tief in das Land hinein wohnen die Arvarni. Doch müssen wir hier einen Augenblick einhalten, um zu erklären, warum wir gegen die gewöhnliche Ansicht [63]) den Másolus nicht für den Krishna, sondern für den Godavery erklären [64]). Jene Ansicht hat so gut wie gar keine Stütze, höchstens könnte man sich auf den Namen der Stadt Masulipatan berufen, welche dem Krischna näher liegt, als dem Godavery; allein eine Stadt dieses Namens kennt Ptolemäus gar nicht, sondern nur ein Land Maisolia. Die Stadt ist demnach ohne Zweifel erst später gegründet, und bis dahin konnten sich die Maisoli (die maushalás des Sanskrits) ein wenig südlicher gezogen haben. Für die Annahme, daß der Godavery der Másolus sei, spricht aber Folgendes. Der viertletzte Fluß vor der westlichsten Mündung des Ganges heißt bei Ptolemäus Manda. Dies ist sowol der Lage als dem Namen nach der jetzige Mahanuddy, im Sanskrit Mahánadí (der große Strom), welcher Name von den Griechen fast gar nicht anders ausgesprochen werden konnte. Auf ihn folgt alsdann sogleich der Másolus, welcher, wenn wir nicht annehmen wollen, daß Ptolemäus den fast bedeutendsten Fluß der Ostküste Indiens übergangen hätte, nothwendig der Godavery sein muß. Der Ptolemäische Name ist dem an seinen Mündungen wohnenden Volke entlehnt, dessen sanskritischer Name Maushala sich, so viel ich bis jetzt weiß, nur in den Namen Maushalipatana, Masulipatam, erhalten hat. Dann folgt bei Ptolemäus weiter südlich die Mündung des Tynna, welchen ich für den Krishna nehme; ob Tynna eine Entstellung des erwähnten sanskritischen Namens ist, was nicht unmöglich wäre, oder ein anderer, uns bis jetzt unbekannter, oder gar sanskritisch Tunga in Tungabhadrá, wie einer der Hauptflüsse heißt, welche in den Krishna strömen (der jetzige Tumbudra), sodaß dieser zu Ptolemäus' Zeit dem vereinigten Strom den Namen gegeben hätte, will ich nicht entscheiden. Weiter südlich folgt alsdann der Chaberis bei Ptolemäus (im Sanskrit kaverí); bei dieser Annahme finden wir, daß Ptolemäus grade die Hauptflüsse der Ostküste von Indien erwähnt hätte, nicht wie bei den gewöhnlichen Annahmen für fast alle ebenerwähnte Fl

(aus dem tamulischen Puduchchery, Neustadt) haben wir schon aus dem Periplus kennen gelernt, und mit dem heutigen Pondichery identificirt. Die nördlichste Küstenstadt ist Maliaravba; wäre dieses mit dem heutigen Maddapollam (16° 24′ nördl. Br., 81° 45′ östl. L.) [66]) zu identificiren? Von den Städten im Binnenlande klingt der Name *Πολεούρ* ganz wie der jetzige Flußname Palaur, und bezeichnet vielleicht einen daran gelegenen Ort; oder wäre es Vellore (Velur 12° 57′ nördl. Br., 79° 11′ östl. L.) [67])? Im Binnenlande liegt auch die Residenz des Königs, welchen Ptolemäus Basaronagos (im Genitiv) nennt; sie heißt Malanga. Die letzte Stadt des Binnenlandes heißt bei Ptolemäus Kandipatna; hier ist patna sanskritisch pattana, Stadt, wofür das gleichbedeutende pura stehen kann. Daher nehme ich keinen Anstand, Kandi-patna mit dem sanskritischen Kank'i-puram (jetzt Conjeveram) [68]) zu identificiren. Nach einer Mittheilung aus der Mackenzie-Sammlung war dies einst die Hauptstadt des Reiches der Pândjâs [69]), und zur Zeit des Periplus scheint dasselbe in der That diesen Umfang gehabt zu haben.

Südlich vom Godavery (im Sanskrit Godâvâri [70]) beginnt das Gebiet der Maisoli (im Sanskrit Maushala) und reicht bis zu der westlichen Mündung des Ganges. Ihre Hauptstadt liegt im Binnenlande und heißt Pitynda; eine andere Stadt im Binnenlande nennt Ptolemäus Barbamana, augenscheinlich derselbe Name mit den Vardhamânâs der Varâha-Sanhitâ [71]), jetzt Burdwan (23° 15′ nördl. Br., 87° 57′ östl. L.) [72]). Von den Küstenpunkten haben wir die Mündung des Mahânadi, Manda, schon bemerkt; zwischen diesem und der westlichsten Mündung des Ganges werden drei Flüsse erwähnt, deren einer Dosaron genannt, und auf dem Urentius entspringend [73]), der Daçarn'â des Brehmand'a-Pur. ist, welcher auf dem Chitrakûṭ'â entspringt [74]). Auf ihn folgt *Κωκάλα*, ohne Zweifel das sanskritische kukurâs [75]), ein Volk in der Nähe von Benares, aber wie aus Ptolemäus nun folgt, noch diesseit des Ganges. Weiterhin neben der westlichsten Mündung des Ganges erwähnt Ptolemäus *Κωσάμβα*, augenscheinlich das sanskritische Kauçambî [76]), dessen Lage also hierdurch so ziemlich bestimmt ist. Zwischen den Gangesmündungen wohnen die Gangariden mit der Hauptstadt Ganga im Binnenlande.

Dies ist der Zustand Indiens zu Ptolemäus' Zeiten, so weit wir ihn aus ihm, mit Zuziehung der bis jetzt zugänglichen indischen Hilfsmittel, schildern können. Die Fremdherrschaft ist schon wieder sehr beschränkt; das größte indische Reich das der Kaschmirer; der alte Sitz des indischen Kaiserthums scheint noch Ansprüche auf die Präponderanz zu machen, aber einen eigentlichen präponderirenden indischen Staat, welcher auf die übrigen einen gewissen Einfluß übte, scheint es damals nicht gegeben zu haben.

Wir wenden uns zur Fortsetzung der indischen Geschichte. Nach einer Inschrift, welche um 1750 gefunden und 1780 bei einer Plünderung verloren ward, herrschten um das J. 144 n. Chr. die Haihaibunsi-Fürsten über Mundala [77]). Mundala, im Sanskrit mand'ala, Kreis, Reich, vielleicht das Ptolemäische Mandala [78]), jetzt Mundlah, ist ein District in Gondwana an der Nordseite des Nerbudda (im Sanskrit Narmadâ), der sich fast bis zu der Quelle desselben bei Omerkuntuc erstreckt. Die jetzige Hauptstadt Mundlah liegt 22° 42′ nördl. Br., 81° 2′ östl. L. [79]). In dem Worte Haihaibunsi ist bunsi das sanskritische vança, Familie, und Haihai der Eigenname Haihaya oder Haiheya, einer Dynastie, welche einst in Indien sehr mächtig gewesen zu sein scheint, und deren angebliche Nachkommen noch jetzt in diesen Gegenden Besitz haben [80]). Ihr Name scheint nicht indisch zu sein. Die Puranen weisen ihnen als ihre Ursitze die Ufer des Ganges an, von wo sie sich nach dem Westen Indiens gezogen hätten [81]). Manche Andeutungen scheinen ihnen einen persischen Ursprung zuzusprechen [82]). In den Geschlechtstafeln erscheinen sie als Nachkommen von Yadu dem eigentlichen, aber von der Nachfolge ausgeschlossenen, Erben von Pratishṭhan'a, einer Stadt, deren Ruinen an das linke Ufer des Ganges, Allahabad gegenüber, bei Djosy gesetzt werden [83]). Nach dem Bhagav.-Puranas und der Vança-Lat'a ist Yadus' Sohn Sahasrajit, dessen Sohn Satajit und dessen dritter Sohn Haihaya [84]). Der Harivança nennt Yadus' Sohn Sahasrada und Haihaja dessen Sohn [85]). Wilford bemerkt, daß nach den Puranen 24 Könige aus dieser Dynastie herrschten [86]). Die erwähnten Geschlechtstafeln kennen die Namen von so vielen nicht, führen aber eine größere Zahl von Regierungsjahren an. Ich erlaube mir, da es doch nur wenige sind, sie neben einander hier anzuführen.

Bhagavat.-Puran.	Vança-Lat'a	Harivança
1) Haihaya	1) Haihaya	1) Haihaya
2) Dharma	2) Dharma	2) Dharmanetra
3) Nitra [87])	fehlt	fehlt
4) Kunti	fehlt	3) Karti

66) *Hamilton*, Descript. II, 83. 67) a. a. O. S. 433. 68) *Var.-Sanh.* in As. Res. VIII, 343. Vgl. Journ. of Beng. 1838, May. p. 373. 69) Nach *Wilson*, Mackenz.-Catal. Pref. p. LXXVII bei *Lassen*, Inst. Ling. Prace. App. p. 7. (Wilson's Katalog ist mir nicht zugänglich.) 70) As. Res. VIII, 344. 347. 71) a. a. O. S. 344. 347. 72) *Hamilton*, Descript. I, 157. 73) *Ptolem.* ed. *P. Mont.* 169. 170. 74) As Res. VIII, 341. 75) *Var.-Sanh.* a. a. O. 344. Vgl. *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. und die Inschrift in Journ. of Beng. 1838. Apr. p. 341. 346. 76) As. Res. VIII, 347. Vgl. Wilson a. a. O. u. d. W. Tod (Annals of Rajasth. I, 42) setzt es falsch an.

77) History of the Gurha Mundala Rājas by *W. H. Sleeman* in Journ. of Beng. 1837. August. p. 621. 78) Vgl. S. 95, wo wir uns in diesem Falle geirrt hätten. 79) *Hamilton*, Descript. of Hindost. II, 23 fg. 80) *Sleeman* a. a. O. 81) *Wilford* in As. Res. IX, 106. 82) a. a. O. und VIII, 346. Vgl. auch *Harivança*, trad. par *Langlois*. I, 153. 157. 83) *Hamilton*, Geneal. p. 97. 84) *Hamilton*, Geneal. Taf. 5 und 13. 85) a. a. O. Taf. 20. 86) *Wilford* in As. Res. IX, Tafel zu 116, wo Haihayas statt Haihajas zu lesen. 87) Dieser Name scheint noch Nr. 2 zu gehören, sodaß dieser, wie im Harivança, Dharmanetra hieß.

5) Sahangi 3) Sahangji 4) Sahangja
6) Mahesḥman fehlt 5) Mahesḥman

Diesem Könige wird die Erbauung von Mahiṣḥmatipuri, dem alten Namen von Mundlah [88]), zugeschrieben [89]).

7) Bhadrasena 4) Bhadrasena 6) Bhadrasena
8) Durmada 5) Durmada 7) Durdama
9) Dhanaka nach dem Bhag.-Pur. der Bruder von Nr. 8. 6) Dhanaca 8) Kanaka

Die richtige Lesart scheint hier der Harivança erhalten zu haben [90]). Diesen Kanaka können wir aber unbedenklich mit dem Kenekſen (das heißt Kanaka Sena; man vgl. wegen des Zusatzes Sena Nr. 7 in der Bhag.-Tafel) identificiren, welcher an die Spitze der Gehlote-Dynastie von Mewar gestellt wird [91]), trotz dem, daß sich diese zu den Sonnendynastien (Sûrjavança) und die Haihayâs nach den drei vorliegenden Tafeln zu denen des Mondes (K'andravança) zählen. Diesen Kenekſen setzen nun indische Berichte grade 144 n. Chr. [92]), also in dasselbe Jahr, bis zu welchem die erwähnte Inschrift der Haihayavança führte. Dieses genaue Zusammentreffen der Daten ist nun aber weit entfernt eine höhere historische Sicherheit zu geben; vielmehr scheint es zu beweisen, daß die Inschrift ebensolche Quellen benutzte, wie die sind, welchen Tod treugläubig folgt. Leider finde ich nirgends angemerkt, bis wie weit jene Haihaya-Inschrift hinabreichte; dieser Umstand würde für die Kritik derselben von hoher Bedeutung sein. Dennoch hielt ich es nicht für uninteressant, die Genealogie dieser Dynastie hier aufzunehmen, da sie manche historische Momente zu enthalten scheint, welche sich durch Combination vielleicht vergewissern lassen, und diese Dynastie einst eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben mochte. Es folgt nämlich auf Kanaka

10) Kritavirja 7) Kritavirja 9) Kritavirja
11) Arg'una 8) Arg'una 10) Arg'una.

Dieser letztere wird gewöhnlich patronymisch Kârtavirja genannt [93]), und führt den Beinamen Sahasrabâhus, der Tausendarmige [94]). Seine Regierung muß wiederum ein Glanzpunkt in der indischen Geschichte gewesen sein. Ihm wird die Herrschaft über die sieben Inseln, das heißt nach indischer Ansicht die ganze Welt, oder mit andern Worten die Präponderanz in Indien zugeschrieben [95]). Eine Menge Legenden cursiren über ihn [96]) und noch jetzt wird er unter dem erwähnten Namen Kârtavirja göttlich verehrt [97]). Sein Geburtsort wird an die linke Seite des Ganges in die Nähe der Saravati (jetzt der Fluß Ramganga) verlegt [98]). Hundert Söhne werden ihm gegeben, von denen einer König von Avanti (das ist Ug'g'ajini, jetzt Dugein) geworden sein soll; ein anderer folgte im Erbreiche, Mahiṣḥmati. Wenn in diesen Angaben wirklich eine Andeutung der Präponderanz des Reiches Mahiṣḥmati unter Arg'una liegt, so könnte man die Angabe, daß ihm 100 Söhne folgen, von denen einer in Dzene, der andere im Erbreiche regiert, so deuten, daß nach Arg'una's Tode diese Präponderanz wieder eingebüßt ward und die von Arg'una eingesetzten oder bestätigten Fürsten sich wieder unabhängig machten, seine eigene Familie sich aber nur in dem Erbreiche und Dzene auf dem Throne behauptete. Das Erbreich umfaßte, außer dem schon erwähnten Mundlah, Lahnjee, früher Chumpanuttu genannt, Nutumpore in Gondwana [99]) und Sumbalpore [1]).

Im J. 159 und zwei Jahre später, 161, kamen Gesandte indischer Völker nach China [2]). Um diese Zeit wurde die Übermacht der Yue-tchi im nördlichen Indien, wie wir schon theilweise bemerkt haben, nach und nach gebrochen. Hierzu mag wol eher das Erwachen indischer Energie und das Erschlaffen der Barbaren, als neue Einbrüche von barbarischen Horden beigetragen haben. Nach chinesischen Berichten hörte ihre Macht in Indien auf um das J. 222 n. Chr. [3]). In Folge davon werden sich in den von den Skythen verlassenen Gegenden die alten Dynastien, so weit sie sich erhalten hatten, zu neuer Macht erhoben haben. Ein Beispiel davon gibt uns zunächst die schon erwähnte alte Surâshṭra-Dynastie. Von ihr haben sich eine Menge Münzen erhalten, welche in Mandivee, Puragarh, Bhoj, Dujein und andern alten Städten in Kutch, Kattywar, Guzerat und den nahe liegenden Ländern, dem Surâshṭra des Sanskrits, Syrastrene bei den occidentalischen Schriftstellern der Alten, aufgegraben sind [4]). Diese Münzen schließen sich dem Styl und Gepräge nach eng an die Münzen der griechischen und parthischen Herrscher, welche einst diese Gegenden besaßen, und schon hierin mag man einen Grund sehen, die, welche sie prägen ließen, für die nächsten Nachfolger von jenen zu nehmen. Wenn Prinsep einige von ihnen mit Recht selbst in das 2. und gar 3. Jahrh. vor Chr. setzt [5]), und die Schönheit des Gepräges ließe vielleicht diese Annahme zu, dann müßten wir freilich annehmen, daß diese alte Dynastie sich schon etwa um die Zeit des Versinkens der Maurja-Dynastie und der Festsetzung der Griechen in Indien (also zwischen 200—170 v. Chr.) wieder erhob, und dann, in größerer oder geringerer Abhängigkeit von den nachfolgenden Oberherren dieser Gegenden, sich wenigstens an der Spitze der innern Ver-

88) Journ. of Beng. a. a. O. 622. 89) *Harivança* in *Hamilton*, Geneal. Taf. 20. Vgl. *Wilford* in As. Res. IX, 105. 90) Vgl. *Hamilton*, Geneal. p. 83 unter Kritabarma und Kritabirya. 91) *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 215 fg. 92) a. a. O. 93) *Wilson*, Sanscrit Dict. unter *Kârtavirja* und *Arg'una*. 94) *Hamilton*, Geneal. Taf. 20 und S. 24. 95) a. b. a. OO. 96) a. a. O. S. 24. 97) *Wilford* in As. Res. IX, 105. 98) a. a. O. XIV, 409.

99) *Hamilton*, Descript. of Hindost. II, 22.
1) a. a. O. 2) *Deguignes*, Histoire des Huns. I, 1. p. 31. 3) *Matouanlin* im Journ. of Beng. 1837. January. p. 63 n. Vgl. *Ab. Remusat* zu Foë Koue Ki p. 83 und Lassen, Zur Geschichte der griechischen und indoskythischen Könige u. s. w. S. 257. 4) Über diese Münzen vgl. man Journ. of Beng. 1835. Decemb. p. 684 fg. mit einer Platte (Nr. XLIX), ferner 1837. May. p. 377 fg., mit Pl. XXIV und 1838. April. p. 350 fg. Vgl. Gött. Gel. Ang. 1839. St. 154. 155. S. 1539. 5) a. a. O. 1838. April. p. 347.

waltung ihres Gebietes erhielt, und den Oberherren etwa nur Tribut zahlte. Allein ich glaube, daß weder das Gepräge der Münzen noch die griechische Legende auf diesen Münzen für diese Ansicht absolut entscheidet. Denn griechisches Leben und griechische Bildung war überaus tief in das indische Wesen eingedrungen, und wenn sich die alte Dynastie etwa um 200 n. Chr. wieder zu hohem Glanze erhob, konnte sie, im Besitze der reichen Küstenländer in den nordwestlichen Gegenden Indiens, sich auch getrieben fühlen, Münzen mit schönerem Gepräge schlagen zu lassen, als die zunächst vorhergehenden der letzten Skythendynastie, der Ooerki, hatten. Doch über den wahrscheinlichen Beginn der Münzen dieser Dynastie werden wir mit mehr Sicherheit weiterhin sprechen können.

Ehe die Maurja-Dynastie und zwar schon der erste derselben, Tschandraguptas (von 312—288 v. Chr.), die alte Surâshṭ'ra-Dynastie unterdrückt hatte, hatte hier der Râg'â (König) und Mahâkshatrapas (Großsatrap) Atri Dâmâ [6]) geherrscht. Unter der Maurja-Dynastie werden die Nachfolger dieser Dynastie nicht einmal bei der Aufführung eines Brückenbaues erwähnt, sondern die Maurjâs Tschandraguptas und Asokas; ihre Macht war demnach selbst in Beziehung auf innere Angelegenheiten gewiß sehr beschränkt. Dennoch nahmen sie gewiß die erste Stelle, wenigstens in einem Theile ihrer alten Besitzungen, ein. Unter Asokas scheint sich der Buddhismus auch hier festgesetzt zu haben. Dafür sprechen die nachfolgenden Münzen und der Name des Vaters von dem, mit welchem die Dynastie wieder in ihre alte Würde eintritt, nämlich G'inadâma; denn die erste Hälfte des Namens G'ina ist ein bekannter Beiname des Buddha [7]). Dieser G'inadâma führt noch gar keinen Titel, sondern wird blos Herr (svâmi) genannt, woraus also folgt, daß, während der Zeit der Abhängigkeit, diese Dynastie überhaupt keinen der früheren Titel führen durfte. Daß er aber ein Abkömmling der alten Dynastie war, zeigt schon theilweise die Hälfte des Namens Dâma; noch mehr aber, daß die nun folgende Dynastie dieselben Titel wie K'ashṭâna und Atridâma, nämlich Râg'â und Mahâkshatrapas gebraucht. Der Sohn von G'inadâma nennt sich schon Râg'â (König), aber nicht Mahâkshatrapas (Großsatrap), sondern nur Kshatrapas (Satrap); er heißt Rudra Sâha [8]). Ihm folgt sein Sohn, Aga Dâma, ebenfalls mit den Titeln R'âgâ und Kshatrapas [9]). Hier ist ein Bruch; denn von dem zunächst erwähnten Fürsten besitzen wir keine Münzen, daher wir auch nicht wissen, wessen Sohn er war. Allein wenn wir auf das Gepräge der nächstfolgenden Münzen [10]) einiges Gewicht legen dürfen, so kann kein bedeutender Zwischenraum zwischen Aga Dâma und dem Fürsten, der nach dem Bruche kommt, verflossen sein. Dieser ist der erste Râg'â und Mahâkshatrapas und heißt Dâma Sâha. Ihm folgt sein Sohn, Vig'aja Sâha, ebenfalls Râg'â und Mahâkshatrapas [11]). Neben dessen Münzen erscheinen aber auch Münzen von dessen Bruder, Vira Dâma, welcher aber nur die Titel Râg'â Kshatrapas führt [12]). Es werden sich später nun noch mehr Münzen von Brüdern des Mahâkshatrapas finden, welche den Titel Kshatrapas führen. Mir ist es daher wahrscheinlich, daß diese eine Art apanagirter Prinzen sind, denen, wie dem Asokas von seinem Vater Ug'g'ajini [13]), so ein Theil des Surashtrareiches zur Verwaltung angewiesen war, wo sie alsdann fast ganz unabhängig herrschten. Der Bruder von Vira Dâma starb kinderlos; ihm folgt daher als nächster Mahâkshatrapa der Sohn von Vira Dâma, nämlich Rudra Sâha (II). Auf seinen Münzen erscheinen die Data 281 (283?) und 310 [14]). Auf ihn folgt sein Sohn, Atri Dâma, ebenfalls Râg'â und Mahâkshatrapas. Auch er hat ein Datum auf einigen seiner Münzen, welches Prinsep 360 liest [15]). Wenn diese Lesart richtig ist, so hätten Vater und Sohn zusammen wenigstens 80 Jahre regiert, was in der That etwas viel ist. Neben Atri Dâma regieren zwei Brüder von ihm als Kshatrapas, nämlich 1) Vigya Sâha, welchen Prinsep [16]) fälschlich [17]) für einen Sohn von Vira Dâma gibt, und 2) Rudra Sâha [18]). Jener hat das Datum 320 und irgend eine noch nicht zu sichernde Einzahl, dieser 332. Daraus können wir wol folgern, daß der Vater Rudra Sâha schon um 320 gestorben war. Von einem Sohne des Atri Dâma, welcher Mahâkshatrapas gewesen wäre, existiren keine Münzen; wol aber von einem Sohne desselben, welcher blos Râg'â Kshatrapas betitelt ist und Vigya Sâha heißt [19]). Dann kommt wieder ein Bruch. Ehe wir die beiden nach diesem folgenden Mahâkshatrapas erwähnen, erlauben wir uns die bisher bekannten genealogisch zu ordnen.

6) Des Namens erste Hälfte ist nicht ganz sicher; Journ. of Beng. 1838. April. p. 340. 343. 7) Vgl. Journ. of Beng. a. a. O. 346. 8) Vgl. Journ. of Beng. 1838. April. pl. XII. Nr. 1. 11. 13 und S. 354 (May. 1837. S. 381, wo die Legende noch nicht ganz richtig gelesen); durch Versehen ist er (in den Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1539) als Mahâkshatrapas angeführt.

9) Vgl. Journ. of Beng. 1838. April. pl. XII. Nr. 2. (Vgl. May. S. 381.) 10) a. a. O. April. pl. XII. Nr. 3. 4 u. f. w. 11) Ebend. XII, 3 und 15. S. 355. 356. 12) Ebend. Nr. 4. S. 355. Vgl. May. 1837. S. 381. 13) Vgl. oben S. 69. 14) Journ. of Beng. April. 1838. S. 351. 355. Vgl. May. 1837. S. 381. 15) a. a. O. April. S. 355. Nr. 7. 16) a. a. O. S. 351. 17) Vgl. a. a. O. S. 355. Nr. 6. 18) a. a. O. pl. XII. Nr. 12. 19) a. a. O. S. 355. Nr. 9.

I) R. M. K. K'ashtâna

II) R. M. K. Atri Dâma (Ein Bruch)

1) G'inadâma

2) R. K. Rudra Sâha

3) R. K. Aga Dâma (Ein Bruch)

I) R. M. K. Dâma Sâha

II) R. M. K. Vig'aja Sâha — R. K. Vîra Dama

III) R. M. K. Rudra Sâha 231 (283) und 310

IV) R. M. K. Atri Dâma (360); — R. K. Viçva Sâha; — R. K. Rudra Sâha.

Wenn unsere Vermuthung, daß die von Vîra Dâma an erscheinenden Kshatrapâs apanagirte Prinzen sind, richtig ist, so dürfen wir annehmen, daß neben dem Sohne des Atri Dâma, welcher mit dem Titel Râg'â Kshatrapas erscheint, noch ein anderer existirt habe, welcher der Mahâkshatrapas war, und dessen Name uns zufällig, weil bis jetzt keine Münzen von ihm entdeckt sind, unbekannt ist, also

(Atri Dâma)

V) R. M. K. unbekannt. — R. K. Viçva Sâha.

Hierauf folgt, wie schon bemerkt, ein Bruch. Dieser kann aber nur sehr klein sein; denn wir kennen alsdann noch zwei Könige und Mahâkshatrapas: 1) den R. M. K. Svâmi Rudra Dâma Sâha, und dessen Sohn, R. M. K. Svâmi Rudra Sâha. Letzterer hat auf seinen Münzen die Data 385 und 390 [20]). Wenn aber das Datum bei Atri Dâma (Nr. IV) richtig gelesen ist, nämlich 360, so kann zwischen ihm und dem letzterwähnten Rudra Sâha schwerlich außer dem Vater von letzterem, Rudra Dâma und dem unbekannten M. K. (Nr. V) noch ein Mahâkshatrapa geherrscht haben. Daher ist es nicht unwahrscheinlich, daß Rudra Dâma der Sohn von eben jenem unbekannten M. K. sei.

Von diesem Rudra Dâma, dem sechsten Großsatrapen nach Wiederherstellung der alten Dynastie, haben wir nun eine Inschrift, woraus hervorgeht, daß unter ihm die Glanzepoche dieses Hauses eintrat. Es ist die schon mehrfach erwähnte von Girnar, welche die Geschichte eines Brückenbaues erzählt [21]). Er scheint sich darin Rudra Dâma Sahasena zu nennen [22]). Aus ihr erfahren wir, daß er Herr von Avanti war; dieses ist ein anderer Name für das Königreich Ug'g'ajini [23]). Es scheint schon früher zu dem Surashtrareiche gehört zu haben; wenigstens fand sich im Dujein schon eine Münze von Rudra Sâha, datirt 332 [24]). Ferner herrschte er über Anupa, wie Prinsep in der Inschrift las. Dies scheint aber eher Anuja gelesen werden zu müssen, wie ein District im Süden der Vindhjagebirge im Vâju-Puranas genannt wird [25]); weiter gehörte zu seinem Reiche Vrig'a, wol identisch mit Vrig'i, wie die Gegend um das jetzige Delhi und Agra (das alte Mathura) hieß [26]), dann Anartta auf der westlichen Seite Indiens in der Pentapotamie [27]), ferner Surashtra, der uns bekannte Küstenstrich, Savara, wilde Völker nicht weit vom Ganges, Kukura in der Gegend von Benares [28]), Kirâta, vom Ganges nach Nepal zu, Tishat (was wir für Toshali nahmen, nicht weit von Dude) [29]). Unter diesem Herrscher besaß diese Dynastie demnach fast das ganze mittlere Indien, begrenzt etwa durch drei Linien, deren eine von dem Vorgebirge Diu in Guzerate östlich, sich leise nach Norden ziehend, bis über Benares hinaufreichte, deren andere von da sich nordwestlich etwa bis über Delhi hinzog, und deren dritte von da an sich südwestlich bis etwa zum mittlern Indus bewegte. Alles, was zwischen diesen drei Linien lag, mußte Rudra Dâma's Suprematie anerkennen. Neben sich erwähnt er als mächtigen König Sâtkarn'i, den Herrn von Dakshin'apatha, welchen er mehrfach besiegt und zu einem Frieden genöthigt habe. Der Name Sâtkarni (denn so ist wol jedesmal für die verderbten Formen Sata Carna und Ähnliches zu lesen) erscheint nun mehrfach in der Liste der Andhraherrscher [30]), und da der Sitz der Andhras schon im Dekhan ist, und ihre Macht sich gewiß bis tief in dasselbe erstreckte, so ist wol kaum zu bezweifeln, daß der in dieser Inschrift genannte Sâtkarni einer der Andhras ist. Diese Dynastie muß demnach um dieselbe Zeit sehr mächtig im Dekhan gewesen sein. Da sie aber nach den übereinstimmenden Angaben der einheimischen Quellen Magadha und somit die Präponderanz in Indien besaß, Magadha aber unter Rudra Dâma's Herrschaft nicht steht, so wird es nicht unwahrscheinlich, daß wir in diesem Sâtkarni einen der indischen Kaiser aus der Andhradynastie anzuerkennen haben, dessen Herrschaft jedoch durch das Umsichgreifen der Surâshtradynastie sehr beschränkt und fast in die Grenzen seines Erbreiches zurückgewiesen war. Seine Hauptbesitzungen werden im Dekhan gelegen haben; zugleich war ihm aber der Kaisersitz Indiens, Behar, unterworfen. Da die ganze Inschrift keine Spur eines andern mächtigen Königs um dieselbe Zeit in Indien zeigt, so ist es gar nicht unwahrscheinlich, daß damals nur die Surâshtra- und Andhradynastie eine Ausdehnung in Indien besaßen. Die andern Fürsten mögen von der einen oder der andern in größerer oder geringerer Abhängigkeit gestanden haben.

Dieser Rudra Dâma, durch dessen Inschrift es uns möglich wurde, die Lage Indiens zu einer bestimmten Zeit wieder einigermaßen zu übersehen, lebte zwischen

20) Vgl. Journ. of Beng. April. 1838. Nr. 12 und May. 1837. S. 382. Legende 9. 21) Journ. of Beng. Apr. 333 fg. 22) Vgl. Fac simile a. a. O. pl. XIX zu S. 341. 23) *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. und *Wilford* in As. Res. VIII, oft auch *Prinsep* in Journ. of Beng. 1838. April. S. 341. *Mahâwanso*, ed. *Turnour* p. 16. 76.

24) Journ. of Beng. April. 1838. p. 350. 25) As. Res. VIII, 343. 26) *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W. Prinsep a. a. O. 27) *Varâha-Sanhita* in As. Res. VIII, 345. 28) Vgl. S. 98. 29) Vgl. S. 96. 30) Vgl. S. 87.

360 (Datum von Atri Dâma, wenn die Zahl richtig ist) und 385 (Datum von Rudra Sâha) der Âra, welche auf den Surâshtramünzen gebraucht wird. Betrachten wir sie als die des Tschanakja (312 v. Chr.) [31]), so würde seine Regierung zwischen 48—73 n. Chr. fallen. Aus dieser Zeit rühren aber die Nachrichten des Periplus des rothen Meeres her, und diese zeigen uns ganz andere Verhältnisse in Indien, als die vorliegende Inschrift. Rechnen wir nach der Âra des Vikramâditja, welche in Indien am weitesten verbreitet war, so würde seine Regierung zwischen 304 und 329 n. Chr. fallen, und uns ist wenigstens nichts bekannt, was diese Ansetzung derselben unwahrscheinlich machte. Nähme man die Âra des Salivahana an (78 n. Chr.), so würde seine Regierungszeit schon 438—463 n. Chr. fallen. Damals aber scheint, wie sich weiterhin ergeben wird, die Lage Indiens aber auch schon ganz anders gewesen zu sein. Tiefer hinabzurücken verbietet aber einerseits das Gepräge der Münzen, deren erste sonst zu weit von der Zeit der parthischen und griechisch-barbarischen Münzen entfernt würden, an die sie sich schließen, theils der Umstand, daß sich schon um 319 n. Chr. die Bhat'arca (Balhara)-Dynastie in eben der Gegend, wo diese Surâshtradynastie herrschte, festzusetzen und zu wachsen begann. So neigt sich denn alles dazu, daß wir als Anfangspunkt der Münzendata entweder die Âra des Vikramâditja annehmen müssen, oder eine dieser Dynastie eigenthümliche, welche uns noch nicht bekannt ist. Für die Âra des Vikramâditja spricht nun einigermaßen, daß sich bei ihrer Annahme die Geschichte dieser Dynastie in die allgemeine Geschichte Indiens, so weit wir sie erkennen konnten, sehr gut einordnet. Das Datum des Atri Dâma (360) fiele demnach 304 n. Chr., das erste seines Vorgängers (281) fiele 225 n. Chr., vor diesem Herrschen aufwärts bis zum ersten Bruche sind zwei Geschlechter; dafür können wir 60 Jahre annehmen, so fiele Dama Saha, der erste Râg'â und Mahâkshatrapas, etwa 165 n. Chr. Der diesem vorhergehende Bruch schien uns nur kurze Zeit zu dauern, nehmen wir für ihn und die beiden ihm vorhergehenden Kshatrapas durchschnittlich etwa 25 Jahre an, so würde der erste Râg'â und Kshatrapas etwa 90 n. Chr. fallen. Nun aber erkannten wir aus dem Periplus, daß etwa um 60 n. Chr. in der Gegend von Surâsht'ra parthische Dynastien herrschten, welche in gegenseitiger Feindschaft sich abwechselnd einander stürzten. Solch ein Zustand konnte unmöglich sehr lange dauern, und mußte der alten einheimischen Dynastie nach und nach Gelegenheit geben, ihre alte Würde wieder in Anspruch zu nehmen. Dreißig Jahre aber (zwischen 60—90 n. Chr.) sind weder eine zu kurze noch zu lange Zeit, um diese Begebenheit vorzubereiten. Die ersten, welche die alte Stellung einzunehmen suchten, standen höchst wahrscheinlich als bloße Kshatrapas in Abhängigkeit vom großen skythischen Reiche, und waren wol auf eine unbedeutende Besitzung beschränkt. So mag der Zustand um Ptolemäus' Zeit (140 n. Chr.) gewesen sein, wo wol der Râg'â Kshatrapas Aga Dâma herrschte. Um diese Zeit war aber das große skythische Reich schon durch das Eindringen der Kashmirer sehr geschwächt. Eine Schwächung, wenn sie in barbarischen Reichen begonnen, nimmt reißend schnell zu. Diese Zeit des Versinkens der skythischen Macht wird die Surâsht'radynastie benutzt haben, ihren alten Titel Mahâkshatrapas wieder hervorzusuchen und auf Kosten ihrer Nachbarn ihre Herrschaft zu erweitern. Wollen wir die Âra des Vikramâditja für nicht zulässig erklären, uns blos nach dem Gepräge der Münzen richten, und mit Prinsep wirklich annehmen, daß die ersten Münzen, also die des Rudra Saha u. s. w., schon in das zweite, ja dritte Jahrh. vor Chr. fallen, dann würde, wenn unsere durchschnittlich angenommene Zeit für den Zwischenraum zwischen Rudra Saha und Rudra Dâma — 214 Jahre — einige Wahrscheinlichkeit hat, letzterer etwa 14 v. Chr. fallen, also der Rudra Saha, welcher der Bruder von Atri Dâma ist, und dessen Münze mit dem Datum 332 in Dujein gefunden ist, woraus wir schlossen, daß diese Dynastie schon damals über Ozene herrschte, schon 28 Jahre früher (also 14 v. Chr.) in Ozene regiert haben. Dies wäre aber nur 38 Jahre nach Vikramâditja, dessen Sohn, allen Sagen zufolge, in Ozene regierte. Dieses und der ganze Zustand in der ersten Hälfte des ersten Jahrh. v. Chr. macht mir die Prinsep'sche Annahme und die sich daraus ergebenden Folgerungen höchst unwahrscheinlich. Ich für meine Person neige mich daher ganz und gar dazu, die Data auf diesen Münzen, natürlich hypothetisch, auf die Âra des Vikramâditja zu beziehen. Danach begann also die neue Herrschaft der alten Dynastie etwa um 90 v. Chr., und dadurch erklärt sich denn auch der Umstand, daß sich ihre Münzen dem Gepräge nach an die parthischen insbesondere schließen. Der letzte der uns bis jetzt aus derselben bekannten Könige, Rudra Sâha, herrschte also 334 n. Chr. noch.

Zwischen 222—280 n. Chr. waren chinesische Gesandte nach Indien gekommen. Sie trafen daselbst die Religion des Buddha in der höchsten Blüthe, und eine überaus reiche Bevölkerung. Den König von Indien treffen sie in seiner Hauptstadt am Ganges, 7000 Le flußaufwärts. Wahrscheinlich ist dies noch immer der alte Kaisersitz Pât'aliputra. Der König führt den Titel Maou-lun (wol eine Zusammenziehung der thematischen Form mahârag'an, nach der weichen Pracritaussprache maharaan). Die Hauptstadt ist von Gräben und Festungswerken umgeben. Die Paläste reich geschmückt. Glocken und Trommeln sind die musikalischen Instrumente in Indien. Die Bevölkerung macht viele Reisen zu Wasser und zu Lande; der Handel ist blühend; vorzügliche Gegenstände desselben sind: Edelsteine und Luxusartikel aller Art, wie sie das Herz begehren mag. Auf allen Seiten erblickt man nur Angenehmes. Die Häuser sind von Bäumen beschattet, inwendig mit Springbrunnen versehen, und mehre Stockwerke hoch. Sechszehn Königreiche gibt es weiter von Indien entfernt. Diese alle ehren und achten Indien, welches sie als zwischen Himmel und Erde liegend ansehen [32]). Daß um diese Zeit der

31) Vgl. S. 67.

32) Journ. of Beng. 1837. January. p. 65.

Buddhismus die Oberhand gewonnen hatte, dafür sprechen auch vielfache Zeugnisse in den Kirchenvätern, wo sowol Buddha selbst (*Boëtta*) als die Samanäer (samanäs. Paliform für Sanskrit çramanäs. die Duldenden, wie die Buddhistischen Asketen sich nannten) und Aritonier (vom sanskr. arhat, wie die Buddhistischen Priester genannt werden: Die Würdigen) erwähnt werden [33]). Einige genauere Mittheilungen über das Verhältniß des Buddhistischen und Brahmanischen Cultus in Indien zu Anfange des 3. Jahrh. v. Chr. verdanken wir dem Babylonier Bardesanes. Zu Heliogabal (218—222) waren nämlich aus einer Gegend Indiens, — welche Damadamis genannt wird, und nicht geographisch bestimmbar, vielleicht auch gar kein wirklicher Eigenname ist [34]) —, Gesandte gekommen. Diese begleitete Bardesanes, und zeichnete ihre mündlichen Mittheilungen schriftlich auf. Diese sind zwar verloren, den Inhalt aber hat Porphyrius nach Bardesanes' Mittheilungen, der, um die Weisheit der Inder kennen zu lernen, nach Indien ging, uns aufbewahrt [35]). Diese Mittheilungen tragen so ganz und gar das Gepräge autoptischer Wahrhaftigkeit [36]), daß die Hauptpunkte daraus hervorgehoben zu werden verdienen. Aus den verschiedenen Ständen, in welche sich das sociale Leben der Inder gespalten hat, tritt der Stand derer hervor, welche die Griechen Gymnosophistae nennen. Diese zerfallen in zwei Sekten, die Brahmanen und Samanäer (çramanäs) [37]). Das Brahmathum ist erblich, alle Brahmanen leiten sich von einem Vater und einer Mutter ab. Die Samanäer stammen aus verschiedenen Kasten, und ergänzen sich durch die, welche nach Theosophie Begehren tragen, aus der gesammten Bevölkerung Indiens. Die Brahmanen stehen weder unter dem Könige, noch tragen sie zu den Staatsbedürfnissen bei; die, welche Philosophen unter ihnen lieben, leben theils in den Bergen, theils neben dem Ganges. Jene leben von Früchten und Milch, diese von Früchten und insbesondere Reis. Fleischspeisen zu berühren, gilt für die höchste Verunreinigung und Gottlosigkeit. Sie dienen der Gottheit. Den ganzen Tag und den größten Theil der Nacht verbringen sie in Gebet und Absingung von Hymnen; jeder Brahman hat seine besondere Hütte; denn sie leben nicht gemeinschaftlich und unterhalten sich nur selten. Ist dieses zufällig dennoch geschehen, so ziehen sie sich zurück und bedienen sich viele Tage lang der Sprache gar nicht. Öfter fasten sie. Was die Samanäer dagegen betrifft, so muß derjenige, welcher in ihren Stand aufgenommen sein will, sich bei den Vorständen der Stadt melden, seinem Wohnorte, seinen Besitzungen und allem Vermögen entsagen. Dann schert er den ganzen Körper, nimmt das Gewand (das gelbe ohne Zweifel, das Abzeichen der Buddhistischen Religiosen) und geht zu den Samanäern, ohne weder auf sein Weib, noch seine Kinder, wenn er deren hat, Rücksicht oder Bedacht zu nehmen, sondern einzig in sich selbst gekehrt [38]). Der König sorgt fortan für die Bedürfnisse der Kinder; für die Frau ihre Verwandte. Die Samanäer leben außer der Stadt und bringen den Tag in Unterhaltungen über die Gottheit (τὸ θεῖον) zu. Sie haben Häuser und Tempel (ohne Zweifel sind hier die vihâràs gemeint), welche vom Könige erbaut sind. Darin befinden sich Verwalter, welche vom Könige bestimmte Summen zum Unterhalte der Congregation (συνόντων) erhalten. Ihr Unterhalt besteht aus Reis, Brod, Früchten und Gemüse. Auf ein Zeichen, welches mit einer Glocke gegeben wird, gehen alle Samanäer in das Haus, und speisen gemeinschaftlich. Sie leben ohne Frauen. Die übrige Bevölkerung Indiens hat vor ihnen und den Brahmanen eine so hohe Achtung, daß selbst der König zu ihnen kommt und sie bittet, zu beten und zu flehen wegen derer, welche das Land (feindlich) besetzt haben, oder das, was zu thun sei, zu rathen.

Demselben Bardesanes verdanken wir auch die ersten Nachrichten über die indischen Grottenbauten [39]). Die Geschichte ihrer Erbauung war aber schon damals theils durch Sagen entstellt, theils wol absichtlich in Dunkel gehüllt.

Im J. 226 v. Chr. hatte Ardschir Babechan (Artaxerxes) das parthische Reich gestürzt und das neuperssische der Sassaniden gestiftet. Die Kraft, mit welcher die ersten Fürsten dieser neuen Dynastie auftraten, im Gegensatze zu der Schwäche, welche grade um diese Zeit in den Ländern östlich vom Indus sich zeigte, macht es schon an und für sich wahrscheinlich, daß manche Punkte auf dieser Seite den Sassaniden mit leichter Mühe zufielen. Diese Vermuthung erhält eine ziemlich entschiedene Bestätigung durch die sogenannten indo-sassanidischen

33) *Clem. Alexandrin.* Opp. ed. *Sylburg* (Colon. 1686). I. fol. 306. *Nicolaus Damasc.* bei *Stob.* Ecl. 37. p. 115 und andere. Vgl. *Wilson*, Specimens of the Theatre of the Hindus, I. 6. 34) Vgl. Bohlen, Das alte Indien. I, 75. 35) *Porphyrii* Philosophi Pythagorici de non necandis ad epulandum animalibus. Libb. IV. — illustr. per *F. de Fogerolles* (Lugd. 1620). p. 404 sq. 36) Völlig das entgegengesetzte ist der Fall in Bezug auf Damis' Mittheilungen über Indien in den Memoiren über Apollonius des Tyaneners Leben (in *Philostrati* Vita Apollon. Tyan.). Diese sind ein leicht nachweisliches Gewebe von Lügen, und der Verfasser derselben hat Indien nie gesehen. Daher ich auch eben nichts ihnen entlehnen konnte. 37) Porphyrius' Auszug ist an dieser Stelle in Bezug auf das Wort προϊσταται ungenau.

38) Um die Genauigkeit dieser Darstellung zu würdigen, vergleiche man die Darstellung, wie Gautama Buddha selbst seine Stellung, Weib und Kind verließ, um sich seinem heiligen Berufe zu weihen, in der Atthakatha (bei *Turnour* in Journ. of Beng. 1838. Sept. p. 806 fg.). Ich erlaube mir, eine kurze Stelle daraus hervorzuheben. „Der erwählte Buddha sprach: „Laß mich noch einmal meinen Sohn sehen!" und indem er aus seinem Zimmer zu dem der Mutter des Rahulo ging, öffnete er leise die Thüre. In diesem Augenblicke ergoß eine silberne Lampe, mit wohlriechendem Öle gefüllt, ihr Licht über das Innere des Zimmers, und Rahulo's Mutter lag schlummernd, die Hand auf dem Haupte ihres Kindes, welches unter einem herrlichen Traghimmel ruhte, in einem Bette aus einem Ammanan von gewöhnlichem und arabischem Jasmin geformt. Der Erwählte, seinen Fuß auf der Schwelle und aufmerksam beobachtend, dachte so: Wenn ich die Hand der Prinzessin entferne, um mein Kind aufzuheben und zu umarmen, wird sie aufwachen und so meine Abreise verhindert werden. Laß mich darum nach Erreichung des Buddhathums zurückkehren und meinen Sohn sehen!" Herabsteigend von dem Zimmer u. s. w. (a. a. O. 807). 39) *Porphyr.* ap. *Stob.* Ecl. phys. I. p. 144. ed. *Heeren.*

Münzen, deren Kenntniß wir ebenfalls den neuesten reichen Entdeckungen in Indien verdanken [40]). Aus ihnen läßt sich der Schluß ziehen, daß sowol in Kabulistan, als in dem eigentlichen Indien — etwa im Peng'ab — eine oder zwei Dynastien herrschten, welche sich von den Sassaniden ableiteten [41]). Vorzüglich in religiöser Beziehung — dadurch, daß die Inder mit dem regenerirten und gereinigten Zoroastrischen Feuercultus bekannt wurden — scheint diese persische Herrschaft von bedeutendem Einflusse auf Indien gewesen zu sein [42]), und Sagen und Überlieferungen leiten mehre der mächtigeren Familien Indiens von Sassaniden ab [43]). An diese indo-sassanidischen Münzen schließen sich ganz eng an echt indische, und zwar auf eine Weise, daß man erkennt, daß sich eine einheimische Dynastie nach und nach an die Stelle dieser fremden setzte [44]). Eine der hierher gehörigen Münzen hat den Namen Vâsudêva [45]), und ein König dieses Namens soll 330 v. Chr. über Canjacubg'a (Canog'e) nach Muhammedanischen Schriftstellern geherrscht haben [46]). Lassen vermuthet, daß er zu der Dynastie der Guptâs gehörte, welche uns durch Münzen und Inschriften bekannt ist, und ungefähr gleichzeitig mit den Sassaniden einen großen Theil Indiens beherrschte. Die meisten der dieser Dynastie gehörigen Münzen wurden bis jetzt in Canog'e gefunden [47]), die beiden Inschriften finden sich, die eine in Allahabad selbst, die andere im Districte von Ghazipoor in der Provinz Allahabad [48]). Die Puranas erwähnen die Guptas aus der Kaste der Sudras als Herrscher in Magadha [49]), und Masoudi, welcher das indische Reich nach der Dynastie der Couros in vier Reiche zerfallen läßt, nennt als eins derselben Canog'e [50]). Demnach mag Canog'e in der That der Hauptsitz dieser Dynastien gewesen sein. In der Allahabadinschrift [51]) und der des Bhit'ari-L'at [52]) steht an der Spitze dieser Linie der mahârâg'â (Großkönig) Gupta. Ihm folgt sein Sohn Mahârâg'â Ghat'otkac'a, diesem sein Sohn K'andragupta, welcher den Titel Mahârâg'âdhirâg'a führt, König der Könige, also höchst wahrscheinlich zu seiner Zeit die Präponderanz in Indien einnahm. Dessen Sohn ist der Mahârâg'âdhirâg'a Samudra Gupta, welcher die Allahabadinschrift absassen ließ. Er ist der Sohn einer Prinzessin aus der Dynastie der Lik'chavi in Vaiçâla. Da er die Buddhistische Allahabadsäule wieder aufrichten ließ [53]), so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er Buddhist war. Den Umfang seines Reiches hat uns die Inschrift erhalten; jedoch herrschte er, wie es scheint, unmittelbar nur in seinem Erbreiche. Denn die übrigen Reiche, welche seine Souverainität anerkannten, werden stets nach ihren Königen bezeichnet; daher man annehmen muß, daß diese unter Samudragupta in ihren alten Besitzungen fortherrschten und nur genöthigt waren, durch Tribut oder ähnliches, ihre Unterwürfigkeit gegen die Mahârâg'âdhirâg'a zu bezeugen. Daher könnten wir auch aus der Aufzählung der abhängigen Fürsten auf den eigentlichen Sitz von Samudra Guptas' Herrschaft schließen, wenn uns die geographischen Bezeichnungen dieser Inschrift hinlänglich bekannt wären. Dennoch läßt sich so viel hieraus erkennen, daß der alte Sitz des Reiches Magadha (wie ja auch die Puranen angeben) mit seiner Hauptstadt P'at'aliputra unmittelbar unter Samudra Gupta stand. Vielleicht war mit der Erwerbung dieses Theils von Indien — des Reichs — der Kaisertitel verbunden. Zunächst erwähnt er die Fürsten, denen er Gunst erwiesen, und zwar den mahendra (Fürsten) von Koçala, ferner den mahâkantaraka vyâghra râg'a (dieser scheint schon ziemlich östlich jenseit des Ganges geherrscht zu haben), 3) Kaurât'akamant'a râg'a (vielleicht Kuru bei Tahnesar in der Gegend von Delhi), 4) Arghasht'apuraka mahendra (unbekannt), 5) Mirika-uddaeaka svâmi (der Titel lautet blos: Herr), 6) Dattairand'apallakadajana, 7) Kank'ejaka (ist dies Kânk'i, jetzt Conjeveram?) [54]), 8) Vishnuçâpâvamuktaka, 9) Nilarâg'a. Dann folgen vier Könige mit Namen und Bezeichnung ihrer Gebiete, welche aber ebenfalls noch nicht geographisch zu fixiren sind, nämlich 1) Hastivarma vaingeyaka (Hastivarma, König von Vinga), 2) Palakkaka Ugrasena (Ugrasêna, König von Palakka), 3) Devaraâsht'raka Kuvêra (Kuvêra, König von Devaraâsht'ra), 4) Kausthalapuraka Dhanang'aja (Dhanandschaja, König von Kausthalapura; Kusasthalli soll ein Name für Ug'g'ajini sein) [55]). Diese erste Classe von abhängigen Ländern schließt ab „und die übrigen Könige von Dakshinapatha" [56]), worunter wir wol die Könige von ganz Dekhan zu verstehen haben. Da nun Koçala, das Ptolemäische Tosala, jenseit des Ganges nahe der Küste lag, so scheint die Aufzählung hier zu beginnen, und sich dann an der östlichen Küste des Dekhan hinabzuziehen, wo Kânk'ejaka, wenn wir es richtig nehmen, einen festen Punkt für weitere Untersuchungen abgibt. Von da zöge sie sich dann wieder aufwärts bis Dojein, wenn die gegebene Deutung von Kausthalapura richtig ist. Auffallend sind die Bezeichnungen, insbesondere die acht letzten der neun ersten Länder, die, wenn man sie wörtlich übersetzt, eher Epitheta der fürstlichen Dynastien, als geographische Namen zu sein scheinen; z. B. Nr. 2, der Tigerkönig der großen Wälder. Nach diesen 13 Länderbezeichnungen von Dekhan folgen

40) Vgl. Lassen, Zur Geschichte der griechischen u. s. w. Könige. S. 108 fg., und die daselbst angeführten Stellen aus dem Journ. of Beng. 41) Lassen a. a. O. S. 110. 42) Vgl. *Prinsep* in Journ. of Beng. April. 1837. p. 294. 43) Vgl. z. B. *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 232. 235 und sonst *Wilford* in As. Res. IX. von p. 117 an mehrfach. 44) Lassen a. a. O. 45) Journ. of Beng. 1834. pl. XXV. No. 6. 46) Journ. of Beng. 1835. June. p. 348. Vgl. Lassen a. a. O. S. 109. 47) Journ. of Beng. Nov. 1835. p. 940. 48) *Hamilton*, Description of Hindoost. I, 809. 49) *Mill* in Journ. of Beng. January. 1837. p. 10. Vgl. *Wilson* in Journ. As. Soc. I, 400. 50) Journ. of Beng. 1838. July. p. 650 und *Wilf.* in As. Res. IX, 181. 51) In Journ. of Beng. 1834. p. 268 (mir unzugänglich) und Fac simile, sowie Übersetzung ebend. Nov. 1837. pl. LV. u. S. 965 fg. 52) Journ. of Beng. 1837. January. p. 1—17. 53) Journ. of Beng. Nov. 1837. p. 968. 54) Vgl. S. 98. 55) Journ. of Beng. a. a. O. S. 972. 56) Inschrift Zeile 17.

zehn Namen von Königen, die mit noch andern Königen von Samudragupta besiegt und vertilgt sind (prasabha uddharan'a), nämlich Rudra Dêva, Matila, Nâgadatta, K'andravarma, Gan'apati, Nâga, Nâgasêna, Ak'juta, Nandi, Ballavarma. Diese allsammt werden als Könige von Aryavârta bezeichnet. Da nun Arjavârta vom Vindhya bis zum Himalaya und von dem arabischen Meere bis zum bengalischen Meerbusen reicht, so ist Samudragupta schon durch diese beiden Rubriken als Herr von fast ganz Vorderindien, mit Ausnahme des Penjab [57]), bezeichnet. Rudra scheint die Surashtradynastie zu bezeichnen, welche wir schon kennen gelernt haben [58]).

Ferner wird von Samudragupta ausgesagt, er habe alle Devakarâg'ânas zu seinen Sklaven gemacht. Wer diese sind und wohin zu setzen, weiß ich nicht zu bestimmen [59]). Es folgt eine dritte Rubrik von benachbarten Fürsten, welche ihren Tribut zahlen, Gehorsam leisten und Verehrung zollen [60]). Sie werden in zwei Absätzen erwähnt; zuerst fünf Länder an der Nordostgrenze Indiens: Samata, Tâb'avakra, Kâmarupa, Nepâla, Kartripura, mit dem Zusatze und so weiter; dann folgen Grenzländer in Norden und Westen (in der Pentapotamie), nämlich Malava [61]), Arg'unayana (im Penjab), Jaudhêja (zwischen dem Vitasta [Hydaspes. Dschilum] und Sindhus [Indus]), Madraca (ebenfalls in der Pentapotamie), Abhira (ebendaselbst), Prarg'ana (wol identisch mit Wilford's Rag'anya am Airavati), Sanakanika und Kâvakhara; letztere beide Völkerschaften sind unbekannt, werden aber wol auch in der Pentapotamie zu suchen sein. Nehmen wir diese drei Rubriken von Fürsten und Völkern, welche in verschiedenen Graden der Abhängigkeit dem Samudragupta unterworfen waren, zusammen, so herrschte er über ganz Vorderindien, hatte also fast das ganze indische Maurjareich, blos mit Ausnahme der westlich vom Indus gelegenen Provinzen, wieder unter seiner Oberhoheit vereinigt. Nachdem er nun ferner von sich gerühmt, daß er die Nachkommen mancher alter königlicher Familien wiederhergestellt, bemerkt er noch, daß ihm freiwillig Geschenke dargebracht würden, wie Juwelen, Gold, Pferde, Producte u. s. w., als Zeichen der Verehrung von dem Schah der Perser [62]), von den Sakern und den Murund'âs; letztere sind wahrscheinlich die damaligen Herren von Lamghan [63]), und ein Zweig der Saker mochte sich entweder hier oder nördlicher noch frei erhalten haben. Zuletzt wird auch noch eine ähnliche Verbindung mit Sainhadrika (welches doch wol wahrscheinlicher Ceylon ist, als die Länder des westlichen Dekhans [64]), welche unter Dakshin'apatha begriffen zu sein scheinen) und den Inseln erwähnt.

Wir sehen demnach, daß unter Samudragupta die erste glänzende Epoche in der indischen Geschichte wieder eintrat, und es würde für uns von der größten Bedeutung sein, wenn wir irgend ein Mittel hätten, seine Zeit genau zu bestimmen. Die Schrift der Inschrift ist ein zu trügliches Zeichen, doch läßt sie kaum zu, Samudragupta tiefer als das 6. Jahrh. nach Chr. hinabzurücken. Bis jetzt kenne ich in dem vorliegenden Material nur zwei Data, welche vielleicht zu einer genaueren Bestimmung verhelfen können. Obgleich ihre Verknüpfung noch sehr hypothetisch ist, so erlaube ich mir dennoch, sie anzuführen. Vielleicht können sie auf die richtige Spur führen. Der Vater des Samudragupta hieß, wie bemerkt, K'andragupta. Nun wird in den chinesischen Berichten im J. 428 n. Chr. ein indischer König Yuë gaë erwähnt, das heißt wörtlich: „vom Monde geliebt." Ebenso könnte K'andragupta übersetzt sein, was wörtlich „vom Monde beschützt," also nur wenig abweichendes, bedeutet [65]). Von ihm kamen Gesandte nach China. Allein zweifelhaft wird diese Zusammenstellung dadurch, daß dieser König von Kea-pih-le (sanskritisch Kapila) genannt wird. Die Lage von Kapila ist zwar noch keineswegs ganz gesichert; nur so viel scheint gewiß, daß es in der Gegend südöstlich von Oude an bis zu den Himalayabergen zu suchen sei [66]); wir müßten also annehmen, daß die Guptadynastie nach Kapila benannt sei, etwa, weil dieses einstmals ihre Residenz, oder ihr eigentliches Erbreich war. Dies müßte aber auch so fort geblieben sein. Denn im J. 466 werden wieder in den chinesischen Annalen Gesandte des Königs von Kapila erwähnt [67]). Für diese Ansicht kann man den Umstand geltend machen, daß die Aufzählung der dem Samudragupta unterworfenen Staaten mit Kosala beginnt, welches, wie Fa Hian zeigt (um 400), grade westlich von Kapila an begann. Dann würde das unmittelbare Reich des Samudragupta etwa Kapila, Vaisala, Magadha und alles östlich und südlich davon Gelegene umfassen. Allein selbst, wenn man diese Zusammenstellung zulässig findet, so entsteht ein neues Bedenken. Denn nicht blos der Vater von Samudragupta hieß K'andragupta, sondern auch, wie sich weiterhin ergeben wird, sein Sohn. Wir würden also schwanken, welcher von Beiden in den chinesischen Quellen 428 n. Chr. angedeutet wäre. Doch wäre es selbst so kein unbedeutender Gewinn. Wir erhielten dadurch den Namen des eigentlichen Erbreichs der Guptas, und Samudragupta's Zeit würde entweder 450 oder 400 v. Chr. fallen, eine Zeit, für welche die Lettern der Inschrift sehr passend wären; also etwa 70—120 Jahre nach Vâsudêva. Ein anderes

57) Aus dem Folgenden geht hervor, daß die Pentapotamie nicht, wenigstens nicht in ihrem ganzen Umfange, zu Arjavarta gerechnet ward (vgl. oben S. 67). 58) Vgl. S. 100. 59) Parik'âraki krita sarva dêvaka râg'asja; Inschrift Zeile 18. 60) Sarva kara dân'â g'nâkaran'a pran'âmâ gamana paritôshita prak'an'a çâsanasja. 61) Wenn dieses das jetzige Malva ist, so wird der Umfang von Arjavarta nach Westen hin noch mehr beschränkt; allein in den geographischen Listen (in As. Res. VIII, 346. 348) wird es, sowie mehre der hier folgenden Länder, an den Airavati (jetzt Ravi) gesetzt. 62) Daivaputra shâhi shahâna shahi, von dem Sohne der Götter dem Schah, der Schahen Schah, welches der bekannte Titel der neuperssischen Könige ist. 63) Vgl. S. 96. *Wilson*, Sanscr. Dict. u. d. W.

64) Vgl. jedoch *Prinsep*, Journ. of Beng. 1837. Nov. p. 974. 65) Journ. of Beng. 1837. January. p. 65. Will hätte ihn für Chandraçri, welcher der vorletzte der Andrabdynastie ist (vgl. a. a. O.); vgl. auch *Deguignes*, Hist. des Huns. I, 1. 45. Foë Kouë Ki. p. 200. 66) Foë Kouë Ki. p. 201. Vgl. weiterhin. 67) Journ. of Beng. a. a. O. Foë Kouë Ki. p. 200.

Moment, welches für die Zeitbestimmung von Wichtigkeit werden wird, ist eine mit einem Datum versehene Inschrift des Mahârâg'âdhirâg'a çrî K'andragupta, welche auf der Colonnade des Buddhistischen Stûpa von Sanchi gefunden ist [68]). Sowol der Titel als die Schrift zeigt unwiderleglich, daß hier entweder der Vater oder der Sohn von Samudragupta gemeint ist. Der Inhalt der Inschrift ist nur insofern von Bedeutung, als wir durch sie erfahren, daß dieser Tschandraguptas ein eifriger Buddhist und sein gewöhnlicher Titel Dêvarâg'a war. Wenn das Datum dieser Inschrift schon mit Sicherheit herausgebracht wäre, so würden wir über Samudragupta's Zeit nur um etwa 50 Jahre schwanken; allein leider ist diese Voraussetzung noch nicht eingetreten, vielmehr ist es noch fraglich, ob das Datum nur zwei oder drei Zahlen enthält, und von den für Zahlen zu nehmenden drei oder zwei Zeichen ist nur das zweite ganz sicher. Prinsep schwankt, ob er 290 oder 390, oder 790 lesen soll [69]). Dieser Zweifel macht entschiedene Folgerungen bis jetzt noch unmöglich; da aber einmal die Zahlzeichen im Allgemeinen entdeckt sind, so dürfen wir der entschiedenen Hoffnung Raum geben, daß diese Zweifel sich werden lösen lassen, und durften daher dieses, wahrscheinlich die Frage über die Zeit des Samudragupta entscheidende, Monument hier nicht übergehen. Wenn ich mir jetzt schon eine Meinung erlauben darf, so scheint mir die erste Zahl auf jeden Fall 7 zu bezeichnen. Die Zahlzeichen sind nämlich, wie ihre Vergleichung lehrt, so entstanden, daß von den sie bezeichnenden Zahlwörtern der erste Buchstabe zur Bezeichnung der entsprechenden Zahl angewendet ward. Das hier vorkommende Zahlzeichen ist aber deutlich ein s und damit beginnt das Zahlwort saptan, sieben. Wenn das dritte Zeichen wirklich ein Zahlzeichen ist, so würde uns wenig darauf ankommen zu wissen, was es bedeutet. Es würde uns vollständig genügen, die Hunderte und Zehner des Datums zu kennen, und für die Einzahlen wollten wir gern fürs Erste ein Zero hinsetzen. So erhielten wir die Zahl 790. Allein nach welcher Ära wäre alsdann gerechnet? Für die des Vikramâditja oder gar Çâlivâhana, durch welche entweder 736 oder gar 868 n. Chr. herauskommen würde, ist die Schrift der Inschrift viel zu alt. Könnte nach der Ära des Tschandragupta gerechnet sein? Hätten sich die Guptas gar, wie der Name K'andragupta öfter bei ihnen sich wiederholt zu haben scheint, für Abkömmlinge desselben gehalten? Diese (von 312 v. Chr.), das Datum 790 mit 478 v. Chr. identificirend, würde einerseits für die Schrift passen, andererseits unsere Zusammenstellung mit den chinesischen Quellen wahrscheinlich machen und durch sie wieder gestützt werden. Der Yuë gnë (K'andragupta), welcher 428 v. Chr. regierte, könnte alsdann Samudragupta's Vater und der K'andragupta der besprochenen Inschrift Samudragupta's Sohn sein. Zwischen Großvater (428) und Enkel (478) lägen 50 Jahre, welches augenscheinlich wiederum ein sehr passender Zwischenraum ist. Wenn aber das dritte Zeichen gar kein Zahlzeichen ist (und dafür spricht in der That manches [70]), obgleich man alsdann nicht weiß, was man daraus machen soll), so bliebe blos 79, und das könnte eine eigene Ära dieser Dynastie sein, welche etwa mit Samudragupta's Urgroßvater, dem Stifter derselben, begonnen haben könnte. Für diese Ansicht spricht ebenfalls eine andere Inschrift, welche bei Erun gefunden ist [71]). In dieser Inschrift erscheint ein Bhûpati (Landesherr) Buddhagupta, welcher die Länder zwischen dem Flusse Kâlindî und dem Flusse Narmadâ beherrscht. Der Kâlindî ist der jetzige Cali-Nadi (Cali-Ruddi auf Berghaus' Karte), welcher bei Canog'e in den Ganges fließt [72]), und später eine Zeit lang nach ziemlich entschiedenen Überlieferungen die Grenze zwischen den Reichen Delhi und Canog'e bildete [73]). Buddhagupta haben wir schon seinem Namen nach als einen Sprößling der Guptadynastie zu betrachten, und bei der in Indien herrschenden Sitte, Familienglieder mit Fürstenthümern, gleichsam wie heimgefallenen Reichslehen, zu belehnen, war wahrscheinlich einer seiner Vorfahren mit dem ganzen Reiche, welches er als Bhûpati besaß, oder einem Theile desselben belehnt worden. Dessen Inschrift trägt nun das Datum 165 und die Schrift derselben scheint in der That etwa 100 Jahre später, als die der Inschrift von K'andragupta, zu setzen zu sein. Ich für meine Person neige mich doch bis jetzt mehr zu der Annahme, daß das Datum der Inschrift von K'andragupta 790 und irgend eine Einzahl sei, und nehme, natürlich hypothetisch, die daraus hervorgehenden Folgerungen an. Danach hatten wir in der mit Gupta beginnenden Dynastie Erbherren von Kapila; Gupta würde etwa 370 v. Chr. zu setzen sein, und dessen Dynastie hätte die von Canog'e, zu welcher Vâsudeva gehören würde, gestürzt, und sich an ihre Stelle gesetzt. Unter K'andraguptas (428 v. Chr.) hätte sie die Oberhoheit über Indien erlangt. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß alle diese Combinationen noch auf keinen festen Füßen beruhen, aber selbst, abgesehen von den dafür angeführten Momenten (deren Erheblichkeit oder Unerheblichkeit die nächste Zeit durch neue Entdeckungen wahrscheinlich genauer zu würdigen vergönnen wird), könnte man auch aus allgemeinen Gründen wahrscheinlich machen, daß die hier besprochene Dynastie etwa zu Anfange des 5. Jahrh. geherrscht haben müsse.

Die Fortsetzung des Stammbaums dieser Familie gibt uns die Inschrift des Bhit'ari'-L'at. Der Sohn des Samudragupta ist, wie schon bemerkt, Mahârâg'âdhirâg'a Çrî K'andragupta (II). Ihm folgt mit denselben Titeln Kumâragupta; diesem Skandagupta, welcher ohne Titel erwähnt wird. Zuletzt wird noch ein junger minorenner Fürst angedeutet, welcher, nach einigen Worten zu schlie-

68) Journ. of Beng. 1837. June. pl. XXV. und p. 455.
69) Journ. of Beng. 1838. April. p. 349.

70) Es besteht nämlich aus drei horizontal über einander liegenden Strichen ≡, und dem erkennbaren Bezeichnungssysteme nach ist es nicht wahrscheinlich, daß eine Einzahl so bezeichnet sei; ebenso wenig glaublich ist es aber, daß es Zero bezeichnet; dafür erscheinen ein oder zwei Punkte. 71) Journ. of Beng. 1838. July. pl. XXXI. p. 635. 72) Nicht die Jamunâ, wofür ihn Prinsep nimmt. 73) Tod, Annals of Rajasthan. II, 9 und sonst.

sien, der auf Münzen Mahêndragupta genannte ist [74]). Die Münzen haben nämlich nicht blos mehre der hier erwähnten Könige aus dieser Dynastie, sondern auch noch andere dazu gehörige. Diese Münzen schließen sich theilweise an die Kanerkimünzen [75]), und man kann darin entweder einen Grund sehen, das Bestehen der Kanerkimünze noch über die skythische Herrschaft (welche 222 endet) fortdauern zu lassen, oder unsere Ansicht, wonach die Guptadynastie erst um 370 v. Chr. zu herrschen begönne, für unhaltbar zu erklären [76]). Eine Menge der auf den Münzen vorkommenden Namen sind entschieden noch nicht richtig gelesen; und wir wissen nicht, wie wir die nicht in den erwähnten Inschriften vorkommenden Namen anzuordnen haben. Daher begnüge ich mich, auf die Stellen hinzuweisen, wo sich diese Münzen finden, und ihre genauere Untersuchung spätern Zeiten zu überlassen [77]). Bemerken will ich nur noch, daß sich diese Münzen im ganzen Umfange von Nordindien vom Penjab bis Bengalen finden, und insofern wenigstens in Bezug auf Nordindien Samudragupta's Angaben über die Ausdehnung seines Reiches bestätigen. In den südlichen Theilen Indiens sind bekanntlich die Nachsuchungen noch sehr lässig betrieben, sonst würden wir vielleicht auch von dort einige Zeugnisse über diese entschieden sehr mächtige und größte einheimische Dynastie in Indien nach den Maurjâs erhalten haben. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß der Einfluß der indischen Kaiser, oder überhaupt der nördlicheren Reiche Indiens, auf das Dekhan nie, selbst unter der Maurjadynastie nicht, sehr bedeutend war. Wenigstens sind bis jetzt noch keine Monumente, wie sie sich in Nordindien so oft vorfinden, welche diese Herrschaft bestätigten, entdeckt.

Obgleich es uns weder gelungen ist, das Erbreich, noch die Zeit der eben besprochenen Dynastie genauer zu bestimmen, so müßten wir sie wegen ihrer hohen Bedeutung doch hervorheben, und so weit wir konnten, sogleich verfolgen. Jetzt müssen wir einiges nachholen, was in und um dieselbe Zeit geschehen sein mochte. Um 362 sandten indische Völkerschaften im Wettstreit Gesandte zum Kaiser Julian, wie wenigstens Ammian berichtet [78]). Es ist dies keineswegs unglaublich; denn der damalige persische König Sapor II. mochte in seiner langen und thatenreichen Regierung auch die Inder oft bedrängt und einem oder dem andern ihrer Fürsten zu einem Bündnisse mit Sapor's westlichen Nachbarn Lust gemacht haben. Das neupersische Reich der damaligen Zeit dehnt derselbe Schriftsteller bis zum Indus aus [79]), doch bezweifle ich sehr, daß wir dies ganz genau nehmen dürfen.

Im J. 399 v. Chr. unternahm der chinesische Buddhist Fa Hian seine Reise nach Indien, theils um die Orte zu sehen, welche der Stiftee dieser Religion betreten hatte, theils um heilige Schriften in sein Vaterland zurückzubringen. Im J. 414 kehrte er zurück [80]). Seine Reisebeschreibung ist für uns durch ihre einfache und treue Wahrhaftigkeit von der größten Bedeutung. Indien beginnt um seine Zeit nicht östlich vom Indus, sondern schon westlich. Hier rechnet er den ganzen Strich zwischen dem Indus und der Hauptpassage des Hindu-Khusch zu Indien unter dem Namen des nördlichen Indien (Pe Thian tchu) [81]). Entweder hat sich diese Ansicht von der Herrschaft der Maurjadynastie her erhalten, wie ja auch Plinius ihrer gedenkt [82]), oder die eben besprochene Dynastie der Guptas hatte um diese Zeit ihre Oberhoheit schon wieder bis dahin ausgedehnt, oder endlich beruhte sie darauf, daß um diese Zeit in diesen Gegenden westlich am Indus, wie wir durch Fa Hian erfahren, rein indische Bildung, Religion und Sprache herrschte. Das erste indische Reich, auf welches Fa Hian hier stößt, ist das kleine Königreich Tho ly. Dieser Name entspricht wahrscheinlich dem sanskrit. Namen der Dârada, welche nordwestlich von Kaschmir zu beiden Seiten des Indus wohnten [83]). Doch erinnert der Name auch an die Darvâs, welche ebenfalls in der Nähe von Kaschmir wohnten [84]). Südlich auf dieses Reich folgt Outchang (sanskritisch Udjina, wörtlich der Garten). Dieses Königreich stößt östlich an den Indus, südlich an den Kabulfluß [85]). Dieses Land gilt dem Fa Hian für den eigentlich nördlichen Theil Indiens. Man sprach daselbst allgemein die indische Sprache, und zwar die von Madhjadêça, dem Mittelande. Ebenso war die übrige Lebensweise rein indisch. Der Buddhismus stand hier im höchsten Ansehen. Es gab daselbst 500 Klöster (Seng kia lan, im Sanskrit Sangara, Congregationen). Fa Hian ist der erste, welcher von diesem Königreiche spricht. Später erscheint es mehrfach in diplomatischen Beziehungen mit China. Im J. 502 kamen von da Gesandte nach China. Damals spielten die Brahmanen eine bedeutende Rolle daselbst, und zeichneten sich durch Kenntniß der Astrolo-

74) Journ. of Beng. Jannary. 1837. p. 8. 75) Vgl. Journ. of Beng. 1836. Octob. pl. XXXVI. p. 644. 76) Ich für meine Person gestehe in Bezug auf Beweise aus dem Gepräge von Münzen sehr vorsichtig zu sein. In den verschiedenen Städten des Reichs wurden wol sehr verschiedenartige Münzen einer und derselben Person sogar geschlagen. Man vgl. z. B. die Münze des Kumâragupta aus der Art der Münzen, welche aus dem Kanerki-Gepräge hervorgegangen ist (Journ. of Beng. Oct. 1836 pl. XXXVI. No. 16), mit der Münze desselben Kumâragupta, welche aus der parthischen Reihe hervorgegangen ist (ebend. April. 1838. pl. XII. fig. 16. 17), oder die verschiedenen Arten von Münzen des Skandagupta (Oct. 1836. a. a. O. Nr. 17. 18 und April. 1838. a. a. O. Nr. 18—21). Der Unterschied im Gepräge der Münzen ist am Ende eher local als temporell, wenigstens bei den hier in Betracht kommenden indischen Münzen. 77) Journ. of Beng. Nov. 1835. p. 643. Octob. 1836. p. 643 fg. April. 1838. p. 356. 78) *Ammian. Marcell.* XXII, 7.

79) *Ammian. Marcell.* XXIII, 6. 80) Foë Kouë Ki, ou Relation des royaumes bouddhiques, Voyage dans la Tartarie, dans l'Afghanistan et dans l'Inde, executé à la fin de IVème siècle, par *Chy Fâ Hian*. Traduit du Chinois et commenté par *Abel Rémusat*. Ouvrage posthume, revu, complété et augmenté d'éclaircissemens nouveaux par *Klaproth* et *Landresse*. (Par. 1835). Introduction. p. XL. 81) a. a. O. p. 50. 82) *Plin.* H. N. VI, 23. 83) *Vâyu-Pur.* in As. Res. VIII. 336. Vgl. *Wilson* ebend. XV, 102. 84) Vgl. *Harivanga*, traduit par *Langlois*. I. p. 63. *Lassen*, Pentapot. p. 18. *Ritter*, Asien. II, 1088. 85) Foë Kouë Ki 45 und 379. 380. Vgl. *Lassen*, Zur Gesch. der griech. u. s. w. Könige. S. 144.

gie aus. Doch stand auch der Buddhismus noch in hohem Ansehen. Ganz im Geiste desselben war die Todesstrafe daselbst abgeschafft. Verbrecher, welche den Tod zu verdienen schienen, wurden nach einem einsamen Berge verbannt. Das Land ist überaus fruchtbar und reich bevölkert. Auch in den Jahren 510, 511, 518, 521 schickte der König von Udjâna Gesandte und Tribut nach China. Die letzte Erwähnung desselben in den chinesischen Berichten findet 642 v. Chr. statt. Bei dieser Gelegenheit wird der König von Udjâna Tha mo in tho ho sse, und seine Hauptstadt Meng kie li (sanskritisch Mangala) genannt; letztere liegt südöstlich von der Quelle des Sou pho sa sou thou (Sewad). Der König sandte Kampher als Geschenk nach China. Die Zahl der Buddhistischen Klöster war, wie aus dieser Zeit angegeben wird, einst 1400; aber damals waren schon viele in Trümmer gesunken. Die Zahl der religiösen Brüder betrug früher 18,000, war aber ebenfalls damals sehr gemindert. Die Einwohner sind geistigen Beschäftigungen ergeben. Ihre Sprache weicht einigermaßen von der indischen ab, doch ist sie ihr sehr ähnlich; ebenso ihre Schrift, Ceremonien und Gebräuche. Das Land enthält eine Menge Stupas (Buddhistische Denkmale) [86]). Das Reich von Udjâna bestand demnach wenigstens etwa 250 Jahre und ungefähr in demselben Umfange; natürlich dürfen wir es uns wol zu keiner Zeit ganz unabhängig denken.

Südlich von Udjâna [87]) liegt das Königreich Suhoto; der Name entspricht wol dem sanskritischen Sugata, einem Namen des Buddha, wie denn auch ein höchst bedeutender Mythus über Buddha hier localisirt wird. Auch in diesem Lande traf Fa Hian den Buddhismus in höchster Blüthe.

Östlich von Suhoto folgt das Königreich Kian-thowei, bei andern chinesischen Berichten Kian-tho-lo [88]), die Gandhâràs des Sanskrits, welche unterhalb Kaschmir zu beiden Seiten des Indus wohnten [89]).

Im Vorbeigehen erwähnt hier Fa Hian das Königreich Tchu-cha-chi-lo (im Sanskrit Takshaçila), welches er jedoch nicht besucht hat. Es liegt sieben Tagereisen östlich von Gandhâra [90]).

Südlich von Gandhâra folgt das Königreich Foe-lou-cha [91]). Es ist wol keiner Frage unterworfen, daß dieser Name identisch ist mit dem bei Hiuan Thsang 250 Jahre später (650 v. Chr.) vorkommenden Pou-lou-chapou-lo oder Stadt des Pa lou cha genannten [92]). Im Sanskrit entspricht ohne Zweifel Purushapura „Stadt des Purusha" und letzteren Namen bemerkten wir schon auf einer Münze aus dieser Gegend [93]). Zu Hiuan Thsang's Zeit bildete diese Stadt kein besonderes Königreich mehr, sondern gehörte zu dem Reiche Gandhâra. Zweifelhaft bin ich dagegen, ob man mit Lassen [94]) auch den Namen Foe cha sou [95]), ohne Zweifel das jetzige Peshawer [96]), mit den oben erwähnten identificiren darf. Bei Hiuan Thsang bildet auch Pou se ko lo sa ti (im Sanskrit Pushkala vati, das Πευκελαϊς Ηοκλαΐς u. s. w. der occidentalischen Alten) einen Theil des Reiches der Gandhâràr.

Westlich vom Königreiche Foe leou cha kommt Fa Hian zu dem Königreiche Na kie [97]), welches 16 Yôg'anâs, etwa 144 engl. Meilen (doch ist die Größe des Yog'ana noch etwas fraglich), entfernt ist. Bei Hiuan Thsang heißt es Nakoloho, und liegt nordwestlich vom Reiche der Gandhâràr [98]). Dieser Name entspricht augenscheinlich dem sanskritischen Nagarhara [99]), in Ayeen Acberi Nakierheer [1]) und dieses liegt in der Nähe des heutigen Kabul [2]). Auch hier werden, wie in allen frühern Reichen, Buddhistische Denkmäler und Legenden erwähnt. Dieses Reich wird 628 in den chinesischen Berichten bemerkt. Damals schickte es einen Tribut nach China, stand aber in Abhängigkeit von Kia pi che (Kapissa).

Von hier, also etwa von der Gegend von Kabul aus, wendet sich Fa Hian wieder südlich, und passirt zunächst das Königreich Lo i (wol das sanskritische Khotas, wie es Wilford schreibt), und dann das Königreich Po na (vielleicht sanskritisch Pina) [3]). In jedem derselben sind 3000 Religiose. Von der nördlichen Grenze von Lo i im Süden der kleinen Schneeberge (südlich von Irjab) braucht er bis zum Indus 13 Tage.

Wo Fa Hian über den Indus ging, fest zu bestimmen, scheint mir noch nicht möglich; am ehesten möchte ich glauben, daß er bei Dera Ismael Khan auf der gewöhnlichen Passage hinüberging. Östlich vom Indus betritt er das Reich Pi tchha, von wo er, stets südöstlich gehend, nach einer Reise von wenigstens 80 Yog'anâs (etwa 720 englische Meilen), das Königreich Mo-thou-lo (Mathura im Sanskrit, jetzt Mutra) erreicht. Seine Reise trifft hier nothwendig das Penjab, im Sanskrit Pank'anada, und bei Hiuan Thsang Pan nou tcha [4]); sowie hier der zweite Theil des sanskritischen Namens ganz ausgelassen ist, so wird es auch bei Fa Hian der Fall sein, und ich trage daher wenig Bedenken, Pi tchha für eine Corruption von Pank'a zu halten. Doch spricht einigermaßen dagegen, daß Fa Hian nur durch einen kleinen Raum der eigentlichen Pentapotamie reiste. Sollte man Pi tchha daher lieber für das im Westen von Indien gelegene Pid'ika halten? [5]) In diesem Lande war der Buddhismus sehr blühend. Die Straße, welche er bis Mathura einschlug, ging mitten durch die Wüste, und ist wahrscheinlich die alte Straße, welche sich auf Berg-

86) Foé Koué Ki. 45—59. 87) F. K. K. 45. 64. 355. Lassen a. a. O. 145. 88) F. K. K. 66. 353. 379. 89) *Vâyu-Pur.* in As. Res. VIII, 336. 90) F. K. K. 74; sonderbar übersetzt er es, als ob sein sanskritischer Name Kjutaçiras (tête coupée) wäre. 91) F. K. K. 77. 92) F. K. K. 379. 93) Journ. of Beng. Dec. 1838. pl. LX. No. 15. p. 1053.

94) a. a. O. 145. 95) F. K. K. 355. 96) a. a. O. 146. 97) F. K. K. 85. 98) F. K. K. 378. 99) *Brahmanda-Pur.* in As. Res. VIII, 343.

1) As. Res. a. a. O. 2) Lassen's Zusammenstellung mit dem Ptolemäischen Nagara ist unzulässig. Dieses ist in Udjâna zu suchen. 3) As. Res. VIII, 342 (neben der Schneegegend). 4) F. K. K. 331. 5) As. Res. VIII, 342; wegen der Wandlung von d in tch vgl. man Tchen-cha-lo = dem sanskritischen K'and'ala; dieses Pid'ika ist verschieden von dem Pid'a in der Asokainschrift (vgl. Journ. of Beng. Bd. VII. S. 409).

baus' Karte verzeichnet findet. Sie geht über Leia, Multaun, tritt bei Bhawalpore in die Wüste und führt über Bhutnair, Hissar, Hansi nach Delhi. Die verschiedenen Königreiche in diesem Gebiete vom Indus an süd nach Fa Hian alle Buddhistisch, ihre Namen werden leider nicht genannt. Die Jamunâ hat auf dem rechten und linken Ufer 20 Klöster, welche 3000 Mönche enthalten. Die Religiosen stehen in so hoher Ehre, daß die Könige ihnen mit unbedecktem Haupte nahen. Sie setzen sich vor ihnen nie auf einen Divan, sondern nur auf einen Sessel. In der Mitte dieses Gebietes liegt das Mittelland (Madjadêça). Dessen Klima ist temperirt. Das Volk lebt in Freude und Überfluß; man kennt dort weder Steuerbücher noch Obrigkeiten, noch Gesetze [6]). Nur die, welche des Königs Länder bearbeiten, genießen ihre Früchte. Wer gehen will, geht, wer bleiben will, bleibt. Um zu regieren, bedürfen die Könige keines Aufwandes von peinlichen Strafen. Verbrecher werden nur an Geld gestraft. Selbst wenn einer dasselbe Verbrechen wiederholt begeht, begnügt man sich, ihm die rechte Hand abzuschlagen (so!), ohne ihm etwas mehr zu thun. Des Königs Minister und die, welche ihm zur Rechten und zur Linken stehen, haben alle Gehalt und Salair. Die Bevölkerung tödtet nichts Lebendiges und ißt weder Zwiebeln noch Knoblauch [7]). Die Tschandalas allein sind ausgenommen; diese sind aber auch so verachtet, daß ihre Wohnungen von denen der übrigen Bevölkerung getrennt sind; wenn sie in die Stadt kommen, schlagen sie auf ein Stück Holz, um sich kenntlich zu machen. Alsdann fliehen alle andere, um ihre Berührung zu vermeiden. (Man erkennt hieraus, daß sich die Idee des Kastenunterschiedes den indischen Buddhisten nicht ganz rauben ließ; auch mußte sie, so lange die niedern Kasten von der Bildung der höhern ausgeschlossen waren, natürlich von selbst wiederkehren; und jene Ausschließung aufzuheben, mußte in Indien, wo dieser Unterschied der Bildung mehr als ein Jahrtausend bestand, und mit Stammverschiedenheit verbunden war, überaus schwierig sein.) Seit Buddhas Nirvana haben in diesen Gegenden, fährt Fa Hian fort, die Könige und Große, sowie Familienhäupter des Reichs, für die Religiosen Kapellen aufgeführt, und andere Verleihungen und Schenkungen gewährt. Diese werden stets auf eisernen Platten verzeichnet [8]). Diese Schilderung verdiente hervorgehoben zu werden, weil sie uns das Bild eines rein Buddhistischen indischen Reiches einigermaßen vergegenwärtigt [9]).

Südöstlich, 18 Yôg'anâs entfernt von Mathura, wird das Königreich Seng kia chi [10]) erwähnt; es entspricht wahrscheinlich dem Palinamen Samkassam [11]). Hiuan Thsang nennt es Kiei pi tha, und bezeichnet es als zu Madhyadeça gehörig, und 200 Li südöstlich von Canog'e liegend (es wird demnach wol um Futtehpur, 25° 56′ nördl. Br., 80° 45′ östl. L. von Greenw. [12]), zu suchen sein); allein zu Fa Hian's Zeit muß es größer gewesen sein und auch Canog'e selbst umfaßt haben. Denn Fa Hian kommt von Shutra nach einem Tempel in Seng kia chi, und von da südöstlich nach einer Reise von sieben Yôg'anâs nach Ki jao i (bei Hiuan Thsang Ku jo kie tche, im Sanskrit Kanjakubg'a, jetzt Canog'e) [13]) am Ganges. Von hier kommt Fa Hian in das Königreich Cha tchi (wol sanskritisch Canchika neben der Khuza unter Westnepal) [14]). Der Text verlegt es erst drei Yog'anâs nach Osten und dann zehn Yog'anâs nach Südwesten; allein Fa Hian hat schon früher seinen Übergang über den Ganges gemacht, und um nach Südwest zu kommen, hätte er wieder über den Ganges zurückgehen müssen. Daher vermuthe ich, daß die Route von Canog'e aus nach Südosten ging. Dann kann es in der That in der Gegend von Lucknow zu suchen sein, wie Klaproth annimmt [15]), sonst nicht. Dies Königreich wird ein großes genannt, woraus wir schließen können, daß um die Zeit von Fa Hian's Reise diese Gegend von Hindustan in eine Menge ziemlich kleiner Reiche zerfallen war; denn die Breite dieses großen Königreichs kann nur etwa von Lucknow bis Oude gehen, also etwa zwei Längengrade betragen. Acht Yog'anâs weiter nach Süden zu folgt das Königreich Kiu sa lo (im Sanskrit Kôçala), mit der Hauptstadt Che' wei, deren indischer Name Srâvasti ist [16]). Zwölf Yog'anâs südöstlich von dieser Stadt wird die Stadt Napikia erwähnt [17]). Ein Yog'anâm östlich hiervon betritt er das Königreich Kia wei lo wei, gewöhnlich in chinesischen Schriftstellern Kia pi lo genannt; es ist das indische Kapila, und kann der ganzen Reiseroute nach nirgends anders als in der Gegend des Gogra (vom sanskritischen Gharghara, einem Beinamen des gewöhnlich Saraju genannten Flusses) liegen [18]). Seine Grenzen scheinen zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen zu sein. Im Norden reichte es einst bis Nepal, im Süden bis Benares. Die gesandtschaftlichen Verbindungen dieses Reiches mit China sind schon erwähnt. Den Brief, welchen die erste Gesandtschaft (428 v. Chr.) brachte, soll ganz im Style Buddhistischer Predigten abgefaßt gewesen sein [19]). In der Stadt gab es zu Fa Hian's Zeit weder König noch Volk; es war eine große Wüste. Nur einige Religiose hielten sich daselbst auf, und einige wenige Häuser befanden sich dort. Das ganze Königreich war überhaupt sehr entvölkert und der Sitz wilder Thiere. Diesen Zustand mögen die blutigen Kriege herbeigeführt haben, deren Sitz in den vorhergehenden Jahrhunderten grade diese Gegenden gewesen sein müssen. Weiter östlich folgt das Königreich Lanma, welches Klaproth in die Gegend von Gorucpoor (26° 46′

6) Ich erinnere daran, daß Megasthenes dasselbe von dem Reiche der Prâ'jâs meldete. 7) Diese sind, sowie Wein, ebenfalls den Buddhisten untersagt. F. K. K. p. 104. 8) Also auch diese Sitte nahmen die Brahmanen erst von den Buddhisten an, und daraus erklärt sich der Umstand, daß gar keine Inschrift bis jetzt gefunden wird, welche älter als die Buddhistische Zeit ist. 9) F. K. K. 99 fg. 10) a. a. O. 124. 11) a. a. O. 123.

12) *Hamilton*, Description of Hindostan. I, 302. 13) F. K. K. p. 128. 14) *Varâha-Sanh.* in As. Res. VIII, 347. 15) F. K. K. p. 170. 16) Nach Hiuan Thsang vgl. F. K. K. 177. 17) a. a. O. 192. 18) Vgl. auch F. K. K. 201. 19) a. a. O. 200.

nördl. Br., 83° 19′ östl. L. von Greenw.) [20]) setzt [21]); es scheint aber ein wenig südlicher liegen zu müssen. Auch dieses Königreich ist sehr menschenarm. Neunzehn Yoǵanâs weiter östlich liegt die Stadt Kiu i na kie (im Sanskrit Kuçinagara, im Pali Kuçinâra) [22]). Auch diese Stadt ist sehr entvölkert. Zwanzig Yoǵanâs südöstlich und fünf östlich kommt man an das Königreich Phi ohe li (im Sanskrit Vaiçâla). Vier Yoǵanâs von hier kommt Fa Hian zur Vereinigung der fünf Ströme; so heißt wol der Landstrich um den Zusammenfluß des Gunduk, Sone, Gogra, Ganges und eines andern der vielen Flüsse, welche sich in dieser Gegend mit dem Ganges vereinigen. Ein Hauptpunkt dieses Striches ist Hadjypoor. Südlich vom Ganges beginnt sogleich das Königreich Mo kie thi (im Sanskrit Magadha) mit der Hauptstadt Pa lian fu (auf ähnliche Weise corrumpirt aus Pâṭaliputra, wie bei den occidentalischen Schriftstellern Παλίμβοθρα). Die Paläste zeigten noch ihren alten, in Fa Hian's Zeit unnachahmlichen, Glanz. Mehre Buddhistische Klöster finden sich daselbst und etwa 700 Mönche. Die Städte und Flecken in diesem Königreiche sind groß; die Bevölkerung reich und zu philosophischen Gesprächen geneigt. Hier wird eine vom Könige Açoka gegründete Stadt Nili, etwas südlich von Patna, erwähnt, in deren Mitte sich eine Säule, etwa 300 Cbang hoch, befinde, mit einer Inschrift, welche Jahr, Monat und Tag der Gründung berichtet. Auf der Spitze derselben war ein Löwe [23]). Wir haben hierin eine Analogie zu der Säule von Bakhra in Tirhoot [24]). Von hier wendet sich Fa Hian nach der neuen und alten Residenz (nämlich der Könige, welche vor den Maurjâs über Magadha herrschten); eine derselben ist Râǵagṛiha (in den Palischriften Rajagaha); ihre Lage ist nicht ganz zu bestimmen, sie wird aber im Bezirke von Rajmahal zu suchen sein; indem er sich dann wieder westlich wendet, kommt er zu einem der heiligsten Orte des Buddhismus, Kia ye (im Sanskrit Gaya, in dem Mahawanso Uruwelaja) [25]), wo Gautama das Buddhathum erlangte. Die Stadt ist ganz verlassen. Die heiligen Orte ringsum haben aber Thürme, Klöster u. s. w. Fa Hian kehrt von hier nach Pâṭaliputra (Patna) zurück und fährt auf den Ganges flußaufwärts nach Pho lo na i (im Sanskrit Varaṇâsî, jetzt Benares) im Königreiche Kia chi (im Sanskrit Kâçi). Nördlich davon erwähnt er das Königreich Keou than mi (im Sanskrit Kauçambî) [26]), welches er jedoch nicht besucht hat. In Benares hörte Fa Hian von dem 200 Yoǵanâs südlich gelegenen Reiche Dakschinapatha und einem großen Buddhistischen Grottenbau daselbst. Er besuchte es jedoch nicht, sondern schiffte auf dem Ganges zurück nach Patna und von da weiter in das Königreich Tchen pho (im Sanskrit K'ampâ, jetzt Tchampanagur [im der Nähe von Bogli-pur?]). Weiter hinabfahrend, kommt er in das Königreich To mo li ti (im Sanskrit Tâmraliptika [27]), im Pali Tamalitti [28]), jetzt Tamlook in der Nähe von Calcutta). Hier war der Buddhismus wieder sehr blühend.

Mehr sah Fa Hian vom eigentlichen Indien nicht. Da sein Augenmerk einzig und allein auf die Buddhistischen Elemente gerichtet ist, so ist für die politische Lage Indiens um die damalige Zeit aus ihm fast gar nichts, wenigstens nicht mit Sicherheit, zu gewinnen. Einiges ließe sich als Andeutung betrachten, doch selbst als solche ist es nicht hinlänglich sicher. Da von dem Reiche Pi tchha bis Tama li ti hin außer im Mittelreiche kein König erwähnt wird, so möchte man daraus vielleicht vermuthen dürfen, daß um diese Zeit die meisten dieser kleinen Königreiche die Oberhoheit des Königs von Madhabdeca entweder unmittelbar oder mittelbar anerkannten. Wir würden die damals herrschende Dynastie für die der Guptâs nehmen. Doch ist dies alles zu unsicher, als daß es einer weitern Ausführung werth wäre.

Von der nächstfolgenden Zeit bis zur Erhebung der Balharadynastie ist uns wenig bekannt. Man kann annehmen, daß, wie in orientalischen Reichen gewöhnlich, die herrschende Dynastie — wahrscheinlich um diese Zeit die der Guptâs — immer schwächer ward, und die untergebenen Fürsten sich eine immer mehr zunehmende Unabhängigkeit erwarben.

Im J. 441 schickte der König von Soo mo le (wol Sumêru) einen Gesandten nach China, um Producte seines Landes zu überbringen [29]). Im J. 473 sandte der König von Pho le Tribut ebendahin [30]). Im J. 477 schickten die dem Indus benachbarten Inder Gesandten zum Könige der östlichen Tataren, Kao-tcu-HIAO-VEN-hoam-TI, welcher in Lo-yam residirte [31]). Stand dies vielleicht mit neuen Einbrüchen von Barbaren in Verbindung? Die Yue-tchi hatten schon wieder zu Anfange des 5. Jahrh. unter ihrem Könige Ki-to-lo, wie ihn die Chinesen nennen, einen Einfall in Indien versucht, und unter andern Gandhâra westlich vom Indus erobert [32]), und um 550 v. Chr. kennt Cosmas Indicopleustes einen mächtigen Hunnenkönig Gollas, welcher weit über Indien vom Indus aus östlich herrscht, und dessen Land er *Οὐννία* nennt [33]).

Um diese Zeit soll nach dem Zeugnisse von Inschriften [34]) die K'alukjadynastie im Reiche Kunt'ala gestiftet sein. Dieses Reich hat im Norden die Narmadâ (Nerbudda), im Süden den Krischna und Tungabhadra (jetzt Tumbudra), im Osten die östlichen Ghats und im Westen Oujein zur Grenze. Die Hauptstadt war früher Kalsana

20) *Hamilton*, Description of Hindostan. I, 357. 21) F. K. K. 228. 22) F. K. K. 236; über die Lage vgl. bei Hiuan Thsang weiterhin. 23) F. K. K. 255. 24) Sie findet sich abgebildet Journ. of Beng. 1835. March. pl. VII; der Löwe ist Buddhistisches Zeichen, und bezieht sich auf Gautama's Beinamen çâkjasinha, „Löwe der Çâkjâs." 25) *Mahâw.* I. p. 2. 26) F. K. K. 305; vgl. 313.

27) As. Res. VIII, 342. 344. 28) *Mahâw.* I, 70. 115, 29) Journ. of Beng. 1837. January. p. 65. 30) a. a. O. *Deguignes*, Histoire des Huns. 46; dieser hält es für eine Insel. 31) *Deguignes* a. a. O. 32) Lassen, Zur Geschichte der griechischen u. s. w. Könige. 257 und die daselbst angeführten Stellen. 33) *Cosmas Indicopleust.* XI. p. 638 in Nova Bibliotheca Patr. ed. *Montfaucon.* 34) Im Journ. of the Royal Asiatic Society of Gr. Britain and Ireland. No. VII. Ich kenne jedoch nur den Auçzug in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I. 3. 402; da jenes Heft noch nicht nach Göttingen gekommen ist.

(aber im Binnenlande, zu unterscheiden von dem am Meere); später Devagiri (jetzt Dowletabad). Dieses Land heißt im eigentlichen Sinne Dakshinápatha. Der Stifter der Kalukjás heißt Rág'asinha; er stürzte die frühere Dynastie der Rattas, und sein Enkel Pulakesi regierte um 490 n. Chr. Von diesem an geben die Inschriften eine ununterbrochene Reihe von Königen bis zum J. 1312 n. Chr., wo diese Dynastie von den Muhammedanern gestürzt ward.

Im J. 502 sandte der König von Indien (d. h. vom Mittelreiche) Keu to (Kôtu ohne Zweifel) einen hohen Beamten nach China, um sich zu unterwerfen und mancherlei Geschenke anzubieten [35]).

Zwischen 500—516 sandte Südindien (wol Dakshinápatha) einen Gesandten ebendahin, welcher schöne Pferde zum Geschenke brachte. Im Westen führte dies damals bedeutenden Handel mit den Römern und Syrern (? An se im Chinesischen). Indische Kaufleute gehen bis Foo nan und Keaou che (Tonquin), um mit Korallenhalsbändern und Perlen zu handeln. Diese Kaufleute führen Rechnungsbücher. Es gibt daselbst Leute, welche in magischen Künsten erfahren sind. Die Inder sind furchtsam in Schlachten; ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Schild. Sie sind in Astronomie, Arithmetik und Astrologie sehr erfahren.

Um 550 besuchte, wie schon bemerkt, Cosmas Indien. Der Indus bildete damals die Grenze zwischen Indien und Persien [36]). Seine Mittheilungen über Indien sind von unbedeutendem Werthe; er hat nur sehr wenig davon kennen gelernt.

Mit den Sassaniden scheinen die Inder stets in politischer Verbindung gestanden zu haben. Wenigstens spricht dafür der fortwährende Gebrauch von Elefanten bei den Neupersern [37]).

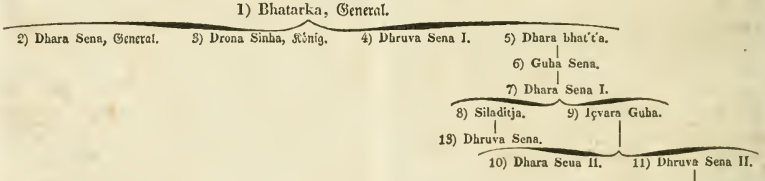
Zwischen 605—616 kam ein chinesischer Gesandter nach Tibet; er ging nicht nach Indien, weil er glaubte, daß der Kaiser von China gegen den König von Indien erbittert sei. Dessen Familie war aus der Kaste der Ke le he oder Cha le (wol sanskritisch Kshattrija; dies könnten darum dennoch die Guptás sein, obgleich diese in den Puranas für Çúdras ausgegeben werden). Damals gab es in Indien keine Empörungen oder Unruhen [38]).

Um diese Zeit hatte im westlichen Indien eine neue Dynastie sich zu erheben begonnen, die der Balharas; ihr Name im Sanskrit ist Bath'arka, wie ihr Stammvater hieß. Das t in diesem Worte ist das cerebrale und wird fast wie r oder l gesprochen, so entstand Bhalarea, Bhalarha, Balarha, Balhara. Daß diese schon früher von mir gegebene Erklärung [39]) des Namens dieser Dynastie richtig ist, wird entschieden bewiesen durch eine Inschrift bei Tod [40]), wo sich einer aus dieser Dynastie Bhataric (Bhat'arca) Srímad Arg'una Deva nennt [41]). Das alte Erbreich dieser Dynastie wird in einer Inschrift derselben Balabhadra genannt [42]). Ihre Residenz war nach sichern Überlieferungen früher Valabhípura; nach Masoudi Mankir (Minagara) [43]). Das Reich Valabhi wird von Hiuan Thsang (im J. 650 n. Chr.) unter dem Namen Fa la pi erwähnt [44]), und wird im Osten durch Sou la tho (Surâshț'ra), im Süden durch Lo lo (Lat'a im Sanskrit, Larike des Ptolemäus) begrenzt. Die Ruinen ihrer Residenz will Tod in dem kleinen Orte Balbi bei Bhownugger auf der Halbinsel Guzerate (21° 48′ nördl. Br., 72° 16′ östl. L. von Gr.) [45]) entdeckt haben [46]). Diese Dynastie zählte nach einer eigenen Ära, Valabhi Samvat genannt, welche im J. 319 v. Chr. ihren Anfangspunkt hat [47]). Diese Ära brauchen wir natürlich keineswegs zugleich als Anfangspunkt dieser Dynastie zu betrachten. Sie war vielleicht schon früher dem Reiche Valabhi eigen. Von dieser Dynastie der Bhatarka ist uns durch zwei Inschriften der Stammbaum bewahrt [48]). Diesem nach war ihr Stammvater Bhat'arca General (sénapati). Als solcher verwaltete er wahrscheinlich im Namen eines damaligen Mahárág'adhirág'a von Indien den Theil, welchen seine Dynastie später beherrschte. Vielleicht war dieser damals dem Hause der Surâshț'radynastie, welche wir früher kennen gelernt haben [49]), entrissen. Wenigstens würde die nachher zu gebende chronologische Bestimmung damit zusammenpassen. Die damaligen Oberherren von Indien waren, wie dieselbe chronologische Bestimmung erlauben würde, die Guptás. Bhatarka, Verehrer des Siva, wie seine nachfolgende Dynastie zum Theil, begründete, wie beide Inschriften zeigen, schon die königliche Macht durch seine Tapferkeit, durch seine gütige und freundliche Behandlung seiner Untergebenen u. s. w. Sein Sohn erbte seinen Titel und seine Macht; ihn, sowie seine Brüder, kennen wir nur durch eine Inschrift. Er heißt Çrí Sénapati Dhara Sena. Ihm folgt sein jüngerer Bruder, Drona Sinha. Dieser wird von dem Oberherrn von ganz Indien (Akhilabhuvanamand'ala bhógaikasvámina parama svámina svajam, „von dem höchsten Herrn dem einzigen Herrn des Genusses des ganzen Weltkreises") mit der Königsweihe begabt (Upahitarág'jábhishékó) und führt den Titel Rája çrí parama mahéçvara erí mahárág'a. Ihm folgt sein Bruder Dhruva Sena ebenfalls mit dem Titel Çrí Mahárág'a. Diesem wiederum ein Bruder mit demselben Titel, Dharabhat't'a. Diesem folgt sein Sohn, der Parama mahéçvara çrí mahárág'a, Guha Sena. Da mit diesem gleichsam die neue Linie beginnt, so erscheint er auch in der andern Inschrift.

35) Journ. of Beng. 1837. Jan. p. 65. *Deguignes*, Hist. des Huns. I, 1, 49. 36) XI, 337. 37) Ritter, Asien. IV, 1, 524. 38) Journ. of Beng. Jan. 1837. 67. 39) Gött. Gel. Anz. 1839. St. 156. S. 1548. 40) Annals of Rajasthan. I, 801.

41) Es ist mir völlig unerklärlich, wie selbst Tod und And. auf die närrischsten Etymologien dieses Dynastiennamens rathen konnten. 42) Journ. of Beng. 1838. Nov. p. 876. 43) As. Res. IX, 181. 44) Foë Koué Ki. p. 392. Vgl. Journ. of Beng. Nov. 1836. p. 687. 45) *Hamilton*, Description of Hindostan. I, 672. 46) *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 216. 47) Wie die schon erwähnte Inschrift zeigt (bei Tod a. a. O. I, 801). 48) Journ. of Beng. Nov. 1838. p. 966 fg. und 1835. Sept. p. 574. Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839, St. 156. S. 1553. 49) Vgl. S. 100.

Dessen Sohn ist der Mahârâg'a Dhara Séna. Von diesem rührt die erste Inschrift her, welche schon ein Datum hat, welches leider noch nicht ganz lesbar ist [50]); allein so viel kann man erkennen, daß es 300 und noch zwei Zahlzeichen enthält. Wenn also diese Inschrift nach der Valabhi-Ära datirt ist, so würde sie schon wenigstens nach 619 v. Chr. fallen; also da nur zwei Geschlechter zwischen Bhatarka und Dhara Sena verflossen sind, Bhatarka selbst etwa um 550 n. Chr. Die erwähnte zweite Inschrift führt den Stammbaum weiter fort, und nennt als Sohn und Nachfolger von Dhara Sena den Çrî Çiláditja, welcher den Beinamen Vikramáditja führt. Höchst auffallend ist hier, daß, während sein Vorgänger und sein Nachfolger die Titel Çrî Paramamâheçvara führen, ihm selbst gar keine Titel, aber die größten Lobsprüche ertheilt werden, gleichsam als wenn sein an der Stelle des Titels angegebener Beiname Vikramáditja diesen ersetzen und überbieten sollte. Wir müssen den Umstand hervorheben, weil er bei der folgenden Combination von Wichtigkeit sein könnte. Nach ihm wird sein Bruder der Jçvara Guha genannt. Dann dessen Sohn, ebenfalls Parama mâheçvara, mit dem Namen Dhara Sena (der zweite); dann dessen Bruder, der Parama mâheçvara, Dhruva Sena (der zweite), mit dem Beinamen Baládítja; dann dessen Sohn, Dhara Sena, aber (abgesehen von den Eulogien) mit Titeln, welche ihn als anerkannten Oberherrn von Indien zu bezeichnen scheinen, nämlich Parama mâheçvara parama bhat't'araka *mahârâg'âdhirâg'a* parameçvara k'akravarti (das Weltrad drehende) Çrî Dhara Senas. Von hier an ist die Inschrift so lückenhaft [51]), daß ich ohne ein Fac simile sie nicht zu gebrauchen wage. Es wird ein Sohn des Bruders des Großvaters von Dhara Sena erwähnt, nämlich des Siladitja, allein ob dieser der weiterhin genannte Dhruva Sena ist, wie Prinsep annimmt, wage ich nicht zu behaupten. Dieser scheint mir vielmehr der schon vorgekommene Dhruva Sena, der Vater des Dhara Sena III., zu sein. Denn sogleich neben ihm wird als älterer Bruder Dhara Sena erwähnt [52]), wie ich also annehme, der zweite dieses Namens. Ebenso wird weiterhin [53]) Jçvara Guha und dessen älterer Bruder Çiláditja erwähnt, welche der Vater und Oheim von Dhara Sena II. sind. Zur leichtern Übersicht stehe hier der Stammbaum dieser Familie:



Der, welcher die Inschrift aufstellen ließ, ist in der That ein Sohn von Siladitja [54]) (Nr. 8 in der Stammtafel), und heißt Dhruva Sena, wie die Unterschrift zeigt, allein sein Titel ist im Verhältniß zu dem seines Vorgängers (Nr. 12) sehr zusammengeschmolzen; er nennt sich nur Parama mâheçvara, und in der Inschrift sogar nur Râg'aputra (Königssohn). Dies und manches andere läßt auf eigenthümliche Umstände rathen, welche zwischen ihm und seinem Vater vorgefallen sein mögen. Da diese Dynastie eine höchst bedeutende Stellung in Indien eingenommen hat, wie schon der Titel des Dhara Sena III. zeigt, und mancherlei Sagen über sie [55]), so ist es unsere Pflicht, was zu einer sichereren Fixirung derselben dienen könnte, hier anzudeuten.

Diese zweite Inschrift (des Dhruva Sena) führt das Datum 365, folglich hypothetisch auf die Valabhi-Ära reducirt 684 n. Chr. Da aber zwischen diesem Dhruva Sena und seinem Vater vier Personen als Könige erwähnt werden, so muß zwischen dem Beginn von Siladitja's (Nr. 8) Herrschaft und zwischen dem Datum dieser Inschrift ein ziemlicher Zeitraum liegen. Nun wird in dem schon erwähnten Reiseberichte des Hiuan Thsang (zwischen 632—650 n. Chr.), welchen Jacquet etwas vollständiger mitgetheilt hat [56]), als im Foë Kouë Ki geschehen ist, der damalige König von Valabhi (chinesisch Fa la pi) Thou lou pho po tcha genannt, und für einen Schwiegersohn des Che lo ó ti to, Königs von Kie no kieou tche erklärt. Die Dynastie gehörte zu dem Stamme der Che ti li (kshattra oder kshattrija, Kriegerkaste). Thou lou pho po tcha ist, wie Jacquet bemerkt, die chinesische Umschreibung des sanskritischen Dhruvabhat't'a, Che lo ó ti to die von Çiláditja und Kie no kieou tche

50) Vgl. dasselbe in Journ. of Beng. 1838. Nov. p. 967. 51) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 156. S. 1550 fg. 52) *Stok.* 40. Journ. of Beng. a. a. O. S. 971. Z. 10 v. u. 53) a. a. O. S. 972. Z. 6. v. o. 54) Inschrift. S. 972. Z. 14 v. o. 55) Vgl. *Wilford* in As. Res. IX. 181 fg.; von dessen Combinationen jedoch wenigstens bis jetzt gar nichts zu gebrauchen ist. 56) In Journ. of Beng. 1836. Nov. p. 687. Vgl. Foë Kouë Ki. p. 393, wo sehr abweichend übersetzt wird; ich gestehe aber, Jacquet mehr Vertrauen als Klaproth und Landresse zu schenken.

die von Kanjakubg'a (Canog'e). Nun sind die Worte sêna und bhat't'a im Sanskrit fast ganz identische Titel, und wir sehen in dieser Dynastie einen Fürsten Dharabhat't'a (Nr. 5) und mehre andere Dhara-Sena (Nr. 7. 12) genannt. Demnach können wir fast unbedenklich annehmen, daß Dhruva Sena II. in unserer Inschrift (Nr. 11) auch Dhruva bhat't'a genannt werden konnte; alsdann wäre es aber nicht zu bezweifeln, daß er identisch sei mit dem Thou lou pho po tche des Hiuan Thsang. Diese Vermuthung erhält aber noch mehr Bestätigung durch die weitere Bemerkung von Hiuan Thsang, nach welcher der Vorgänger des Thou lou pho po tche (Dhruva bh'at't'a) ein Neffe des Che lo ó ti to, Siladitja, Königs von Malva, war. In der That ist der Vorgänger von Dhruva bhat't'a, Dhara Sena, sowie Dhruva bhat't'a selbst Neffe des Siladitja (Nr. 8 in der Stammtafel), und wir haben schon darauf aufmerksam gemacht, daß bei seiner Aufführung in der Inschrift sich eine beachtenswerthe Eigenthümlichkeit zeigt. Sie erklärt sich am besten, wenn wir annehmen, daß er gar nicht eigentlicher Herrscher im Erbreiche der Bhat'arkas war, sondern in irgend einem größern, nach dessen Übernahme er sein Erbreich seinem Bruder abtrat. Wenn Malva dieses Reich war, so erklärt sich dadurch auch der Beiname, welcher dem Siladitja gegeben wird. Er ward Vikramaditja alsdann nach dem bedeutendsten Herrscher von Malva genannt, dessen Name überhaupt fast ein Ehrentitel geworden zu sein scheint. Auffallend ist hier nur, daß nicht auch der zweite Neffe von Siladitja als solcher von Hiuan Thsang bezeichnet wird, sondern vielmehr als Schwiegersohn des Königs Siladitja von Canog'e. Diese Erscheinung erklärt sich dadurch, daß diese vornehmere Verwandtschaft jene minder vornehme verdunkelte.

Wenn die bis jetzt verfolgte Combination — nach welcher Siladitja in unserer Inschrift König von Malva war, und Dhruva Sena der Schwiegersohn eines Siladitja, Königs von Canog'e — zu Grunde lag, so wird mit Hilfe anderer chinesischer Berichte sich das Meiste in dieser Geschichte aufklären. „In den chinesischen Berichten [57]) heißt es nämlich: In den Jahren der Dynastie Tang (618—627 n. Chr., oder 299—308 nach der Vallabhi-Ära) herrschten große Unruhen im Königreiche Indien. Der König She lo ye to (dies ist, wie schon mehrfach erkannt, ebenfalls eine chinesische Umschreibung des sanskritischen Çîlâditja) führte Krieg und schlug Schlachten, wie sie nie vorher gesehen waren. Die Elefanten wurden auf seinen Schnellmärschen nicht entsattelt; die Soldaten verließen ihre Schilde nicht, weil der König den Entschluß gefaßt hatte, alle vier Indien unter seiner Herrschaft zu vereinigen. Alle Provinzen nach Norden hin unterwarfen sich ihm." Wir brauchen kaum für zweifelhaft zu nehmen, daß dieser Siladitja mit dem identisch sei, welchen Hiuan Thsang König von Canog'e nennt. Denn daß Canog'e einer der Hauptsitze der Guptadynastie war, zeigt unter andern die Masse der daselbst gefundenen Münzen. Diese Unterwerfung von ganz Indien unter einen König setzt Deguignes ins Jahr 621 n. Chr. (Valabhi-Ära 302) [58]). Er nennt diesen König zwar abweichend Hou lo mien to; dies mag aber eine Ehrenbezeichnung des Siladitja sein.

Zu dieses Königs Zeit, heißt es weiter, kam ein eifriger Buddhadiener mit dem Beinamen Heuen-chuang in dieses Königreich. Dieses ist aber der schon erwähnte chinesische Reisende Hiuan Thsang (nach der französischen Schreibweise). Diesen ließ Siladitja vor sich rufen, und durch dessen Erzählungen von den Thaten des chinesischen Kaisers Tae-tsung begeistert, beschloß er, ihm eine Gesandtschaft zu schicken [59]). In der That kam 642 n. Chr. eine Gesandtschaft des Siladitja nach China, der hier aber nicht König von Canog'e, sondern nach dem eigentlichen Reiche und Sitze des Kaiserthums König von Mokea to (Magadha) genannt wird [60]). Als eine seiner Residenzen wird die alte Hauptstadt Indiens, Pâr'aliputra oder Kusumapura (bei den Chinesen Po to li tse tching, oder Kiu su mo pou lo), erwähnt [61]). Eine andere derselben heißt bei den Chinesen Tcha po ho lo tching (Cha poo ho lo) [62]) und ist die von Abul Fazil in Bahar erwähnte Stadt Champaran, jetzt Tchuprah am Ganges oberhalb Patna [63]). Der Kaiser von China sendet darauf ebenfalls einen Gesandten nach Indien, um dem Könige die Versicherung von Frieden und Freundschaft zu bringen. Dies war der erste Gesandte, welcher von Mahâ-China nach Indien gekommen war. Siladitja empfing nach der chinesischen Darstellung die Gesandten mit allen Zeichen der Unterwerfung, und schickte neue Gesandte nach China, welche die Acte der Unterwerfung überbrachten; unter andern Geschenken sandte er einen Bohbaum (heiligen Baum des Buddha); die Gesandten wurden in China sehr ehrenvoll empfangen.

Im J. 646 n. Chr. kamen Gesandte der Sie li, welche damals zwischen Indien und Tibet wohnten, nach China [64]). Dies sind wol die indischen Seres, Serindi [65]). Im J. 647 n. Chr. kamen Gesandte von Nipalou (Nepal) und Magadha [66]).

Im J. 648 n. Chr. sandte der Kaiser von China einen höhern Beamten nach dem Königreiche Magadha, in der Absicht, daß die Grundsätze der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, welche in diesem Lande verbreitet waren, einen Beschützer und Repräsentanten hier hätten. Aber vor seiner Ankunft (also zwischen 647—648) war Siladitja gestorben. Das Volk des Königreichs hatte eine Revolution gemacht, und der Minister des verstorbenen Königs, Namens Na foo te (wol das sanskritische nripati, Männerherr, der Titel) Olonashun (ob Arg'una?) sich an seine Stelle ge-

57) Journ. of Beng. 1837. January. p. 68.

58) *Deguignes*, Histoire des Huns. II, 1, 564. 59) Journ. of Beng. a. a. O. 60) a. a. O. und *Deguignes* a. a. O. p. 55. 61) Ven-hien-tum kao bei *Deguignes* a. a. O. 62) *Deguignes* a. a. O. Journ. of Beng. 1837. January. p. 69. n. §. 63) Der Sanskritname war wol Kâmparanagara, und dies ist der ursprüngliche Sitz des bei Fa-Hian erwähnten Königreichs Kampa (S. 110). 64) *Deguignes* a. a. O. 56. 65) *Plin.* N. H. VI, 20. *Amm. Marcell.* XXII, 7. *Steph. Byz.* Anonym. Kavenn. V. Vgl. Traduction française de *Ptine* (H. N.) par *Ajasson de Grandsac.* V, 234. 66) *Deguignes* a. a. O. p. 57.

setzt. Der Usurpator wollte dem chinesischen Gesandten den Eintritt in das indische Reich verwehren. Dieser aber griff mit seiner Begleitung die ihm entgegengestellten indischen Truppen an, konnte sie jedoch nicht überwinden, vielmehr wurde sein kleiner Haufen zusammengehauen. Die Folge davon war, daß der Tribut, welchen der chinesische Gesandte in den verschiedenen von ihm auf seiner Reise besuchten Ländern aufgenommen hatte, in die Hände des Usurpators fiel. Heuen tse, so hieß der chinesische Gesandte, zog sich nach der westlichen Grenze von Tibet zurück, und befahl den benachbarten Königreichen, ihm Truppen zu liefern. China war damals in der Blüthe seiner Macht, und bis in sehr ferne Gegenden hin war das Wort seiner Gesandten ein unausweichlicher Befehl. Tibet lieferte 1000 Bewaffnete, und Nepal, welches im J. 651 den Chinesen Tribut zahlen mußte [67]), stellte 7000 Reiter. Mit diesem kleinen Corps rückte Heuen tse mitten in Indien hinein bis Cha poo ho lo, welches auch jetzt, wie unter Siladitja, eine Residenz war. Daß er auf diesem ganzen Marsch keinen Widerstand fand, gibt ein eigenes Zeugniß für die damalige Lage Indiens. Diese Stadt wurde nach einem dreitägigen Sturme eingenommen; 3000 Menschen ließ der chinesische Gesandte enthaupten, 10,000 ertranken im Ganges. Olonashun entfloh nach dem Königreiche Wei (dies ist Che wei im Königreiche Kŏçala) [68]). Hier sammelte er seine zerstreuten Truppen und wagte noch einen Kampf, wurde aber gefangen. Tausend Mann, welche mit ihm gefangen genommen waren, ließ der chinesische Gesandte enthaupten. Die Überbleibsel des Volkes zogen sich mit des Königs Weibern an die Ufer des Flusses Kantowei zurück. Diesen hält der englische Übersetzer „ganz unzweifelhaft" für den Godavery. Dieser Rückzug ginge aber alsdann über ein Gebiet von nicht weniger als zehn Grade, und führte weit außer den Grenzen des damaligen Kaiserreichs. Ich bin überzeugt, daß der Kantowei der Gandaki (jetzt Gondak) ist, welcher sich bei Hadjypoor in den Ganges ergießt. Hier hatten die Inder eine durch die Flüsse gedeckte Stellung eingenommen, allein die Menschlichkeit (so soll der Text haben) des chinesischen Gesandten griff sie auch hier an und richtete große Unordnung an. Er nahm des Königs Weiber und Kinder und viele andere, gegen 12,000 Menschen, gefangen, und 20,000 Stück Vieh fielen in seine Hände. Fünfhundert und achtzig große und kleine Städte unterwarfen sich ihm, und seine Macht wurde so furchtbar, daß der König vom östlichen Indien, She keaou mo (Çri Kumâra?) ihm 30,000 Ochsen und Pferde sandte, um seine Armee zu unterhalten und beritten zu machen, und außerdem Bogen, Säbel, kostbare Halsbänder und seidene Schnuren. Der König von Kea mo loo (Kâmarûpa, die Westgegend von Assam) sandte ebenfalls kostbare Geschenke, unter andern die Karte seines Landes.

Der Gesandte nahm den Usurpator Olonashun mit nach China [69]). Leider geben die chinesischen Annalen keine Nachricht darüber, wer an die Stelle des Usurpators gekommen und legitimer Nachfolger von Siladitja geworden sei. Da wir aber durch Hiuan Thsang wissen, daß Dhruwa Sena II. der Schwiegersohn von Siladitja war, folglich dessen Sohn, Dhara Sena, des Kaisers Enkel, dieser aber in der Inschrift einen Titel führt, welcher es höchst wahrscheinlich macht, daß er Kaiser geworden sei, — nämlich Parama mâhêçvara (höchster Großherr), Parama bhat'târaca (höchster Bhatarka), Mahârâg'âdhirâg'a (Oberkönig der Großkönige), Paramêçvara k'akravarti (höchster Herr, Weltherrscher), Çri (heilig), Dhâra Senas — so ist es mir höchst wahrscheinlich, daß er der Nachfolger des Siladitja im Königreiche Canog'e und Magadha, sowie überhaupt in der Oberhoheit über Indien geworden sei. Er würde also zur Regierung gekommen sein etwa 650 n. Chr., wahrscheinlich zuerst als Kind. Das eigentliche Reich der Bhat'arkadynastie scheint er nun dem Dhruwa Sena (Nr. 13), Sohn des Siladitja von Malwa, überlassen zu haben.

Aus der Bhat'arkadynastie ist uns außer den bisher genannten Herrschern noch ein anderer durch eine Inschrift [70]) bekannt. Die Titel, welche er führt, lassen es zweifelhaft, ob er zu der Reihe der Bhat'arkâs gehört, welche die Oberhoheit über Indien besaßen, oder nur König seines Erbreiches war. Die Zeit desselben ist nicht bekannt; auf jeden Fall ist sie später als die der bis jetzt kennen gelernten Bhat'arkâs. Der Titel und Name lautet in der Inschrift: Parama bhat'târaka (höchster Bhatataka), Mahârâg'âdhirâg'a (Oberkönig der Großkönige), Çri (heilig), Kulja Bharana Deva (der Name), Dajâk'aja (Berg der Gnade).

Zur Zeit, als Hiuan Thsang Valabhi besuchte (um 640), waren die Fürsten daselbst eifrige Buddhisten [71]). Dieser Reisende durchzog einen beiweitem größern Theil von Indien, als Fa Hian, und richtete seine Aufmerksamkeit auf mehr Gegenstände. Wir würden, wenn wir seine Reisebeschreibung (Si iu ki, oder Beschreibung der Westländer) ganz besäßen, eine sehr genaue Kenntniß der damaligen Zustände von Indien erhalten, und es ist daher überaus wünschenswerth, daß wir sie so bald und so vollständig als möglich erhalten. Indessen ist auch der bisher bekannte Auszug aus derselben [72]) schon wichtig genug, um hier nicht übergangen werden zu dürfen.

Von Fan yan na, jetzt Bamiyan, nach Osten zu, geht Hiuan Thsang in die Schneeberge; man übersteigt die schwarzen Spitzen und kommt nach Kia pi che, dem Kapissa der occidentalischen Alten, Kâmbôg'a im Sanskrit [73]); die Entfernung ist nicht angegeben; sein Weg

67) *Matouanlin* bei *Abel Remusat*, Nouv. Mél. asiat. I. 194. 68) Vgl. S. 109. 69) Journ. of Beng. January. 1837. p. 69. 70. Einiges auf diese Geschichte Bezügliche erwähnt auch *Abel Rémusat* aus *Matouanlin* in Nouv. Mélang. asiat. I, 212; allein statt Siladitja nennt er als König von Indien Tchou lo pa.

70) Journ. of Beng. 1835. March. pl. IX. Nr. 3 und S. 167. 71) Journ. of Beng. 1836. Novemb. p. 687. 72) Mitgetheilt in Foë Koué Ki. p. 375 fg. aus der großen (chinesischen) historischen und geographischen Compilation, welche, unter dem Namen Pian i tian, die Geschichte der fremden Völker enthält. 73) Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. II, 56.

ging wahrscheinlich auf der Abburrahstraße nach dem Thale des Ghourbund zu; hier kennt die Karte von Rennell [74]) eine Stadt Kupchak. Die Hauptstadt liegt an den Bergen Tsoung ling. Vierzig Li südlich von dieser ist eine andere, deren Name eine persische Form zu haben scheint, Si pi to fa la sse (epita. heilig?). Dreißig Li südlich davon ist der Berg A lou nao, augenscheinlich ein sanskritischer Name Arunô. Königreich Tsao kiu tho; Berg Sse na sse lo, sanskritisch çaniçila (Saturnfels). Obgleich dieser Name augenscheinlich sanskritisch ist, so bemerkt Hiuan Thsang doch, daß Sprache und Schrift in diesem Königreiche nicht indisch seien [75]). Dieses Königreich liegt grade an der damaligen Grenze von Indien [76]). Es befanden sich Stupas daselbst, deren Bau dem Asokas (von 263—227 v. Chr.) zugeschrieben wurde. Der Buddhismus hatte sich also hier festgesetzt, aber nicht dem Lande ganz indischen Charakter aufgeprägt. Das Reich Tsao kiu tho wird etwa im Thale des Panghirflusses zu suchen sein [77]). Nordwestlich (200 Li [78]) von der Hauptstadt sind die Schneeberge, und da war nach Hiuan Thsang das alte Königreich Gandhâra. Südwestlich von der Hauptstadt war ein Berg Pi lo so lo (sanskritisch pâsâro, der Elefantenartige).

600 Li östlich von Kiapiche beginnt Indien mit dem Reiche Lampho (im Sanskrit Lampâka, jetzt Lamgham); hier ist dieses jedoch nur auf die Nordseite des Kameh-flusses beschränkt.

Südöstlich von da (100 Li), jenseit des Kameh, ist Nakoloho (Nagarhara), von allen Seiten von Bergen umgeben, wahrscheinlich das jetzige Teerah, welches von den Schneebergen, den Sindra-, Bustch- und Khyberhöhen umgeben ist [79]).

500 Li südöstlich von da durch die Berge (die Khyberhöhen) kommt man zum Reiche Kian to lo (Gandhâra), welches im Osten an den Indus stößt, und westlich von Paishawer beginnt. Die Hauptstadt ist Pouloucha pou lo (Purushapura im Sanskrit). Hier wird ein Tempel der Bhîmâ, Gemahlin des Çiva, also Sivacult, erwähnt.

600 Li nördlich kommt Hiuan Thsang nach Ou tchang na (Udjâna), wo die Nordgrenze von Indien ist. Die Hauptstadt ist Meng ho li, sanskritisch Maugala, vielleicht das jetzige Munglore. 250 oder 260 Li nordöstlich davon tritt man in die große Bergkette, und kommt von da zu der Quelle des Sou pho fa sou tou (im Sanskrit çubhavastu, jetzt Sewad, welcher nördlich von der ungefähr in der angegebenen Entfernung von Munglore liegenden Bergkette entspringt). Südlich von der Hauptstadt (200 Li) liegt der große Wald Maha fa na (im Sanskrit mahavana); nordwestlich davon (30—40 Li) Maju kia lan, das Bohnenkloster (ohne Zweifel sanskritisch majugara; denn majusthaka kommt in der Bedeutung Bohne vor). Außer diesem werden noch andere Klöster und zwei, deren Bau dem Asoka zugeschrieben wird, erwähnt; das eine heißt Lou yi ta kia, das rothe, im Sanskrit lohitaka (Rubin).

Östlich von da (500 Li) durch die Berge kommt Hiuan Thsang nach Po lou lo, zwischen den Schneebergen. Dieses Poloulo ist identisch mit dem Pou lou bei Matouanlin [80]), und vielleicht mit dem Pârata des Sanskrits [81]). Dieses Gebiet zieht sich vom Westen von Tibet bis östlich von Udjâna [82]); Hiuan Thsang kehrte von da (dem Indus entlang?) bis ins Königreich Gandhâra zurück, wo er den Indus überschreitet, und zwar, wie es scheint, in der Gegend von Attock. Er kommt in das Reich Tan tcha chi lo (im Sanskrit Takshaçila), welches die Grenze von Nordindien bildet, und um die Zeit dieser Reise von Kaschmir abhängig war. Land des Königs Tchen tha lo po la pho (im Sanskrit K'andraprabha, Mondlicht). Hier wird, außer einem Stupas des Asokas, auch ein von seinem Sohne erbauter erwähnt.

700 Li südöstlich davon durch die Berge kommt Hiuan Thsang nach Seng ho pou lo (Sinhapura, wol die Hauptstadt von Nrisinhavana) [83]), etwa in der Gegend des jetzigen Rawil Pindi. Auch dieses Land bildet die Grenze von Nordindien, und war zur damaligen Zeit Dependenz von Kaschmir. Im Westen reichte es bis zum Indus.

Hiuan Thsang kehrt nach Tan tcha chi lo zurück, und erwähnt eine nördlich davon gelegene Indusspassage. 700 Li südöstlich von dieser kommt man nach Ou la chi (ob Ulûka?) [84]), ebenfalls Grenze von Nordindien und Dependenz von Kaschmir. Hier herrschte kein Buddhismus. Dieses Land wird wol etwa in der Gegend des heutigen Muzufferabad zu suchen sein.

Südöstlich von da geht es über Berge, hängende Eisenbrücken; nach 1000 Li kommt man nach Kiache mi lo (im Sanskrit Kaçmira, Kaschmir), ebenfalls Grenze von Nordindien. Die Hauptstadt liegt östlich von einem großen Flusse, ohne Zweifel der Vitastâ (Hydaspes, jetzt Dschelum).

Südwestlich, indem man über die Berge geht, kommt man, nach 700 Li, nach Pan nou tcha (im Sanskrit Pank'a, abgekürzt von Pank'anada, jetzt Penj'ab), ebenfalls Dependenz von Kaschmir.

400 Li südöstlich davon kommt Ko lo tche pou lo (ob das sanskritische Craunk'apura?) [85]).

Alle diese Länder von Lan pho an sind wild, die Einwohner uncultivirt und die Sprachen barbarisch.

Indem man von hier südöstlich sich wendet und über einen Fluß geht (ohne Zweifel den jetzigen Rawi), kommt man, nach einer Reise von 700 Li, nach Thse Kia, ebenfalls Grenze von Nordindien. Im Osten fließt der Pi po tche (im Sanskrit vipâça, jetzt Beas), im Westen

74) *Rennell*, Memoir of a map of Hindoostan zu S. 65. 75) F. K. K. 395; vgl. 378. 76) a. a. O. 77) Vgl. Lassen, Zur Geschichte u. s. w. S. 151. 78) Ein Li beträgt 549—732 Millometer (F. K. K. 148). 79) Anders Lassen a. a. O. S. 147.

80) *Abel Rémusat*, Nouv. Mélang. as. I, 194. 81) *Varâha-Sanh.* in As. Res. VIII, 346. 82) *Matouanlin* a. a. O. 83) Vgl. S. 92. 84) Über deren Wohnsitze vgl. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. II, 46. 85) *Varâha-Sanh.* in As. Res. VIII, 346.

der Indus. Es muß dies Land also etwa in der Gegend des heutigen Umritsir liegen.

500 Li östlich davon folgt Tchina pou ti, im Sanskrit K'inâs, ebenfalls ein Grenzland von Nordindien, ganz wie die indischen K'inâs, die Nachbarn der Kaulindâs [86]). In diesem Lande ist Tha mo sou fa na (der dunkle Wald, im Sanskrit tâmasavana).

140 bis 150 Li nordöstlich von hier, ebenfalls Grenzland von Nordindien, liegt Tche tan tha lo; dieser Name könnte vielleicht dem sanskritischen G'at'adhara entsprechen, dessen t' wie r gesprochen wird, und welches Land in dieser Gegend liegt [87]); doch könnte dieser indische Name auch einem andern der sogleich folgenden chinesischen entsprechen. G'at'adhara bezeichnet einen Brahmanischen Asketen, und Hiuan Thsang bemerkt, daß dieses Land früher Brahmanisch war.

700 Li von hier nordöstlich, indem man über hohe Berge steigt (dies sind die Berge im Westen von Surmur), kommt man nach Khiou lou to, im Sanskrit Kulûta [88]), jetzt Kulûr um Belaspoor, ebenfalls Nordgrenze von Indien, rings von Bergen umgeben und in der Nähe der Schneeberge. Von hier führt 2000 Li nördlich mitten durch die Berge die Straße nach Mo lo pho oder San pho ho. Dieses Reich muß im nördlichen Kohestan liegen.

Von Khiou lou to (Culûta), südlich über hohe Berge und einen großen Fluß (wol den Catadru, jetzt Sutluj), kommt man 700 Li weiter nach Che so thou lou; auch diese chinesische Form könnte dem sanskritischen schon erwähnten Namen G'at'adhara oder Cat'adhara entsprechen. Auch dieses Land bildet noch die Grenze des nördlichen Indiens. Im Westen bildet ein großer Fluß seine Grenze, wol die Gharra. Ich suche es in der Nähe von Sirhind.

Von hier nach Südost kommt man nach 800 Li nach dem Grenzlande von Mittelindien (Madhjadêça), Pho li ye tha lo, im Sanskrit Parijâtra [89]), welches an dem Tschumbul liegen soll, hier aber nothwendig sich auch ziemlich nach Norden erstrecken muß. Der König ist aus der Kaste der Fei che (vaiçja, dritte Kaste). Dann von hier nach Osten gehend, kommt man 500 Li weiter nach

Mo thou lo (im Sanskrit mathura), schon in Mittelindien gelegen.

Von da 500 Li nordöstlich liegt Sa tha ni che fa lo; man muß hier von der westlichen Grenze von Mathura an rechnen, nicht von dem heutigen Muttra an, welches wol in der Mitte des danach genannten Gebietes lag.

Wiederum 400 Li nordöstlich von Sa tha ni che fa lo liegt Sou lou kin na, in Mittelindien, wie hier wieder ausdrücklich bemerkt wird. Der Name scheint das sanskritische Surjacarana zu sein [90]). Mitten durch diesen Landstrich fließt nach Hiuan Thsang die Yan meou na (im Sanskrit Jamunâ, jetzt Djumna).

Indem man über die Jamunâ geht, kommt man auf dem östlichen Ufer nach Mo ti pou lo in Mittelindien; pou lo ist das sanskritische pura. Stadt; die sanskritische Form für Mo ti kann ich nicht mit Sicherheit nachweisen. Der König ist aus der Familie der Chou to lo (çûdra, vierte Kaste). Im Süden der Hauptstadt ist das Kloster des Lehrers Kiu no po la pho (Licht der Tugend, im Sanskrit gunaprabha). Ein Kloster des Pi mo lo mi to lo (Freund ohne Flecken, im Sanskrit vimala mitra). Diesen Landstrich haben wir wol ziemlich im Norden von Indien unter Ghurval zu suchen, etwa in der Gegend von Shamly; dadurch wird dann auch das früher erwähnte Sou lou kin na bestimmt, etwa für die Gegend von Paniput. Dann von Mo ti pou lo nordwestlich, an der östlichen Seite des Ganges, liegt die Stadt Mo ou lo (welche Bergkrystall hervorbringt, vielleicht entspricht sanskritisch majura: wenigstens heißt majuraka blauer Vitriol; die Bedeutung Bergkrystall kann ich jedoch nicht belegen). Hier war ein Brahmanischer Tempel, welchen die Inder Thor des Ganges (Gangâdvâra) genannt haben sollen. Es ist dies das Thor des Hari, Haridvâra, das jetzige Hurdwar.

Von hier aus nördlich, 300 Li, kommt man nach Pho lo ki ma pou lo (nördliches Indien); aber diese Gegend hat Hiuan Thsang ebenso wenig, wie die vorher erwähnte, besucht, sondern er beschreibt sie nach dem, was er in Mo ti pou lo gehört hat. Pho lo ki ma pou lo ist von allen Seiten von Bergen umgeben. Im Norden davon, in den Schneebergen, ist das (mythische) Reich Sou fa la nou kiu tha lo (Goldfamilie, im Sanskrit Suvarnagôtra), welches viel Gold darbietet, und von einer Frau beherrscht wird [91]).

Von Mo ti pou lo, 400 Li südöstlich, kommt man nach Kiu pi chouang na (Mittelindien); 2000 Li im Umfange.

Von da 400 Li südöstlich nach O yi chi tha lo, 3000 Li im Umfange.

Von da südlich 260—270 Li, über den Ganges gehend, und dann südwestlich [92]), kommt man nach Pi lo san nou (wäre dies das sanskritische Virasêna, und der Name identisch mit Çûrasena, wie vîra und çûra denn wirklich in der Bedeutung übereinstimmen? deren Reich liegt grade in dieser Gegend etwa auf der rechten Seite des Ganges um Shahdschahanpur, und ging früher bis Mathurâ westlich); der Umfang dieses Reiches ist 2000 Li; es gehört ebenfalls zu Mittelindien.

86) a. a. O. S. 347. Vgl. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. II. S. 32. Diese K'inâs sind eine indische Völkerschaft und ganz verschieden von den Chinesen. 87) As. Res. a. a. O. 88) a. a. O. 89) As. Res. VIII, 344. 90) a. a. O.

91) Vgl. auch Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. II, 28. Der Name Pan pho lo, welcher als die Westgrenze dieses Frauenreiches angegeben wird, scheint mit Pho lin, den westlichen Nachbarn von Tibet (*Abel Remusat*, Nouv. Mél. as. I, 194) verwandt. 92) Wenn die letztere Richtung richtig angegeben, müßte der Reisende sogleich wieder vom linken auf das rechte Ufer des Ganges übergangen sein, ohne daß es im Auszuge bemerkt ist. Denn die Richtung des Ganges ist hier (etwa um Anopsthehr) südöstlich.

Von da südöstlich 200 Li folgt Kie'i pi tha (im Sanskrit Kâpisht'ala) [93], früher Seng kia che (Sankassam) genannt (Mittelindien) [94]. Hat 2000 Li im Umfange. Dieser Landstrich liegt etwas südwestlich vom heutigen Canog'e. Dann von ihm aus nordwestlich, nicht volle 200 Li, kommt man nach

Ko jo kiou tche (im Sanskrit Kanjakubg'a, jetzt Canog'e) in Mittelindien; 4000 Li im Umfange. Die Hauptstadt wird Kou sou ma pou lo (Blumenstadt, im Sanskrit Kusuma pura) genannt. Der König ist aus der dritten Kaste, der der Feï che (Vaiçâs); er heißt Ko li cha fa tan na (in Freud aufgewachsen, ob sanskritisch harshva-tanaja. Sohn der Freude; harshva ist zwar nicht als Nomen appellativum belegt, wol aber als Nomen proprium).

Von Kanouge über den Ganges gehend, südöstlich [95], 600 Li, kommt man nach A ju tho (im Sanskrit Ajôdhja, jetzt Oude), in Mittelindien; enthält viel Buddhistisches; 5000 Li im Umfange.

300 Li östlich von da (man darf jedoch nicht von der heutigen Stadt Oude an rechnen, sondern viel westlicher), im Norden des Ganges, folgt A ye mou kieï (wo das letzte Wort dem sanskritischen mukha entspricht; sind es die vyâghra-mukha, Tigergesichtig, eine Völkerschaft, welche in dieser Gegend wohnte?) [96], in Mittelindien; 2500 Li im Umfange. Die Hauptstadt ist am Ganges, etwa um Roy Bareily.

Südöstlich von hier, 700 Li, indem man nach der Südseite des Ganges übersetzt und sich nördlich von der Jamunâ befindet, kommt man nach Po lo na kia (Mittelindien); 5000 Li im Umfange. Der Sanskritname dieser Gegend war prajâga, vom Zusammenflusse der beiden Flüsse; sollte danach das chinesische Po lo na kia in Po lo ja kia verändert werden müssen? Die Hauptstadt steht am Zusammenflusse, also wo jetzt Allahabad.

Von da südwestlich, indem man durch einen großen Wald geht, kommt man nach Kiao chang mi (Kauçambi im Sanskrit, in Mittelindien), also im Süden der Jamunâ, wie auch die Varâha-Sanhita angibt [97], nicht im Duab, wie Andere annehmen [98]. Dies Reich hat 6000 Li im Umfange.

Von da nach Norden, 170 oder 180 Li, kommt man nach Pi so kia in Mittelindien, wol das sanskritische Bhishaka, ebenfalls im Süden der Jamunâ [99].

Von da nordöstlich, 500 Li, kommt man nach Che lo sa ti (im Sanskrit Sîravasti) [1]. Hier ist Hiuan Thsang wieder nördlich vom Ganges. Dies Reich hat 6000 Li im Umfange.

Von da südöstlich, 500 Li, folgt Kie'i pi lo fa sou tou (Kapilavastu im Sanskrit) [2], in Mittelindien.

Lan mo [3]; nordöstlich davon sind große Wälder und Berge.

Kiu chie na kie lo (Kuçinagara) [4] liegt nicht weit von dem Flusse Chi laï nou fa ti (Fluß, in welchem es Gold gibt, im Sanskrit wol hiranyavati; es muß aber, der Vergleichung mit Fa-Hian's Itinerar gemäß, die jetzige Gogra sein), dessen neuerer Name A tchi so fa ti war (ob agîtavati?). Indem man auf die Westseite dieses Flusses übersetzt und 500 Li durch Wälder geht (in der heutigen Provinz Shahabar), kommt man nach

Pan lo ni sse (Varanasi im Sanskrit, jetzt Benares), in Mittelindien; hat 4000 Li im Umfange. Mehre Buddhistische Denkmäler des Açokas.

Von da, dem Gangeslauf nach Osten folgend, kommt man nach 300 Li nach Tchen tchu, mit einer Hauptstadt am Ganges, wo ein Kloster, A pi tho ko la nou (das nicht durchbohrte Ohr, im Sanskrit apishtakarn'a).

Von da nordöstlich über den Ganges gehend, nach 40—50 Li, kommt man nach Feï che li (Vaiçâla im Sanskrit) [5], in Mittelindien; 5000 Li im Umfange.

Von da nordöstlich, 500 Li, folgt Fe li tchi oder San fa tchi (Nordindien); 4000 Li im Umfange.

Von da nordwestlich, 1400 Li durch die Berge, geht es nach Ni pho lo (Nepâla); 4000 Li im Umfange, mitten in den Schneebergen.

Diese Länder hat Hiuan Thsang nicht besucht, sondern sie nur von Vaiçâla aus beschrieben. Er selbst, indem er von Vaiçâla aus auf das Südufer des Ganges übersetzt, ist in Ma kieï tho (Magadha); 5000 Li im Umfange. Die Hauptstadt Pataliputra findet Hiuan Thsang schon zertrümmert; ihr Glanz war dadurch, daß sie schon seit langer Zeit nicht mehr die Hauptresidenz der indischen Kaiser war, ohne Zweifel sehr gesunken.

Von hier nach Osten sind große Berge und Wälder; nach 200 Li kommt Yi lan nou po fa to (Mittelindien). Die Hauptstadt liegt am Ganges und daneben der rauchende Berg Yi lan nou, welcher mit parvata (Berg) zusammengesetzt, den Namen dieses Districts zu bilden scheint; ob hiranjaparvata? Der Umfang dieses Districts beträgt 3000 Li.

Von hier, dem südlichen Ufer des Ganges folgend, 300 Li östlich, folgt Tchen pho (Mittelindien) [6]. Die Hauptstadt liegt nördlich vom Ganges. 4000 Li im Umfange.

Von hier, 400 Li östlich, Ko tchu wen ti lo (Mittelindien); vielleicht entspricht dieser Name dem sanskritischen Gag'âvahja? [7] 2000 Li im Umfange.

Hier setzt Hiuan Thsang über den Ganges, um nach Osten zu weiter zu reisen, und dadurch wird die Lage dieses Districts als die Gegend bestimmt, wo sich der Ganges plötzlich von Osten nach Süden umbiegt. 600 Li östlich hiervon folgt Pan na fa tan na; 4000 Li im Umfange.

Von hier, 900 Li nach Osten weiter, indem man über den großen Fluß (der wol nur der Brahmapu-

93) As. Res. VIII, 344. 94) Vgl. S. 109. 95) Der Text hat „von K. südöstlich, 600 Li, über den Ganges gehend nach Süden." Dies ist sicher ungenau übertragen. 96) As. Res. VIII, 344. 97) a. a. O. 347. 98) Foe Koue Ki. p. 313. 99) As. Res. VIII, 347.

1) Vgl. S. 109. 2) Vgl. S. 109. 3) Vgl. S. 109. 4) Vgl. S. 110. 5) Vgl. S. 110. 6) Vgl. S. 110. 7) As. Res. VIII, 344.

tra sein kann) setzt, kommt man nach Kia ma leou pho, im Sanskrit Kâmarûpa, der District, östlich von Bengal, jetzt ein Theil von Assam, etwa in der Gegend von Shirpur [8]). Dies war die Grenze des östlichen Indiens, ein Reich, 10,000 Li im Umfange. Die Bevölkerung dieses Reiches war nicht Buddhistisch, der König war Brahmane, hatte den Zunamen Pho se ko lo sa ma und den Namen Keou ma lo (Jüngling, im Sanskrit Kumâra) [9]). In den Bergen östlich von diesem Reiche gibt es keine großen Königreiche. Südwestlich davon wohnen Barbaren (auf der Küste und im Binnenlande von Hinterindien).

Von Kâmarûpa nach Süden, 1200 bis 1300 Li, kommt man an das Küstenland San ma tha tho. Dies ist ohne allen Zweifel der in der Varâha-Sanhita erwähnte Landstrich Samâtata [10]) (wörtlich am Samâ gestreckt), welchen Wilford demnach falsch localisirt [11]). Dieser Landstrich gehört zum östlichen Indien, und bildet eine Niederung. Hier ist ein Stupas des Asokas, welcher also bis hierhin geherrscht hatte. Das Reich hat 3000 Li im Umfange.

Nordöstlich von da, am Meeresufer, mitten zwischen Bergen und Thälern, liegt das Königreich Che li tcha tha lo (ob sanskritisch Çrî k'at't'ala?) [12]). Weiterhin, südöstlich im Winkel des großen Meeres, liegt das Königreich Kia ma lang kia (ob sanskritisch Kâmaranga, oder Kâmalanga? Ein Land Kâmapith'a, Kâmârshadêvi erwähnt Wilford eben in diesen Gegenden [13]), und auch eine Stadt Ranga [14]). Weiter östlich liegt das Königreich To lo po ti; noch östlicher Chang na pou lo (— pura); und noch östlicher Ma ho tchen pho (im Sanskrit mahâk'ampa). Südwestlich liegt das Königreich der Insel des Yanmana (im Sanskrit Jamana, ein Name des Todesgottes Jama, dessen Localität in diese Gegend versetzt wird [15]).

Diese Königreiche hat Hiuan Thsang nicht selbst besucht, sondern schildert sie nur nach Berichten. Er selbst kommt von Samatata, 900 Li westlich gehend, nach Tan ma li ti (im Sanskrit Tamraliptica, zu beiden Seiten des Ganges) [16]). Dieses Reich gehört zu dem östlichen Indien und hat 14—1500 Li im Umfange. Die Hauptstadt liegt an der Meeresküste.

Von hier 700 Li nordwestlich folgt Ko lo nou fou sa la na; dieser Name entspricht wahrscheinlich einem sanskritischen Karn'asuvarna, welchen ich jedoch in diesen Gegenden noch nicht nachweisen kann. Auch dieser District gehört zu dem östlichen Indien, und hat 4500 Li im Umfange.

700 Li südwestlich folgt Ou tcha (östliches Indien, im Sanskrit vielleicht Vatsa [17]), welches jedoch nach Andern ein Synonym von Kauçambi zu sein scheint), 7000 Li im Umfange. Auf der Südostgrenze an der Meeresküste liegt eine bedeutende Handelsstadt Tche li ta lo (K'arûtra?).

1200 Li südwestlich durch einen Wald kommt man nach Koung ju tho, dem letzten District des östlichen Indiens, also etwa in der Gegend des heutigen Djelasore bis Bellasore. Die Hauptstadt liegt am Meere. Die Sprache ist nicht indisch; auch herrscht hier keine Buddhistische Religion. Wahrscheinlich hatten sich hier die wilden Einwohner Indiens, welche auch Arrhian in dieser Gegend erwähnt, bis ans Meer hin festgesetzt. Dieser District hat 1000 Li im Umfange.

Von da südwestlich tritt man in eine große Wüste, durchzieht einen dichten Wald und kommt nach 14—1500 Li nach Ko ling kia (im Sanskrit Calinga, in dem heutigen Kuttack). Hier beginnt das südliche Indien. Dieses Königreich hat 5000 Li im Umfange, und enthält wenig Gläubige.

Von da über Berge und Wälder nordwestlich, 1800 Li, folgt Kiao sa lo. Da dies das sanskritische Kocala ist [18]), so muß dieser Name in Hiuan Thsang's Zeit einen bedeutenderen Umfang gehabt haben als sonst; es muß hier tief südlich von Benares herabgehen, wohin es auch die japanische Karte [19]) setzt. Es gehört zu Mittelindien und hat 6000 Li im Umfange. Der König ist ein Kshatrija. Die Bevölkerung schwarz und wild.

Von da südlich, 900 Li, folgt An tha lo (im Sanskrit Andhra, südliches Indien), im jetzigen Berar; 3000 Li im Umfange. Die Sprache ist nicht indisch. Die Sitten wild. Die Buchstabenschrift Mittelindiens ist hier eingeführt.

Von da südlich folgt das große An tha lo (Andhra), auch Ta na ko thse kia genannt, 6000 Li im Umfange. Die Bevölkerung schwarz und wild. Dieses Reich geht bis etwa an den Krishnafluß.

Von da südwestlich, 1000 Li, folgt Chu li ye (im Sanskrit K'ôla oder K'ôd'a, südliches Indien), 2400 Li im Umfange. Die Bevölkerung wild und ungläubig; doch werden hier, wie in den vorhergehenden und folgenden Ländern, Buddhistische Klöster und Stupas (von Asoka herrührend) erwähnt.

Von hier südlich folgt ein wilder Wald; nach 15—1600 Li kommt man an das Königreich Tha lo pi tchha (Drâvid'a im Sanskrit, südliches Indien); 6000 Li im Umfange. Dessen Hauptstadt ist Kian tchi pou lo (im Sanskrit Kank'ipura, jetzt Conjeveram in der Gegend von Madras) [20]). Die Sprache und Schrift ist von der indischen verschieden.

Von hier südlich, 3000 Li, folgt Mo lo kiu to oder Tchi mo lo (südliches Indien); letzteres scheint die einheimische Aussprache des Wortes Tamul wiederzugeben, welche im Sanskrit ohne Zweifel Tâmra lautete, wie denn diese südlichste Gegend des Dekhan Tâmraparni hieß [21]). Die-

8) Vgl. Wilson, Sanscrit Dict. und As. Res. XIV, 419. 9) Vgl. oben S. 114, 1 aus den chinesischen Annalen. 10) In As. Res. XIV, 425. 11) a. a. O. 12) As. Res. XIV, 429 und 445. 13) a. a. O. 436. 14) a. a. O. 439. 15) Vgl. Wilford a. a. O. 440. 16) As. Res. VIII, 337. 344. Vgl. oben S. 110. 17) As. Res. VIII, 344.

18) Vgl. F. K. K. 177. 202. 19) In F. K. K. 20) As. Res. VIII, 345. 21) As. Res. VIII, 345. Vgl. auch Burnouf in Nouveau Journ. Asiat. 1828. T. I. p. 267, welchem ich jedoch nicht ganz beitrete.

ser Landstrich, 5000 Li im Umfange, stößt im Süden an das Meer, und umfaßt, wie die Fortsetzung der Darstellung bei Hiuan Thsang zeigt, die ganze Spitze des Dekhan, etwa vom 13. Grade an bis nach Süden. Daher gehört auch der Berg hinein, welchen er Mo lo ye nennt, und welcher sanskritisch malaja heißt und auf der Westküste liegt; daraus erklärt sich auch vielleicht der eine Name dieser Gegend, Mo lo kiu tho, etwa als sanskritisches malajakúṭ'a. Dieses Reich hat also den ganzen Umfang des alten Pándjareiches.

Von Tha lo pi tchha (Drâvid'a) aus geht Hiuan Thsang durch einen wilden Wald nördlich 1000 Li und kommt nach Koung kian na pou lo; dies ist augenscheinlich das sanskritische Kónkanapura, dessen Name sich noch als Bezeichnung eines Küstenstriches in der Nähe von Bombay erhalten hat. Bei Hiuan Thsang muß es ein viel südöstlicher gelegenes Binnenland bezeichnen; es hat 5000 Li im Umfange. Stupa des Asókas.

Von hier nordwestlich kommt man in einen großen Wald und nach 2400—2500 Li in das Land Ma ha la tho (im Sanskrit mahárâshṭ'ra, Mahratten). Dies geht fast bis zu dem Naï mo tho (im Sanskrit Narmadâ, jetzt Nerbudda). Es gehört noch zu dem südlichen Indien und hat 6000 Li im Umfange.

Von hier westlich, indem man den Nerbudda passirt, 1000 Li, kommt man nach Pa lou ko tchen pho; 2400 Li im Umfange. Die Einwohner leben vom Seehandel. Es ist dies augenscheinlich die Seeküste um Beroach und in dem chinesischen Namen glaube ich wenigstens die erste Hälfte des sanskritischen Brigḥu(kak'kh'a) zu erkennen; noch ähnlicher klingt die griechische Form desselben, Barygaza.

Nordwestlich von da, 2000 Li, kommt Ma la pho (im Sanskrit Málava, jetzt Malwa), im südlichen Indien, 6000 Li im Umfange. Die Hauptstadt liegt südöstlich vom Mou-ho (Fluß mahî im Sanskrit, jetzt Mhye). Hier ist nächst Magadha der Hauptsitz des Buddhismus.

Von hier im Südwesten schifft man sich ein und geht nordwestlich 2400—2500 Li; dann kommt man nach A tcha li oder A tho li (südliches Indien), 6000 Li im Umfange. Dies kann nur die Halbinsel Guzerate sein; den Namen kann ich jedoch nicht erklären; wäre er in dem der kleinen Stadt Adalye in der Halbinsel erhalten?

300 Li nordwestlich von Ma la pho liegt Khi tcha (südliches Indien), 3000 Li im Umfange, ohne König und abhängig von Ma la pho. Den Namen kann ich noch nicht auf seine Sanskritform zurückführen. Allein die Lage ist durch diese und die folgende Bestimmung fest. Es liegt um Ahmedabad.

Nördlich, 1000 Li von hier, kommt Fa la pi (im Sanskrit Valabhi), womit das nördliche Indien beginnt. Dieses Reich (von der Gegend von Anhulwarra Puttun an nördlich) hat 6000 Li im Umfange. Es befinden sich daselbst eine Menge Waaren aus fernen Gegenden.

Von da nordwestlich, 700 Li, folgt An an tho pou lo (ohne Zweifel im Sanskrit Anantapura), Grenze des westlichen Indiens, 2000 Li im Umfange; ohne König; von Málava abhängig (wol in Marwar).

Im Westen von Valabhi, 500 Li, liegt Sou la tho (im Sanskrit Surâshṭ'ra), die Meeresküste bis zum Indus; gehört zum westlichen Indien. Die Hauptstadt liegt am Mou yi (der jetzige Mhye?). Die Einwohner lieben den Seehandel.

Nördlich von Fa la pi (Valabhi), 1800 Li, ist Kiu tche lo (westliches Indien), 5000 Li im Umfange. Viele Ungläubige; wenig Gläubige. Im Süden von Marwar.

Südöstlich davon, 2800 Li, ist Ou tche yan na (im Sanskrit Ug'g'ajini, jetzt Oujein, südliches Indien), 6000 Li im Umfange.

Nordöstlich davon, 1000 Li, ist Tchi tchi tho (südliches Indien), 4000 Li im Umfange. Der König, aus der Kaste der Brahmanen, ist ein eifriger Buddhist.

Nördlich 900 Li liegt Ma yi che fa la pou lo (ob Mahishavarapura?) in Mittelindien; 3000 Li im Umfange. Die Bevölkerung ungläubig.

Diese Gegenden besuchte Hiuan Thsang wiederum nicht, sondern wandte sich von Kiu tche lo durch die indische Wüste zum Indus. Diesen überschreitend kommt er in das Königreich Sin tou (Sindhu), welches 7000 Li im Umfange hat. Der König ist aus der Kaste der Chou to lo (Çúdra). Viele Stupas von Asoka zeigte man daselbst. Dies Reich gehört zum westlichen Indien.

Von da, 900 Li östlich, auf dem östlichen Ufer des Indus (die Richtung ist bei diesen letzten beiden Ländern nicht genau angegeben) kommt Meou lo san pou lo (westliches Indien); 4000 Li im Umfange. Sollte Meou lo das sanskritische mura sein und dem chinesischen Namen das jetzige Mirpur am Pinyari östlich vom Indus entsprechen? Viel Götzendienst und wenig Buddhismus gab es in dieser Gegend.

Von da 700 Li nordöstlich Po fa to; vier Stupas des Asókas; 20 Tempel der Ketzer; 5000 Li im Umfange.

Von Sin tou südwestlich 1500—1600 Li A thian pho tchi lo (westliches Indien); ob sanskritisch astambhaçilo (Fels ohne Stütze?); reicht etwa von Tatta an bis ans Meer, hat keinen König, sondern ist abhängig von Sindhu.

Von da 2000 Li westlich Lang ko lo (westliches Indien), hat einen großen, aber nicht genauer angegebenen Umfang. Es grenzt ans Meer. Es hat keinen König, sondern ist von Pho la ssee (Paraça im Sanskrit, Persien) abhängig. Die Schrift ist der indischen ähnlich. Die Sprache ein wenig verschieden. In der Stadt ist ein Tempel des Maha Içvara (Çiva). Dieses Land hat Hiuan Thsang nicht besucht, sondern von A thian pho tchi lo ging er nördlich 700 Li nach

Pi to chi lo (ob sanskritisch pisht'açila, zerriebener Fels? [westliches Indien]), im westlichen Indien, 3000 Li im Umfange; ohne König; abhängig von Sindhu. Stupas von Asoka.

Nordöstlich, 300 Li, von hier folgt A pan tchha, westliches Indien; 2400 Li im Umfange; ohne großen König, sondern abhängig von Sindhu.

Nordöstlich von da 900 Li Fa la nou (westliches Indien; ob sanskritisch Varanâ?); 4000 Li im Umfange. Abhängig von Kia pi che (Kamboǵa). Die Sprache hat wenig Ähnlichkeit mit der des mittleren Indiens.

Von hier nach Nordwesten kommt man durch hohe Berge und Bergwasser, sowie kleine Städte; dies sind die nördlichen Theile der Lukkigebirge, und nach 2000 Li tritt Hiuan Thsang über die Grenzen von Indien, etwa 26° n. Br. und 65° 20′ ö. L.

Dieses ist für lange Zeit die letzte etwas ausführlichere Nachricht über Indien. Von jetzt an werden zuverlässige Meldungen über dessen Geschichte und Zustände noch immer spärlicher.

Im J. 649 schlug der König von Tibet Ye-tsong-long-sau die Inder des Mittelreiches [22]), und die Tibetaner wurden Herren eines Theils von Bengalen [23]). Dieses Factum hängt ohne Zweifel mit den Unruhen in Indien nach Siladitja's Tode zusammen [24]).

Im J. 667 sandten die fünf Indien (nach jener durch Hiuan Thsang uns bekannten Eintheilung in Mittelindien und die übrigen vier, nach den Himmelsgegenden benannten Theile) Gesandte nach China.

Um diese Zeit scheint sich die Dynastie der Kesari, Könige von Udradêça (jetzt Orissa) oder Kalinga und Tilanga (Telinga), erhoben zu haben. Wenigstens haben wir eine Inschrift, welche ihre älteste Geschichte erzählt und schwerlich älter als etwa 650 n. Chr. ist [25]). Danach ist ihr Stammvater G'anameǵ'aja, aus der Familie des Mondes, der Oberherr (adhipas) von Tilanga; dies ist die Gegend, welche bei Hiuan Thsang das große Andhra heißt. Dieser eroberte Udradêça (Orissa). Er wird samrâǵ' genannt, welches einen König bezeichnet, der das Opfer râǵ'asûja, bei welchem eine Menge Unterkönige von ihm zugegen waren, vollbracht hat. Sein Reich ging wahrscheinlich schon vom Godavery bis zu der westlichen Mündung des Ganges. Ihm folgte sein Sohn Dirgharava. Diesem sein Sohn Apavâra. Dieser starb ohne Kinder; feindliche Einfälle und Unruhen verwüsteten sein Reich, bis ein anderer Nachkomme des G'anameǵ'aja, Vik'itravira, welcher früher in einem andern Lande, wahrscheinlich dem Erbsitze dieser Familie, Tilanga, sich aufgehalten hatte, den Thron bestieg. Ihm folgte sein Sohn Abhimanju, diesem dessen Sohn K'andʻhara. Dieser machte (wahrscheinlich durch glückliche Kriege) seine beiden Königreiche, nämlich Udradêça (oder Kalinga) und Tilanga unzweifelhaft. Ihm folgte sein Sohn Ubjotaka Kêsari. Dieser unterwarf sich Sinhala (das ist Ceylon), K'oda (ein Theil der Küste Coromandel, bei Hiuan Thsang Cho li ye) und Gaud'a (das ist Bengalen), sodaß sein Reich im Süden wenigstens bis etwa Madras reichte, und die Könige von Ceylon ihm tributair waren, und im Norden und Osten bis jenseit des Ganges. Er unterwarf sich eine Menge Könige und war in seinen Kämpfen siegreich. Sein Titel ist „höchster Herr (paramamâhiçvara), Oberkönig der großen Könige (mahârâǵ'âdhirâǵ'a), entsprossen aus der Familie des Mondes (sômavançodbhava), Herr der Welt (bhûpati), Oberherr von Kalinga (Kalingâdhipati) Çrimad Udjotaka Kesari râǵ'adêva. Wann man auch diesen Kesari, welcher augenscheinlich der Stammvater der Kesarifamilie ist, ansetzen mag, er ist auf jeden Fall um vieles später, als die einheimischen Annalen von Orissa diese Dynastie zu herrschen beginnen lassen (nämlich 473 n. Chr.) [26]), woraus wiederum die Unzuverlässigkeit der einheimischen Historiker folgt. Auch die einheimischen Angaben über die übrigen Kesaris scheinen noch keinen Glauben zu verdienen, wie sie denn nicht einmal über das Ende dieser Dynastie mit einander übereinstimmen [27]). Nur so viel scheint, dieser Inschrift gemäß, gewiß, daß etwa um das 8. Jahrh. n. Chr. die Familie der Kesari in dieser Gegend sehr mächtig war, und eine Zeit lang ein Reich in dem angegebenen Umfange besaß.

Um diese Zeit geschah mehres im Reiche Sindhu, welches uns durch Muhammedanische Schriftsteller bewahrt ist [28]). Den Umfang und die Lage dieses Reiches zu Hiuan Thsang's Zeit haben wir oben kennen gelernt. Um die Zeit, wo die erwähnten Muhammedanischen Schriftsteller ihre Mittheilungen über Sindh beginnen (2 der Hedschra, 621 n. Chr.), erstreckte sich die Herrschaft der Könige von Sindh östlich bis Kaschmir und Canog'e, westlich bis zum Indus und dem Meere, südlich bis zu den Gebieten der Häfen Surate und Deo und nördlich bis Kandahar, Seestan und den Gebirgen von Soliman und Kynakan, also etwa von 21—33° n. Br. und 66—77° östl. L. Der damalige König wird Rahi Sahir Sin Bin Sahirsi genannt. In seinem Reiche hatte lange Friede geherrscht. Dieser wurde plötzlich durch den Einfall einer großen persischen Armee unter Khosru Perwiz (welcher von 590—628 n. Chr. regierte) gestört [29]). Der persische König verwüstete die Provinzen Mukran und Kich, worauf er mit Beute beladen heimkehrte. Sahir Sin sammelte ein Heer und bot dem persischen Könige eine Schlacht an. Dieser nahm sie an und nach einem heftigen Gefechte wurden die Inder geschlagen. Sahir Sin blieb auf dem Rückzuge. Die persische Armee begnügte sich mit Plündern und kehrte alsdann zurück. In Alor, der Hauptstadt von Sindh, bestieg der Sohn des frühern Königs Sahir den Thron. Dieser regierte friedlich unter Beistand seines Ministers Ram Rai. Dieser lernte einen Brahmanen, Chach, kennen, und vertraute ihm die Staatsverwaltung ganz an, sodaß dieser den höchsten Einfluß gewann und Ram Rai ganz verdrängte. Dazu kam, daß die Königin sich in Chach verliebte; er widerstand

22) *Deguignes*, Hist. des Huns, I. 164. 23) *Abel Rémusat*, Nouv. Mél. asiat. I, 190. Foë Kouë Ki, Introd. p. XXIV. 24) Vgl. S. 114. 25) Journ. of Beng. 1838. June. p. 557 fg.

26) *A. Stirling*, An Account, geographical, statistical and historical of Orissa proper or Cuttack in As. Res. XV. 162 fg. insbesondere S. 263. 27) a. a. O. S. 267. 28) Extract from the Tohfal ul Kiram and the Chach Nâmeh translated by Lieutnant *Postans in* Journ. of Beng. 1838. Apr. p. 297—311 und February. p. 93—104. 29) Der Auszug hat Rim Roz, was auf keinen Fall richtig sein kann; Perwiz regierte um die Zeit dieser Begebenheiten.

zwar ihrem Begehr; als aber der König kinderlos starb, folgte er ihrem Rathe, ließ die Mitglieder der königlichen Familie ermorden, heirathete die Königin und bestieg den Thron. Allein es waren noch andere, welche bessere Ansprüche auf den Thron zu haben glaubten. Diese sammelten ein Heer um Dieſulmer, um Chach zu stürzen; allein er besiegte sie, und regierte 40 Jahre, also, von 20 der Hedschra (639) an gerechnet, bis 679 n. Chr. Er machte große Feldzüge bis zum Beas, und eroberte auch Multan, sowie alles Land bis Kaschmir und Secuſtan, sodaß er den ganzen alten Umfang des Reiches von Sindh, welches durch den Einfall der Perser zusammengeschmolzen war [30]), wieder vereinigte. Ihm folgte sein Sohn Dahir; unter diesem Könige fiel der erste eigentliche Kriegeszug der Araber in ein indisches Gebiet vor. Vorher (etwa um 44 der Hedschra, 663 n. Chr.) war Mohalib Bin Aby-Suffra von Khorasan aus bis Multan vorgedrungen, hatte dort geplündert und Gefangene weggeführt, welche mit Gewalt beschnitten wurden [31]). Um 63 der Hedschra (682 n. Chr.) hatten die Muhammedanischen Afghanen die Gegend von Peshawer u. s. w. verwüstet, worauf der indische König von Lahore einige kleine Detachements gegen sie sendete, wodurch es zu einer Menge von Scharmützeln kam, in denen die Inder, insbesondere seitdem die Guſkurs [32]) mit den Afghanen ein Bündniß schlossen, häufig im Nachtheil waren [33]). Allein dies Alles waren bloße Raubzüge; der gegen Sindh war der erste Eroberungszug. Der arabische Feldherr war Muhammed Bin Kassim; seinen Zug begann er 92 der Hedschra (711 n. Chr.); er fand wenig Widerstand; erst als er die Hauptstadt Alor [34]) angreifen wollte, rüstete sich Dahir zum Kampfe. Die Schlacht wurde von den Indern verloren und Alor belagert. Hier kam es im folgenden Jahre bei Gelegenheit eines Ausfalles zur Schlacht, in welcher Dahir fiel, nachdem er 33 Jahre (von 679—712) regiert hatte. Nachdem sein Tod bekannt war, wurde Alor den Muhammedanern übergeben. Diese verwandelten die indischen Tempel in Moscheen, und zerstörten die Götterbilder. Auf Befehl des Khalifen wurde auch der Überrest des Reiches Sindh erobert und allen Unterthanen desſelben von Muhammed Bin Kaſſim Tribut aufgelegt. Allein diese Eroberung war nicht dauernd. Es erhoben sich von Neuem Hindudynastien in dieser Gegend, welche bis zu den Einfällen Mahmud des Ghaznaviden ungestört blieben [35]). Doch hatte dieser Einfall, sowie die Feindseligkeiten der Tibetaner, den Einfluß, daß sich die Inder, sowol die von Mittelindien als von Kaschmir, um Hilfe an die Chinesen wandten [36]).

Um diese Zeit wol schon erhob sich im östlichen Indien die Macht der Pâladynastie. Vieles ist in Bezug auf dieselben noch dunkel. Doch scheint man Folgendes mit einiger Sicherheit bis jetzt annehmen zu können [37]). Der älteste Sitz dieser Dynastie war Gaud'a, das eigentliche Bengalen. Hier erhob sich diese Dynastie etwa im 9. Jahrh. durch Gôpâla, wie der der Gründer derselben in der Inschrift von Mongir (im Sanſkrit Mudgagiri) heißt; in der Inschrift von Amgachchi und bei Abulfazl wird er, nach indischem Gebrauche, lautlich verschieden, aber bedeutungsgleich, dort Lôcapala, hier Bhûpâla genannt. Alle drei Namen bedeuten Welt- (oder Erd)-Herrscher. Ihm folgte Dharmapâla; diesem werden eine Menge Eroberungen in der Inschrift von Mongir zugeschrieben. Ihm folgte sein Sohn Dêva pâla Dêva, von welchem eben jene Inschrift herrührt. Dieser sowol, wie seine Vorgänger, wie die Inschrift von Mongir beweist, und ohne Zweifel auch alle seine Nachfolger, wie die Inschrift von Benares zeigt, waren Buddhisten. Dieſer Dêva pâla Dêva dehnte seine Eroberungen, jener Inschrift gemäß, in das Vindhjagebirge und bis Kâmbôg'a (jenseit des Indus) aus; als Grenzen seines Reiches gibt er den Umfang von den Quellen des Ganges bis zur Adamsbrücke und von Lakſhmipura (Luckipur, westlich vom Flusſe Megna, 22° 56′ n. Br., 90° 43′ östl. L.) [38]) bis Gujerate an, also Vorderindien in seinem ganzen Umfange, wie es Aſoka besaß. Als sein besonderes Eigenthum nennt er die Provinz Sri Nagara, der alte Name von Patna, welches, wie schon mehrfach bemerkt, Pât'aliputra, die alte Residenz der indischen Kaiser war, sodaß er also sich besonders als Herrn von Magadha erweist. Seine Residenz ist jedoch, wie die Inschrift zu zeigen scheint, insbesondere Mongir (Mudgagiri am Ganges, 25° 26′ n. Br., 86° 26′ ö. L.) gewesen; hier campirt sein siegreiches Heer, und von hier erläßt er seine Befehle. Als seine Unterthanen insbesondere nennt er die verschiedenen Stämme der Gaud'a, Mâlava, Khaſa (in der westlichen Gegend von Nepal), Hûna (die Hunnen, welche Cosmas Indicopleuſtes in der Gegend des Indus erwähnte), die Kulika (wol identisch mit den Chulica des Brahmanda Purana [39]), welche als Bergbewohner in der Nähe der Tangana [40]) [wol östlich von ihnen] erscheinen; danach sind wol auch die Hûnâs in der Nordgegend des Penjab an den Vorbergen des Himalaya zu suchen), die Kanata (welches die Einwohner von Karnatik sein müßten; deren Erwähnung mitten zwischen den nördlichen Bergvölkern Indiens ist mir aber zu auffallend, als daß ich nicht vermuthen sollte, daß eher Kirâta zu lesen sei, welche, wie

30) Hiuan Thsang scheint Sindh zur Zeit seiner Verkleinerung unter Chach's Vorgänger besucht zu haben. übrigens ist die Darſtellung dieser Gesch.hte im Original so eigenthümlich ausgeschmückt, daß man ihre Glaubwürdigkeit noch in Zweifel ziehen kann. 31) *Ferishta*, History of the rise of the Mahomedan power in India, translated by *Briggs*. I. p. 4. 32) In der Provinz Lahore; vgl. *Hamilton*, Descr. of Hind. I, 490. *Elphinstone*, Cabul, Introd. p. 78. 33) *Ferishta* p. 7. 8. 34) In der Nähe von Bhakir sieht man ihre Ruinen, sie wurde durch eine überschwemmung des Indus zerstört. Man vgl. die ausgezeichneten Menographien von W' Murdo (On the River Indus und On the country of Sind) in dem Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. nr. I. II, insbesondere S. 27. 252. 35) *Ferishta* IV, 401—410.

36) Journ. of Beng. 1837. January. p. 71. *Abel Rémusat*, Nouv. Mélang. as. I, 197. 37) Die Hauptstelle über diese Dynaſtie findet sich As. Res. XV, 465; dazu vgl. man noch As. Res. I, 62. (Trad. franç.) IX, 442 fg. (Lond.), ferner IX, 74. 208. V, 133; vgl. auch XV, 54 Anm. Journ. of Beng. 1835. Dec. p. 670. 38) *Hamilton*, Descript. of Hindust. I, 179. 39) As. Res. VIII, 342. 40) Vgl. S. 96.

schon mehrfach bemerkt, ebenfalls ein Bergvolk dieser Gegend sind), die Lâṭa (welches augenscheinlich die Einwohner von Tibet sind, in der Gegend des heutigen Lassa, 29° 30′ n. Br., 91° 6′ ö. L.), und endlich die Bhata (augenscheinlich das jetzige Bhutan); dann fügt er hinzu und die übrigen Unterthanen. Der Umstand, daß jene Bergvölker Gaud'a und Mâlava insbesondere hervorgehoben, scheint anzudeuten, daß dieses der eigentliche Sitz des Reiches gewesen sein möchte; also etwa einen Umfang von 23—30° n. Br. und 75—91° ö. L. gehabt habe. Diesem so bedeutenden und in sich zusammenhängenden Reiche hätten sich die übrigen indischen Könige mit mehr oder minder strengen Bedingungen unterwerfen müssen. Dieses große indische Kaiserthum der Pâlas setzte sich, wenn unsere frühern Untersuchungen richtig sind [41]), an die Stelle der Bhat'arcadynastie, welche jedoch, wie in den orientalischen Dynastien gewöhnlich, um die Zeit, wo sich die Pâlas erhoben, ohne Zweifel schon so geschwächt war, daß ihre Oberherrschaft über Indien rein nominell war.

Von denen, welche in dieser Dynastie folgen, hat uns die Inschrift von Amgachchi mehre Namen bewahrt; leider ist sie aber so verstümmelt, daß mehre Namen in der Reihe fehlen. Abulfazl gibt eine Reihe, welche auf Vollständigkeit Anspruch machen will; allein da sie ohne Zweifel aus indischen Schriftstellern entlehnt ist, und nicht mit der Inschrift übereinstimmt, gilt sie uns für eine höchst unzuverlässige. Gegen das Ende dieser Königsreihe kommen noch zwei Inschriften hinzu, die von Budal und die von Sarnatha bei Benares. Wir theilen diese Königsreihe nach den verschiedenen Quellen neben einander gestellt mit, wobei wir der Übersicht wegen auch die drei schon besprochenen nochmals an die Spitze stellen wollen [42]).

Inschrift von Amgachchi.	Inschrift von Mongir.	Inschrift von Budal.	Abulfazl.
Lôkapâla	Gôpâla		Bhupala
Dharmapâla	Dharmapâla		Dhirpâla
Lücke, wo jedoch nur ein Name fehlen soll			Devapala
	Dêvapâla		Bhupatpâla
G'ajapâla			Dhanpatpala
Devapâla			Bigampâla
Lücke, wo zwei oder drei Namen fehlen sollen		(Râg'apâla) [43])	Jayapala
		Surapala	
(Narajanapâla)		Narajanapâla	
Râg'apala			Râg'apâla
Râg'apâladêva			Bhogapâla.

Aus der Zeit des Narajanapâla rührt die Inschrift von Buddal [44]) her. Diese gibt die Genealogie einer Brahmanischen Familie aus dem Tribus der Sandilja, deren Stammvater Pant'âla heißt; dessen Sohn heißt Garga (oder Vira) und dessen Sohn Darbhapân'i. Dieser ist ein Zeitgenosse des Königs Dêva pâla Dêva, welchem er tributair wird. Der Sohn von Darbhapân'i war Someçvara; als dessen Zeitgenossen gibt Jones in den Anmerkungen zu der Inschrift von Buddal [45]) den König Râg'japâla an, dessen Namen ich jedoch in dieser Inschrift nicht finde. Der Sohn von Darbhapân'i hieß Kêdara miçra. Dieser wurde Minister des Königs von Gaud'a Surapâla; indem dieser sich seiner Weisheit anvertraute, genoß er lange, wie es in der Inschrift heißt: 1) das Land des vernichteten Geschlechts von Utkala. Dieses Geschlecht sind ohne allen Zweifel die Kesaris, welche Herren von Drissa waren, und deren Dynastie wahrscheinlich von den Pâlas gestürzt ward; 2) herrschte er über die Hûnas; 3) über die Drâvid'âs, also tief im Süden des Dekhans; 4) über Gurg'ararâshṭ'ra (das ist Guzerate) [46]). In dieser Zeit, welche wir also, zwei Geschlechter, etwa 60 Jahre nach Dêva pâla Dêva setzen dürfen, herrschte die Dynastie der Pâlas noch fast über ganz Indien; wie es in der Inschrift heißt, besaß Surapâla den Thron der ganzen Welt, dessen Gürtel das Meer bildete. Der Sohn von Kêdara miçra hieß Guruva miçra; er war der Minister des Narajanapâla. Auf diesen König folgen weiter:

Inschrift von Amgachchi.	Inschrift von Benares.	Abulfazl.
(Nigrahapâladêva) [47])		
Mahîpâladeva	Mahîpâla	Jagadpâla [48]).

41) Vgl. S. 112 fg. 42) Wir entnehmen diese Zusammenstellung den As. Res. XV, 465. 43) Wilson hat Râg'apâla u. s. w. mit dem Râg'apâla in der Inschrift von Amgachchi zusammengestellt; das geht aber nicht gut, da der Narajanapala der Inschrift von Budal alsdann mit dem Vigrahapâladeva (siehe weiterhin) der Inschrift von Amgachchi zusammenfiele. Ich werde weiterhin bemerken, daß ich in der Inschrift von Buddal den Namen Râg'apâla gar nicht finde, weswegen ich ihn in der Tafel auch eingeklakt habe. So erhalten wir für die Lücke in der Amgachchi-Inschrift, wo zwei oder drei Namen fehlen sollen, deren einer aber Narajanapâla ist, noch Surapâla, und mehr Namen fehlen wol nicht. 44) In As. Res. I, 75 fg. (Trad. franç.), leider fehlt uns der Text und Fac simile; es findet sich bis jetzt blos eine Übersetzung. 45) a. a. O. S. 84. 46) Wird (in History of Gujarât p. 64) vermuthet jedoch, daß Kung'ara für Gurg'ara zu lesen sei, und ohne Zweifel ist diese Vermuthung zu billigen. Kung'ara ist das jetzige Tippera am Ganges. 47) Diesen Namen erwähnt Colebrooke (As. Res. IX, 443) nicht, ebenso wenig kennt ihn Abulfazl; ich zweifle daher, ob er in der Inschrift sich findet. 48) Dieser Name ist zwar lautlich verschieden, aber bedeutungsgleich mit Mahîpâla; daher ich sie als identisch bezeichnet habe.

In der Inschrift von Benares werden mit Mahipála zwei Söhne, Sthirapála und Vasantapála, genannt, welch: im J. 1027 n. Chr. Buddhistische Denkmäler errichteten [49]). Durch dieses Datum können wir mit einiger Wahrscheinlichkeit die ganze Dauer dieser Dynastie bestimmen. Denn wenn wir 1027 etwa als zehntes Jahr des Mahipála annehmen, für das Ministerium des Gurava mišra etwa 30 hinzufügen, dazu die drei Ministergeschlechter bis zu dem Zeitgenossen von Déva pála Déva mit 80 Jahren, so erhalten wir für Déva pála Déva etwa 900 n. Chr. Dieser aber erhob die Macht der Pálas zur Oberherrschaft; fügen wir noch 40 Jahre für dessen beide Vorgänger hinzu, so beginnt die Dynastie der Pálas etwa 860 v. Chr.

Während der Herrschaft dieser Dynastie (953 n. Chr.) brachte ein Çramana (Buddhistischer Priester) des westlichen Indiens mit mehren andern Priestern, 16 indische Völkerstämme repräsentirend, Tribut nach China [50]).

Im J. 969 starb, wie die chinesischen Quellen berichten, ein König des Königreichs des Gesetzes (des Buddhistischen) in Indien, d. h. ein König von Magadha. Dessen ältester Sohn folgte ihm in der Regierung. Die übrigen wurden Buddhistische Priester und verließen Indien zum Theil [51]). Diese gehörten augenscheinlich zu der Páladynastie.

Bei Abulfazl ist Jagadpála der Letzte dieser Dynastie. In der Inschrift von Amgachi folgt aber auf Mahipála noch Najapála und dann Vigrahapála Déva. Vielleicht schließt Abulfazl sie mit Recht durch Jagadpála ab. Denn um dessen Zeit erhebt sich die Dynastie, welche die Oberhoheit der Pálas stürzte. Obgleich wir mit Erwähnung derselben schon in das Gebiet der folgenden Periode übergreifen, so mögen sie doch als die letzten indischen Herrscher, ehe wir zu den Muhammedanischen Kämpfen kommen, aufgeführt werden.

Der Name dieser neuen Dynastie ist Rásht'rakut'a (jetzt Rahtore) [52]). An der Spitze derselben steht Yaçovigraha, welcher sich von dem Geschlechte der Sonne ableitet [53]); in einer andern Inschrift heißt er Sripála. Leider ist es völlig ungewiß, wo diese Familie zuerst herrschte [54]). Dagegen zeigen die Inschriften, daß sie dem Vischnuvismus zugethan war. Daher mögen wir vermuthen dürfen, daß, als sie zur Oberherrschaft kam, die Verfolgung des Buddhismus, welche schon früher — etwa um 800 n. Chr. — heftiger geworden zu sein scheint [55]), auch auf den eigentlichen Sitz dieses Cultus — Magadha — ausgedehnt, und so die fast vollständige Ausrottung dieser Religion in Vorderindien herbeigeführt ward. Wenn man Yaçovigraha identificiren dürfte mit einem Mahárág'ádhirág'a Jagah'pála, welcher im J. 1037 n. Chr. König von Kauçamba ist [56]), so würden wir sowol den ursprünglichen Sitz dieser Dynastie, als die Zeit ihres Stammvaters kennen; aber diese Identification, obgleich schon in Anregung gebracht, hat manches Bedenkliche [57]). Der Sohn von Yaçovigraha war Mahik'andra, dessen großen Ruhm die Inschrift anmerkt. Dessen Sohn, Srik'andradéva, besiegt alle seine Feinde und erobert das unvergleichliche Königreich Kanjakubg'a (Canog'e). Er besuchte, wie es scheint, mit einem Kriegsheere erobernd, die heiligen Stätten von Benares, am Flusse Kosi und in Oude (das heutige Fyzabad, südlich von Gogra). Mit ihm scheint die Oberherrschaft dieser Dynastie zu beginnen. Sein Sohn Madanapála dehnte, der Inschrift nach, die Herrschaft dieser Dynastie noch viel weiter aus. Ihm folgte Govindak'andra, ebenfalls ein siegreicher Fürst, dessen Einfluß sich bis Navarástra, ein Land im Süden Indiens [58]), ausgedehnt haben soll. Von ihm existirt eine Inschrift, datirt 1120 n. Chr. [59]). Diesem folgte sein Sohn Vig'ajak'andra, welcher eine Menge Könige unterworfen, und Hammira, den König von Sakambhari (in Ajmeer, jetzt Sambher, 26° 53′ n. Br., 74° 57′ ö. L.) [60]) besiegt haben soll. Von diesem Vig'ajak'andra haben wir eine Inschrift, datirt 1164 n. Chr. [61]), und Hammira wird durch eine von ihm herrührende Inschrift 1163 gesetzt [62]). Der Sohn von Vig'ajak'andra ist G'ajak'andra. Dieser hat die Inschrift, welche diese Data enthält, 1177 n. Chr. abfassen lassen. Er kam 1194 im Kampfe gegen die Muhammedaner um, wovon weiterhin. Wilson ordnet diese Königsreihe so an, daß er jedem der Könige 24 Jahre gibt, so kommt

Yaçovigraha	**1024**	
Mahik'andra	**1048**	
K'andradéva	**1072**	
Madanapála	**1096**	
Govindak'andra	**1120**	(von ihm eine Inschrift schon vor 1120)
Vig'ajak'andra	**1144**	
G'ajak'andra	**1168—1194.**	

Allein in Indien regieren, insbesondere die ersten einer Königsdynastie, im Durchschnitte viel länger als die hier zugewiesene Zeit, und es ist daher gar nicht unmöglich, daß dieser Yaçovigraha identisch sei mit einem Vigraha, welcher in einer Inschrift eines Tempels in Shekavati erwähnt wird [63]) und als Datum 974 hat, also 50 Jahre vor der von Wilson angenommenen Zeit. Dieser Vigraha wird hier aus dem Stamme des Raghu abgeleitet. Dieser bemächtigte sich des Reiches Ajmeer, welches früher von einer Dynastie aus dem Stamme der K'áhumána (jetzt Chauhan, ein noch bestehender Stamm der Rajputen) beherrscht ward. Aus dieser Dynastie werden sechs Fürsten erwähnt, deren erster, Gúvaka, etwa

49) As. Res. XV, 262. V, 433. IX, 203. 50) Journ. of Beng. 1837. January. p. 72. 51) a. a. O. 52) Journ. of Beng. Nov. 1835. p. 641. Vgl. Oct. 1838. p. 872. 53) Auch diese Dynastie ist insbesondere aus Inschriften bekannt; vgl. As. Res. IX, 449. XV, 447 fg. 54) Vieles findet man zwar bei *Tod*, Annals of Rajasthan; aber es ist völlig unzuverlässig; wer es vergleichen will, sehe a. a. O. II, 2. 55) Ich verweise hierüber auf die Untersuchungen in *Wilson's* Sanscrit Dictionary. Preface. p. XV fg.

56) Inschrift von Kurrah in As. Res. IX, 440. 57) Vgl. As. Res. XV, 453. 462. 58) a. a. O. S. 455. 59) a. a. O. S. 460. 60) *Hamilton*, Description of Hindustan. I, 541. 61) As. Res. IX. 450. 62) a. a. O. XV, 455. 63) Journ. of Beng. 1835. July. p. 367.

um 800 n. Chr. geherrscht haben mochte [64]). Wenn diese Zusammenstellung richtig ist — und einige Wahrscheinlichkeit spricht dafür — so stammte diese letzte Râsht'rakût'a (Rahtore)-Dynastie von Canog'e aus Ajmeer. Wie weit ihre Oberhoheit über Indien reichte, läßt sich natürlich nicht genauer bestimmen, um so weniger, da diese Oberhoheitsverhältnisse rein auf der geistigen Kraft derer beruhten, welche sie in Anspruch nahmen, oder gegen welche sie in Anspruch genommen wurden. Zu der Zeit, zu welcher wir jetzt zurückkehren müssen, den ernstlichen Einfällen der Muhammedaner, scheint keine durch eine bedeutende Persönlichkeit gestützte und geltend gemachte Oberhoheit in Indien bestanden zu haben.

Dritte Periode der indischen Geschichte. Indien nach und nach fremder Herrschaft vollständig unterworfen; mehrfacher Wechsel der Fremdherrschaft; von 1000 bis auf unsere Zeit [65]).

Schon Subuktegin, der Vater von Mahmud dem Ghaznaviden, war zweimal mit dem Könige von Lahore, Jeipal (wol sanskritisch G'ajapâla, und Nachkommen eines Zweiges der Pâladynastie, welcher in diesen Gegenden zu Gouverneuren eingesetzt, sich später zu Herren erhob, wie in Indien gewöhnlich), aus der Tribus der Brahmanen, welcher von Sirhind bis Lamghan und von Kaschmir bis Multan herrschte, feindlich zusammengetroffen und hatte ihn besiegt; das erste Mal (977 n. Chr.) war Jeipal, um den Muhammedanischen Einfällen ein Ziel zu setzen, bis nach Lamghan mit einem bedeutenden Heere gerückt. Es kam zu keiner Schlacht, sondern Jeipal, erschreckt durch ein Unwetter, versprach, einen Tribut zu zahlen und 50 Elefanten zu liefern. Allein er hielt sein Versprechen nicht, sondern sammelte ein neues Heer. Unterstützt von den Königen von Delhi, Ajmeer, Kalunjur (jetzt Kallinger, 25° 6′ n. B., 80° 25′ ö. L.) und Canog'e — also mit einer Bundesarmee aus dem ganzen nordwestlichen Indien — zog er von Neuem nach Lamghan (979), wurde aber völlig geschlagen. Subuktegin besetzte in Folge dessen das ganze, früher indische, Gebiet bis zum Indus, und setzte einen Gouverneur über Peschawer, verfolgte aber seinen Sieg nicht jenseit des Indus. Im J. 997 starb Subuktegin und nach einer kurzen Zwischenregierung des Ismael folgte sein zweiter Sohn Mahmud. Nachdem dieser die Angelegenheiten seines Reiches geordnet, faßte er 1001 den Entschluß, in Indien einzufallen. Zur damaligen Zeit herrschte kein einzelner König über Indien, sondern es war in eine Menge Königreiche getheilt. In Canog'e herrschte Koowar Raj (Kuwêra Râg'a, oder ist es eher Kumarapâladeva, welchen wir aus Münzen kennen? [66]); denn w für m ist ein sehr häufiger Umlaut); in Meerut (in Ajmeer, 26° 38′ nördl. Br., 73° 49′ östl. Länge) [67]) herrschte Hurdut Raj (Haridatta); in Mahavun (an der Jumna, unterhalb Mutra) Goolchunder (Gurukandra) Ray; in Lahore Jeipal; und ebenso hatten Malva, Guzerat, Ajmeer, Gualiar u. s. w. jede ihre eigenen Könige [68]). Jeipal war mit 12,000 Reitern, 30,000 Fußgängern und 300 Elefanten bei Peshawer entgegengerückt, um den Übergang über den Indus zu vertheidigen. Mahmud schlug ihn mit 10,000 Reitern vollständig; 5000 Inder fielen, und Jeipal selbst mit 15 Hauptleuten, seinen Söhnen und Brüdern, wurde gefangen. Mahmud begnügte sich, die Feste Bituhnda, von wo aus Jeipal die Muhammedaner bewachte, und welches seine eigentliche Residenz war (27° 20′ n. Br., 72° 50′ ö. L.), zu erobern, Jeipal, welchen er sammt den übrigen Gefangenen gegen eine bedeutende Ranzion entließ, einen Tribut aufzulegen und Gouverneure in Indien einzusetzen. Jeipal dankte einer indischen Sitte gemäß, weil er zweimal von Fremden besiegt war, zu Gunsten seines Sohnes Anundpala (Anantapâla oder Anandapâla) ab, und machte seinem Leben durch Selbstverbrennung ein Ende. Der Tribut wurde nicht bezahlt und Mahmud's Gouverneure, insbesondere von Veejy Ray (Vig'aja Râg'a), König von Bhattia (wol in der Gegend der Bhatties, jedoch nicht weit vom Indus, schwerlich wo Briggs es ansetzt, 24° 18′ n. Br., 76° 30′ ö. L.), belästigt. Daher zog Mahmud 1004 gegen ihn, fand aber einen hartnäckigen Widerstand, den er mit vieler Mühe besiegte, nachdem der König in Verzweiflung sich selbst in sein Schwert gestürzt hatte. Dieses Reich vereinigte Mahmud mit seinem Reiche und kehrte siegreich zurück. Schon im folgenden Jahre (1005) wollte er die Provinz Multan unterwerfen, welche revoltirt hatte. Allein der Herr derselben Abool Futteh Dawood, ein Muhammedaner, welcher abgefallen war, hatte ein Bündniß mit Anundpala geschlossen; in Folge dessen zog letzterer mit einem Heere nach Peshawer, wurde aber von Mahmud geschlagen und verließ seine Hauptstadt, um nach Kaschmir zu fliehen. Dawood unterwarf sich nun, und Mahmud ließ einen Hindufürsten, welcher zum Islam übergetreten war, Sewukpal (Sevakapâla) als seinen Gouverneur in Indien. Allein im J. 1007 wurde Mahmud zum vierten Zuge nach Indien bewogen. Sewukpal war zu seiner frühern Religion zurückgekehrt, und hatte alle von Mahmud angestellte Beamte verjagt. Mahmud schlug ihn mit Leichtigkeit und nahm ihn gefangen. Im J. 1008 unternahm er seinen fünften Feldzug, um Anundpal, den König von Lahore, zu strafen. Dieser rief alle indischen Fürsten zu Hilfe gegen die gemeinschaftliche Gefahr. Es verbanden sich mit ihm die Könige von Ozjein, Gualiar, Kalunjur, Canog'e, Dehly und Ajmeer;

64) Vgl. a. a. O. S. 390. 65) Für die nächstfolgenden Begebenheiten sind die Muhammedanischen Quellen die wichtigsten, insbesondere Ferishta, welchen ich in der Übersetzung von Briggs benuze, History of the rise of the Mahomedan power in India till the year a. d. 1612, translated from the original persian of *Mahomed Kasim Ferishta* by *John Briggs* in Four Volumes (Lond. 1829); ferner *Mirchondi* Historia Gasnevidarum; illustravit *Wilken* (Berol. 1832). The political and statistical History of Gujarat, translated from the Persian of *Ali Mohammed Khan* by *Bird* (Lond. 1835), und andere.

66) Journ. of Beng. 1835. Decemb. p. 669. fig. 4. c. 67) *Hamilton*, Descript. of Hindust. I, 534. 68) *Ferishta* a. a. O. I, LXXXI.

selbst die Gukkurs stießen zu diesem Heere. Die indischen Frauen gaben ihren Schmuck zur Ausrüstung bei diesem heiligen Kriege her. Das Heer wurde aber wiederum besiegt; nun drang Mahmud in das Penjab. Im J. 1010 zog er von Neuem nach Multan, welches wieder revoltirt hatte. Im J. 1011 faßte Mahmud den Entschluß, einen der heiligsten Orte des indischen Cultus, Jahnesur (29° 58′ n. Br., 76° 50′ ö. L.), zu zerstören. Anundpal, als tributairer Fürst, mußte das Lager mit allen Nothwendigkeiten versehen, und konnte trotz aller Bitten diese Zerstörung nicht abwenden. Der König von Delhy, unter dessen Oberhoheit dieser heilige Ort stand, foderte die indischen Könige zu einer gemeinsamen Vertheidigung desselben auf; allein ehe sich ein indisches Heer sammeln konnte, war die Zerstörung vollbracht. Damals wollte Mahmud auch Delhy angreifen; allein er ließ sich durch die Vorstellung, daß er, um dies sicher ausführen zu können, erst Multan mit seinem Reiche vereinigt und Anundpal gefahrlos gemacht haben müsse, davon zurückhalten. Anundpal starb in diesem Jahre; sein Nachfolger war Jeipal II. Dieser wurde schon 1013 von Mahmud angegriffen. Jeipal zog sich nach Kaschmir zurück. Mahmud eroberte Lahore, setzte einen Gouverneur daselbst ein, und verfolgte alsdann Jeipal nach Kaschmir. Dieser wagte keinen Widerstand, sondern flüchtete. Mahmud plünderte Kaschmir, setzte einen Fürsten daselbst ein und zwang die Einwohner, den Propheten anzuerkennen. Im J. 1015 machte er einen neuen Einfall in Kaschmir, weil sich einige Häuptlinge empört hatten. Im J. 1017 unternahm er seinen bedeutendsten Zug, nämlich mit 100,000 Mann Reiterei und 10,000 Fußgängern zog er gegen Canog'e. Der König von Canog'e unterwarf sich; ebenso die von Merut und Muhavum Mutra (Mathura), die heilige Stadt des Krishna Vasudeva wurde ohne bedeutenden Widerstand von Seiten des Königs von Dehly, dem sie gehörte, eingenommen und geplündert. Nachdem er in dieser Gegend noch mehre kleine Könige (einen Chandpál, ohne Zweifel Chandrapála und zu der Páladynastie gehörig) besiegt und verjagt, auch die verzweifelnde Todesverachtung der Rajputen kennen gelernt hatte, zog er mit Beute beladen nach Ghizny zurück. Dafür, daß sich der König von Canog'e den Fremden sogleich unterworfen und sogar in ein Bündniß mit ihnen eingelassen hatte, wurde er von den benachbarten Fürsten angefeindet, und von Nanda, dem Könige von Kalunjur, in Canog'e belagert und erschlagen. Dieses bewog Mahmud (1021) zu seinem neunten Zuge nach Indien. Den ersten Widerstand setzte ihm hier der so oft besiegte König von Lahore entgegen, welcher eine feste Stellung jenseit der Jumna eingenommen hatte. Ein kühner Handstreich zerstreute sein Heer. Nanda wagte keine Schlacht, sondern zog sich zurück. Mit Beute beladen, unter andern mit 580 Elefanten, kehrte Mahmud nach Ghizny heim. Um dieselbe Zeit strafte er zwei Bergdistricte, welche den Götzendienst fortsetzten, nöthigte den einen zum Übertritt zum Islam, den andern hielt er durch Anlegung einer Feste im Zaume. Dann zog er nach Lahore, welches er ohne Widerstand einnahm. Der König war nach Ajmeer geflohen. Mahmud setzte in Lahore und in mehren anderen Districten Hindustans Muhammedanische Gouverneure ein. Im J. 1023 unternahm Mahmud einen neuen Zug bis Kalinger (im Bundelkund südwestlich von Allahabad); er belagerte unterweges Gualiar; aber die Könige von beiden Districten wußten sich friedlich mit ihm abzufinden; Nanda von Kalinger wußte sich sogar durch Schmeichelei seine Gunst in so hohem Grade zu erwerben, daß sein Reich noch vergrößert ward. Im J. 1024 unternahm Mahmud einen Zug nach der Halbinsel Guzerate, um den Tempel des Somnath (vom sanskrit. Svajambhú oder Sómanátha) [69]) zu zerstören [70]). Von Multan aus zog er durch die Wüste nach Ajmeer, wo der König und die Bevölkerung geflohen waren. Nachdem er die ganze Gegend verwüstet, kam er nach Nehrwala (jetzt Anhulwarra Putun), welches er ebenfalls verlassen fand. Denn zog er in Eilmärschen zu dem Tempel von Somnath, wo er einen überaus verzweifelten Widerstand fand, der ihn in die größte Gefahr brachte. Doch triumphirte er endlich auch hier und fand reiche Beute. Er zog nun aus, um Parama Déva [71]), den König von Nehrwala, zu strafen, welcher vorzüglich den Widerstand leitete, welchen Mahmud gefunden hatte. Er mußte flüchten, und Mahmud zog nun wieder nach Nehrwala, dessen Lage ihm so sehr gefiel, daß er zuerst beschloß, hier seine Residenz aufzuschlagen. Doch hielten ihn seine Hauptleute davon ab. Er setzte einen Hindu, aus dem Geschlechte der Dabischlim, auf den Thron von Guzerate, welcher sich verbindlich machte, jährlich einen Tribut zu zahlen. Mahmud kehrte von diesem Zuge erst nach zwei Jahren (1026) zurück. Gegen das Ende dieses Jahres bestrafte er noch die Juts (Jat, eine wahrscheinlich ursprünglich tatarische Völkerschaft, welche sich am untern Indus niedergelassen hatte) [72]). Diese hatten seinen Rückzug von Somnath aus belästigt. Um sie anzugreifen baute er eine Flotte von 1400 kleinen Booten; sie begegneten ihr mit 4600 (nach Andern 8000) Schiffchen. Es kam zu einem Gefechte auf dem Indus, worin sie unterlagen und größtentheils vernichtet wurden. Wenige Jahre nachher starb er (1030). Nachdem sich Musaud, nach kurzem Kampfe mit Mahommed auf dem Throne von Ghizny befestigt hatte, wandte er seine Blicke nach Hindustan, welchem durch die innern Kämpfe der Ghaznewiden einige Ruhe gegönnt war. Im J. 1033 zog er nach Kaschmir zu, um eine Feste Soorsutty zu erobern [73]). Im J. 1036 unternahm er einen Zug gegen Hansy, die Hauptstadt von Sewalik, wie die bergige Gegend zwischen der Provinz Dehly und den Quellen des Ganges (das heutige

69) Vgl. History of Gujarat by *Bird*. p. 38. 70) Vgl. hierzu den Auszug aus *Rozut oos-sufa* in Journ. of Beng. 1838. Octob. p. 883, und über die Localität, sowie den jetzigen Zustand dieses Tempels ebend. S. 864 fg. und 887 fg. 71) Vgl. Bird a. a. O. S. 42; dies ist der Titel dieser Dynastie, in den Inschriften Paramecvara (vgl. S. 114). 72) Vgl. auch Ritter, Asien. IV, 2, 939. 73) Briggs gibt ihre Lage ganz falsch an; genauer, als daß sie in Kaschmir lag, kann ich sie nicht bestimmen.

Surmur und ein Theil von Gurhwal) hieß. Der Platz wurde eingenommen; ebenso Sonpat [74]), dessen König Devapala Harinâtha entfloh. Masud setzte einen Muhammedanischen Gouverneur für diese Gegend ein. Während dessen wuchs die Macht der Selbschuken. Im J. 1040 wurde Masud von diesen geschlagen und mußte sich selbst nach Lahore flüchten; durch eine Meuterei wurde er des Thrones entsetzt und kurz nachher ermordet. Hierauf folgten Familienkämpfe; doch erhob sich Modaid bald zum Könige. Allein es hatten die Unglücksfälle und innere Kämpfe der Ghaznewiden den Einfluß, daß die Inder neuen Muth gewannen. Die Priester insbesondere regten allenthalben zur Empörung auf. Der König von Dehly stellte sich an die Spitze einer indischen Conföderation und eroberte Hansy, Tahnesur und Nagracote wieder; selbst Lahore wurde belagert und das ganze Penjab erhob sich; allein letzteres wurde 1048 wieder unterworfen. Die Kämpfe, welche die Macht der Ghaznewiden immer mehr schwächten, ließen ihnen wenig Zeit, Indien wieder zu unterwerfen. Jedoch wurde unter Abail Nufsid (1050—1052) Nagracote wieder erobert. An eine größere Unternehmung gegen Indien konnte erst Ibrahim (1058—1098) denken, welcher den größten Theil seines Erbreiches an die Selbschuken abgetreten hatte. Im J. 1079 unternahm er einen Zug nach Indien, und verband einige indische Territorien mit seinem Reiche. Musaud, Ibrahim's Sohn (1098—1115), drang über den Ganges vor und verlegte seine Residenz nach Lahore. Nach mancherlei Kämpfen folgte Beiram, unter welchem sich schon die Ghurys erhoben und Beiram nöthigten, sich ganz nach Lahore zurückzuziehen. Sein Sohn Khusrow (1152—1160) konnte das Erbreich Ghizny nicht wieder erobern, und sein Nachfolger Khusrow II. war der letzte der Ghaznewiden.

In Bengalen hatte sich während dessen die Vaidja- (so genannt, weil ihr Stammvater ein Arzt [vaidja] war), oder auch Bell'aladynastie (nach einem ihrer Gründer), erhoben, wenn wir der Liste im Ayin Akberi folgen dürfen, im J. 1063 [75]). Diese und eine uns erhaltene Inschrift, welche jedoch nur die ersten Regenten erwähnt, weichen nur wenig von einander ab.

Ayin Akberi.				Inschrift.
1063	Sukhsein	regiert	3 Jahre	Vig'aja Sena
1066	Billalsein	=	50 =	Ballâla Sena
1116	Lukhensein	=	7 =	Lakshmanasêna
1123	Madhowsein	=	10 =	Dieser fehlt in der Inschrift, weil der folgende König seinen Namen in der Inschrift an dessen Stelle setzen ließ.

74) Ebenfalls bei Briggs falsch localisirt. 75) Vgl. Journ. of Beng. 1838. Jan. p. 40, wo eine wichtige Inschrift. Eine andere hierher gehörige Inschrift findet sich ebend. 1836. Octob. 659. Vgl. Lassen in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 2, 227.

Ayin Akberi.				Inschrift.
1133	Kyseisein	regiert	15 Jahre	Keçava Sena
1151	Suddasein	=	18 =	Dieser gilt für den letzten König in Bengalen
1169	Nowjeh	=	3 =	
1172	Lakshmaniyeh,	der Letzte.		

Hiermit stimmen andere Nachrichten in Bezug auf die letzten Könige nicht; für den letzten gilt nämlich entschieden Lakshmaniyeh (bei andern Lakamir genannt), und dieser soll 1203, wo Bengalen von den Muhammedanern erobert war, 70 Jahre regiert gehabt haben, also von 1133 an, von welchem Jahre auch die bengalische Ära datirt [76]). Diese Fürsten sollen ursprünglich in Naddia ihre Residenz gehabt haben [77]), später in Gaur, nicht weit von Malda am linken Ufer des Ganges. Sie nennen sich Gaureçvara in der Inschrift, Herren von Gaud'a. Als die alte Pâladynastie fiel [78]), welches Bird schon unter Narajanapâla [79]) setzt, nahmen sie deren östliche Provinzen in Besitz, während G'ajak'andra von Canog'e die nördlichen und westlichen an sich riß [80]).

Im Dekhan war um diese Zeit eine Dynastie aus dem Rajputen- (Râg'aputràs, Königssohne) Stamme der Çilâhâra oder Çilâra sehr mächtig. Die älteste Inschrift, welche wir von ihr besitzen, ist aus dem J. 1017 n. Chr. [81]), und auf der Insel Salsette gefunden. Der Stammbaum der Familie ist dieser:

Kapardin
Pulaçakti
Çri Vappuvanna
Çri Gh'angh'a, welcher später König von Gogni ward,
Bag'g'ada Dêva
Çri Virudanka Dêva, ein überaus mächtiger Fürst, mit den Beinamen Çaran'âgata, Vâg'ravan-g'ara Dêva und G'agadarlhi, Fürst von Mamalambuva (Bombai).

Dieser schon mächtige Fürst hat zwei Söhne Bag'-g'adadêva und Arikesari. Letzterer ist ein mächtiger Eroberer und Nachfolger seines Vaters; er beherrscht ganz Concan und residirt in Tagara. Sein Reich umfaßt 1400 Städte und Örter, welche er alle erobert hat. Rechnen wir für diese sieben Generationen je 30 Jahre, so erhalten wir für Kapardin 807 n. Chr., und für Gh'angh'a, welcher die Macht dieser Dynastie begründet zu haben scheint, etwa 900 n. Chr.

Noch eine andere Inschrift dieser Dynastie vom J. 1058 n. Chr. kenne ich nur aus Bird's Geschichte von Guzerate [82]). Danach hat ein König derselben, welcher

76) Vgl. *Bird*, History of Gujarat. p. 68. 77) a. a. O. 53. 78) Vgl. S. 123. 79) Ebend. 80) *Bird* a. a. a. O. 68. 81) As. Res. I, 434 fg. (Trad. franç.) 82) History of Gujarat. p. 58. Eine dritte Inschrift derselben von 1027 findet sich im Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. nr. VII. (May. 1837), welche mir nicht zugänglich.

Gonka Raja genannt wird, Kirhata, Kundi Desh, Muta Konkun Desh und die Gegend um Mery erobert. Sein Sohn Mara Sinha Râg'â regiert zu Panala, nennt sich mahâmandalêçvara (Herr des großen Reiches) und Gebieter von Tagara. Funfzig Jahre später hießen die Könige, welche an der Mündung des Krischna herrschen, ebenfalls Gonka, jedoch mit dem, von den eigentlichen Namen dieser Gegend entlehnten, Beinamen Chola [83]). Danach ist es wahrscheinlich, daß dieser Stamm der Silara in einzelnen Zweigen bis gegen 1100 seine Herrschaft von der Westküste Dekhans bis nach der Ostküste hin ausgedehnt hat.

In Guzerate folgt nach Tod, welcher übrigens den indischen Traditionen zu viel Gewicht schenkt, auf die Balharadynastie (die Bhat'arcas) [84]) im J. 746 die Chauradynastie; auf diese 932 die Solankhi [85]). Davon weicht Ali Muhammed Khan [86]) nur wenig ab. Die Chamara (oder Chaura) Tribus erbaute Nehrwala 747 oder 817 n. Chr. Aus ihr regieren sieben Könige 196 Jahre, also bis 941. Die folgende Dynastie kennen wir zugleich aus Inschriften. Diese zeigen uns die Solankhitribus der Rajputen, im Sanskrit K'aulukja genannt, etwa um 1000 im Besitze von Nehrwala, dem alten Herrschersitze der Bhat'arca [87]). Ihr Stammvater Mûla Raja kam, etwa 50 Jahre vor dem Einfalle Mahmud des Ghazneviden in Guzerate, aus Dehly, also etwa gegen 970. Die Liste dieser einst sehr mächtigen Dynastie geben die Inschriften, Abulfazl, Ali Muhammed Khan und Wilford [88]) ziemlich übereinstimmend auf folgende Weise:

Inschriften.	Abulfazl.	Wilford.	Ali Mohammed Khan.
Mûla Râg'a	Mool Raj	Mula	Mula . . . regiert 56 Jahre
Chamunda 1011—1025	Jamand	—	Jomund . . = 12 = 4 Monate
Vallabha	Beyser	Vallabha	Bilba . . . = — = 7 =
Durlabha 1023	Durleb	Durlabha	Durla (Jamund's Bruder) . = 8 =
Bhima	Bhim	Bhima	Bhimo Deo . = 42 =
Kaladeva	Kurrun	Visala oder Kera Deva	Kiran . . . = 31 =
Siddha Raja 1094—1145 [89])	Sudh Raj	Siddha Raja	Sid Raj Jey Singh . = 50 =
Kumara Pala (1174)	Kunwar	Kumara Pala	Kunwara Pal = 30 = 6 =
Ag'aja Pala [90])	Ajee Pal	Aja Pala	Aji Pal (der seinen Herrn vergiftete) = 3 = 1 =
Mala	Lakhmool	Luk Mula	Lakhu Mul Deo = 20 =
Bhima 1209—1231 (Bruder von Mûla)		Bhala Bhima 1209 [91])	Zusammen 253 Jahre 6 Monate.

Der letzte, in den Inschriften Bhima, gehörte einem neuen Königsgeschlechte an, und war der Cousin seines Vorgängers, dessen Heere er anführte. Er kam 1295 etwa zur Regierung [92]). Da nämlich Lakmool kinderlos starb, so folgte ihm Bhima aus dem Stamme der Baghilah, welcher früher in Abhängigkeit von den Chaulukjâs, Chandravati beherrscht hatte. Die Liste derselben steht so [93]):

Anwal mul Deo	reg. 12 Jahre 5 Monate	beide in Chandravati		
Raja Bîs al Deo [94])	= 34 = 6 =			
Raja Bhim Deo	= 42 =	zum Theil in Chandravati, von 1199 an in Nehrwala		
Raja Arjund Deo	= 10 =			
Raja Sarang Deo	= 21 =			
Raja Karan	= 6 =	2 Monate.		
Zusammen 126 Jahre 1 Monat.				

Allein in dieser Liste muß ein Fehler liegen. Denn Karan, der letzte dieses Hauses, regierte von 1290—1296 [95]), während er nach dieser Liste in die 70er des 13. Jahrh. fallen würde.

Ein Zweig dieser Familie bemächtigte sich auch eines Theils von Dekhan, nämlich des Reiches Kuntala und der Gegend um Kalyani und Banawasi, und lag im Kampfe mit den Königen von Chola [96]). Unter diesen Fürsten drang der Sivacultus in Dekhan ein [97]).

Auch andere Rajputenstämme gelangten um diese Zeit zu bedeutender Macht, so die Paramara (Puar jetzt gewöhnlich) in Chandravati, nicht weit von Abu [98]), die Baccha in Sakambhari und die Guhila. Doch können wir sie hier nicht genauer verfolgen [99]).

Im J. 1001 n. Chr. erwähnen die chinesischen An-

83) Introduction zu der M'Kenzie-Collection p. XCI und CXV nach Bird a. a. O. (dieses Werk von Wilson ist mir nicht zugänglich). 84) Vgl. S. 112. 85) *Tod*, Travels in Western India (mir noch nicht zugänglich, sondern nur bekannt aus) Asiat. Journ. (Lond. 1839). July. p. 172. 86) History of Gujarat. 142. 87) As. Res. XVI, 284, insbesondere 321. 88) As. Res. IX, 178. 89) Oder vielmehr bis 1146; vgl. Inschrift bei *Bird*, History of Gujarat. p. 157. 90) Dieser Ag'aja scheint mir der auf den Münzen vorkommende Ag'aja dêva zu sein (Journ. of Beng. 1835. Decemb. p. 669); ist diese Vermuthung richtig, so wird auch der ebendaselbst auf den Münzen vorkommende Kumârapâla der in dieser Dynastie vorkommende sein. 91) Vgl. As. Res. XVI, 328 und 326. 92) *Bird*, History of Gujarat. p. 158. 93) *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarat by *Bird*. 159. 94) Erscheint in einer Inschrift As. Res. XVI, 311. 95) *Ali Mohammed Khan* p. 161. 96) Inschrift in As. Res. IX, 428 und M'Kenzie-Collection p. CXV (aus Bird a. a. O. S. 59). 97) Bird a. a. O. 98) As. Res. XVI, 328. 99) Vgl. As. Res. XVI, 327.

nalen [1]) einen König von Tan-moei-lieou (Támraliptika in der Nähe von Calcutta), welcher einen Gesandten nach China schickt. Im J. 1015 kamen ebendahin Gesandte aus Tchou-lien (Kóla, Coromandel); dieses letztere Land schickt auch 1077 einen Gesandten.

In Dekhan erhob sich endlich zu dieser Zeit zu bedeutender Macht die Gangavaṇçadynastie. Eine höchst wichtige Inschrift [2]) gibt sie als einen Zweig des Kálkjasstammes. Als Stammvater derselben erscheint Tribhuvanamalla râg'a. Malladêva, ein eifriger Verehrer des Siva, erscheint als Haupt der Familie. Dessen Sohn ist Próli [3]), welcher als glücklicher Krieger geschildert wird, und die ältere Dynastie von Arunakundapura (jetzt Warangal, 17° 54′ n. Br., 79° 34′ ö. L.), Hauptstadt von Telinga, verdrängte, und sich an ihre Stelle setzte. Dessen Sohn ist Rudradêva. Dieser besiegt seinen Halbbruder Bhîma und dehnt durch glückliche Kriege seine Herrschaft bis zum Meere nach Osten, im Süden bis zu den Çri Çaila-Gebirgen, im Norden bis Maljawanti und (im Westen?) bis Bakataka aus. Cuttack ist hier natürlich mit inbegriffen. Die Inschrift ist datirt von 1132 n. Chr. und im J. 1131 lassen die Annalen von Orissa Cuttack durch Chu'ramy von Karnatik aus erobert werden und die Gangavaṇça daselbst gründen [4]). Es ist demnach keinem Zweifel unterworfen, daß Chu'rang und Rudradêva dieselbe Person ist, und Letzterer wahrscheinlich die alte Kesari-Dynastie (von Kalinga) ganz verdrängte. Zugleich sehen wir hieraus, daß von jetzt an die einheimischen Annalen von Orissa mehr Zuverlässigkeit erhalten, wie sie denn auch wenige Jahre später wiederum durch eine Inschrift eine Bestätigung erhalten. Churang regierte nämlich in Cuttack 20 Jahre (bis 1151); ihm folgte sein Sohn Gangeçvara Dêva, dessen Herrschaft sich vom Ganges bis zum Godavery erstreckte. Nach zwei unbedeutenden Fürsten folgt alsdann Anaga Bhîma Deo, wie ihn Stirling nennt; von diesem haben wir wieder eine Inschrift [5]), in welcher er sich Anijanka Bhîma Deva nennt; er besiegt 1174 den Thron und herrschte selbst über einen Theil von Bengalen, Gaud'a. Seine Thaten, sowie die weitere Geschichte dieser Dynastie, können wir hier nicht verfolgen [6]).

Zum Schlusse dieser, sich um diese Zeit erhebenden, Dynastien müssen wir noch die Regentenreihe aus der schon erwähnten Tribus der Paramara-Rag'aputras erwähnen, welche sich in Ug'g'ajini (Djene) erhob [7]). An der Spitze dieser Dynastie steht Bhôg'a, ein als Beschützer der Wissenschaften und durch vielfache Sagen in der indischen Geschichte berühmter Name [8]). Die Liste steht so:

1) Bhôg'a Deva (1082 n. Chr.)
2) Udajâditja, dessen Sohn
3) Naravarman, dessen Sohn (1108 n. Chr.) [9]), insbesondere als religiös gerühmt
4) Jaçôvarman, dessen Sohn (1137 n. Chr.) [10])
5) G'ajavarman
6) Vindhjavarman
7) Subhatavarman, welcher Gurg'ara, wo damals Múla herrschte [11]), erobert oder wenigstens besiegt zu haben scheint
8) Arg'una, faßte die Inschrift 1210 ab.

Zu dieser Dynastie gehört auch folgende aus einer andern Inschrift [12]) bekannte Regentenreihe:

Haribarman
Aditjavarman
Içvaravarman
Sinhavarman, welcher mahârâg'âdhirâg'a genannt wird
Kharvavarman, ebenfalls mahârâg'âdhirâg'a und zugleich paramamahêçvarô (höchster Herr der Welt).

Leider fehlt hier ein Datum. Wenn dieses eine Nebenlinie jener ersten wäre, so könnte Sinhavarman vielleicht der G'aja Sinha sein, welchen Arg'una, der ersten Inschrift gemäß [13]), als Kind besiegt haben soll. Dann würde er etwa 1200 regiert haben.

Noch eine Familie, deren Name auf Varman schließt, herrschte in Bundelkhund [14]).

Wir wenden uns wieder zu den Kämpfen mit den Muhammedanern.

Die Guriden, ursprünglich Herren der bergigen Gegenden von Khorasan im Südosten von Herat, hoben sich durch die glücklichen Kriege des Ghiyas-ud-Din Muhammed (von 1156 n. Chr.). Dieser eroberte 1171 Ghizny, welches wieder auf kurze Zeit in Besitz des letzten Ghazneviden gekommen war. Im J. 1176 führte der Bruder von Ghiyas-ud-Din, Muhammed, schon ein Heer nach Indien, und eroberte Multan und Ucha. Im J. 1178 unternahm er einen zweiten Zug durch die eroberten Gegenden bis Guzerat. Hier fand er aber bedeutenden Widerstand von Seiten des Bhîma, jüngern Bruders von Múla [15]). Er wurde von diesem glücklichen Krieger und mächtigsten Fürsten aus der Bhagilah-Tribus geschlagen, und konnte nur mit Mühe seinen Rückzug nach Ghizny bewerkstelligen. Im J. 1179 eroberte Muhammed Peshawer und 1180 belagerte er Lahore. Khusrow, von den indischen Fürsten und Afghanen bedrängt, konnte keinen bedeutenden Widerstand entgegensetzen, und

1) *Deguignes*, Histoire des Huns. I, 1, 66. 2) Journ. of Beng. October. 1838. p. 901 fg. 3) Bird (History of Gujarat) nennt ihn Pralaja (S. 61). 4) *Stirling* in As. Res. XV, 267. 5) Journ. of Beng. 1837. April. p. 279. 6) Vgl. *Stirling* a. a. O. 7) Vgl. Inschrift in Journ. of Beng. 1836. July. p. 367. Vgl. *Colebrooke* in Transact. of the Royal Asiat. Soc. I, 2. 231 und Tod ebend. I, 2. 223. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 2. 226. *Prinsep*, Useful Tables (Chronol. Tabl. 105 ist mir leider nicht zugänglich).

8) Vgl. *Wilson*, Sanscrit Dictionary. VI. 9) Inschrift von Madhucaragarh bei Tod a. a. O. 223. Vgl. *Bird*, History of Gujarat. p. 157. 10) *Colebrooke* a. a. O. 231. 11) Vgl. S. 127. 12) Journ. of Beng. August. 1836. p. 482. 13) Ebend. July. p. 379. Sk. 17. Doch erscheint ein Wig'aja Sinha um dieselbe Zeit unter den Gubilás von Dhara (As. Res. XVI. 322). 14) As. Res. XII, 370. 15) S. 127 und As. Res. XVI, 290. 301.

mußte sich harte Friedensbedingungen gefallen lassen. Im J. 1181 plünderte Mohammed Sindh bis zum Meere. Im J. 1184 unternahm er einen neuen Zug gegen Lahore, belagerte es, konnte es aber nicht erobern. Doch benutzte er diesen Einfall, um seine Eroberungen zwischen dem Tschinab und Ravi mehr zu befestigen. Das einst so große Königreich der Ghaznaviden war jetzt fast nur auf die Umgegend von Lahore beschränkt. Endlich im J. 1186 bemächtigte er sich auf listige Weise des Khusrow und Lahore's. Die letzten Ghaznaviden wurden erst gefangen gesetzt und dann ermordet.

Nachdem Mohammed Alles geordnet, kehrte er nach Ghizny zurück; aber sein Sinn war jetzt auf die Ausdehnung seiner indischen Besitzungen gerichtet. Im J. 1191 unternahm er einen Zug gegen Ajmir. Er eroberte Sirhind (30° 35′ n. Br., 76° 19′ ö. L.) [16]. Allein während dessen sammelten die Könige von Ajmir und Dehly ein Heer; diese waren zwei Brüder, deren einer, Prithvi Râg'a (bei den Muhammedanern Pithan Ray), schon um 1168 regierte [17]. Der andere, König von Dehly, wird Chawund Ray genannt, ohne Zweifel K'amunda. Am Ufer der Sarasvati kam es zu einer blutigen Schlacht, in welcher Mohammed vollständig geschlagen ward. Allein er sammelte ein neues größeres Heer; ebenso die indische Conföderation; auf dem früheren Schlachtfelde kam es von Neuem zur Schlacht, und in dieser unterlagen die Inder. Der König von Dehly fiel mit vielen andern indischen Fürsten und Prithvi Râg'a wurde gefangen und später ermordet. Dieser Kampf bot sowol den Muhammedanern als Indern Stoff zu mancherlei Sagen und Heldengesängen. Die Inder insbesondere haben ihn reich ausgeschmückt. In Folge dieses Sieges fiel Dehly sowol als Ajmir in die Hände der Muhammedaner; doch ließ Mohammed indische Fürsten in Besitz dieser Reiche. Allein aus Dehly vertrieb sein Gouverneur sogleich nach seiner Rückkehr den indischen König, und machte es 1193 zum Sitz seines Gouvernements. In demselben Jahre war auch Mohammed nach Indien zurückgekehrt, wo sich G'ajak'andra [18], König von Canog'e und Benares, welcher aus Eifersucht gegen Prithvi Râg'a der frühern Conföderation nicht beigetreten war, zum Kriege rüstete. An der Djumna zwischen Etawah (26° 47′ n. Br., 78° 52′ ö. L.) und Chandwar kam es zu einem Treffen, in welchem G'ajak'andra von Mohammed's Vicekönige Cuthub-din Aibuk, welcher die Avantgarde commandirte, vollständig geschlagen wurde und selbst fiel. In Folge dieses Sieges nahmen die Muhammedaner ohne Widerstand alles Land bis Benares in Besitz, und dehnten ihre Eroberungen bis an die Grenze von China aus [19].

Im J. 1194 besiegte Kutbud Din Aibuk einen Usurpator, welcher den von den Muhammedanern in Ajmir eingesetzten König verdrängt hatte, und zog alsdann gegen Bhima Deva, König von Nehrwala, welchen er schlug. Ehe er sich jedoch in dessen Gebiet festsetzen konnte, erhielt er Befehl, nach Dehly zurückzukehren. Im J. 1195 kam Mohammed selbst wieder nach Indien und eroberte Byana und begann die Belagerung von Gualiar, welches jedoch erst im folgenden Jahre durch Vertrag überging, aber in den Händen seines indischen Königs blieb [20]. In dieser Zeit schlossen mehre indische Fürsten, an ihrer Spitze wiederum der tapfere Bhima Deva von Nehrwala mit seinen Vasallen, Prahladana und Dharavarsha, den Herren von K'andravati [21] (bei Ferishta [22]) Wallin und Dharabarz genannt) ein Bündniß, um die Muhammedaner aus Ajmir zu vertreiben. Kutbud wurde geschlagen; allein der Plan auf Ajmir mißlang. Kutbud erhielt Verstärkung, schlug 1196 die Verbündeten vollständig und eroberte Gujerate; Nehrwala erhielt eine Muhammedanische Besatzung und einen Gouverneur. Um diese Zeit hatten sich auch die Gukkurs erhoben, welche von den Ufern des Indus bis zu den Sewalikbergen wohnten, und waren verwüstend bis Lahore vorgedrungen. Mohammed griff sie in Westen, Kutbud in Osten an; sie wurden geschlagen und nach und nach genöthigt, den Islam anzunehmen. Bei ihnen bestand schon damals die Sitte, neugeborene Kinder weiblichen Geschlechts zu ermorden, welche sich selbst jetzt noch in Cutch findet. Kutbud eroberte Kalinger und dehnte sein Gouvernement bis zum Zusammenflusse der Jumna und des Ganges aus.

Während dessen hatte ein Unterfeldherr von Kutbud, Mohammed Bakhtiar Kilji, die Muhammedanischen Waffen siegreich jenseit des Ganges getragen. Er eroberte Oude, besiegte 1203 den Letzten der Vaidjadynastie, Lakshmanja [23], und erklärte sich unabhängig vom Vicekönige. Dieser, Kutbud, erhielt nach der Ermordung des Ghuriden Mohammed, von dessen Nachfolger, welcher ihn doch nicht hätte besiegen können, und bei dem Streite um die Ghuridenherrschaft gewinnen wollte, die königlichen Insignien, und besiegte 1206 den Thron von Dehly. Vergeblich machte er einen Versuch, auch Ghizny seiner Herrschaft zu unterwerfen; nachdem dieser mißlungen, regierte er sein indisches Reich mit Gerechtigkeit und Milde. Von ihm kann man die Muhammedanische Herrschaft in Indien datiren. Er regierte bis 1210. Kutbud's schwacher Sohn, Aram, regierte nur kurze Zeit; unter ihm erklärten sich mehre früher von Dehly abhängige Beamte für unabhängig; Nafir-ud-din Kubatscha, einer der von Mohammed dem Ghuriden adoptirten Sklaven, eroberte sogar den westlichen Theil Indiens. Um diesem Zustande ein Ende zu machen, luden die Edlen von Dehly den Schwiegersohn von Kutbud, Shums-ud-Din Altmish, ein, die Herrschaft zu übernehmen. Aram unterlag in einer Schlacht (gegen 1011) und sein Schwager bestieg den Thron. Er war ein kriegerischer Fürst. Er schlug 1215 den König von Ghizny, Taj-ud-Din Yelduz, welcher, nachdem er sein Reich im Westen des Indus verloren hatte, sich im Penjab festzusetzen suchte.

16) Vgl. *Bird*, History of Gujarat. p. 71. 17) Inschrift in As. Res. XV, 443. 18) Vgl. S. 123. 19) *Bird*, History of Gujarat. p. 82.

20) *Bird* a. a. O. p. 84. 21) Vgl. Inschriften in As. Res. XVI, 301. 305. 22) *Ferishta* by *Briggs* I, 196. 23) vgl. S. 123 und *Bird* a. a. O. p. 87.

Er unterwarf sich wiederum die von Nasir-ud-Din Kubatscha am Indus eingenommenen Provinzen, und nöthigte 1225 den damaligen Herrn von Bengal, Ghias ud Din Bakhtiar Kilji, seine Oberhoheit anzuerkennen. Im J. 1227 eroberte er Malwa und 1229 Gualior, welches unter Aram wieder in die Hände der Inder gefallen war. In Folge dieser Eroberung besetzte er auch Bhilsa und Ougein. Im J. 1236 starb er. Sein Sohn Rukn-ud-Din Feroze überließ die ganze Regierung seiner Mutter. Dadurch löste sich das ganze Reich in Empörungen auf, welche noch in demselben Jahre damit endeten, daß seine Schwester Nuzia Begum auf den Thron gesetzt ward. Diese, von kräftigem und männlichem Charakter, wußte sich lange gegen die verschiedenen revolutionairen Bewegungen zu behaupten und das Reich in seinem ganzen Umfange vom Penjab bis Bengalen zu erhalten. Endlich nach drei Jahren unterlag sie und wurde ermordet (1239). Der Grund ihres Falles war die Eifersucht der Großen gegen ihren Günstling, einen habessinischen Sklaven, welchen sie zum Amir-el-Omrah, den ersten des Adels, erhoben hatte. Ihr folgte ihr Bruder Beiram, welcher die Übermacht der Großen durch Meuchelmord zu brechen suchte. Unter ihm (1241) drangen die Mongolen, deren Macht damals ungeheuer war, zum ersten Male in Indien ein (1241) und plünderten Lahore. Die ihnen von Beiram entgegengesendete Armee benutzte diese Gelegenheit, ihn selbst zu entsetzen und zu ermorden. Ihm folgte Masu'd, der Sohn von Feroze. Unter ihm drangen die Mongolen (1244) von Tibet aus in Bengalen ein; sie wurden aber geschlagen; im folgenden Jahre drangen sie von Kandahar aus bis zum Indus, zogen sich aber auf die Nachricht, daß Masu'd selbst mit einem Heere heranziehe, zurück. Im J. 1246 wurde Masu'd wegen seiner Grausamkeit entsetzt, und Nasir-ud-Din Mahmud, sein Oheim, bestieg den Thron. Er bestrafte zunächst, auf einem Zuge nach Multan, die Gukkurs, welche die Mongolen bei ihren Einfällen unterstützt hatten; die Muhammedanischen Lehnsherren in Penjab und Multan, welche mehrfach die Lehenspflicht verweigert hatten, wurden bei dieser Gelegenheit ebenfalls wieder fester dem Reiche unterworfen. Im J. 1247 zog er gegen zwei indische Könige, welche die im Reiche herrschenden Unruhen benutzt hatten, die Muhammedanischen Besatzungen von Kurra bis Malwa zu verjagen, und sich alles Landes im Süden der Jumna zu bemächtigen. Sie residirten in Kalinger; Ferishta nennt sie Dulky und Mulky. Der Letztere ist höchst wahrscheinlich der in einer Inschrift vorkommende König von Kalinger, Parma'lik [24]). Sie wurden geschlagen; die Mewattier (in Matchery) wurden gezüchtigt. Im J. 1250 zog Mahmud gegen den mächtigen indischen König von Nerwar (25° 40′ n. Br., 77° 51′ östl. L.), Jahir Dew. Dieser rückte mit 200,000 Mann den Muhammedanern entgegen, wurde aber geschlagen und sein Land erhielt einen Gouverneur. Um dieselbe Zeit kam der König von Delhy auch wieder in den Besitz von Ghizny. Im J. 1258 empörten sich die Rajputen von Mewat (Matchery), welche nach verzweiflungsvoller Gegenwehr eine Schlacht verloren. Ihre Häuptlinge wurden geköpft. In diesem Jahre erschien eine Gesandtschaft von Hulaku, Enkel von Dschengis-Khan, welcher damals Persien unterworfen hatte. Der König von Dehly empfing ihn mit dem ganzen asiatischen Pomp, um ihm zugleich ein Bild seiner Macht zu geben. Im J. 1266 starb Mahmud, nach einer zwar unruhigen, aber in Rücksicht auf die gewöhnlichen Vorkommnisse in den asiatischen Despotien glücklichen Regierung. Er hinterließ keine Kinder, und sein Vezier Ghias-ud-Din Balban, welcher schon während seines Lebens die ganze Regierung leitete, bestieg ohne Widerstand den Thron. Seine Regierung war streng und wachsam. Kein Inder erhielt eine höhere Anstellung, damit er nicht seine Macht zum Schaden der Muhammedaner anwende. An seinem Hofe suchten und erhielten Schutz funfzehn Fürsten, welche vor den Mongolen geflüchtet waren. In ihrem Gefolge kamen die bedeutendsten Notabilitäten Asiens, und der Hof von Delhy wurde dadurch der glänzendste und prächtigste der damaligen Zeit. Es bildeten sich Societäten von Gelehrten und Künstlern, und Künste, Wissenschaften und Luxus hoben sich im ganzen Reiche. Neue Eroberungen verschmähte er, und richtete seinen Sinn darauf, das Reich gegen die drohenden Einfälle der Mongolen ungeschwächt zu erhalten. Doch unterdrückte er streng entstehende Empörungen. Der Vicekönig von Bengalen, Togbrul, schlug 1279 den König von Jagnuggur [25]), und erklärte sich für unabhängig; er war gegen Balban's Feldherrn zuerst glücklich; allein als dieser selbst nahte, wurde er besiegt und verlor selbst das Leben. Zum König von Bengalen ernannte Balban seinen Sohn. Im J. 1283 fielen die Mongolen in Multan ein; sie wurden zwar geschlagen, aber Balban's tapferer Sohn, Mahomed, fiel in der Schlacht. Im J. 1286 starb Balban. Ihm folgte sein Enkel, der Sohn des Königs von Bengalen, Kei Kobad. Dieser ergab sich ganz den Vergnügungen, welche seine Macht darbot, und überließ die Regierung seinem Vezier. Sein Vater warnte ihn; aber da die Warnungen nicht anschlugen, so mußte er mit einem Heere gegen ihn ziehen. Vater und Sohn versöhnten sich jedoch, und Letzterer gab kurze Zeit des Ersten Rathschlägen Gehör. Allein sein Vezier, welcher für sich selbst den Weg zur Herrschaft bahnen wollte, wußte ihn von Neuem in Sinnentaumel zu stürzen. Seine Unfähigkeit zu regieren führte zwei Factionen herbei. Die mongolischen Großen, welche am Hofe von Delhy Kriegsdienste genommen hatten, wollten des Königs dreijährigen Sohn auf den Thron setzen; allein eine andere Partei erklärte sich zu Gunsten von Mullik Julal-ud-Din Feroze Khilji, dessen Vater, ein Abenteurer von afghanischem Stamme, in Balban's Heer zu hohen Würden gestiegen war, und diese, sowie seine Macht, seinem Sohne hinterlassen hatte. Kei Kobad wurde, tödtlich krank, ermordet, und Feroze, mit welchem die zweite

24) Journ. of Beng. 1837. August. p. 666.

25) Irrthümlich wird dies für die Hauptstadt von Orissa gehalten; vgl. *Stirling* in As. Res. XV, 274.

afghanische oder Ghuriden-Dynastie beginnt, bestieg den Thron (1288).

Die Regierung dieses Fürsten suchte durch Gerechtigkeit und Milde die Ungerechtigkeit und Grausamkeit ihrer Erwerbung gut zu machen. Einen Abkömmling der frühern Dynastie besiegte er zwar, sendete ihn aber frei nach Multan. Seine Milde diente aber nur dazu, allenthalben Empörungen hervorzurufen. Er zerstörte Dugein und verwüstete Malwa. Im J. 1292 fielen 100,000 Mongolen in Hindustan ein, wurden aber besiegt. Im J. 1293 waren wieder Kämpfe mit den Indern; Alla-ud-Din, des Königs Neffe, eroberte Bhilsa, und im folgenden Jahre führte er mit des Königs Erlaubniß das erste Muhammedanische Heer in das Dekhan. Hier herrschte damals Räma Déva, welcher in Devagiri (jetzt Dowlatabad) als Erbe einer langen Linie von Herrschern regierte. Letzterer vertheidigte sich muthig, wurde aber geschlagen. Außer ihm werden noch Könige von Kulburga, Telingana, Malwa, Gondwana und Kandeish erwähnt. Diese sechs Königreiche werden um diese Zeit den größten Theil des Dekhan besessen haben. Alla-ud-Din erhielt ungeheure Beute, faßte aber nicht festen Fuß in dieser Gegend. Dieser Zug wurde der Grund von Feroze's Sturz. Alla-ud-Din war zu mächtig geworden, um von seinem Oheim in Abhängigkeit bleiben zu wollen, und dieser zu milde, um ihn dazu zu zwingen. Jener wußte ihn auf eine verrätherische Weise zu sich zu locken und ließ ihn ermorden (1295).

Auf dem Throne befestigte er sich durch die in despotischen Staaten hergebrachten Mittel, Mord und Freigebigkeit gegen die Soldaten. Doch hatte er in der ersten Zeit seiner Regierung viel mit Insurrectionen zu kämpfen. Im J. 1296 fiel der Mongolenkönig von Transoriana mit 100,000 Mongolen in das Penjab ein, um sich die östlichen Induspovinzen zu unterwerfen; bei Lahore wurden sie aber vollständig geschlagen. Im J. 1297 wurde ein großes Heer nach Guzerate gesendet; der letzte König von Nehrwala, Karan Baghilah [26]), wurde geschlagen, und mußte zu Räma Déva, König von Devagiri, flüchten. Mit dessen Hilfe setzte er sich später in dem südlichen Theile seines ehemaligen Reiches, der Provinz Buglan (zwischen dem 20—21° n. Br.) fest. Die Muhammedaner hatten während dessen den nördlicheren Theil desselben bis Cambay geplündert, und ließen, als sie abzogen, Gouverneure und einen Theil des Heeres zur Behauptung des Eroberten zurück. In dieses Jahr fällt ein unbedeutender Einfall der Mongolen, welcher leicht abgeschlagen ward, und einer der größten, welchen der Sohn des Königs von Transoriana mit 200,000 Pferden leitete. Die Mongolen drangen ohne Widerstand bis Dehly vor, wohin sich Alles geflüchtet hatte. Die Straßen waren so voll, daß sie nicht zu passiren waren; Hungersnoth wüthete in den verzweifelndsten Gestalten. Unter diesen Umständen hielt Alla-ud-Din eine Schlacht für nothwendig; er rückte mit 300,000 Pferden und 2700 Elefanten aus den Thoren von Delhy. Eine solche Menschenmenge war, so lange der Islam seine Waffen nach Indien getragen hatte, noch nicht feindlich zusammengetroffen. Obgleich die Schlacht nicht ganz entscheidend war, zogen sich die Mongolen doch zurück. Dieses Glück machte Alla-ud-Din so übermüthig, daß er, wie Alexander der Große, die Welt erobern wollte, und Münzen mit der Legende Alexander II. schlagen ließ; außerdem wollte er eine neue Religion einführen. Beide Plane wußte ihm der Gouverneur von Dehly auszureden; statt des ersteren rieth er ihm die Eroberung der südlichen, südöstlichen und nordwestlichen Provinzen Indiens an; letztere — Lamghan und Kabul — würden ein Bollwerk gegen die Einfälle der Mongolen bilden. In Folge dieses Rathes sendete der König (1299) ein Heer gegen den indischen König von Rantampor (26° n. Br., 76° 18′ ö. L.) in Ajmir, Humbur Dew, welcher, schon mehrfach von den Muhammedanern angegriffen, nie ganz unterlag. Auch diesesmal trieb er die Muhammedaner zurück. Allein Alla-ud-Din erschien nun selbst vor der Hauptstadt, und nach einjähriger Belagerung, welche durch mehrfache Empörungen gestört wurde, gelang es ihm, sie zu erobern. Der indische König, seine Familie und die Garnison wurden in Stücke gehauen; ebenso dessen Vezier, welcher zu Alla-ud-Din übergegangen war, „weil ein Verräther seines angeborenen Herrn Keinem treu bleiben würde." In Rantampor ward ein Muhammedanischer Gouverneur angesetzt. Im J. 1303 griff er selbst Tschittore an, und sandte ein Heer gegen Warangal [27]) in Dekhan. Jenes ward erobert; allein die letztere Expedition mislang zum Theil wegen eines neuen Einfalls der Mongolen. Diese, 120,000 Pferde stark, waren wieder bis Dehly vorgerückt und plünderten dessen Vorstädte; plötzlich zogen sie sich, ohne einen äußerlichen Grund, zurück. Aber schon im folgenden Jahre (1304) fiel ein neuer Schwarm ein, wurde aber geschlagen. In diesem Jahre wurde der indische König von Malwa, Koka, angegriffen und sein Heer, 40,000 Rajputenreiter und 100,000 Fußgänger, geschlagen. In Folge dieses Sieges ergab sich Dogein, Mando, Dharanuggurry und Chundery. Auch der König von Jalwur, Mehr Dew, unterwarf sich. Dagegen gelang es dem früher gefangenen Könige von Tschittore, Ray Ruttun Sein, aus seinem Gefängnisse zu entkommen; er plünderte die Länder der Muhammedaner, und nöthigte Alla-ud-Din dadurch, Tschittore wieder einem indischen Fürsten zu übergeben; dieser verpflichtete sich zu einem jährlichen Tribut und einer Heeresfolge von 5000 Pferden und 10,000 Fußgängern. Im J. 1305 fielen die Mongolen wieder in Indien ein, machten große Beute, wurden aber auf ihrem Rückzuge vollständig geschlagen. Im J. 1306 wurde ein neues Heer nach dem Dekhan gegen Rama Deva gesandt; zuerst griffen sie Karran Ray in Buglan [28]) an; er wurde geschlagen und das siegreiche Heer zog gegen Devagiri (Dowlatabad). Rama Deva unterwarf sich, kam selbst nach Dehly, wurde in seiner Herrschaft als tributairer König bestätigt, und sein

26) Vgl. S. 125, und außer *Ferishta* auch *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarat (by *Bird*). p. 161.

27) Vgl. S. 124 fg.

28) Ebendas.

Gebiet noch erweitert. Um diese Zeit wurde auch die Feste eines indischen Königs, Situl Dew, im Süden von Delhy — so weit wohnten selbst um diese Zeit noch freie Inder — erobert. Nehr Dew, welcher sich empört hatte, fiel im Kampfe. Im J. 1309 wurde der früher mislungene Versuch gegen Warangal von Devagiri aus wiederholt. Das Königreich Telingana reichte damals etwa bis Hyderabad (17° 15′ n. Br., 78° 35′ ö. L.). Der König Luddur Dew zog sich, ohne Widerstand zu leisten, nach Warangal zurück. Dieses ward erobert und der König tributair. Im J. 1310 wurden die Eroberungen im Dekhan noch südlicher, als auf der Westküste, ausgedehnt. Der König von Karnatik (womit nicht das jetzige Karnatik auf der Ostküste, sondern das Land im Süden von Bidjapur bis Mysore [zwischen 17—12° n. Br.] gemeint ist), Bital Dew wurde geschlagen und ungeheure Beute gemacht. Im J. 1312 kehrte eine neue Expedition nach dem Dekhan zurück. Damals wurde der König von Devagiri ermordet und Devagiri die Residenz eines Muhammedanischen Vicekönigs. Gegen das Ende der Regierung von Alla-ud-Din (1316) brachen allenthalben Empörungen aus; auch die Inder erhoben sich wieder. Die Rajputen von Chittore und der Schwiegersohn des frühern Königs von Devagiri in Dekhan, Hurpal Dew, verjagten die Muhammedanischen Garnisonen. Dieses Misgeschick beschleunigte Alla-ud-Din's Tod (1316). Die Unruhen, welche ihm folgten, endeten mit seines Sohnes Mubarik Befestigung auf dem Throne (1317). Er unterdrückte zunächst eine Empörung, welche in Guzerate ausgebrochen war. Im J. 1318 zog er nach dem Dekhan, um Hurpal zu züchtigen, welcher Maräshtra (Mahratten-Land) wieder erobert hatte. Er wurde gefangen und geköpft. Mubarik richtete eine Kette von Posten bis zu den südlichsten Eroberungen in Dekhan und setzte einen Gouverneur an. Seinen Günstling, einen Renegaten aus dem Rajputenstamme der Paramära [29]), sendete er mit einem Heere nach Malabar, um auch dieses zu unterwerfen. Allein dieser, Mullik Khusrow seit seinem Übertritte zum Islam genannt, suchte sich hier unabhängig zu machen; sein Plan mislang zwar, aber, obgleich des Verraths angeklagt, wußte er sich in des Königs Gunst noch höher zu schwingen. Er benutzte seine Gewalt, um Mubarik (1321) zu ermorden, und selbst den Thron zu besteigen. Allein er herrschte nur kurze Zeit. Ghazi, Gouverneur von Lahore, empörte sich. Seine, im Kampfe mit den Mongolen, geübten Truppen schlugen die des Khusrow, und er selbst wurde auf der Flucht gefangen und ermordet. Der Sieger wurde, da Alla-ud-Din's Nachkommenschaft von Khusrow ermordet war, einstimmig zum Könige ernannt. Mit ihm beginnt die dritte afghanische Dynastie die der Toghluk (eigentlich von türkischer Abkunft). Er befestigte die Reichsgrenze gegen die Mongolen, und griff den König von Telingana an (1322), aber ohne Erfolg; erst ein neuer Heereszug setzte ihn in Besitz desselben, und Warangal ward nun Sitz eines Muhammedanischen Gouverneurs. Im J. 1323 wurde die Stadt Simrun zerstört, einst die Hauptstadt von Mithila, dem nördlichen Theile von Behar, und vor dieser Zerstörung durch die Muhammedaner Sitz der Devadynastie, deren Reich in seiner Blüthe sich vom Gundak bis zum Cosi und vom Ganges bis zu den Hügeln von Nepal ausdehnte. Der letzte König war Hari Sinha Deva. An der Spitze dieser Dynastie steht Nanjupa Deva, Gründer von Simrun (1097 n. Chr. nach indischen, aber schwerlich richtigen Angaben). Ihm folgen bis auf Hari Sinha vier Könige: 1) Ganga Deva, 2) Nara Sinha Deva, 3) Räma Sinha Deva, 4) Sakti Sinha Deva [30]). Im J. 1325 starb Ghias-ud-Din Toghluk. Ihm folgte sein Sohn unter dem Namen Mahomed Toghluk. Unter dessen Regierung versuchten die Mongolen wiederum (1327), Indien zu erobern; sie zogen bis Delhy. Mahomed wagte keinen Kampf, sondern erkaufte den Rückzug mit ungeheuern Geschenken. Dagegen unterwarf er vollständig die früher besiegten Theile Bengalens, Behars, Dekhans (letzteres bis ans Meer). Allein diese Eroberungen behaupte er nicht lange. Seine übermäßigen Auflagen, sein Befehl, Kupfermünzen im Werthe von Silber anzunehmen, seine Aushebung von 370,000 Mann, um Khorasan und Transoxiana zu erobern, sein Zug nach China, welcher jedoch schon in den Himalayabergen gänzlich unmöglich ward (1337), seine Grausamkeit und viele andere Folgen eines unsinnigen Despotismus stürzten das Reich in die heftigsten Erschütterungen. Im J. 1338 empörte sich ein Neffe des Königs, Gouverneur von Dekhan; allein er wurde besiegt; bei dieser Gelegenheit lernte Mahomed Devagiri kennen, und faßte den Entschluß, hier zu residiren. Zu diesem Zwecke zwang er die Einwohner von Delhy, diese Stadt zu verlassen und sich nach Devagiri überzusiedeln, welchem er den Namen Dowlatabad gab. Dieser Unsinn reizte das Volk auf, und es folgten Rebellionen auf Rebellionen, welche jedoch mit Waffengewalt unterdrückt wurden. Das Muhammedanische Reich wurde an der Küste bis Goa und im Innern bis zum Krischnaflusse erweitert. Im J. 1342 verlegte er seine Residenz wieder nach Delhy. Im J. 1344 schlossen Bilala Dewa, König von Karnatik, und Krishna Naga, der Sohn des frühern Königs von Telingana, sowie mehre andere indische Fürsten im Dekhan ein Bündniß zur Vertreibung der Muhammedaner aus dem Dekhan. Der Plan gelang fast vollständig, und nur Dowlatabad blieb in den Händen der Muhammedaner. Bilal Dewa gründete um diese Zeit Vig'ajanagara [31]). Gegen das Ende der Regierung von Mahomed empörten sich die tatarischen und afghanischen Söldner, und setzten sich nach manchen Kämpfen in Besitz von Dowlatabad, wo sie einen ihrer Häuptlinge zum Könige ausriefen, mit dem Titel Nasir-ud-Din (1347). Dieser trat die Regierung kurze Zeit nachher an einen siegreichen Abenteurer, Hussun, ab, und dieser

29) Vgl. auch *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarát, p. 167.

30) Journ. of Beng. 1835. March. p. 124.

31) Vgl. auch *Wilson*, M'Kenzie-Collection. Pref. p. CXXXIX (mir nicht zugänglich). Asiatic Journal (Lond. 1830). T. II. p. 207.

war der Gründer der Bahmanydynastie. Er nannte sich Alla ud Din Hussun Kongo Bhamanih [32]). Er eroberte in kurzer Zeit alles Land in Dekhan, was früher unter der Herrschaft von Delhy gestanden hatte. Mahomed hatte ihn zwar sogleich angegriffen; allein ehe er den Krieg beendigen konnte, starb er (1351), das Reich in der größten Verwirrung lassend. Unter ihm hatte sich auch Bengalen für unabhängig erklärt. Ihm folgte sein Vetter Feroze Toghluk. Dieser suchte 1353 den Usurpator von Bengalen zu unterwerfen, aber vergeblich. Im J. 1358 fielen die Mongolen wieder in Indien ein. Feroze resignirte zweimal freiwillig die Regierung, zuerst zu Gunsten seines Sohnes, welcher sich jedoch kaum ein Jahr auf dem Throne behauptete (1387—1388) — sondern durch eine Verschwörung stürzte, in Folge dessen Feroze die Zügel der Regierung wieder übernahm — und dann zu Gunsten seines Enkels (1388); kurz nach dieser Resignation starb er, 90 Jahre alt. Sein Enkel Ghias-ud-Din Toghluk wurde schon 1389 ermordet; sein Nachfolger regierte nicht viel länger. Dann bestieg wieder Mahomed Toghluk II., Feroze's früher gestürzter Sohn, den Thron (1390). Diese häuslichen Kämpfe der Regentenfamilie gaben den Indern wieder Muth, und 1391 erklärten sich mehre Rajputenstämme für unabhängig, allein sie wurden nach manchen Kämpfen wieder unterworfen. Im J. 1394 starb der König und 45 Tage nachher auch sein Sohn und Nachfolger. Dadurch entstanden heftige innere Umruhen. Drei Parteien bildeten sich; jede hatte einen andern König. Drei Jahre wütheten Bürgerkriege in Delhy selbst. Die Gouverneure betrugen sich unter diesen Umständen ganz unabhängig. Zu dieser Zerrüttung des Reiches kam endlich 1398 der Einfall von Timur in Indien, welchem 1396 schon ein Angriff seines Enkels vorhergegangen war. Unter den furchtbarsten Plünderungen und Grausamkeiten zog er gegen Dehly. Hier kam es zu einem Gefechte, in welchem die indischen Muhammedaner unterlagen. Der Kaiser von Delhy, Mahmud, flüchtete nach Gujarat und Timur ließ sich zum Kaiser krönen. Doch blieb er nur 15 Tage in Delhy, zog zuerst nördlich den Ganges entlang, dann westwärts am Fuße der Vorberge des Himalaya bis Kabul. Zwei Monate nach seinem Abzuge blieb Delhy in einem Zustande der Anarchie. Dann zog Nusrut-Schah dahelbst ein, konnte sich aber nur kurze Zeit halten. Ein Omrah, Yekbal, bemächtigte sich Dehly's und der nächsten Umgebung; weiter aber konnte er seine Macht nicht ausdehnen. Fast alle Gouverneure hatten sich für unabhängig erklärt. Guzerate stand unter Zasir-Khan, einem Abkömmling eines indischen Rajputen, welcher zum Islam übergetreten war. Als unabhängiger König (von 1397—1411) hatte er den Titel Muzaffir-Schah angenommen, und mit ihm beginnt die Reihe der von ihm abstammenden Könige von Guzerate, welche bis 1573 herrschte [33]). In Malwa herrschte Dilawur Khan; ebenso hatten sich die Gouverneure von Canog'e (mit Oude, Kurra und Joonpur), von Lahore (mit Depalpur und Multan), von Byana und von Kalpy (mit Mahoba) zu Königen aufgeworfen.

Die mächtigste Muhammedanische Dynastie in Indien war jetzt die schon erwähnte der Bahmany in Dekhan. Der Gründer derselben war 1358 gestorben. Ihm folgte sein Sohn Mahomed; gleich zu Anfange seiner Regierung besiegte er die indischen Könige von Vig'ajanagara und Telingana. Im J. 1371 hatte er einen neuen Krieg mit dem Könige von Telingana, in welchem er dessen Sohn ermordete. Jener, darüber wüthend, forderte den König von Delhy zu einem Zuge nach Dekhan auf, und erklärte sich in diesem Falle für seinen Vasallen. Dieses that auch der König von Vig'ajanagara; allein der König von Delhy war zu sehr mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäftigt, als daß er dieser Aufforderung Folge leisten konnte, und die indischen Könige sahen sich dadurch zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen. Mahomed war der erste Muhammedanische Fürst, welcher einen Einfall in das Reich von Vig'ajanagara machte. Beide indischen Könige mußten sich ihm unterwerfen. Mit dieser Ausdehnung des Reiches begnügte sich Mahomed. Er starb 1375. Ihm folgte sein Sohn Mujahid; er begann einen neuen Krieg mit den Indern. Der König von Vig'ajanagara hatte damals das größte Reich in Dekhan; nach Ferishta dehnte es sich von einer Seeküste bis zur andern. Auch war die Bevölkerung tapfer; dennoch unterlag sie fast in allen Kämpfen der Begeisterung der Muhammedaner, und insbesondere der persönlichen Tapferkeit dieser kriegerischen Dynastie. Im J. 1378 wurde Mujahid von seinem Onkel Dawud Schah ermordet. In Folge dieses Ereignisses erneuerte der König von Vig'ajanagara den Krieg mit Glück. Dawud wurde noch in demselben Jahre ermordet. Ihm folgte sein Bruder Mahmud, ein weiser und friedliebender Fürst, welcher 1397 starb. Ihm folgte sein Sohn Ghias-ud-Din, welcher noch in demselben Jahre entsetzt und geblendet ward; seinem Nachfolger ging es kurz darauf ebenso. Ihm folgte sein Vetter Feroze. Dieser wurde 1398 schon von dem Könige von Vig'ajanagara, Dewa Ray, angegriffen. Zugleich fiel der indische König von Kehrla, Narasinha, in Berar ein. Beide wurden besiegt. Im J. 1401 unterwarf sich Feroze durch eine Gesandtschaft dem Timur, und dieser übertrug ihm dafür die Herrschaft über Malwa und Guzerate. Die damaligen Könige dieser Länder traten aber in Verbindung mit dem Könige von Vig'ajanagara, welcher sich in Folge derselben wieder unabhängig machte. Feroze wagte nicht sogleich, ihn anzugreifen, sondern schob seine Rache bis 1406 auf. Der König von Vig'ajanagara foderte vergeblich Beistand von den Muhammedanischen Königen von Malwa, Guzerate und Kandesh, und mußte einen sehr nachtheiligen und mit Länderverlust verknüpften Frieden schließen. Im J. 1417 kam es von Neuem zum Kriege, in welchem der König von Vig'ajanagara, in Verbindung mit dem Könige von Telingana und andern indischen Fürsten, zuerst sehr glücklich war und Feroze hart bedrängte; allein zuletzt wurde er zurückgeschlagen. Feroze wurde 1422 von seinem Bruder

32) *Ferishta* by *Briggs* T. II. p. 291. 33) *Ali Mohammed Khan*, History of Gujarát. p. 180 fg.

Ahmud genöthigt, zu resigniren, und starb kurze Zeit nachher, wahrscheinlich eines unnatürlichen Todes.

Wir kehren zu der Geschichte von Dehly zurück. Im J. 1401 verließ der vertriebene Kaiser von Dehly, Mahmud Toghluk, Gujerate, und kam nach kurzem Aufenthalte bei dem Könige von Malwa, wieder nach Dehly, wo ihm Yekbal eine Pension aussetzte, ohne ihn an der Regierung Theil nehmen zu lassen. Doch mißlel dem Kaiser dies Verhältniß; er flüchtete sich nach Canog'e, welches ihm als Gouvernement zugestanden ward. Unter diesen Verhältnissen faßten auch die indischen Räg'as neuen Muth, und versuchten, sich unabhängig zu machen; allein Yekbal wußte sie zu unterwerfen. Im J. 1405 wurde aber Yekbal selbst im Kampfe mit Khizr Khan, König von Multan, Penjab und Depalpur, geschlagen und getödtet. In Folge davon erschien der schwache und unglückliche Mahmud wieder als Kaiser in Dehly. Nach fortgesetzten Kämpfen starb er 1412; mit ihm endete die Dynastie der Toghluk. Nach einer kurzen Zwischenregierung bestieg der erwähnte Khizr Khan den Thron von Dehly, jedoch nicht als König, sondern als Statthalter von Timur. Die empörten Provinzen zu unterwerfen, gelang ihm nicht; doch dehnte sich sein Reich vom Indus bis zum Duab (zwischen der Jumna und Ganges), und von den Himalayabergen bis zur Breite von Gualior aus. Er starb 1421. Sein Sohn und Nachfolger, Syud Mubarik, hatte mehre Kämpfe mit den Gukkurs, den indischen Königen und dem Muhammedanischen Könige von Malwa zu bestehen; auch die Mongolen drangen 1429 in Indien ein und nahmen Lahore, wurden aber besiegt. Im J. 1435 wurde der König ermordet; seines Sohnes, Syud Mahomed, Regierung war eine Kette von Empörungen; zweimal wurde Delhy belagert, einmal vom Könige von Malwa (1440), das zweite Mal von Bheilole Lody, welcher sich zum unabhängigen Herrn von Lahore erklärt hatte. Im J. 1445 starb Mahomed. Unter seinem Sohne Syud Alla-ud-Din zerfiel das Reich noch mehr. Dem Kaiser gehorchte nur Dehly mit seiner nächsten Umgegend.

In Dekhan war das Reich der Bhamany durch Ahmud (1422—1435) in Folge glücklicher Kriege sehr erweitert. Minder glücklich war die Regierung seines Sohnes Alla-ud-Din (1435—1457). Ein Krieg mit seinem Bruder, wiederholte Kriege mit dem Könige von Vig'anagar, welcher Muhammedaner in seine Dienste nahm und die Taktik der Muhammedaner einführte, Empörungen in Berar und Telingana, Krieg mit dem Könige von Malwa füllten seine Regierung.

In Gujerat starb der Nachfolger des ersten Königs Ahmud I. 1443; er hatte glückliche Kriege, insbesondere mit den Königen von Malwa und Dekhan geführt. Ihm folgte Mahomed (1443—1451). Eigene Könige herrschten außerdem in Malwa, Joonpur und Bengalen. Das Penjab und die davon abhängigen Provinzen bildeten das Gebiet von Bheilole Khan Lody. Mehrowly bis in die Nähe von Dehly war in den Händen von Ahmud Khan Mewatty. Sumbhul bis zu den Vorstädten von Delhy bildete ein unabhängiges Gebiet; ebenso Kole, Jalesur; ferner Rabery. Kampila und Pattialy stand unter einem indischen Könige, Pratapa Simha; Byana unter Dawood Khan Lody. Auch in Kaschmir herrschte eine Muhammedanische Dynastie, welche schon 1326 zur Regierung gekommen war. Der erste derselben war Shah Mir, welcher lange Zeit erster Minister des dortigen Königs gewesen war, und sich in den nach seinem Tode ausbrechenden Unruhen des Thrones bemächtigte. Die mit ihm beginnende Dynastie blieb lange Zeit außer aller wesentlichen Verbindung mit den übrigen Muhammedanischen Dynastien Indiens. Sie endete 1586, als Akbar Kaschmir eroberte [34]).

Der letzterwähnte König von Dehly regierte nur kurze Zeit. Bheilole Lody Khan bemächtigte sich, nach mehrmaligen fehlgeschlagenen Versuchen, 1450 des Reiches. Der frühere König dankte ab, zog sich zurück und blieb bis zu seinem Tode Privatmann. Mit dem neuen Herrscher begann die Dynastie der Lody. Ihm gelang es, sechs der Gouverneure, welche sich unabhängig gemacht hatten, wieder zu unterwerfen; minder glücklich war er lange gegen den König von Joonpur, welcher Bahar und einen Theil von Orissa besaß; erst 1478 vereinigte er auch dies Gebiet wieder mit dem Reiche. Im J. 1488 starb er, nachdem er sein Reich unter seine Verwandten vertheilt hatte. Als Kaiser folgte ihm sein Sohn Sikunder Lody; dieser wußte noch mehre der abgefallenen Gouverneure, wie z. B. den von Bengalen, zu unterwerfen, hatte aber stets mit neuen Empörungen zu kämpfen; er starb 1517. Sein Sohn Ibrahim Lody betrug sich sehr übermüthig gegen seine Stammgenossen (die Afghanen aus dem Stamme Loby), und erregte dadurch viele Unzufriedenheit; es folgten sich Empörungen auf Empörungen. Einer der Rebellen, Dowlut Khan, Gouverneur von Lahore, lud Baber [35]), damals König von Kabul, einen Nachkommen von Timur, nach Indien ein. Dieser hatte schon lange Plane gegen Indien im Sinne; schon 1519 hatte er sich das Penjab unterworfen, und unternahm einen Zug gegen Lahore; im J. 1520 fiel er zum dritten Male ein, wurde aber durch einen Angriff von andern Seiten auf Kabul zurückgerufen. Im J. 1524 folgte er der erwähnten Einladung. Bei Lahore gewann er einen Sieg und damit Lahore; er zog zuerst gegen Delhy; allein, von Dowlut Khan verlassen, gab er seinen Plan für dieses Jahr auf und kehrte nach Kabul zurück. In Indien wütheten indessen Bürgerkriege, welche einen Einfall noch mehr erleichterten. Im folgenden Jahre erneuerte ihn Baber daher. Den 20. April 1526 begegnete er Ibrahim's Heer bei Paniput (29° 25′ n. Br., 76° 45′ ö. L.); obgleich Ibrahim's Heer 100,000 Reiter und 100 Elefanten stark war und Baber nur 12,000 Mann

34) Die Geschichte von Kaschmir gibt *Ferishta* IV, 444 fg. (by *Briggs*). 35) Die wichtigste Quelle für seine Geschichte sind seine eigenen Memoirs: Zehireddin Muhamed Baber, Emperor of Hindostan, Memoirs written by himself and translated by *J. Leyden* and *W. Erskine* (Lond. 1826). Vgl. auch Chronological Table of the Moghul Emperors from 1335—1760 in As. Res. VII, 444.

hatte, so war Baber's Sieg doch entscheidend; Ibrahim selbst fiel. In Folge dieses Sieges besiegt der Padschah Baber, der Erste der Großmoguls, den Thron von Delhy. Er wußte alle Schwierigkeiten zu besiegen und sich in dem eroberten Reiche zu befestigen. Auch mehre indische Könige, welche in diesem Kampfe eine Gelegenheit sahen, sich wieder geltend zu machen, wurden von ihm besiegt. Er unterwarf alle Ländereien, welche in letzter Zeit den Dehlysürsten gehorcht hatten und selbst Bahar. Im J. 1530 starb er.

Ebenso bedeutend, wenn nicht bedeutender, als diese Vorgänge im nördlichen Indien, sind die, welche während dessen im Dekhan ihren Anfang genommen hatten. In der Bahmanydynastie war auf Alla-ud-Din sein Sohn Hummayun „der Grausame" gefolgt (1457). In Folge einer Rebellion wurde er in einen Krieg mit den sich empörenden Telingas verwickelt, denen der indische König von Orissa zu Hilfe kam. Dieser Krieg wurde von den Indern mit Glück geführt, zumal da eine neue Empörung Hummayun in Verfolgung desselben störte. Nachdem er diese auf das Grausamste unterdrückt, starb er (1461). Ihm folgte sein minderjähriger Sohn unter Regentschaft seiner Mutter. Diese Zeit benutzten die indischen Zemindars (Edelleute) von Telingana, in Verbindung mit dem Könige von Orissa, zu einem neuen Aufstande. Allein sie wurden besiegt. Gefährlicher waren die wiederholten Angriffe des Königs von Malwa, von welchen ihn nur der Beistand des Königs von Guzerate rettete. Im J. 1463 starb der unmündige Fürst plötzlich in seiner Brautnacht. Ihm folgte sein ebenfalls unmündiger Bruder Mahomed Shah Bahmany II. Unter ihm wurde der König von Malwa geschlagen und zum Frieden genöthigt. Im J. 1469 wurden mehre indische Könige von Concan unterworfen und unter andern Goa erobert. Ein Zug gegen einen Usurpator in Orissa und Einsetzung des Erbkönigs daselbst brachte auch dieses Land in Abhängigkeit von den Bahmany. Im J. 1472 fielen neue Kriege mit indischen Rajas vor; ebenso 1476 mit dem Könige von Orissa, welcher den Verlust von Telingana nicht verschmerzen konnte; allein sie wurden stets besiegt. Ganz Telingana war jetzt fast unterworfen. Mahomed zog jetzt auch gegen den König Narasinha, welcher das Land zwischen Karnatik und Telingana (von Masulipatam bis Conjeveram) besaß, dessen Land er verwüstete, und die Hauptstädte eroberte. Im J. 1481 starb er. Unter seinem Nachfolger Mahmud II. nahmen innere Zwietracht, Parteienzwist und Unruhen, welche schon unter Mahomed begonnen hatten, immer mehr zu. Während seiner Regierung erschienen die ersten portugiesischen Schiffe unter Vasco de Gama, nachdem sie den Weg nach Indien um das Cap der guten Hoffnung glücklich vollbracht hatten, 1498 in dem Hafen von Calicut [36]) (11° 15′ n. Br., 75° 50′ ö. L.). Hiermit beginnt der europäische Einfluß in Indien. Im J. 1500 wurde die Fahrt nach Ostindien unter Capral wiederholt. Die Eifersucht der in Calicut wohnenden Muhammedanischen Kaufleute — Muhammedaner waren damals im Besitze des ganzen indischen Handels — führte zu feindlichen Reibungen mit dem Zamorin (für Tambirân oder Tambouran, welches tamulisch ist, und Gott und König bedeutet) von Calicut, welche die ungeheure Überlegenheit der europäischen Tapferkeit über die indische erwiesen. Diese führten zu einer Verbindung mit dem Könige von Cochin, einem Feinde des von Calicut. Noch ehe Capral zurückgekehrt war, war eine neue kleine Flotte unter Don Juan de Nueva nach Indien gesendet, welche nach dessen Abreise in Cochin landete und die eingegangene Verbindung noch befestigte; zugleich schlug sie eine 80 Segel starke Flotte des Zamorin von Calicut. Im J. 1502 wurde Vasco de Gama mit einer größeren Flotte abgesendet, und schlug wiederum eine indische Flotte des Zamorin. Nach seiner Abreise rächte sich dieser aber an dem Könige von Cochin, den er mit 50,000 angriff, und ohne Widerstand zu finden, aus seinem Lande verjagte. Im J. 1503 erschienen die beiden Vettern Don Francisco und Alfonso de Albuquerque mit einer Flotte, und ließen die Inder das Übergewicht der europäischen Waffen fühlen. Im J. 1505 segelte der erste portugiesische Vicekönig Don Francisco Almeyda mit einer bedeutenden Macht nach Indien, und von da an wurde die portugiesische Herrschaft in dieser Gegend immer mehr erweitert. Der Zamorin hatte die Muhammedaner — den Sultan der Mamlucken in Ägypten — zum Beistand gegen die Christen aufgefodert; allein auch diese wurden besiegt und mehre portugiesische Festungen an der Küste angelegt. Damals (1507) war die indische Westküste so vertheilt, daß Cambay dem Könige von Guzerate gehörte. Dekhan zwischen Bombai und Goa gehörte zum Theil dem Könige von Ahmednuggur, welcher sich 1490 von den Bahmany losgerissen und eine eigene Dynastie gegründet hatte [37]), und zum Theil dem Könige von Beejapur, welcher sich 1504 für unabhängig von den Bahmany erklärt hatte [38]). Canara zwischen Goa und Cananore gehörte dem indischen Könige von Vig'ajanagara. Malabar, südlich hiervon, war zwischen den indischen Königen von Calicut, Cananore, Cranganore, Cochin, Quilon und Travancore getheilt. Auf Almeyda folgt Alfonso de Albuquerque als Gouverneur, welchem es unter andern gelang, sich in Besitz von Goa zu setzen. Die Portugiesen versuchten um 1520 und 1521, Diu zu erobern, wurden aber von der Flotte des Königs von Guzerate geschlagen;

36) Über die Portugiesen in Indien: Da Asia de *João de Barros*. Dos Feitos, que os Portuguezes fizeran no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente (Lisboa). Vgl. auch Historia di descobrimento e conquista da India pe los Portuguezes, feito por *Fernão Lopez do Castanheda* (Lisboa 1797). *Lafitau*, Histoire des Conquêtes des Portugais. Ritter, Asien. IV, 1, 639. Von Muhammedanischer Seite Tohful-ul Mujahideen translated by *Rowlandson* (Lond. 1833). Für die Geschichte des europäischen Colonialwesens in Indien überhaupt erwähne ich: *Raynal*, Histoire philosophique et politique des Etablissemens dans les deux Indes (Genf). 10 Theile.

37) *Ferishta* by *Briggs* T. III. p. 189 fg. 38) a. a. O. S. 1 fg.

nach mehrmaligen mißlungenen Versuchen kamen sie erst 1534 in Besitz desselben durch Vertrag.

Im Lande der Bahmanydynastie hatte die Zersplitterung des Reiches unter Mahmud Shah Bahmany II. immer zugenommen. Im J. 1484 hatte sich schon Berar für unabhängig erklärt [39]); zwei andere Reiche, welche diesem Beispiele gefolgt waren, haben wir schon gelegentlich erwähnt. Im J. 1512 erklärte sich auch Kully Kotb Shah für unabhängig, und stiftete das Reich von Golconda [40]). Im Hofe hatte Amir Berid längst die ganze Macht in Händen; er setzte nach Mahmud's Tode (1518) zwar noch mehre Fürsten aus der Bahmanydynastie auf den Thron, behandelte sie aber als Gefangene. In demselben Jahre, wo die Schlacht bei Paniput über das Schicksal vom nördlichen Indien entschieden hatte, flüchtete sich der Letzte der Bahmany, Kullim Ulla, aus den Händen von Amir Berid [41]), und überließ ihm die Überbleibsel des ehemaligen großen Reiches. Mit diesem Kullim Ulla schließt die Dynastie der Bahmany.

Wir kehren zu der Dynastie von Baber zurück. Als dieser starb (1530), hinterließ er seinem Sohne Indien vom Indus bis Bengalen und vom Himalaya bis zu den Königreichen Guzerate und Malwa. Letztere, sowie das ganze Dekhan und Bengalen, bildeten eine Menge besonderer Reiche. Sein Sohn Humajun erhielt durch eine Empörung Gelegenheit zu einem Kriege mit dem Könige von Guzerate, Bahadur (1526—1535); Bahadur wurde besiegt, und Guzerate ward auf kurze Zeit eine Provinz des Großmoguls. Allein schon im folgenden Jahre gewann es Bahadur wieder. Während dessen war Hummayun gegen Shir Khan gezogen, welcher den König von Bengalen vertrieben und sich in dessen Reich festgesetzt hatte; er besiegte ihn zwar, allein eine Empörung seiner beiden Brüder hinderte ihn nicht blos an Verfolgung seiner Vortheile, sondern war auch Grund einer bedeutenden Niederlage, in Folge deren sich Shir zum Shah von Bengalen erklärte. Er zog gegen Humajun nun und, obgleich zuerst unglücklich, gewann er doch 1540 eine Schlacht, in Folge deren Humajun nach und nach ganz Indien aufgeben mußte (1539—1542). Shir Shah, ein Afghane, aus dem Stamme der Rohillas, war nun Herr des indischen Reiches, und führte manche glückliche Kriege, durch welche er es fast in seiner ganzen Ausdehnung sich unterwarf. Im J. 1545 starb er. Sein Sohn Sulim Shah regierte bis 1552 und hatte mehre Empörungen zu bekämpfen. Ihm folgte sein Schwager, Mahomed Shah Soor Adily, welcher Sulim's Sohn ermordete. Unter ihm herrschte allgemeine Unzufriedenheit. Er mußte das Reich mit Ibrahim theilen; allein sogleich erhob sich ein neuer Reichsbewerber, Ahmud Khan, Neffe von Shir Shah. Nachdem Mahomed (1554) in einer Schlacht gefallen war, bestieg Letzterer den Thron unter dem Namen Sikundur Shah.

Indessen hatte Humajun unter Beistand des Shah von Persien seinen Brüdern Kabul und Khorasan abgenommen (1552). Bei Sulim's Tode wurde er durch Briefe der Großen in Dehly und Agra zur Rückkehr nach Indien eingeladen. Im J. 1554 überschritt er den Indus. Bis zum Sutluj kam er fast ohne Widerstand. Hier wurde die afghanische Armee von Humajun's Avantgarde überfallen und besiegt. Im J. 1555 wagte Sikundur noch eine zweite Schlacht; deren Verlust entschied über das Schicksal des Reiches. Humajun beherrschte es jedoch nur ein Jahr (bis 1556); er fiel eine Terrasse hinab und starb [42]). Ihm folgte Akbar, 12 Jahre alt, wol der mächtigste, weiseste und zugleich beste Kaiser, welcher, so viel wir urtheilen können, seit Asokas' Zeit über Indien herrschte.

Der Anfang seiner Regierung war minder glücklich. Hemu, früher Minister von Mahomed Shah Adily, von Abstammung ein Inder, gelang es, sich Agra und Dehly zu unterwerfen, und die Afghanen an sein Interesse zu knüpfen. Er nahm den Titel Rág'a Vikramáditja an, indem er an die Stelle der fremden Herrscher als einheimischer zu treten suchte; allein trotz der größten persönlichen Tapferkeit unterlag er in einer Hauptschlacht (1556) wiederum bei Paniput. Er wurde gefangen und von Akbar's Vezier getödtet. Im J. 1557 schloß Akbar einen Vertrag mit Sikundur, dem letzten Shah der früheren Dynastie, wonach dieser sich unterwarf und nach Bengalen zurückzog. Bis 1559 stand Akbar unter der herrschsüchtigen Regentschaft seines Ministers Beiram; als er ihn entließ, faßte dieser den Entschluß, sich ein unabhängiges Reich in Malwa zu gründen; dann, als er dem Plane nicht traute, wollte er sich in Bengalen festsetzen; endlich entschied er sich für Penjab. Diese Unschlüssigkeit, welche noch länger dauerte, war es insbesondere, welche seiner endlichen Empörung einen so schlechten Ausgang verschaffte. Er unterlag, erhielt aber von Akbar vollständige Verzeihung. Im J. 1561 wurde der Entschluß gefaßt, das Königreich Malwa dem mongolischen Reiche zu unterwerfen. Zur Zeit, wo bei Timur's Einfall sich das Reich von Delhy fast ganz auflöste, hatte sich auch der Gouverneur von Malwa, Dilawur Khan (1401), für unabhängig erklärt [43]). Seine Nachkommen herrschten nur bis 1435; dann bestieg des letzten Königs Minister und Mörder Mahomed Khan den Thron, auf welchem er sich auch nach mehren Kämpfen befestigte, und durch glückliche Kriege das Reich erweiterte. Seine Dynastie dauerte bis 1531, wo Malwa dem Königreiche Guzerate unterworfen und einverleibt ward. Allein die Kämpfe um dessen Besitz dauerten zwischen den verschiedenen Königen Indiens fort. Im J. 1545 eroberte es der König von Dehly, Shir Shah; dessen Gouverneurs Sohn ließ sich 1555 zum unabhängigen Könige von Malwa krönen. Gegen ihn war Akbar's Angriff gerichtet. Der Krieg wurde glücklich geführt und der König von Malwa aus seinem Lande vertrieben. Doch wußte er sich mit einigen

39) a. a. O. S. 485. 40) a. a. O. S. 321 fg. 41) *Ferishta* by *Briggs* II, 558 und III, 496.

42) Wichtig für seine Geschichte ist: **Fezkereh-al Vakiat or** private memoirs of the Moghul Emperor *Humajun*, written in the persian language by *Jouher*, translated by *Ch. Steward* (Lond. 1832). 43) *Ferishta* by *Briggs* IV, 167 fg.

Anhängern bis 1570 in den Bergen zu behaupten. In diesem Jahre dankte er zu Gunsten Akbar's ab, und Malwa wurde dem mongolischen Reiche einverleibt. Mehre während dessen eingetretene Empörungen dämpfte Akbar durch Kraft und Milde. Dennoch hatte auch seine Regierung, so wenig sie es verdiente, in dieser Beziehung das Schicksal aller despotischen Staaten Asiens. Empörungen ließen ihm während seiner ganzen langen Regierung kaum einen Moment Ruhe. Auch die indischen Fürsten innerhalb seines Reiches wußte er zu unterwerfen und durch Milde an sich zu fesseln. Im J. 1572 wurde Akbar zur Eroberung von Guzerate, welches sich seit 1397 unabhängig erhalten und sehr oft eine höchst bedeutende Macht erlangt hatte, jetzt aber durch bürgerliche Kriege zerspalten und geschwächt war, von einem der dortigen Großen eingeladen. Nach unbedeutendem Widerstande dankte der letzte König, Muzaffer Shah, zu Gunsten Akbar's ab und erhielt eine Residenz in Agra; später (1581) entfloh er und gewann sein Erbreich wieder; allein seine Regierung war von kurzer Dauer; im J. 1583 wurde er besiegt und seit dieser Zeit bildete Guzerate einen Bestandtheil des Reiches des Großmoguls [44]). Im J. 1575 begann der Krieg mit Bengalen. Hier hatte sich 1338 ein Usurpator zum Könige aufgeworfen [45]), war aber ermordet, ebenso sein Nachfolger. Dessen Nachfolger, Shums-ud-Din, gründete die Dynastie der Purby (1341). Sein Geschlecht endete 1386; an seine Stelle setzte sich ein Inder; dessen Sohn trat aber zum Islam über. Sein Geschlecht regierte bis 1420; nach kurzem Interregnum eines Usurpators wurde ein Nachkomme von Shums-ud-Din auf den Thron gesetzt. Diese neue Linie der Purby regierte bis 1477, wo ein Eunuch sich auf kurze Zeit des Reiches bemächtigte. Nach dessen Sturze wurde einer der ersten Würdenträger, von Abstammung ein Habessinier, zum Könige gewählt; schon sein Sohn wurde ermordet (1492) von einem Sklaven, der ihm folgte. Dieser wurde 1497 ermordet, und es begann eine neue Dynastie; unter deren ersten Königs Sohn wurde Bengalen wieder dem Reiche unterworfen. Allein der Sohn des Gouverneurs erklärte sich 1553 für unabhängig, und gegen dessen Sohn Dawood Khan waren Akbar's Angriffe gerichtet. Dawud Khan hatte sie selbst hervorgerufen durch einen wahnsinnigen Einfall in Akbar's Gebiet. Dawud wurde am Zusammenflusse des Ganges und Sonas besiegt. Im J. 1575 flüchtete er nach Orissa und unterwarf es sich; Bengalen und Behar wurde nun Akbar's Reiche einverleibt. Dawud blieb im Besitze von Orissa und Cuttack; 1584 kam er zwar auf kurze Zeit wieder in den Besitz von Bengalen; allein er wurde kurz darauf in einer Schlacht besiegt und erschlagen. Seit dieser Zeit war Bengalen ein Bestandtheil des Mogulreiches. Im J. 1586 wurde, wie schon oben bemerkt, auch Kaschmir damit vereinigt. Im J. 1592 wurde auch Sind zum Reiche gefügt, welches bis jetzt, obgleich schon seit langer Zeit unter Muhammedanischen Fürsten, eine gewisse Unabhängigkeit stets behauptet hatte [46]). Seit 1585 schon hatte Akbar auch den Entschluß gefaßt, sich in die Händel des so vielfach gespaltenen und zerrissenen Dekhans zu mischen. Bürgerliche Kriege im Königreiche Ahmudnuggur boten dazu die Gelegenheit. Akbar mischte sich in diese, eroberte Ahmudnuggur und erhielt beim Friedensschlusse (1593) Berar, welches seit 1572 dem Königreiche Ahmudnuggur einverleibt war. Im J. 1599 zog Akbar selbst an der Spitze eines Heeres ins Dekhan, und eroberte Asir (im Königreiche Kandeish), Burhanpur und Ahmudnuggur. Diese wurden mit Berar zu einer Provinz vereinigt, welche bis südlich vom Godavery reichte. In Folge dieses Glückes nahm Akbar den Titel Kaiser von Dekhan an. Im 1605 starb er, nachdem er noch kurze Zeit vor seinem Tode einen Aufruhr seines eigenen Sohnes hatte unterdrücken müssen, dem er jedoch verzieh.

In Dekhan herrschten seit dem Sturze der Bahmanys die Muhammedanischen Dynastien, welche sich nach und nach von ihnen unabhängig gemacht hatten. Ihre Geschichte ist eine fast fortgesetzte Kette von Kriegen unter einander, und gegen die damals einzigen noch mächtigen indischen Könige von Vig'ajanagara; aber auch deren Königreich wurde durch eine allgemeine Coalition der Muhammedanischen Könige von Dekhan (1565) nach der Schlacht von Talicote erobert. Es erhoben sich zwar kleinere indische Könige, zum Theil Nachkommen des Hauses Vig'ajanagara, indem sie die Zerrüttniß ihrer Besieger unter sich benutzten, gegen die Macht der Muhammedaner, allein mit immer weniger Glück. Das Muhammedanische Reich von Golconda dehnte sich durch selten unterbrochenes Glück in den Kriegen mit den Indern nach und nach bis zum östlichen Meere aus. Doch blieben auch gegen das Ende dieser Zeit (1600) noch immer freie indische Könige. Andere Veränderungen, deren Keime in diesen Begebenheiten lagen, fangen erst später an, von Bedeutung zu werden.

Während des verflossenen Zeitraums hatte auch die Macht der Portugiesen in Indien ihren Gipfel erreicht, und war schon wieder ihrem vollständigen Versinken nahe. Sie beruhte weniger auf vielen Territorialbesitzungen in Vorderindien selbst, als auf der Masse von Colonien auf allen Küsten und vielen Inseln der Meere zwischen Afrika und Vorderindien, Vorderindien und Hinterindien, und in dem chinesischen Meere; ferner insbesondere auf dem durch ihren Heldenmuth bei der ersten Festsetzung in diesen Gegenden erworbenen und lange andauernden Schrecken ihres Namens, auf ihren großen Flotten und vor allem andern auf der Persönlichkeit der nach Goa gesendeten und daselbst über alle indische Besitzungen herrschenden Vicekönige [47]). Die Besitzungen der Portugiesen in Vorderindien selbst beschränkten sich auf Diu in Guzerate, Daman, am Eingange des Meerbusens von Cambai,

44) Vgl. außer *Ferishta* noch *Mahomed Ali Khan*, History of Gujarat by *Bird*. p. 289. 45) *Ferishta* IV, 323 fg.

46) *Ferishta* IV, 401 fg. 47) Von den neueren Schriften über die portugiesischen Besitzungen und ihren Handel verdient noch immer die erste Erwähnung: Saalfeld, Allgemeine Colonialgeschichte des neueren Europa's. 2. Bd. Geschichte des portugiesischen Colonialwesens in Ostindien (Göttingen 1810).

Bassain, Bombai, Tschull, Goa mit Salsette, Onore, Barcelore, Mangalore, Cananor, Calicut, Cranganore, einst Republik eines freien Judenstaates, Cochin, Quilon und mehre kleine Festungen und Factoreien auf dieser selben (der westlichen) Küste. Auf der östlichen Küste hatten sie sich nur in Negapatam und Meliapur festgesetzt. Alle diese Punkte benutzten sie fast nur zur vortheilhaften Betreibung des Handels. Obwol sie sich vielfach, von den verschiedenen Parteien angerufen, in die Händel des Dekhans mischten, so gab ihnen ihre Einmischung doch weder Gelegenheit, noch konnte sie ihnen, bei der Energie, welche die niedern Muhammedaner damals noch zeigten, Lust einflößen, ihre Territorialbesitzungen mehr ins Binnenland hinauszudehnen. Bei dem damaligen Zustande würden trotz der Überlegenheit europäischer Waffen und Kriegskunst über die orientalische derartige Besitzungen wol zu erobern, aber nicht zu behaupten gewesen sein. Sie hatten in der That genug zu thun, ihre gewonnenen Besitzungen an den Küsten gegen die vielfach erneuerten Angriffe ihrer Nachbarn zu behaupten. Zum Versinken der portugiesischen Macht trugen größtentheils Fehler bei, welche in dem Umfange und der Administration derselben lagen. Die Besitzungen lagen zu weit auseinander, um von einem so kleinen Staate gut geschützt werden zu können. Der Übermuth, Luxus, Gewinnsucht, Weichlichkeit und überhaupt die schnell um sich greifende Sittenverderbniß in den neuen Besitzungen, die Einflüsse, welche bei der Wahl der Beamten entschieden, die Grausamkeit der Inquisition (seit 1542 eingeführt) beleidigte und entfremdete die Unterthanen, erschlaffte die Regierung und brachte sie in unwürdige Hände. Es bedurfte nur eines äußern Anstoßes, um die hinschwindende Macht der Portugiesen zu zertrümmern. An einem solchen läßt es das gerechte Schicksal, wenn das Maß erfüllt ist, selten fehlen. Die Vereinigung Portugals mit Spanien führte eine Vernachlässigung der portugiesischen Besitzungen herbei, um dadurch die spanischen zu heben. Die Portugiesen erhielten alle Feinde, welche die spanische Übermacht damals bekämpften und die freien Niederländer insbesondere suchten die dahinsterbenden Portugiesen zu beerben. Im J. 1595 führte Philipp's Verbot gegen die Niederländer, den Hafen von Lissabon zu besuchen, ihre erste Schiffahrt nach Ostindien herbei; schnell wurden diese Fahrten wiederholt. Die indischen Fürsten sahen in der Ankunft der Holländer einen Hoffnungsstrahl, der sie vom Joche der Portugiesen befreien würde. Allenthalben wurden sie freundlich aufgenommen; ein Sieg über die spanisch-portugiesische Flotte (1602) begründete ihren Kriegsruhm in Osten und in demselben Jahre bildete sich die privilegirte ostindische Compagnie. Aber schon grade im Beginn dieses Jahrhunderts wurden die Würfel über Indiens Zukunft geworfen. Im J. 1600 (den 23. Sept.) hielt die in dieser Zeit von der Königin Elisabeth von England privilegirte ostindische Gesellschaft ihre erste Zusammenkunft und wählte 13 Directoren [48]), und am 31. Dec. 1600 erhielt sie ihr Charter [49]). Sie wurde als moralische Person constituirt unter dem Namen „Gouverneur und Compagnie der londoner Kaufleute, welche nach Ostindien handeln." Sie erhielten das Recht, Land zu kaufen und darüber zu verfügen, und „wurden einzig und allein für 15 Jahre autorisirt, den Handel jenseit des Caps der guten Hoffnung bis zur Straße Magalhaens zu treiben, jedoch nicht an einem Orte, welcher im Besitz eines christlichen Fürsten wäre, der in Freundschaft mit der Königin stände, und sich diesem Handel entgegensetze." Bis 1617 bestanden ihre Seefahrten fast nur in Versuchen. Die erste Festsetzung fällt schon in die Zeit des auf Akbar folgenden Großmoguls.

Als Selim, Akbar's Sohn, unter dem Namen Mohamed Jehangyir [50]) (der Welteroberer) die Regierung antrat (1605), war das Reich in 15 Vicekönigreiche, Subahs genannt, getheilt: Allahabad, Agra, Oude, Ajmir, Guzerate, Bahar, Bengal, Delhy, Kabul, Lahore, Multan, Malwa, Berar, Kandeish und Ahmednuggur. Gleich nach Antritt seiner Regierung hatte er eine Empörung seines Sohnes zu bekämpfen, welchen schon bei Akbar's Tode eine Partei statt seiner auf den Thron setzen wollte. Auch mehre andere Empörungen wurden mit Leichtigkeit gedämpft, am schwierigsten die eines indischen Königs von Udipur, welches zwar dem Namen nach den Muhammedanern unterworfen war, aber durch seine bergige Lage geschützt, sich stets in einem gewissen Grade von Unabhängigkeit behauptet hatte. Um diese Zeit kam Thomas Roe als englischer Gesandte zum Großmogul; schon vorher waren Mildenhall (1606) und Hawkins (1608) in derselben Eigenschaft bei ihm gewesen [51]). In einem spätern Feldzuge wollte Selim die Bhils und Kulies in Guzerate, welche durch ihre Räubereien die Straßen unsicher machten, ausrotten. In der That fielen eine große Menge von ihnen durchs Schwert. Der Überrest wurde in die Berge getrieben. In Sevalik (die bergigen Gegenden südöstlich von Kaschmir) lebten noch eine Menge kleiner indischer Stämme, welche, durch die Berge geschützt, ihre Freiheit noch erhalten hatten. Auch sie wurden durch ein dahin gesendetes Heer tributair gemacht. Gegen die Könige in Dekhan, welche Tribut verweigert und sich in Kriegsstand gesetzt hatten, schickte der Großmogul seinen Sohn Shah Jehan, allein ehe es zum Kriege kam, unterwarfen sich die Feinde. Shah Jehan, an der Spitze eines bedeutenden Heeres, empörte sich nun gegen seinen Vater, mußte sich aber nach mehren verlorenen Schlachten unterwerfen und erhielt Verzeihung. Diese

48) *Bruce*, Annals of the honourable East-India Company from the Establishment by the Charter of Queen Elizabeth 1600 to the union of the London and English East-India Companies 1707—1708. (Lond. 1810. 4.) 3 Voll.

49) Charters granted to the East-India Company from 1601 also the treatics and grants made with or obtained from the Princes and Powers in India from 1756—1772. (Lond. 4.)

50) Jehangbir's Memoiren sind übersetzt von Price: Memoirs of the Emperor *Jahangueir* written by himself, translated from the Persian by *D. Price* (Lond. 1829). *Mill*, History of British India. II, 312 fg. Allgemeine Weltgeschichte. XXIII, 222.

51) Vgl. *Murray*, Historical Account of discoveries and travels in Asia (Edinburgh 1820). II, 120.

sowie viele frühere Siege verdankte Jehanghir einem edlen und tapfern Rajputen Mohâbet (Mahâbhat't'a). Sie dienten aber nur dazu, des Königs Argwohn gegen ihn zu erregen, welches vorzüglich durch dessen Favoritstrau, Nurmahal, geschah. Mohâbet wurde zur Empörung gezwungen, in welcher er den König gefangen nahm; später fiel auch Nurmahal in seine Hände, und um sich zu sichern, foderte er dem Könige, den er als seinen Herrn selbst in der Gefangenschaft behandelte, ein Todesurtheil gegen sie ab. Dieser fertigte es ohne Widerstand aus. Allein da sie vor ihrem Tode noch eine Zusammenkunft mit Jehanghir wünschte, welcher Mohâbet beiwohnte, konnte er den Thränen derselben und der Aufforderung des Königs, ihr das Leben zu schenken, nicht widerstehen. Kurze Zeit darauf gab er dem Könige seine Freiheit und Gewalt zurück, und um sein vollständiges Vertrauen zu zeigen, entließ er seine Rajputen. Diese Gelegenheit benutzte Nurmahal; er mußte flüchten und ein Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt. Da faßte er den kühnen Entschluß, verkleidet zu des Königs Vezier, der Nurmahal Bruder, zu gehen, und ihm die Nothwendigkeit vorzustellen, an die Stelle des zu schwachen Fürsten seinen Sohn, Shah Jehan, zu setzen. Der Vezier, dessen Tochter Shah Jehan's Gemahlin war, ging diesen Vorschlag ein; das Schicksal schützte sie aber gegen die, mit einer solchen Umwälzung fast nothwendig verknüpften, Verbrechen. Jehanghir sowol als sein ältester Sohn Parwez starben 1628; der jüngste Sohn, Shahriar, welchen des Vaters Testament zum Nachfolger bestimmt hatte und die Sultanin unterstützte, wurde geblendet, und Shah Jehan befestigt den Thron. Seine Regierung begann er mit Ermordung aller männlichen Nachkommenschaft des Hauses Baber, mit Ausnahme seiner eigenen Söhne. In seinem großen Reiche unterwarf sich blos Lody, welcher im Dekhan commandirte, nicht eher, als bis er durch einen Heereszug gewungen war. Später empörte er sich von Neuem und fand Zuflucht bei dem Fürsten von Dekhan. Hier war nach dem Sturze des Reiches von Ahmudnuggur [52]) ein Theil seines Länderbestandes an Mullek Umber gekommen, welcher von Telingana bis nahe von Ahmudnuggur und Dowlatabad herrschte. Raju Minnaun herrschte von Dowlatabad nördlich bis an die Grenze von Guzerate; Mortiza II., aus dem Hause der frühern Könige von Ahmudnuggur, besaß Dusch mit einem kleinen Gebiete. Raju wurde bald von Umber gestürzt, welcher sein Reich dem seinigen einverleibte und sich selbst über die Könige von Bidjapur und Golconda, deren Besitz sich gleich geblieben war, ein Übergewicht verschaffte. Sein Sohn, Futteh Khan, ermordete Mortiza und machte dessen Besitzungen, obgleich er sie dessen Sohn überließ, von sich abhängig [53]). Lody brachte eine Verbindung der drei Könige von Dekhan zu Stande, und führte ihr Heer dem Kaiser entgegen; allein er wurde fast vom ganzen Heere verlassen und fiel nach tapferem Widerstande. Der Krieg war von jetzt an mehr eine Verwüstung, da die Könige von Dekhan keinen ernstlichen Widerstand mehr entgegensetzten. Endlich kam es zum Frieden. Shah Jehan zog sein Heer zurück, blieb aber im Besitze der Festungen, welche er im Verlaufe des Krieges erobert hatte. Shah Jehan ließ auch die Portugiesen, deren Namen schon sehr in der Achtung gesunken war, seitdem sie von den Holländern und den Engländern besiegt waren, in Hugly belagern, und nahm die Garnison nach Übergabe der Stadt gefangen. Die gefangenen Portugiesen wurden fast alle entweder Muhammedaner oder getödtet. Shah Jehan hatte sich den Weg ins Dekhan offen gehalten und er wurde bald wieder von seinem General Mohâbet siegreich eingeschlagen. Nach dessen Tode zog Shah Jehan selbst mit einer großen Armee gegen die Königreiche Golconda und Bidjapur. Sie mußten sich unterwerfen und für Vasallen des Großmoguls erklären. Um diese Zeit wurde auch Berar, wo sich ein indischer König empört hatte, in eine Subah (Vicekönigreich) verwandelt. Auch in Assam und Tibet wurden Eroberungen gemacht. Das Commando des Dekhans hatte sich des Königs dritter Sohn, Aurengzeb, stets zu verschaffen gewußt, und versuchte in dieser Stellung, sich des Königs von Golconda durch Verrath zu bemächtigen. Dies mislang, aber die Stadt Hyderabad fiel bei dieser Gelegenheit in seine Hände. Der Krieg, welchen er auf diese Weise herbeigeführt hatte, mußte auf einen Befehl vom Hofe durch einen Frieden beendet werden. Dagegen wurde kurz nachher das Königreich Bidjapur gedemüthigt und mußte unter noch strengeren Bedingungen sich unterwerfen [54]). So weit war die Regierung Shah Jehan's eine im Ganzen sehr glückliche und trotz vieler Fehler seines Charakters — Wollust, Verschwendung und Geldgier — hatte diese Weltgegend unter ihm ein ruhiges und von strenger Gerechtigkeit geschütztes Leben. Jetzt wurde der Kaiser krank, und die Erwartung seines Todes brachte die lange unter seinen vier Söhnen bestehende Eifersucht zu blutigem Kampfe. Gegen den gewöhnlichen Gebrauch des Orients waren sie alle kriegerisch erzogen, und als Vicekönige, mit Ausnahme des Ältesten, welcher als designirter Erbe sich in der Nähe des Kaisers aufhielt, in Besitz von bedeutender Macht. Der Älteste, Dara, ergriff, sowie der Vater erkrankte, sogleich die Zügel der Regierung und feindselige Maßregeln gegen seine Brüder. Der zweite Sohn, Suja, Vicekönig von Bengalen, griff sogleich zu den Waffen, wurde aber zurückgedrängt und in Mongir belagert. Aurengzeb, der Richard III. des Orients, verband sich mit Morâd, dem vierten Sohne, dem er den Thron versprach. Während dessen genas Shah Jehan wieder und Dara gab ihm die Regierung zurück. Aurengzeb und Morâd folgten dessen Befehl nicht, in ihre Gouvernements zurückzukehren, wagten jedoch auch keinen Krieg gegen den Vater. Diese Unschlüssigkeit endete Dara's Ungestüm. Dieser zog sogleich mit dem kaiserlichen Heere gegen Aurengzeb, welcher nun den Vorwand erhielt, sich gegen seinen Bruder vertheidigen zu müssen. Eine Schlacht entschied zu Gunsten der verbundenen Brüder. List und Verrath brachte auch Shah

52) Vgl. S. 137. 53) *Mill*, History. II, 328.

54) *Mill*, History. II, 337.

Jehan in Aurengzeb's Gewalt; Morâd nahm er gefangen. Dann ließ er sich 1658 durch seine Großen bewegen, den Thron selbst zu besteigen. Der Vater, Schah Jehan, wurde in seinem Palaste gefangen gehalten, aber mit aller äußern Achtung und Ehrfurcht behandelt; er lebte so bis 1666. Aurengzeb verfolgte, sowie er den Thron bestiegen, mit der ganzen ihm eigenen Energie den Krieg gegen seine beiden Brüder, Dara und Suja, welche, ohne sich zu vereinigen, ihn angriffen. Er verdrängte zuerst Dara bis über den Indus, dann schlug er Suja; allein Letztern konnte er nicht verfolgen, da Dara schon wieder in Indien erschienen war. Aurengzeb wußte ihm alle seine Anhänger abtrünnig zu machen; er selbst wurde ihm sogar ausgeliefert und nach wenigen Tagen getödtet. Während dessen verfolgte Aurengzeb's Sohn, Mahomed, und der Vezier Jumla den Krieg gegen Suja. Dessen Tochter wußte aber den Mahomed zu gewinnen und von seines Vaters zu ihres Vaters Sache herüberzuziehen. Allein Aurengzeb wußte Zwietracht zwischen Mohamed und Suja zu säen; ersterer mußte sich seinem Vater ergeben, der ihn in ein Gefängniß setzte; Suja flüchtete nach Arrakân, wo er nach manchen romantischen Abenteuern mit seiner ganzen Familie ermordet ward [55]). Sobald Aurengzeb unbestrittener Herr des Landes war, wußte er es bald ganz zu beruhigen, und durch eine strenge, wachsame und consequente Verwaltung zu einem relativ glücklichen und mächtigen Zustand zu bringen. Als er es übernahm, dehnte es sich von Kabul bis zum Nerbudda und westlich vom Indus bis Bengalen und Orissa aus. Die Eroberung von Assam, welche unter ihm gemacht wurde, war nur von kurzer Dauer. Dem Könige von Arrakan wurde dagegen Tschittagong (zwischen 21—23° n. Br.) genommen. Die einzigen innern Kämpfe im nördlichen Theile des Reiches hatte er mit den tapfern Rajputen zu bestehen, welche so sehr in finanzieller und religiöser Rücksicht bedrückt wurden, daß sie 1679 sich empörten [56]). Die wichtigsten kriegerischen Operationen betrafen aber das Dekhan. Hier hatte sich ein mächtiger Feind, der Gründer der Mahrattenherrschaft Sevaji, erhoben. 300 Jahre lang hatten die Mahratten (die Bewohner des mahârâshtradêça) unter Muhammedanischer Herrschaft gestanden. Ihr Name war vergessen. Sprache und Religion waren fast die einzigen Momente, welche sie von ihren Herren schieden und unter einander verbanden [57]). Sevaji leitete seinen Stammbaum von den Königen von Tschittore aus dem edelsten Stamme der Rajputen. Von seinem Vater, welcher in dem Dienste des Königs von Bidjapur sich in Besitz von Tanjore gesetzt hatte, und dieses seinem von einer andern Frau gezeugten Nachkommen hinterließ, mit sammt seiner Mutter verstoßen, wuchs er unter Aufsicht eines der Officiere seines Vaters in Puna (18° 30′ n. Br., 74° 2′ ö. L.) auf. Kühn und abenteuerlich sammelte er schon im 17. Jahre eine Bande um sich, mit der er die umliegenden Gegenden verwüstete. Nachdem er in den Besitz der Erbschaft seines Pflegevaters gekommen war, vermehrte er diese und benutzte sorgfältig die Zeit, wo Aurengzeb im Kampfe mit seinen Brüdern war, um seine Besitzungen durch Eroberung insbesondere im Reiche von Bidjapur zu vermehren. Alle Mittel waren ihm, der orientalischen Politik gemäß, gerecht. Durch Mord und Verrath kam er endlich in Besitz der ganzen Küste von Goa bis Damaun (15° 50′ — 21° 50′ n. Br.). Nachdem sich Aurengzeb auf dem Thron befestigt, erhielten seine Commandeure im Dekhan Befehl, Sevaji zu züchtigen. Sevaji ließ seine Besitzungen verwüsten und zog sich in die Gebirge zurück. Allein die gegen ihn geschickten Feldherren, ein Inder und ein Muhammedaner, waren unter sich selbst uneins; der erstere führte, mit Sevaji's Hilfe sogar, einen Mordanschlag gegen den letztern aus, aber ohne daß er gelang. Beide Feldherren wurden zurückgerufen und Sevaji benutzte die Zwischenzeit (1664), Surate, die reichste Handelsstadt damals, zu plündern. Doch war er so vorsichtig, die englischen und niederländischen Factoreien daselbst nicht zu belästigen. Allein Aurengzeb sandte jetzt bedeutendere Heeresmassen gegen ihn; er unterlag, faßte aber den kühnen Entschluß, sich dem Kaiser zu ergeben und ihm seine Dienste anzubieten. Er kam, nachdem ihm sicheres Geleit versprochen war, nach Delhy, wo ihn Aurengzeb sehr freundlich aufnahm, aber zu einem Feldzuge gegen Kandahar zu bewegen suchte. Er durchschaute die Absicht, ihn von seinen Besitzungen und Getreuen entfernt zu halten; erregte aber nun Verdacht und wurde sorgfältig überwacht. Man wollte ihm das gegebene Versprechen, daß er gegen jede Lebensgefahr sicher sein könne, brechen, doch ließ man sich durch die Vorstellung zurückhalten, daß bei einem solchen Treubruche alle indischen Könige zu den Waffen greifen würden. Sevaji traute aber nicht länger, sondern wußte sich unter dem Schutze seiner Getreuen, welche in kleinen Haufen bis in die Nähe von Delhy gekommen waren, den Händen des Kaisers zu entziehen. Sein Heer stand schon in Guzerate, und er stürzte sich nun mit erneuter Wuth auf die Staaten des Großmoguls [58]). Ein neues Heer wurde gegen ihn geschickt; er zog sich in seine Festen in den Bergen zurück, und benutzte jede sich darbietende Gelegenheit zum kleinen Kriege. Im J. 1664 sandte Aurengzeb seinen Sohn gegen ihn, und suchte ihn durch List in seine Gewalt zu bringen; sein Sohn mußte den Schein annehmen, als wollte er sich empören und mit Sevaji verbinden; Letzterer traute jedoch nicht, und lehnte eine effective Verbindung ab, ehe er seines Vaters Heer angegriffen hätte. Dadurch entging er dieser Schlinge. Um diese Zeit nahm Sevaji

55) Vgl. *Dow*, History of Aurungzebe. Allgemeine Welt-geschichte. XXIII, 268—303. *Mill*, History of British India. II, 348 und die bei ihnen angeführten Quellen für diese Zeit, welche noch sehr mangelhaft sind. 56) Allgemeine Weltgeschichte. XXIII, 317. 57) Hauptwerk: *Duff*. History of the Mahrattas. III Voll. (Lond. 1826). Vgl. *Wilks*, Historical Sketches of the South of India (Lond. 1810). I, 68 fg. (Orme's) Historical fragments of the Mogul Empire, of the Mohrattaes u. s. w. (Lond. 1805). S. 6. Vgl. Mill und and. allgemeine Werke.

58) Anders bei *Scott*, Aurungzebes Operations in Dekkan. p. 10; ich folge Orme S. 17.

den Titel Rag'a an. Der Krieg wurde, um der List mehr Schein zu geben, sehr lässig geführt, und Sevaji gewann immer mehr Grund. Das Königreich Bidjapur litt am meisten von ihm, allein 1672 erschien er plötzlich selbst vor Golconda. Der Krieg mit den Statthaltern des Großmoguls dauerte in der Gestalt eines Guerillakrieges, dessen Zweck fast nur Verwüstung und Beute war, fort, ließ aber Sevaji Zeit genug, auch in diesen Gegenden seine Territorialmacht auszudehnen. Dazu gab ihm der Zustand von Bidjapur die beste Gelegenheit; denn hier war ein Kind von fünf Jahren König und die Großen in verschiedene Parteien getheilt. Seit 1673 begann er den Krieg, welchen er im Ganzen glücklich führte. Während desselben ließ er sich nach altindischer Sitte zum Könige krönen (1674) und Sanskrit wurde jetzt als die officielle Bezeichnung von Ämtern und Würden statt des Persischen eingeführt. Brahmanen genossen an seinem Hofe hohes Ansehen, und Sevaji war überaus streng in Beobachtung der religiösen Formen. Im J. 1677 unternahm Sevaji seine bedeutendste That. Er zog mit einem Heere nach Golconda, schloß ein Bündniß mit dem dortigen Könige und fiel dann in Karnatik ein. Die Eroberungen aber behielt er für sich und betrog den König von Golconda. Hier wurde er von Neuem in Krieg mit Aurengzeb, welcher oft und grade um diese Zeit durch Verträge unterbrochen war, verwickelt; Aurengzeb hatte sich mit dem Könige von Bidjapur vereinigt. Auch hier war er fast immer in Glück, entriß in einem Vertrage dem Reiche Bidjapur bedeutende Theile, starb aber vor Vollendung des Krieges 1680. Er hinterließ als sein Reich die westliche Küste von Indien von Gundavi an (20° 80′ n. Br.) bis etwas südlich von Goa, mit Ausnahme der Besitzungen der Engländer und Habessinier; noch südlicher gehörten ihm einzelne Punkte auf der Küste, wie Ankola (14° 75′); Sunda (14° 43′ n. Br., 74° 58′ ö. L.) im Binnenlande von Canara erkannte seine Oberhoheit; der Rana von Bednore in Mysore (13° 50′ n. Br., 75° 6′ ö. L.) zahlte jährlichen Tribut. Außer seinen Besitzungen um Bellary (15° 5′ n. Br., 76° 59′ ö. L.) und Kopaul (15° 19′ n. Br., 76° 10′ ö. L.), seinen Eroberungen in Dravida, seiner Oberhoheit und seinem väterlichen Erbtheil in Tanjore, besaß er den zusammenhängenden Theil Mahrattas von Djuner bis Puna. Außer gelegentlich in Besitz genommenen und, selbst wenn verloren, vindicirten Districten hatte er eine Kette von Forts von Tattora (17° 53′ n. Br., 74° 29′ ö. L.) bis Panella (16° 75′ n. Br.) und eine Menge detachirte Punkte, Garnisonen selbst in Buglan und Kandeish. So war sein Reich im Westen von Dekhan mehr abgeschlossen, aber mit Thüren und Thoren fast zu allen andern Theilen des mittlern Dekhans zwischen dem 21—12°. n. Br. versehen. Sowie er höchst wahrscheinlich, wenn er selbst länger gelebt hätte, seine Stellung auf die seiner Energie zukommende Weise benutzt hätte, so hing es nur von der Persönlichkeit seiner Nachfolger ab, auf den Grund, welchen er gelegt hatte, ein übermächtiges Gebäude aufzuführen; allein Keiner erbte seinen Genius. Seinem Tode folgten sogleich häusliche Intriguen und Kämpfe; doch wußte sein ältester Sohn, Sumbhaji, über sie zu triumphiren.

Während dieser Zeit hatte Aurengzeb nur gegen die Afghanen einen Krieg zu bestehen, welche 1675 sich gesammelt hatten und einen Pseudo-Sujah auf den Thron von Delhy zu setzen versuchten. Der Krieg dauerte 15 Monate. Die Afghanen wurden aus den Ebenen verdrängt, allein nicht in die Berge verfolgt, sondern eine Kette von Forts an der Grenze erbaut, um sie von Einfällen zurückzuhalten [59]).

Im J. 1681 hatte Aurengzeb's Sohn, Akbar, den Plan gefaßt, seinen Vater mit Hilfe der Rajputen, welche jener mit Gewalt zum Islam bekehren wollte, zu entthronen. Letzterer Plan mißlang, aber auch die Rajputen wußten sich und ihre Religion tapfer zu vertheidigen. Akbar flüchtete zu Sumbhaji. Dieser nahm ihn sehr ehrenvoll auf, da er in fortgesetztem, wenngleich lässig betriebenem Kriege mit dessen Vater stand. Dieser zog nun 1684 in Person gegen ihn. Sumbhaji hatte die Zwischenzeit benutzt zu Kriegen mit den benachbarten Städten und den Portugiesen; allein seines Vaters kräftige Institutionen begannen schon in Verfall zu gerathen. Der ungeheuren Armee des Kaisers [60]) konnte Sumbhaji im offenen Felde nicht widerstehen, auch fielen manche feste Punkte in die Hände der Muhammedaner; allein die Mahratten benutzten jede Gelegenheit auf ihren schnellen Pferden sich durch Plünderungen und selbst Eroberungen in des Kaisers Gebiet zu entschädigen. Glücklicher war Aurengzeb in Bezug auf seine Operationen gegen die Muhammedanischen Königreiche Golconda und Bidjapur; beider Hauptstädte eroberte er und suchte sich vollständig in Besitz dieser Königreiche zu setzen und darin zu sichern (1687); sie wurden in zwei Vicekönigreiche verwandelt und dem Reiche einverleibt. Nach dieser Zeit ging auch der Krieg gegen Sumbhaji glücklicher, zumal da dieser ganz indolent war, und nur sehr momentan seine frühere Energie zeigte. Die Besitzungen in Karnatik gingen fast ganz verloren, und so auch alles in den nördlichen Gebieten Sumbhaji's, mit Ausnahme der Festen; südlicher dagegen war auch die Kette von Festen von Tattora bis Pannella in den Händen der Muhammedaner gefallen, und Aurengzeb war schon im Begriff, sich der Reihe nach der sämmtlichen übrigen Festen zu bemächtigen, als er durch eine mörderische Krankheit, welche im Heere ausbrach (1689), genöthigt ward, sein Lager zu verlegen. Diese Störung wurde aber durch Gefangennehmung Sumbhaji's ersetzt, welcher in seinem Unglücke seine alte Energie wieder fand, und Aurengzeb fast nöthigte, ihn hinrichten zu lassen, wodurch jener alle Vortheile einbüßte, die er aus seiner Gefangenhaltung wahrscheinlich hätte ziehen können (1689). Sumbhaji hatte einen minorennen Sohn (später Shao) hinterlassen, daher wurde sein Bruder Ram Raj zum Regenten ernannt, und mit der größten Einigkeit wurde Alles zur Abwehr des gefährlichen Feindes angeordnet. Dennoch ward

59) *Orme*, Historical fragments. p. 49 fg. 60) Sie wird geschildert bei *Duff*, Hist. of the Mahr. I, 329 fg.

Raigurh, die bisherige Residenz, genommen und Sumbhajî's Sohn fiel in die Hände Aurengzeb's. Der Regent bestieg nun selbst den Thron (1690). Mit wechselndem Glücke wurde der Krieg geführt, ohne daß Aurengzeb ihn zu beenden vermochte. Nach Ginjee (12° 12′ n. Br., 79° 28′ ö. L.) in Karnatik hatte Ram Raj schon als Regent seinen Sitz verlegt, um dessen Belagerung sich fast der ganze Krieg dreht. Bis 1697 hielt er sich hier; dann wußte er mitten durch des Kaisers Belagerungsheer zu entkommen. Bald darauf fiel Ginjee in die Hände des Moguls. Satara ward nun die Residenz von Ram Raj; schon 1699 erschien er an der Spitze einer viel größeren Armee, als je die Mahratten ins Feld geführt hatten, und plünderte und erhob Taxen im nördlichen Dekhan, Kandeish, Berar u. s. w. Er wurde zwar auf seiner Rückkehr angegriffen und in die Flucht geworfen. Aber eine Flucht der Mahratten war fast nie ein Sieg ihrer Gegner. Dennoch führten die Muhammedaner den Krieg mit größerer Energie und eroberten 1700 Satara. In derselben Zeit starb Ram Raj. Sein Sohn war minorenn; daher übernahm seine Witwe die Regentschaft. Der Wechsel war wider alle Erwartung Aurengzeb's ihm keineswegs günstig. Er versuchte die Forts zu nehmen, während die Mahrattas Steuern bis mitten in Malwa erhoben. Das Muhammedanische Heer war des Krieges müde, und ihre Macht im Dekhan beruhte auf schwachen Füßen. Die Sympathien waren allenthalben zu Gunsten der Mahratten. Diese eroberten eine Menge Forts wieder. Der Kaiser faßte den Entschluß, nach Dehly heimzukehren, und zog sich nach Ahmudnuggur zurück. Die Mahratten griffen ihn an, und wenig fehlte, so würden sie Aurengzeb selbst gefangen haben. In Ahmudnuggur angekommen, starb Aurengzeb 1707 im 94. Lebensjahre.

In dem letzten Jahrhundert stieg die Macht der Holländer in diesen Gegenden, und sie beerbten gleichsam die dem Tode verfallenen Portugiesen. Doch war in der ganzen ersten Hälfte des 17. Jahrh. ihr Augenmerk weniger auf eine Festsetzung in Vorderindien gerichtet. Die Macht der Mongolen wäre hier auch hindernd in den Weg getreten. Erst 1658 bemächtigten sie sich der portugiesischen Besitzung Negapatnam auf Coromandel, 1661 nahmen sie den Portugiesen Quilon auf Malabar, im folgenden Jahre Cranganor, und 1663 Cochin und Cannanor ab, sodaß sie sie aus ganz Malabar, mit Ausnahme von Goa, vertrieben [61]).

In demselben Jahrhundert war auch eine französische Handlungscompagnie gebildet (1604); allein auch sie gelangte erst sehr spät zu einer festen Niederlassung in Indien, nämlich 1672, wo sie den District von Pondichery dem Könige von Bedjapur abkaufte. Im J. 1692 nahmen es ihnen zwar die Holländer ab, mußten es aber 1697 nach dem Frieden von Ryßwick zurückgeben [62]).

Auch in Dänemark war 1612 eine ostindische Handlungsgesellschaft gegründet, welche sich schon 1616 durch Kauf Tranquebar auf der Küste Coromandel erwarb [63]).

Die für Indiens Zukunft wichtigste Handlungsgesellschaft, die englische, hatte 1612 ihre erste Factorei in Surat angelegt. Siege über die portugiesische Flotte flößten schon Achtung und Furcht vor den Engländern ein; doch wurden sie noch allenthalben von den ihnen überlegenen Holländern gehindert, und die große Macht des Moguls machte auch ihnen festere Niederlassungen in Vorderindien noch unmöglich. Die Handelseifersucht der Europäer führte eine wahrhafte Verwilderung derselben — insbesondere der Holländer, welchen jedes Mittel gerecht war — in diesen Gegenden herbei. Auf der Küste von Coromandel ward Masulipatam, eine feste und die Hauptniederlassung der Engländer, welche nur kurze Zeit mit Armagon (1627) vertauscht ward. Im J. 1633 erhielten sie vom Großmogul das Recht, in Bengalen zu handeln. Vielen Schaden that ihr das 1635 Courten verliehene Privilegium, eine indische Handelsgesellschaft zu bilden, welche sich endlich 1657 mit der alten Compagnie verband. In demselben Jahre erhielten die Engländer die Verwilligung, sich in Madras niederzulassen. Im J. 1661 wurde Bombai von Portugal an England, und von diesem 1667 an die Compagnie abgetreten. Im J. 1681 wurde in Hugly in Bengalen ein Gouverneur angestellt. Im J. 1685 erhielt die Compagnie das Recht, einen Präsidenten als Captain General und Admiral aller ihrer Streitkräfte in Indien zu ernennen, und dieser dachte schon an einen Kampf mit Aurengzeb's Nabob, um sich in Bengalen festzusetzen. Der Krieg dauerte bis 1688, führte aber nicht zur Eroberung von Chittagong, um derentwillen er angefangen war. Die Verwilligung Calcutta's wurde erst später von Bedeutung. Dagegen gelangen manche andere Niederlassungen. Das Privilegium der Compagnie war vielfach durch besondere Permissionen und andere Arten von eigentlich unberechtigten Theilnehmern am ostindischen Handel (interlopers) gekränkt worden; im J. 1695 kam sie in noch größere Gefahr durch das einer schottischen Compagnie in noch größerem Umfange als ihr ertheilte Privilegium des indischen Handels. Einen beiweitem gefährlicheren Feind erhielt die Compagnie aber 1698 an der neu privilegirten „Allgemeinen ostindischen Handelsgesellschaft." Gegenseitige Eifersucht dieser beiden Compagnien würde, wenn sie neben einander fortbestanden hätten, den Grund, welcher zur zukünftigen Macht Englands in Indien gelegt war, bald zerstört haben. Sie vereinigten sich aber (von 1702—1708), und mit dieser Vereinigung trat ein vollständig neues Leben in die Gesellschaft, dessen Entwickelung wir jedoch erst weiterhin verfolgen können [64]).

Nach Aurengzeb's Tode (1707) [65]) folgte, gemäß dem Rechte der Erstgeburt, sein Sohn Muazem; zwei Brüder

61) Saalfeld, Colonialgeschichte Europa's. 3. 4. Bd. Allgemeine Weltgeschichte. XXVI. 62) Allgemeine Weltgeschichte. Ebend.

63) Allgemeine Weltgeschichte. Ebend. 64) Vgl. das schon angeführte Werk: *Bruce*, Annals (Anm. 43. S. 138). 65) Für die Geschichte von dieser Zeit an ist sehr wichtig: The Siyar-al-Mutakherin, a history of the Mahomedan power in India during the last century by Mir *Gholam Hussein-Khan*; revised from

machten ihm den Thron streitig, wurden aber besiegt und fielen in der Schlacht. Muazem nahm den Namen Bahadur Shah an, und zeigte sich höchst energisch zugleich und edelmüthig. Im Dekhan überließ er seinem Vicekönige die Verwaltung, und der Zustand blieb daselbst ungefähr, wie er bei Aurengzeb's Rückzug sich gestaltet hatte. Gegen die Rajputen, deren Häuptlinge sich seinem einen Bruder angeschlossen hatten, führte er selbst Krieg; er war nicht sehr glücklich darin und mußte sich mit einer sehr nominellen Unterwerfung begnügen, um so mehr, als sich von anderer Seite her ein neuer Feind des Reichs erhob. Ein gewisser Nanak (geboren 1469) hatte eine religiöse Sekte der Inder, die Sikhs (von sanskrit. ciksha, Schüler) in der Gegend von Lahore, gegründet [66]). Bis gegen 1600 verbreiteten sie ihre Grundsätze ungestört, indem sie stets unter einem Oberpriester (Guru) standen. Um diese Zeit wurde die Eifersucht der Muhammedaner rege, und ihr damaliger Oberpriester starb als Märtyrer (1606). Da ergriff sein Sohn und Nachfolger das Schwert. Sie widersetzten sich ohne besonderes Glück, aber auch ohne ausgerottet werden zu können, ihren Muhammedanischen Oberherren. Im J. 1675 fiel wieder einer ihrer Oberpriester als Märtyrer, und in Folge dessen verwandelten sie sich unter seinem Nachfolger in eine kriegerische Nation. Sie vertheidigten die Bergpassagen gegen Aurengzeb's Heere; während der Unruhen nach seinem Tode drangen sie sogar aus dem Penjab hervor und unterwarfen sich alle Länder zwischen dem Sutluj und der Jumna. Wer nicht zu ihrer Religion übertrat, wurde ermordet, und sie würden ganz Hindustan unterworfen haben, wenn nicht 1709 der Kaiser Bahadur Shah Dekhan verlassen, und selbst alles zu ihrer Unterwerfung angeordnet hätte. Sie wurden geschlagen; aber Bahadur's Tod (1712) hinderte seine Führer, diesen Vortheil zu verfolgen. Während der darauf folgenden Unruhen erhoben sie nochmals das Haupt. Allein bald wurden sie wieder geschlagen (1716) und für einen Zeitraum von gegen 30 Jahren so unterdrückt, daß man kaum ihren Namen hört. Allein ausgerottet konnten weder sie, noch ihre Religion werden, und selbst während dieser Periode rekrutirten sie sich immer mehr.

Nach Bahadur's Tode (1712) trat, wie gewöhnlich, zunächst ein Kampf unter seinen Söhnen ein. Dem ältesten gelang es unter dem Namen Jehandar Shah den Thron zu besteigen. Allein er besaß ihn nur kurze Zeit. Ferokh-siar, sein Neffe, empörte sich, schlug den Kaiser und erklärte sich 1713 zum Kaiser. Jehandar wurde strangulirt. Unter Ferokh-siar wurde Zoolfikar Khan unter dem Titel Nizam-ul-Mulk zum Vicekönige von Dekhan ernannt. Hier waren durch das Auftreten von Shao (1707), Sohn des Sumbaji, die Mahratten in zwei Parteien gespalten. Shao wurde von Nizam geschlagen und die Mahratten streng von Nizam im Zügel gehalten. Später, 1716, war einer von denen, welche Ferokh-siar auf den Thron gehoben, aber nachher seine Eifersucht erregt hatten, Vicekönig; um ihn vom Hofe entfernt zu halten, hatte der Kaiser selbst die Mahratten zum Kriege aufgefodert. Er war auch keineswegs glücklich. Er schloß daher einen Vertrag mit Shao (1717), und dieser stand ihm in seiner Empörung gegen Ferokh-siar bei. Ferokh-siar wurde 1720 vom Vicekönige von Dekhan, welcher seinem Bruder, dem Vezier, der ebenfalls ein Gegenstand des Hasses beim Kaiser war, zu Hilfe nach Delhy zog, entsetzt. Der Kaiser, welchen sie auf den Thron setzten, ein Neffe von Bahadur Shah, starb bald. Die beiden Sieds, so hießen die mächtigen Brüder — der Vezier und der Vicekönig von Dekhan — setzten einen Bruder auf den Thron, der aber auch kurze Zeit darauf starb, ebenso ein dritter, bis endlich noch in demselben Jahre ein Enkel von Bahadur Shah, unter dem Namen Mahomed Shah, den Thron erhielt. Die Mahratten erhielten nun einen ausgezeichneten Vertrag [67]), der ihnen bedeutende Einkünfte und Macht im ganzen Dekhan rechtlich sicherte. Die Sieds waren jetzt factische Herren des Mogulreiches; allein ihre unbegrenzte Macht erregte Eifersucht. Mehre Statthalter empörten sich; allein am gefährlichsten ward der Nizam-ul-Mulk. Von den Sieds gedrängt, sein Gouvernement Malwa aufzugeben, warf er sich in das Dekhan, schlug zweimal des Kaisers Feldherrn, und als der Vicekönig von Dekhan selbst gegen ihn zog, ward dieser ermordet. Sein Heer hatte sich empört und stürzte nun auch den Vezier, welcher geschlagen ward. Der Kaiser ward jetzt Alleinherr. Der Nizam unterwarf sich ihm, wurde auf kurze Zeit Vezier (1722), zog sich aber schon im folgenden Jahre nach Dekhan zurück, wo er von jetzt an sich ganz als unabhängiger Fürst betrug, obgleich er den Schein des Gehorsams gegen den Kaiser stets behauptete. Er hielt zwar die Spaltungen unter den Mahratten aufrecht, doch erklärte er sich nicht gegen sie, um den kaiserlichen Waffen nicht Muße zu lassen, sich mit größerer Kraft gegen ihn zu wenden. So fingen die Mahratten schon an, sich in Malwa und Guzerate festzusetzen. Nizam selbst befestigte sich immer mehr; Hyderabad ward der Sitz seiner Regierung. Je nachdem es sein Vortheil erheischte, war er in Bündnissen mit oder gegen die Mahratten. Bei dem Versinken der mongolischen Macht erhoben diese sich immer gewaltiger. Im J. 1736 erschienen sie in neuem Kriege mit Mahomed Shah vor den Thoren von Delhi, wurden jedoch zurückgetrieben; dagegen zwangen sie den Nizam, welcher sich mit dem Kaiser verbunden hatte, zur Abtretung von Malwa und allem Lande zwischen dem Nerbudda und Tschumbul (1739). Delhi selbst wurde in diesem Jahre von einem viel härteren Misgeschick betroffen. Nadir Shah, welcher sich auf den persischen Thron erhoben hatte, fiel in Hindustan ein, und drang,

66) Vgl. über sie *Wilkins* in As. Res. I, 313. (Trad. franç.) und *Malcolm* ebend. XI, 197. Ritter, Asien. V, 122. Siyar-al-Mutakherin I, 110. Nouveau Journal Asiatique. 1839. I, 79—92.

67) *Duff*, History of the Mahrattas. I, 450.

the translation of *Haji Mustefa* and collated with the Persian Original by *John Briggs* (Lond. 1832). Leider ist erst der erste Theil erschienen. Die ältere Übersetzung ist mir nicht zugänglich. Ferner Eraduz Khan Memoirs.

fast ohne Widerstand zu finden, bis Delhy. In der Nähe wagten die Truppen des Moguls eine Schlacht, wurden aber vollständig besiegt. Nadir Shah zog in Delhy ein, welches bei Gelegenheit eines durch ein falsches Gerücht von Nadir's Tode entstandenen Tumults geplündert und in Brand gesteckt wurde; eine Menge Einwohner wurde ermordet. Mit einer ungeheuern Beute (nach orientalischen Quellen enthielt der kaiserliche Schatz allein 32,000,000 Pf. St.) zog er sich zurück, indem er nur die Provinzen westlich vom Indus, Tatta und einen Theil von Multan, seinem Reiche einverleibte. Das ganze Reich hatte sich um diese Zeit in eine Menge Staaten zersplittert. Die Rajputenfürsten von Jeypur, Joudpur, Oudepur, waren fast ganz unabhängig; zwischen Agra und Jeypur hatten sich die Jats festgesetzt. In Bengalen, Bahar und Orissa hatte sich Aliverdy Khan unabhängig gemacht; nicht sehr weit von Delhy erhob sich um diese Zeit die Macht der Rohillas [68]). Einem Afghanenhäuptling aus dem Stamme der Rohis oder Rohillas, Ali Mahumed, war es hier gelungen, sich durch List und Gewalt, selbst offenen Widerstand und Kampf gegen den Kaiser (1743), mit Hilfe seiner Stammgenossen ein völlig unabhängiges Reich, später Rohilcund nach seinem Herrn genannt, zu gründen, welches er bei seinem frühen Tode (1749) auf eine weise Art befestigt, seinen noch minderjährigen Kindern hinterließ [69]). Im Dekhan theilten Nizam-ul-Mulk und die Mahratten Macht und Einkünfte. Neben ihnen bestanden kleinere Fürsten und Herren, welche in dem Kampfe der Mächtigen eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten wußten. Unter ihnen fing der Staat von Mysore, welcher dem Mogul und den Mahratten tributair gewesen war, an, sich zu heben. Die Portugiesen waren durch die Mahratten gedemüthigt. Die Engländer und Franzosen fingen aber eben an, in die Händel des Dekhans gezogen zu werden. Doch beschränkten sich beide bis jetzt noch auf die Defensiva, ihr Augenmerk einzig auf Vergrößerung ihres Handels und ihrer Privilegien gerichtet, welche sie lieber durch demüthige Unterwerfung, Bestechung und Geschenke, als durch Macht zu erweitern suchten.

Ehe der Kaiser Mahomed Shah starb, traf das nördliche Indien ein neues Mißgeschick. Nach Nadir Shah's Ermordung war es einem Afghanen, Ahmed-Shah-Abdalli, gelungen, sich zum Könige von Afghanistan aufzuwerfen, und die Dynastie der Duranis (1747) zu gründen. Er wandte sich schon 1748, durch Verrath herbeigerufen, gegen Hindustan. Fast ohne Widerstand setzte er sich in Besitz von Multan und Lahore; allein sein weiteres Vordringen ward glücklich abgewehrt, und es gelang ihm nur noch ein Streifzug nach Sirhind. Um dieselbe Zeit starb Mahomed-Shah; kurze Zeit darauf starb auch der hochbejahrte (104 Jahre alte) Nizam-ul-Mulk.

Als Kaiser folgte Ahmed-Shah; Vezier war der Vicekönig von Oude, an dessen Gebiet die Rohillas stießen; im Besitze der Hilfsquellen des Reiches suchte er sie zu unterwerfen; allein er wurde geschlagen; jetzt rief er die Mahrattenhäuptlinge Mulhar Rao Holkar, Gründer der Dynastie Holkar [70]), und Jyapa Sindia, Sohn des Ranoji Sindia, des Gründers dieser Dynastie [71]), beide in Malwa herrschend, zu Hilfe. Mit dieser Unterstützung trieb er die Rohillas in die Berge von Kamaon, mußte aber das Land nun den Mahrattas überlassen. Allein ein neuer Einfall von Abdalli und die Lage der Mahratten im Dekhan befreite Rohilcund sowol vom Vezier, als den Mahratten, und um 1750 traten die Rohillas durch einen Friedenschluß wieder in den Besitz ihres Landes. An Abdalli wurde damals, um seinen Rückzug zu erkaufen, ganz Multan und Lahore abgetreten. Während der Unruhen in den nördlichen Gegenden Indiens seit Nadir's Einfall hatten auch die Sikhs wieder ihre Schlupfwinkel verlassen, und sich bei Gelegenheit von Abdalli's Einfall zu Herren der Strecke zwischen dem Ravi und Sutluj gemacht [72]).

Unter Ahmed Shah suchte der damalige Amir-ul Omrah, ein Enkel des Nizam-ul-Mulk, die Jats zu besiegen, welche sich in der Provinz Agra festgesetzt hatten. Allein der Hof war eifersüchtig auf seine Macht, und schloß mit dem Könige der Jats ein geheimes Bündniß gegen ihn. Sobald dies der Amir-ul-Omrah erfuhr, zog er, ohne Widerstand zu finden, gegen die Hauptstadt, entsetzte und blendete den Kaiser und setzte Aulumgir II. auf den Thron (1753). Dem Amir-ul-Omrah, jetzt Vezier, gelang es, auf verrätherische Weise Multan und Lahore wieder mit dem Reiche zu vereinigen. Dies regte aber Abdalli's Zorn; er fiel wiederum in Hindostan ein, und kam ohne Widerstand (1755) bis Delhi, welches er, sowie die ganze Gegend, plündern ließ. Das Penjab, Lahore und Multan nahm er selbst in Besitz. Der Kaiser, welcher von dem Übermuthe seines Veziers befreit zu sein wünschte, ernannte bei dieser Gelegenheit einen Rohillahäuptling zum Amir-ul-Omrah. Der Vezier schloß sogleich ein Bündniß mit den Mahratten; er eroberte Delhi und bemächtigte sich des Kaisers von Neuem (1756). Die Mahratten wurden kurze Zeit darauf (1758) von einem gegen die Afghanen sich empörenden Statthalter in Lahore zu Hilfe gerufen, und eroberten selbst diese Länder. Neben ihnen erscheinen im Kampfe gegen die Afghanen damals auch die Sikhs wieder. Minder glücklich waren die Mahratten dagegen gegen die Rohillas, welche sich gegen den gemeinschaftlichen Feind mit ihrem früheren Gegner, dem Nabob von Oude, verbunden hatten. Der Vezier wollte die Mahratten unterstützen. Allein er hatte wegen der offenen Feindschaft des Kaisers die Hauptstadt nicht verlassen können; er ließ diesen daher ermorden (1759), und machte einen Enkel von Aurengzeb zum Kaiser, während der Sohn des letzten Kaisers, Shah Aulum, von dem Nabob von Oude als Kai-

68) *Charles Hamilton*, An Historical Relation of the origin, progress and final dissolution of the Government of the *Rohilla-Afghans* in the northern provinces of Hindostan, compiled from a persian manuscript and other original papers. 2d. Edit. (Lond. 1778). 69) a. a. O. S. 89 fg.

70) Vgl. *Duff*, History of the Mahrattas. I, 478 und sonst. 71) a. a. O. 72) As. Res. XI, 238 fg.

ser aufgestellt ward. Während dessen hatte aber Abdalli sich zu einem neuen Zuge gegen Indien aufgemacht, um die Mahratten aus Lahore zu verdrängen. Die Mahratten zogen sich zurück, und Abdalli's Armee folgte ihnen und wurde durch die Rohillas verstärkt. In der Nähe von Delhi kam es zu einer Schlacht, in welcher die Mahratten gänzlich geschlagen wurden. Der Krieg wurde in mehren Schlachten fortgeführt, bis zum dritten Mal die Felder von Paniput über Indiens Schicksal entschieden (6. Jan. 1761). Abdalli verfolgte diesen Sieg nicht; er erkannte Shah Aulum als Kaiser, und überließ die Früchte des Siegs den Engländern. Das Reich des Mogul's hatte dem Wesen nach aufgehört. Shah Aulum hatte nie eine Macht und starb als Pensionair der Engländer [73]). Zu deren Geschichte müssen wir jetzt zurückkehren; an sie knüpft sich mit Leichtigkeit die der übrigen bedeutenderen Bewegungen in Indien, welche sie in kurzer Zeit allsammt in sich aufnimmt [74]).

Im J. 1707, während der Zeit, wo die beiden englisch-ostindischen Compagnien ihre Verbindung bewerkstelligten, war Calcutta Sitz einer Präsidentschaft geworden, sodaß zu der Zeit, wo wir die Geschichte der Engländer in Ostindien wieder aufnehmen (1708), deren drei — in Bombai, Madras und Calcutta — bestanden. Ihre geographische Lage influenzirte die ganze Geschichte der Engländer in Indien, welche fast nur dadurch ihre Gestalt erhielt; dieses genauer nachzuweisen, ist hier jedoch nicht der Ort. Die drei Präsidentschaften waren bis dahin unabhängig von einander gewesen und nur der Compagnie verantwortlich. An der Spitze einer jeden stand ein Gouverneur und ein Rath (council), welcher aus einer unbestimmten Anzahl von Mitgliedern bestand. Diese Beamten stellte die Compagnie an. Sie bildeten die Gewalt und entschieden durch Stimmenmehrheit. Die Mitglieder des Raths hatten stets noch andere Stellen, und da Gewinn die ganze Basis dieses Colonialleben bildete, natürlich die gewinnreichsten. Von 1661—1726 hatten diese Beamten sogar die ganze bürgerliche und Criminal-Jurisdiction. Erst in dem letzterwähnten Jahre wurde ein Sitz der drei Präsidentschaften, ein Majors Court, errichtet, für welchen Gouverneur und Rath die Appellationsinstanz bildete. Außerdem ward ein Court of Requests für geringere Geldstreitigkeiten eingesetzt. Neben ihnen bestanden besondere Gerichtshöfe für die untergebenen Eingeborenen, wo Diener der Compagnie richteten, und zwar nach den vorausgesetzten einheimischen Gesetzen oder Gebräuchen und ihrem Gewissen. Der Präsident war Commandeur en Chef der Militairmacht in seiner Präsidentschaft. Diese bestand damals 1) aus den aus England gesandten Rekruten, 2) Deserteuren der übrigen europäischen Mächte, welche sich damals in Indien niedergelassen hatten, Dänen, Franzosen und Portugiesen, 3) aus einer Bastardrace, welche sich durch Mischung von Portugiesen und Indern gebildet hatte, und zugleich die zum Katholicismus übergetretenen Inder begriff und Topasses genannt wurde, 4) endlich aus Eingeborenen, welche einigermaßen disciplinirt und sepoys, sipahis (Soldaten), genannt wurden. Der Präsident war das Organ der Compagnie in den Verhandlungen mit den einheimischen Fürsten; er berichtete an den Rath.

Der Handel der englischen Compagnie nahm von dieser Zeit an schnell zu. Nur auf kurze Zeit erhielt sie einen Rivalen an der Compagnie von Ostende. Im J. 1717 sandte diese ihre ersten Schiffe nach Indien; im J. 1723 erhielt sie vom teutschen Kaiser eine Charte und Privilegium. Sie bildete Niederlassungen zu Goblom neben Madras und zu Banksbazar am Ganges. Die Seemächte, besonders Holland und England, boten Alles auf, sie zu vernichten, und 1726 sah der Kaiser sich genöthigt, ihr seinen Namen zu entziehen. Sie schlummerte ein. Unbedeutender noch war die schwedische Compagnie (seit 1731), und die preußische (in Emden) seit 1751. Unter Peter dem Großen wurde eine Verbindung zu Lande von Astrachan aus durch die Bukharei mit Hindustan gebildet.

Die Geschichte der Compagnie bis zum J. 1744 — deren Inhalt Ausbreitung ihres Handels, Beschützung ihres Monopols, unbedeutendere Streitigkeiten und Verhandlungen mit den einheimischen Herren Indiens, oder Erwerbungen von kleineren Landstrichen, alles nur mit der einzigen Rücksicht auf Sicherung des Handels bilden — ist unerheblich. Erst in diesem Jahre beginnt sie eigentlich für die Umgestaltung der politischen Form Indiens von Bedeutung zu werden. Der Krieg, welcher seit 1744 zwischen England und Frankreich ausgebrochen war, wurde jetzt auch nach Indien hin getragen. Es wurde ein Kampf, welcher über das Fortbestehen der französischen oder englischen Niederlassungen in Indien entscheiden sollte. Der Hauptsitz der französischen in Indien war Pondicherry; unter ihr standen noch drei Factoreien, eine auf der Küste Malabar, eine auf der von Coromandel und eine in Bengalen. Die Regierungsform war ähnlich der englischen, ein Gouverneur und Rath. Doch hatte der Gouverneur, als in einem streng monarchischen Staate, größere Macht, als der englische. Zwei Männer standen damals an der Spitze der Regierung und der Flotte in Indien, welche, wenn sie in vollständiger Einigkeit gehandelt, und vom Mutterlande aus besser unterstützt gewesen wären, Indiens Zukunft vielleicht eine völlig verschiedene Form gegeben hätten; Dupleix und Labourdonnais. Der erste Hauptschlag war die Eroberung von Madras (1746), welches Dupleix gegen den Willen von Labourdonnais und den Befehl der französischen Regierung bis 1749 in Besitz der Franzosen behielt. Bei dieser Gelegenheit machte man zuerst die Erfahrung, wie sehr die europäischen Waffen denen der Mohren (wie man die Muhammedaner im Dekhan nannte) überlegen waren. 1200 Franzosen schlugen eine ungeheuere Armee des Nabobs von Karnatik, welcher in diesen Krieg hineingezogen war. Dieser erste Krieg der Engländer und Franzosen, 1749 durch den Frieden von Aachen beendigt, war das eigentliche Vorspiel zu den nun folgenden Kämpfen

73) *Francklin*, Life of Shah-Aulum. of british India. T. III—VI.

74) *Mill*, History

ypsen, welche bis 1761 dauernd, die Übermacht Englands in Indien begründeten und sicherten.

Dieser Krieg hatte eine Menge Truppen nach diesen Gegenden (Karnatik) gebracht, und sowol Engländer, als Franzosen, benutzten sie nun, um sich in die einheimischen Händel zu mischen. Die Engländer wollten einen Prätendenten auf den Thron von Tanjore setzen, um das Fort und die Umgegend von Devi-Cota zu gewinnen; nach zwei Feldzügen erhielten sie es auch, aber durch schimpfliche Aufgebung des Prätendenten. Dupleix hatte einen ähnlichen, aber umfassenderen, Plan. Die Nachkommen eines früheren Nabobs von Karnatik, welches am Meere die Küste zwischen dem Krishna und Cavery umfaßte, und im Binnenlande unter dem Namen südliches Karnatik bis zum Cap Comorin reichte, waren vom Nizam-ul-Mulk durch Einsetzung eines andern verdrängt. Nach des Nizam Tode (1748) erwachten Bestrebungen für die frühere Familie. Dupleix beschloß, sie zu benutzen. Chanda Saheb hieß der Prätendent aus der früheren Familie. Dupleix durfte mit Recht erwarten, daß, wenn ihm der Plan gelänge, demselben der Besitz dieses umfassenden Gebiets zu verschaffen, den Franzosen daraus höchst bedeutender Vortheil erwachsen würde. Zugleich hatte sich gegen den Nachfolger des Nizam-ul-Mulk, Nasir Jung, ein Enkel desselben Mirzepha Jung, als Prätendent aufgestellt; Dupleix und Chanda Saheb verbanden sich mit ihm; das Gelingen von dieses Prätendenten Empörung bot noch glänzendere Aussichten. Die vereinigten Truppen begannen ihre Operationen in Karnatik. Der Nabob ward geschlagen und fiel (107 Jahre alt) in der Schlacht (1749). Sein zweiter Sohn Mohammed Ali zog sich glücklich mit dem Reste des Heeres nach seinem Gouvernement Tritschinapoli zurück. Die Sieger verloren die gelegene Zeit. Nasir Jung nahte sich mit einem Heere, mit welchem sich Mohammed Ali verband. Die Engländer, welche schon lange gegen die Franzosen bei dem Nizam und seinem Nachfolger intriguirten, sandten ebenfalls Hilfstruppen. Als sich beide Heere im Gesicht waren, entzogen die Franzosen, unter denen viele misvergnügt waren, ihren Verbündeten ihre Hilfe. Mirzepha ergab sich seinem Onkel und Chanda zog sich nach Pondichery zurück. Aber zwischen den Siegern war Uneinigkeit, welche Dupleix zu benutzen wußte; eine Verrätherei, von ihm angezettelt, führte Nasir Jung's Tod herbei. Mirzepha, eben Gefangener, trat an seine Stelle als Vicekönig. Dupleix ward nun Gouverneur der Mogulbesitzungen auf der Küste von Coromandel vom Krischna bis zum Cap Comorin; Chanda Saheb sein Untergouverneur in Arcot; Mohammed Ali bot seine Unterwerfung an. Mirzepha verließ Pondichery 1751 in Begleitung eines der bedeutendsten Männer in der indisch-französischen Geschichte, Bussy. Unterwegs fiel er in Folge einer Empörung der afghanischen Chefs, welche auch seinen Vorgänger verrathen hatten. Bussy bewirkte, daß mit Übergehung seines unmündigen Sohnes ein Onkel von ihm, Salabut Jung, sein Nachfolger ward. So hatte Dupleix die Franzosen in Zeit von zwei Jahren zu fast wirklichen Herren des größten Theils von Dekhan gemacht. Die Engländer waren in Apathie und Verzweiflung versunken. Sie unterstützten zwar Mohammed Ali, allein mit zu unbedeutenden Mitteln. Da trat Clive, später der Gründer der englischen Herrschaft, damals noch Capitain, auf, und schlug vor, Chanda Saheb, welcher gegen Mohammed Ali glücklich im Süden kämpfte, durch Einnahme von Arcot eine Diversion zu machen. Er besetzte es, und von da an wurde der Krieg glücklich gegen Chanda Saheb geführt. Dieser wurde gefangen und Mohammed Ali ward nun Nabob (1752). Dupleix verzagte trotz mehrer Unglücksfälle der französischen Truppen nicht; er wußte die Mahratten und den König von Mysore, hier zum ersten Male thätig eingreifend, welche früher Bundesgenossen von Mohammed Ali waren, für sich zu gewinnen; allein es fehlte ihm an talentvollen Heerführern. Dennoch wußte er den Krieg so zu leiten, daß die Engländer, trotz gewonnener Schlachten, ihre Macht nicht wesentlich vermehren konnten. Aber in Europa waren England und Frankreich der kostbaren Kriege, deren hohe Bedeutung wol Niemand damals durchschaute, als der geistvolle Dupleix, müde. Die beiden Compagnien faßten den Entschluß, ihre Streitigkeiten durch eine Commission zu schlichten. Die erste Forderung der Engländer war die Zurückberufung Dupleix's, und das französische Ministerium war so schwach, sie zu bewilligen. Der Vertrag selbst war für die Franzosen sehr nachtheilig. Es wurde stipulirt, daß beide Nationen sich nicht in die Angelegenheiten der einheimischen Fürsten mischen sollten; dadurch blieb der Schützling der Engländer, Mohammed Ali, anerkannter Nabob von Karnatik oder Arcot. Durch einen andern Artikel wurden die großen Vortheile aufgegeben, welche Bussy erlangt hatte. Dieser, der Begleiter von Salabut Jung, hatte diesen durch französische Truppen gegen die vielfach wiederholten Angriffe der Mahratten gehalten [75]), und daher bedeutende Territorialabtretungen erhalten, nämlich die vier nördlichen Circars, wodurch die Franzosen die Küste von Modapilly (16° 25′ n. Br.) bis Jaggernauth (19° 55′ n. B.) in ununterbrochener Linie besaßen. Die reichen Einkünfte dieser Gegend, sowie die Möglichkeit, von der Küste aus Unterstützung zu erhalten, hätten Bussy in den Stand gesetzt, die Herrschaft der Franzosen im Dekhan immer mehr zu befestigen. Die Verhältnisse sollten im Statu quo bleiben, bis der in Pondichery geschlossene Vertrag in Europa ratificirt sein würde. Allein kaum waren die, welche ihn verhandelt hatten, nach Europa zurückgekehrt, als er auch schon gebrochen ward. Die Engländer begannen damit, die kleinen Königreiche des Südens, Madura und Tinivelly, zu unterwerfen, und die Franzosen, nachdem sie vergeblich remonstrirt hatten, begannen dieselben Versuche gegen Terriore (11° 7′ n. Br., 78° 43′ ö. L.). Zu gleicher Zeit wurde der König von Mysore von Salabut Jung und Bussy genöthigt, des ersteren Oberhoheit anzuerkennen. Bei dieser Gelegenheit mußte sich der König von Mysore aus dem Gebiete des Nabobs von Karnatik zurückziehen, welches nun mit Ausnahme von Ve-

75) Vgl. *Duff*, History of the Mahrattas. II. c. 2.

lore, wo ein Schützling der Franzosen residirte, diesem ganz gehorchte. Die Engländer wollten nun auch diesen unterwerfen; allein die Franzosen drohten mit unmittelbaren Feindseligkeiten gegen die Engländer in diesem Falle; wodurch sich diese zurückhalten ließen. Sie begannen statt dessen einen neuen Krieg gegen Madura und Tinivelly, wo alles im Aufstande war. Dieser Krieg zog sich sehr in die Länge. Die Franzosen wagten hier nicht thätig einzugreifen, weil Bussy's Lage bei Salabut Jung sich sehr verschlimmert hatte. Seine Feinde hatten es bei dem Vicekönige dahingebracht, daß er den Befehl erhielt, sich aus Salabut Jung's Besitzungen zu entfernen. Allein er setzte sich in Hyderabad fest und nahm mit seiner geringen Mannschaft eine so drohende Stellung ein, daß sich Salabut mit ihm versöhnte, und er noch größere Macht erhielt. Statt der französischen Truppen war nämlich Salabut ein Subsidiencorps von Engländern versprochen. Dieses foderte er sogleich nach Entlassung der Franzosen. Allein in Bengalen waren unterdessen Verhältnisse eingetreten, welche die Engländer nöthigten, ihre ganze Macht auf diesem Terrain zu concentriren und Salabut's Foderung zu verweigern.

Auf Aliverdy war hier sein Enkel Suraja Dowla gefolgt (1756), ein Feind der Engländer. Ein Beamter, welchen er verfolgte, hatte in Calcutta ein Asyl gefunden und seine Auslieferung war verweigert. Dies gab Veranlassung zum Krieg. Calcutta fiel sogleich (1756) in seine Hände. Unterdessen war aber Clive als Oberstlieutenant aus England zurückgekehrt, und erhielt das Commando in Bengalen. Seine Maßregeln waren so gut geordnet, daß er schnell einige Forts nahm und am 2. Jan. 1757 wieder in den Besitz von Calcutta kam; wenige Tage darauf eroberte er Hugly. Um diese Zeit kam die Nachricht, daß der Krieg zwischen Frankreich und England in Europa wieder ausgebrochen war. Die Franzosen hatten in Bengalen keine ganz unbedeutende Macht in Chandernagor. Hätten sie Suraja unterstützt, sie würden vielleicht dem Krieg eine andere Wendung gegeben haben. Allein es war kein Dupleix da, und die kurzsichtigen Beamten schlugen den Engländern vor, in Indien keine Feindseligkeiten gegen einander zu begehen. Suraja sah sich zum Frieden genöthigt (1757). Die Engländer faßten nun sogleich den Entschluß, die französische Niederlassung Chandernagor zu erobern, welches ihnen in kurzer Zeit gelang. Suraja war gegen die Engländer immer feindlicher gesinnt worden; daher nahmen diese den Plan auf, Mir Jaffier, einen Verwandten von ihm, welcher die Absicht hatte, ihn zu stürzen, zu unterstützen. Es kam von Neuem zum Kriege. Suraja wurde geschlagen und ermordet. Mir Jaffier, der Schützling der Engländer, ward König von Bengalen, aus welchem die Franzosen gänzlich vertrieben waren.

Unterdessen waren die Feindseligkeiten der Engländer und Franzosen in Karnatik wieder ausgebrochen. Ein Bruder des Nabobs, Gouverneur von Nellore, verweigerte den Tribut. Die Engländer waren beschäftigt ihn zu unterwerfen; der Krieg in Madura dauerte fort. So waren die schwachen englischen Kräfte durch einen weiten Zwischenraum geschieden. Diese Gelegenheit benutzten die Franzosen, um Tritschinapoli anzugreifen. Der Krieg erhob sich, ohne daß sich jedoch zuerst die europäischen Mächte nahe kamen. Er fiel mehr auf die einheimischen Gouverneure. Endlich erschien eine französische Flotte (1758); an der Spitze der mitgesandten Armee stand Lally, ein irischer Jacobit. Die bedeutende Heeresmacht gab den Franzosen sogleich eine gewisse Superiorität; noch wichtiger aber war die Stellung, welche Bussy einnahm. Dieser hatte mit seiner Handvoll Europäer Salabut Jung, welcher durch eine Verschwörung seines Bruders gestürzt war, gegen den Willen von vier großen feindlichen Heeren — eines der Mahratten — wieder auf den Thron gesetzt und Dowlatabad in Besitz genommen; schon früher hatte er die Macht der Franzosen in den nördlichen Circars immer mehr befestigt und die englische Niederlassung Vizigapatam erobert. Er stand auf dem höchsten Punkte seiner Macht.

Lally begann seine Operationen mit der Eroberung des englischen Forts St. David, südlich von Pondichery; ihr folgte Devicotta. Allein es fehlte an Geld, um die Operationen mit Energie fortzusetzen; hierzu kam, daß Lally den unglücklichen Entschluß faßte, Bussy von seiner Stellung abzurufen. Um Geld zu erlangen, stellte Lally einen Prätendenten gegen den König von Tandschore auf, und zog gegen diesen. Was seine Tapferkeit gut machen konnte, verdarb aber allenthalben sein Ungestüm und seine vollständige Unkenntniß und Mißachtung aller indischen Verhältnisse. Er brachte alle Eingeborenen gegen die Franzosen auf. Der Zug gegen Tandschore mißglückte. Die französische Flotte erlitt eine Niederlage. Dagegen wurde Arcot genommen, und Chanda Saheb's Sohn, der von den Franzosen unterstützte Prätendent, zum Nabob eingesetzt. Andererseits aber mislang die Belagerung von Madras. Sowie Lally von da zurückzog, nahmen die Engländer wieder eine Stellung im Freien, welche sie durch die Übermacht der Franzosen ganz eingebüßt hatten. Zugleich waren sie sehr glücklich in einer Expedition, welche sie nach Bussy's Zurückberufung in die nördlichen Circars geschickt hatten. Salabut Jung wurde wieder von seinen Brüdern in seiner Macht sehr beschränkt. Eine Meuterei in der französischen Armee, welche schon lange keinen Sold mehr erhalten hatte, machte es unmöglich, eine Gelegenheit zu neuer Festsetzung zu benutzen, welche sich durch Bassalut Jung, der sich mit ihnen verbinden wollte, darbot. Lally, um seinen Truppen Subsistenzmittel zu verschaffen, mußte sie theilen. Sogleich ergriffen die Engländer Offensive. Lally mußte seine Truppen wieder concentriren. Bei Wandewash wurde er geschlagen (1759). Die Engländer nahmen nun Arcot wieder und drängten die französische Armee nach Pondichery zurück. Lally trat mit Hyder Ali, welcher damals schon in Mysore die bedeutendste Macht hatte, in Verbindung; allein die Lage der Franzosen schreckte diesen von einer thätigeren Unterstützung zurück. Pondichery fiel in die Hände der Engländer (1761), und kurze Zeit danach auch noch zwei andere Plätze, welche die einzigen waren, die die Franzosen noch in Karnatik besaßen. Lally wurde

in Frankreich zum Tode verurtheilt und schmählich ermordet. Es war eine schlechte Wahl, ihn auf diesen Posten zu stellen, aber er hatte, wo er auch stand, stets seine Pflicht gethan.

In Bengalen war während dessen (1758) Clive Präsident geworden. Die englischen Foderungen lasteten hier schwer auf dem von ihnen eingesetzten Nabob, dessen Bedrückungen noch schwerer auf dem Volke. Es bildete sich eine Conföderation benachbarter Gouverneure, welche des Kaisers von Delhi ältesten Sohn an die Spitze stellte, gegen Mir Jaffier. Allein das Erscheinen der Engländer, um Mir Jaffier zu unterstützen, bewirkte, daß sich das Heer, ohne eine Schlacht zu wagen, zerstreute. Um diese Zeit wollten sich die Holländer, heimlich aufgefodert von Mir Jaffier, welcher sich ein Gegengewicht gegen die Engländer zu bilden suchte, in Bengalen festsetzen. Clive konnte nicht im Namen Englands sie zurückhalten, da England und Holland in Frieden waren. Er nöthigte aber Mir Jaffier zu einem Befehle an die Holländer, den Hugly, in welchen sie eingefahren waren, zu verlassen, und diesen Befehl vollzog er mit englischen Truppen (1759 gegen Ende). Clive verließ Indien. Gleich darauf (1760) brach ein neuer Krieg gegen Mir Jaffier aus. Des Kaisers Sohn drang wiederum mit einer Armee ins Land; er siegte zuerst, ward aber alsdann mit Hilfe der Engländer geschlagen; ebenso der Nabob von Purneah, welcher ihn zu Hilfe zog. Diese Vortheile wären fast durch den Tod von Mir Jaffier's Sohn, Miran, vernichtet worden; denn dessen Armee zerstreute sich und stellte Bahar bloß. Doch wußten die Engländer die Hauptpunkte zu besetzen. Um diese Zeit wurde mit Connivenz der Engländer Mir Jaffier gestürzt und sein Schwiegersohn, Mir Causim, Nabob. Der Kaiser von Delhi (früher Prinz, jetzt Schah Aulum) wurde von den Engländern nochmals geschlagen, und diese traten mit ihm in Verbindung, indem sie ihn mit Mir Causim zugleich versöhnten. Bald folgten aber Streitigkeiten mit diesem über Handels- und Steuerverhältnisse; es kam zum Kriege, in Folge dessen Mir Causim entthront und Mir Jaffier wieder Nabob ward. Jener flüchtete zum Nabob von Oude (1764); auch mit diesem folgte ein Krieg. Die Schlacht bei Bucar aber entschied für die Engländer. In Folge dieser Schlacht wurde Suja Dowla's, des Nabobs von Oude, Macht, welcher zugleich Vezier war, gebrochen. Der Kaiser, bisher in seinen Händen, stellte sich unter den Schutz der Engländer. Diese verpflichteten sich, ihm den Besitz von Allahabad und die übrigen Besitzungen des Veziers zu verschaffen. Im J. 1765 starb Mir Jaffier und sein Sohn Nujim-ad-Dowla wurde von den Engländern als Nabob eingesetzt; allein unter Bedingungen, welche dessen Besitzungen für die Zukunft den Engländern so gut wie ganz unterwarfen.

In Europa war 1763 im Frieden zwischen England und Frankreich ausgemacht, daß ersteres letzterem alle seine Factoreien auf der Küste von Coromandel, Malabar und in Bengalen zurückerstatten sollte. Im J. 1765 wurde Clive, als Lord, wieder nach Bengalen gesandt, um die Präsidentschaft zu übernehmen. Sein erstes Geschäft war, den Nabob von Bengalen auch die geringe, noch übrig gebliebene, Macht zu entziehen. Alle Revenüen seines Vicekönigreiche verwaltete fortan die Compagnie und er selbst erhielt eine Pension. Alsdann wurden die Verhältnisse mit dem Vezier, Vicekönig von Oude, geordnet. Die englischen Truppen waren in Verfolgung des Krieges tief in dessen Land gedrungen und hatten schon Lucknow in Besitz genommen. Der Vezier mußte sich beugen und um Frieden bitten. In London hatte man den Vertrag mit dem Kaiser, nach welchem des Veziers Herrschaft für den Kaiser erobert werden sollte, gemisbilligt; auch in Indien sah man ein, daß der Vezier sie eher würde vertheidigen können, als der schwache Kaiser, und daß sie in seinen Händen eine Vormauer gegen die Mahratten und Afghanen bilden könne. Man gab ihm daher in Frieden seine sämmtlichen Besitzungen zurück, mit Ausnahme von Allahabad und Corah, welche für den Kaiser reservirt wurden. Die dritte Verhandlung war mit dem Kaiser; theils bezog sie sich auf Handelsverhältnisse, theils mußte er den Engländern alle ihre Besitzungen im ganzen nominellen Umfange des Reiches bestätigen, wodurch diese einen Rechtstitel dafür erhielten. Nachdem Clive so den Grund zu der englischen Oberherrschaft in Indien gelegt, resignirte er 1767.

In Dekhan war der Vicekönig Salabut Jung seit 1761 entthront. Der Friede von 1763, in Europa geschlossen, erkannte ihn aber als Vicekönig an; kaum erfuhr dies sein Bruder Nizam Ali, welcher sich der Gewalt bemächtigt hatte, als er ihn ermorden ließ. Im J. 1765 fiel Nizam in Karnatik ein; der Nabob und die Engländer zogen ihm entgegen; er wagte aber keine Schlacht. Um diese Zeit sandten die Engländer eine Expedition nach den nördlichen Circars, um, kraft des ihnen verwilligten Firmans des Kaisers, davon Besitz zu nehmen (1766); eiligst zog Nizam gegen sie; es wurde ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Engländer zwar in Besitz dieser Circars kamen, aber Tribut und Beistand dem Nizam versprachen. Letzterer wurde gegen Hyder Ali angewandt und verwickelte die Engländer in Feindseligkeiten mit diesem.

Hyder Ali war um diese Zeit (1767) Herr von Mysore [76]). Dieser kleine Staat war früher in Abhängigkeit vom großen indischen Reiche von Vigajanagara. Als dieses gestürzt war [77]), wußte sich Mysore unter Hindukönigen in einer gewissen Unabhängigkeit zu behaupten. Die Verfassung hatte die Gestalt angenommen, zu welcher sich alle Hindustaaten von jeher hingeneigt zu haben scheinen. Der König hatte alle Gewalt verloren, während ein Minister ihn gefangen hielt und in seinem Namen regierte. Beim Anfang der englisch-französischen Kriege hatten zwei Brüder, Deoraj und Nunjeraj, diese Macht und Stellung eines major domus. Unter letzterem diente Hyder Ali damals in untergeordneter

76) Zur Geschichte von Mysore vgl. man *Wilks*, Historical Sketches of the South of India. III Vol. (Lond. 1810).
77) Vgl. S. 137.

Stellung. Sein Urgroßvater stammte aus dem Penjab und war nach dem Dekkan gezogen. Dessen Söhne nahmen Kriegsdienste. Hyder's Vater fiel in der Vertheidigung des Nabobs von Sera. Hyder's älterer Bruder trat in die Dienste des Königs von Mysore als Anführer eines Kriegshaufens; Hyder Ali als Volontair. Er zeichnete sich aus und erhielt 1749 eine Charge. Von da an stieg er immer höher. Die beiden erwähnten Brüder, welche die Macht in Händen hatten, entzweiten sich. Der König intriguirte stets gegen sie; es bedurfte nur einer Gelegenheit für Hyder, um sich der höchsten Macht zu bemächtigen. Diese konnte bei so verwirrten Zuständen nicht fehlen. Eine Empörung der Truppen (1758) bot ihm die Macht, den Vermittler zwischen den beiden Brüdern, diesen und dem König und der Regierung und den Truppen zu machen. Ein im folgenden Jahre eintretender Einfall der Mahratten sah ihn schon als Commandeur en chef. Unterdessen starb auch Deoraj; kurze Zeit darauf complotirte er gegen dessen Bruder mit dem Könige, und Nunjeraj mußte abdanken. Der König erhielt den Schein einer größeren Freiheit und Macht; aber Hyder nahm, um den Sold der Truppen decken zu können, mehr als die Hälfte seines Landes in Besitz. Ein späteres Complot des Königs gegen ihn, bei welchem Mahratten und Nunjeraj mitwirkten, und welches ihn in die größte Gefahr brachte, wußte er glücklich zu seinem Vortheil zu benutzen, und wurde dadurch (1761) entschiedener Herr von ganz Mysore. Von jetzt an benutzte er jede Gelegenheit das Reich auszudehnen; er errang die Nabobschaft von Sera, eroberte Bednore, Sunda und fast alles bis zum Krishna. Dieses brachte ihn in Kampf mit den Mahratten, deren Macht seit der Schlacht bei Paniput gelitten und mehrfach von Nizam Ali mit Erfolg bekämpft war. Hyder Ali mußte jedoch in Folge dieses Krieges (1764) einige seiner nördlichen Eroberungen wieder aufgeben. Dagegen eroberte er 1766 Malabar. Dieses rasche Glück führte zu einer Vereinigung von Nizam und dem Nabob von Karnatik gegen ihn, bei welcher die Engländer, wie schon bemerkt, mitwirkten. Schnell gelang es ihm aber, den Nizam von dieser Verbindung zu trennen und in seinen Bundesgenossen zu verwandeln, und nun begann der erste Krieg der Engländer mit Hyder Ali (1767). Der Krieg wurde im offenen Felde mit wechselndem Glück geführt; der Nizam verließ Hyder Ali treulos; dieser wußte aber durch seine plötzliche Erscheinung vor Madras, von welchem er das englische Heer abzuziehen gewußt hatte, die Engländer zu einem Frieden zu zwingen, in welchem die wechselseitige Herausgabe aller Eroberungen und ein Defensiv-Bündniß stipulirt ward (1769).

Im J. 1773 wurde die Verfassung der Compagnie geändert. Ein Governor-general wurde für Bengalen ernannt, welchem die übrigen Präsidentschaften untergeordnet wurden; jenem standen vier Räthe zur Seite. In Calcutta wurde zugleich ein oberster Gerichtshof niedergesetzt. Den ersten Governor-general und dessen Räthe sollte das Parlament ernennen; dieser sollte sein Amt fünf Jahre behalten; dann sollte die Wahl dieser Beamten an die Directoren der Compagnie zurückkehren, aber der Approbation der Krone unterworfen sein; alles in der Correspondenz der Compagnie, was sich auf Staats- oder Militairangelegenheiten beziehe, auf die Regierung des Landes oder die Verwaltung der Einkünfte, solle fortan dem Ministerium vorgelegt werden; Niemand im Dienste des Königs oder der Compagnie solle mehr Geschenke annehmen dürfen, und der Governor-general, die Räthe und Richter sollten keinen Antheil an kaufmännischem Gewinn haben. Trotz des größten Widerstandes von Seiten der Compagnie gingen diese Beschlüsse im Parlamente durch.

In Indien war Warren Hastings seit 1772 Gouverneur von Bengalen, und vom Parlamente zum General-governor in Gemäßheit der neuen Constitution ernannt, welche mit dem 1. Aug. 1774 ins Leben treten sollte. Man hatte von ihm erwartet, daß er den englischen Namen, welcher sich durch Gewinnsucht, Bestechlichkeit und ähnliche Laster in Indien beschmutzt hatte, durch strengere Beaufsichtigung der Beamten wieder zu Ehren bringe, und die Einkünfte der Compagnie, welche in letzter Zeit den Ausgaben nicht mehr gewachsen waren, in die Höhe bringe. Wie er den Hoffnungen entsprach, können wir nicht genauer hier verfolgen. Die allgemeine Stimme Englands hat darüber entschieden. Seine lange Regierung war eine Folge der abscheulichsten Gewaltstreiche und Verbrechen, und nur eine Majorität von Peers (pares) konnte ihn, nachdem er von dem Hause der Commons angeklagt war, freisprechen.

Im J. 1769 waren zum ersten Male seit ihrer Niederlage bei Paniput die Mahratten mit großer Heeresmacht in Hindustan eingebrochen. Der Kaiser Shah Aulum, welcher bisher von seinem Kaiserthume nichts als die beiden von den Engländern ihm reservirten Städte besaß, während sein Sohn in Delhi residirte und die kaiserliche Gewalt von einem Rohillahäuptling (früher Nujib-ud-Dowla, seit 1770 von dessen Sohn Zabita Khan) gehandhabt wurde — verband sich mit ihnen und wurde 1771 nach Delhi geführt und auf den Thron gesetzt. Gleich darauf zogen er und die Mahratten gegen die Rohillas (1772), welche dieser Macht nicht widerstehen konnten. Die Gefahr bedrohte aber auch den Vicekönig von Oude, den Nachbar und sonst den ärgsten Feind der Rohillas. Ein Bündniß kam zwischen beiden Theilen zu Stande; allein die Mahrattas traten für eine Summe Geldes mit dem Hauptchef der Rohillas, dem erwähnten Zabita Khan, in ein Bündniß. Sie versprachen ihm seine hohe Stellung wieder zu verschaffen; der Kaiser wollte sich dem nicht fügen. Da eroberten sie Delhi von Neuem (1772 gegen Ende); von jetzt an war der Kaiser nur ein Instrument in ihren Händen. Sie ließen sich Allahabad und Korah abtreten, und zogen gegen den Vicekönig von Oude. Den Rohillas wurden nun sowol von ihm, als den Mahratten, Anerbietungen gemacht; und obgleich lange schwankend, blieben jene ihrem Bündnisse mit dem Vicekönige treu. Die Mahratten plünderten nun Rohilcund; allein innere Händel in Dekkan nöthigten sie

plötzlich zur Rückkehr[78]). Jetzt faßte der Vicekönig den Entschluß, die Rohillas zum Lohne für ihre Treue gegen ihn selbst auszurotten, und fand die Engländer (Hastings) für Geld bereit zum Beistande. Im J. 1774 wurde das Schandwerk, trotz des muthigsten und tapfersten Widerstandes der Rohillas, ausgeführt. Kurze Zeit darauf starb der Vicekönig. Sein Sohn folgte ihm, mußte aber bei dieser Gelegenheit das Territorium des Zemindar von Benares an die Engländer abtreten und sich andere Bedingungen zum Vortheil derselben gefallen lassen.

Im Lande der Mahratten waren innere Händel vorgegangen, welche den Engländern die Möglichkeit zeigten, auch auf der Westküste Indiens ihr Gebiet zu erweitern. Neben dem Könige bestand hier ein Ministerium von acht Brahmanen. Der Chef derselben führte den Titel Peishwa. Dieses Amt erhielt hier 1714 Wiswanath Ballaji[79]), und es blieb in seiner Familie erblich. Seine Nachfolger beschränkten den König immer mehr. Dieser ward in Satara als Gefangener gehalten, während der Peishwa in Puna residirte und der eigentliche Herr des Staates war. Dieser selbst zerfiel in eine Menge je nach der Persönlichkeit der Beamten, welche ihr Amt gewöhnlich erblich zu machen und in eine Herrschaft zu verwandeln wußten, mehr oder minder unabhängiger Bezirke. Ein gewisses Nationalgefühl hielt sie zusammen, ohne sie jedoch zu hindern, sich gegenseitig und selbst den Peishwa zu bekriegen. Außerdem erkannten sie wenigstens nominell ihre Abhängigkeit vom Peishwa stets an. Das Ministercolleg hatte bei kräftigen Peishwas gewöhnlich gar keine Macht. Im J. 1761 starb ein Peishwa und hinterließ minorenne Kinder. Der Onkel Ragonaut Row, gewöhnlich Ragoba genannt, wurde als Vormund und Reichsverweser während der Minorität seines Neffen anerkannt. Diese Gelegenheit benutzte das Ministercolleg. Ragoba wurde gestürzt und das Ministercolleg regierte nun. Der älteste Sohn des früheren Peishwa starb bald, nachdem er majorenn geworden war, und setzte Ragoba wieder als Vormund seines jüngeren Bruders ein (1772). Dieser letztere wurde kurze Zeit darauf ermordet, und Ragoba selbst nun Peishwa. Natürlich war er sehr mistrauisch gegen das Ministercolleg. Dieses bot eine Armee auf und sprengte aus, daß des letzten Peishwa Frau schwanger sei. Ragoba schlug ihr Heer, plötzlich aber verließ er sein Heer in der Hoffnung von Holkar, Sindia oder den Engländern Beistand zu erhalten[80]), und brach seiner Sache selbst den Stab. Er ging nach Guzerate. Während dessen wurde bekannt gemacht, daß die Frau des letzten Peishwa einen Sohn geboren habe (1774). Ragoba erklärte diesen für untergeschoben, und nachdem er einen vergeblichen Zug über den Nerbudda gemacht hatte, begann er ernstlich mit den Engländern zu unterhandeln.

Diese sahen hier die ersehnte Gelegenheit. Sie forderten, außer andern Bedingungen des Beistandes, Salsette. Ragoba verweigerte dies zwar; da aber die Portugiesen die Absicht hatten, es einzunehmen, so beschlossen die Engländer dieses, sowie einige andere Punkte, gradezu zu erobern (1774). Die Unterhandlungen mit Ragoba führten während dessen zu einem Tractate (1775), in welchem er den Engländern Bassein, Salsette und andere Territorialabtretungen versprach. Der Krieg gegen die Ministerialpartei begann; als Ragoba im Glück war, erschien plötzlich eine Mißbilligung der bis jetzt von der Präsidentschaft Bombai geleiteten Unterhandlungen von Seiten des Governor-general (1775), in Folge deren die Feindseligkeiten eingestellt wurden. Der Gesandte des Governor-general schloß sogar einen Vertrag mit der Ministerialpartei, wodurch Ragoba aufgegeben ward, die erlangten Vortheile dagegen wurden zum großen Theile (so Salsette) den Engländern bestätigt (1776). Doch wurde der Vertrag nicht ganz vollzogen; ein französischer Abenteurer erschien am Hofe von Puna und wirkte gegen die Engländer. Die Präsidentschaft von Bombai drang auf Unterstützung von Ragoba, für welchen sich eine Partei am Hofe von Puna gebildet hatte. Es kam von Neuem zum Kriege (1778 Ende und 1779 Anfang). Dieser wurde keineswegs von den Engländern mit Glück geführt.

Während dessen bereitete sich ein neuer Sturm vor. Hyder Ali hatte die innern Kämpfe der Mahratten gut benutzt und sein Reich nach Norden hin immer mehr erweitert. Erkannt hatte er aber, daß die Engländer die gefährlichsten Feinde seien. Im J. 1779 war daher zwischen ihm und fast allen Mahrattenfürsten, sowie Nizam Ali, ein Bündniß gegen die Engländer zu Stande gekommen. Außerdem war der Krieg der Engländer mit Frankreich von Neuem ausgebrochen. Die Engländer begannen mit der Eroberung von Pondichery (1778). Hyder Ali's Heer war jetzt von französischen Abenteurern mehr nach europäischer Weise disciplinirt und commandirt. Mit einer ungeheuern Armee überschwemmte er (1780) Karnatik. Ein anderes Corps griff die Besitzungen der Engländer in Malabar an, und die Mahratten fielen in Cuttack ein. Ein englisches Detachement wurde von Hyder Ali gefangen und dieser nahm Arcot. Die Engländer schickten von Bengalen aus Hilfstruppen, sie gewannen eine Schlacht gegen Hyder Ali, verloren aber kurz darauf eine andere (1781); dazu kamen bedeutende Hilfstruppen aus Frankreich, welche sich sogleich mit Hyder Ali in Verbindung setzten (1782). Die englische Herrschaft in Indien war in der größten Gefahr. Da starb Hyder Ali (1782) und sein Sohn Tippoo Saheb war weit entfernt. Im J. 1783 kam die Nachricht, daß Friede zwischen den Engländern und Franzosen in Europa geschlossen sei, und in Folge davon stellten beide Nationen auch in Indien alle Feindseligkeiten ein. Während dessen waren schon lange Verhandlungen mit den Mahratten im Gange, welchen ebenfalls 1783 ein Friede folgte, in welchem bedungen ward, daß Tippoo Saheb genöthigt werden solle, seine Eroberungen gegen die Engländer wieder zurückzuerstatten. Den Mahratten wurden ebenfalls von den Engländern alle Eroberungen zurückerstattet. Im J. 1784 folgte auch ein Friede mit Tippoo Saheb,

78) Vgl. *Duff*, History of the Mahrattas II, 222—253.
79) a. a. O. I. 436. 80) So Duff, a. a. O. II, 264, anders Mill III, 432.

in welchem die wechselseitigen Eroberungen zurückerstattet wurden. So hatten die Engländer ihre gefährlichste Lage ohne Verlust überwunden [81]).

Im J. 1784 wurde durch Parlamentsbeschluß eine bedeutende Änderung in der Constitution der Compagnie vorgenommen, welche den Einfluß der Krone sehr vermehrte. Es wurde ein board of control errichtet, bestehend aus sechs Mitgliedern des geheimen Raths (privy council) mit einem Staatssecretair an der Spitze. Diese, vom König an- und absetzbar, erhielten die Oberaufsicht über die Staats-, Militair- und Revenüenangelegenheiten der Compagnie. Aus dem court of Directors wurde noch eine geheime Committee ausgeschieden. Der König erhielt das Recht, jeden Beamten in Indien abzusetzen ꝛc. [82]).

Im J. 1785 wurden die indischen Besitzungen endlich nach unsäglichen Bedrückungen von Hastings' Verwaltung befreit. Macpherson war zunächst sein Nachfolger. Seine Aufmerksamkeit nahm vor allem der Mahrattenhäuptling Mahadaji Sindia in Anspruch. Dieser hatte, obgleich illegitimer Sohn von Ranoji Sindia, dessen Erbland in Malwa (1769) in Besitz erhalten, da keine legitimen Erben desselben existirten. Seit der Zeit nahm er an den bedeutendsten Vorgängen in Indien Antheil und wußte für sich stets Gewinn daraus zu ziehen. Der Kaiser von Delhy stand seit 1776 vollständig unter Nujib Khan, welcher seit dem Rückzuge der Mahratten von Delhy (1773) nach mancherlei Kämpfen und Intriguen sich in dieser hohen Stellung vollständig festgesetzt hatte. Im J. 1782 starb er, und sein adoptirter Sohn Afrasiab Khan folgte ihm in seinen Würden, welche er auch mit kurzer Unterbrechung sich zu erhalten wußte, während der Kaiser stets danach strebte, sich von ihm zu befreien. Im J. 1784 entfloh des Kaisers Sohn und warf sich den Engländern in die Arme, konnte jedoch keinen Beistand gegen Afrasiab von ihnen erhalten. Dieser aber fürchtete in Folge dieser Flucht für seine Stellung und wandte sich an Mahadaji Sindia. Dieser marschirte sogleich nach Agra. Afrasiab wurde ermordet, und dieser Zufall, an welchem Mahadaji jedoch entschieden keinen Antheil hatte, gab die ganze Macht von Delhi in Sindia's Hände. Er erhielt vom Kaiser das Commando seiner Heere für sich; der Peishwa wurde erster Stellvertreter des Kaisers und Sindia Stellvertreter des Peishwa. Er legte nun in die Hauptpunkte mahrattische Garnisonen (1785). Im Dekhan war indessen ein Krieg zwischen Tippoo Saheb und den Mahratten ausgebrochen, welcher, obgleich von den Mahratten nicht sehr glücklich geführt, doch 1787 mit einem für sie vortheilhaften Frieden schloß, weil Tippoo eine Verbindung der Engländer und Nizam Ali's mit den Mahratten fürchtete, welche in der That durch den neuangekommenen Governor-general, Lord Cornwallis (seit 1786) vorbereitet ward. Sindia hatte indessen durch unpolitisches Betragen in seiner hohen Stellung in Hindustan sowol die Muhammedanischen Häuptlinge, als die Rajputen, aufgeregt. Er unterlag in mehren Schlachten. Der Kaiser Shah Aulum ward entthront und sein Sohn als Kaiser proclamirt. Endlich aber gewann Sindia wieder die Oberhand. Sein Heer zog wieder (1788) in Delhy ein, und setzte den Kaiser, welcher nun seinen Sohn umbringen ließ, wieder auf den Thron (1789), wodurch Sindia seine frühere Stellung von Neuem einnahm.

Indessen kam der Bruch der Europäer mit Tippoo Saheb immer näher. Dieser griff den König von Travancore am Südwestende Indiens an, war aber nicht glücklich (1789). Die Engländer hatten dem Könige Schutz versprochen, und betrachteten diesen Angriff als eine Kriegserklärung. Mit ihnen waren im Bündniß gegen Tippoo der Peishwa und Nizam Ali. Der Krieg dauerte bis Anfangs 1792; er wurde zuerst mit abwechselndem Glücke geführt, bis Cornwallis selbst das Commando übernahm, und unter den Mauern der Hauptstadt von Mysore, Seringapatam, der Friede zu Stande kam. Tippoo Saheb mußte fast die Hälfte seiner Einkünfte — d. h. seines Landes — an die drei alliirten Mächte abtreten, wodurch jede eine halbe Million Pfund Sterling erhielt. Die Engländer erhielten Territorien an der Westgrenze Karnatiks, Tippoo's tributaire Territorien in Malabar und den District Dindigul (nördlich von Madura).

Kurz nachher, als von Neuem der Krieg zwischen England und Frankreich ausbrach, wurden auch der letzteren Besitzungen in Indien, welche früher wieder (1785) restituirt waren, von Neuem von den Engländern erobert. Im folgenden Jahre (1794) starb Mahadaji Sindia, welcher, obgleich er mehrfachen Widerstand — insbesondere auch von Seiten des Peishwa und Tukaji Holkar's — fand, doch bis zu seinem Tode eine ungeheure Macht nicht allein erhielt, sondern noch immer vermehrte, und wenn ihn der Tod nicht weggerafft hätte, auch im Dekhan festgestellt haben würde. Er hinterließ keine männliche Nachkommenschaft; allein er hatte den Sohn eines seiner Brudersöhne adoptirt, Doulut Rao Sindia, und dieser ward, 15 Jahre alt, Erbe seines großen Reiches. Sogleich nach Sindia's Tode kam es zu einem Kriege zwischen Nizam Ali und den Mahratten, bei welchem die Engländer (Shore war seit 1793 Generalgouverneur) ruhige Zuschauer blieben; Nizam Ali mußte sich zu schweren Zugeständnissen verstehen (1795). Kurze Zeit darauf starb der Peishwa (1796) und gab Veranlassung zu einer Menge innerer Unruhen in dem Mahrattenlande.

Indessen hatte bei den Engländern die Furcht vor Tippoo Saheb wieder zugenommen. Er war mit den Franzosen auf Isle de France in Verbindung getreten. Im J. 1798 kam der Marquis von Wellesley als Generalgouverneur nach Calcutta. Er faßte sogleich den Entschluß, den Krieg herbeizuführen, noch ehe Tippoo Saheb hinlänglich vorbereitet wäre, insbesondere da eine Verbindung desselben mit den schon wieder etwas beruhigten Mahratten zu fürchten stand. In den dem Kriege vorausgehenden Verhandlungen wurde von bei-

81) Von dieser Zeit an tritt zu den Hauptwerken über die indische Geschichte: *Malcolm*, The political history of India from 1784 to 1823. Two Voll. (Lond. 1826).

82) Vgl. *Mill*, IV, 437 sq. *Malcolm*, I, 43 sq.

den Seiten eine friedliche Sprache geführt; aber je nachgiebiger sich Tippoo Saheb zeigte, desto höher spannte der Generalgouverneur seine Foderungen. Tippoo Saheb's Untergang war bei ihm beschlossen, und für die vollständige Sicherung der englischen Besitzungen in Indien wol auch nothwendig. Denn seinem Haß gegen die Engländer würde es doch noch gelungen sein, eine allgemeine Verbindung gegen sie zu Stande zu bringen, welche einen gefahrvollen Krieg herbeigeführt hätte. Eine der bedeutendsten Armeen wurde 1799 gegen Tippoo Saheb ins Feld gestellt und fand tapfern Widerstand. Dennoch ward Seringapatam noch in demselben Jahre erobert und Tippoo Saheb fiel selbst beim Sturm. Sein Reich ward getheilt; ein Theil ward dem englischen Bundesgenossen Nizam Ali, ein anderer den Mahratten gegeben. Da mit letzteren jedoch kein Tractat zu Stande kam, so wurde es später zwischen Nizam Ali und den Engländern getheilt. Einen bedeutenderen Theil erhielten die Engländer und der Rest blieb als Königreich Mysore. Zum König ward ein Nachkomme der alten Hindukönige von Mysore gemacht, natürlich unter Bedingungen, welche ihm kaum einen Schatten von Unabhängigkeit ließen.

Die Jahre 1800 und 1801 waren durch bedeutende Gewaltthätigkeiten bezeichnet. Der Vezier, Vicekönig von Oude, wurde fast aller seiner Staaten beraubt, und der König von Tanjore, sowie die Nabobs von Surat und Arcot, letzterer der älteste Bundesgenosse der Engländer, entthront; die Fürsten behielten ihre Titel und bekamen Pensionen. Zu diesem Ziele waren die Engländer dadurch gelangt, daß sie den Fürsten zuerst Subsidientruppen gaben, und sie dann bewogen, ihre ganze militairische Macht in ihre Hände zu legen. Seit 1798 hatten sie sich bestrebt, auf ähnliche Weise auch den Peishwa in Abhängigkeit zu bringen. Vier Jahre hindurch war ihr Streben vergeblich. Im J. 1802 erschien die günstige Gelegenheit.

Im Staate der Mahratten waren die bedeutendsten innern Streitigkeiten, insbesondere zwischen dem Peishwa und Sindia. Doch hatte letzterer die Oberhand; allein es erhob sich ein bedeutender Gegner in Jeswunt Rao Holkar gegen ihn; Sindia hatte zwar in einem Streite, welcher über die Erbfolge (1797) entstanden war, ihn mit seinem damals noch lebenden Bruder, welcher zuerst gefolgt war, besiegt; allein Jeswunt Rao war glücklich entflohen; schnell wußte er einen Haufen Abenteurer zusammenzubringen, mit welchem er Malwa plünderte; er wurde als Verweser des Erbtheils seines Neffen anerkannt und führte den Krieg gegen Sindia im Ganzen glücklich. Ein bedeutender Sieg setzte ihn 1802 in Besitz von Puna. Der Peishwa, dessen Besitzungen Holkar nicht geschont hatte, und welcher einsah, daß, wenn Holkar siegte, er nur den Herrn wechseln würde, flüchtete, und zeigte zugleich den Engländern seine Willfährigkeit an, einen Subsidientractat zu schließen, kraft dessen er englische Truppen für beständig in seine Territorien aufnehmen und zu ihrer Unterhaltung einen District anweisen wollte und den Engländern bedeutende Vortheile einräumte [83]). Sindia misbilligte diesen Tractat natürlich, doch wagte er sich nicht offen zu erklären. Die Engländer zogen nach Puna und setzten den Peishwa wieder ein. Holkar zog sich nach Malwa zurück. Sogleich begann der Krieg der Engländer gegen Sindia und seinen Bundesgenossen, den König von Berar, in welchem Arthur Wellesley (später Herzog von Wellington) commandirte, und Sindia schlug. Zugleich rückte ein englisches Heer in das eigentliche Hindustan ein, und schlug Sindia's Heer bei Delhi. Es zog in die Hauptstadt des Reichs und nahm den alten Kaiser Shah Aulum in britischen Schutz. Eine dritte Abtheilung der Engländer war in Cuttack eingerückt und ebenfalls in seinen Operationen glücklich. Diese Unglücksfälle nöthigten Sindia zum Frieden. Darin mußte er seine Besitzungen zwischen der Jamuna und dem Ganges und alles nördlich von Jeypoor, Joudpoor und Gohud abtreten, ausgenommen das Land zwischen Jeypoor und Joudpoor. Im Süden trat er Ahmednugur Beroach und den Landstrich zwischen den Ajunta-Ghats und dem Godavery ab. Endlich entsagte er allen Ansprüchen an den Kaiser, den Peishwa und die Bundesgenossen der Engländer ꝛc. [84]). Später (1804) ging er auch einen Subsidientractat ein, jedoch mit der Bedingung, daß die englischen Truppen nur an seiner Grenze, nicht in seinem Gebiete eine Stellung einnähmen. Sindia's Bundesgenosse, der König von Berar, war schon gleich zu Anfange des Feldzuges zu einem Tractat gezwungen, in welchem er Cuttack und Janderes abtrat [85]). Die Vortheile, welche die Engländer durch diesen Feldzug erwarben, gehören zu den bedeutendsten, und dehnten ihre unmittelbare und mittelbare Herrschaft in Indien um vieles weiter aus [86]).

Gleich nach Vernichtung der Macht des Sindia dachten die Engländer daran, seinen Rivalen Holkar, welchen sie früher sich ruhig hatten zurückziehen lassen, zu demüthigen. Sindia wollte ihn bei Anfang seines Krieges zum Bundesgenossen; allein Holkar fürchtete, daß, im Falle er Sindia zum Siege verhelfe, dieser sogleich ihn selbst vernichten würde. Er glaubte auch nicht, daß der Krieg so schnell zu Ende gehen würde. Als er die Nothwendigkeit einsah, Sindia gegen Indiens Hauptfeind zu unterstützen, war dieser schon zum Frieden gezwungen. Er fühlte, daß nun die Reihe an ihn kommen würde. Er foderte Sindia auf, seinen Tractat zu brechen und sich mit ihm zu vereinigen, was dieser jedoch noch verweigerte. Die Verhandlungen der Engländer mit Holkar, welche dem Kriege vorhergingen (1804), dauerten nur kurze Zeit. Der Krieg wurde fast mit wechselndem Glück geführt; obgleich Holkar mehrmals besiegt ward, erschien er doch stets mit erneuter Macht auf dem Schauplatze. Im J. 1805 verband sich auch Sindia mit ihm, und die friedlichere Politik des in demselben Jahre angekommenen Generalgouverneurs Cornwallis hatte auf die energische Betreibung des Krieges einigen

83) *Duff*, III, 225. Die Ausfertigung und Auswechselung des Tractats verzog sich bis 1803. 84) *Duff* III, 265. 85) *Malcolm* I, 265. 86) *Mill* VI, 452 sq.

nachtheiligen Einfluß. Dennoch war die Macht der Mahratten gebrochen. Zunächst kam es zum Frieden mit Sindia (23. Nov. 1805). Dieser erhielt Gualior und Gohud zurück; dagegen verzichtete er auf Pensionen, und einiges andere, was ihm im früheren Tractat zugesichert war [87]). Holkar, auf seine Kräfte reducirt, warf sich in das Penjab, um sich mit den Sikhs und Afghanen zu vereinigen; aber die schnelle Verfolgung der Engländer nöthigte auch ihn zum Frieden (24. Dec. 1805). Er gab alle Rechte auf Plätze nördlich von Tschumbul auf; alle Ansprüche auf Kunal, Bundelkund, an die britische Regierung und ihre Bundesgenossen ꝛc. [88]).

Vor seinem Abgange hatte Wellesley noch die Verhältnisse der Engländer zu dem Kaiser von Delhi (1804) geordnet. Er behielt eine Art nominelle Souverainität über die Stadt Delhi und deren nächste Umgebung; das Ganze war aber in den Händen der englischen Residenten. Finanz- und Rechtsverwaltung geschah im Namen des Kaisers; seine Erbrechte auf größere Macht über Hindustan blieben natürlich unberücksichtigt. Wellesley hatte auch die eigentliche Politik der Engländer in Bezug auf die einheimischen Fürsten Indiens festgesetzt. Sie bestand darin, daß diese unabhängige Gewalt im Innern ihres Gebietes hatten und eine militairische Macht hielten, welche zu diesem Zweck genügte. Gegen auswärtige Feinde schützten sie die Engländer, hielten zu diesem Zweck eine militairische Macht in deren Territorien, und waren mit der Gewalt bekleidet, ihre auswärtigen Verhältnisse zu leiten. Wellesley's Nachfolger suchten mehrfach von diesem Systeme abzugehen, allein es drängte sich nothwendig immer wieder von selbst auf und bildet die Grundlage der Ausbreitung der englischen Macht über Indien. Man kann daher, ohne zu viel zu sagen, behaupten, daß Wellesley England zum Herrscher über Indien machte. Er faßte den großen Plan, englische Controlle vom Cap Comorin bis zum Meerbusen von Cutch und von Cutch bis zu den Sewalikbergen festzustellen. Nur darin glaubte er eine Sicherheit gegen die Invasion einer auswärtigen Macht — damals fürchtete man die Franzosen — und gegen Kriege mit den einheimischen Fürsten zu erlangen.

In den beiden Hauptmahrattenstaaten folgten dem Frieden mit den Engländern bald innere Unruhen. Holkar wurde wahnsinnig (1808) und starb im Wahnsinn (1811). Während dessen und später für seinen vierjährigen Nachfolger führte eine Regentschaft die Regierung, wo sich denn die gewöhnlichen Factionen bildeten. Sindia war in den größten Geldverlegenheiten. Er mußte, wie Holkar schon früher gethan, die meisten seiner Truppen entlassen, und diese lösten sich in plündernde und mordende Banden auf. Eine besondere Classe von derartigen Freibeutern bildeten die Pindaries; mit den Mahrattenheeren waren sie aus dem Dekhan gekommen, am Nerbuddah angesiedelt und hatten ihre Landstriche erweitert [89]). Zuerst beschränkten sie ihre Räubereien auf die nächsten Umgebungen; als diese aber ausgefogen waren, drangen sie bis in die Länder des Peishwa und Nizam. Allgemeine Verwirrung herrschte in Centralindien. Ohne daß Krieg war, kam es zu blutigen Kämpfen zwischen den Truppen der Radschputen, Holkar's, Sindia's und der Pindaries. Ein Angriff des Regenten in Holkar's Staat auf den König von Berar wurde durch die Intercession der Engländer zurückgewiesen. Indessen hatte im Penjab die Macht des Königs von Lahore, Runjit Singh, angefangen, sich zu heben. Runjit Singh [90]) war seinem Vater, einem Chef einer der 12 Conföderationen, in welche die Sikhs sich politisch spalteten, im J. 1792, 12 Jahre alt, gefolgt. Im 17. Jahre entzog er sich der Regentschaft und übernahm die Regierung selbst. Schlau und thätig wußte er jeden Umstand zu seiner Vergrößerung zu benutzen. Den Grund zu seiner spätern Macht legte er dadurch, daß er vom Shah der Afghanen, welchem, wie früher bemerkt, das Penjab gehörte, Lahore erhielt. Als bedeutende innere Unruhen die Macht der Afghanen zu zerrütten begannen, setzte er sich in Besitz aller ihrer Territorien diesseit des Indus (1804). So war er schon beiweitem der mächtigste unter den Sikhs-Häuptlingen, und strebte jetzt danach, sich diese sämmtlich zu unterwerfen. Im Penjab wurde ihm dies nicht so schwer. Er mischte sich aber nun selbst in die Händel der Sikhs-Chef im Süden des Sutluj, allein mit diesen schlossen die Engländer Schutzverträge, und nahmen eine militairische Position in Ludiana ein, wodurch der Ausdehnung von Runjit Singh's Herrschaft der Sutluj als Grenze gesetzt ward (1808).

Streitigkeiten erhoben sich auch zwischen den Ghurkas, welche die Herrschaft in Nepal besitzen, und den Engländern. Jene hatten räuberische Einbrüche in den Provinzen Gorruckpur und Sarun gemacht. Im J. 1806 war der Kaiser Shah Aulum gestorben, und ihm folgte Akbur Shah. Im J. 1813 verließ Lord Minto Indien, welcher seit 1807 Generalgouverneur gewesen war. Seine Regierung war eine der friedlichsten. Allein der Zustand, welcher in Indien eingetreten war, zeigte, daß das System der Neutralität, welches Cornwallis eingeführt hatte, und unter seinen Nachfolgern, mit einigen Ausnahmen, aufrecht blieb, unhaltbar sei. Der Marquis von Hastings war sein Nachfolger als Generalgouverneur und Commandeur en Chef. Die Räubereien der Ghurkas, die Erweiterung des Reiches von Nepal bis zu den Grenzen der englischen Besitzungen, derer des Nabobs von Oude und der unter englischem Schutze stehenden Sikhs-Häuptlinge führten zunächst zu fruchtlosen Unterhandlungen und 1814 zum Kriege. Der Krieg wurde zuerst nicht glücklich von

87) *Mill* VI, 537. *Duff* III, 307. *Malcolm* I, 357 fg.
88) *Mill* VI, 538. *Duff* III, 309. *Malcolm* I, 368. Mit diesem Jahre schließt Mill's Geschichte. 89) Eine schöne und grauenvolle Schilderung ihrer Verhältnisse unter sich und ihres Verfahrens gibt *Duff* III, 327.
90) Das Hauptwerk über ihn, sowie über die Sikhs ist: Origin of the Sikh Power in the Punjab and the political life of Maharaja Runjeet Singh with an account of the present condition etc. of the Sikhs; by *Henry Prinsep* (Calcutta 1834). Leider ist mir dieses Werk nicht zugänglich; ich kenne es nur aus Asiat. Journ. 1836. T. XVI. p. 153 fg. Vgl. Journ. Asiatique. 1839. p. 79–92.

den Engländern geführt; allein später wandte sich das Glück und die Nepalesen wurden 1815 zum Frieden gezwungen [91]). Sie mußten das Hügelland westlich von Gogra und die Ebenen zwischen Bengalen und Nepal abtreten. Jetzt drohten die Einfälle der Pindaries zu einem Kriege zu führen. Der Gouverneur traf alle Vorbereitungen dazu. Der Tod des Königs von Berar und Zweifel über die Erbfolge führte endlich zu dem langersehnten Subsidienvertrag mit diesem Staate (1816). Dagegen begannen Bewegungen am Hofe des Peishwa, welche mit Krieg drohten. Hier war Trimbukji Dinglia mit der Schnelligkeit, wie man an den despotischen Höfen des Orients sich aus den niedrigsten Stellungen erhebt, zum ersten Minister emporgehoben (1814), und seit diesem Augenblicke änderte der Peishwa Ton und Betragen gegen die Engländer, gegen die er sich bis dahin höchst friedfertig benommen hatte. Streitigkeiten häuften sich auf Streitigkeiten, insbesondere in Beziehung auf den Guicowar, König von Baroda, welchen der Peishwa als einen von sich abhängigen Fürsten betrachtete, während die Engländer ihn als unabhängig ansahen und schützten. Die Verhandlungen mit ihm endeten mit einem Morde des Ministers des Guicowar's. Man klagte Trimbukji deshalb an, und der Peishwa mußte ihn den Engländern ausliefern; allein es gelang ihm, aus seinem Gefängnisse zu entfliehen, und in die Berggegenden zu entkommen. Der Peishwa unterstützte ihn heimlich auf alle Weise und unterhandelte mit Sindia, Holkar, dem Könige von Berar, den Pindaries und andern, um eine große Verbindung gegen die Engländer zu Stande zu bringen (1817). Allein die Engländer ahneten seine feindlichen Absichten, und wußten seine Verbindung mit Trimbukji. Sie nöthigten ihn mit Gewalt (durch Umringung von Puna) zur Unterzeichnung eines Tractats, in welchem er die Mahrattenconföderation — denn die verschiedenen Mahrattenfürsten betrachteten ihn, obgleich nur nominell, noch immer als ihr Haupt — auflösen, Trimbukji für einen Rebellen erklären, seine Ansprüche auf den Guicowar aufgeben und Ahmednuggur, sowie alle seine persönlichen Besitzungen in Malwa und Hindustan der Compagnie abtreten mußte.

Der Marquis von Hastings glaubte sich jetzt hinlänglich vorbereitet, um die Pindaries und das ganze Räuber- und Plünderungssystem in Centralindien auszurotten. Es war jedoch vorauszusehen, daß die Mahrattenhauptlinge dieser Gegend leicht in diesen Krieg gegen die Engländer sich mit verflechten würden. Daher ward eine Armee ins Feld gestellt, welche nicht blos den nächsten Zweck, sondern auch jedem Hindernisse die Spitze zu bieten vermöchte.

Die englischen Truppen rückten vor und zwangen zunächst Sindia zu einem Tractat, durch welchen er seine Mitwirkung bei der Ausrottung der Pindaries versprach, und Garantien dafür geben mußte. Er war in eine so mißliche Lage gebracht, daß er nur zwischen Unterzeichnung desselben oder unmittelbarem Sturz die Wahl hatte (Nov. 1817). Indessen begann der Krieg gegen die Pindaries; zugleich warf der Peishwa die Maske ab und griff die Engländer an, allein bis Mitte Januar 1818 war seine ganze Macht fast vernichtet, und er selbst mußte von Ort zu Ort flüchten. Um dieselbe Zeit, wo der Peishwa losgebrochen war, griff auch der König von Berar, welchen die Engländer eingesetzt hatten, verrätherisch ihre Truppen an. Sein Verrath mislang, und er mußte sich selbst den Engländern ergeben (December 1817). Er wurde zwar wieder als König eingesetzt, mußte aber zulassen, daß sein ganzes Territorium militairisch besetzt ward, und ein bedeutendes Gebiet zum Unterhalte dieser Macht einräumen. Allein er begann neuen Verrath, oder wurde wenigstens beschuldigt, ihn begonnen zu haben; der englische Resident ließ ihn daher gefangen nehmen und setzte einen Enkel des frühern Königs auf den Thron, in dessen Namen der Resident das ganze Territorium beherrschte (März 1818). Im November 1817 begannen die Operationen gegen die Pindaries; diese wurden allenthalben vernichtet; ein Führer wurde in Holkar's Lager aufgenommen, wo zwei Parteien bestanden. Die Kriegspartei erhielt die Oberhand; allein Holkar's Heer wurde geschlagen. In Folge davon mußte er in einem Vertrage mehre Cessionen machen und in ein Defensiv- und Offensivbündniß mit den Engländern treten (Januar 1818). Der letzte Führer der Pindaries, ein Mann von ausgezeichneten Gaben und einer bessern Sache werth, wurde nach und nach alles seines Gefolges beraubt und allein flehend von einem Tiger gefressen. Die Pindaries selbst, welche nicht vernichtet waren, zerstreuten sich unter der übrigen Bevölkerung.

Die Verfolgung des Peishwa dauerte indessen fort. Dieser sah sich endlich genöthigt, sich zu ergeben (Jun. 1818); er wurde entsetzt und mußte sich fügen, eine ihm verwilligte Pension in den britischen Besitzungen in Bengalen zu genießen. Ein Nachkomme des Sevaji wurde auf den Thron von Satara gesetzt, die ganze Anordnung und Regierung des Landes aber in die Hände des englischen Residenten gelegt [92]); doch war das ihm reservirte Reich nur ein kleiner Theil der Besitzungen des Peishwa. Den größten Theil nahmen die Engländer in unmittelbaren Besitz.

Von Kutsch aus waren häufig räuberische Haufen in Guzerate eingefallen; zugleich wurde Kutsch selbst von den Amirs von Sinde bedroht. Beides bewog die Engländer, dort festen Fuß zu fassen. Schon 1815 war eine englische Armee hingesandt, welche zwar die Brunnen vergiftet, aber eben keinen bewaffneten Widerstand fand. Der König von Kutsch mußte einige Cessionen machen, und sich für das gute Verhalten seiner Unterthanen verbürgen; auch begannen die Engländer ihre ehrenwerthen Bestrebungen, dem Morde von Kindern weiblichen Geschlechts, welcher seit alter Zeit hier in Gebrauch war, Einhalt zu thun. Im J. 1818 boten innere Streitigkeiten die Gelegenheit zu einem Subsidienvertrage.

91) Vgl. auch Ritter, Asien. II, 514.

92) The Company charged itself with the defence of his territory, which for a time was to be governed under an agent of that government, until the Raja and his people were made acquainted with business (*Duff* III, 492).

Im J. 1819 verwandelte der Vezier von Oude seinen Titel in den königlichen, Padshah. Dieser Titel war ein überaus leerer Schall. Denn er war einer der allerabhängigsten Fürsten.

Dagegen hob sich die Macht Runjit Singh's immer mehr. Er hatte die Klugheit, während seiner ganzen Regierung es nie zu einem feindlichen Zusammentreffen mit den Engländern kommen zu lassen. Er wandte seine Eroberungsplane nach andern Seiten. Er warf sich auf die sich selbst zerfleischenden Afghanen (1819), Kaschmir (1819) und Multan (1818). Als Haupt der 12 Conföderationen der Sikhs war er schon seit 1811 anerkannt [93]).

Im J. 1823 verließ Lord Hastings Indien, nachdem er die englische Suprematie auf eine Weise in dem ganzen Umfange von Vorderindien — mit Ausnahme von Runjit Singh's Reiche, Sindia und einigen unbedeutenderen Staaten — so festgestellt hatte, daß jede feindliche Bewegung fortan kein Krieg, sondern nur Empörung sein konnte. In Vorderindien, welches uns jetzt allein beschäftigt, war der Mahrattenkrieg (1818) der letzte, und nachdem das ganze Land beruhigt war, herrscht ein Friede in Vorderindien, wie ihn dieses unglückselige Land seit gewiß 900 Jahren nicht gekannt hat. Die auf Hastings zunächst folgenden Gouverneure Lord Amherst (1823—1828), Lord W. Bentinck (1828—1835), bieten daher für den hier zu gebenden Abriß der Geschichte Vorderindiens nichts besonders Bemerkenswerthes dar [94]). Daß es in einem so ungeheuern Reiche nicht an Aufständen und Unruhen fehlen kann, zumal da die ganze Bevölkerung den Engländern feindlich gesinnt ist, versteht sich von selbst. Eine bedeutendere Kraftanstrengung führte der Aufstand eines Fürsten in Bhurtpore (in Matchery [27° 17′ n. Br., 77° 13′ ö. L.]) herbei, welcher sich mit Gewalt der Regierung bemächtigt hatte, indem er sich in Besitz des eigentlichen Königs setzte. Die feste Burg desselben trotzte einem englischen Heere von 25,000 Mann gegen vier Wochen, und ganz Indien war schon in Spannung. Die Veränderung in Beziehung auf die Verhältnisse zu den einheimischen Königen wurden wol im Einzelnen, aber nicht im Wesentlichen geändert.

Im J. 1834 waren die politischen Verhältnisse von Vorderindien folgende:

I. Die englischen Besitzungen zerfallen in vier Abtheilungen: 1) Präsidentschaft Bengalen; 2) Lieutenantschaft Agra (früher zu der Präsidentschaft Bengalen gehörig); 3) Präsidentschaft Madras; 4) Präsidentschaft Bombai. Diese vier Abtheilungen nehmen einen Flächeninhalt von 514,190 englischen □Meilen ein, mit einer Bevölkerung von wenigstens 100,000,000 Seelen [95]).

In diesem Gebiete sind die Staaten einer Menge Fürsten inbegriffen, welche im Laufe der Entwickelung der englischen Macht ganz und gar den Engländern anheimfielen, während die früheren Fürsten auf Pension gesetzt wurden. Diese Fürsten heißen Stipendiary Princes. Folgendes ist eine Tabelle derselben, zugleich mit Angabe der Zeit der Abschließung des Pensionvertrags und der Größe der Pension [96]).

Zeit des Vertrags.	Titel der Fürsten.	Betrag der Pension in Rupien.
1803	Kaiser von Delhi	1,500,000
1801	Subhadar von Karnatik . . .	1,165,400
—	Familien der frühern Subhadars	900,000
1798	König von Tanjore	1,183,400
1770	Subhadar von Bengalen . . .	1,600,000
—	Familien der frühern Subhadars	900,000
1795	König von Benares	143,000
1799	Familien von Hyder Ali und Tippu Saheb	639,549
1799	Könige von Malabar	250,000
1818	Raji Row	800,000
1818	Chimnaji Appah .	Peishwar-Familie.	200,000
1803	Vinaik Rao . . .	750,000
1803	Zulfikur Ali . . .	400,000
1806	Himmut Bahadar's Nachkommen	60,000
1818	Vinaik Rao und Situ Bai . .	250,000
1818	Govind Rao von Calpy	100,000
1771	Nabob von Masulipatam . . .	50,000
	Zusammen	10,891,449

Rupien oder (2 Shilling = 1 Rupie) 1,089,144 Pf. St.

II. Fast die Hälfte von Vorderindien besitzt England in Kraft von Subsidiarverträgen. England verpflichtet sich durch diese zum Schutze der so alliirten Fürsten gegen alle auswärtigen Feinde; die Fürsten dagegen unterwerfen sich in allen auswärtigen Beziehungen der Entscheidung der englischen Regierung. England liefert eine Militairmacht, und die Fürsten treten ein Territorium zum Unterhalte derselben ab; zugleich verpflichten sie sich, ein bestimmtes Contingent zu unterhalten, um die Engländer nöthigenfalls zu unterstützen. In die innern Angelegenheiten mischt sich England nicht, behält sich aber das Recht vor, in dringenden Fällen alle Hilfsquellen des alliirten Staates in Anspruch zu nehmen. Die Subsidientruppen sind verpflichtet, die legale Nachfolge aufrecht zu halten, dürfen aber nicht bei Streitigkeiten zwischen dem Haupt der Regierung und deren Zemindars (Edlen) gebraucht werden. Diese Staaten heißen Subsidiary States.

93) Vgl. S. 153. 94) Ich bemerke übrigens, daß für die Geschichte der indischen Besitzungen von 1823 an kein zusammenhängendes Werk bis jetzt existirt; Montgomery Martin (History of the british colonies. T. I.) geht zwar bis 1835, behandelt die Geschichte aber zu kurz. 95) Montgomery Martin a. a. O. S. 165 fg.

96) a. a. O. S. 43.

In solchen Verhältnissen stehen folgende Fürsten. Die Tabelle gibt zugleich die Bevölkerung und den Flächeninhalt ihrer Staaten (letztere in englischen □Meilen); die Zeit des ersten Vertrags, die des Subsidienvertrags, die Anzahl der Subsidientruppen, die Einkünfte des Subsidienterritoriums, die darauf ruhenden Lasten für die übrigen Bedürfnisse des Staates und den reinen Betrag der Subsidienrevenue.

Fürsten und ihre Hauptstädte.	Bevölkerung.	Areal.	Zeit des ersten Vertrags.	Zeit des Subsidienvertrags.	Subsidientruppen. Cavalerie.	Subsidientruppen. Infanterie.	Ganze Einnahme.	Lasten.	Reine Subsidienrevenue.
							Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
König von Oude (Lucknow)	6,000,000	25,300	1764	1773	wenigstens	10,000	1,813,562	506,222	1,307,344
Subhadar von Dethan (Hyderabad)	10,000,000	108,800	1766	1795	1000	8000	618,000	120,000	490,000
Se. Hoheit der Gaekwar (Barode)	6,000,000	36,000	1773	1805	2000	4000	302,726	147,170	135,626
Sindiah und andere (Gualior)	4,000,000	42,400	1781	1803	—	—	2,398,104	836,825	1,561,278
Holkar und andere (Indore)		17,600	1805	1817	unbestimmt	unbestimmt	273,574	87,299	420,995
König von Nagpur (Nagpur)	3,000,000	64,270	1779	1816	"	"	224,720		
Rao von Cutch (Bhuj)		6100	1816	1819	—	eine Batterie	—	—	32,400
Raja von Mysore (Mysore)	3,000,000	27,561	1759	1799	unbestimmt	unbestimmt	—	—	280,000
Raja von Travancore (Travancore)	1,000,000	6731	1784	1785	—	3 Batterien	—	—	89,498
Raja von Cochin (Cochin)		560	1791	1809	—	eine Batterie	—	—	22,857
Zusammen		279,620							4,339,994

Oude und Mysore sollten eigentlich nicht hierher gerechnet werden, da jenes fast ganz dem britischen Gouvernement unterworfen, und dieses, wegen schlechter Regierung, direct unter die Verwaltung von Madras gestellt ist. Ebenso wenig gehört Sindia hierher, da er fast ganz unabhängig ist.

Die Lasten schließen Revenuesammlung, politische und Gerichts-, sowie Polizeiausgaben, Unterhaltung von Truppen für den innern Dienst, Zoll, Münzen u. s. w. ein. Was nach Abzug dieser Ausgaben übrig bleibt, dient zu dem Zwecke, für welchen das Territorium den Engländern abgetreten ist, zur Unterhaltung des Subsidiencorps.

III. Außer diesen gibt es eine Menge kleine Staaten, mit denen die Engländer in höchst verschiedenartigen Verträgen stehen; Hauptpunkte sind jedoch in allen, daß sie die Suprematie der Engländer anerkennen und sich verpflichten, in keine politische Correspondenz mit irgend einer fremden Macht zu treten, ohne Bewilligung der Engländer, denen die Regulirung ihrer politischen Differenzen übertragen ist. In Beziehung auf ihre innern Angelegenheiten sind sie ganz unabhängig. Sie dürfen keinen Verbrechern Schutz verleihen und keine Europäer ohne englische Erlaubniß in ihren Diensten haben. Subsidiarverträge sind mit ihnen nicht geschlossen. Diese Staaten heißen Protected States. Es sind:

1) Das Königreich Sikkim an der Nordostgrenze Indiens zwischen Bhutan, Nepal und Bengalen.

2) Die Sikhs- und Berghäuptlinge am linken Ufer des Sutluj.

3) Rajputenstaaten: Bikkaner, Djesulmer, Jeypor, Udepor, Judpor, Kotah, Bundy, Serowey, Kischengurh, Dowleah, Pertaubgurh, Dorrapor, Banswarra.

4) Staaten der Jats und anderer am rechten Ufer der Djumna: Bhurtpore, Matchery, Kerowlee.

5) Bundelahstaaten: Samphtur, Jhansi, Jaloun, Dorcha oder Tehri, Dutteah, Rewah.

6) In Malwa: Bhopal, Dhar, Dewar, Rutlaum, Silana, Narsinghur, Amjherra u. s. w.

7) Staaten in Guzerate: Pahlunpur, Rahdunpur, Rajpipla, Lunawara, Soonth u. s. w.

8) Staaten an der Malabarküste: Satara, Sawunt Warri, Colapur, Colabha.

So waren 1834 in Vorderindien nur noch unabhängig:

1) Runjit Singh, König von Lahore, dessen Reich sich bis Kabul, Tatta und den Sutluj erstreckte.
2) Der König von Nepal.
3) Sindiah (vgl. S. 156).
4) Der König von Dholapur, Barri und Rajagairha (früher von Gohud).
5) Die Amirs von Sinde.

Nach Bentinck's Resignation wurde zuerst Lord Heytesbury, der aber nicht nach Indien kam, und nach dem Sturze des Toryministeriums Lord Auckland zum Generalgouverneur ernannt. Die bisherigen Verhältnisse in Indien selbst wurden auch unter ihm bis jetzt (Anfangs 1840) nicht wesentlich geändert. Allein die Politik in Indien erhielt eine ganz neue Richtung. Wie die drohende Stellung Frankreichs nach und nach die Besitznahme von Karnatik u. s. w. herbeiführte, so hat jetzt die drohende Stellung Rußlands die ganze Aufmerksamkeit der englisch-ostindischen Politik auf die Länder, welche zunächst im Westen des Indus liegen, gezogen. Die seit langher (1811) in Afghanistan bestehenden Erbstreitigkeiten boten den Engländern auch hier Gelegenheit zur Einmischung. Um den Russen hier jeden Einfluß abzuschneiden, haben die Engländer 1838—1839 mit bewaffneter Macht und in Verbindung mit Runjit Singh den früher vertriebenen Shah Schudscha wieder auf den Thron gesetzt, und lassen dort ein Subsidiencorps; um sich aber die Verbindung mit diesen so weit entlegenen Ländern zu sichern, sind Verträge mit den Amirs von Sinde geschlossen, deren genauen Inhalt wir zwar noch nicht kennen, die sie aber ohne Zweifel in einen bedeutenden Grad der Abhängigkeit von England versetzen. Bis jetzt halten diese auch die Hauptpunkte in deren Gebiet besetzt, und werden sie sicher nicht verlassen, ohne sich hier vollständig festgesetzt und gesichert zu haben. So ist denn jetzt das englische Reich oder seine anerkannte Suprematie bis zu dem alten Kaukasus, der natürlichen Grenze Indiens, wenn es vor fremden Einfällen sicher sein will, ausgedehnt. In einem freieren Verhältnisse besteht nur noch das Reich des Runjit Singh, allein es ist jetzt von drei Seiten von den Engländern begrenzt und umringt, und der Gründer desselben, Runjit Singh, ist während des Feldzuges gegen die Afghanen (1839) gestorben. Sein Nachfolger scheint, manchen Andeutungen nach zu schließen, seines Vaters Talente nicht geerbt zu haben, und sogar nur durch den Einfluß der Engländer sicher zum Throne gelangt zu sein. Schwerlich wird auch er längere Zeit dem Schicksale entgehen, in eine größere Abhängigkeit von der englischen Macht zu gerathen. Sein Schicksal wird auch über das der schon sehr geschwächten Ghurkas in Nepal entscheiden, und in Kurzem werden wir die Engländer als Herren von Vorderindien erblicken in demselben Umfange, wie es Asoka besaß und Samudragupta, und sicher mit einer größeren Intensität. So feindlich gesinnt bis jetzt die Bevölkerung den Engländern ist, so sind doch, bei der Zerstückelung in eine Masse von kleinen Fürstenthümern, wol manche Aufstände, aber keine gefährliche Folgen derselben für die englische Herrschaft von Indien aus für die nächste und entferntere Zeit zu fürchten. Die Aufhebung der ostindischen Compagnie als Handlungsgesellschaft (1834) wird nicht ohne Einfluß auf Indien bleiben. Doch zeigt sich dieser bis jetzt weniger.

Die Zukunft Indiens liegt jetzt zum allergrößten Theile in den Händen Englands. Der Gebrauch oder Misbrauch der ungeheuren Macht, welche ihnen das Schicksal in Indien übertragen hat, wird hier vom allerbedeutendsten Einflusse sein. Es läßt sich nicht wegleugnen, daß bei Erlangung der englischen Herrschaft in Indien Misbräuche vorgekommen sind, welche den dieser Art politischer Ungerechtigkeiten entwöhnten Europäer empören. Allein es läßt sich vieles zur Entschuldigung derselben sagen; vielfach zwangen die Verhältnisse gebieterisch, wo wol selbst den mit der Ausführung Beauftragten und Beauftragenden das Herz bluten mochte. Allein alle die Leiden, welche mit der englischen Besitznahme Indiens in Verbindung standen, reichen nicht im Entferntesten an die, welche dieses unglückliche Volk seit fast tausend Jahren fast unausgesetzt nicht blos von seinen Eroberern, sondern auch seinen Herschern, sowol den fremdstämmigen, als einheimischen zu erdulden hatte. Bis zur vollständigen Beruhigung des Landes werden — insbesondere in Folge einer unausweichlich nothwendigen Maßregel, der Verwandlung aller mittelbar abhängigen Staaten in unmittelbar der englischen Regierung untergebene — noch manche Härten, insbesondere gegen einzelne, nicht zu vermeiden sein. Sie werden vorzüglich die Fürstenhäuser treffen; allein wer deren Geschichte kennt, und weiß, wie ihre Macht für sie weiter keinen Werth hat, als insofern sie ihnen die Mittel in die Hände liefert, Schätze zu erpressen und diese in ungezügelten Lüsten zu vergeuden, wird nicht mit ihnen, sondern nur mit ihren verblendeten Anhängern Mitleid fühlen, obgleich auch deren Anhänglichkeit selten aus edleren Motiven fließt. Von der erleuchteten und wohlgesinnten Partei, welche jetzt an der Spitze der englischen Regierung steht, darf man mit Sicherheit erwarten, daß sie sich jede strengere Maßregel nur von der allerdringendsten Nothwendigkeit entpressen lassen und die gebotene Strenge auf jede Weise zu lindern wissen werde. Was gegen die Gefühle einer höheren Humanität verbrochen ward, oder selbst noch verbrochen werden wird, wird durch unverkümmert gestatteten Genuß des unter englischer Herrschaft Indien nach langer Zeit zu Theil gewordenen Friedens, der den nächsten politischen Aspecten gemäß wol immer mehr befestigt werden wird, gesühnt werden können. Das indische Volk ist der englischen Herrschaft abgeneigt; allein die Güter, welche sie ihnen bieten kann, und bei wohlverstandener Politik bieten wird, sind im Stande, es so weit zu versöhnen, als sich ein Volk überhaupt in seinem eigenen Lande mit fremder Herrschaft versöhnen läßt.

Jeder, der es mit Indien redlich meint — selbst der Inder, wenn er seine Geschichte kennt — kann nur wünschen, daß die englische Herrschaft, ungestört von europäischen oder einheimischen Versuchen, sie zu stürzen, noch eine bedeutende Zeit in Indien fortdaure. So nur kann durch den Einfluß der männlichen englisch-europäischen

Cultur der Charakter des indischen Volks, welcher insbesondere durch den schnellen Wechsel der Herrschaften — bei denen nur eine unsinnige Tyrannei stets ungeändert blieb — seinen Halt ganz verlor, diesen wieder erlangen. Der Einfluß der hohen europäischen Cultur wird so nur — und nur durch die Vermittelung der Engländer, welche sich bis jetzt als beste Colonienerzieher bewiesen haben — die ersprießlichen Folgen in Indien haben, welche man sich bei der Gelehrigkeit, Bildsamkeit und dem Geiste des indischen Volkes mit Recht von ihm versprechen darf. Allein man suche hier nichts zu übereilen; man darf der höheren Bildung an und für sich den Kampf gegen die niedere überlassen, insbesondere, wo sich eine so entgegenkommende Empfänglichkeit findet, wie in Indien — während ein Aufdringen — wenn auch nur durch geistige Mittel — Widerstand und Hartnäckigkeit hervorruft. Insbesondere mische man sich nur insoweit in die Religion, als man wahrhaft empörende Mißbräuche durch alle diejenigen Mittel abzuschaffen sucht, deren Gebrauch in Bezug auf den Bildungszustand Indiens in richtigem Verhältnisse steht. Die dadurch für die Anwendung der Mittel gezogene Grenze rückt zwar den vollständigen Erfolg etwas weiter hinaus, sichert ihn aber desto mehr. Vor Allem scheue man sich, den Schein zu erregen, als ob man die Bevölkerung zum Christenthume zu führen suche. Die seit mehr als drei Jahrhunderten fehlgeschlagenen Versuche hätten längst die Überzeugung gewähren sollen, daß Indien kein Boden für das Christenthum ist. Dieses bildet weder eine hinlängliche Ähnlichkeit, noch einen so ganz entschiedenen Gegensatz zum Brahmathum, um entweder zu sich hinüberzulocken, oder geistigen Kampf und Überzeugung hervorzurufen [97]). Wenn sich einer der Regenten von Indien so sehr von Vorurtheilen zu befreien wüßte, daß er der weitern Ausdehnung einer ihm fremden Religion in Indien friedlichen Vorschub leistete, so wäre es der Buddhismus, welcher ganz aus dem bessern Theile des indischen Charakters hervorgegangen, bei einiger Unterstützung den Kampf mit dem seinem innersten Kerne nach verdammungswürdigen Brahmathume wiederum beginnen, vielleicht mit einem geistigen Siege endigen, und dann zu einer höchst befriedigenden Entfaltung des Charakters der indischen Nation führen könnte. Leider ist aber der Buddhismus in Indien nur noch in sehr wenigen Trümmern vorhanden, und diese sind von dem Wesen des Brahmathums vielfach inficirt.

Allein wie sich auch die Verhältnisse im innern Leben Indiens gestalten mögen, wenn es das Schicksal gut mit ihm meint, so wird ihm die Erziehung durch England und Europa überhaupt neue Kraft, neu sich entfaltende Charakterstärke verleihen, und es vielleicht einst selbständig und fähig, seine Selbständigkeit zu behaupten, aus den Händen seines ihm jetzt dringend nothwendigen Vormundes hervorgehen lassen.

Gestaltung und Form der Elemente des menschlichen Lebens in Indien.

Das menschliche Leben gestaltet sich concret, indem die allgemein-menschlichen Elemente in einer concreten Form hervortreten. Das religiöse Gefühl, dessen Macht sich in jeder Zeit, in jedem Volke, in jeder Individualität geltend macht, tritt in temporell, nationell und — wo es in hinlänglicher Energie waltet — individuell verschiedenen Religionsformen auf. Das Rechtsgefühl äußert sich in concreter Gestaltung der staatlichen und rechtlichen Verhältnisse. Das Gefühl der Sitte formt eine bestimmte Moral, Gebräuche ꝛc. Die ursprünglich eigenthümliche und durch mancherlei natürliche Einflüsse bedingte Mischung der Leidenschaften bildet den Charakter. Die, dem Menschen eingeborene, Nothwendigkeit der Mittheilung schafft die Sprache. Der in bestimmten Perioden die geistig hervorstehenden Individuen eines Volkes ergreifende Drang, ihre Gedanken mitzutheilen, ruft die Wissenschaften hervor; ein ähnlicher Poesie und Kunst. Der Kampf um das materielle Bestehen, Ackerbau, Handel, Industrie ꝛc. Die meisten dieser Lebenselemente sind so alt, als das Leben selbst. Sie standen daher in steter Wechselwirkung. Einige von ihnen nehmen vom allgemein-menschlichen Standpunkte aus eine bedeutendere Stellung gegen die andern ein, andere von dem speciellen des Volkes, der Zeit oder des Individuums, in welchem ihre Gestaltung betrachtet wird. Dadurch würde Anordnung und Behandlung derselben vielfach bedingt. Diese Erwägungen würden aber jedenfalls eine besondere Erörterung stets bedürfen. Eine solche würde uns bei der summarischen Behandlung, welche uns der Plan dieser Encyklopädie vorschreibt, zu weit führen. Wir beschränken uns daher darauf, diese Betrachtungsweise anzudeuten, behandeln aber die hier zur Untersuchung kommenden Gegenstände in der bis jetzt gewöhnlichen Ordnung, nicht Unterordnung unter ihren allgemeinen Begriff, wobei wir auch nicht die Elemente ihrer Gestaltung als Überschrift wählen, sondern die Namen der Form, in welcher diese Elemente sich zu Formen krystallisiren. Also:

5) Religion der Inder [98]). Da das religiöse Gefühl eins der wirksamsten und lebendigsten Elemente der

97) Montgomery Martin, obgleich ganz in den Vorurtheilen der Diener der East-India-Company befangen, dennoch einer der genauesten Kenner Indiens, äußert sich (The political, commercial and financial condition of the Anglo-Indian Empire in 1832 [Lond. 1833]. p. 194) folgendermaßen: „Has Mr. Poynder (welcher den Vorschlag machte, drei Bischöfe für Indien zu ernennen) ever heard of one Hindoo becoming a genuine coovert to christianity? Neither Mr. P. or any other person has ever heard of an instance; — the reason is obvious, — a Hindoo is desired to reject the worship of one million or so of deities, but he is at the same time called on to adopt the incomprehensible idea of the Trinity; — his reason is appealed to for rejection of idolatry, but its exercise is denied him on the assumption of the new creed, which he is told must be adopted by means of „faith“ alone and that reason must slumber, while the doctrines of revelation are being unfolded to him.“

98) Die Anzahl der Werke über dieses Thema ist ziemlich groß. Allein nur sehr wenige sind von Werth. Ich beschränke mich darauf, diejenigen anzuführen, welche ich benutzt habe, obgleich ich selbst von diesen nur sehr wenige für die Erkenntniß des Gegenstandes dienlich fand. Sie sind zum allergrößten Theile von

Inder ist, so nimmt seine Gestaltung nicht mit Unrecht die erste Stelle ein. Sie erklärt sich zwar, genau genommen, nur durch Kenntniß des Charakters des indischen Volks, aber dieser ist andererseits auch im Verfolge seiner Entwickelung — denn auch der Charakter eines Volkes hat seine — wenngleich geheimnißvollere — Geschichte — sehr von der Form des religiösen Bewußtseins influenzirt und — was bei Anordnung dieser Abtheilung ebenfalls nicht ohne Einfluß bleiben sollte — die Geschichte der indischen Religion, oder Religion reicht höher hinauf, als unsere Kenntniß des indischen Charakters.

Ehe wir die Formen des religiösen Gefühls, welche sich in Indien gestalteten, im Einzelnen besprechen, wird es dienlich sein, eine kurze Geschichte derselben, so weit es möglich ist, vorauszuschicken.

Die östlichen Arier, oder das Sanskritvolk, hatte schon zur Zeit, als der griechisch-römische und andere verwandte Stämme sich von ihm trennten, einen Namen für den abstracten Begriff Gott. Dies beweisen die Sprachen dieser Völker; im Sanskrit heißt dêva-s Gott; ihm entspricht im Lateinischen mit Entschiedenheit deus und griechisch Θεός (für ursprünglicheres Δεϝος) [99]), lithauisch diewas, lettisch dews, altpreußisch deiws und altnordisch ty-r [1]). Alle diese Völker haben nur dies einzige Wort für Gott und keinen einzigen Namen [2]) ihrer vielen einzelnen Götter allsammt gemeinschaftlich. Daraus ergibt sich mit Sicherheit, 1) daß zur Zeit vor der Trennung ein Name für den Begriff Gott existirte, und 2) daß nur ein Gott verehrt ward. Der Name für Gott leitet sich von der Wurzel, welche im Sanskrit div lautet und glänzen heißt; wörtlich hieße es also eigentlich der Glänzende; allein, sowie von dieser Wurzel das Nomen div mit der Bedeutung Himmel kommt; ferner diva und dju mit denselben Bedeutungen, so vermuthe ich, daß auch die ursprüngliche Bedeutung von dêva Himmel war, also der Name für Gott, wie ohne Zweifel auch dessen Verehrung von dem Namen und der Verehrung des Himmels ausging. Als sich das religiöse Bewußtsein von der Verehrung des Himmels zu einer über demselben stehenden Persönlichkeit erhob, ließ es zwar den Namen bestehen, aber seine sinnliche Bedeutung: Himmel, fallen. Für diese Ansicht spricht mit ziemlicher Entschiedenheit folgende Analogie. Im Sanskrit heißt, wie schon bemerkt, dju — ebenfalls aus der Wurzel div gebildet — Himmel; diese Form hat aber nicht die Bedeutung Gott; sie wird nur insofern sie auch Tag bedeutet, bisweilen als Name des Agni (Feuers und seines Gottes) gebraucht. Im Griechischen entspricht grade dieser Form (oder den damit völlig identischen djô und div) [3]) der Name des höchsten Gottes Ζν (Nominativ Ζευς) für djn, oder blos ju, Δϝ (Genitiv Δϝός), und im Lateinischen ebenso Ju in Jupiter (für Djn) [4]). Wir sehen also, wie hier das Wort, welches ursprünglich Himmel hieß, und nur hier diese Bedeutung im Sanskrit behauptete, im Griechischen und Lateinischen zur Bezeichnung des höchsten Gottes verwandt ist, wobei auch wiederum zu bemerken, daß diese Formen im Griechischen und Lateinischen ihre eigentliche Bedeutung eingebüßt haben. Aus dieser Bemerkung können wir aber zugleich folgern, daß, wenngleich der Begriff Gott und Himmel schon vor der Sprachtrennung von einander geschieden waren, sie doch noch so sehr in einander spielten, daß auch noch nach der Sprachtrennung der griechisch-römische Sprachstamm auf demselben Wege, wie sich dêva, Θεός, deus ꝛc. für den Begriff Gott festsetzte, einen neuen Namen zur Bezeichnung des Begriffs Gott entstehen lassen konnte.

So hatte demnach schon vor der Sprachtrennung das Sanskritvolk mit den meisten ihm verwandten zusammen den Begriff, den Glauben und die Verehrung eines Gottes, welche sich aus der Anschauung und Verehrung des Himmels entwickelt hatten. Höher als diese Zeit vermag bis jetzt keine Forschung zu dringen und sie chronologisch zu bestimmen wird ewig unmöglich bleiben.

Als sich ein Ast nach dem andern von dem Sanskritvolksstamme ablöste, nach verschiedenen Gegenden hin zerstreute, und dort die mitgebrachte Form des religiösen Gefühls nach seiner Individualität fortgestaltete, bildeten auch die Arier, d. h. die Vorfahren des Sanskritvolkes im Verein mit denen der Zendvölker [5]), den Begriff der Gottheit weiter aus, und zwar seiner äußern Form nach polytheistisch, grade, wie auch bei den meisten der verwandten Völker von ihnen unabhängig geschah. Der eine Theil der Arier, die westlichen, die Zendvölker reformirten später — wol schon lange, nachdem sie sich von den östlichen Ariern — dem eigentlichen Sanskritvolke — getrennt hatten, die einst gemeinschaftlich entwickelte Form durch Zoroaster (Zarathuschtro), während die Inder diese Form im Wesentlichen unverändert noch lange beibehielten — allein

---

höchst fremdartigen Elementen influenzirt, welche keine klare Auffassung des Gegenstandes aufkommen ließen. Creuzer, Symbolik und Mythologie u. s. w. (Darmstadt). Bd. 1. Niklas Müller, Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus. Bd. 1. (Mainz 1822). J. G. Rhode, über religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus (Leipzig 1827). Bd. 1. 2. Görres, Mythengeschichte der asiatischen Welt. Bd. 1. (Heidelberg 1810). Besser als alle diese ist Stuhr, Die Religionssysteme der heidnischen Völker des Orients. Ziemlich gut die Behandlung dieser Partie bei Pet. v. Bohlen, Das alte Indien. I, 126 fg. Aber auch hier ist durch die einigen Vergleichungen von Fremdartigem, Aehnlichem und Unähnlichem das eigentliche Indische so verdeckt, daß man es mit Mühe herausfinden kann. Das Beste erfährt man aus einzelnen Abhandlungen, welche gelegentlich werden citirt werden.

99) Über diese Form vergleiche man das in Beziehung auf den Verlust des ϝ analoge σεβ, Δαεο in Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 405; Δεϝος ward durch Ausstoßung des F und Rückwirkung von dessen Hauch auf das anlautende δ : Θεός. Nicht unähnlich ist in letzterer Beziehung griechisch θυρα zu sanskritisch dvâra.

1) Vgl. Pott, Etymologische Forschungen. I, 101. 2) Die einzige Ausnahme könnte vielleicht sanskritisch Çrî (Göttin der Fülle, wörtlich Heil) und lateinisch Ceres bilden. Doch ist diese Zusammenstellung noch sehr zweifelhaft.

3) djn ist eine bloße Nebenform von div, in welcher v vocalisirt ist und i deshalb in j überging. Diese Nebenform ist aber schon sehr alt. 4) Vgl. Pott, Etymologische Forschungen. I, 99. 5) Vgl. oben S. 12 fg.

dennoch läßt sich trotz der Spaltung — wie sie uns in den beiden Religionsurkunden der Arier — dem Zend-Avesta einerseits und andererseits den Veden vorliegt — ihre frühere Einheit sowol, als die mit freiem Bewußtsein die Fortbildung der alten Form unter den westlichen Ariern hemmende und eine wesentlich verschiedene, vielfach jedoch mit den alten Elementen versetzte, neue, ihr entgegensetzende Macht eines Individuums erkennen. Dieses Individuum — Zarathuschtro genannt — ist, wie die meisten bedeutenden asiatischen Religionsstifter, der Zeit nach nicht genau zu bestimmen; ebenso wenig, wann der Zend-Avesta abgefaßt ist. Allein es ist keiner Frage mehr unterworfen, daß das ganze Zoroastrische Religionssystem, wie es im Zend-Avesta gelehrt wird, schon zu Cyrus' Zeit bestand [6]). Der großen Masse der dêvâs (Götter), welche die polytheistische Fortentwickelung des überlieferten Gottesbegriffs gezeugt hatte, wird ihre Göttlichkeit abgesprochen, und, um sich in den grellsten Gegensatz mit jener Fortentwickelung zu setzen, werden sie als böse Geister (ähnlich dem Verhältnisse des ältesten Christenthums gegen das Heidenthum) aufgefaßt. Allein trotz dieser Feindschaft gegen jene Fortentwickelung bleiben auch im Zend-Avesta eine Menge Momente zurück, welche durch ihre Übereinstimmung mit den in den Veden vorkommenden Erscheinungen die aus diesen sich ergebende Form als im Wesentlichen identisch mit jener negirten Fortentwickelung erweisen. Daraus folgt nun schon mit Bestimmtheit, daß die in den Veden sich zeigende Religionsform im Wesentlichen älter ist, als Cyrus. Genauere Untersuchung der Veden selbst ist noch nicht so weit gediehen, daß man mit Entschiedenheit über ihr Alter bestimmen kann. Die Sprache — so weit ich sie nach dem von Rosen, und später Lassen, herausgegebenen Specimen des Rig-Veda erkennen kann — macht es mir höchst wahrscheinlich, daß sie der Blüthezeit der Sanskritsprache — wenigstens zum Theil — angehören. Daraus, in Verbindung mit den Consequenzen, die sich aus der Vergleichung mit dem Zend-Avesta ergeben, folgt alsdann, daß die Religionsform, welche ihren Inhalt bildet, zum wenigsten schon etwa 800—900 v. Chr. [7]) bestand. Wir haben nun keinen, auch nur den entferntesten Grund, welcher uns bewegen könnte, eine andere religiöse Form Indiens höher hinaufzurücken, und da das Brahmathum die wesentliche Religionsform der Veden ist, so haben wir dieses als die zunächst hervortretende Fortentwickelung des religiösen Bewußtseins im östlichen Stamme der Arier zu betrachten. Hierfür entscheiden auch die ersten genauern Nachrichten, welche wir durch die Griechen über die indische Religion erhalten. Sie lehren uns sogleich die beiden Hauptformen des Brahmathums, den Wischnu- und Sivadienst, kennen, und wie die Träger desselben, die Brahmanen, in der höchsten Achtung stehen. Dafür entscheiden ähnlich noch die Edicte des Asokas, welcher den Buddhismus zur Staatsreligion erhob, aber im Geiste der zu weit getriebenen Buddhistischen Duldung, die Lehrer der alten Religion der Brahmanen nicht selten vor denen der neuen erwähnt.

Weder die Zeit der Entwickelung des Brahmathums, noch die seiner Blüthe, oder endlich der Anfang seines ersten Dahinsinkens, läßt sich genauer bestimmen. Nur annähernd können wir feststetzen, um welche Zeit sich im Gegensatze zu demselben, aber aus ihm selbst, eine neue Religionsform, die des Buddhismus, herausbildete (etwa 500 v. Chr.) [8]). Etwa 259 v. Chr. wurde diese zur Staatsreligion erhoben, ohne daß jedoch der ältere Religionsform die höchste Achtung geschmälert ward. Wir haben nachzuweisen gesucht, daß diese hierin Gelegenheit und in sich selbst Kraft und Mittel fand, sich zu regeneriren (etwa seit 230 v. Chr.). Beide Religionsformen mochten seit der Zeit lange ohne Feindschaft neben einander fortbestanden haben. Allein nach und nach wußte sich das Brahmathum immer mehr zu erheben. Fa Hian (um 400 n. Chr.) erwähnt schon eine Menge Gegenden, in denen der Buddhismus einst in Blüthe gestanden hatte, und damals verdrängt war. Dies findet sich noch häufiger bei Hiuan Thsang (640 n. Chr.). Gewiß ist es, daß es endlich zu blutiger Verfolgung der Buddhisten von Seiten des Brahmathums kam. Die Zeit derselben ist keineswegs ganz zu sichern, doch mag sie zwischen dem 7. und 10. Jahrh. n. Chr. fallen [9]). Während dessen gab es gewiß aber auch Perioden noch, wo die Buddhisten die Übermacht hatten. War doch um 969 der König von Magadha noch Buddhist [10]). Doch endeten diese Reibungen mit Vertreibung der Buddhisten aus Vorderindien.

Während dieser Kämpfe erhob sich eine Sekte als Vermittlerin, gleichsam zwischen Brahmathum und Buddhismus, die Dschainas (etwa im 10. Jahrh. n. Chr.), ohne daß jedoch eine etwas gesicherte Zeitbestimmung gegeben werden könnte.

Zwischen allen diesen Haupterscheinungen des religiösen Bewußtseins liegen mehr oder minder von den Hauptformen abweichende Sekten oder Formen.

Wesentlicher verschieden ist nur noch die ziemlich neue Religion der Sikhs.

Wir werden demnach die Formen des religiösen Gefühls und Bewußtseins, wie sie sich in den abgesonderten östlichen Ariern (dem Sanskritvolke) kund geben, unter den Rubriken Brahmathum, Buddhismus, Dschinathum und Sikhsreligion, mit den dazu gehörigen bedeutenderen Sektenformen, behandeln.

Äußerdem erscheinen auf indischem Boden noch andere Religionsformen. Von wesentlicher Bedeutung für

6) Es folgt dies vor Allem aus der von Benfey-Stern gegebenen Nachweisung, daß die kappadocischen, jüdischen u. s. w. Monatsnamen aus dem Persischen entlehnt sind (über die Monatsnamen einiger alter Völker u. s. w. [Berlin 1836]). Daraus ergibt sich, daß diese persischen Monatsnamen schon um die angegebene Zeit existirten, und diese sind mit dem ganzen Systeme der Zend-Avesta-Lehre so innig verwebt, daß deren damalige Abschließung mit Nothwendigkeit daraus hervorgeht. Auch die Keilinschriften des Darius und Xerxes enthalten mehrfache Zeugnisse dafür. 7) Vgl. S. 43.

8) Vgl. S. 36. 9) *Wilson*, Sanscrit Dictionary. Preface. 10) Nach chinesischem Berichte in Journ. of B...g. 1837. January. p. 72.

uns wären hier nur die der Ureinwohner Indiens, welche sich neben dem Sanskritvolke bis auf unsere Zeit erhielten [11]). Allein bis jetzt läßt sich wenig Zusammenhängendes darüber berichten. Minder bedeutend sind die von andern Ländern her durch die fremden Eroberer oder Einwanderer herbeigeführten Religionsformen, obgleich sie fast sämmtlich dem Einflusse der indischen Cultur, Klima's und Lebens sich nicht entziehen konnten. Der Art ist der von einigen skythischen Horden eingeführte persische Feuerdienst, welcher sich mit dem Brahmathum vermischte [12]). Später kam dieser Feuercultus auch durch einwandernde Perser nach Indien. Ebenso wanderten früh Juden in Indien ein. Das Christenthum erhielt schon ziemlich früh einige Verbreitung, auf der Küste Malabar insbesondere. Noch vor den größern Muhammedanischen Einfällen setzten sich auch Muhammedaner fest; in Folge ihrer Eroberungen erhielt der Islam sogar eine bedeutende Verbreitung, und selbst mehre Convertiten, insbesondere aus den Fürstenhäusern. Seit Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung und dem Beginn der Festsetzung europäischer Christen in Indien, suchte man die europäische Form des Christenthums in Indien zu verbreiten. Auch wanderten seit der Zeit viele europäische Juden ein.

Brahmathum. Eine der häufigst verbreiteten und in sehr umfassendem Sinn genommenen Ansichten ist die von der Stationarität im Orient. Sie fließt aber beiweitem weniger aus der Kenntniß, als aus der tiefen Unkenntniß der Geschichte des Orients, welche schon seit langer Zeit in immer wiederholten und einander ziemlich ähnlichen Formen sich selbst zur Schau trägt. Sobald man nur etwas durch die hergebrachte fast verabredungsartig für die wahrhafte Darstellung des orientalischen Lebens gehaltene Form bringt, sieht man, wie sich materielles und geistiges Leben im Oriente in ebenso schnellen Kreisen treibt, wie im Occident, wie es sich trotz beiweitem größeren, äußeren Hemmungen zu äußern vermag, und bei der geringsten äußern Unterstützung vielleicht wesentlich umgestaltend hervorbrechen würde.

In Beziehung auf das religiöse Leben ist die Annahme eines stationairen Zustandes von dem ersten Moment, wo wir Indiens Geschichte kennen, bis auf den heutigen Tag eine Lüge. Es hat sich in jeder Zeit geändert, oft bedeutender, oft minder bedeutend. Daß seine Grundlage, wenigstens von den Zeiten, wo wir sie genauer zu bestimmen vermögen, stets dieselbe geblieben, gibt ihm nicht den Charakter des Stationairen; denn diese Grundlage ist in Beziehung auf die Gesammtanschauung des Weltgebäudes eine derartige, daß sie nicht leicht von einem Volke aufgegeben werden würde, bei welchem sie nicht blos als theoretisches Philosophem, sondern als ein, das ganze religiöse Leben durchdringendes, Princip zum religiösen und religiös-philosophischen Bewußtsein sich erhoben hat. Wie sich daher die Religionsform der Inder auch in Zukunft fortentwickeln wird, in den bedeutendsten Gestaltungen derselben wird höchst wahrscheinlich niemals ein anderes Princip herrschen, während sie im Übrigen unter sich vielfach abweichen können.

In den Veden herrscht eine Lehre, die, selbst nach der sehr lückenhaften Kenntniß derselben zu urtheilen, die uns bis jetzt zugänglich ist, vielfach überaus wesentlich, von den Religionsformen des Brahmathums verschieden ist, welche sich seit etwa unserer ersten genauern Bekanntschaft mit Indien (von Megasthenes an) zu entwickeln anfingen. Ja, da es gar keinem Zweifel unterliegt, daß Theile der Veden einer viel spätern Zeit angehören, z. B. die ganze vierte Abtheilung der Atharva-Veda (Priester-Veda) — während es doch von der Grundlage höchst wahrscheinlich ist, daß sie aus viel älterer Zeit stammt — so entsteht die Frage, ob nicht, wo Übereinstimmung zwischen den Veden und den spätern Religionsformen sich zeigt, vieles interpolirt sei, um von jenen zu diesen eine Brücke zu bauen.

Die bedeutendsten Gottheiten des spätern Brahmathums, Siva (Çiva) und Vishn'u, haben in dem alten Pantheon der Veden entweder eine überaus untergeordnete oder fast noch gar keine Stelle [13]). In den ziemlich häufig

---

11) Vgl. oben S. 5 fg. 12) Lassen, Zur Geschichte der griechischen u. s. w. Könige. S. 76 nach C. O. Müller, wogegen O. Franck in München. Gel. Anz. 1839 mit höchst unbedeutenden Gründen kämpft. Es wird hier wiederum der im Amara Kosha vorkommende Name der Sonne mihira als ein echt sanskritisches Wort genommen. Es wurde zuerst (in dem Buche: Über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 58. 59) behauptet, daß dieses die Pazendform des zendischen mithra, im Sanskrit mitra (Sonne) sei, und daraus schon auf das dereinstige Dasein des Mithra-Cultus in Indien geschlossen. Für Leben, der die Gesetze der Sprachforschung kennt und zu würdigen weiß, bedurfte weder die Behauptung noch die Folgerung daraus einer weitläufigen Entwickelung. Dennoch war Einer ignorant genug, die Verfasser jenes Buches einer Ignoranz zu zeihen. Die sprachliche Entwickelung der Behauptung bedarf nach dem (a. a. O.) Gegebenen keiner Wiederholung. Die daraus gezogene Folgerung erhielt seitdem eine glänzende Bestätigung durch die auf den indo-skythischen Münzen erscheinende pazendische Inschrift *MIIPO* (für Mihiro, Grotefend, Die Münzen der griechischen u. s. w. Könige von Baktrien u. s. w. S. 49. Nr. 229), neben der rein zendischen Form *MIΘPO* (ebend. S. 46. Nr. 211). Diese pazendische Form wurde, wie so viel Sanskrito-Dialektisches, auch in der größtentheils nach dieser Zeit entstandenen rein gelehrten Sanskritliteratur gebraucht, und deswegen von Amara-Sinha in sein Lexikon aufgenommen.

13) Für das zunächst Folgende über die Religion in den Veden muß ich ins Gedächtniß zurückzurufen, daß mir Rosen's Ausgabe des Rig-Veda, welche zwar schon lange gedruckt, aber erst seit Kurzem im Buchhandel ist, nicht zu Gebote steht. Ebenso wenig habe ich Rammohun Roy's Ausgabe von vier Upanishads (Isa, Kena, Mundaka und Katha) und deren Übersetzung zur Hand; doch hatte ich Gelegenheit, beide vor längerer Zeit zu gebrauchen; ihr Mangel läßt sich an dieser Stelle auch nicht fühlen, da sie nur religiöse Philosophie enthalten. Die Hauptquelle ist demnach für mich Colebrooke's berühmte Abhandlung: On the Vedas or the sacred Writings of the Hindus in As. Res. VIII, 377—497. Dazu kommen einige Stellen der Veden in As. Res. V, VII, XIV, XVI. Rosen's Specimen. Bopp's Conjugationssystem. 301 und sonst. Es kann demnach, was ich gebe, nur sehr lückenvoll sein; allein es war nothwendig, selbst auf diese Gefahr hin die Religionsform der Veden von dem folgenden Brahmathum

bei Colebrooke und sonst vorkommenden Anrufungen von Göttern erscheint unter diesen niemals Çiva. Vishnu wird einmal angerufen; allein nicht in den eigentlichen Veden, sondern in einer Upanischad. Die Upanischads sind aber ohne allen Zweifel später, als die Haupttheile der Veden (Gebete rc.). Einzelne Stellen, in denen Çiva oder Vishnu vorkommen, scheinen nicht zu dem übrigen Ganzen zu passen. Ganz ebenso ist es in Bezug auf Mythologie, wie Colebrooke ausdrücklich bemerkt. In den Veden erscheint zwar eine Mythologie, aber eine den in ihnen vorkommenden Gottheiten angemessene, welche sich insbesondere auf Elemente und Planeten bezieht, diese personificirt, und den Himmel, sowie die Welt unter ihm, mit mehren Classen von Wesen bevölkert. Zu den Mythen des, dem Veden-Brahmathum und dem spätern gemeinschaftlichen, Indra finden sich die Grundlagen schon dort. „Aber ich bemerke nichts," schließt Colebrook, „welches den beliebten Legenden derjenigen Sekten entspricht, welche entweder das Lingam (Sivadienst), oder die Çakti (die Çaktâs, Verehrer der weiblichen Energien der drei Hauptgötter), oder Râma, oder Krishna (Vishnudienst) verehren."

In den Veden werden vielmehr vor allen Elemente, Geister und Gestirne verehrt; vorzüglich werden angerufen Indra, welcher als Firmament gefaßt wird (vgl. jedoch weiterhin), Feuer, Sonne, Mond, Wasser, Luft, Geister, Atmosphäre und die Erde. Die Commentatoren betrachten alle in ihnen vorkommenden Gottheiten (deities bei Colebrooke, wo im Sanskrit wol dêvatâs stand) als in drei Classen zerfallend. Die erste Classe wird als synonym mit Feuer betrachtet; die zweite als synonym mit Luft; die dritte als synonym mit der Sonne. Inwiefern diese Deutung in Bezug auf die ursprüngliche religiöse Ansicht der verschiedenen Verfasser der einzelnen Vedentheile richtig oder falsch ist, darf ich bei den geringen Mitteln, welche mir in Bezug auf eine genauere Kenntniß der Veden bis jetzt zu Gebote stehen, mich nicht erkühnen, schon zu entscheiden. Allein ich kann nicht bergen, daß ich sie für sehr zweifelhaft halte. Dieses, wie die Reduction der drei Gottheiten auf eine einzige, scheint für manche Theile der Veden späteren Versuchen anzugehören, sie mit dem immer klarer hervortretenden indischen Pantheismus in Harmonie zu bringen. Dieser bildet zwar auch, so viel man erkennen kann, die Grundlage der ältern Vedentheile, allein er ist hier entweder noch gar nicht ins Bewußtsein getreten, oder doch sehr unklar. Zur genauern Kenntniß des ältern Vedencultus und ihrer Religionsform wird eine Vergleichung mit dem Zend-Avesta von der allergrößten Bedeutung sein, denn was beiden Urkunden gemeinschaftlich ist, und selbst sehr vieles, was aus der spätern Entwickelung des Brahmathums mit Erscheinungen im Zend-Avesta übereinstimmt, dürfen wir sicher als derjenigen Zeit angehörig betrachten, welche der Trennung des Cultus der östlichen und westlichen Arier (Sanskrit- und Zendvolk) vorherging. Wir können diese Vergleichung nicht genauer anstellen, doch wird weiterhin wenigstens einiges erwähnt werden, was den Leser von der ursprünglichen Identität beider Religionsformen, oder vielmehr der Grundlage der Zend-Avestareligion mit der Vedenreligion, überzeugen wird. Daß der Zendcultus seinen Ursprung in Baktrien gehabt habe, ist eine, zwar auf nichts gestützte, aber doch an und für sich sehr wahrscheinliche Annahme. Hier mit ihren Brüdern zusammengrenzend, mögen lange beide Seiten der Arier einen gemeinschaftlichen Cultus sich ausgebildet haben, bis in Baktrien ein Reformator auftrat, und seine neue Religionsform, wie im Orient gewöhnlich, sich schnell über die, wahrscheinlich politisch verbundenen, arischen Völkerschaften westlich vom Indus verbreitete.

Die Arier hatten bei ihrer Trennung von den verwandten Völkern den aus der Anschauung, Verehrung und Bezeichnung des Himmels (dêva, der Glänzende) hervorgetretenen abstracten Begriff und Namen eines individuellen Gottes mitgebracht [14]). Doch war die Abstraction noch nicht so weit Herr über den sinnlichen Gegenstand, aus dem sie sich entwickelt hatte, geworden, daß dieser nicht mit hinüber spielte [15]). Wie die Griechen und Römer von dem Begriffe Gott wieder auf Himmel zurückfielen, so war dies auch bei den Ariern möglich. Wie nun bei den Griechen, sowie der Blick auf die Vergöttlichung der Natur gewendet ward, jedes Leben in ihr heilig, göttlich ward, und göttliche Verehrung erhielt, sodaß ihre bekannte polytheistische Naturreligion in ihrer Entwickelung nach der Trennung der Griechen von den verwandten Völkern emporkeimte, ebenso bildete sich, trotz des früher schon errungenen Gottesbegriffs, mit dem Verschwinden desselben, bei den Ariern Naturdienst aus. Man wird mich fragen, warum ich diesen Umweg nehme, warum ich nicht sogleich den Naturdienst, in seiner weitesten Ausdehnung, als Anfangspunkt der religiösen Entwickelung der Sanskritvölker setze, warum ich den ältern Besitz des einheitlichen Gottesbegriffs an die Spitze stelle, und den Naturdienst, wie er sich als Anfang der griechisch-römischen Religion entschieden, und für die indische Entwickelung durch die Veden und die Vergleichung derselben mit dem Zend-Avesta ergibt, erst nach Verlust oder Zurücktreten desselben entstehen lasse? Die Nothwendigkeit dieser Annahme ergab sich uns schon oben [16]); allein da diese Art Untersuchung und Schlüsse noch von sehr Wenigen geführt, von nicht viel mehr verstanden, und von der Mehrzahl nicht gewürdigt und verkannt worden, in diesem Falle aber für die Geschichte der indischen Religionen von der größten Bedeutung ist, so will ich in der Kürze die Basen und Zwischenglieder nennen, welche zur gegebenen Ansicht mit Nothwendigkeit führen. Ich werde nicht verschweigen, wo sie noch lückenhaft ist, aber auch auf die Gefahr hin, der Arroganz beschuldigt zu werden, hinzufügen, daß ich sie auszufüllen weiß, und für mich ausgefüllt habe [17]).

scharf zu schreiben. Die Folgezeit wird die Möglichkeit gewähren, hier alles genau zu bestimmen.

14) Vgl. S. 159. 15) Vgl. S. 159. 16) Vgl. S. 159 fg. 17) Ich werde die Beweise im Fortgange meiner „Griechischen Grammatik" geben.

Ich setze voraus, daß der Leser sich von der innigen Verwandtschaft der Sprachen der sogenannten Sanfkritvölker überzeugt hat. Denn wer, nachdem er die in einer Menge Schriften vorliegenden Beweise für diese kennen gelernt hat, diese Überzeugung nicht gewonnen hat, für den gibt es keine Beweismittel. Ferner setze ich voraus, daß er überzeugt ist, daß diese innige Verwandtschaft weder durch einen Zufall entstanden, noch sich durch die abstracte Identität und concrete Divergenz des Menschengeistes erkläre, sondern einzig und allein durch *der einstige Verbindung, oder vielmehr Identität, der diese verwandten Sprachen sprechenden Sanfkritvölker in einem einzigen Volke.* Diese Ansicht ist schon mehrfach ausgesprochen, aber noch nirgends so bewiesen, daß ich diese Überzeugung als eine lebendige in Anspruch nehmen dürfte. Allein ich darf kühn das Versprechen ablegen, daß, wenn es mir möglich sein wird, die Fortsetzung meiner sprachlichen Untersuchungen herauszugeben, sie zu unwidersprechlicher Gewißheit für jeden werden wird, der die Beweismittel kennt, oder, im Fall er über sie kein eigenes Urtheil fällt, die Ehrlichkeit des Untersuchers in Beziehung auf zu Grunde gelegte Facta nicht in Zweifel zieht. Gibt man diesen Satz zu, oder nimmt man ihn fürs Erste auf Treu und Glauben an, so folgt daraus, daß: wenn *mehre* dieser historisch verwandten Sprachen ein aus denselben grammatischen Bestandtheilen (Wurzel, Suffix und Präfix) gebildetes Wort besitzen, welches dieselbe, aber von der Wurzelbedeutung entlegene Bedeutung hat, oder nachweislich hatte, dieses Wort nicht nach Individualisirung dieser Sprachen gebildet sein kann, sondern schon vor der Sprachtrennung bestanden haben muß, und von jedem dieser Völker in der, ihren Lautgesetzen nach, veränderten, aber vor der Trennung firirten, Form und Bedeutung erhalten ist." Wir wollen diesen Satz genauer erörtern, damit man seine Richtigkeit, und wie streng hier alles genommen ist, desto schlagender erkenne. Wir sagten zunächst *mehre*: denn gesetzt, es käme dieser Fall nur bei zweien der verwandten Sprachen vor, so ist zwar hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß auch alsdann das fragliche Wort schon vor der Sprachtrennung existirt habe, doch könnte auch alsdann die Übereinstimmung eine zufällige sein, und das Wort in der einen Sprache dennoch später. Allein bei einer derartigen Übereinstimmung in drei, vier oder fünf und noch mehr Sprachen einen Zufall annehmen, hieße den Zufall zum Gesetz erheben. Wir haben ferner gesagt: *aus denselben grammatischen Bestandtheilen.* Genaueres Eingehen würde uns zeigen, wie selbst Abweichungen in Beziehung auf Suffixe, weniger Präfixe, wahrscheinlich machen, daß solchen Wörtern schon Existenz vor der Sprachtrennung zuzusprechen sei; allein in aller Strenge kann man dies nur behaupten, wo auch diese Bedingung erfüllt ist. Ferner sagten wir, „diese Wörter müßten in den verschiedenen Sprachen *dieselbe* Bedeutung haben, oder nachweislich gehabt haben." Sehr natürlich; denn da alle *diese* verwandten Sprachen dieselben Wurzeln und Bildungselemente als Grundlage haben, so konnten sie auch nach der Trennung dieselbe Wortform sich schaffen, und für das Bestehen vor der Trennung beweist diese alsdann nichts. Endlich machten wir noch die Bedingung, daß die Bedeutung von der der Wurzel etwas entlegen sein müsse. Denn da gemeinschaftliche Bildungselemente diese Sprachen zu Grunde liegen und auch eine gewisse sprachgeistige Einheit, selbst nach der Trennung, in ihnen vorwaltet, so konnten sie auch nach der Trennung gleichbedeutende und gleichgeformte Wörter zeugen, obgleich selbst in diesem Falle mit Wahrscheinlichkeit gewöhnlich nachgewiesen werden kann, daß derartige Wörter der Periode vor der Trennung angehören. Wenn aber derartige Wörter in mehren verwandten Sprachen zugleich auf eine eigenthümliche Weise von der zunächst liegenden Bedeutung sich entfernt haben, so müßte man, wenn man nicht ihren Ursprung vor der Sprachtrennung zugestehen will, einen Zufall annehmen, der kein Zufall sein kann.

Das Wort Sprachtrennung, um auch dies noch für Unkundigere zu bemerken, ist kein absolutes, sondern relatives. Es bezeichnet natürlicherweise nicht eine bestimmte Periode, wo das Urvolk, von welchem alle diese verwandten Völker sich losgetrennt haben, plötzlich gleichsam aus einander gefallen, zersprengt, in alle Welt zerstoben wäre, sondern einige dieser Völker trennten sich früher von dem Urstamme und unter einander, andere später. Ja eine genauere Untersuchung vermag dies zwar nicht nach Jahreszahlen, wol aber sprachgeschichtlich zu bestimmen.

Jene oben entwickelte Regel trifft nun in allen Bedingungen das sanskritische *dêva* mit den ihm in den verwandten Sprachen entsprechenden Formen. Wurzel ist eine Urform, welche im Sanskrit die Gestalt *div*, in den verwandten Sprachen die regelrecht entsprechende hat, und Suffix ein solches, welches im Sanskrit *a*, in den verwandten Sprachen auf regelrecht entsprechende Weise lautet. Das Wort ist in sechs der verwandten Sprachen nachgewiesen; in keiner hat es die zunächst aus der Wurzelbedeutung fließende Bedeutung: *der Glänzende*, in keiner, die, wie wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, hieraus hervorgetretene *Himmel*, sondern in allen bedeutet es, wegen des schon angegebenen Grundes, *Gott*. Das *Wort*, sowie der *Begriff*, müssen also schon vor der Sprachtrennung firirt gewesen sein.

Ferner schlossen wir oben, daß außer diesem Namen für den Begriff *Gottes* kein anderer existirt habe; diese Behauptung hat nicht dieselbe Sicherheit, wie jene. Doch wird ein jeder, welcher die sanskrit-verwandten Sprachen genauer durchforscht hat, zugestehen, daß der dafür angeführte Grund sie zu hoher Wahrscheinlichkeit erhebt; für mich bildet er die subjectiv höchste Wahrscheinlichkeit. Der Grund war der, daß in keiner einzigen der sanskritverwandten Sprachen sich ein Götternamen findet, welcher in derselben Bedeutung in mehr als etwa zwei bis drei derselben vorkommt. Wo aber ein solches Zusammentreffen eintritt, läßt sich stets aus unzähligen andern Gründen nachweisen, daß diese zwei oder drei Stämme getrennt vom Grundstock, aber in einander vereint, längere Zeit dastanden. So z. B. haben die östlichen und westlichen Arier eine Menge Götternamen gemeinschaftlich;

allein sie blieben auch nach Abtrennung aller übrigen Stämme mit einander vereint. So haben die Griechen und Römer dem Namen und der Bedeutung nach identisch *Zev* und Jov (welche einer sanskritischen Form djav entsprechen, wie sie in dem Thema djô vorliegt), und so auch andere; allein auch diese Stämme bildeten lange Zeit ein Volk. Die Elemente der Götternamen dieser stammverwandten Völker lassen sich in der That größtentheils auf sanskritische zurückführen; dies ist aber nur der Fall, weil die Elemente allen diesen Völkern gemeinschaftlich sind; allein selten findet sich das so gebildete Wort in einer der entferntstehenden Sprachen wieder, und findet es sich wirklich, so hat es eine ganz andere Bedeutung und ist am wenigsten ein Göttername. Lateinisch Minerva z. B. ist aus minas (= dem sanskritischen manas [griechisch *μένος*, Verstand]) und dem Suffix va (r für s wegen des vocalischen v) gebildet, und heißt wörtlich: viel en Verstand habend. Allein diese Bildung erscheint im Sanskrit gar nicht, eine ihr sehr ähnliche, manasvin, kommt zwar vor, aber mit der eigentlichen Bedeutung, nicht als Bezeichnung einer Gottheit.

Nun wäre es doch der sonderbarste Zufall, wenn diese Völker, welche so überaus viel in den entferntest aus einander gelegenen Gegenden aus der Zeit vor der Sprachtrennung getreulich bewahrt haben — gleichsam als tesserae hospitales, an denen sie sich in Ewigkeit hin als einst verbunden wieder erkennen können — daß diese Völker gar keinen einzigen ihnen vor dieser Zeit gemeinschaftlichen Götternamen bewahrt hätten? Ich verkenne nicht, daß es manche Übereinstimmungen gibt, welche man so auffassen könnte, habe auch schon eine erwähnt, allein von diesen erfüllt keine einzige jene oben aufgestellte strenge Regel, und es ist stets bei ihnen zweifelhaft, ob sie in der Form oder in der Bedeutung, welche sie haben, schon vor der Sprachtrennung entstanden und allgemein gebraucht sind. So, um noch ein anderartiges Beispiel zu erwähnen, entspricht griechisch *Μαῖα* höchst wahrscheinlich dem sanskritischen mahi, Erde, und ist ursprünglich die Erdgöttin (für Mahja, wie *πόντια* für *ποντjα* = sanskrit. panti. und mit Ausstoßung des h, wie z. B. in *νιοι* für *νιοhι*)[18]; ebenso *Πέλα* dem sanskritischen urvî[19]; allein, wenn wir gleich nicht gradezu leugnen wollen, daß, sowie der abstracte Begriff Gott in dem Worte dêva ꝛc., sich vor der Sprachtrennung von seiner concreten Grundlage, dem Himmel, noch nicht frei gemacht hatte, so auch vielleicht eine Verehrung der Erde zwischen diesen uralten Göttercultus hineingespielt habe — so ist doch weder im Sanskrit, noch in irgend einer der Sprachen der mit den Griechen entfernter verwandten Völker eine sichere Spur zu finden, daß die Erde unter dem Namen mahî, urvî im Sanskritvolke, oder unter regelrecht entsprechenden Formen bei den übrigen Völkern, verehrt sei; daher man wol sagen kann, daß die Namen *Μαῖα*, *Πέλα*, für Erde schon vor der Sprachtrennung entstanden sind, aber nicht behaupten darf, daß ihr Gebrauch zur Bezeichnung einer Erdgöttin ebenso alt sei.

Wir glauben also festgestellt zu haben, daß vor der Sprachtrennung ein Gott, dêva, der Gott des Himmels, ursprünglicher, und zuerst der Himmel selbst, verehrt sei. Auf der Religionsstufe dagegen, welche der älteste Bedecult einnimmt, finden wir, analog den meisten stammverwandten Völkern, reinen Naturdienst. Wie erklären wir diese Erscheinung? Sollen wir ein Zurücksinken von ursprünglich reineren Begriffen annehmen, ein weiseres Zeitalter an die Spitze stellen, und die Träume von der Verschlechterung der Weltären auch in die Geschichte einführen? Nicht wenige waren und sind noch dazu geneigt. Wir haben in der Geschichte stets einen Fortgang der freien Enthaltung des Menschengeistes erkannt, und wagen deswegen eine andere Deutung. Ob sie genüge, oder nicht, das darf die zu Grunde gelegten Thatsachen nicht afficiren. Ihre Wahrheit oder Unwahrheit hängt nur von den dafür geltend gemacht werden könnenden Gründen ab, nicht von der Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Erklärung. Wenn sie wahr sind, so kann ihnen auch eine schlechte Erklärung nicht schaden, und es käme nur darauf an, eine bessere an die Stelle der unsrigen zu setzen; und wir würden zu den ersten gehören, die sie freudig willkommen hießen.

Dem Menschen ist weder ein bestimmter, noch überhaupt ein Begriff Gottes eingeboren — man müßte denn das Gefühl der Abhängigkeit überhaupt, welches einen Hauptbestandtheil des religiösen Gefühls bildet, mag es sich äußern, in welcher Form es will, Gefühl Gottes nennen, und so dem Begriffe Gott eine sehr weite Ausdehnung geben. Was dem Menschen als Quell aller religiösen Entwickelungen eingeboren ist, ist nur das religiöse Gefühl und der mit allen Lebenselementen oder Energien verknüpfte Trieb, dasselbe äußerlich darzustellen, zu gestalten. Die Art dieser Gestaltung steht, wie jede menschliche Entwickelung, unter dem Einflusse der Umgebungen, unter welchen der Mensch sich erzieht. Sie ist das Ergebniß des Conflicts seiner selbst mit der ihn umgebenden Natur.

Dieser Conflict tritt ihm entgegen in dem Kampfe dessen, was er — ursprünglich unbewußt — als seine Freiheit fühlt, mit demjenigen, was ihm als Freiheit des Weltlebens erscheint. Sein unbegrenztes Wollen fühlt sich, je ungezwungener es sich entfalten will, desto mehr durch die ihm allenthalben entgegentretenden Schranken gehemmt. Diese Schranken kann das religiöse Gefühl in seiner Ursprünglichkeit, wo es allenthalben Leben — das heißt Freiheit — wenn auch unbewußt — sieht, nicht als eine negative Nothwendigkeit erkennen, sondern als eine positiv entgegentretende Freiheit, als Herrschaft. So sieht der Mensch in sich den Knecht, in der außer sich angenommenen Freiheit den Herrn, und die ganze äußere und innere Entwickelung des religiösen Gefühls ist nichts als eine fortgesetzte Erkenntniß der eigenen Freiheit, im Gegensatze zu der außer ihr erscheinenden, die er bald als blinde, unbewußte Nothwendigkeit (Fatalismus), bald als allgebietende Freiheit (persönlicher

18) Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 91, 154. 19) a. a. O. S. 80.

Monotheismus) faßt, mit unsäglichen, zwischen diesen Extremen liegenden Stufen und Verkettungen dieser Begriffe, bis er zu dem Begriffe der absoluten Weltordnung gelangt, in welchem er Freiheit und Nothwendigkeit als eins erkennt und einsieht, daß Gott, in welcher Gedankenform er ihn auch erkenne, der Qualität nach nicht freier sein könne, als er selbst, und daß, wenn er der Knecht sei, sein Gott es nicht minder ist.

Auf der ersten Stufe dieses Conflicts muß aber die ganze Natur dem Menschen viel freier erscheinen, als er sich selbst zu fühlen vermag. Sich fühlt er als wollend, und seinen Willen sieht er allenthalben gehemmt; in der Natur erkennt er keinen Willen und keine demselben entgegentretende Hemmung. Sich sieht er von tausend Leiden bedrängt, und in seiner — wie ihn dünkt — angemessenen Entfaltung gestört. Die Natur sieht er frei von allen Leiden in einer gleichmäßigen ungestörten Entfaltung sich entwickeln. Ja die umgebende Natur ist es, welche ihn als der nächste Grund der vielen Störungen und Hemmnisse erscheint, die er erfährt. Muß sie ihm nicht freier erscheinen, als er selbst ist, ja in vielen Beziehungen als sein Herr? Ja, nicht blos in Bezug auf Naturphänomene und die unorganische Natur mußte der Mensch in diese selbst geschaffene Knechtschaft verfallen, sondern selbst in Bezug auf die Thiere. Während er, in der zügellosen Aufreizung seines Willens oft das Schädliche, Unersprießliche wählt, sieht er diese, von ihrem Instinkt geleitet, nur zu dem ihnen Dienlichen geführt. Mußte ihm, der alles nur nach dem Erfolg zu würdigen vermochte, dieser Instinkt nicht etwas Höheres scheinen, als seine Wahlfähigkeit, zumal wenn diese nur unbewußt in ihm waltete?

Diesemnach ist es, um Primärformen der Entwickelung des religiösen Gefühls zu erkennen, von der allergrößten Bedeutung, die Localität und natürliche Umgebung eines Volkes zur Zeit dieser Entwickelung zu kennen. Aber auch umgekehrt vermögen uns ebendiese Primärformen über die damalige Localität und natürlichen Umgebungen zu unterrichten. Wo diese primäre Entfaltung von einer freien, üppigen, lebenstrotzenden, allenthalben Kräfte zeigenden Natur umgeben ist, wird sie nicht anders, als eine unsägliche Menge von freien und herrschenden Kräften anerkennen müssen, denen sie, nach a priori nicht zu bestimmenden Bedingungen mehr oder minder von dem zuschreiben wird, was wir allgemein Göttliches nennen können. In einer reichen Umgebung muß sich auf der Stufe der primären Entfaltung nothwendig polytheistische Naturreligion entwickeln; zu selbst auf von primären Entwickelungen entfernten Stufen wird sie, wenn der Geist noch nicht zu höherer Freiheit und Selbstbewußtsein gelangt ist, vom allerbedeutendsten Einflusse auf jede Religionsform sein, und ihre Consequenzen ihr aufzudringen oder sie ganz nach derselben umzugestalten wissen. Je starrer dagegen die Natur, welche die erste Entfaltung des religiösen Gefühls umgibt, desto weniger Kräfte werden dem Menschen entgegentreten, welche er als göttliche anzuerkennen vermag. Consequent weiter geführt ist der Monotheismus bei der primären Entfaltung des religiösen Gefühls und Bewußtseins ein Kind der todten Natur, der Wüste, der Steppe; die primäre Entfaltung des religiösen Gefühls und Bewußtseins im Leben des Nomaden. Hier, wo der Mensch nichts erblickt auf Erden, dessen Kraft nicht erstarrt zu sein schiene, wo kein belebter Baum, keine strahlende Blume ihm begegnet, höchstens matt emporkriechende Kräuter, versengt von der Gluth der Sonne, wo alles einen Schatten von Leben nur darum zu zeigen scheint, damit es sterben könne — da ist es der Himmel, der seinem religiösen Gefühl einen Ausdruck zu leihen vermag, der Himmel bei Tag mit seiner versengenden und tödtenden Sonne, bei Nacht mit dem kühlenden und belebenden Mond und seinen unzähligen Lichtern, in der Wüste, wie alle Reiseberichte übereinstimmend versichern, wunderbar und die ganze Seele ergreifend und zugleich den ganzen Körper labend und stärkend. Dieser Himmel, der stets eine, mit seiner fast ganz gleichmäßigen Ordnung, wird seine Verehrung als eine einheitliche herausfodern; höchstens wird ein oder der andere Stern durch besondere Eigenthümlichkeiten ein specielles Gefühl für sich erwecken; allein er wird, am Himmel wandelnd, stets in einer untergeordneten Stellung zu diesem erscheinen. Die primäre Entfaltung des religiösen Gefühls im Nomadenleben kann nur der Himmelscultus an und für sich sein, ihm untergeordnet Sternencultus, beschränkt insbesondere auf die Wandelsterne oder einen und den andern, welcher durch seinen Glanz oder anderes als Führer der nächtlichen Wüstenzüge dient. Aber alle diese himmlischen Heerschaaren müssen, so lange das Leben auf die Wüste beschränkt war, der Einheit des Himmelscultus untergeordnet gewesen sein. Denn diese trat hier zu entschieden in Gegensatz zu der ganzen todten Natur. Erst wenn Nomadenstämme, ihre Cultusserinnerungen mit sich bringend, die Wüste verlassen und sich in Gegenden niederlassen, wo eine lebenskräftige Natur ihren Einfluß geltend macht, und jenen Gegensatz mindert und vernichtet, treten diese in der Wüste untergeordneten Gegenstände des Cultus mehr hervor und verbinden sich mit dem sich einschleichenden Naturdienst. Allein in der Wüste selbst thut das religiöse Bewußtsein einen dem einheitlichen Himmelscultus sehr nahe liegenden Schritt, den man fast nicht einmal einen weiteren Schritt nennen kann, indem er eigentlich schon in der göttlichen Verehrung des Gegenstandes selbst liegt. Der Himmel, welcher verehrt wird, hört im religiösen Gefühl nach und nach auf, der sichtbare Himmel zu sein, und aus ihm geht als Begriff der absoluten Freiheit und Allmacht der Begriff des absolut Verehrungswürdigen, des einheitlichen Gegenstandes des Cultus überhaupt, hervor. Je länger das Leben in der Wüste dauert, je mehr sich in ihm das religiöse Gefühl zum religiösen Bewußtsein fortentwickelt, desto fester werden wir diesen Begriff des einheitlichen Gottes gezogen sehen, und die Wüste war es, welche ihn mit ihren in der Gottheit erstgeborenen Kindern, den Juden, in die weite Welt entsandte, und mit der vollendetsten Schärfe dem Islam einhauchte.

So war denn auch in den Sanskritvölkern, unserer

Überzeugung nach, der Gottesbegriff schon vor der Sprach- und Völkertrennung entstanden. Auch das Volk, von welchem sie allsammt stammen, war ein Kind der asiatischen Steppen. Dies macht nicht die Cultusentwickelung allein höchst wahrscheinlich, sondern auch manche andere bedeutende historische Momente [20]). Allein jener entscheidende Schritt von der Verehrung des Himmels zu der Verehrung des absolut Verehrungswürdigen war zwar gethan, aber noch nicht so klar und sicher zum religiösen Bewußtsein gelangt, daß er jeder der daraus hervorgehenden religiösen Gestaltung feindlich entgegentretenden Bedingung zu trotzen vermocht hätte. Himmel und Gott, als Cultusbegriffe, spielten noch in einander über, und keins der verwandten Völker hat — so viel bis jetzt die Untersuchungen ergeben — unter den neuern Umgebungen, in welche das Schicksal sie nach der Trennung gelangen ließ, den Begriff der Einheit Gottes festzuhalten vermocht.

Vergebliche Mühe würde es sein, der weiteren Entfaltung des religiösen Gefühls und Bewußtseins dieser Völker Schritt vor Schritt nachspüren zu wollen. Wo so gar keine historischen Monumente vorliegen, würde man nur in ein Meer von Hypothesen tauchen können und darin jedes Steuer verlieren. Die erste neue Stufe der Religionsentwickelung, welche sich mit der Zeit und durch sorgsame Untersuchungen wird wieder erkennen lassen, ist die der allgemein-arischen, das heißt die der vereinten westlichen und östlichen Arier, oder des Zend- und Sanskritvolkes. Bei Fixirung derselben wird nothwendig allgemeine Regel sein müssen, daß wir ihr nur dasjenige zusprechen, dessen Spuren sich in der Fortentwickelung beider Völker zugleich nachweisen lassen. Wenn ich im Folgenden auf diese Weise werde zu verfahren suchen, so bitte ich nochmals bei Beurtheilung meines Versuchs zu berücksichtigen, wie gering meine Hilfsmittel sind. Von Vorarbeiten steht mir fast nichts Brauchbares zu Gebote, außer einigen höchst schätzenswerthen Beiträgen von Burnouf [21]).

Wie Elementenanrufung in den Veden vorwaltet, so auch im Zend-Avesta; hier jedoch insbesondere die des Feuers, dann zunächst des Wassers. Wir dürfen demnach diese Gestaltung als der gemeinschaftlich arischen Religionsform angehörig betrachten. Das Feuer wird bei beiden unter verschiedenstämmigen Namen angerufen, im Zend âtar, welches dem sanskritischen athar in athar-van (Priester) [22]) entspricht. Im Sanskrit dagegen heißt Feuer und der Gott desselben agni (für ursprünglicheres dag-ni, von dah, brennen, mit Verlust des anlautenden d, wie in agru im Verhältniß zu dax-ov und allen in den übrigen verwandten Sprachen entsprechenden Formen, ah-an, Tag, für dah-an, wie teutsch Tag und lat. dih-es zeigt, und andere) [23]). Aus dieser Nichtübereinstimmung in Bezug auf den Namen scheint zu folgen, daß während der Zeit der Gemeinschaft des Cultus das Feuer zwar verehrt ward, aber nicht so verpersönlicht war, daß es in dem Cultus eine der bedeutendsten Stellen einnahm, etwa wie später im Zoroastrischen Cultus. Die Verehrung des Wassers betreffend, so erscheint hier in dem Zend-Avesta eine höchst wichtige Übereinstimmung mit den Veden in Bezeichnung desselben als Cultusgegenstand; nämlich der hochverehrte Urquell der Gewässer heißt in den Veden apâm napât'i oder napât, Enkel oder Sohn der Gewässer [24]), und ganz damit übereinstimmend in dem Zend-Avesta apan'm. naptar. napât. Die hohe Bedeutung dieses Cultusgegenstandes, insbesondere für die Entwickelung der polytheistischen Seite innerhalb der Zoroastrischen Religionsform ist an einer andern Stelle nachgewiesen [25]). Unter welchem Namen die Luft in den Veden angerufen wird, kann ich wegen mangelnder Kenntniß der Veden noch nicht bestimmen. Allein in ihnen wird ein Wort gebraucht, welches von der Wurzel av, wehen, gebildet ist, und wie die Vergleichung der verwandten Sprachen zeigt, eigentlich Hauch, bedeutete. Dasselbe Wort erscheint auch in dem Zend-Avesta und was überaus wichtig mit derselben Verstümmelung, welche die Sprachforscher eine zufällige nennen, weil sie nicht auf den allgemeinen Gesetzen der

20) Man vgl. auch oben S. 12. 21) In *Eugène Burnouf* Commentoire, sur le Yaçna, l'un des livres religieux des Parses; ouvrage contenant le texte zend, expliqué pour la première fois, les varinntes des quatre manuscripts de la Bibliothèque royale et la version Sanscrite inédite de Neriosengh, Tom. I. (Par. 1833). Leider enthält diese Ausgabe nur die Anrufung und das erste Capitel. 22) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker S. 76. Gegen diese Zusammenstellung wurde vorgebracht, daß das Suffix van nur Krit sei, das heißt, nur zur Nominalbildung aus Wurzeln diene, nicht Taddhita, welche aus Nominibus formiren, also athar-van nicht von einem supponirten athar (Feuer) stammen könne. Hiergegen muß ich bemerken, daß diese für das spätere Sanskrit im Allgemeinen gültigen Unterschiede zwischen diesen beiden Arten von Suffixen für das ältere Sanskrit, wie sich aus genauerer Untersuchung der Wortbildung und Vergleichung der verwandten Sprachen ergibt, keine Wahrheit haben. Ich könnte dafür viele Beispiele anführen, und es kommen deren genug in meinem griechischen Wurzellexikon vor; allein es ist für diesen Zweck nicht nöthig; denn daß atharvan identisch sei mit dem gleichbedeutenden zendischen âtar-van, wird Niemand in Abrede stellen. Wenn aber athar-van gleich ist âtar-van, so bleibt nach Abzug des in beiden gleichen van, die Gleichheit von athar mit âtar; in diesem ist die Dehnung des â Vriddhi und der Übergang von sanskritisch th in zendisch t oft. Da aber âtar im Zend entschieden Feuer bedeutet, so muß das ihm gleiche sanskritische athar ebenso heißen. Da endlich im Zend entschieden das Suffix van an das Nomen getreten ist, die Elementarregeln der Wortbildung aber in allen diesen verwandten Sprachen je älter hinauf, desto mehr identisch sind, so folgt auch schon hieraus, daß van kein bloßes Taddhita-Suffix ursprünglich war. 23) Vgl. Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1837. Ergzbl. Nr. 116. S. 925. 24) Vgl. den Beinamen des Feuers in den Veden ûrg'ô napât (in Lassen, Anthol. sanscritica p. 101). 25) Theod. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker, Excurs II. Das Wort Νέηθεια im 2 Matk. 1, 36. Es ist daselbst gezeigt, daß auf die eigenthümliche Weise, wie sich bei den Persern später die Melgêtterei gestaltete, nämlich durch Verpersönlichung und Vergöttlichung von Epitheten heiliger Gegenstände, aus dem Cultus und den Epitheta dieses apan'm napât die Arduisur, die Anahit und Ἀνάνδατος entstanden ist. Zugleich ist bemerkt, daß dieser Urquell napât, naptar, angeschaut wurde, insbesondere in den Naphthaquellen, in denen sich Wasser und Feuer zu vermählen scheinen, und auch naphtha daher seinen Namen hat.

in diesen Sprachen herrschenden Lautentsprechungen beruht. Diese Art zufällige Übereinstimmungen beweisen stets, daß das Wort schon vor der Trennung der Sprachen bestand, welche es beide oder mehre in dieser Gestalt besitzen. Das Wort, welches wir meinen, ist âtman, aus av-âtman oder av-atman, denn die verwandten Sprachen geben über die Länge oder Kürze des Vocals a keine Entscheidung [26]). Die Verstümmelung, in welcher es unter bestimmten Bedingungen in in den Veden erscheint, ist tman [27]), und an diese lehnt sich das thmanâguhantanâ'm des Zend-Avesta [28]). Dieses Wort wächst in der spätern Entfaltung des Brahmathums zu einer so hohen Bedeutung heran, daß es ganz allein fast das ganze Wesen der Brahmanisch-pantheistischen Weltanschauung ausdrückt. Die Anfänge dieser Bedeutungsentwickelung liegen aber gewiß schon in der Periode, die wir jetzt besprechen. Genauere Kenntniß würde sicher diese Vermuthung bestätigen, während dem entscheidet schon sehr zu ihren Gunsten die gewöhnliche Auslegung des zendischen Worts durch fromm, das heißt einer, der das âtman, den Welthauch, die Weltseele, erkannt hat. Diese Bedeutung wird aus einer Verpersönlichung der Luft — nicht ganz unähnlich dem רוח אלהים in der Bibel — hervorgegangen sein, welche selbst wieder auf der Naturverehrung der Luft beruhte. Die Verehrung der Atmosphäre betreffend, so kann ich keines Analogen im Zend-Avesta mich entsinnen. Was dagegen die Sonne betrifft, so tritt ihre Verehrung auch im Zend-Avesta stark hervor. Bemerkenswerth ist aber hier, daß, wenn sie gleich hier sowol, als in den Veden, unter einem gleichstämmigen Namen angerufen wird, im Sanskrit sûrja (von svar gebildet), im Zend hvare (welches dem sanskritischen svar entspricht), doch beide Namen weder in der Bildungsform, noch auch in der Bedeutung, übereinstimmen. Denn svar heißt im Sanskrit Himmel [29]). Auch hier nehme ich daher dasselbe an, wie oben beim Feuer. Die Verehrung des Mondes betreffend, so kann ich das Verhältniß derselben in dieser Periode durch Vergleichung der östlichen und westlichen Religionsurkunden noch nicht bestimmen; allein eng damit zusammen hängt das Trinken der heiligen Sôma-lat'a (Asclepias acida oder Cynanchum viminale), und dieser Gebrauch, wie das sanskritische Wort Sôma in seiner im Zend entsprechenden Form haoma, kehrt im Zend-Avesta wieder. Zuletzt waren noch von Colebrooke als Gegenstände der Anrufung Geister erwähnt, also verpersönlichte Kräfte, Götter; es werden wol zum Theil diejenigen sein, welche in mehren mitgetheilten Gebeten vorkommen.

Als Personen, freie göttliche Gewalten, frei von der Naturanschauung, aus welcher sie ursprünglich hervorgegangen sein mögen, erscheinen in den Veden zunächst Brahman (in neutraler und männlicher Form, in jener höchste Weltseele, in dieser Weltschöpfer). Dieser Name findet sich in dem Zend-Avesta nicht, und sogar gar keine Spur von ihm, wie doch von den meisten übrigen Göttern des indischen Pantheons. Brahma ist ferner im Allgemeinen gar kein Gegenstand des indischen Volkscultus in der bekannten Zeit der Geschichte gewesen, nicht einmal häufiger Gegenstand irgend künstlerischer Darstellung. Sein Name ist ohne Zweifel aus der sanskritischen Wurzel vṛih (mit Übergang des v in b vor r, wie auch höchst wahrscheinlich in brû. den man bei der Lautidentität des v und b in Indien schon seit alter Zeit fast nur für eine andere Schreibweise nehmen darf) gebildet und hieße: Wachsthum. Diese Bedeutung ist fast zu abstract für eine volksthümliche Gottheit. Ich glaube nach allem diesem, daß er nicht der Periode der arischen Religionseinheit angehört, sondern erst nach der Spaltung dieser Religionsform bei dem Sanskritvolke entstand, aber nicht im Volke selbst, sondern auf dem Wege priesterlicher Speculation, welche, indem sie die vielen Volksgötter in eine Einheit zu bringen suchten, diese fast rein metaphysische Bildung an die Spitze stellten — ähnlich, wie es mit Kronos und Uranos in Griechenland geschah.

Von Siva und Vishnu haben wir oben schon in Bezug auf die Veden bemerkt, daß ihre Namen daselbst gar nicht, oder nur selten und vielleicht in späteren Theilen, vorzukommen scheinen. Selbst wenn diese Vermuthung sich als falsch erweisen sollte, so würde doch der Umstand, daß sich keine Spur von ihnen im Zend-Avesta findet, dafür entscheiden, daß sie nicht in die Periode gehören, welche uns jetzt beschäftigt. Im Zend-Avesta scheint zwar eine Spur des Siva vorzukommen, allein es ist nur Schein. Während nämlich der Zoroastrische Cultus den Elementencultus, die eine Seite der gemeinschaftlich-arischen Religion, in sich aufnahm, verdammte er die Verpersönlichungen — die andere Seite desselben — welche sich schon zu einem polytheistischen Pantheon entfaltet hatte, vollständig, nicht aber so, daß er sie negirte, sondern für Diener des bösen Princips erklärte; so wurden sie alle mit dem allgemeinen dêvâs bezeichnet, welches aber nun seine Bedeutung Götter einbüßte, und in die umgekehrte, böse Geister, überging. Unter diesen bösen Geistern wird nun auch einer erwähnt, welcher im Thema höchst wahrscheinlich çauru lauten würde (der Accusativ çaurûm kommt bis jetzt nur vor), und dem sanskritischen çarva entspricht [30]). Dieser Name erscheint nur im Sanskrit als Beiname des Siva; allein ehe man daraus folgert, daß Siva schon vor der Religionsspaltung verehrt sei, bedenke man, daß ein Beiname an und für sich wenig entscheidet, zumal, da es gewiß ist, daß die Sivadiener später alle Arten von Götternamen auf ihren Meister luden, so z. B. auch rudra, was wir gleich sehen werden, eigentlich eine ganze Classe von Wesen bezeichnete. Der Name çarva paßt seiner Bedeutung nach — von çṛi, zerspalten — sehr gut zu der Natur

26) Vgl. über dessen Etymologie Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon I, 265. 27) *Pânini* IV, 6, 1, ed. *Boehtlingk* p. 494. 28) *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna I, 509. n. 29) Die Wurzel heißt glänzen. Theod. Benfey a. a. O. I, 456.

30) *Burnouf* a. a. O. 529 n.

des zerstörenden Siva, allein es konnte recht gut in der ältern Religionsform ein ganz anderes dämonisches Wesen darunter verstanden sein.

Wenn aber diese drei Götter keine Stelle in dem gemeinschaftlich-arischen Pantheon hatten, so gab es damals auch keine trimûrti (die Dreieinigkeit dieser drei Potenzen), wie sie im spätern Brahmathum erscheint. Auch diese gehört demnach einer spätern Religionsform an, sowie sich denn auch von ihr keine Spur im Zend-Avesta findet.

An der Spitze der verpersönlichten Götter stand in dieser Periode Indra, er, der auch in der folgenden Entwickelung des Brahmathums der Trimurti (Dreieinigkeit), welche, wie bemerkt, in dieser Periode nicht existirte, zunächst folgt, und Oberhaupt der übrigen Götter ist, wie Colebrooke sagt, „der untergeordneten Gottheiten, das heißt der Planeten und Elemente." Feierlich schildert eine von Colebrooke mitgetheilte Stelle der Veden seine Einweihung, „nachdem er von den Göttern zu ihrem König gewählt war," und, was noch mehr als alles dieses für Indra's frühere Bedeutung spricht, in dem Zend-Avesta ist er einer der am stärksten angefeindeten dêvâs [31]). Der Name Indra in der Bedeutung belebender Geist im Menschen, welche schwerlich von dem Namen des Gottes verschieden ist, sondern nur eine Versetzung des Gottes selbst in das Herz des Menschen (denn indra in dieser Bedeutung wohnt im Herzen), wird in einem der Upanischads in etymologischen Zusammenhang mit vedantischer Anschauung der Schöpfungsgeschichte gebracht, und als eine Zusammenziehung von idam-dra, dieses sehend, betrachtet. Nachdem die Weltseele den körperten Geist (puruscha, vgl. weiterhin) aus den Wassern gezogen und gebildet, traten aus ihm, Kraft der Betrachtung der Weltseele, die Gottheiten hervor. Der Mund öffnete sich wie ein Ei und aus ihm entströmte Sprache (vâk', λόγος), aus der Sprache Feuer. Die Nasenlöcher breiteten sich aus, aus ihnen kam Athem, aus dem Athem verbreitete sich Luft. Die Augen öffneten sich; aus den Augen sprang ein Strahl; aus diesem Strahle ward die Sonne hervorgebracht. Die Ohren erweiterten sich; aus den Ohren kam das Hören, und aus diesem die Regionen des Raums. Die Haut dehnte sich aus; von der Haut erhob sich Haar; aus dem Haar wuchsen Bäume und Kräuter. Die Brust öffnete sich, aus der Brust entströmte Geist, und aus dem Geiste der Mond (diese Entwickelung merke man, da sie mit Entschiedenheit zeigen wird, daß indra in der Bedeutung lebender Geist im Herzen des Menschen mit Indra als Gott völlig identisch ist). Der Nabel barstete; aus dem Nabel kam das Verschlingen, aus dem Verschlingen Tod. Das Zeugungsorgan barstete, aus ihm floß productiver Same, woraus Wasser ihren Ursprung zogen. Diese Gottheiten sanken, so geformt, in den weiten Ocean. Mit Hunger und Durst kamen sie zu ihm (der Seele Âtman) und sprachen: „Gib uns eine Form, in welcher hausend wir Speise genießen mögen." Er bot ihnen mehre Formen an, die ihnen mißfielen, endlich die menschliche, mit der sie zufrieden waren. „Ach schön gethan," riefen sie, „wundervoll!" Er befahl ihnen, ihre respectiven Plätze in ihr einzunehmen." Feuer, Sprache werdend, ging in den Mund; Luft, Athem werdend, ging in die Nasenlöcher; Sonne, Gesicht werdend, trat in die Augen; Raum ward Gehör und nahm die Ohren ein. Kräuter und Bäume wurden Haar und füllten die Haut; der Mond ward Geist und trat in die Brust; Tod ward Verschlingen und drang in den Nabel; Wasser ward productiver Same und nahm das Zeugungsorgan ein. Er (die Weltseele Âtman) überlegte: Wie kann dieser Körper bestehen ohne mich? Er drang durch die Nath der Hirnschale (in diesen Körper und nahm seinen Sitz im Hirn).

So (als beseelender Geist) geboren, unterschied er die Elemente (bemerkend); „was anders kann ich hier (als existirend) behaupten (als Ihn), und er betrachtete diese (denkende) Person (purusha), die gewaltige Ausdehnung (Wachsthum, brahman) ausrufend: „Es (idam) habe ich gesehen." Daher ist sein Name Essehend (idam-dra); Es-sehend ist in Wahrheit sein Name, und da er Es-sehend ist, nennen sie ihn, durch eine entfernte Bezeichnung, Indra. Denn die Götter lieben im Allgemeinen die Verbergung (ihrer Namen). Die Götter lieben das Geheimniß [32])."

Diese Schöpfungsanschauung ist um vieles später, als die Religionsform, von welcher wir jetzt sprechen. Ihre Anführung war aber nothwendig zum Verständniß der fraglichen Etymologie; und nicht undienlich, theils wegen eines sogleich zu machenden Gebrauchs, theils um eine Art der in den Veden vorkommenden verschiedenen Anschauungen der Schöpfung etwas ausführlicher mitgetheilt zu haben, da es der Raum nicht erlauben wird, diese größtentheils subjectiven Anschauungen genauer zu erörtern. Über die Etymologie selbst brauchen wir wol kaum etwas zu bemerken, es sieht ein jeder, daß sie auf ganz andern Basen beruht, als die alte Verehrung des Indra im Volksglauben, und nur der Combination der Bedeutung von Indra als Menschengeist mit der später erst systematisch ausgeprägten pantheistischen Weltanschauung ihre Entstehung verdankt. Analoge Zusammenziehungen, wie die von idam-dra in Indra wäre, wird man vergebens suchen; die Bedeutung dra, sehend, ist auch mehr als zweifelhaft [33]).

Eine andere und die gewöhnliche Etymologie leitet Indra von der Wurzel id, mit Nasal nach Art der siebenten Conjugationsclasse, also ind. herrschen. Allein diese angebliche Wurzel ist durch nichts belegt, und sowol ihre Form, als ihre Bedeutung nur aus dem Namen Indra, dem Herrscher der Götter, abstrahirt.

Auch ich kann die Wurzel dieses Namens nicht nachweisen; dafür aber, was für unsere Untersuchung beiweitem wichtiger ist, kann ich die eigentliche Bedeutung von

31) Vgl. z. B. a. a. O.

32) *Colebrooke* in As. Res. VIII, 421. 425.

33) Theod. Benfey a. a. O. I, 224.

Indra bestimmen. Dieselbe Wurzelform, welche bei Ind-ra zu Grunde liegt, erscheint auch in Ind-u, wie der Mond heißt. Da nun die Unadi-Suffixe ra und u so ziemlich gleiche Bedeutung haben, so ist es schon an und für sich höchst wahrscheinlich, daß Indu und Indra ursprünglich völlig gleichbedeutend waren; allein es läßt sich dies auch durch eine Menge einzelner Momente zur größten Evidenz erheben. Wir können diese nicht alle hier aufzählen; doch wollen wir auf zwei erhebliche aufmerksam machen. Zunächst rufen wir ins Gedächtniß zurück, daß der Menschengeist Indra heißt, und, nach indischer Anschauung, eine Ausströmung des Mondes (Indu) ist. Ferner machen wir auf die schon oben hervorgehobene hohe Bedeutung der Nacht, in der ersten Entwickelung des religiösen Gefühls im Nomadenleben, aufmerksam. In der Nacht aber erscheint der Mond, unter allen den unzähligen Sternen wandelnd, wie ein König unter seinen Untergebenen. So bin ich denn überzeugt, daß die Urbedeutung von Indra Mond war, daß seine Verehrung aus der Anschauung des Mondes hervorging, und aus dem Hervorleuchten desselben unter den Sternen seine Auffassung als König der untern Götter — wie Colebrooke sagt, der Planeten und Elemente — stammt.

Die Grundlage dieser Verpersönlichung liegt diesemnach noch in dem Wüstenleben des arischen Volkes; allein die Verpersönlichung selbst fand erst in neuen Umgebungen statt. Sie war gewiß eine der ältesten des gemeinschaftlich-arischen Cultus, in welchem Indra ohne allen Zweifel einst die höchste geistige Potenz war. Daß der Mond in dem alten Cultus als Herrscher, nicht so die Sonne, gefaßt wurde, bezeugt der Mythus der Veden, in welchem sûrjâ (im weiblichen Geschlechte, nicht sûrjas männlich) als Gattin des Mondes (Söma, der schöne) erscheint. „Prag'âpa'tis (der Herr der Schöpfung)," heißt es, „gab seine Tochter Sûrjâ, Sâvitrî (die Glänzende, Gebärende) dem Söma, dem Könige [34])."

Die Mythenausbildung dieses Gottes Indra fällt ebenfalls schon in diese Periode; so der Mythus von Indra's Bekämpfung und Besiegung des Dämons Vritra, daher er der Vritrahan, Vritratödter, heißt. Diesen Mythus notirt Colebrooke ausdrücklich aus den Veden, und der Name Vitrahan erscheint in den der zendischen Lautgesetzen gemäß entsprechenden Form freilich mit der zendischen Religionsentwickelung gemäßer veränderter Bedeutung im Zend-Avesta, und der hier in einen bösen Dämon verwandelte Indra muß sich gefallen lassen, daß er hier mit einem aus seinen Beinamen gebildeten Worte bekämpft und vernichtet werden soll [35]).

Als göttliche Wesen (dêvâs) wurden in ebendieser Periode des gemeinschaftlich-arischen Cultus 33 angebetet. Ob diese 33 aber nur besondere Classen, welche in eine Zahl zusammengefaßt wurden, waren, oder einstmals wenigstens die ganze Zahl der verpersönlichten Gottheiten, oder umgekehrt keine persönlichen Gottheiten, sondern eine Zusammenfassung von Naturelementen, das können wir nicht entscheiden. Für die letzte Ansicht spricht fast der Umstand, daß sie im Zoroastrischen Cultus nicht wie die übrigen Verpersönlichungen des alten gemeinschaftlichen Cultus in das Reich des Bösen geschleudert sind, sondern als die 33 reinsten um Hâvani (wahrscheinlich der Genius, welcher den Theil des Tages zwischen der Morgenröthe und Sonnenaufgang beherrscht) angerufen werden [36]). Leider weisen sie sich durch keine andere bestimmtere Bezeichnung, als eben die Zahl, im Zend-Avesta als ursprünglich identisch mit der gleichen Zahl der altindischen Götter aus. Wir können daher auch nicht bestimmen, inwiefern die Angaben über diese für die Periode des gemeinschaftlich-arischen Cultus gelten. Leider kommt dazu, daß in Beziehung auf die speciellen Angaben über die 33 dêvâs, denn so heißen sie bei den Indern, in den indischen Quellen selbst, keine Übereinstimmung herrscht.

Allgemein werden dazu drei Classen von Göttern gezählt, nämlich 8 Vasu-s, 11 Rudrâ-s, 12 Âdityâs. Diese geben 31, und dazu fügt die Vrihadaranjaka-Upanishad noch Prâgâ'pati und Indra, um die volle Zahl zu erhalten. Von Prâgâ'pati findet sich nun im Zend-Avesta keine Spur, und Indra, wie wir gesehen haben, ist daselbst ein Dämon des bösen Princips; wenn wir daher annehmen dürfen, daß, wie in der Zahl, so auch ursprünglich den Personen und Wesen nach die 33 der Veden und des Zend-Avesta übereinstimmten, so würde daraus, daß im Zend-Avesta alle 33 zu den Reinen gehören, mit Wahrscheinlichkeit folgen, daß Indra gewiß nicht, und daraus, daß von Prâgâpati sich keine Spur im Zend-Avesta findet, auch dieser höchst wahrscheinlich ursprünglich nicht dazu gehörte. Für Prâg'âpati (Herr der Geschöpfe) ein Wesen, welches schon seinem Namen nach über Indra stehen müßte, und in der dogmatischen Fortentwickelung des Vedencultus auch über ihm steht, gibt es außerdem gar keine Stelle in dem alten gemeinschaftlich-arischen Cultus. Moore, im Hindupantheon [37]), nennt statt Indra und Prag'âpati die beiden Açvinau; allein die Stelle, auf welche sich Moore stützt, ist bis jetzt nicht nachweisbar. Dennoch ist diese Angabe höchst wahrscheinlich. Die beiden açvinau (Dual vom Thema açvin, welches wörtlich Pferdebegabt, etwa Reiter, heißen würde) spielen eine bedeutende Rolle in den Veden, ebenso in den Mythen der Inder, wo sie als Götterärzte erscheinen; aber gar keine, soweit ich erkennen kann, in der uns bekannten spätern Volksreligion. Wenn sie der indische Mythus als Zwillingssöhne der Nymphe Açvini, einer der Nakshatrâni (Mondstationen), betrachtet, so beweist schon die sprachliche Formation des Namens der Mutter, daß sie eine Zeugung ihrer Kinder ist, nicht umgekehrt, eine Erscheinung, welche einem aufmerksamen Mythenforscher nicht neu ist. Als der gemeinschaftlich-arischen Religionsform angehörig erweisen sie sich dadurch, daß sie in dem Zend-Avesta vorkommen,

34) *Colebrooke* a. a. O. 402. 35) Vgl. die Stelle in *Burnouf*, Comment. sur le Yaçnâ I, 526.

36) *Burnouf* a. a. O. I, 335 sq. 37) Bei *Burnouf* a. a. O. 341. Das Moor'sche Werk ist mir nicht zugänglich.

wo sie gewöhnlich den Beisatz „Jünglinge" führen [38]). Daß sie in der That zu den 33 gehören, wird mir dadurch nicht unwahrscheinlich, daß sie, wie die 33 selbst, im Zend-Avesta nicht, wie die übrigen Personificationen des alten Cultus, in das Reich der verabscheuungswürdigen böſen Dämonen geſtoßen ſind, ſondern mit Verehrung angerufen werden. Da es ſich ſchon jetzt mit Beſtimmtheit ahnen, und in Zukunft wol mit Sicherheit nachweiſen läßt, daß der Zendcultus bei ſeiner Reformation nur diejenigen vergöttlichten Naturweſen als verehrungswürdig beibehielt, bei denen das Naturelement, aus welchem ſie ſich im Fortgange der öſtlichen ariſchen Religion zur Geiſterfreiheit entwickelten, noch vorwaltete, während die Perſonification noch nicht durchgedrungen war, ſo läßt ſich annehmen, daß dieſes auch bei den açvinau noch zur Zeit der Religionsgemeinſchaft der Fall war. Da ſie nun als Zwillinge gefaßt werden — analog den Dioſkuren, welche entſchieden aus der Anſchauung des Morgen- und Abendſterns hervorgegangen ſind — ferner in der indiſchen Mythologie genetiſch mit der Sonne (männlich als Vater) und einer Mondſtation (als Mutter) in Verbindung gebracht werden [39]), worin man wol eine Fortentwickelung ihrer älteſten Anſchauung anerkennen darf — endlich, wenn unſere Vermuthung, daß ſie zu den 33 gehören, richtig iſt, im Zend-Aveſta als Begleiter des Genius Hâvani gefaßt werden — ſo iſt es mir wahrſcheinlich, daß ſie urſprünglich den Morgen- und Abendſtern bezeichneten, ſich während der Periode der gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform ſchon zu vergeiſtigen und in göttlicher (abſoluter) Freiheit zu perſonificiren ſtrebten, aber dieſe Perſonification noch nicht ſo weit gediehen war, daß ſie, wie bei Indra und dem Begriff dêva, die urſprüngliche Grundlage vernichtet hätte. Wie viel ſich für dieſe Vermuthung, ſelbſt in Bezug auf den Namen die Reiter geltend machen laſſe, z. B. ſelbſt durch Vergleichung die reitenden Dioſkuren, können wir hier nicht weiter ausführen, dürfen es auch faſt bei jedem Kenner alter verwandter Religionsformen vorausſetzen. Bemerkenswerth in dieſem einzelnen Falle für das, für dieſe Periode angenommene Streben, die verehrten Naturerſcheinungen zu vergeiſtigen und vergöttlichen, iſt der Umſtand, daß dieſelben açvinau unter einem, außer allem Zweifel alten Beinamen, welcher im Sanſkrit nâsatja lautet, und im Zend nach den Geſetzen der Lautenſprechung Naoŋhaitja. im Zend-Aveſta dem Reiche des Böſen zugewieſen ſind [40]). Leider iſt mir die Etymologie dieſes Namens zweifelhaft. Wäre aber die der Inder aus na nicht, und asatja unrein, gegen die ſich von grammatiſcher Seite nichts Erhebliches einwenden läßt, richtig, ſo würde er ſich als Bezeichnung einer ſehr vergeiſtigten Gottheit kund geben, woraus ſich denn erklärte, warum dieſe Zwillinge (dieſer Name erſcheint jedoch im Zend-Aveſta als Singular) unter dieſer Bezeichnung und Begrifflichkeit dem Zoroaſtriſchen Religionsſyſtem als verdammungswürdig erſcheinen.

Die erſte der zu den 33 Göttern gehörigen Claſſen ſind die Vasu (im Plural Vasavas). Die Vrihadaranyaka-Upaniſhad leitet den Namen von ſanſkritiſch vasu, in der Bedeutung Reichthum, ab, weil die Vaſavas „dieſes Ganze reich machen" (idam sarvam vâsajante). Die Vergleichung der verwandten Sprachen aber zeigt, daß vasu urſprünglich ein Adjectiv iſt und gut heißt [41]), und die Erhaltung dieſer Bedeutung in den den zendiſchen Lautenſprechungsgeſetzen gemäß identiſchen, zendiſchen Themen vôhu oder vanghu, ſowie der Gebrauch des ſanſkritiſchen vasu als Adjectiv in der angeblichen Bedeutung berühmt in den Veden [42]) zeigt, daß dieſe Bedeutung früher auch im Sanſkrit erloſchen und erſt, wol ſogar ſehr ſpät erſt, nach der Trennung des Sanſkrit- und Zendvolkes eingebüßt ward. Demnach werden wir ohne allen Anſtand dieſe Claſſe der Götter, Vaſavas, durch „die Guten" übertragen. Eine mit dieſem Namen bezeichnete Claſſe erinnere ich mich nicht im Zend-Aveſta gefunden zu haben; allein das Wort dient in Zuſammenſetzungen vielfach zur Bezeichnung heiliger Objecte, z. B. des Amſchaſpands, vôhumano (Bahmen), eines Gahs, Vôhukshathra ꝛc. Daß wir daher dieſe Abgrenzung der Guten in eine beſtimmte Claſſe in eine ſpätere Fortentwickelung des Brahmathums und nach der Trennung der urſprünglich gemeinſchaftlich-ariſchen Religionsform zu ſetzen haben, iſt höchſt wahrſcheinlich.

Die Vrihadâranjaka-Upaniſhad nennt als die acht Vaſavas Feuer (Agnis), Erde (prithivi), Wind (vâjus), Atmoſphäre (eigentlich das Durchſichtige, antariksham), Sonne (aditjas), Himmel (djaus), Mond (k'andramâs) und die Aſterismen (nakshatrâni, Plural aber als Einheit gefaßt) [43]). Wenn wir dieſe Angabe als alte faſſen dürfen, ſo wären die Vaſavas die zunächſt in die Augen fallenden wohlthätigen Naturerſcheinungen. Von dieſer Angabe weicht aber vollſtändig ab eine im Hariwança gegebene [44]). An die Spitze der acht Vaſavas wird gjôtis, Licht (von der Wurzel div in der Form djô, wie ſchon ganz richtig die Inder ableiteten. Dieſer alte, ſchon vor der Sprachtrennung eingetretene Übergang des d in g' iſt ſchon an einer andern Stelle von mir bemerkt) [45]), und die acht Vaſavas ſind Gewäſſer (âpas), Dhruvas (gewöhnlich Name des Polarſterns, bedeutet aber auch vieles andere, was hier gemeint ſein könnte), Mond (sômas), Dhara (bedeutet Berg und anderes nicht hierher paſſende, im weiblichen Geſchlecht Erde ꝛc.), Wind (Anilas), Feuer (Analas), Morgendämmerung (pratjûsha, vgl. das oben über den Genius Hâvani des Zend-Aveſta bemerkte), Prabhâsa (die gewöhnliche Bedeutung iſt unpaſſend; allein der Etymologie nach kann es erſtes Aufleuchten der aufgehenden Sonne bedeu-

38) Vgl. Bopp, Vergleichende Grammatik des Sanſkrit, Zend ꝛc. S. 240. *Burnouf* a. a. O. 530. 39) Von Bohlen, Das alte Indien. I, 259. 40) *Burnouf* a. a. O. 529.

41) Theodor Benfey a. a. O. I, 303. 42) *a. a. O.* 43) Text bei *Burnouf*, Comment. sur le Yaçna I, 344. 44) a. a. O. 345. 45) Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1837. Ergzbl. S. 909. Vgl. Griechiſches Wurzellexikon II. unter *θεω.*

ten). In Wilson's Sanskritlexikon findet man bei allen diesen Wörtern, mit Ausnahme von âpas, bestätigt, daß sie für Bezeichnungen von Vasavas gelten. Allein unter dem Worte vasu findet man mehre Abweichungen, welche jedoch mehrfach fast verlesen zu sein scheinen. Übereinstimmend erscheinen Dhruvas, Somas, Anilas, Analas. Nur verlesen scheinen Dhava für Dhara, Prabhûsha für Pratjûsha, Prabhâva für Prabhâsa, und dieses um so mehr, da bei diesen Wörtern in ihren besondern Artikeln nicht bemerkt wird, daß sie Vasavas bezeichnen. So bleibt nur noch als achter Vasus Vishnus statt Apas, und bei diesem wird auch im besondern Artikel jene Bedeutung, wie bemerkt, nicht angeführt. Vishnus werden wir aber nach obigem auf keinen Fall in die Periode des gemeinschaftlich-arischen Cultus setzen dürfen.

Die zweite Classe der 33 bilden die Rudrâs. Die obenerwähnte Upanishad erklärt sie als die zehn Hauche (prân'a von pra + an, athmen) [46] im Menschen sammt der Seele (âtman) [47] als eilften. „Weil diese klagen, wenn sie aus diesem sterblichen Körper weichen, so heißen sie die Klagenden, rudra (jada hâ 'smân mârtjak' khâ'rîrâd utkrâmantj athâ rôdajanti tad jad rôdajanti tasmâd rudrâ iti)" [48]. Diese Etymologie ist augenscheinlich Spiel; allein mit der Wurzel rud hängt der Name ohne Zweifel zusammen. Diese heißt aber ursprünglich tönen überhaupt, wie denn von ihr rud-ra, die Leier, kommt [49]. Die rudrâs sind demnach eher wol ursprünglich Naturtöne, denn deren Vergeistigung und Vergöttlichung. Die Angabe der Upanishad, daß sie die Hauche bezeichnen, findet in den Namen der einzelnen Rudrâs keine Bestätigung; allein in Beziehung auf sie gibt es viele Abweichungen, aus denen sich die ältesten Namen wol, wenigstens jetzt, noch nicht werden herausfinden lassen. Die bei Wilson angeführten sind folgende: Ag'aikapâda (ein Theil des Ungeborenen), Ahibradhna (der Schlangenumwundene). Virûpâksha (der Dreiâugige, eigentlich ungestaltâugige), Surêçvara (der Götterherr). G'ajanta (der Sieger?). Bahurûpa (Vielgestaltige), Trjambaka (Dreiâugige), Aparâg'ita (Unbesiegte), Savitra (Instrument der Schöpfung), Hara (Nehmer?). Diese Namen sind zum allergrößten Theil zugleich dem Çiva eigen, und stammen demnach aus einer Zeit, wo die Rudrâs dem Çiva-Religionssystem untergeordnet waren, und als seine Schicksalsvollstrecker gedacht wurden. Da aber dieser Classenname selbst im Zend-Avesta keine Spur zeigt, so scheint, wie bei den Vasavas, auch ihre Abgrenzung später, als die gemeinschaftlich-arische Religion zu sein.

Die dritte Classe umfaßt die 12 Âditjâs. Die erwähnte Upanishad erklärt sie für die 12 Monate des Jahres. Diesen Classennamen kennt der Zend-Avesta wiederum nicht, wol aber erscheinen bei ihm als heilige Genien einige der im Sanskrit für Âditjas geltenden einzelnen Namen. Diese sind zunächst Mitra. Als Âditja wird dieser im Harivansa erwähnt [50]. Mitra bedeutet im spätern Sanskrit Freund, aber auch die Sonne; sehr natürlich, da mitra als Âditja eine Personification der Sonne ist. In den Veden werden mitrâsas, mehre Mitras, angerufen [51]. Im Zend lautet der Name, nach zendischer Lautumwandlung, Mithra, und bezeichnet einen in der innigsten Verwandtschaft mit der Sonne stehenden Jzed (im Zend jazata, Gegenstand der Verehrung). Aus ihm hat sich der berühmte und weit verbreitete Mithras-Cult entwickelt, in welchem Mithras fast identisch mit der Sonne ist [52]. Ein anderer der Âditjâs heißt im Sanskrit tvashtri (so in den Veden) [53] oder mit Verlust des v tashtri, von der Wurzel tvaksh oder taksh, bauen [54]), also eigentlich der Bauer (Erschaffer?) bedeutend. Aus dessen Namen bildete sich durch Antritt des Suffixes ja und zendische Assimilation des a in tash an das in der folgenden Sylbe herrschende j der Name des zend. Jzeds tistrja [55]. Endlich ist Jama — in der spätern indischen Mythologie der Gott der Unterwelt — ein Âditja, wie er denn als Sohn der Sonne, insbesondere unter ihrem Beinamen Vivaswat, gefaßt ward [56]). Als Sohn des Wiwaswat erscheint im Zend-Avesta nun auch Jimo, welches dem sanskritischen Jama entspricht [57]. Ob auch die Bedeutung, in welcher er später gefaßt wurde, schon in die Zeit der gemeinschaftlich-arischen Religionsform zu setzen sei, ist noch zweifelhaft, obgleich grade in Beziehung auf die Zustände nach dem Tode die Hauptanschauungen der spätern Zeit damals schon sehr ausgebildet gewesen zu sein scheinen. Da ich dies jedoch noch nicht mit Sicherheit nachzuweisen vermag, so will ich es weitern Untersuchungen vorbehalten.

Diese Fragmente in Bezug auf die Religionsform des gemeinschaftlich-arischen Cultus, welcher zum wenigsten manche Jahre älter ist, als Cyrus, mögen hier als eine Probe stehen von Untersuchungen, welche man jetzt beginnen und mit Hoffnung auf sichere und feste Resultate verfolgen kann. Hier ist nur das sogleich in die Augen Springende hervorgehoben, da es weder der Raum, noch der Plan dieser Arbeit erlaubt, in die Details einer erst zu gründenden Erkenntniß einzugehen; aber auch so wird man die Form einer Seite des religiösen Bewußtseins in dieser Periode ziemlich deutlich erkennen, nämlich, wo es Ausdruck für den in ihm liegenden Trieb göttlich zu verehren fand, und wie es die Gegenstände

---

46) Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon I, 119. 47) Vgl. S. 166. 48) *Burnouf* a. a. O. Not. CLXXXVIII. 49) Vgl. Hall. Allg. Lit.-Ztg. 1838. Ergänz. S. 331.

50) *Harivança* trad. par *Langlois* I, 18. Leider steht mir dieses Werk in diesem Augenblicke nicht zu Gebote. So viel ich mich erinnere, findet sich daselbst ein Verzeichniß der Âditjas. Die sonst sich vorfindenden Verzeichnisse hat Müller, Glauben, Wissen und Kunst der Hindus I, Tafel zu Seite 544, zusammengestellt. 51) *Lassen*, Anthologia sanscritica. 145. 52) Vgl. Benfey — Stern, Über die Monatsnamen einiger alten Völker. S. 57 fg. 53) As. Res. VIII, 403. 54) Vgl. über diese Wurzel Griechisches Wurzellexikon 2. Bd. unter τέκ (τεύχ, τεχ). 55) Vgl. Benfey — Stern a. a. O. S. 54 fg. 56) Müller a. a. O. *Harivança* p. 25. 57) *Burnouf* a. a. O. 478; Vendidad lithographié p. 32. 3. 6 von Ant. Kleuker, Zend-Avesta I, 114 und Vend. lith. p. 134. 3. 6 von Ant. Kleuker II, 304.

seiner Verehrung zu vergeistigen, zu personificiren, d. h. mit Freiheit des Willens zu begaben suchte. Wir sehen, daß es jene Ausdrücke in Naturerscheinungen fand, aus diesen aber nach und nach eine göttliche Kraft und Freiheit gleichsam zu abstrahiren suchte. Dieses war zum Theil gelungen, zum Theil herrschte noch die verehrende Anschauung der Materie vor, als sich der Zoroastrische Cultus von dieser Religionsform losſagte, sein dualistisches Princip aufstellte, alle schon vergeistigte und von der Materie, die zur Entstehung ihres Begriffs Gelegenheit gegeben hatte, abgelöste Wesen als solche Principe — als der Anschauung der Weltordnung, welche das Zoroastrische System erkannt zu haben glaubte — widerstrebende Freiheiten in das Reich des Bösen verwies, und nur eine, ursprünglich ohne Zweifel bei ihm höchst untergeordnete und in dem Existirenden blos das Princip der Existenz achtende, Verehrung der mit heiliger Scheu erfüllenden Naturerscheinungen zuließ. Zu verfolgen, wie sich aus dieser Zulassung wiederum ein neues, dem eigentlichen Princip des Zoroastrischen Religionssystems feindliches, und dasselbe im Volksglauben nur dem Namen nach bestehen lassendes Element erhob, bis erst unter den Sassaniden das Zoroastrische System wirklich ins Leben trat, gehört nicht hierher.

Nachdem durch genauere Forschung, wie sie die hier gegebenen Versuche kaum andeuten können, die religiöse Form der vereinten arischen Volksmasse aufgestellt wäre, würde nun ihre Fortentwickelung bei den östlichen Ariern, dem Sanskritvolke, zu verfolgen sein. Hier würde sich eine neue Periode bilden lassen, welche man die des eigentlichen Vedencultus nennen könnte. Regel in Bezug auf die ihr zuzusprechende Religionsform würde sein, daß ihr dasjenige angehöre, was in den Veden sich als wesentlich verschieden ergäbe, einerseits von der vorhergehenden Religionsform, der gemeinschaftlich-arischen, andererseits von der nachfolgenden, der uns mehr bekannten Brahmanischen, deren hervorstechende Merkmale der Çiva- und Vishn'u-Cultus sind. Da mir fast gar keine Mittel zu einer etwas genaueren Kenntniß des Inhalts der Veden zu Gebote stehen, so würde es ein zu kühner und sicher erfolgloser Versuch sein, wenn ich es über mich nehmen wollte, diese Periode genauer zu charakterisiren. Ich wage daher nur auf Einiges aufmerksam zu machen, um dann sogleich zu der weiteren uns bekannteren Entwickelung des Brahmathums fortzuschreiten.

Wir bemerkten, daß die westlichen Arier in Bezug auf Religion sich von ihren östlichen Brüdern dadurch insbesondere trennten, daß sie ein der ganzen Weltordnung zu Grunde liegendes (dualistisches) Princip aufstellten und von diesem die früher gemeinschaftliche Form durchdringen und umgestalten ließen. Wir können daraus schließen, daß das Streben nach einem Princip schon in der Periode der gemeinschaftlich-arischen Religionsform zu walten und die bis dahin gewonnene Form umzugestalten begann. Der natürliche Gang der Entwickelung des religiösen Gefühls und Bewußtseins an und für sich macht es schon wahrscheinlich, sowie das Hervorragen dieser Idee in der späteren Fortentwickelung fast gewiß, daß dieses Princip sich zuerst in der Vereinigung aller der als Mächte und Freiheiten verehrten Naturerscheinungen und vergeistigter Personificationen unter einer höchsten absoluten Macht und absoluten Freiheit kund gab. Als Personification dieser Idee mag einst Indra gegolten haben; neben ihm erhob sich wahrscheinlich in ebenso hochgestellter und vergeistigter Auffassung der Cultus der Sonne, welche, so lange noch Naturerscheinungen das religiöse Gefühl in Anspruch nehmen, in einer reichen, fast nur unter ihrem Einflusse zu stehen scheinenden, Natur sich leicht als die höchste Allmacht selbst aufdrängt; doch mußte sie zu diesem Zweck vergeistigt werden. Für diese Ansicht spricht die hohe Verehrung, welche der Sonne in vielen Theilen der Veden zu Theil wird; als zeugende (savitri), als nährende (pûshan) ꝛc., wird sie mehrfach angerufen, und in einer von Colebrooke mitgetheilten Stelle heißt es gradezu: „Die Sonne ist die Seele der sich bewegenden, sowie der sich nicht bewegenden Welt (sûrjâ âtmâ g'agatag tastushag k'a)." Mit ihr identificirt sich das Feuer (agni); daher wird die an ebendieser Stelle [58]) gegebene Erklärung, daß Mitra, Indra, Varuna (Gott des Wassers, gleich dem griechischen οὐρανός [59]), insofern sie in den Veden mit Agni identificirt werden, als Manifestation der Sonne zu betrachten sind, als consistent mit dieser in den Veden waltenden Ideenrichtung zu betrachten sein. Für diese Ansicht spricht ferner, daß die Alten bei den Indern die Verehrung des Sonnengottes vorsanden [60]), und die beiden indischen Hauptwerke über die in Indien bestehenden Culte indische Sonnen- und Feuerverehrer kennen [61]).

Allein neben der Auffassung einer absoluten Freiheit und Macht als Princip der Weltordnung wurde auch die Weltordnung an und für sich zu erkennen gesucht. Diese Erkenntniß ist aber schon später, als die gemeinschaftlich-arische Religionsform, wie sich sogleich ergeben wird. Als Weltordnung wurde das Princip des Wachsthums, d. h. der sich Selbstentfaltung, gefaßt, wie dies der dafür gewonnene Ausdruck Brahman durch seine ganz entschiedene Etymologie erweist. Dieser Ausdruck, sowie die Idee, welche damit in Verbindung steht, findet aber nicht den geringsten Anklang im Zend-Avesta, und schon daraus ergibt sich mit Bestimmtheit, daß beide jünger sind, als die gemeinschaftlich-arische Religionsform. Ferner folgt dies auch daraus. Aus dem Namen des Brahman entwickelte sich der Name der Brâhmanâs (Brahmanen). Während nun aber der Name der freien indischen Kasten, ârja (vîç) und kshattra [62]), sich bei den westlichen Ariern so gut, wie bei den östlichen, findet, erscheint eine dem Namen Brâhmana entsprechende Form bei jenen nicht.

Sobald einmal der Blick auf die Erkennung und Anerkennung der Weltordnung gerichtet ist, so liegt der

58) As. Res. VIII, 396. 59) Theod. Benfey, Griechisch. Wurzeller. I, 324. 60) v. Bohlen, Altes Indien I, 139. 141. 144. Schlegel, Ind. Bibl. I, 250. 61) *Wilson*, nach indischen Quellen, in As. Res. XVI. 15. 62) Vgl. oben S. 2 fg.

Schluß nahe, daß die Anerkennung einer Weltordnung und der Begriff einer absoluten Freiheit (absolute Macht) nicht getrennt neben einander bestehen können. Der Begriff einer anerkannten Weltordnung hebt den Begriff einer neben oder außer ihr fortbestehenden absoluten Freiheit vollständig auf, oder wird umgekehrt von der Anerkenntniß dieser aufgehoben. Beide Begriffe lagen im Brahmathum höchst wahrscheinlich lange im Kampfe, und die Vermittelung, welche es zwischen beiden bildete, mag wol schwerlich um vieles älter sein, als die Gestaltung des Buddhismus, welcher mit entschiedener Consequenz eine ewige Weltordnung anerkannte, den Begriff der absoluten Freiheit und absoluten Macht (persönlicher Gott) gänzlich negirte. Die Vermittelung, auf welche das Brahmathum gerieth, mochte wol aus dem überwältigenden Einflusse der Gestaltung des religiösen Gefühls und Bewußtseins in dem indisch-concreten Sinne des gewöhnlichen Menschenverstandes zum großen Theil hervorgegangen sein. Der indische Volksverstand konnte natürlich unmöglich dem Einflusse entgehen, welcher von den Brahmanenschulen her, wo, dem Geiste des Brahmathums gemäß, entfernt vom eigentlichen Volke — die höchsten Fragen der Menschheit ohne Zweifel schon zu der Zeit und von der Zeit an, in welche wir die Blüthe der eigentlichen Sanskritliteratur setzen zu müssen glaubten [63]), weiter mit dem ganzen Tiefsinne des philosophischen Charakters der Inder ventilirt wurden, zu ihnen hinüberwehte. Aber der gewöhnliche Menschenverstand ist selten fähig, sich zur Überzeugung von einer Weltordnung zu erheben. Selbst wenn er dies Wort in seine religiöse Nomenclatur aufgenommen hat, wird es ihm im Allgemeinen nur eine Phrase bleiben, mit welcher er wenig oder gar keinen, wol nie den richtigen, aller seiner Consequenzen bewußten, Sinn verbindet. Der gemeine Menschen- oder Volksverstand wird größtentheils Wunder sehen, d. h. Ausflüsse einer außerhalb der Weltordnung stehenden Macht oder Freiheit, wo wissenschaftliche Erkenntniß Momente der Weltordnung nachweist. So wird man ihm mit Mühe den Glauben an freie Potenzen außer der Weltordnung, am schwersten, wenn er zu diesem Begriffe gelangt ist, den Glauben an eine absolut freie Potenz über, außer und neben der Weltordnung entziehen können.

Ob diese Anschauung des gemeinen Menschenverstandes die Brahmanen bei der von ihnen gegebenen Vermittelung unbewußt influenzirte, sodaß also der Buddhismus, einen Schritt weiter gehend, die Erkenntniß der Weltordnung consequenter durchführte, oder das Brahmathum, des Gegensatzes sich bewußt, die Vermittelung versuchte, sodaß der Buddhismus gewissermaßen nur die Geheimlehre des Brahmathums zum eigenen Dogma erhob, wer mag das entscheiden? Sie hätten in letzterem Falle gewissenlos gehandelt; aber welche Religion will es wagen, den Stein gegen sie zu erheben? Ihre Vermittelung bestand darin. Das Brahmathum nahm eine Weltordnung an, aber nicht, wie der Buddhismus, eine ewige, sondern eine zeitliche. Diese Weltordnung war keine durch sich selbst und nach ewigen Gesetzen bestehende, sondern eine von der absoluten Macht und Freiheit geschaffene. Aus einem Urstoffe [64]), in dessen Annahme die verschiedenen Sekten von einander abweichen, schafft diese die Weltordnung; allein so bald diese geschaffen, hört jene Macht auf zu handeln, und überläßt die Weltordnung dem in ihr liegenden Keim der Entfaltung und Zerstörung. Nachdem eine solche zeitliche Weltordnung gleichsam abgelaufen, tritt die absolute Macht wieder handelnd ein, und schafft eine neue ebenfalls zeitliche. Diese läuft ebenso ab und macht einer neuen Raum und so fort, bis endlich die handelnde Macht erscheint, um die materielle (nun gereinigte) Welt zu zerstören und ein geistiges Götterreich einzuführen. Denn die Materie und der Geist sind in der weltlichen Erscheinung nur darum vereinigt, daß der Geist zum Selbstbewußtsein gelange und sich durch eigene Kraft von der Materie erlöse. Dann stirbt die Materie, und der Geist existirt in absoluter Freiheit, d. i. absolutem Selbstbewußtsein. Die Momente des Handelns und Nichthandelns des höchsten Wesens werden wie ein Wachen und Schlafen gefaßt und symbolisirt [65]).

Diese Vermittelung ist es, welche einerseits sich im Volksglauben verbreitend, in den volksthümlichen religiösen Formen des Brahmathums immer tiefer hinabsinkt, und, andererseits die Grundlage der theosophischen Speculationen in den Brahmanenschulen bildend, in ihren religiös-philosophischen Systemen sich auf eine großartige Weise emporhebt. Beide Entfaltungen dieser in ihnen nicht zu verkennenden Grundlage sollten eigentlich neben einander geordnet der Betrachtung unterzogen werden; allein manche Gründe machen es, bei diesem Versuche die Entfaltung des religiösen Lebens bei den Indern zu erläutern, gerathener, die religiös-philosophische Seite desselben der Rubrik Philosophie zuzuweisen.

Die Vedenlehre und spätere Philosophie nehmen an, daß anfänglich die Schöpfung Brahma's sich nur auf die intelligible Welt erstreckte [66]). Als Brahma sich selbst anzuschauen begann, da entstanden die geistigen Prototypen alles Lebens. Der Keim dieses Glaubens muß sich schon in der Periode der gemeinschaftlich-arischen Religionsform gebildet gehabt haben. Dies zeigt die, wie uns scheint, leicht zur Evidenz zu erhebende Identität des sanskritischen Wortes purusha mit dem zendischen fravashi. Da die älteste Form dieses Keims jedoch schwer zu erkennen sind, hebe ich diese Übereinstimmung erst an diesem Orte hervor. Daß fravashi eine Bildung aus fra, welches dem sanskritischen pra entspricht, und der zendischen Wurzel vaksh oder vash sei, hat schon Burnouf [67]) bemerkt. Im Sanskrit erscheint zwar eine Wurzelform vaksh, welche identisch ist mit der zendischen vaksh [68]), allein keine, welche vash lautete. Ließe sich im Sanskrit die

63) Vgl. oben S. 43, und weiterhin Sprache und Literatur.

64) v. Bohlen, Das alte Indien. I, 168. 65) Vgl. z. B. *Devimahâtajam* I, 49. 66) a. a. O. 165. 173. 67) Commentaire sur le Yaçna I, 270 sq. 68) Theod. Benfey, Griechische Wurzellexikon I, 93.

Wurzelform vash nachweisen, oder die Möglichkeit, daß vaksh in vash auch dort, wie im Zend entschieden, hätte übergehen können, so würde, abgesehen von der Endung, die formelle Identität von fravashi und purusha sich mit größter Sicherheit feststellen. Denn va geht fast gewöhnlich in u über, und die Umwandlung von ra in ur, welche auf dem ursprünglich vocalischen Laute des r beruht, und beim Zusammentreffen mit Lippenlauten so überaus häufig im Sanskrit eintritt, erscheint auch grade in andern Formen, welche mit pra zusammenhängen, z. B. purâṇa [69]). Allein die Annahme des Überganges von ksh in sh auch im Sanskrit wird höchst wahrscheinlich 1) durch die große Verwandtschaft der Laute ksh und sh und 2) durch das entschiedene Vorkommen derselben in dem verwandten Zend. Ja zur Gewißheit wird sie fast erhoben erstens durch den wirklichen Übergang des ksh der Wurzelformen tvaksh oder taksh, deren letzterer im Zend tash entspricht, in sh in den Themen tvashtṛi oder tash-tṛi und das höchst wahrscheinlich statt eines ursprünglichen ksh stehende zweite sh in shash [70]); vor Allem zweitens dadurch, daß eine Menge Wurzelformen, welche im Sanskrit sh haben, in den verwandten Sprachen Formen entsprechen, welche ein sanskritisches ksh voraussetzen. Die Verschiedenheit der Endungen in purusha und fravashi erklärt sich durch die Verschiedenheit des Geschlechts; purusha ist männlichen, fravashi weiblichen Geschlechts. Diese selbst widerstrebt aber der Identität der Formen nicht im Entferntesten. So ist also von formeller Seite die Identität des sanskritischen purusha mit dem zendischen fravashi vollständig gesichert. Die fravashi erscheinen im Zend-Avesta stets in der Mehrzahl, und werden weiblich als die Urseelen, eben jene Prototypen, gefaßt. Insbesondere hat jeder Mensch eine solche. Das Wort purusha ist im philosophischen Gebrauche der Inder fortgebildet, und die Geschichte seiner Bedeutungen läßt sich noch nicht mit hinlänglicher Sicherheit rückwärts verfolgen. Aber das sieht man deutlich, daß auch seine Bedeutung Urseele ursprünglich ist, wie denn auch die Lexika noch als gewöhnliche Bedeutungen desselben Seele, Brahma, höchster Gott, Lebensprincip angeben. Ferner heißt aber purusha der Mensch, weil die Einheit purusha auch in die Menschen als Seele emanirt ist. Der ganze Unterschied besteht hiernach fast nur darin, daß die Urseele im Sanskrit als Einheit im Zend eine Mehrzahl von Urseelen angenommen ist; im Sanskrit ist die Form männlich, im Zend weiblich. Trotz dieser Verschiedenheit wird ein Jeder zugestehen, daß der Gedanke der Urseelen schon der Periode des gemeinschaftlich arischen religiösen Lebens eigen gewesen sein muß. Den Keim desselben zu erkennen — wir meinen die Vorstellung, aus welcher er sich herausbildete — ist um so schwerer, da jene Burnouf'sche Etymologie, so sicher sie auch ist, noch keine hinlänglich einleuchtende Vermittelung des Fortganges der Bedeutung dieser Form mit den Bedeutungen der zu Grunde liegenden Elemente (pra, vor, und vaksh, wachsen wollen, als Desiderativform) darbietet. Vergleichen kann man die Entstehung des Begriffs Brahman aus vṛih, wachsen. Wäre der purusha, die fravashi der, die Vor-wachsen (sich im materiellen Leben) entfalten wollende?

Diese intelligible Welt, deren ursprüngliche Wohnung der Äther war, fiel von der Gottheit ab [71]). Da beschloß diese, die materielle Welt zu schaffen, um die Geisterwelt zu bannen, damit sie, in einem Prüfungszustande befangen, in der befleckenden Kraft der Materie (Dêha, Körper, von dih, beflecken) sich durch die göttliche Kraft der Seele selbst, durch die Erringung der Freiheit, Bewußtwerden des âtman läutern und so der Vereinigung mit ihrem Urquelle (môksha. Befreiung) wieder würdig würden. Allein diese Prüfung ist nicht auf eine Körperform beschränkt, sondern es waltet eine Rangordnung in den Körpern und je nach der edlern oder minder edlen Lebensentfaltung oder genauer je nach dem höhern oder mindern Grade des Bewußtwerdens in einen Körper wird der Geist nach Auflösung seines frühern Körpers einer edleren oder minder edlen Form, als seine frühere war, theilhaftig. Dies ist die Seelenwanderung, eine sich durch alle indischen Religionsformen ziehende Überzeugung. Dieser Veränderlichkeit und diesem Wechsel ist aber allein die sublunarische Welt unterworfen; über dem Monde hinaus herrscht ewige Ruhe und Seligkeit.

Die [72]) wandelbare Sinnenwelt zerfällt in drei Regionen oder drei Welten (trailokja), nach den drei Dimensionen des Raumes, in die untere, mittlere und obere. In diesen Regionen sind 14 Ordnungen von Wesen vertheilt nach drei Grundkräften (guṇâs) Eigenschaften, durch welche die Natur wirkt. Diese bestimmen die Handlungsweise der Menschen im irdischen Leben und sind

1) Tamas, Finsterniß. Unter dem Einflusse dieser Qualität stehen solche Handlungen, bei deren Thun oder Gethanhaben oder Thunwollen Scham eintritt. Diese Qualität herrscht in Erde und Wasser vor, weil diese Elemente abwärts streben; zu ihr gehören fünf Ordnungen der untersten Region, die Thierwelt und die leblose Materie. Wo sie vorwaltet, findet daher eine Wanderung der Seele in niedere Thierkörper statt, in Vegetabilien, böse Geister u. s. w., nachdem sie erst ungeheure Qualen im Fegefeuer zu bestehen hatten [73]).

2) Rag'as (Staub). Aus ihr fließen die Handlungen der Leidenschaftlichkeit, solcher Zustände, wo diese die höhere menschliche Vernunft gefangen genommen hat, und ihn zum blinden Werkzeuge seiner Triebe macht, z. B. des Ehrgeizes, Stolzes u. s. w. Diese Qualität herrscht in der Luft vor und enthält nur eine Ordnung, die der Menschen. Die Menschen, welche mehr unter der Herrschaft dieser Qualität gelebt, werden nach ihrem Tode und den darauf folgenden Höllenstrafen wieder in Menschen oder höchstens übermenschliche Wesen einer niedern Gattung verwandelt.

3) Satja (Wesenheit). Aus ihr fließen die tu-

69) a. a. O. 136. 70) a. a. O. 419.

71) v. Bohlen a. a. O. 72) Nach Bohlen 175.
73) Manu 12. Buch durchgehends, hier insbesondere 54 fg.

genbhaften Handlungen, und wo sie im Menschen vorwaltet, findet nach dem Tode ein Aufenthalt im Paradiese, Himmel des Indra, Brahma, Siva, Vishnu, und dann ein Übergang in höhere übermenschliche Geister statt. Sie waltet im Feuer vor, weil die Flamme aufstrebt, und enthält acht Ordnungen der Götter, welche in der obern Region hausen, aber noch unter dem Monde. Denn selbst die höhern Wesen streben nach immer größerer Vervollkommnung.

Wie viel und wie weit diese Ideen schon ausgebildet waren, als die Fortbildung des Brahmathums wieder in ein neues Stadium trat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Die Anfänge dieser Ideen sind jedoch, wie wir gesehen haben, schon sehr alt, und durchströmen ganz und gar die neue Form; daher wir sie vorausgeschickt haben. Charakteristisch für das neue Stadium ist der Cultus des Vishn'us und Çivas. Dieser bildet von der Zeit an, wo er sich geltend machte, bis auf den heutigen Tag die Grundlage des Brahmanischen Religionslebens. Daher wir dieses jetzt zusammenfassen können. Wann der vorwiegende Cultus dieser beiden Götter noch nicht vorherrschend geworden war, läßt sich nicht weiter bestimmen, als durch das Bisherige geschehen ist. Noch weniger läßt sich mit einiger Genauigkeit die Zeit seines Anfangs bestimmen. Gewiß aber ist, daß die Griechen, als sie Indien zu Alexander's Zeit und um weniges später kennen lernten, beide Culte schon in Blüthe fanden. Der indische Gott, welchen sie seines orgiastischen Cultus wegen mit ihrem Dionysus identificirten, ist außer allen Zweifel Çiva, wie denn auch der Name Σίβαι bei ihnen vorkommt [74]). Der, welchen sie als Herakles bezeichnen, und dessen Verehrung insbesondere bei den Surasenern (Çaurasêna um Muttra) zu Hause war, ist Vishn'us in der Auffassung als Krishn'as [75]).

Beide Götter, Çivas und Vishnus, waren wol zuerst bei zwei verschiedenen indischen Völkerschaften die Ausdrücke für die absolute Macht, Bezeichnungen der Einheit Gottes. Vieles scheint darauf hinzudeuten, daß der Siva-Cultus im westlichen Indien dem Indus zunächst sich erhob; der Vishnudienst dagegen etwa in der Gegend des jetzigen Delhy. Diese Erhebung kann nur zu einer Zeit geschehen sein, wo die zur Zeit der Blüthe der indischen Cultur herrschende Einheit — sowol politische als sprachliche u. s. w. — auf einige Zeit unterbrochen war. Von diesem Bruche zeigen sich aber Spuren in allen den Trümmern, die sich aus der Geschichte des indischen Lebens noch retten lassen. Es muß zwischen jener Zeit und der des Tschandraguptas eine ziemlich lange Periode gegeben haben, in welcher die ältere indische Einheit in mehre kleine Reiche zersprengt war, welche aus den, aus jener Zeit ererbten Instituten, Überlieferungen u. s. w. ein neues mehr individuelles Leben weiter bildeten. Aus der Fortentwickelung des religiösen Bewußtseins war der Begriff der Einheit Gottes (einer absoluten Macht im Allgemeinen in jener oben bemerkten Vermittelung) im Volke erhalten. Für diese Einheit bildeten sich local verschiedene Namen und Anschauungen. Als später die Einheit Indiens wieder hergestellt wurde, und bei der Regeneration des Brahmathums die Brahmanen wieder auf eine gleichartigere Gestaltung desselben hinwirkten, hatten die Namen und Begriffe des Çivas und Vishnus wol die größte Ausdehnung erhalten. In den Brahmanenschulen dagegen — denn diese, wenngleich ohne herrschenden Einfluß in der Periode jener Zersplitterung, hatten sich doch forterhalten — war der Begriff der Weltordnung unter dem Namen Brahman fortgebildet. Denn daß Brahman die Ausbildung der Brahmanen sei, dafür scheint mir einerseits der Name der letztern zu sprechen, welcher unzweifelhaft eben daraus gebildet ist, andererseits der Umstand, daß Brahman gar keinen äußern Cultus hat. Einem Volksgotte konnte dieser unmöglich fehlen, aber grade die tiefer eindringenden Brahmanen betrachteten äußern Cultus als unbedeutend und nur für diejenigen passend, welche sich zu keiner höhern Anschauung zur Erkenntniß, zum Selbstbewußtwerden erheben können; für die, denen dieses Vermögen gegeben ist, ist höhere theosophische Speculation und deren Consequenzen beiweitem verdienstlicher. Mir ist dabei nicht unbekannt, daß die indischen Quellen anderes enthalten, daß eine Stelle sogar die erwähnten drei Potenzen und den Gott Ganeças nach den indischen vier Kasten so vertheilen, daß Çivas Gott der Brahmanen, Vishnus der Kshattrijâs, Brahman der Vaiçjâs, und Ganeças der Sudras sei [76]). Allein dadurch, daß Siwas an die Spitze gestellt wird, erweist sich diese Stelle schon als relativ sehr spät.

Indem nun die Brahmanen das Brahmathum im Gegensatze zum Buddhismus zu regeneriren suchten, war ihr Streben darauf gerichtet, die Resultate ihrer theosophischen Speculationen, welche während des Bruches im indischen Leben wol fast ganz auf ihre Schulen beschränkt gewesen waren, wieder mit den volksthümlichen Weiterbildungen des alten Brahmathums in Harmonie zu bringen. Zu diesem Zwecke stellten sie die sich fast von selbst aufdringende Lehre auf, daß Brahma, Çivas und Vishnus eins sein, eine Trimûrti (Dreigestaltigkeit, Dreieinigkeit) bilden. Denn alle drei in ihrer localen Getrenntheit sollten doch nur das Princip der Welt ausdrücken. Wenn diese Ansicht über die Trimûrti richtig ist, so ist dieser Begriff ein ziemlich später, welcher erst nach der durch den Buddhismus herbeigeführten Regeneration des Brahmathums sich gestaltete. Ich kann keine weitere Beweise dafür geben, als die in dieser Darstellung liegenden. Allein eine genauere Durchforschung der Buddhistischen Schriften wird über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derselben entscheiden, je nachdem sich in den ältesten derselben Spuren einer Polemik gegen diesen Begriff (Dreieinigkeit im Brahmanischen) finden oder nicht finden lassen.

Wenden wir uns jetzt zu den Göttern dieses neuen Brahmathums [77]), und zwar zunächst zu den Göttern der Dreieinigkeit.

74) Vgl. oben S. 56. 75) Vgl. S. 75.

76) As. Res. XVI, 2. 77) In Beziehung auf ältere Werke verweise ich auf v. Bohlen, Altes Indien; man kann auch

1) Brahmâ (männlichen Geschlechts als agens), wird in seiner Beziehung zu den beiden andern Personen der Dreieinigkeit als Schöpferkraft gefaßt, und hat eine Menge Beinamen, durch welche er als die erste Person derselben hervortritt, z. B. Pitâmahas, Urvater, Prag'âpatis, Herr der Schöpfung, Dhâtâ, Schöpfer, Lôkakartâ, Weltenbildner u. s. w. Gedacht und vorgestellt wird er (jedoch selten allein) mit vier Gesichtern, um seine Allwissenheit zu bezeichnen, und mit vier Händen, als Symbol der Allmacht, in der einen hält er einen Scepter oder Opferlöffel, in der andern einen Ring (Ewigkeit) oder Rosenkranz, in der dritten die von ihm geoffenbarten heiligen Schriften der Inder, die Vêdas, die vierte ist leer und offen ausgestreckt, um seine Bereitwilligkeit zur Hilfe anzudeuten. Seine Farbe ist roth, weil er ursprünglich die Sonne vorgestellt habe, wie Bohlen glaubt, was mir jedoch durch Nichts wahrscheinlich zu sein scheint. Möglich wäre, daß zu der Zeit, wo die Sonne (sûrja) für Weltprincip gehalten wurde [78]), brahman (Wachsthum) ebenfalls für Princip geltend, mit ihr identificirt ward, allein die Symbolik der Farben bei den Indern scheint mir noch nicht so genau untersucht, daß man über ihre Bedeutungen mit Sicherheit entscheiden könnte. Als seine Gemahlin gilt die Sarasvati (wörtlich Wasserbegabte, weil sie aus dem Wasser als Urstoff hervortrat), oder Vâk' (Rede), in den Vêden die active Potenz des Brahmâ (msc.) [79]), auch als Brâhmî, eine der Mütter, der göttlichen Energien [80]). Ihm wie seiner Gemahlin ist der hansa, Flamingo, geheiligt.

2) Vishn'us; die Etymologie dieses Namens von vish, durchdringen, sodaß es der Durchdringer bedeutete, ist keinesweges so gewiß, als man gewöhnlich annimmt. Denn diese Wurzel ist in der angegebenen Bedeutung gar nicht belegt. Dagegen ist diese Wurzelform in der Bedeutung theilen (eigentlich entzweien, zusammenhängend mit dvi, zwei, und nur eine Nebenform der Wurzel dvish, jedoch in ursprünglicherer Bedeutung) [81]), insbesondere durch die Vergleichung der verwandten Sprachen festzustellen. Aus letzterer konnte sich mit Leichtigkeit jene angebliche entwickeln. Aber es ist dennoch sehr fraglich, ob nicht der Name des Vishn'us eher aus der ursprünglicheren, als der fraglichen abgeleitelen entstanden ist. In jenem Falle ist er der Theiler, und mit diesem Namen paßt der der Schlange zusammen, auf welcher er schlafend ruht. Denn diese heißt çêshas, die Unterscheidung. Seinen Verehrern ist er der höchste Gott; aus ihm hat sich nach ihnen Brahmâ selbst erst gebildet; aus seinem Nabel wächst eine Lotusstaude, aus ihrer Blume, dem Bilde des weiblichen Geschlechtstheils, ging Brahmâ hervor. Ich erlaube mir, die schon citirte Stelle des Devîmahatmyam (I. 47) in der Übersetzung beizufügen, da sie manches bisher Gegebene zusammenfaßt.

Sie (die Devî) ist die ewge Weltformung; durch sie ist dieses all gespannt,
So mögest du denn ausführlich hören ihre Entwickelung (47).
Wie diese zu der Vollendung der Götterwerke sichtbar ward,
So wird sie nach der Weltschöpfung als ewige selbst angesetzt. (48)
Als nun des Jogaschlafs pflegte Vîschnus die Schlange hingestreckt,
In der Welt, die allein Meer war, der herrliche an Kalpaend (49),
Da strebten nach dem Mord Brahmas zwei Afuren, die grauenvoll,
Gezeugt aus Vîschnus Ohrschmalze Madhus und Kaitabhas genannt (50).
Brahma aber der Weltherrscher, auf Vîschnus Nabellotus steh'nd,
Als er sah diese grauenvollen Afuren und den Gott im Schlaf (51)
Verherrlichte, das Herz einzig auf eins gespannt, den Jogaschlaf ꝛc.

Des Vîshnus Wesenheit ist in Allem. Er ist für seine Anbeter das ganze Weltprincip. Da nun fast die ganze nach Reorganisation des Brahmathums entstandene Sanskritliteratur von Vaishnavas (Vîschnuiten) ausgegangen ist, so ist er vor allen verherrlicht, seine Mythologie am reichsten ausgebildet, und er tritt vor allen übrigen Göttern hervor. In den Darstellungen ist er kenntlich an dem Lotus insbesondere. Seine Farbe ist dunkelblau oder grün, wahrscheinlich die Meersarbe; denn die Vîschnuiten nehmen als Urstoff das Wasser an. Seine Attribute sind die Muschel unter dem Namen pânk'ag'anja (von den Beinen des pank'ag'ana, Name eines Dämons, gemacht), Diskus (unter dem Namen sudarçana) und die Keule (unter dem Namen kaumôdaki). Er reitet auf dem Vogel garud'a, welcher in den Darstellungen häufig in menschlicher Form erscheint, sodaß nur Flügel und Schnabel eines Vogels beibehalten werden. Sein gewöhnliches Symbol ist ein Dreieck mit der Spitze nach Unten (▽) [82]), oder eine perpendikulaire Linie, Symbole des Wassers; letztere Linie wird als Stirnzeichen der Vaischnavas (tilaka) verdoppelt. Wenn er als Luft gefaßt wird, wird er durch eine horizontale Linie symbolisirt. Seine Namen sind fast unzählig; der Vîschnuite betet sie, mit Hilfe eines Rosenkranzes, ab. Viele derselben findet man im Amara Kôshа, allein es findet sich auch ein besonderes indisches Werk über seine tausend Namen.

Er wird als milde und wohlwollend, insbesondere als Erhalter der Welt, gefaßt. Von Zeit zu Zeit verkörpert er sich in irdische Gestalten, um sich für Tugend und Wohlfahrt der schwachen Sterblichen thätig zu er-

78) Vgl. S. 172. 79) As. Res. VIII, 402. 80) *Amara Kôshа* n. 6. 81) Vgl. Theod. Benfey, Griechisches Wurzellexikon II., unter δFι.

82) Ich folge hier Bohlen; Dubois (Moeurs, Institutions Cérémonies des peuples de l'Inde I. 147) beschreibt das Symbol der jetzigen Vaischnavâs so: elle est formée de trois lignes, une perpendiculaire et deux obliques, qui se reunissant à la base, dôment à ce signe la forme d'un trident; la ligne du milieu est rouge; les deux lignes latérales sont blanches et tracées avec une espèce de terre appelée *nâmam*, d'où dérive le nom, qu'on a donné à cette figure (nâmam). Les deux lignes blanches *masculi liquorem seminalem significant*; la ligne rouge tracée entre les deux *feminae fluxum menstruum*.

vergleichen Encyklopädie 12. B. S. 209 fg. In neuern Zeiten ist folgendes Werk hinzugetreten, welches mir jedoch noch nicht zu Gebote steht: The mythology of the Hindoos, with notices of various mountain-and Island-tribes inhabiting the two-peninsulas of India and the neighbouring Islands and an appendix comprising the minor avatars and the mythological and religious terms etc. of the Hindoos with plates illustrative of the principal hindu-deities by *Charles Coleman* (Lond. 1831).

weisen. Diese Verkörperung heißt Avatâram, Herabsteigung. Von Vischnus werden deren zehn in den indischen Schriften vielfach besungen.

Die erste Verkörperung geschah, weil ein Dämon, während Brahma im Schlafe lag, ihm die Veden, das lebendig gewordene Wort, geraubt und sich damit in den Tiefen des Oceans verborgen hatte. Vischnus, um sie wieder zu erlangen, nahm die Gestalt eines Fisches an und ließ sich im heiligen Ganges geboren werden; daher heißt diese Verkörperung matsjâvatâram (von matsja, Fisch). Nachdem er seinen Zweck erreicht hatte, starb der Fisch [83]). Mit dieser Verkörperung steht die indische Gestalt der in ihren allgemeinen Formen so weit verbreiteten Sage von der Sündfluth — im Sanskrit Pralaja, Auflösung einer Weltperiode — in Verbindung. Die frühere Periode war so tief abgefallen vom Göttlichen, daß das Dämonische, Böse — im Fortgange der sich selbst überlassenen Weltordnung (des Brahmaschlafs) die Stütze des Göttlichen, das heilige Wort, ganz geraubt, und im Ocean in seinen eigenen Eingeweiden versteckt hatte. Dadurch war ein kalpânta, ein Ende der zeitlichen Weltordnung, nothwendig, und durch eine Auflösung in Wasser wurden alle Geschöpfe vernichtet. Nur der fromme Manus erhält von Brahman, der im Mahâbharata bei Erzählung der Fluthsage statt des Vishnu erscheint, den Befehl, sich ein Schiff zu bauen, und dasselbe mit Samen aller Art und sieben Männern zu besteigen, und so wird das Menschengeschlecht in die neue Weltordnung hinübergerettet.

Die zweite Verkörperung Vischnus' geschah zum Wohle der Götter selbst, welche bei dem Einwirken, aber nicht Durchgreifen des Begriffs der Weltordnung auf die Auffassung derselben ursprünglich nur eben als übermenschlich, aber keineswegs besonders hervorragend hingestellt sind. Die Götter waren ursprünglich selbst in Bezug auf eine zeitliche Weltordnung sterblich; selbst Indras erlangte nach den Veden die Unsterblichkeit später erst [84]). Diese Sterblichkeit fangen die Söhne der Diti sowol als der Aditi, jene die Daitjas oder Asurâs, später die Dämonen, diese die Surâs und wahrscheinlich ursprünglich Aditjâs (Diti heißt wol, von dô kommend, die Zerstörung, und Aditi die Nichtzerstörung, was wiederum, indem es den Begriff Zerstörung als den positiven faßt, und diesem die Guten, als dessen Negation entgegensetzt, eine andere Weltanschauung indicirt, in welcher das Böse das Princip ist. Denn man darf nicht verkennen, daß in der Entwickelung des religiösen Gefühls eines Volkes eine Menge höchst verschiedenartiger Anschauungen gegen einander und zusammenwirken, welche sich nach und nach immer mehr vermitteln) die guten Götter, an zu fühlen [85]); die Surâs insbesondere in Folge der vorhergegangenen Kämpfe mit den Asurâs. Sie berathschlagen sich, einen Trank zu bereiten, der ihnen unverwelkliche Jugend und Unsterblichkeit verleihe (amritam, ἀμβροσία). Sie beginnen den Ocean, das Milchmeer (kshiroda), umzubuttern, wobei ihnen auch die Asurâs helfen, mit welchen sie eine heuchlerische Freundschaft geschlossen hatten, um ihre Hilfe zu erhalten. Die Götter bringen den Berg Mandara ins Meer und schlingen die Schlange Vâsuki um ihn, und quirlen so tausend Jahre. Die Götter ermüden. Da verkörpert sich Vishnus in eine Schildkröte (kûrma), um den Berg, welcher in die unendliche Tiefe hinabzusinken drohte, zu stützen. So gelingt endlich das Werk; daher heißt diese Verkörperung kûrmâvatâram. Beim Genusse des amrita wurden die Daitjas verabredetermaßen betrogen.

In der dritten Verkörperung als Eber (varâha) erlegt Vischnus einen Sohn der Diti (der Zerstörung) [86]), und zieht die in den Ocean versunkene Erde wieder hervor.

In der vierten erscheint er als narasinha (Mannlöwe), um den Bruder des in der dritten Verkörperung erlegten Dämons zu vernichten. Dieser hatte nämlich durch fortgesetzte strenge Selbstquälungen Brahma genöthigt, ihm zu verheißen, daß ihn weder Gott noch Mensch, weder Riese noch Thier solle verwunden können, und er weder bei Nacht noch bei Tage, weder in noch außer dem Hause tödthar sein würde. Vischnus mußte daher jene Zwittergestalt annehmen, und erlegte ihn auf der Schwelle des Hauses in der Dämmerung.

Zur fünften Verkörperung bewog ihn die Tyrannei des Mahâbali, welcher sich der ganzen Welt bemächtigt hatte und auch die Regionen der Götter bedrohte. Nur durch List konnte er besiegt werden. Vischnus verwandelt sich in einen Zwerg (vâmana), und bittet den Mahâbali um so viel Welt, als er mit drei Schritten ausmessen könne. Diese Bitte wird ihm feierlich gewährt, und der Gott schreitet nun über Erde, Himmel und Luftraum, wodurch dem Mahâbali nur die Unterwelt zum Aufenthalte verbleibt.

Die sechste, siebente und achte Incarnation, oder vielmehr nur die sechste und siebente, denn die beiden ersten spielen so in einander, daß man sie für eine (die sechste) eher nehmen muß, knüpfen sich an ein Versprechen des Vischnus, 11,000 Jahre auf Erden zu bleiben und die Sterblichen zu beschützen. Zu diesem Zwecke verkörpert er sich in drei Râmâs. Die beiden ersten oder die eine erste in Balaraâma und Paraçuraâma sind zum Schutze gegen die Tyrannei der Könige oder Kriegerkaste (kshattrijâs) vollführt. Hier liegen historische Erinnerungen an die Kämpfe der Priester und Krieger zu Grunde, in denen jene wol das Volk gegen die brutale Gewalt mit den Mitteln, welche die geistliche Macht in die Hände gaben, schützten. In der siebenten Verkörperung erscheint er als Râma, Sohn des Daçarathas, der gefeierte Held des Râmâjanam.

In der achten Incarnation erscheint er als Krishn'as

83) Vgl. außer dem bei Wohlen citirten (I, 214 fg.) den Auszug aus dem Matsjapurân'a in *Dubois*, Exposé de quelques-uns des principaux articles de la Théogonie des Brahmes. p. 119. 84) As. Res. VIII, 411. 85) Ein Auszug aus dem Curma Purân'a dieses avataram enthaltend, findet sich ebenfalls bei *Dubois* a. a. O. p. 124.

86) *Dubois* a. a. O. 122 aus *Vardha Purân'a*.

(der Dunkelblaue), als wirklicher Gott auf Erden, jedoch von sterblichen Ältern geboren. In dieser Form ist der Cultus des Vischnus so alt, daß fast die Frage entsteht, ob ihn nicht der Vischnu-Cultus erst in sich aufgenommen habe. Die Verehrer des Krischnas setzen ihn schon in Stellen der Puranen über alle Götter; er heißt „der Herr des Brahman, Vischnu und Siva, die Ursache der Weltschöpfung, der Gemahl der Sarasvati (sonst die Gattin des Brahma), der Lakschmi (sonst die Gattin des Vischnus), der Maja (die ideelle Täuschung, welche in manchen Kosmogonien als das einzige asat [nicht seiende] neben dem sat [seiendem Weltprincip, Brahma] angenommen wird) und der Prakriti (der Natur, des passiven Weltprincips, Materie);" kurz, tritt ganz und gar als höchste Macht auf. Ja Vischnus wird hier erst als eine Zeugung des Krischnas angesehen. Diese Incarnation gab ebenfalls Stoff zu reichen dichterischen Behandlungen, und bildet insbesondere den Inhalt des Bhagavata Purana [87]). Veranlassung zu dieser Verkörperung gab die Tyrannei und Ungerechtigkeit des Königs von Mathura, Kança. Die Erde kann sie nicht länger ertragen, und sie, sowie die Götter Brahma und Siva sprechen Vishn'u um Hilfe gegen ihn an. Brahma hatte Kança wegen seiner früheren Büßungen die Gnade verleihen müssen, daß er nur durch seinen eigenen Neffen würde umkommen können. Vischnus läßt sich daher von dessen Schwester Devaki gebären. Allein Kanças hatte diese, sobald er erfährt, daß sie schwanger sei, in ein Gefängniß geworfen und sorgfältig bewacht. Dennoch gelingt es ihr, ihre Entbindung zu verheimlichen und den neugeborenen Krishnas den Nachstellungen seines Oheims zu entziehen. Er wird glücklich nach Vrindávana, dem Aufenthalte der Hirten und dem Paradiese des Krishn'as, gebracht und unter den Hirten und Hirtinnen als Hirt erzogen. Hier erfindet er die Flöte und versenkt sich in unzählige Liebesspiele, welche zu den schönen wollüstig-mystischen und nur in religiösem Sinn — wenigstens im Allgemeinen — zu fassenden Gedichten eines Gájadéva und anderer Veranlassung gaben. Endlich unterzieht er sich dem eigentlichen Zwecke seiner Incarnation, vernichtet Kança und andere Geschöpfe, welche die Wohlfahrt der Welt störten. In einem dieser Kämpfe trat ihm Siva selbst als Schützer seines Gegners gegenüber. Endlich fiel er selbst als Opfer des Fluches eines Büßers durch den Pfeil eines Jägers.

Die neunte Verkörperung des Vischnus ist die in Buddhas. Ich habe keinen Grund, die genaueren Bestimmungen über die Verkörperungen des Vischnus für älter zu halten, als die Entstehung des Buddhismus; nur der Gedanke der Verkörperung des höchsten Weltprincips lag im Volksglauben. Seine Anwendung tritt schwerlich aus ihm selbst hervor, sondern ist eine Folge der in diese Idee eindringenden und sich von ihr durchdringen lassenden äußeren Erscheinungen. Wie ich daher bei der eben besprochenen Verkörperung nicht die Urform des Krischna-Cultus aus dem Vischnu-Cultus entstehen, sondern ihn vielmehr in diesen aufnehmen, mit ihm vermitteln lasse, so erkläre ich auch die Verkörperung des Vischnus in Buddha. Vischnus im Glauben seiner Anhänger das höchste, in Allem seiende Princip, muß auch die ihm heterogensten Erscheinungen sich aneignen. Sie werden als seine Ausflüsse betrachtet. Diese Erscheinung steht im Vischnuismus nicht einsam; sondern jede indische Gottheit, wenn sie zum Princip durch ihre Anhänger erhoben ward, bietet dieselbe Eigenthümlichkeit dar, und umfaßt das ganze religiöse Leben der Inder, natürlich stets von einem andern — in ihr liegenden — Standpunkte aus; bei dem Vischnuismus tritt dieses nur am stärksten hervor, weil er die stärkste geistige Ausbildung im eigentlich indischen Sinne fand.

Die zehnte Verkörperung des Vischnus ist noch nicht eingetreten. Diese wird am Ende dieser Weltordnung, der Periode der Sünde (kalijugam), eintreten. Vischnus wird als der Sündige (kalki, von kalka, Schmutz, Sünde) erscheinen, und alle Sünden und Laster der Welt tilgen. Seine Gestalt wird die eines ungeheuren weißen Pferdes sein, seine Waffe eine Art von ungeheurer Größe. Er — selbst in Sünden empfangen und waltend — wird zuerst die Könige vernichten, dann alle Sterbliche; auch seine Ältern — die Sündigen — wird er ermorden, und in der sündenreinen Welt wird sich ein Reich der sittlichen Vollendung und des reinsten Glückes erheben.

Außer diesen hervorstechenden zehn Avataren werden auch noch andere erwähnt, oder andere an ihre Stelle gesetzt; scheinen aber nicht in den gewöhnlich angenommenen Kanon aufgenommen zu sein.

Die Gemahlin des Vischnus heißt gewöhnlich Lakschmi und wird als die Glücksgöttin gefaßt. Die Wurzel dieses Namens ist laksh, welches dem griechischen λαχ (in λαγχάνειν, erlangen, man vergleiche für die Bedeutung λάγος, Loos), oder, mit Vertauschung des l und n, naksh. dessen Form lateinisch nac in nanc-isc-or entspricht (ich erlange für mich) [88]).

Der dritte Gott in der Trimurti (Dreieinigkeit) ist Çivas. Es läßt sich nicht verkennen, daß bei allen Namen von Gottheiten die Erkenntniß ihres ursprünglichen Wesens durch die Etymologie ihres Namens nicht wenig gefördert, ja ganz und gar bedingt ist. Allein ein Grundsatz findet hier so selten Anwendung, der bisher so ziemlich von allen Etymologen verkannt ist, und darum die Wissenschaft der Etymologie, welche einer festen Basis fähig ist, zu einer schwankenden Ratherei gemacht hat. Es ist nämlich keine Etymologie eines Wortes sicher, wenn man nicht ganz und mit Bestimmtheit den Begriff kennt, den das Wort bezeichnet. Aus der Wortform den Begriff schließen wollen, das geht nur mit Hilfe und sorgfältig kritischer Anwendung einer Anzahl von Mitteln, welche insbesondere die Vergleichung der verwandten Sprachen darbietet, und eine vorsichtige, bescheidene und redliche Etymologie wird in den meisten

87) Vgl. den Auszug bei *Dubois*, Moeurs, Institutions u. s. w. II, 411 fg.

88) Vgl. Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon. II, unter λαχ.

derartigen Fällen ihre Unzulänglichkeit einsehen und eingestehen. Dieser Fall tritt nun insbesondere bei den Namen der höchsten Gottheiten ein, deren Begriff gewöhnlich so erweitert ist, daß wir seine ursprüngliche Grundlage nicht mehr herausfinden können. In all diesen Fällen wird man Vermuthungen aufzustellen geneigt sein, die aber grade durch die Möglichkeit ihrer Menge sich einander selbst neutralisiren. Wenn ich dennoch hier wage, eine Etymologie zu geben, so möge man bedenken, daß sich diese Wissenschaft nicht auf das Gebiet des Absolutsichern beschränken kann. Die Form Çiva dient als Adjectiv zur Bezeichnung des Begriffs glücklich; danach läge die Annahme nahe, daß Çiva ursprünglich der Glückliche sei; allein es können diese Wörter auch zwei gleichartig, aber unabhängig von einander aus derselben Wurzel gebildete Formen sein. Burnouf hat Jacquet's Bemerkung mitgetheilt, wonach das zendische çavas mit dem Namen des Çiva zusammenhänge [89]). Diese Bemerkung an und für sich ist eine bloße Ratherei; allein sie führt zu derjenigen Etymologie, welche ich für die wahrscheinlichste halte. Das zendische çavas (çavô) heißt der Überlieferung nach Gut, Gewinn, Producte. Burnouf nimmt als Wurzel die Form an, welche die indischen Grammatiker shû schreiben und erzeugen erklären. Allein diese Form hat ein ursprüngliches s, wie die Vergleichung der verwandten Sprachen zeigt [90]), und dieses wird im Zend nie durch ç vertreten. Burnouf führt nun zwar die falschen Schreibarten durch sh an, aber auch sh kann kein ursprüngliches s vertreten. Daher ist denn auch das zuletzt von ihm zu Hilfe gerufene Zeitwort, dessen Form gewöhnlicher shav (shu) lautet, aber auch mit çav wechselt, und von ihm mit der angeführten sanskritischen Wurzelform shû (eigentlich sû) identificirt wird, entschieden von ihr zu trennen, und bei der Vergleichung einer sanskritischen Wurzel zuzuweisen, welche mit ç anlautet. Der blos auf falscher oder nicht hinlänglich geschiedener Aussprache des ç und sh beruhende Wechsel zwischen diesen Lauten herrscht im Zend sowol als im Sanskrit. Die angeführte Wurzelform shav (shu), oder, wie wir sie nun, ihrer ursprünglichen Form angemessener, schreiben dürfen, çav, heißt wachsen, in causalen Formen wachsen machen, hervorbringen. Daß mit ihr çavas in der Bedeutung Gewinn (eigentlich Wachsthum) zusammenhänge, bedarf kaum einer Bemerkung; es entscheiden dafür die Analogien fast aller verwandten Sprachen (z. B. sanskritisch vriddhi, von vrih, wachsen, griechisch θυέλος) [91]). Nun heißt im Sanskrit eine Wurzel, welche çvi geschrieben wird [92]), wachsen, und mit ihr ist jene zendische identisch. Um dies zu erkennen, bedarf es jedoch zweier Bemerkungen, deren Beweis aber hier zu weit führen würde. Zunächst: das schließende i ist kein wesentlicher Wurzelbestandtheil, wie derartige i denn auch im Sanskrit regelrecht in bestimmten Formationen eingebüßt werden [93]); so bleibt als Wurzelform çv; ferner: anlautende Gruppen werden überaus häufig durch zwischentretende Vocale gespalten, insbesondere dient in diesem Falle a, der allgemeinste Vocal; der Beispiele für diese Bemerkung gibt es unzählige [94]); so entsteht das zendische çav für çv: allein auch letztere Form ist im Zend neben jener erhalten [95]). Ferner wird der schwächste Vocal i eingeschoben; auch dieses geschieht schon im Sanskrit; allein mehr in den daraus hervorgegangenen Dialekten [96]). Da nun, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Sivacultus später entstanden ist, als die Blüthe und allgemeine Verbreitung der Sanskritsprache, und in einem besondern Stamm des Sanskritvolkes, so ließe sich der Name dieses Gottes sehr gut als eine dialektische Formation betrachten; die Gründe dagegen, die man dem Adjectiv çiva entnehmen könnte, ließen sich nicht schwer wegräumen. Wenn diese Etymologie richtig ist, so ist Çiva ursprünglich der Wachser, die durch Wachsthum sich entfaltende Natur, also eine Auffassung, die innig mit der im Worte brah-man erscheinenden verwandt ist. Auch er ist ursprünglich die Allmacht, aber auf eine furchtbare Weise aufgefaßt, mehr in ihrer vernichtenden, zerstörenden, als in ihrer schaffenden Manifestation. Er hat, wie die andern Götter eine Menge Beinamen, insbesondere heißt er Mahâdeva, der große Gott, Içvara, Herr, Paramêçvara, höchster Herr u. s. w. Seine Farbe auf Bildwerken ist schneeweiß, sein Symbol ein Triangel mit der Spitze nach Oben (△), als das des Feuers, in welchem er vorzüglich waltet. Er hat, sowie Brahma und Vischnus, vier Arme, die sich aber schon von den Schultern an gliedern, nicht wie bei jenen erst von den Ellenbogen. Er hat ein drittes Auge auf der Stirn, um seine Kenntniß der drei Welten anzudeuten. Seine Herrschaft über sie deutet ein Dreizack in seinen Händen an (triçûla). Sivas residirt auf Bergen und ist mit der Berggöttin (Pârvatî, von parvata, Berg) vermählt. Seine vorzüglichen Attribute sind eine Schlinge (pâça), um zu zähmen, eine Keule, Bogen, Pfeil und Dolch, sowie eine Halskette von Schädeln. Sein Vehikel ist der Stier, Symbol der Zeugung [97]); sein Hauptsinnbild das Geschlechtsglied Lingam, als Bild der Fortpflanzung, welchem auch hohe Verehrung gezollt wird. In Çiva tritt seine Entstehung aus der vergötterten Natur im Allgemeinen am stärksten hervor. So unterliegt er auch selbst der allgemeinen Zerstörung durch Feuer.

Diese drei Gottheiten wurden, wie wir vermutheten, nachdem ihre Namen und Auffassung früher getrennt von einander entstanden waren, durch den Begriff der Trimûrti mit einander verbunden. Daß grade drei Götter in diese Einheit verknüpft waren, wollen wir jedoch keineswegs dem Zufalle zuschreiben, daß etwa diese drei Namen und die damit verknüpften Culte insbesondere zu einer bestimmten Zeit unter den indischen Religionsformen hervorragten; vorzüglich mußte die in der Zahlensymbolik

89) *Burnouf*, Commentaire sur le Yaçna. I, 478. 90) Th. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 410. 91) a. a. O. 573. 92) vgl. a. a. O. II, unter xv. 93) z. B. *Bopp*, Grammat. crit. ling. Sanscr. p. 416.

94) Vgl. Theod. Benfey a. a. O. 548 und sonst vielfach 95) *Burnouf* a. a. O. S. 477. Anm. 359. 96) *Lassen*, Institutiones linguae Pracriticae. p. 284. 97) Theod. Benfey a. a. O. 330.

liegende Heiligkeit der Dreizahl dazu beitragen, welche wiederum in den vielfach in der Natur hervortretenden Trinitätsverhältnissen ihre sinnliche Grundlage haben mag. Sobald aber diese drei, unserer Ansicht nach früher geschiedenen, Gottanschauungen in eine Einheit verknüpft wurden, so war es nothwendig, daß die Idee dieser Dreieinheit so gewendet wurde, daß die einzelnen Personen derselben allein der Idee der Gottanschauung nicht mehr genügten, sondern sich in ihrer Vereinigung erst zu einem vollständigen Gottesbegriffe gegenseitig ergänzten. Hier mag wol eine Stelle im Manus, die die Mitte zwischen der rein speculativen, sowie der blos volksthümlichen Ansicht haltende Deutung am besten verdeutlichen, und um so mehr der Anführung werth sein, da sie höchst wahrscheinlich das älteste schriftliche Zeugniß über die Dreieinigkeit ist. Denn die Dreitheilung der Namen von göttlichen Wesen in den Veden nach der Dreiheit von Feuer, Luft und Sonne ist schon an und für sich verschieden, und ein Ergebniß der Combinationen der Commentatoren. Die Stelle im Manus lautet [98]): „Átma (die Weltseele) ist alle Gottheiten; alles steht im Átma. Átma bringt hervor die Handlungsreihe dieser Bekörperten. Äther möge man sehen in den (körperlichen) Höhlungen; Luft in der Bewegung und Berührung; den höchsten Glanz in der Gluth und im Gesicht; in dem Flüssigen (des Körpers) Wasser; Erde in den Formen; im Geiste den Mond; die Räume im Gehör; im Schreiten Vishnus; in der Kraft Haras; in der Rede das Feuer; in der Entladung (Excremente) Mitras; in der Zeugung Prag'ápatis. Als Herrn von Allen, selbst des Kleineren als das Kleinste, muß man wissen, den goldstrahlenden in des Schlafes Gedanken zu erfassenden höchsten Geist (purusha). Einige nennen diesen Feuer, Andere Manus Prag'ápatis; Einige Indras, Andere Hauch (prán'a), Andere ewiges Brahma. Dieser, nachdem er in fünf Formen alle Dinge durchdrungen hat, rollt sie ewig durch Geburt, Wachsthum und Zerstörung, nach Art eines Rades." Sehr ähnlich ist die Deutung dieser Dreieinigkeit durch die Begriffe Entstehen, Erhalten und Vergehen, wie sie in einer Upanischad erscheint [99]). Allein sobald eine solche Form Glaubensartikel geworden, weiß sie sich eine Menge erkannter ähnlicher Verhältnisse unterzuordnen, und die indische Dreieinigkeit wird mehrfach als sich in ähnlichen wahlverwandtschaftlichen Verhältnissen abspiegelnd angesehen.

Moor [1]) gibt folgendes Schema:

Brahma	Vischnus	Sivas
Sonne	Wasser	Feuer [2]);
Schöpfer	Erhalter	Zerstörer [3]);
Macht	Weisheit	Gerechtigkeit;
Vergangenheit	Gegenwart	Zukunft; zuweilen auch
Materie	Raum	Zeit.

98) *Mánavadharmaç.* XII, 119 fg. 99) Encyklopädie. XII, 209.

1) Hindu Pantheon bei Bohlen I, 218. 2) Dreiheit der Veden nach dem Commentar. 3) Manus, Upanishad, allgemeine Anschauung; die folgenden sind mehr individuell.

Wir kommen zu den übrigen Gottheiten außer der Trinität. Die ersten derselben sind die acht Welthüter (lókapálas), welche die acht Theile der Welt beschützen und ihnen vorstehen [4]). In Beziehung auf sie herrschen mehrfache Abweichungen in den Quellen [5]).

1) Der erste derselben und Haupt aller niedern Götter ist Indra [6]). Obgleich von seiner alten Bedeutung herabgesunken, genießt er doch noch hohe Verehrung, und einige erblicken noch in ihm die Urseele (átman). Er wird in der gewöhnlichen Anschauung als Herr des Firmaments gefaßt und aller an und innerhalb desselben vorgehenden Erscheinungen sind seiner Macht unterworfen. Daher eine Menge seiner Beinamen, z. B. sahasradrić, tausendäugig (in Bezug auf die Sterne), vag'radharas, Donnerkeiltragend, Divaspatis, Herr des Himmels u. s. w. Seine Wohnung wird im Osten gedacht und ist der Aufenthalt derer, welche fromm gelebt haben, bis sie in einen andern Körper herabsteigen. Sein Vehikel ist der Elefant Airavata, der zugleich der Thürhüter des Himmels ist, oder der leuchtende Donnerwagen. Seine Waffe ist der Donnerkeil, sein Bogen der Regenbogen (indrájudha. Indras Waffe). Seine Farbe ist roth. Seine Gemahlin heißt gewöhnlich Ćak'i, von einer angeblichen Wurzel ćak', welche bis jetzt noch nicht belegt ist.

2) In Südosten wohnt Agnis [7]), der Gott des Feuers, insbesondere der Opferesser (hutásas) genannt; auch er ist von seiner höheren Bedeutung während der Periode des mehr hervorragenden Naturcultus herabgesunken; doch bricht diese noch bisweilen hervor; er verschlingt die Erde am Weltenende und tritt rächend auf, wie Sivas. Sein Vehikel ist der Widder (Zeugungskraft [8]) oder entmannte Zeugungskraft). Vorgestellt wird er mit zwei Gesichtern, welche das göttliche und irdische Feuer, mit drei Beinen, welche die drei geheiligten Feuer, das Braut-, Todten- und Opferfeuer, und mit sieben Armen, welche die prismatischen Farben repräsentiren. Seine Farbe ist violett.

3) Jamas (von jam, Nebenform von dam, bändigen) der Bändiger; Fürst der Unterwelt, waltend im Süden. Vor seinem Throne erscheinen die Seelen der Abgeschiedenen, um nach ihren Thaten gerichtet zu werden. Ehe sie jedoch dahin gelangen, gilt es, über den Fluß vaitaran'i (den schwer zu durchschiffenden) zu setzen. Diese Anschauung ist auch im Zend-Avesta vorwaltend; sie ist daher schon ein Erbstück aus der frühern Periode, der der gemeinschaftlich-arischen Religionsform, in welcher wir auch den Namen Jama schon fanden. Ja, wenn das griechische τάρταρος wie vaitaran'i zu der Wurzel tri übersetzen gehörte, was formell möglich ist, so hätte diese Anschauung schon vor der Abtrennung des griechischen Volksstammes gewaltet. Doch läßt sich auch tap-tap mit der sanskritischen Wurzelform tras, zittern, verknüpfen, wodurch die Entscheidung

4) Vgl. *Dubois*, Moeurs u. s. w. II, 428. 5) Vgl. *Schlegel* ed. Ramájan. I, 2, 117. 6) Vgl. oben S. 169. 7) Vgl. oben S. 170. 8) Benfey a. a. O. 330.

ungewiß, aber keineswegs zu Gunsten der letzteren Etymologie und Anschauung gesichert wird. Jamas als Todesgott entsendet seine Boten, um die Seelen, welche der Mythus daumendick denkt, mit Hilfe eines Strickes aus dem Körper zu winden. Bei begünstigten Frommen erscheint er selbst. Auf Bildwerken ist seine Farbe dunkelgrün, er reitet auf einem Büffel, in der Hand hält er eine Keule, oder einen Scepter. Auf der Küste Malabar sind ihm als Todtenrichter die Krokodile geheiligt.

4) Nairritas (von nir und riti, Unrecht, Unglück), welcher im Südwesten waltet, als bloßer Geisterkönig gefaßt wird und nie auf Bildwerken erscheint. Seine Farbe ist dunkelgrün, sein Vehikel ein Mensch, seine Waffe eine Lanze [9]). Es scheint fast, als ob er früher irgendwie mit Jama zusammenhing und seine wesentliche Bedeutung aus dem Cultus schwand. Denn im Amara Koshas wird er unter der Section der Hölle erwähnt, und nirriti scheint fast die Höllenleiden zu bezeichnen [10]). Seine Stelle als Welthüter nimmt die Sonne (sûrjas) ein, welche hier ihre Wohnung hat, wenn sie zur Ruhe geht. Diese wird auf dem Sonnenwagen fahrend dargestellt, von sieben Rossen gezogen.

5) Varun'as, der Gott des Oceans (der Wortform, aber nicht der individuellen Bedeutung nach identisch mit griechisch οὐρανός, eigentlich Wasser des Himmels), hat seine Wohnung in Westen. Sein Vehikel ist ein krokodilartiges Meerungeheuer, makara. Sein Attribut als des Erdumgürtenden ein Strick.

6) Vâjus (Wind, von vâ, wehen), oder Pâvanas (der Reiniger), residirt in Nordwesten, und ist Haupt der Windgenien marutas. Sein Vehikel ist (die schnelle) Antilope; eine Fahne (dhvag'a) sein Symbol; seine Farbe blau [11]).

7) Im Norden residirt auf dem Plateau des Kailasa der Gott des Goldes und der unterirdischen Schätze, Kuvéras. Sein Name bedeutet: was für einen häßlichen (ku) Körper habend, und seine Verehrung kommt nur beim schmuzigen Geize vor. Er wird selten abgebildet, aber alsdann seinem Namen gemäß, klein und häßlich. Es umgeben ihn Pygmäen und übelgestaltete Erdgeister, in deren Formen die Seelen derjenigen Menschen übergehen, welche nur am Irdischen kleben. Sein Vehikel ist ein Pferd, seine Waffe ein Schwert, seine Farbe rosenroth [12]).

8) In Nordost residirt eigentlich Içâni, ein Beiname der Gemahlin des Çivas. Sie hat auch mit ihm dasselbe Vehikel und wie er den Dreizack; ihre Farbe ist grau [13]). In der gewöhnlichen Anschauung nimmt jedoch der Mond ihre Stelle ein.

Außer diesen Welthütern sind noch als einzelne Gottheiten zu erwähnen: 1) Nâradas, der Götterbote, Sohn des Brahmâ, welcher den Menschen die Rathschläge der Götter mittheilt, und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennt; 2) Kârtikejas, Sohn des Çivas, Gott des Jahres und des Krieges, erzogen von den Plejaden, krittikâs; 3) dessen Bruder Ganêças ist Gott der Klugheit, daher vighnêças, vighnanâçana, Gott, oder Überwinder der Schwierigkeiten. Sein Cultus ist einer der angesehensten; er wird beim Beginn eines jeden Werkes angerufen. Er wird mit einem Elefantenkopfe, als Symbol der Klugheit, abgebildet, und hat neben sich die Ratte, als Symbol der Schlauheit und Vorsicht. Seine Farbe ist roth. In seinen vier Händen hat er eine Schlange, Glocke u. s. w. 4) Der Gott der Liebe, Kâmas (von kam, lieben). Er wird noch jetzt, ganz entgegen der sonstigen so sehr sinnlichen Fortentwickelung der indischen Religionsformen, sehr züchtig verehrt. Er ist umgeben von tanzenden Nymphen und begleitet vom Frühling. Sein Vehikel ist der lüsterne Sperling; sein Bogen besteht aus Zuckerrohr; die Sehne desselben bildet eine Reihe Bienen, Symbol des Stachels der Liebe. Seine Pfeile sind fünf bedeutsame Blumen. Sein Symbol ist der Delphin, Makara, weil die Fische überaus fruchtbar und liebreizend sind. Er ist anangas. körperlos; als er einst Sivas selbst mit dem Liebespfeil verwunden wollte, verzehrte ein Blitz aus dessen Auge seinen Körper. Er ist Sohn des Krishn'as und der Maja (Täuschung); seine Gemahlin heißt Rati, Liebesfreude.

Jeder Gott hat außerdem seine rechtmäßige Gemahlin, Çakti, Kraft, welche als seine Energie, Kraftäußerung angesehen wird, und gewöhnlich dieselben Attribute hat, einen aus seinem Namen gebildeten Namen führt, wie Indrâni, Varuni und andere. Die bedeutendsten sind die Gemahlin des Brahma, gewöhnlicher Sarasvati genannt, Göttin der Beredsamkeit, Beschützerin der Wissenschaften und insbesondere der Musik, daher die Leier, Vin'â, ihr Attribut. Die Gattin des Vishnus ist die Segenspenderin Çri, Lakshmi u. s. w. genannt. Am bedeutendsten tritt aber die Gemahlin des Çivas, insbesondere unter ihrem Namen Kâli, hervor. Sie ist die furchtbare zerstörende Göttin, und ihr Cultus beiweitem der verbreitetste. Ferner wird Gangâ, die heilige, segenverbreitende, verehrt. Ihr Wasser dient zu Lustrationen und es ist verdienstlich, es in Krügen durch das Land zu führen. Das Baden in derselben ist ebenfalls ein verdienstliches Werk, und der Tod in derselben führt sogleich in den Himmel der Seligen.

Außerdem gibt es eine Menge von Scharen mythischer Wesen des Cultus und der Poesie; Götter, Halbgötter, allegorische Gestalten, Weise der Vorzeit ꝛc. Die bedeutendsten sind zunächst die Brahmâdikâs (welche Brahma als ersten haben); es sind diese nach Einigen sieben, nach Andern zehn, von Brahma unmittelbar hervorgebrachte Wesen. Sie heißen auch Rishis (Seher). Andere Anschauung läßt von Brahma erst den Manus zeugen, oder ihn selbst sich als Manus manifestiren, und macht dann Manus zum Vater der sieben oder zehn Rishis. Die Zahl sieben ist die vorherrschende [14]), und diese Anschauung scheint vor der Tren-

9) *Dubois* a. a. O. 10) Am. K. ed. *Colebrooke*. 52, 2.
11) *Dubois* a. a. O. 12) *Dubois* a. a. O. 13) a. a. O.

14) *Harivansa*, traduit par *Langlois*. p. 37.

nung der Religionsform in östliche und westliche existirt zu haben. Denn es ist mir kaum einem Zweifel unterworfen, daß die sieben amesha çpeñta (Amschaspends) des Zend-Avesta ursprünglich mit den sieben Rishis identisch sind. Die Etymologien, welche bis jetzt von amesha gegeben sind, sind überaus fraglich. Ich vermuthe, daß es für amashja steht; mashja ist aber bekanntlich zendische Contraction des sanskritischen manushja und bedeutet: Mann entsprossener, Mensch, sodaß amashja amesha wörtlich hieße: die nicht von Mann entsprossenen, übermenschlichen, welches sich an die ersterwähnte indische Ansicht über die Entstehung der Rishis knüpft. Einer der bedeutendsten unter den Rischis ist Dakshas, der verkörperte Daumen des Brahma; er hat die Diti und Aditi zur Gattin; von jener stammten, wie wir schon bemerkten, die Dämonen (der Zerstörung) Daitjâs oder Asuràs, von dieser die Suràs, Dêvàs, Götter. Beide Scharen sind in beständigen Kämpfen, in denen die guten Götter jedoch die Oberhand behalten. Dieses dualistische Princip, die Grundlage der Zoroastrischen Lehre, ist im Indischen fast nur Inhalt der Poesien geworden und spielt in der religiösen Weltanschauung eine höchst untergeordnete Rolle.

Die Rishis zerfallen in Dêvârshajas (Götterseher), Brahmàrshajas (Brahmanensеher) und Râg'ârshajas (Königsseher), je nachdem diese Weisen aus der einen oder der andern Classe dieser Geschöpfe stammen. Von den ersten entsprangen die Pitris [15]), die als Patriarchen verehrt werden. Überhaupt wird der Seelen heiliger Sterblicher, welche in dem Himmel der Seligen wohnen, verehrende Erwähnung gethan.

Die Rudra, Vasu und Aditja sind schon erwähnt [16]). Die Gandharvâs sind in Indra's Himmel Tänzer, Sänger ꝛc. Sie stehen unter Häuptern aus ihrer Mitte und sind sehr zahlreich und männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Apsarasas sind weiblichen Geschlechts, wunderschöne Jungfrauen, bestimmt, mit ihren Reizen in Indra's Himmel die Seligen, Götter und abgeschiedene Sterbliche zu erfreuen. Ihre Zahl wird auf 600,000,000 angegeben.

Die Jakshas sind insbesondere Begleiter des Kuvêra. Sie wohnen auf den Bergen in menschlicher Gestalt und sind den Menschen wohlgesinnt. Bei der Seelenwanderung gehen die Seelen von Menschen, die unter der Herrschaft des „Staubes" standen, in sie über.

Die Rakshasas ein den Menschen und überhaupt allem Guten feindliches Geschlecht, riesig, furchtbar und grauengestaltig ꝛc. Phantasiebilder, hervorgerufen zum Theil durch die Schreckнisse, welche in des Menschen Kampf mit der Natur ihm entgegentreten. Ein Theil von ihnen gehört auch in das Gefolge des Kuvêra, dessen unterirdische Schätze sie vor der Gier der Menschen schützen, woher auch ihr Name (von raksh, schützen, bewachen). Außer diesen ist die Welt noch mit einer Masse böser Geister bevölkert, die unter mancherlei Namen gefürchtet und verehrt werden, und auf mancherlei Weise der Volksanschauung nach entstanden sein sollen, z. B. piçâk'âs, böse Geister, bhûtâs, eigentlich Wesen überhaupt, aber ebenfalls bösartiger Natur und andere Geschöpfe einer alle Arten von Gestalten unter einander mischenden Phantasie, z. B. kinnarâs (wörtlich: was für Menschen!), auch Turangavadanâs (pferdegesichtige), ferner çvânamukhâs (hundsgesichtige) ꝛc.

Dieses ganze Weltleben, der Inhalt aller drei Welten mit Göttern und allen andern Geschöpfen, wird in dem indischen Volksglauben nicht für ewig angenommen. Die Götter allsammt sind jünger als die Schöpfung. Nur das Urwesen gewöhnte sich die Volksanschauung nach und nach für ein ewiges anzunehmen. So nimmt denn auch diese ganze Existenz ein Ende. Sie wird zerstört von Kâla, dem Gott der Zeit, in dieser Thätigkeit als Mahâpralaja, große Auflösung, gefaßt. Dieses Wesen, auch als Weib gefaßt, wird auf grauenerregende Weise dargestellt. Es ist schwarz von Farbe, mit aufgelöstem Haar, hält ein Schwert in der Hand und eine Schicksalsrolle; auf seiner ausgestreckten Zunge liegen Städte, die es verschlingen will. Rings umher sitzen die drei oberen Götter, welche es zuletzt vertilgt. Endlich verschlingt es sich selbst, und es bleibt nichts, als das ewige Wesen Brahmâ (neutrum). Die Sivaiten lassen diese Auflösung durch Feuer, die Vischnuiten durch Wasser stattfinden. Einige Mythen setzen für diese Existenz 12,000 Jahre, Andere 4,320,000,000. Andern genügt selbst diese Dauer nicht, und sie nehmen eine Zerstörung nach 100 großen Jahren an, in denen jeder Tag 4,320,000,000 indische Jahre enthalte.

Gegenstände einer heiligen Verehrung, oder mit einer gewissen religiösen Scheu verknüpften Anschauung, sind außerdem eine Menge Thiere. Eine Menge Spuren deuten auf eine in der ältern gemeinschaftlich-arischen Periode vorwaltende Heiligkeit des Pferdes, welche sich jedoch mehr in der westlich-arischen Religionsform erhielt. Vorzüglich tritt im ost-arischen Leben die Heiligkeit der Kuh hervor, welche jedoch auch schon der früheren gemeinschaftlichen Periode angehörte. Denn auch im Zend-Avesta gehört der Stier zu den hochverehrten Gegenständen, und heißt gaoçpeñta (heiliger Stier) [17]). Den Stier zu tödten ist in Indien ein unsühnbares Verbrechen, und gôghnas, Stiertödter, die erniedrigendste Bezeichnung [18]). Insbesondere ist diese Verehrung bei den Sivaiten in Gebrauch. Wie noch jetzt von diesen den Stieren, um ihre Heiligkeit auszudrücken, das Symbol des Siva's eingebrannt wird [19]); so geschah es auch schon bei den Orydrakern zu Alexander des Großen Zeit [20]). Diese Thiere genossen ihre volle Freiheit, in keinen Stall eingesperrt, grasen sie nach Belieben, und wehe dem, welcher wagen wollte, sie zu verletzen. Ihr Dünger, wie ihr Urin, dient bei vielen heiligen Handlungen. Die Verehrung erklärt

15) Vgl. a. a. O. 73. 16) S. 169.

17) Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. 72. 18) Vgl. von Bohlen a. a. O. I, 253.
19) *Dubois*, Moeurs u. s. w. II, 432. 20) von Bohlen a. a. O. 211.

sich wol einzig aus dem Nutzen des Stiers beim Ackerbau; er ist es gleichsam, der die Mutter Erde erst ergiebig macht, und darum erscheint die Kuh in vielen Anschauungen mit der Erde fast identificirt, indem sie ihren Reichthum, ihre Güte gegen die Geschöpfe ꝛc. ausdrückt. In den Mythen spielt die Wunderkuh daher, die alle Wünsche erfüllende, eine bedeutende Rolle.

Ein bedeutender Cultus wird auch der Schlange zu Theil; sie nimmt ihn durch ihre Schädlichkeit in demselben Maße in Anspruch, wie die Kuh durch ihre Nützlichkeit. Der Inder wagt sich zu den Sitzen der gefährlichsten Schlangen, um ihnen Oblationen darzubringen; seine Häuser läßt er gern ihren Aufenthalt bilden, sollte es auch mit Gefahr der ganzen Familie verknüpft sein, und an vielen Orten finden sich Tempel derselben. Dieser Schlangencultus ist schon sehr alt; er war den Griechen schon bekannt [21]), erscheint auch in indischen Quellen vielfach als alt [22]), und die indischen Angaben scheinen ihnen vor Verbreitung der civilisirten Culte als den eigentlichen Landescultus anzunehmen, ihn gleichsam der nicht-arischen Urbevölkerung zuzuschreiben [23]), worin etwas Wahres zu liegen scheint. In dem Volkscultus — wenn er sich der Herrschaft der Natur über sein Gefühl noch so ganz dahin gibt, wie dies im Volkscultus der Inder der Fall ist — werden solche Angst, oder Dank erregende Erscheinungen, wenn sie einmal dem Heimathslande eigen sind, ihre Herrschaft über das Gemüth der Bewohner zu behaupten, oder, wenn sie sie einmal verloren hatten, wieder zu gewinnen wissen. In der geistigeren Entfaltung des religiösen Lebens spielen die Schlangen im Allgemeinen keine bedeutende Rolle. Doch werden auch selige und andächtige Schlangen selbst am Hofe des Brahman gedacht [24]).

Von der Verbindung der Schlangen mit den Halbgöttern entsteht das Affengeschlecht. Auch die Affen haben eine gewisse religiöse Scheu bei den Indern hervorgerufen und erhalten Oblationen. Welche bedeutende Rolle der Affenkönig Hanumân im Râmâjan'am spielt, wie hilfreich er dem verkörperten Vischnus in seinem Kampfe gegen das Dämonische zur Seite steht, dürfen wir als bekannt voraussetzen.

Daß die Thiere, welche Begleiter der Götter sind, eine gewisse Art Verehrung in Verbindung mit diesen genießen, versteht sich von selbst. Am meisten ist dies der Fall bei dem Vogel, welchen sie mit dem Garud'a identificiren. Dies ist eine kleinere Adlerart [25]), welche insbesondere Schlangen, Ungeziefer ꝛc. vertilgt. Am Sonntage insbesondere werden sie von den Vischnuiten angebetet und mit Fleisch gesüttert. Sie kennen die Verehrung, die ihnen gezollt wird, gewissermaßen und scheuen sich deshalb vor keinem Menschen. Diese Vögel, sowie die erwähnten heiligen Thiere, dürfen nicht getödtet werden; findet man ein todtes der Art, so wird es feierlich beerdigt.

Von den Gegenständen der organischen Natur, welche die Verehrung der Inder auf sich ziehen, ist der vorzüglichste der indische Banyanenbaum (ficus indica, im Sanskrit açvattha) wegen seiner immensen Verbreitung, indem er seine Zweige in den Boden senkend, fort und fort neue Bäume hervortreibt [26]). Man trifft diesen Baum allenthalben an, insbesondere in der Nähe von Orten, wo die Brâhmanâs sich reinigen. Insbesondere ist er dem Vischnus heilig, oder vielmehr Vischnus selbst in Gestalt eines Baumes. Er wird förmlich mit einem andern Baume vepu (dem Nimbo oder arbousier à feuilles de frêne der Europäer) vermählt, weil beide ihre Zweige und Stämme in einander schlingen. Auch dessen Heiligkeit war den Alten schon bekannt [27]). Eine heilige Verehrung und selbst ein Fest ist ferner einem Kraute darbha gewidmet (Boa cynosuroides *Koen*). Es dient insbesondere bei jeder Art von priesterlichen Ceremonien. Selbst eine Art Stein (çâlagrâma genannt), eine Art fossiler Schnecken, genießt eine hohe Verehrung. Wasser, in welchem er gelegen, ist ein vorzügliches sündentilgendes Mittel. Er bildet den Hauptbestandtheil eines Brahmanischen Inventars. Auch die diesen Naturreichen entlehnten Attribute der Götter genießen in Verbindung mit ihnen eines gewissen Cultus [28]).

Als Grundlage der ganzen Entfaltung des religiösen Lebens im Brahmathum werden die Veden betrachtet. Sie ist die heilige, von Brahma selbst geoffenbarte, Schrift der Inder; ihr Inhalt heißt çruta. Gehörtes, oder çruti, der Inbegriff des Gehörten [29]). Ihnen zunächst steht an Autorität das Gesetzbuch des Manus. Aber so heilig diese Schriften auch in der Vorstellung gehalten werden, so waren sie doch wol schon von ihrer ersten Abfassung an weniger das Gestaltungsmittel des religiösen Lebens im Volke, als ursprünglich etwa die lebenskräftige Entfaltung von diesem selbst, und spätere Schriften, welche sich an ihre Stelle zu setzen wußten, weil sie mehr in Harmonie mit diesem standen. Die hohe Heiligkeit, mit welcher man auf sie blickt, wirkt jedoch dahin, daß die in ihnen waltenden reineren Gottesbegriffe sich doch immer durch die Versunkenheit des Volksglaubens eine Bahn brechen, und diese einigermaßen zu reinigen vermögen. Viele der Vorschriften der Veden und des Mânavadharmaçâstram sind sogar ausdrücklich abgeschafft, und um diese Thatsache mit dem Glauben an eine heilige und verbindende Kraft insbesondere der Veden in Verbindung zu bringen, hört man bei den Brahmanen vielfach die Behauptung, daß jene Vorschriften für ein vollkommneres Zeitalter gegeben seien, welches dem jetzigen verderbten vorhergegangen sei, und darum keine Anwendung in dem jetzigen finden können und abgeschafft seien. Das religiöse Volksleben stützt sich, wie jetzt, so gewiß

21) *Plut.* de Fluviis I. *Strab.* XV, 1. §. 28. Droysen, Geschichte Alexander's des Großen. 383 n. 22) Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 3, 403 und 69. 23) As. Res. XV, 24. 89. 94. Ritter, Asien. II, 1092 und im *Mahawanso* oft. 24) von Bohlen I, 264. Vgl. *Dubois*, Moeurs II, 435. 25) *Dubois* II, 433.

26) *Dubois* II, 452. 27) von Bohlen I, 39. 28) Man vgl. hierzu *Dubois* II, 446 fg. 29) In Beziehung auf das Literarische dieser, sowie der folgenden Schriften vgl. man weiterhin Literatur.

schon seit langer Zeit auf die Purân'âni, welche höchst verschiedener Zeit angehören, und der Cultus des Siva und der Durgâ, der jetzt so sehr verbreitet ist, insbesondere auf die tantrân'i (gebildet aus einer Reduplicationsform von tri. schützen).

Das religiöse Leben äußert sich nach der indischen Anschauung entweder in den äußerlich hervortretenden Handlungen des Lebens, oder in der Erkenntniß. Die äußerlich hervortretenden Handlungen sind entweder solche, welche sich ganz speciell auf die Verehrung des Göttlichen beziehen, oder solche, welche, wenngleich anderen Elementen des menschlichen Lebens angehörig, doch durch damit verknüpfte Äußerlichkeiten sich als vom religiösen Gefühl durchdrungen erweisen. Beide Classen lassen sich nicht streng scheiden, sondern greifen in einander über, und man kann nur bemerken, was etwa auf den äußern Grenzen einer jeden Gattung steht. Ursprünglich waren sie gewiß so innig mit einander verknüpft, daß das, was wir in der späteren Zeit als reine Verehrung des Göttlichen betrachten dürfen, etwa Gebet, Feste, immer mit einer Handlung in Verbindung stand, welche einem andern Lebenselement angehörig, erst zu dieser nöthigte. Indem sich das religiöse Leben von dem übrigen nach und nach scheidet, tritt zuletzt eine vollständige Trennung ein, und während man auf der einen Seite die Verehrung des Göttlichen in Kirchen oder bei sonstigen dazu bestimmten Gelegenheiten in einer höchst erbaulichen Blüthe zu erkennen glaubt, findet man im ganzen übrigen Leben kaum eine Spur von Ahnung eines Göttlichen. So viel man auch von dem ganz von Religion erfüllten Leben der Inder spricht, so ist jetzt doch der Zustand kaum in dieser Beziehung von uns anderwärts bekannten Zuständen sehr verschieden. Das Leben der Priesterkaste, voll von Ceremonien, die sich an jede einzelne Handlung knüpfen; allein das der Laien, der übrigen Kasten, ist, mit Ausnahme der sich an das Institut der Kasten knüpfenden Ceremonien, welches Institut jedoch in seiner fixirten Form mehr ein politisches als religiöses ist, ganz arm an Ceremonien und Gebräuchen, welche sich als von religiösem Gefühl durchwachsen kund geben [30]). Dieses Ineinanderspielen der beiden Arten von äußerlicher Entfaltung des religiösen Lebens macht es nothwendig, daß man je nach dem Mehr oder Weniger des darin waltenden Elements die Ordnung in der Behandlung einrichte. Hierher, in die der Betrachtung der Religion geweihte Rubrik könnten wir diejenigen Formen ziehen, welche sich als specielle Cultushandlungen zu erkennen geben, während wir, wo andere Lebenselemente mehr vorwalten, wie Staat, Recht, Lebensweise in specie, die Formen, welche der Beachtung werth scheinen, erst bei jenen Rubriken berücksichtigen dürften.

Die besondere Scheidung der Erkenntniß muß natürlich eine im Verhältniß zur Entfaltung des religiösen Lebens überhaupt ziemlich spät sein. Sie muß sich als nothwendig herausgestellt haben, nachdem sich das Streben nach Erkenntniß der Weltordnung überhaupt seines Gegensatzes zum Volksglauben, in welchem mehr die Idee der absoluten Freiheit vorwaltete, bewußt geworden war. Sie ist aber schon ganz und gar in den Veden fixirt, und zieht sich von da an durch das ganze religiöse Leben. Die Veden selbst zerfallen danach schon durchweg in zwei Theile, welche in jedem der vier Veden, welche ihr corpus seit langer Zeit bilden, wiederkehren. Der erste Theil heißt Pûrvakand'â oder Karmakand'a, das heißt erste Abtheilung, oder Abtheilung der Handlungen, Werke, gewissermaßen praktische Religion; der zweite Theil heißt Uttarakanda, oder G'nânakanda, oder Brahmakanda, das heißt zweiter Theil, oder Theil der Wissenschaft, oder theologischer (so viel als theosophischer Theil), gewissermaßen Religionsphilosophie, jedoch im scholastischen Sinn, indem sie sich innerhalb eines im Allgemeinen gegebenen Kreises bewegt [31]). In dem ersten Theile finden sich die Vorschriften über die Wirkung der Ausübung verschiedener religiöser Werke, die Gebetformeln und die Gesänge, welche gewisse Ceremonien begleiten müssen, und endlich die Vorschriften, wie man diese Ceremonien und Werke zu besorgen habe. Die Übung derselben ist in diesem Theile als das Wesentliche der Religion aufgefaßt.

Den zweiten Theil bilden insbesondere die Upanishada, deren Namen von dem Gebrauche entlehnt ist, daß der Schüler auf einem niedrigeren Schemel als der Lehrer sitzt (upanishad, ein niedriger Sitzender) [32]). So bezeichnet Upanishad gleichsam eine solche Sitzung, einen Unterricht in den höheren Theilen der Religion. Auf ihnen beruht das ganze System der mystischen Contemplation.

Beide Theile der religiösen Entfaltung des indischen Lebens gaben zu philosophischer Behandlung Veranlassung, und insofern sie das philosophische Bewußtsein tiefer durchdringt, als das allgemeine religiöse Gefühl, verweisen wir ihre Betrachtung in die Rubrik der „Literatur." Allein insofern aus der Bestrebung nach der Erkenntniß sich eine besondere, mehr vom religiösen Leben durchdrungene, Seite der Entfaltung des indischen Religionslebens entwickelt, wird diese schon in dieser Abtheilung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

Auf dieser Trennung beruht eine die Brahmanischen indischen Werke, in welchen das religiöse Leben zum Bewußtsein seiner selbst gerufen wird, durchdringende Scheidung in Volksreligion und Religion der Weisen. Die Volksreligion ist ein in unsägliche freie Mächte zersplitternder Polytheismus, welcher durch die dunkel darin wehende Ahnung einer absoluten Freiheit und selbst einer Weltordnung kaum im Zusammenhange gehalten wird.

30) Transactions of the literary Society of Bombay. III, 121.

31) Ich habe hier zuerst Gelegenheit, eine Monographie zu erwähnen, welcher ich jedoch mehr verdanke, als ich stets einzeln nachweisen kann. Sie ist eine sehr tüchtige Arbeit, und steht leider noch sehr einsam; *J. J. Bachinger*, La vie contemplative, ascetique et monastique chez les Indous et chez les peuples buddhistes (Strasbourg 1831). p. 15.

32) Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 71.

Die religiösen Werke sind ihr das wahre Mittel des Heils, und den, in diesem Sinne, Frommen verspricht sie paradiesische Genüsse, welche im Verhältnisse zum Verdienste ihrer Werke stehen. Diese Genüsse sind auf eine gewisse Zeit beschränkt, an deren Ende eine neue Geburt eintritt. Die Religion der Weisen ist dagegen fast rein contemplativ; sie lehrt einen Pantheismus, in welchem die Idee der Weltordnung vorherrscht; den religiösen Werken an und für sich legt sie wenig Verdienst bei, und gar keines, wenn sie nicht von reiner Gesinnung begleitet sind und Ausflüsse eines ganz dem Göttlichen ergebenen Herzens. Als Mittel zum Heil erkennt sie nur die Betrachtung des Göttlichen, welche die Wissenschaft Gottes verschafft, und ein vollständiges Aufgehen in Gott. Dieses Aufgehen ist die wahre Erlösung (mókscha), und wer sie erreicht hat, dem droht keine Wiedergeburt mehr.

Betrachten wir zuerst die aus der Volksreligion hervorgehenden Manifestationen des religiösen Lebens in Werken. Karma, Handlung, Werk, bezeichnet irgend eine Manifestation des moralischen Willens des Menschen, sei es im Geiste, in Worten oder in in specie genannten Handlungen. Im begrenzteren Sinne bezeichnet es ein religiöses Werk, eine Handlung der Verehrung gegen Göttliches, ein verdienstliches Werk. Jedes religiöse Gefühl tritt durch derartige Manifestation auf, welche bei ihrem ersten Erscheinen gleichsam nur äußere Abdrücke des innern Lebens sind. Diese Manifestationen werden nach und nach bindende Form; wie das Gefühl sie einst schuf, so sollen sie alsdann dazu dienen, wieder das Gefühl, welches sie schuf, zu schaffen; aber der Mensch ist der ewige Knecht seiner eigenen Werke, wenn er nicht die Erkenntniß gewinnt, ihre Tyrannei zu durchschauen, und die Kraft in sich fühlt, sie zu zerstören, um sich von ihr zu befreien. Die Form des lebendigen Geistes gewinnt die Herrschaft über den Geist selbst und weiß ihn zu tödten. So wird es stets geschehen, daß man den religiösen Manifestationen an und für sich ein Verdienst zuschreibt, ganz unabhängig von dem Gefühle und der Absicht, welche sie begleitet. Fast keine einzige Religion gibt es, die nicht in Zeiten an diese Klippe anrennt, und wehe ihr, wenn nicht die Achtung vor der Erkenntniß, mag diese ausgebildet sein, oder nicht, als Rettungsmittel über ihr steht.

Ungemein früh muß sich die Idee von dem absoluten Werthe des Werkes in der indischen religiösen Überzeugung festgesetzt haben. Denn sie durchdringt sie wie keine, und wirkt, so sehr die höhere Entfaltung des religiösen Lebens des Brahmathums dagegen ankämpft, dennoch in vielen Anschauungen desselben unbewußt fort. Nach einem Princip, welches in allen orthodoxen Schulen Indiens anerkannt ist, und selbst in den heterodoxen in seinen Consequenzen fortlebt, besteht ein Band unauflöslicher und absolut nothwendiger Natur zwischen jeder Handlung eines Menschen und einer vortheilhaften oder nachtheiligen Wirkung derselben, welche im Verhältnisse zu ihr steht und früh oder spät dem Urheber dieser Handlung zu Theil wird [33]). Nach dieser Theorie ist der zeitliche Zustand eines Menschen Folge seiner früheren (in vorhergegangenen Leben geübten) Werke, und seine zeitlichen Werke bestimmen seinen zukünftigen Zustand. Diese Theorie ist in einer Schule, der der Púrva oder Karma mímánsa, aufs Strengste, und ganz abgelöst von der Intention des Handelnden, ausgebildet, und diese Ausbildung ist wenig von der Volksanschauung — wenigstens von der spätern (jedoch schon in den Poesien der Inder) und noch jetzigen Periode des Brahmathums — verschieden. Den Handlungen wird hiernach gar kein moralischer Werth zugetheilt, sondern ein rein physischer, mechanischer Einfluß, welcher eben aus der Vollendung des Actes (des Werkes) hervorgeht, völlig unabhängig von der Gesinnung und den Gefühlen, die ihn begleiten; das Wesentliche ist, den Act genau, der Vorschrift gemäß (vividha), auszuüben; ist dieses geschehen, so müssen die Wirkungen, die ihm in den heiligen Schriften zugeschrieben werden, nothwendig eintreten. Ein Act dieser Art, welcher nicht den Vorschriften der Veden conform zu Ende geführt wird, kann nie verdienstlich sein. Die Schule nimmt zu diesem Zweck ein unsichtbares geistiges Fortwirken des Werkes an, wodurch es die ihm entsprechende Wirkung hervorruft. Auch diese Annahme ist so unphilosophisch, daß wir sie fast für ein Axiom des Volksglaubens gradezu nehmen dürfen.

Die guten Werke werden in solche geschieden, welche nur empfohlen sind, ohne streng befohlen zu sein, z. B. Tempel bauen, Brunnen graben ꝛc., und in solche, deren Vernachlässigung dem Vernachlässiger eine Sünde zuzieht; diese letzteren heißen dharma (ungefähr δικαιοσύνη im neuen Testamente). Diese sind entweder beständige (nitja), die an bestimmten Stunden, Tagen geübt werden müssen, oder solche, die sich an bestimmte Gelegenheiten knüpfen (naimittika), z. B. Ceremonien bei Heirathen ꝛc.

In Beziehung auf die vier Kasten, in welche das indische Volk zerfällt, Brahmanen (Priester), Kshatrijas (Krieger), Vaiçjás (Nährstand) und Çúdras (dienende Classe), ist zu bemerken, daß die jeder der Kaste vorgeschriebenen Religionshandlungen nicht dieselben sind. Grundgesetz im Brahmathum ist hier, daß jeder sich auf die Pflichten seiner Kaste beschränke, und sich nicht anmaße, die Pflichten einer höheren Kaste ausüben zu wollen. Die Manifestationen des religiösen Lebens sind ganz unter Aufsicht der Brahmanen gestellt. Dies war aber schwerlich von jeher so, sondern auch in Indien zeigen sich Spuren, daß einst die kshatrijás, oder wenigstens die aus ihnen hervorgegangenen Könige, eine thätigere Rolle in Beziehung darauf spielten. Die absolute Fixirung der jetzigen Ordnung in dieser Beziehung ist schwerlich viel älter, als die von uns wahrscheinlich gemachte Periode der Regeneration des Brahmathums. Diese Ordnung

33) Mánavadharmaçástr. XII, 3. Die dem Geist oder Wort oder Körper entsprungene Handlung trägt glückliche oder unglückliche Frucht in sich: der Handlung entsprinnen der Menschen oberste, mittlere oder unterste Wanderungen (der Seele).

stellt die drei andern Kasten in Bezug auf Religion ganz unter die Vormundschaft der Brahmanen; nur was durch deren Hände dargebracht wird, ist den Göttern angenehm. Denn sie sind in der Stufenfolge der Existenzen diejenigen Geschöpfe, welche den Göttern am nächsten und an der Spitze der Menschen stehen. Diese Stellung macht sie zu Vermittlern zwischen diesen und jenen. Die religiösen Pflichten der drei auf sie folgenden Kasten sind: den Brahmanen zu gehorchen und sich ihrer Waltung in allem, was sich auf Religion bezieht, zu bedienen, ihnen Almosen zu geben, sie zu ehren, zu schützen, und ihnen die Sorge zu überlassen, die himmlischen Segnungen dem Volke zu gewinnen. Das höchste Verbrechen für sie ist, einen Brahmanen zu mishandeln, oder gar zu tödten.

Dem Brahmanen sind fünf tägliche Religionswerke zur Pflicht gemacht, welche zusammengefaßt mahâjag'nas heißen: die Principalverehrung, gleichsam die fünf Sacramente, wie sie Colebrooke nannte [34]). Diese sind 1) Studium der Veden zur Ehre der Weisen brahmajag'nas, auch ahuta (nicht geopfert) genannt; 2) Opfer nach Vorschrift zur Ehre der Götter (huta, geopfertes) genannt; 3) Übung der Todtenfeier (çraddha, Gehorsam, von çrat, altes Particip von çri, hören, und dhâ, setzen (au-ili-o), welches zur Weiterformation von Wurzeln dient) zur Ehre der Manen (prâsita genannt, gut gegessen); 4) Darbringung des Bali zur Ehre der Geister (prahuta, gut geopfert); 5) Gastopfer zur Ehre der Menschen (brâhmja-huta genannt).

Wenden wir uns jetzt zu den Hauptcultushandlungen. Zunächst bieten schon die Veden Gebete für jedwede Gelegenheit dar. Sie werden mit dumpfer Stimme gemurmelt; denn sie sollen eigentlich nur im Geiste (manasâ) gesprochen werden, daher ihr gewöhnlicher Name mantra (von man, denken). Jedoch wird auch die laute Anrufung der Götter für dienlich gehalten; diese beschränkt sich fast nur auf den oder die vielen Namen der Götter, zu deren Abrufung man sogar Papageien dressirt, und, um sie nicht zu vergessen, bedient man sich der Betschnur, einer Art Rosenkranz. In jedem Hause fast wird eine Schutzgottheit angebetet [35]), für deren Dienst in mehren Familien ein Hauspriester gehalten wird, der den Gottesdienst verwaltet, wobei alle zum Gebet erscheinen.

Unzählig sind die Reinigungen, welche dem Inder zur Pflicht gemacht werden. Bei jedem Tempel ist daher ein zu diesem Zwecke bestimmter Teich (tirtha); heiliger ist jedoch die Reinigung in dem Ganges, insbesondere an den fünf Orten, wo er sich mit andern Strömen vereinigt (prajâgas); der heiligste dieser Zusammenflüsse ist der bei Allahabad, wo sich der Ganges mit der Jamuna und der indischen Annahme nach mit der Sarasvati verbindet. Die übrigen Prajâgâs heißen Deva-, Rudra-, Carn'a- und Nandaprajâga [36]). Jedem Gebet geht eigentlich eine Waschung vorher, die jedoch bisweilen nur auf den Mund beschränkt wird.

Die wichtigste Cultushandlung bilden die Opfer. Der indische Glaube denkt sich die Götter und Menschen seit beider Schöpfung in einer von einander abhängigen Beziehung, welche durch Opfer vermittelt wird. Die Götter leben von den Opfern, welche ihnen die Menschen darbringen, und die Menschen könnten nicht bestehen, ohne die durch die Opfer zu erlangenden Geschenke der Götter. Ebenso können die Manen nicht selig sein, wenn ihre Nachkommen nicht die Todtenopfer verrichten. Daher ist auch die Sorge für Nachkommenschaft ein so wesentlicher Theil des Brahmanischen Lebens.

Das Opfer ist eins der bedeutendsten Elemente des religiösen Lebens der Inder und findet bei unzähligen Gelegenheiten Statt [37]). Sie dienen zur Sühnung von Sünden, Verehrung der Götter und Erlangung von Wünschen, welche, nach der indischen Theorie von der Wirksamkeit der Werke bei fehlloser Darbringung, nothwendig gewährt werden müssen. Mit Opfern werden sämmtliche Götter, und ebenso die Elemente und Planeten, beseelte, und unbeseelte Geschöpfe und Symbole der Kunst bedient. Die Opfer sind sowol blutige als unblutige; nach der Natur oder Anschauung des dadurch zu verehrenden Gegenstandes mag die Anwendung beider Arten schon seit sehr alter Zeit geschieden sein. Bei den beiden Hauptabtheilungen des Brahmathums setzte sich die Scheidung nach und nach fest; in dem Vischnuismus, dem milden, wohlwollenden, herrschen unblutige, in dem Sivaismus blutige Opfer. Im Sivaismus wird die schreckliche Göttin Kali mit einer Menge Thier- und selbst Menschenopfern verehrt. Doch ist die Darbringung von Menschenopfern so sehr beschränkt, daß sie wol nur höchst selten stattfinden konnte. Kranke, böse, unreine, Tschandalâ (niedrigste Volksclasse), nicht mannbare, Brahmanen, Könige, Nachkommen der Könige, Besieger von Feinden, Nachkommen von Kshatrijas, Gelehrte, Brüder, Großvater und Onkel des Opferers, kinderlose und endlich die, welche damit nicht einverstanden sind, dürfen nicht geopfert werden. Daß eine blutdürstige, religiöse Aufregung trotz aller dieser Beschränkungen Mittel gefunden habe, das durch heilige Aussprüche irregeleitete religiöse Bedürfniß zu befriedigen, versteht sich von selbst. Doch bildete das, im Ganzen so milde, Naturell der Inder einen Damm dagegen, sodaß selbst in den heiligen Schriften der Gebrauch angeführt wird, statt lebendiger Geschöpfe, und insbesondere Menschen, Modelle derselben, von Butter und Mehl geformt, darzubringen. Doch besteht als feste Norm, daß der Mensch nichts genießen solle, ohne vorher den Göttern dargebracht zu haben. Von den blutigen Opfern gilt in den großen Epopöen für das bedeutendste das Roßopfer (açvamêdh'a).

---

34) In der für diesen ganzen Abschnitt so sehr wichtigen Abhandlung: On the religious ceremonies of the Hindus and of the Brahmanes especially in As. Res. V, 245. VII, 232. 35) *Wilson*, Specim. of the Hindu Th. I, 19. 36) Vgl. *Hamilton*, Description of Hindustan. I, 500. *Ritter*, Asien. II, 912. 1019.

37) Vgl. für das Folgende: De sacrificio Religionis Indo-Brahmanicae. Dissertatio quam — subjecit *Michael Nielsen Schmidth* (Havniae 1828).

Das dazu verwandte Roß mußte, wo möglich, weiß sein. Auch ein Elefantenopfer wird erwähnt. Beide Opfer sind aber so umfangreich und mit einem solchen Aufwande verknüpft, daß sie nur selten vorkommen konnten. Jenes erwirbt die Herrschaft über die ganze Welt [38]). Die zu opfernden Thiere müssen zu der Classe gehören, welche die symbolisch-volksthümliche Anschauung der Natur für reine erklärt. Die unblutigen Opfer sind Libationen von Wasser, Milch, Öl, zerlassener Butter, Früchte, Blumen ꝛc. Diese werden auch in mehrfachen Zusammensetzungen vereint dargebracht. Die bei Opfern vorkommenden Ceremonien sind Reinigungen, Heiligung des Ortes, des Feuers und der Opferwerkzeuge, Procession um das Opferfeuer, Sprengen von Wasser, oder Glockenton, um die bösen Geister zu verscheuchen, Einladung der Gottheit und Entlassung derselben nach Vollendung des Opfers, Anordnung der heiligen Kräuter, Hersagen der verschiedenen, dem Zwecke des Opfers dienlichen, Gebete und Formeln, schweigendes In-Sinn-Nehmen und Durchdenken des heiligen Wortes ôm (das heißt eigentlich dieses, und ist die Bezeichnung des Alls in seiner Einheit), Einhaltung des Athems, Kniebeugung, Trinken von Wasser und Saft der Somapflanze, Ausrufung von mystischen Namen; in den Tempeln und an Festtagen kommen dazu: Anzündung von Lampen und Sang und Tanz von Jungfrauen; bei blutigen Opfern findet auch eine Anrufung des Opfers, sowie des Opferbeils, statt, und anderes der Art. Alle diese Dinge müssen mit ängstlich genauer Sorgfalt, der Vorschrift gemäß, besorgt werden. Der geringste Verstoß hebt die ganze Wirksamkeit des Actes auf. Die durch die Opfer erzielten Wünsche sind höchst verschiedener Art, Kinder, Ruhm, Herrschaft ꝛc. Nach der allgemeinen Theorie vom Zusammenhange zwischen den Werken und ihren Folgen werden sie als Mittel betrachtet, die Götter zu zwingen, das Verlangte zu gewähren, oder überhaupt Verwilligungen zu machen, welche im Verhältniß zu den Werken stehen. Religiöse Werke, welche verdienstlich sind, und von Einfluß für die Gestaltung der Existenz, sind ferner Pilgerschaften nach den durch den Volksglauben geheiligten Orten. Als solche werden außer einer Menge heiliger Tempel insbesondere die Höhen des Himalaya, welche sich den Quellen des Ganges nähern, betrachtet, und überhaupt die Gegend um die heiligen Seen. Durch die grauenvollsten Schnee- und Eisfelder winden sich die Pilger betend aufwärts, um die heilige Ganga aus einem Orte, Kuhmaul (gômukha) genannt, hervorstürzen zu sehen. Die meisten können die Schwierigkeiten dieser Pilgerreise nicht ertragen, aber glücklich werden die geschätzt, welche der Tod in diesem Werke dahinraffte.

Aus der indischen Anschauung des Verhältnisses der Werke zu den Zuständen der Menschen, und umgekehrt, entwickelt sich die Lehre von der Sühnung der Sünden durch die Andacht und Selbstpeinigung. Der Glaube, daß tugendhaften Werken Belohnung, lasterhaften Strafe folgt, tritt im indischen Leben schon zu dem crassen Arîom über, welches man wol nicht leicht aus irgend einem Volksglauben entfernen könnte, daß moralische und physische Leiden Folge von begangenen Sünden sind, mögen sie nun in diesem oder einem vorhergegangenen Leben vollbracht sein. Auf einer höheren oder niederen Stufe der Geschöpfe (Götter, Menschen, und niedere Geschöpfe unter den Menschen, als arja oder mlekʼkhʼa, Nicht-Inder, oder unter den arjâs. Brahmane, Kschatrija, Vaissa oder Sudra ꝛc.) zu existiren, ist die Folge der Verdienste oder Fehler, welche in einem früheren Zustande geübt sind. So ist denn die Aufgabe jedes Zustandes, sich einen höheren zu erwerben, und das Menschenleben insbesondere eine Laufbahn zur Buße und Sühnung, um sich aus diesem, vom göttlichen herabgesunkenen, Zustande wieder in das Göttliche hinüber zu retten.

Jedes Verbrechen, jede Sünde, welche das Gewissen beunruhigt, erscheint dem Menschengeiste, welchem zur Bildung seiner Begriffe nur sein eigener geselliger Zustand den Stoff darbietet, wie ein irgend einem Gegenstande angethanes Leid. Dem Menschengeiste ist aber als Gegensatz gegen das Thun des Leides, als Sühnung desselben das Leiden desselben, die Idee der Wiedervergeltung angeboren. Indem er diese Idee auf jene Sünden überträgt, so scheinen ihm jene Sünden durch seine eigenen Leiden getilgt zu werden. Um nun die möglichst größte Anzahl von Sünden, welche ihn in seinen jetzigen — von der ersehnten Vollkommenheit so entfernten — Zustand herabgestürzt zu haben scheint, zu tilgen, bedarf es nur der Häufung von Leiden. Daher ist schon seit alter Zeit in Indien nichts häufiger, als die Sitte und die Anzahl der Selbstpeiniger, der freiwilligen Büßung. Diese heißt tapas (eigentlich Hitze), und der sich ihr unterzieht, tapasvi oder çramanas, ein Dulender. Diese Büßungen, indem sie Sünden tilgen, werden als verdienstliche Werke angesehen. Sie erwerben stets ein Verdienst; so lange diesem noch ein Fehler gegenübersteht, werden sie nur diesen aufheben. Werden sie aber stets fortgesetzt, so entsteht ein Überschuß von Verdienst. Diesen können, nach mythischer Anschauung, die Götter, Menschen ꝛc., so anhäufen, daß — wenn sie, man möchte sagen, diese Zinsen ihrer Buße eincassiren und in baares Geld verwandeln wollen — ihre Schuldner, die Götter und die ganze Welt sich in ihrer Macht befinden. Die Götter können ihnen kein Verlangen verweigern, wenn ihr tapas bis zu einer der Foderung angemessenen Höhe getrieben ist — und befinden sich oft in der größten Verlegenheit, wie sie es zu bewirken haben, daß der Gebrauch der so erworbenen Macht, von der sie wissen, daß sie der, welcher sie ihnen abgepreßt hat, nur zum Schaden der Welt geltend machen will, auf irgend eine Weise, etwa zeitlich oder sonst wie, beschränkt werde. Denn auch hier gilt der allgemeine Grundsatz, daß das Werk an und für sich seine Folgen in sich trage, und die Absicht des tapasvi geht keinen Gott etwas an. Um sich aus solcher Noth zu retten, nimmt denn der höchste Gott zu allen Arten von Spitzfündigkeiten seine Zuflucht,

38) Vgl. außer dem bei Bohlen erwähnten eine Schilderung desselben in *Dubois*, Exposé des quelques-uns u. s. w. p. 1 fg.

in denen man oft Räthselaufgaben mit ihren Lösungen sehen möchte.

Schon in den ältesten indischen Epopöen und bei den alten Schriftstellern des Occidents werden viele der Bußübungen aus dieser Classe der freiwilligen Buße erwähnt, welche noch heutiges Tages durch ganz Vorderindien im Gebrauche sind. Jetzt, wie damals, sind sie ein Mittel sich die höchste gottähnliche Ehrfurcht bei dem thörigen Geschlechte der Wesen zu erwecken, welches man das vernunftbegabte nennt. Daß sich andere von den Folgen, welche die Mythen diesen Übungen zuschreiben, noch heute zeigten, ist uns nicht bekannt.

Eine der häufigsten Bußübungen ist, mit erhobenen Armen zwischen vier Feuern zu sitzen, während die Sonne über dem Scheitel brennt, im Winter in kaltem Wasser liegen, auf den Spitzen der Zehen stehen, von Wasser und verdorrtem Laub leben, unbeweglich stehen, den Körper mit Ameisenhaufen bedeckt, während stachlige Schlingpflanzen den Nacken umranken und verwunden, und Vogelnester sorglos auf den Schultern angebaut sind. Manche dieser Selbstpeinigungen sollen erst aufhören, wenn in Folge derselben Tod eintritt, z. B. prajopaveça. wo man in einer Stellung verharrt, ohne Speise zu sich zu nehmen, bis man verhungert ist. Auch die Selbstverbrennung, welche ebenfalls schon unter den Alten bekannt war, mag man hierher rechnen. Jetzt ertränken sich viele, manche lassen sich lebendig begraben, andere werfen sich unter die Räder der Wagen, auf welchen manche der indischen Götter bei den Processionen umhergefahren werden; in allen diesen Fällen glaubt man sich augenblicklichen Eingang in das Paradies zu erwerben.

Allein diese Bußungen finden auch noch von einer andern Seite her eine Heiligung, und indem sie sich mit dieser mehr oder weniger durchdringen, führen sie zu der eigenthümlichen Manifestation des religiösen Lebens in Indien, welche mit dem Mönchsleben einige Ähnlichkeit hat.

Neben dem Systeme der Werke steht, wie schon bemerkt, das System der Erkenntniß. Das Streben nach Erkenntniß des Göttlichen innerhalb des Kreises des Brahmathums mag sich in verschiedenen Stufenfolgen manifestirt haben. Die Art und Weise, wie man dazu zu gelangen glaubte, mag aber schwerlich sehr verschieden von einander gewesen sein. Die Vedanta-Philosophie, welche die Veden als Quelle dieser Erkenntniß betrachtet, spricht als Endziel derselben und als höchste Seligkeit aus: Daß die Finsterniß der Unwissenheit und der Täuschung, welche die Seele umdunkelt, zerstreut werde, und die Seele zum wahren Bewußtsein ihrer selbst gelange, und ihrer göttlichen Wesenheit. Dann erkennt sie, daß alles in Gott ist und Gott in allem, und daß es eine beklagenswerthe Täuschung sei, zu glauben, daß irgend etwas außer Gott existire; sie weiß alsdann, daß sie selbst Gott ist, und sieht sich selbst in allen Wesen; sie fürchtet nicht mehr, sie wünscht nicht mehr, hofft nicht, haßt nicht mehr; obgleich noch zurückgehalten in der körperlichen Hülle, so lebt sie doch darin, als ob sie nicht mehr darin wäre. Leben und Tod sind nichts mehr für sie; sie ist vollständig frei; sie hat das höchste Glück, die Befreiung, möksha, erreicht, welche das letzte Ziel der Bemühungen des Weisen sein muß.

Die Vedanta-Philosophie, welche diese Lehre von der Vereinigung mit Gott (jóga. Verbindung) insbesondere systematisch entwickelt hat, ist zugleich getränkt von volksthümlichen Anschauungen, welche gewißlich älter sind, als das Vedánta-System. Diese treten z. B. bei der Eintheilung des mökshas in drei Arten insbesondere auf. Die erste ist die Befreiung im Leben. Diese gibt dem, welcher sie erreicht hat, Antheil an dem göttlichen Wissen und der göttlichen Macht. Die Seele sieht alles durch unmittelbare Anschauung, ohne daß sie der Hilfe der Sinne oder des Denkens bedürfe; sie kennt Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; ihre Worte sind göttliche Offenbarungen. Durch die Macht des Gedankens kann sie jedweden Körper annehmen, sich von einem Orte zum andern begeben, Todte hervorrufen, zerstören, schaffen, Wunder thun, die Götter entthronen, kurz die durch jóga erkannte Gottheit ihrer selbst durch Anwendung jedes der Gottheit zugesprochenen Attributes bethätigen. Diese Ansicht über die Wirkung des jóga eines Lebenden waltet in den epischen Gedichten vor, und noch jetzt im Volksglauben. Das mánavadhármaçástram spricht diesen Zustand den alten Weisen (ŕishis) zu, ohne anzugeben, daß die Erreichung desselben noch möglich sei. Die Bhagavadgítá erkennt dem vollkommenen Weisen nur eine unbegrenzte Macht über seine eigene Seele zu, nicht aber über die äußere Welt. Die vollständige Identification mit der Gottheit erlangt er nach ihr erst nach Auflösung des Körpers.

Die Befreiung nach dem Tode ist zwiefach. Die Seelen, welche nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht haben, kommen in Brahmá's Himmel (svarga), wo sie eines unendlich höheren Glückes, als in dem Paradiese des Indra's genießen (die älteren indischen Anschauungen scheinen die Paradiese des Vishnus und Çivas noch nicht zu kennen; diese spielen erst in den Puranen und weiter eine bedeutende Rolle). Aus diesem Himmel des Brahma kehren die Seelen nach Verlauf einer bestimmten Zeit zu neuer Prüfungsexistenz zurück. Die andere und höchste Stufe ist das vollständige Aufgehen in der Gottheit, das nirvân'am. Verwehung. Die Seele geht alsdann ganz in der unendlichen Seele (átma) auf, und ist frei von jeder neuen Existenz, im Besitze der ewigen Seligkeit.

Derjenige, welcher diese Verbindung (jógas) zu erreichen strebt, ist jógi genannt. Das Mittel, um dieses Ziel zu erreichen, ist die Erkenntniß der Seele selbst; denn diese ist Gott. Hat man sich ihres Wesens bemächtigt, sich desselben — als eines göttlichen wieder mit Energie erinnert — so hat man die Identität der Seele und Gottes erkannt; in diesem Moment ist man in Gott aufgegangen. So ist die Erkenntniß (g'nánam) die einzige Staffel zur Vollendung. „Wenn der Weise," heißt es in der Mundakópanishad, „das allgegenwärtige Wesen, die ewige Ursache erkennt, dann wird er, aufgebend alle Folgen guter und böser Werke, vollkommen, und gewinnt die vollkommene Aufgehung. Der Weise, wel-

cher erkannt hat, daß Gott in allen Geschöpfen existirt, vergißt jeden Gedanken der Zweiheit (des Gegensatzes); er weiß, daß es nur eine wahrhafte Existenz gibt, welche Gott ist. Dann richtet er all seine Sinne auf Gott allein; den Ursprung des Bewußtseins seiner selbst; auf ihn concentrirt er seine ganze Liebe, indem er seinen Geist von allen weltlichen Gegenständen abzieht, durch eine stete Richtung der Seele auf Gott; eine Existenz, welche so ganz Gott ergeben ist, gilt für die vollkommenste unter den Verehrern der Gottheit."

Aber diese Erkenntniß ist wesentlich eine Inhärenz der Seele selbst. Sie kann nicht die Frucht der Verstandesfähigkeit sein; denn diese ist nur eine Vermittlerin zwischen der Seele und der materiellen Welt. Ebenso wenig ist sie die Frucht der Erfahrung; denn sie gewinnt die Erkenntniß des Gottes, und Gott ist nicht sinnlich begreifbar. Selbst die Offenbarung der Veden gewährt sie nicht; denn ist sie gleich in den Upanishads enthalten, so erkennt sie doch nicht der darin, welcher sie nicht schon in sich selbst erkannt hat, und für den, welcher sie in sich erkannt hat, sind die Veden überflüssig.

Sie ist also wesentlich das Ergebniß einer Anschauung, oder, wenn man will, der Verklärung des Selbstbewußtseins, und die Veden geben nur äußere Mittel an die Hand, wie man diese fördern, oder — um eine neuere Terminologie zu gebrauchen, welche hier um so passender ist, da diese neuere Entwickelung einige Ähnlichkeit mit jener hat, zum Durchbruch führen kann.

Zunächst — da die Wissenschaft Gottes in der Seele lebt, aber durch äußere Einflüsse verdunkelt ist — müssen diese letzteren weggeräumt werden. Diese äußeren Einflüsse erscheinen in den beiden unteren Kategorien tamas, Finsterniß, als Quelle der Unwissenheit, und rag'as, als Quelle der Wünsche, Affecte ꝛc., kurz der Täuschung, welche den Menschen an die vergänglichen Dinge knüpft. Über diese muß man sich zunächst erheben, um zum Wissen zu gelangen. Daher ist es nothwendig, die Sinnlichkeit zu unterjochen, Wünsche und Leidenschaften, selbst die Gedanken, zu bändigen, sich über jede Hoffnung und Furcht zu erheben, jedem aus Interesse oder Selbstsucht hervorgehenden Beweggrund zu entsagen, und sich so zu jener Stufe der Gleichgültigkeit gegen alles Weltliche, Leid, Freude ꝛc., zu erheben, daß dieses auf die Thätigkeit, das Leben der Seele auch nicht den geringsten Einfluß mehr ausübt. „Wer unerschütterlich im Schmerz ist," heißt es in der Bhagavadgitâ, „ohne Wunsch in der Freude, ohne Anhänglichkeit an etwas, ohne Furcht, ohne Zorn, der ist ein munis:" dieses Wort verbinden die Inder wol mit Recht mit der Wurzel man. denken, sodaß es ein Denkender heißt. Die primäre Wurzelform von man ist das auch von den Indern angeführte mnâ, und ähnlich, wie sich muni zu mnâ verhält, verhält sich das prakritische dhmma zu der Wurzel dhmâ, blasen, athmen, und gibt uns zugleich Aufschluß über das ganz ebenso daraus entstandene griechische θυμός, eigentlich der Athmer. In allen diesen Fällen ist das den Labialen verwandte u durch die Nähe des m herbeigezogen. Andere Namen für ihn sind g'itêndrijas, der die Sinne bewältigt hat, asaktas, der keine Anhänglichkeit (an irgend etwas) hat; samjâsî, der alles (Weltliche) von sich geworfen hat; jati, der Sinnbändiger; g'inas, der Sieger ꝛc. Diese Stufe ist jedoch erst das negative Mittel, um zum Ziele zu gelangen; es räumt erst die Hindernisse weg. Die zweite Stufe zur Vermittelung der Erkenntniß besteht in der steten Richtung aller Elemente der Seele auf die Allseele. Diese Stufe heißt jôgas insbesondere, und der sich dieser Contemplation widmende juktas (Verbundener) oder jôgî. Doch ist letzteres Wort im weitern Sinne Bezeichnung aller, welche sich der aus diesem Streben hervorgehenden Lebensweise widmen. In dieser Thätigkeit hat die Seele, welche in der frühern Stufe alle ihre Energie von ihr fremden, das heißt nicht mit ihr identischen, Gegenständen abgezogen hat, diese nun ganz und allein auf die Betrachtung ihrer selbst, das ist des höchsten Wesens, welches mit ihr identisch ist, gerichtet. Die Seele wendet sich in sich selbst zurück und versenkt sich in die Betrachtung der Allseele, dann tritt eine unmittelbare Anschauung aller Dinge hervor, das Resultat des jôgas, welche dhjânam (Contemplation von der Wurzelform dhjâi. welche aus adhî und der vriddhirten Form der Wurzel i, gehen, ai gebildet ist, und wie adhigam eigentlich geistige Durchgehung, Durchdringung bezeichnet), oder g'nânam (Erkenntniß) heißt. Dieser so herbeizuführende Zustand ist augenscheinlich ein exaltirter, der in manchen Beziehungen mit dem sogenannten Hellsehen verwandt sein mag [39]). Dieser Zustand ist nicht durch Studium oder Verstandesthätigkeit zu erlangen. Studium der Veden und der Unterricht eines Lehrers, welcher schon zu dieser Stufe der Vollkommenheit gelangt ist, werden als vorbereitende Mittel empfohlen. Die wahrhaft hilfreichen Mittel, um zu diesem Ziele zu gelangen, bietet das tapas. die Bußübungen, dar.

Hier trifft nun die höhere Entfaltung des religiösen Lebens der Inder im Brahmathum mit der niedern in einer und derselben Manifestation zusammen, wenn sie gleich von Principien ausgehen, welche im Religionsbewußtsein von einander geschieden sind und auf ganz andern Anschauungen beruhen, und dies ist es eben, was dem Brahmathum seine Herrschaft in Indien verschafft, gesichert hat, und vielleicht noch auf lange hin sichern wird. Den höchsten, wie den niedrigsten Anschauungen genügend, verflicht es die Manifestation derselben in eine Verbindung, welche sie wie Ausflüsse derselben Anschauung auftreten läßt, und daher eine Trennung schwer macht. So hält sich die eine Seite des Gebäudes durch die andere, und hat in seiner edelsten und verabscheuenswerthesten Form schon mehr als zwei Jahrtausende überdauert.

Das tapas, wie es aus der niedern Anschauung vom Werthe und Verdienste der Werke hervortrat, ist seiner Äußerung nach gleich, seinem Grunde nach wesentlich verschieden von dem tapas, welches aus dem Streben nach dem

39) Vgl. die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte von Karl Joseph Hieronymus Windischmann (Bonn 1832) I, 3, 989 fg.

jógas hervorgeht. Hier erscheinen die Bußübungen nur im Lichte asketischer Übungen, durch welche der Mensch jene zur Erreichung des jógas nothwendige Herrschaft über seine Sinne und Gedanken erringt. Sündenreinigung tritt durch jene Bändigung der Sinne und Gedanken zwar von selbst ein, sie ist aber nicht — wie vielfach bei jenen — das letzte Ziel. So sind denn auch die durch dieses tapas errungenen Verwilligungen (Gnadengaben) nicht jene vergänglichen — denn das Aufgeben jedes Wunsches nach diesen ist ja Hauptbedingung jedes Jogastrebens — wie sie das Resultat jenes werkhaften tapas sind, sondern es ist die selbsterrungene höchste Seligkeit, die wahre Unsterblichkeit, die Vereinigung mit der Gottheit, welche alle die strengsten Bußungen, so sie in selbstsüchtigen Zwecken unternommen sind, auch nach der mythischen Volksanschauung nicht zu gewähren vermögen. So fodern Sundas und Upasundas, nachdem sie durch die strengsten Bußübungen Brahmâ zur Gewährung ihres Verlangens genöthigt, die Unsterblichkeit; allein dieser antwortet:

Nur Unsterblichkeit nicht, sonst ist jedes Begehren euch gewährt. Wählet anderes und Todweise, die Unsterblichen gleich euch macht. „Herrschen wollen wir," so denkend, übtet Buße ihr, schreckliche,
Aus diesem Grunde wird eben Unsterblichkeit euch nicht gewährt [40]).

Ähnliche Beispiele finden sich vielfach.

Die Bußübungen, welche die Weisen zur Erreichung jenes höheren Zweckes sich auflegen, sind im Allgemeinen völlig identisch mit denen, welche aus der gewöhnlichen (oulgären) Anschauung sich entwickelt haben. Allein die Bhagavadgîtâ, welche hier auf der, im Sinne des Brahmathums höchsten, Stufe seines Entwickelungsprocesses steht, verdammt nicht blos alle aus Selbstsucht übernommenen Bußübungen, sondern selbst alle die Übungen, welche zu jenen höheren Zwecken übernommen sind, sobald sie in das Blutiggrausame übergehen. Tapas beschränkt sie einzig auf die moralische Willenskraft, jeden Einfluß von Freude oder Leid auf die Seele aufzuheben. Die Wissenschaft selbst und die Mühe, die man sich gibt, sie zu erlangen, sind das tapas. Ja das Mânavadharmaçâstram faßt den Begriff des tapas so, daß er in Beziehung auf die vier Kasten die einer jeden derselben zugewiesene Verpflichtung bezeichne. Tapas der Brahmanen ist Wissenschaft; der Kshatrijás Beschützung; der Vaiçjás industrielle Thätigkeit; der Çúdrás Knechtschaft.

Außer den Bußübungen, welche zur Erreichung jener Gleichgültigkeit führen, lehrt das Vedanta-System auch noch asketische Mittel, um die Seele auf sich selbst zu concentriren. Sie bestehen in bestimmten Körperlagen und Aussprechen von Formeln ꝛc. Die Bhagavadgîtâ schreibt zu diesem Zwecke vor: Aufenthalt in der Einsamkeit, Sitzen auf einem mittelhohen Sessel, Unbeweglichkeit aller Theile des Körpers, unausgesetztes Blicken auf die eigene Nasenspitze ꝛc. Viele andere dazu dienende Mittel geben die Upanischaden an. Das Meiste kommt auf die Behandlung des Athems an, und es werden in dieser Beziehung die minutiösesten Vorschriften gegeben, um das öftere Athmen zu vermeiden.

So erreicht denn der Weise den Grad der Vollkommenheit, wo er seine Seele als identisch mit der Weltseele erkennt. Die nächste Folge in Beziehung auf das Leben ist, daß — da er alle Geschöpfe als Theile seines eigenen Wesens, welches identisch ist mit dem höchsten, erkennt — er von Wohlwollen für alle durchdrungen wird, von Mitleid für ihre Leiden. „Der, welcher das Weltall im höchsten Wesen erkennt und das höchste Wesen im Weltall, fühlt keine Verachtung für irgend ein Geschöpf," heißt es in einer Upanishad. Daraus fließt denn das Streben des Weisen, keinem Wesen Furcht einzuflößen, oder gar irgend eines zu verletzen. In seiner ganzen Lebensweise muß sich das höchste Wohlwollen gegen jegliche Creatur zu erkennen geben. Gastlichkeit gegen Menschen, zarteste Rücksicht für die Thiere werden als heilige Verpflichtung betrachtet. Der, welcher sich der Contemplation widmet, darf kein Thier tödten und nichts von einem getödteten Thiere genießen. Dieser Grundsatz und die damit verknüpfte Enthaltung von Fleisch hat sich auch bei denen verbreitet, welche das tapas nicht zum höheren Zweck üben, und gilt überhaupt für verdienstlich. Die Scheu vor der Tödtung von Lebendigem überhaupt aber trug wol nicht wenig dazu bei, daß das Darbringen von blutigen Opfern in Indien so sehr vermindert ward. Die zarte Rücksicht gegen Thiere endlich führte die Einrichtung von reich dotirten Hospitälern für kranke Thiere in Indien ein, welche wir etwa um 250 v. Chr. zuerst erwähnt und noch jetzt in Gebrauch finden.

Dieses Jogastreben [41]), so sehr es einen Gegensatz gegen die Volksreligion bildet, leugnet sie doch keineswegs. Ihre Anschauungen sind nur untergeordnete Stufen. „Die, deren Erkenntniß durch die verschiedenen Begehren getrübt wird," heißt es in der Bhagavadgîtâ, „wenden sich an andere Götter (als das einzige Wesen); sie folgen der oder jener Vorschrift, dazu getrieben durch ihre eigene Natur. Wer mit redlichem Glauben irgend einen Körper verehrt, erhält von mir unfehlbar den Gegenstand seines Glaubens. Sucht er fest in seinem Glauben, durch seine Mittel, diese oder jene Gnadengabe, so werde ich ihm den Gegenstand seiner Wünsche bewilligen. Aber diese Früchte, gesucht von den Menschen, welche wenig Erkenntniß gewonnen haben, sind in ihrer Dauer beschränkt. Die Verehrer der Götter kommen zu den Göttern; die Unwissenden halten mich für sichtbar, während ich der Unsichtbare bin; sie kennen nicht meine höhere unvergängliche Natur! An einer andern Stelle heißt es noch deutlicher: „Die, welche mit Redlichkeit die Devâs (Götter) verehren, verehren auch mich, aber nicht in wahrhafter Weise. Ich genieße ihr Opfer; ich bin der Herr, zu welchem alle ihre religiösen Werke gelangen; aber sie kennen mich nicht wahrhaftiglich; darum sinken sie zurück in die Welt der Sterblichen. Die Verehrer der Devas kommen zu den Devas; die der Manen der Vorfahren

40) Bopp, Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel, nebst andern Episoden des Maha Bharata S. 33.

41) Vgl. auch *Wilson* in As. Res. XVII, 183.

zu den Manen; die, welche den Geistern opfern, zu den Geistern."

Man sieht, wie sich auch hier die Idee von der Stufenfolge der Existenzen in Bezug auf Vollkommenheit in der Anschauung und Beurtheilung der Religionsformen entfaltet, und zugleich erkennt man, welcher hohen Toleranz dieses Brahmathum durch seine Krone — die Alleins-Lehre — fähig ist.

So leugnet sie denn die Götter nicht, sondern betrachtet sie als zwar über dem Menschen stehende, aber doch noch in verschiedenen Graden unvollkommene Wesen. Ebenso wenig hebt sie die Wirkungen der Werke auf; allein sie leugnet die Möglichkeit, durch die Übung der Werke zur endlichen Befreiung zu gelangen. Daher werden sie in Vergleich mit den Werken, welche dieses Ziel im Auge haben, für sehr verächtlich angesehen. „Die Erkenntniß Gottes," heißt es in der Kathaka-Upanischad, „welche zum Aufgehen (in Gott) führt, und die Ceremonien, welche Genuß verschaffen, sind ganz verschiedene Dinge. Der Mensch, welcher die erstere wählt, ist selig; der, welcher die Ceremonien wählt, ist von der ewigen Seligkeit ausgeschlossen. Die Wissenschaft und die Ceremonien bieten sich den Menschen dar; aber der, welcher die Wissenschaft vorzieht und den Genuß verschmäht, ist mit Weisheit begabt; nicht weise ist der, welcher sich an die Ceremonien hängt, um sich Güter und Genüsse zu verschaffen. Die Weisen erkennen, daß die Wissenschaft Gottes und die Übung der Werke sich einander ganz entgegengesetzt sind."

So stürzt die höhere Religion wesentlich den niedern Cultus ganz um, und erkennt mit Bestimmtheit an, daß der Weise der Werkübung unter Umständen sich ganz entschlagen könne.

Aus diesen Anschauungen entwickelte sich überaus früh in Indien die Lebensweise der Anachoreten. Die Veden kennen schon dieses Leben, und aus den durch dasselbe ausgeprägten Ideen ging der Buddhismus hervor, wie wir weiterhin sehen werden. Höher als 600 v. Chr. dürfen wir es unbedenklich setzen, und manche Umstände, deren detaillirte Entwickelung hier zu weit führen würde, machen sogar eine beiweitem höhere Ansetzung desselben höchst wahrscheinlich. Natürlich werden wir nicht annehmen dürfen, daß in den Anfängen desselben schon die Ideen des Vedantasystems sich entwickelt hätten — obgleich auch dessen Hauptbestandtheile schon vor-buddhistisch sind — sondern diese Anfänge mögen eben aus nichts weiter hervorgegangen sein, als daß sich einzelne Menschen ganz und gar einer tieferen und geistigeren Verehrung der Volksgötter widmeten. Erst als das Bestreben hervortrat, das Princip des Alls zu erkennen, trat diese Lebensweise in ihre bestimmtere und dem Volkscultus entgegengesetzte Form, welche durch die bemerkten Bestrebungen mit ihm vermittelt wurde. In diesem Stadium ihrer eigenthümlichen Entwickelung trug sie wahrscheinlich zur Fixirung des Brahmanenstandes nicht wenig bei. Denn dieser nannte sich augenscheinlich nach dem, als Weltprincip erkannten, brahman (Wachsthum). Zur Zeit der Vedenabfassung, oder der Aufzeichnung eines Theils der Veden — denn diese gehören ohne allen Zweifel sehr verschiedenen Zeiten an — muß dieser Gegensatz zwischen jenem höheren und dem eigentlichen Volkscultus noch nicht so grell hervorgetreten sein, als in der Entwickelungsperiode, deren philosophischen Ausdruck die Vedantalehre bildet. Denn eine Stelle der Jeopanischad fodert ausdrücklich die Verehrung alles für göttlich Gehaltenen: Götter-, Feuer-, Manen-, Weisencultus ꝛc., zugleich, und droht denen, welche einen dieser Culte vernachlässigen, mit den Strafen der Hölle. Doch könnte man diese Stelle auch als ein Herabsteigen zu der Volksanschauung betrachten, wie sich deren mehre im strieten Verein mit andern, der höhern Religionsanschauung angehörigen, in den Upanischaden finden. Später, als das höhere Religionssystem sich immer mehr entwickelt hatte, konnte es natürlich nicht verfehlen, von der größten Einwirkung auf die Volksanschauung zu werden, und das Brahmathum mußte diese damit zu vermitteln suchen. Dazu war es vorzüglich gemacht, durch seine Lehre über die Resultate des Jógas, der Vereinigung mit der Weltseele, wodurch der so vereinigte sich selbst als die Weltseele erkannte, und in den Besitz aller ihrer Attribute gelangt war. Man brauchte also nur bei den Gegenständen der Verehrung im Volke einen solchen Jógas zu supponiren und die hervorstechende Verehrung eines besondern Gottes, Menschen ꝛc. war theoretisch gerechtfertigt. So überweist denn der Volkscultus dasjenige, was die höhere Anschauung dem höchsten Wesen zuspricht, dieser oder jener Gottheit, oder ihrer Incarnation ꝛc., und indem er einen Schritt weiter thut, erklärt er, daß diejenigen, welche die Weltseele nicht in dieser oder jener Incarnation des Vischnus oder in Sivas verehren, der höchsten Seligkeit verlustig gehen. Diese Idee waltet schon in den Puranen, und liegt den verschiedenen späteren Sekten des Brahmathums zum Grunde. So hatte sich die höhere Anschauung des Brahmathums mit seinen volksthümlichen Formen von Neuem vermittelt und waltete in ihnen fort, seinen Standpunkt in und über allen behauptend. Zur Zeit, in welcher jener Bruch im indischen Leben eintrat, dessen Spuren wir schon mehrfach Gelegenheit hatten zu bemerken und noch bemerken werden, etwa in den letzten Jahrhunderten vor Entstehung des Buddhismus, muß auch die Übung dieses contemplativen Lebens sehr in Verfall gerathen sein. Denn die Bhagavadgitá, welche eine der ältesten Schriften und bald nach Herbeiführung jener Regeneration des Brahmathums abgefaßt ist, spricht mit Entschiedenheit aus, daß der wahre jógas vergessen sei und wieder hergestellt werden müsse, und diese Wiederherstellung war wol ein Hauptelement der Reorganisation des Brahmathums.

Die Ergreifung des Anachoretenlebens war keineswegs in die Willkür eines jeden gestellt. Zunächst ist sie eigentlich nur den drei oberen Kasten gestattet, welche einer zweiten Geburt (einer geistigen Wiedergeburt im Leben) allein fähig sind, daher sie dvig'as heißen. Die Cudrás sind von dieser Auszeichnung ausgeschlossen, worin dem Grundsatz der Seelenwanderung gemäß keine Ungerechtigkeit liegt; denn der Stand der Cudrás ist Folge,

der Werke eines früheren Zustandes. Diesen müssen sie wieder durch die Werke ihres jetzigen Zustandes für die Zukunft wegräumen, ehe sie des Strebens nach einer höheren Vollkommenheit theilhaftig werden können. Den drei übrigen Kasten ist die asketische Lebensweise auch nicht eher erlaubt, als sie die ihnen durch ihren Stand obliegenden Pflichten erfüllt haben. Der Brahmane muß erst die Veden studirt, einen legitimen Sohn gezeugt und der Opfer seinem Vermögen gemäß gewartet haben. Dann erst darf er sich dem Streben nach Befreiung (dem asketisch-contemplativen Leben) widmen. Wer diese Pflichten nicht erfüllt hat, und dennoch jene Lebensweise ergreift, dem hilft sie nichts; sein Loos ist die Hölle. Das Mânavadharmaçâstram empfiehlt bis zum hohen Alter zu warten, bis er Kinder und Kindeskinder um sich sehe. Ebenso soll der Kschatrija erst die Pflichten (die Werke) seiner Kaste erfüllen, ehe er sich einem contemplativen Leben widmet. Allein das hohe Ansehen, zu welchem das contemplative Leben gelangte, da es allein die ewige Seligkeit zu erwerben vermochte, führte bald zu der Frage, ob es allein nicht genügend sei, und die Erfüllung der Werke ganz unnütz mache. Die heterodoxen Sekten erklärten das Aufgeben der Werke nicht allein für erlaubt, sondern sogar für nothwendig für alle, welche nach der höchsten Befreiung strebten. Diese — eigentlich entschiedene Consequenz des höheren Religionssystems — konnte nicht anders, als auf das ganze religiöse Leben der Inder, und insbesondere auf die Zerstörung der Schranken, welche denen gesetzt waren, die das contemplative Leben zu umfassen wünschten, zurückwirken. Das orthodoxe Brahmathum suchte sich auch hier mit der Volksanschauung und dem socialen Leben überhaupt zu vermitteln. Es lehrte, daß die Werke zwar ungenügend zur Erlangung der höchsten Befreiung, aber als göttliche Vorschriften nothwendig seien. Daß es für den Asketen nur nöthig sei, sie zu üben ohne Rücksicht auf daraus hervorgehende Belohnung, in vollständiger Entsagung.

Von den vier Lebensstufen der Brahmanen sollen die beiden letzten der Erkenntniß gewidmet werden. In der ersten der letzteren heißt er vanaprasthas oder vanak'aras, Wald (Einsamkeit-) Bewohner; in der zweiten Jatis, Sinnebändiger. Der erstere hat der Welt noch nicht ganz entsagt; seine Familie ist bei ihm; er hat Eigenthum und ist noch zu den Werken der Religion verpflichtet. Der zweite hat jeder Gemeinschaft mit der Welt entsagt und steht über jeder religiösen Handlung; daher er auch samjâsi, der Entsagende, heißt; er lebt nur von Almosen, daher bhikshakas. Alle diese Bezeichnungen werden jedoch auch in weiterem Sinne für die asketisch Lebenden überhaupt gebraucht, und der Umfang der Entsagung ist nicht hinlänglich fixirt. Das Waldleben dient jedoch keineswegs blos dieser höheren Contemplation, sondern auch zu besondern Zwecken, zur Sühnung von Verbrechen, Erwerbung von göttlichen Gnadengeschenken, z. B. Erlangung von Kindern; Fürsten bringen dort zu, wenn sie vom Throne gestoßen sind, oder sonst Unglück erlitten haben. Diese Letzteren verlassen den Wald nach Willkür. Das Leben in dieser Einsamkeit bot viele Reize dar, welche durch die häufig eintretende Begleitung der Familie erhöht wurden. Diese, insbesondere die Frauen, nehmen, in den indischen Gedichten, häufig Antheil an den Bußübungen ihrer Männer. Wenn sich Jemand dem asketischen Leben widmete, lud er Verwandte und Freunde zu einem Feste ein. Unter Ceremonien und Gebeten wurde ihm — wenn er Brahmane war — die Schnur, welche das Abzeichen dieser Classe bildete, abgenommen, er zog ein Kleid von Baumrinde an, vertheilte sein Vermögen in reichen Geschenken und nahm wahrscheinlich einen andern Namen an. Im Walde begann eine Art Noviziat unter Leitung eines älteren Anachoreten; er wohnte in einer von ihm selbst gebauten Hütte, oder einer Grotte (âçramas). Sein Mobiliar besteht aus heiligem Kraut (kuça), einem Antilopenfelle, sein Sitz und Lager zugleich, aus einem Wasserkruge, einem Stabe, einer Almosenbüchse, einer Art, Opferutensilien und einem Todtenkopfe. Die gewöhnliche Kleidung ist schon erwähnt; die Abzeichen seiner Kaste darf er nicht tragen. Sie haben eine eigene Haartracht, g'at'â, wie sie dem Sivas gegeben wird. In neueren Zeiten lassen sich viele weder Haare noch Bärt abnehmen, andere lassen sich das Kopfhaar ganz abrasiren. Sie dürfen nur so viel essen, als zur Erhaltung des Lebens nöthig ist, ferner kein Fleisch, selbst nicht abgepflückte Früchte, sondern nur abgefallene. Wurzeln und Laub, Milch sind seine Hauptnahrung. Zu seiner Mäßigkeit kommen noch häufige Fasten. Ferner ist der Einsiedler zur Keuschheit verpflichtet, selbst wenn die Frauen sie in ihre Einsamkeit begleiten. Die Beschäftigungen des vanaprastha sind zwischen der Sorge für seine Bedürfnisse, Studium der Veden oder vielmehr geistiger Thätigkeit überhaupt, religiösen Werken und asketischen Übungen getheilt. Diesem Waldleben werden die großen indischen Gedichte zugeschrieben, ihm gehörten die Anfänge ihrer Philosophie, wenn nicht deren ganze Ausbildung und wol überhaupt die ganze geistige Entwickelung der Inder. Der Vanaprasthas muß sich täglich dreimal reinigen und die täglichen und halbmonatlichen Opfer darbringen. Häufig werden sie aus ihren Wäldern gerufen, um bei größern feierlichen Opfern zugegen zu sein. Das Leben des Jatis ist nicht genau von dem des Vanaprasthas geschieden. Das Wesentliche darin ist das Unterlassen der Cultushandlungen; er trennt sich auch ganz von menschlicher Gesellschaft, schweigend wandernd ist sein Geist nur auf das Eine gerichtet. Wenn die Jati's sterben, wurden sie nicht wie die übrigen Inder verbrannt, sondern beerdigt und ihr Grab bezeichnet.

Die hohe Achtung, in welcher seit den ältesten uns bekannten Zeiten die Lebensart der Anachoreten stand und noch jetzt steht, mußte nicht wenig dazu beitragen, ihre Zahl zu vermehren. Dadurch wurden Mißbräuche der abscheulichsten Art unter ihnen herrschend und Gebräuche, welche eher für Manifestationen der Verrücktheit, als des religiösen Gefühls gelten dürfen. Beispiele der Art werden so oft in Beschreibungen von Indien erwähnt, daß es nur nöthig sein wird, hier im Allgemeinen darauf aufmerksam zu machen. Von der Weisheit der alten Anachoreten sind

sie ebenso weit entfernt, als von ihrer Frömmigkeit, und der Grundsatz, daß der Weise über den menschlichen Werken stehe, manifestirt sich bei ihnen als die gröbste Verletzung aller, selbst der heiligsten Gefühle.

Wie bei allen Völkern, so vereinen sich auch bei den Indern zu bestimmten Zeiten (Festen) alle Manifestationen des religiösen Lebens, Opfer, Gebet u. s. w. Für die ältere Zeit wird für die Kenntniß der für die Verrichtung religiöser Pflichten bestimmten Zeiten eine Beigabe eines jeden Veden erwähnt, welche den Namen g'jôtish führt und die Kalenderordnung erklärt [42]). Leider ist aber keiner dieser Vedenkalender bis jetzt herausgegeben. Einen alten Festkalender dagegen hat Jones mitgetheilt [43]).

Dubois erwähnt unter den vielen regelmäßigen Festen der Inder achtzehn als obligatorische und nennt und beschreibt die wichtigsten derselben [44]). Sie sind allsammt deutlich als Naturfeste zu erkennen, welche aus Erscheinungen der Natur hervorgingen, welche das religiöse Gefühl besonders in Anspruch nahmen. Eins der ältesten und bedeutendsten ist das Fest Hûli oder Holaka, welches schon in den Veden genannt wird [45]). Es fällt um die Zeit des Frühlingsäquinoctii, und bezeichnete ursprünglich den Anfang des ökonomischen Jahres [46]). Den Namen kann ich nicht mit Entschiedenheit erklären; ich vermuthe aber sehr, daß er eine dialektische, durch das Medium von hod'aka leicht erklärliche Entstellung eines eigentlich sanskritischen von hu. opfern, abgeleiteten Thema's sei (ob hautrika?). Alle einzelne Feste haben etwas Besonderes, und werden auch in verschiedenen Gegenden mit einigen Abweichungen gefeiert [47]). Im Allgemeinen besteht jedoch die Feier in Opfern, feierlichen Umzügen der Idole, Illuminationen, Spielen, Tänzen, Musik ꝛc. Bei ihnen wirken insbesondere gottgeweihte Jungfrauen, Devadâsi-s, nât'akâs (Tänzerinnen), jetzt vom portugiesischen Balladeiras Bayaderen genannt, mit. Diese gehören zu dem, je nach dem Reichthume eines Tempels größeren oder kleineren Dienerpersonal desselben, und machen bei dem lasciven Charakter des indischen Gottesdienstes, welchen insbesondere der Sivacultus fördert, ein Gewerbe aus ihren Reizen [48]). Außer diesen mehr allgemein indischen Festen hat jede bedeutendere indische Pagode bestimmte Festtage, welche je nach den Wundern, deren Verrichtung dessen Idol zugeschrieben wird, mehr oder minder zahlreich besucht werden. Da diese Feste den Tempeln bedeutende Einkünfte einbringen, so scheuen sich die Brahminen natürlich nicht, durch jede mögliche Art von Lügen ihrem Idol Ansehen zu verschaffen. Von den überaus lasciven Vorgängen bei vielen Festen der Art wagen wir nicht zu sprechen.

Die heiligen Orte, welche noch jetzt häufig besucht werden, deren Ansehen sich aber von Jahr zu Jahr zu mindern scheint, sind:

Juggernauth	Somnauth	Trimbuck Nasser
Benares	Namisseran	Perwuttum
Gaja	Der See Manasarovara	Parkur
Allahabad	Gangotri	Mathura
Tripety	Joalumukhi (sanskr. g'valamukhi, Naphtaquelle [50])	Bindrabund [49])
Dwaraca	Omeruntue.	

Tempel und Pagoden gibt es in Indien in großer Anzahl; es existirt wol kein Dorf ohne eins von beiden. Das Idol ist in einer Nische und von Stein. Holz wird nicht leicht zur Verfertigung desselben angewendet. Es ist mit reichen Kleidern und kostbaren Edelsteinen geschmückt. Ehe es der Verehrung ausgesetzt wird, wird es durch eine Menge Ceremonien geweiht, und die Gottheit, welche es darstellen soll, angerufen, sich in ihm zu verkörpern. Ebenso werden die Tempel und alle heiligen Utensilien, ehe sie gebraucht werden, auf ceremoniöse Weise geweiht. Die Mauern der Tempel sind, vorzüglich in den zum Sivacult gehörigen Orten, mit Bildern, welche Attitüden der Zeugung darstellen, bedeckt, um den Sinn der Verehrenden zu erheben und zu erbauen. Die Tempeldiener sind jetzt gewöhnlich aus allen Kasten genommen, doch werden die höheren Verrichtungen gewöhnlich von Brahmanen geübt, nur in wenigen Tempeln aber sogar von Çûdràs. Diese Diener haben allsammt bei ihren Verrichtungen kein besonderes Costüm. Sie bedienen sich ihrer gewöhnlichen Tracht, welche jedoch erst gewaschen wird. Die Oblationen bestehen in Gegenständen des Pflanzenreiches zum größten Theile; für ein den Göttern besonders angenehmes Geschenk gelten Lampen. Opfer werden dem Idole jeden Morgen und Abend dargebracht; vorher wird es gewaschen und sorgsam gekleidet. Eins dieser Idole hat stets einen ganzen Serail der schönsten Frauen, welche seine Tempeldiener bei den Processionen ihren Verwandten abfodern und gewöhnlich erhalten. Diese bleiben im Tempel, bis sie alt werden; dann werden sie geschieden, erhalten ein Bischnuzeichen auf der Hüfte und werden im Scheidebriefe der Mildthätigkeit der Frommen empfohlen. Sie ziehen alsdann unter dem Namen Kalijuga-Lakshmi im Lande umher und leben von den ihnen reichlich zufließenden Almosen [51]).

42) *Colebrooke* in As. Res. VIII, 389. 43) As. Res. III, 335. 44) *Dubois*, Moeurs. II, 327. 45) *Jones* in As. Res. II, 374. (Trad. franç.) Vgl. Transactions of the litterary Society of Bombay. III, 73. 217. Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 452. *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 567. 597. II, 184. 46) Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 132. 47) Auf Feste bezügliche Expositionen sind noch: Mémoire sur la grande fête des Indiens nommée *Poungal* (um die Zeit des Winterfestitii) in Nouveau Journal Asiatique. IX, 866. Notice sur les fêtes populaires des Hindous par *Garcin de Tassy*; ebend. XIII, 97. 219. Ferner in As. Res. II, 334. Transactions of the litterary Society of Bombay. III, 73 fg. I, 1. As. Research. XVI, 92. Transactions of the Roy. As. Soc. III, 253. 48) Asiatic Journ. 1835. T. XVIII, 194. Ritter, Asien. IV, 1, 525. 647. IV, 2. 321. Vgl. die Schilderung der kürzlich in Europa gewesenen Bayaderen in mehren Zeitschriften, z. B. Ausland. 1839. Nr. 103. 104.

49) *Hamilton*, Description of Hindost. I, XXVIII. 50) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alter Völker. S. 215. 51) *Dubois*, Moeurs etc. II, 376.

Das Brahmathum zerspaltet sich in mehre Sekten. Die Hauptabtheilung bilden schon seit alter Zeit die Sivaiten (Saivâs) und Vischnuiten (Vaishnavâs). Aber auch diese zerfallen wieder in eine Menge Sekten; da einige von diesen entweder ganz oder theilweise häretische Grundsätze aufgenommen haben, so wollen wir, was darüber der Mittheilung an diesem Orte werth ist, weiter in einer Zusammenstellung der Sekten geben.

Wir wenden uns zu der zweiten Hauptform des religiösen Lebens der Inder, dem

Buddhismus. Diese Religion ist jetzt eine der allerverbreitetsten. Sie fand Eingang bei den verschiedenartigsten Völkern Asiens, ist dagegen aber auch fast spurlos aus ihrem ursprünglichen Sitze verdrängt. Schon dadurch mußte ihre ursprüngliche Form verschoben werden und somit ist auch die Kenntniß derselben äußerst erschwert. Denn die Religion steht wie — und noch mehr wie — die übrigen geistigen Entwickelungen des Menschen in innigem Zusammenhange mit den natürlichen Umgebungen. Dazu kam aber außerdem die Leichtigkeit, womit sich die Buddhistischen Religionssätze den verschiedenartigsten religiösen Anschauungen accommodiren ließen, und das Bestreben, diese Accommodation vielfach ins Werk zu setzen. Dadurch mußte diese Religion fast bei allen verschiedenartigen Völkern eine andere werden. Hätte sie sich dagegen in Indien erhalten, so würde sie sich in einem naturgemäßeren Gange entfaltet und sichrere Rückschlüsse erlaubt haben, sodaß man mit größerer Bestimmtheit die ursprüngliche Form nachweisen könnte. Hierzu kommt, daß bei den Verfolgungen, welche die Buddhisten in Indien zu erdulden hatten, nach und nach alle ihre Schriften gewaltsam vernichtet sind. Es haben sich zwar Übersetzungen und Bearbeitungen bei den Völkern erhalten, zu welchen der Buddhismus drang, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese getreu sind, aber an und für sich ist dies doch keineswegs gewiß und die Vergleichungen sind noch nicht so weit geführt, daß man ein bestimmtes Urtheil darüber fällen könnte. Aber selbst wenn sie sich als im Wesentlichen übereinstimmend herausstellen — und die Vergleichung der tibetanischen und ceylonesischen Schriften, sowie die Übereinstimmung in Bezug auf so viele Legenden läßt vermuthen, daß dies geschehen wird — so trifft diese Übereinstimmung doch erst die höhere religiös-philosophische Entfaltung dieses Religionssystems in den Schriften, läßt uns dagegen über die Gestalt, welche es als Volkscultus annahm, insbesondere in Bezug auf Indien, wo dessen Urform bestand, welche uns an diesem Orte am meisten interessirt, doch noch fast ganz im Dunkeln. Dennoch brauchen wir die Hoffnung auf bestimmtere Resultate bei der Masse von Quellen, die sich noch Tag für Tag häufen, und durch gegenseitige Vergleichung gewissermaßen gegenseitig corrigiren werden, keineswegs aufzugeben; im Gegentheil dürfen wir sie, bei der mit Ernst auf diesen Gegenstand gerichteten Aufmerksamkeit unserer Zeit, mehr erhöhen.

Aus der Zeit der Blüthe des Buddhismus in Indien ist uns weniges erhalten, aber dieses Wenige ist höchst bedeutend. Es sind zunächst die ganz im Buddhistischen Geiste abgefaßten Inschriften des Asokas und mehre kleinere Inschriften. Für die Zeit vom 4. bis 7. Jahrh. nach Christo sind die chinesischen Reisenden und einige andere sich in chinesischen Schriften befindenden Notizen von Bedeutung. Die Schriften, welche sich bei den übrigen Buddhistischen Völkern außerhalb Vorderindiens finden, sind fast nur für die älteste Geschichte des Buddhismus von Erheblichkeit, aber hier natürlich mit Legenden, Mythen u. s. w. so vollgepfropft, daß man durch jene erwähnte Quelle erst Boden gewonnen haben müßte, um von ihnen Gebrauch machen zu können. Einige minder erhebliche Beiträge liefern die Schriftsteller des Occidents, insbesondere die Kirchenväter. Für die Erkenntniß des Wesens des Buddhismus in religiös-philosophischer Beziehung, wie es sich auf dem heimathlichen Boden entfaltete, geben uns daher fast keine andere vorderindische Schriften Beiträge, als die der Gegner des Buddhismus [52]). Hierzu kommen die sanskritisch geschriebenen Schriften der Buddhisten in Nepal, dem einzigen Orte, wo sich diese Religion innerhalb der Grenzen Vorderindiens erhalten hat. Diese Schriften sind aber, wie wir weiterhin wahrscheinlich machen werden, nur Übersetzungen der ursprünglich in Pali geschriebenen Buddhistischen Quellen [53]).

Von den außer Vorderindien erhaltenen Buddhistischen Schriften machen schon aus ganz äußeren Gründen die größten Ansprüche auf hohe Bedeutung die ceylonesischen. Denn in Ceylon setzte sich der Buddhismus am frühesten außerhalb Indiens als Staatsreligion fest (etwa um 240 vor Chr.), und unter besonderer Fürsorge des Kaisers von Indien, Asokas. Es läßt sich daher annehmen, daß damals Alles, was in Indien für den Buddhismus von Bedeutsamkeit war, auch in der damaligen Form nach Ceylon kam. Zwischen Ceylon und dem Hauptpunkte des indischen Reiches, den Gegenden des bengalischen Meerbusens (Bengalen selbst und die zunächst gelegenen Königreiche) bestand außerdem ein so inniger Zusammenhang, daß die Ceylonesen an den Fortgestaltungen des Buddhismus — wenn auch keinen activen — denn davon kann ich keine bedeutendere Spur finden — doch einen passiven Antheil nehmen. Daher scheinen mir ihre Quellen die bedeutendsten Autoritäten. Hierzu kommt noch, daß diese Quellen in Pali abgefaßt sind, welches die heilige Sprache der Buddhisten in Ceylon und den von da aus zum Buddhismus bekehrten Ländern ist, und die vorherrschende Volkssprache in Mittelindien war. Von

52) Nach ihnen ist die Darstellung von Colebrooke bearbeitet in Transactions of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 549. 53) Nach ihnen sind Hodgson's Darstellungen gegeben in Sketch of Buddhism derived from the Bauddha Scriptures of Nipál in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 222 fg. Appendix LXXVII. Vgl. Desselben Quotations from original Sanscrit Authorities in proof and illustration of Mr. *Hodgson's* Sketch of Buddhism in Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1836. January. p. 28 und February. p. 71; und Dessen Notices of the Languages, Litterature and Religion of the Bauddhas of Nepal in As. Res. XVI, 409 fg. Manches hierher Gehörige findet sich in Schilderungen von Nepal.

Ceylon aus wurde der Buddhismus mit sammt den dazu gehörigen Schriften über Hinterindien verbreitet [54]).

Nach den von Indien nördlich gelegenen Landen verbreitete sich der Buddhismus erst später und unter den gebildetsten dieser außerindischen Buddhistischen Völker war stets ein Mangel an Buddhistischen Schriften, den z. B. im 5. Jahrh. n. Chr. Fa Hian durch seine Reise nach Indien zu heben suchte. Darum ist es sehr möglich, daß wir bei ihnen nicht ältere, sondern jüngere Darstellungen der Buddhistischen Lehre erkennen werden. Denn diese konnte in Indien neben dem Brahmathum sich den Einflüssen desselben nicht ganz entziehen [55]).

Eine Darstellung, welche, auf allen den bis jetzt eröffneten Quellen fußend, die ganze Buddhistische Lehre von ihrer Entstehung an bis auf die neueste Zeit sowol in Beziehung auf die allen ihren Entwickelungen zu Grunde liegende Form, als deren verschiedenartig modificirte Entfaltung bei den verschiedenen Völkern, welche sie annahmen, behandelte, gibt es bis jetzt nicht; den Plan zu einer Arbeit dieser Art hatte Abel Rémusat gefaßt und diesen öffentlich mitgetheilt [56]); doch ist dieser keineswegs umfassend genug. Dagegen gibt es eine Menge einzelner Abhandlungen, auch Behandlungen von hierher Gehörigem in Schriften über die Völker, welche dem Buddhismus anhängen, oder über Religionsgeschichte, welche mehr oder minder gute Vorarbeiten zu jenem umfassenden, nothwendigen und in Kurzem möglichen Werke bilden können [57]). Ich habe sie, so weit es mir möglich war, zur Anordnung der hier zu gebenden Skizze benützt. Doch macht es der Plan dieser Arbeit nothwendig, so viel wie möglich, unsere Aufmerksamkeit auf die primäre Form des Buddhismus zu richten, welche wir als die in Vorderindien zur Entfaltung gekommene betrachten dürfen.

Der Buddhismus ging seinem Wesen nach, wie schon oben bemerkt [58]), aus einem religiösen sowol als politischen Mißbehagen hervor. In der dem Entstehen des Buddhismus, welches wir etwa um 500 vor Chr. setzten [59]), zunächst vorhergegangenen Zeit glaubten wir schon mehrfach Spuren zu bemerken, daß die politische und geistige Einheit [60]), welche in früherer Zeit (etwa um 900 vor Chr.) fast ganz Indien umfaßte, gebrochen war. Das indische Reich war in mehre Staaten vertheilt und die weitere Entwickelung des früheren gemeinschaftlichen Culturzustandes den einzelnen Staaten überlassen. Diese beruhte natürlich auf der früheren gemeinschaftlichen Erbschaft, konnte aber nicht verfehlen, in manchen Einzelheiten aus einander zu treten. Der sociale Zustand hatte sich ohne Zweifel factisch in jener Periode der Einheit festgestellt, und beruhte wesentlich auf dem Unterschied der Kasten und dem Vorrang, welchen die Brahmanen einnahmen. Aber mit der Zersprengung der Einheit mußte diese Grundlage der Societät vielfach in den einzelnen Staaten afficirt werden, und da wir durch alle uns historisch bekannte Zeiten Könige finden, welche nicht der Kschatrijakaste angehörten, sondern der der Vaicjas und selbst der Sudras [61]), ja selbst nach Brahmanischen Sagen Kschatrijas Vaissas und Sudras durch ihre Frömmigkeit Brahmanas wurden [62]), so können wir schließen, daß es eine Zeit gab, in welcher diese Kastenunterschiede entweder factisch noch nicht hinlänglich fixirt waren, oder durch eben jenen Bruch in der Fortentwickelung des indischen Lebens factisch übertreten wurden. Dagegen erhob sich aber nun die religiös-philosophische Theorie der Brahmanen, welche diese Unterschiede, sowie ihre eigene Präponderanz, allen factischen Abweichungen zum Trotz als Lehrsatz zu behaupten und zu befestigen suchten. Gegen diesen religiös-philosophischen Lehrsatz ließ sich nur durch Aufstellung einer neuen Lehre kämpfen, und die Gleichheit aller Menschen bildet daher einen überaus wesentlichen Punkt in den religiösen Dogmen des ältesten Buddhismus [63]).

Sowie die politisch entgegengesetzte Lehre durch den factisch-oppositionellen Zustand im indischen Leben ohne Zweifel gegeben war, so nicht minder die religiösen Hauptsätze. Wir haben oben bemerkt, wie durch den Fortgang der religiösen Speculation sich im Brahmathum eine entschiedene Opposition gegen den Kern desselben erhob und wie nur durch mühevolle und schwache Vermittelungen diese Gegensätze vereinigt zu werden versucht wurden. Hier that der Buddhismus in der That fast weiter nichts, als daß er die Consequenzen dieser Speculation mit Ent-

54) Auf diese Quellen (welche selbst, wenn sie aus Hinterindien zunächst gebracht sind, doch als ceylonesische zu betrachten sind) beruhen eine Menge ältrer Darstellungen, welche man bei Bochinger (La vie contemplative u. s. w. chez les Indous. p. 151) bemerkt findet; ferner The history and doctrine of the Buddhism by *Edw. Upham*. (Lond. 1829. 4.), welches mir aber nicht zu Gebote steht; nach den Anzeigen zu urtheilen, ist es nicht sehr werthvoll. Dagegen bedaure ich, daß *Kittigamas'* Versuch über den Buddhismus, welcher von Armour in the Ceylon Almanac for 1836 mitgetheilt und ein Auszug aus *Buddhaghosa's* Wisuddimuggo ist, mir nicht zur Hand steht (Journ. of Beng. 1836. Aug. p. 510. 1837. July. p. 505). Auf diesen Pali-Quellen beruhen die ausgezeichneten Mittheilungen, welche wir dem Eifer und den Kenntnissen Turnour's verdanken. Sie sind zerstreut im Journ. of Bengal, und werden gelegentlich angeführt werden; vgl. auch *Turnour*, Mahawanso. 55) Die älteren Forschungen aus tibetanischen, chinesischen, mongolischen und japanesischen Quellen sind bei Bochinger (a. a. O.) erwähnt. Dazu kamen noch die bedeutenden Arbeiten von Csomas Körösi in Beziehung auf die tibetanischen Quellen und in Bezug auf chinesische das schon früher mehrfach erwähnte Werk: Foe Koue Ki par *Abel Rémusat, Klaproth* et *Landresse*. 56) In Nouveau Journ. Asiatique. 1831. T. VII. p. 495. 57) Es würde zu weit führen, sie hier allesammt aufzuführen; auch sind sie zum größten Theile in den vorher gegebenen Noten im Allgemeinen bemerkt, oder werden gelegentlich angeführt werden; im Allgemeinen verweise ich noch auf von Bohlen, Das alte Indien. I, 306 fg.

58) S. 38. 59) a. a. O. 60) Vgl. weiterhin noch die Rubrik: Sprache. 61) Vgl. die in den chinesischen Berichten vorkommenden, die Angaben über die Nandas, über Kanaraquptas. 62) Vgl. Transactions of the Roy. As. Soc. III. 1. 165. 63) a. a. O. III, 1, 160—170 findet sich die Übersetzung eines schön geschriebenen Buddhistischen Werkes, in welchem die Lehre von den Kasten und der Präponderanz der Brahmanen aus den Leben selbst bekämpft wird. Sie kann uns ein Bild der ältesten Angriffe der Buddhisten geben, welche sich gewiß, wo sie das Brahmathum bekämpften, durchweg auf seinen eigenen Boden stellten.

schiedenheit aussprach und als seine Dogmatik aufstellte. Da die Dogmatik in dem Buddhismus eine viel höhere Stellung einnimmt — wodurch wir ihn als die Geburt eines höchst gebildeten Zeitalters erkennen können — als im Brahmathum, so hielt sie sich jedoch auch nicht auf dem rein speculativen Standpunkte, sondern wurde in die religiösen Kämpfe und somit Volksanschauungen hineingezogen; daher ihre durch ihren Ursprung ihr eigentlich eingedrückte strenge Consequenz wiederum vielfach litt. Im Brahmathume waren die dogmatischen Theile der Religion auf die Philosophenschulen beschränkt; diese waren in Beziehung auf die eigentliche Religion für ganz gleichgültig angesehen. Der Weise wurde als über der Volksreligion stehend betrachtet, und seine dogmatischen Überzeugungen waren keiner Controle unterworfen, mögen sie nun orthodox oder heterodox gewesen sein. Dadurch war dem Brahmathume — wenigstens seiner höheren Entfaltung — ein steter Fortschritt möglich, aber dieser auf hervorragende Persönlichkeiten beschränkt. Indem der Buddhismus die Mysterien der höheren Speculation der Menge preisgab, mußte er sich auch gefallen lassen, daß sie ihre ungeläuterten Anschauungen in seine Consequenzen hineintrug und sie vielfach zerrittete. Die Geschichte des Buddhismus, wenn wir sie zu geben vermögen, wird uns höchst wahrscheinlich ihre primäre Gestalt als ihre vollendetste zeigen und von da an einen fortgesetzten Rückschritt in ihren religiös-philosophischen Speculationen. Diesen darf man jedoch nicht anwenden, um darauf eine Anklage gegen den primären Buddhismus wegen seiner Entfernung vom Princip des Brahmathums, die religiös-philosophischen Speculationen auf eine Anzahl Geweihter zu beschränken, zu begründen, sondern er liegt in der Unmöglichkeit, eine hohe Stufe der Bildung — wie wir sie für die Zeit der Entstehung des Buddhismus nothwendig supponiren müssen — für lange Zeit festzuhalten, eine Unmöglichkeit, welche man selbst in Zeiten fühlt, in denen die Förderungsmittel der Bildung überaus reich sind, und welche durch den Mangel von vielen der Art, welcher in Indien bis fast auf die letzte Zeit stattfand, noch eher eintreten mußte.

Die ganze Geschichte des speculativen Theils der indischen Religionsform beruht auf dem sich immer mehr erhebenden Gegensatz, welchen die Erkenntniß der Weltordnung gegen die aus der älteren religiösen Anschauung von göttlichen Mächten oder Freiheiten sich entwickelnde Idee einer absoluten Macht und Freiheit bildet. Jene Erkenntniß wird immer vorwiegender. Schwächlich sind die versuchten Vermittelungen derselben mit der letztern, und der Buddhismus erklärt sie für sein Grundprincip und hebt somit jede Idee eines höchsten Gottes auf; daher die Buddhisten selbst von der ihnen nahe verwandten Schule der Sankhja-Philosophie als nästikâs (Atheisten, von na [nicht], asti [ist]) bezeichnet werden[64]). Leider sind uns keine Schriften bewahrt, von denen wir mit Bestimmtheit behaupten können, daß sie grade die älteste Form des Buddhismus enthalten. Allein das von den sogenannten Swabhâwikâs aufgestellte System hat die wahrscheinlichsten Ansprüche auf das höchste Alterthum, wie es denn auch das consequenteste ist[65]).

„Alle Dinge sind beherrscht und vollendet von Swabhâva“ (eigenes Sein, Natur, inneres Gesetz, die Freiheit und Beschränkung, Ordnung im Einzelnen, deren Complex die die Einzeln-Freiheiten und Einzeln-Beschränkungen ausgleichende Weltordnung ist); „mit Svabhâva begabt ist âkâças“ (der leere Raum), der çûnjam, das Leere (das heißt die Existenz absolute gefaßt, ohne irgend ein Attribut der Wie-, Was- oder Wo-heit, ohne Action, ohne Bewegung u. s. w.). „Denn âkâças ist festgesetzt, beherrscht und vollendet (siddha) durch seine eigene Kraft, oder Natur (svabhâva).“ Alle Dinge sind in ihm (âkâça- oder çûnja) absorbirt; er ist umgeschaffen und ewig; er ist geoffenbart durch sich selbst; er ist die Wesenheit“ (Âtma, was, wie ein Commentator will, sthâna, oder âlaja, Ruhort, d. h. Inbegriff bedeutet) „der Schöpfung“ (d. h. der sich selbst durch sich selbst Manifestirung)[66]) „Erhaltung und Zerstörung; er ist die Wesenheit der fünf Elemente; er ist unendlich; er ist die mit Intelligenz begabte (bôdhâtmikâ) Wesenheit.“ „Er ist Çûnjâta“ (Leerheit, Abstraction von allen Attributen); „selbst getragen“ (self supported), „allgegenwärtig;“ zu seiner Wesenheit gehören beide: Pravritti und Nirvritti (vergleiche weiterhin). Dieser Akâças, welcher allgegenwärtig und wesentlich intellectuell ist, ist, weil alle Dinge in ihn verschlungen worden, als unendlich definirt. Aus der unendlichen Natur dieses Akâças wurden alle sich bewegenden Dinge hervorgebracht, jedes in seiner eigenen Zeit, in angemessenem (schuldigem, due) Hervortreten aus einander und in seiner eigenen Verschiedenheit der Form und des Charakters (habits). Aus der verborgenen Natur des Akâças gingen auf gleiche Weise hervor, zugleich mit dem Vig'amantra (Symbol seines Samens, seiner eigentlichen Potenz, so ist z. B. der Laut a das Vig'amantra von Buddha, u das der Dharmâ, m das der Sang'a, der Buddhistischen Trias in ihren Einzelpersonen, deren Einheit das Wort ôm bezeichnet[67]), eines jeden, Lust mit der ihr eigenen Beweglichkeit (mit dem Charakter der Beweglichkeit); von Lust Feuer mit seinem Charakter der Hitze, von Feuer Wasser mit seiner Eigenthümlichkeit der Kälte, und von Wasser Erde mit der ihr eigenthümlichen Festigkeit und Schwere, und von Erde der Berg Sumêru (der allen indischen Religionsformen gemeinschaftlich heilige Berg) mit der ihm eigenen Goldfuhstanz, oder mit der ihm eigenthümlichen Kraft der Erhaltung (with its own sustaining power; das

64) *Colebrooke* in Transactions of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel, I, 550.

65) Vgl. dessen Darstellung bei *Hodgson* in As. Res. XVI, 435 fg. und Journ. of Beng. Febr. 1836. p. 71 fg.; ich folge den an letzterer Stelle gegebenen Stellen aus den Quellen. Die durch Gänsefüße hervorgehobenen Stellen sind übersetzungen des Originals, nach der englischen Übersetzung. 66) Die Buddhisten brauchen die Bezeichnungsweise des Brahmathums, aber in wesentlich verschiedener Bedeutung. 67) Transact. of the Roy. As. Soc. II, 247.

Sanskrit hat aber ûhâtvâtmika, und ich zweifle sehr, daß Hodgson dies richtig übersetzt; es ist wol eher: die Natur der Naturelemente [Naturatome] habend, hier der Elemente, welche das Naturleben der Erde constituiren) und vom Sumeru all die verschiedenen Arten von Bäumen und Vegetabilien, und von ihnen all die Verschiedenheit der Farben, Gestalten, Geschmäcke und Gerüche in Blättern, Blumen und Früchten. Jedes leitet seine wesentliche Eigenthümlichkeit (wie z. B. Brennen beim Feuer) aus sich selbst ab, und die Ordnung seines Eintretens in die Existenz aus dem, welches vorhergeht, kraft des Svabhâvas, welcher agirt in der Zeit. Die verschiedenen Arten der Besonderung in die sechs Classen belebter Wesen (zweibeinige, vierbeinige u. s. w.) und ihre verschiedenen Arten von Geburt (eigeborene u. s. w.) [68]) gingen alle aus dem Svabhâvas hervor. Aus dem Svabhâvas jedes Aufenthaltsortes (Körpers, bhavana) entsprangen die Verschiedenheiten, welche zwischen den mancherlei Körpern aller sechs Ordnungen der belebten Wesen bestehen. Die Existenz des foetus im uterus geht hervor aus dem Svabhâvas der Verbindung des weiblichen und männlichen Geschlechts, und sein stufenweises Wachsthum, seine Annahme von Fleisch, Bein, Haut und Organen wird bewirkt durch die verbundene Energie des Svabhâvas des foetus, und des der Zeit, oder des Svabhâvas des foetus agirend in der Zeit. Das Fortschreiten aller Wesen von Geburt durch stufenweises Fortschreiten zur Reife, und von da zur stufenweisen Abnahme, Tod, entspringt freiwillig aus der Natur eines jeden Wesens, ebenso die Verschiedenheiten, welche den Vermögenheiten der Sinne und des Geistes eigenthümlich sind, und den äußern und innern Dingen, welche durch sie aufgefaßt werden. Sprache und Erhaltung durch zubereitete Speisen im Menschen, und der Mangel der Sprache und Essen von Gras in vierfüßigen Thieren, sammt der Geburt der Vögel aus Eiern, der Götter (Devatâs) ohne irgend eine Art Zeugung; alle diese Wunder sind Folgen des Svabhâvas."

Die Existenz absolute, çûnjam, ist entweder in der nirvritti begriffen, oder in der pravritti. In der nirvṛtti (von nir. zurück, und vṛit, lateinisch verto, drehen), welches der eigentliche Zustand ist, ist die Materie, welche als ewig gefaßt wird, und begabt mit allen ihren Kräften (auch Weisheit), im Zustand der Ruhe, der Abstraction von allen berührbaren und sichtbaren Wesen. In diesem Zustande werden einerseits die Kräfte so unendlich klein gedacht, und so mit unendlichen Attributen der Kraft begabt andererseits, daß sie nur des Selbstbewußtseins und der moralischen Vollkommenheiten entbehren, um Gott im Sinne des Begriffs eines persönlichen, absolut freien und mächtigen Gottes zu sein. Wenn diese Kräfte aus diesem normalen Zustande der Ruhe in ihren vorübergehenden Zustand der Thätigkeit übergehen, so entstehen alle sichtbaren und unsichtbaren Formen der Natur und Welt. Dieser Zustand heißt pravṛitti (von pra, vor, und vṛit). Dieser Zustand der pravṛitti hört aber wieder auf, und die Kräfte kehren aus ihm dann wieder in die Nirvṛitti zurück. Dieser Wechsel von pravṛitti und nirvṛitti ist ewig und nicht irgend Folge eines äußern über diesen Zuständen stehenden Willens — einer Allmacht, absoluten und sich thätig äußernden Freiheit — sondern die Materie entfaltet sich freiwillig nach den ewigen ihr eingeborenen Gesetzen, svabhâvas, deren höherer Complex die Weltordnung ist. Die durch die Pravṛitti hervortretenden Formen der absoluten Existenz (çûnja für ursprüngliches çvanja und gleich dem griechischen κενεό für κ*ε*νjο) sind entweder beseelt oder unbeseelt. Hier heißt es nun bei Hodgson [69]) weiter: Inanimate forms are held to belong *exclusively* to *Pravritti* and therefore to be perishable but animate forms among which man is not distinguished sufficiently, are deemed capable of becoming by their own efforts, associated to the *eternal* state of *Nirvritti*, their bliss, which consist of repose, or release from an otherwise endlessly recurring migration through the visible forms of *Pravritti*. (Unbeseelte Formen gehören, wie angenommen wird, ausschließlich der Pravritti an, und sind demnach vergänglich; aber die beseelten Formen, unter denen die Menschen nicht hinlänglich geschieden sind, gelten für fähig, sich durch ihre eigene Anstrengung mit dem ewigen Zustande der Nirvritti zu vereinen, ihrer Seligkeit, welche in Ruhe besteht, oder Erlösung von einer sonst endlos sich bewegenden Wanderung durch die sichtbaren Formen der Pravritti.) Leider findet sich in den wörtlich übersetzten Citaten [70]) in Beziehung auf das System der Svabhâvikâs keine Stelle, welche sich auf den Unterschied der belebten und unbelebten Wesen bezieht. Allein Hodgson's Mittheilung enthält Inconsequenzen, welche sich nicht mit den sonst bekannten Theilen dieses Systems, am wenigsten insofern wir es für Repräsentanten der ältesten Form des Buddhismus halten, mit diesem vereinigen lassen. Denn vergänglich zunächst in strictem Sinne ist nichts; in Beziehung auf Pravritti kann die Einzelform vergehen, aber nur, um einer andern Platz zu machen, in der sie fortlebt; es ist also das Wort vergänglich in diesem Sinne zu fassen. Allein selbst diese Unterscheidung von belebten Wesen überhaupt ist nicht zulässig. Denn da die Seelenwanderung als Hauptbestandtheil der Lehren des Buddhismus aus dem Brahmathume ganz und gar übergenommen ist, so treten die unbelebten und belebten Geschöpfe in Beziehung auf die Rückkehr in die Nirvritti im Allgemeinen in völlig dieselbe Kategorie. Nur der Mensch eben macht einen Unterschied, insofern nur in seiner Form durch eigene Kraft die Nirvṛitti, oder vielmehr die Absorption im çûnja erlangt werden kann. Daher alle Wesen durch eigene Kraft nur dann erst in die Nirvritti zurückgelangen können, wenn sie durch die Wanderungen (die in der Pravritti herrschen),

68) Dieses u. s. w. bezeichnet jederzeit die von dem Brahmathume in diesen Beziehungen aufgestellten Entwickelungen, welche der Buddhismus in sich aufnahm.

69) As. Res. XVI, 436.

70) In Journ. of Beng. February, 1836. a. a. O.

in einen Menschenkörper gelangt sind. (Der Mensch, welcher diese höchste Weihe im Leben errungen hat, führt eine Menge Namen; für die Religionsform des Buddhismus ist der bedeutendste Buddha [der Weise].) Wir sehen also, daß grade der Mensch auf eine höchst charakteristische Weise von allen übrigen Wesen geschieden ist. Auch diese Anschauung von der Kraft des Menschen ist schon im Brahmathume entwickelt gewesen und von da ins Buddhathum übergegangen. Allein während sie dort nur eine Seite der religiösen Form bildet, ist sie hier die Grundlage des Ganzen geworden, sodaß es wol der Mühe verlohnt, ein Wort darüber fallen zu lassen, wie diese Anschauung von der Menschenkraft, welche sie über die der Götter des Volksglaubens weit erhebt, ohne diese zu negiren, entstanden sein mag. Meiner Ansicht nach mußte eigentlich jede Naturreligion, welche sich consequent entwickelte, dazu gelangen. Die Verehrung von Naturgegenständen und die daraus hervorgehende Vergöttlichung derselben beruht auf der ins Bewußtsein tretenden Erkenntniß der Menschenfreiheit im Gegensatze zu der Wirksamkeit der Naturgegenstände, welche die beginnende Reflexion ebenfalls als Folge einer Freiheit — Willenskraft — anschaute. Letztere Wirksamkeit mußte aber als eine einseitige — auf eine bestimmte Wirkung gerichtete — in dieser ungestörter erscheinen. Insofern mußte sie die menschliche Freiheit, welche sich in jeder Willensäußerung irgendwie gehemmt sah, übertragen. Allein andererseits ward die menschliche Freiheit als eine in Beziehung auf die Natur allseitige erkannt, und überragte insofern wiederum jede im Volksglauben personificirte einseitige Freiheit. Es bedurfte nur noch des Schrittes zu der Annahme, daß diese allseitige Willenserfestion des Menschen gesteigert werden könne, und die Überzeugung, daß das gesteigerte Menschenthum jede bis dahin erkannte Kraft an und für sich überragen könne, war gegeben. Dieser Schritt mußte, sobald Entwickelung des Menschengeistes in seinen geistigen Erfestionen eintrat, nothwendig gemacht werden. Es wäre nun zwar ein weiterer Schritt gewesen, wenn man dieses höhere Sein als das einzige übermenschliche Sein anerkannt hätte, und alsdann jedes göttliche Gebilde der Volksreligion, insofern es nicht in diesem höhern Sein aufgegangen wäre, gradezu negirt hätte, und wesentlich geschah dies sowol von den zur Jôga gelangten Brahmanen, sowie von den zur höhern Weihe gekommenen Buddhisten durch Nichtverehrung der Volksgötter — oder auch durch offenes, jedoch auf den esoterischen Theil dieser Religionsformen beschränktes Leugnen derselben — allein es bestand einmal als wesentlich indische Weltanschauung der Glaube an eine unendliche Reihe von Wesen — ein Glaube, welcher auch keineswegs so unvernünftig ist, denn sowie sich die sichtbare Welt in unendlichen Formen abstuft, kaum oder gar nicht mehr den unbewaffneten Sinnen erreichbar, so ist auch die Annahme, daß sich eine über der Menschenform stehende geistige Welt ebenso heraufstufe, überaus natürlich — und zweitens sind ja nach indischer Ansicht die Entwickelungsstufen der Menschen gemäß seiner Freiheitserfestion unendliche, und wenn auch die höchste dem absoluten Sein nahe bringt, oder mit ihm vereint, so sind doch auf den verschiedenen niedern die Einflüsse und die Herrschaft der andern Wesen nicht gehoben, folglich je nach ihrer Natur Gegenstände der Verehrung, Versöhnung, des Abscheues ꝛc. Auf diese Weise sind zwar auf der höchsten Stufe alle Wesen dem Weisen indifferent, ausgenommen nach Brahmanischer Ansicht das höchste Wesen, nach Buddhistischer das absolute Sein, allein auf den niedern Stufen befindet sich der Mensch noch im Kampfe mit ihnen; er muß sie gleichsam überwinden — so sehr oder so wenig mächtig sie auch der Volksglaube gestaltet haben mochte —, um sich aus selbsteigener Kraft von der Herrschaft des aus dem absoluten Sein Herausgestalteten zu befreien (môksha).

Die hier erwähnten beiden Punkte — Idee der durch sich selbst seienden Weltordnung und Kraft des Menschen, sich zu der höchsten Seligkeit als einem Zustande außerhalb der Pravritti zu befreien — sind, so viel ich erkennen kann, die ältesten und charakteristischen Grundlagen des Buddhismus. Sie blicken aus allen den Formen, welche er angenommen hat, noch hindurch, sind jedoch durch Aufnahme und Vermittelung der Volksanschauung, oder Bestrebungen philosophischer Schulen reich entfaltet und auch mehrfach modificirt.

So entstand im Schooße der Svabhâvikâs zunächst die, etwas abweichende, Lehre der Prag'nikâs. Diese erheben alle Kräfte der Materie im Zustande der Nirvritti zu einer Einheit, welche sie als prag'nâ. Erkenntniß (gleichsam der Anaragoräische νοῦς) fassen, und in diese lassen sie die Seele des Menschen, welcher das Buddhathum im Leben erreicht hat, absorbirt werden [71]), als in die Summe aller activen und geistigen Kräfte der Welt. Für den ältesten Buddhismus kann diese Angabe auf keinen Fall gelten; sondern diese Entwickelung gehört einer Zeit, wo sich die Macht des Personificationsstrebens in die Entfaltung des Buddhismus einzudrängen wußte. Dieses gewinnt noch mehr Herrschaft in dem Systeme der Aigvarikâs. Diese nehmen eine nicht-materielle Wesenheit an, welche höchstes, unendliches und intellectuelles Wesen ist und Adhi-Buddha (Oberbuddha) genannt wird. Einige von ihnen betrachten dies als die einzige Gottheit und den Grund aller Dinge; andere verbinden damit ein coordinirtes, ewiges, materielles Princip, und lassen alles durch die verbundene Wirksamkeit beider Principien hervortreten. Die aus diesem Systeme angeführten Stellen beziehen sich nur auf die erste Anschauung, in welcher der Buddhismus augenscheinlich dem Wesen nach zum höheren Brahmathume zurückgekehrt ist. „Der durch sich selbst existirende Gott" (wol im Sanskrit içvara. Herr), heißt es da [72]), „ist die Summe der Vollkommenheiten, unendlich (ânantoo), ewig, ohne Glieder, oder Leidenschaften (wol im Sanskrit râga, Affection), eins mit allen Dingen (in der

71) So *Hodgson* in As. Res. XVI, 438; die Quotations geben darüber keine Auskunft; nach der ganzen Consequenz des Buddhismus zweifle ich an der Richtigkeit dieser Angabe, selbst für die Prag'nikâs. 72) Journ. of Beng. Febr. 1836. p. 75, 1.

Pravritti) und besondert von allen Dingen (in der Nirvritti), unendlich gestaltet und gestaltlos, die Wesenheit der Pravritti und der Nirvritti. Er, dessen Bild die Çûnjatâ (Leerheit) ist welcher gleich ist einer Null, oder einem Punkte, unfaßbar (unsustained, wol im Sanskrit eine Form der Wurzel dhri, tragen, unperceptibel, in der Nirvritti), faßbar (perceptibel, in der Pravritti), von welchem alle Dinge Formen sind (in der Pravritti) und welcher dennoch formlos ist (in der Nirvritti), welcher Içvara (Herr) ist, die erste intellectuelle Wesenheit, der Adhi-Buddha, ward manifestirt durch seinen eigenen Willen. Dieser durch sich selbst existirende ist er, den alle erkennen als das eigentlich wahre Sein, und obgleich der Zustand der Nirvritti sein eigener und dauernder ist, ist er doch zum Heil der Pravritti. Pank'ag'ñjanâmika (die Natur der fünf Erkenntnisse habend), geworden und brachen hervor u. s. w." „Alle existirenden Dinge gehen hervor aus einem Grunde (hêtu, αἴτιον); diese Ursache ist der Tathâgata; Tathâgata ist aber Adhi-Buddha." Obgleich nun aber die Aiçvarikâs einen immateriellen Gott gewannen, so konnten sie dennoch nicht so sehr von dem Grundprincip des Buddhismus, der durch sich selbst bestehenden Weltordnung, abweichen, daß sie diesem Gotte innerhalb der Weltordnung einen selbstbewußten Gebrauch seiner Vollkommenheiten zuschrieben, sie leugnen vielmehr, um Hodgson's Worte zu gebrauchen, dessen Vorsehung und Herrschaft, und obgleich sie den mokshas (das erreichte Befreiungsstreben) für eine Absorption in seine Wesenheit erklären, und dag (vaguely) ihn als Geber des Guten in der Pravritti anrufen, so erklären sie doch die Verbindung von Tugend und Glück in der Pravritti als unabhängig von ihm (hier consequent der Annahme des svabhâvas, dem in der Einzel-Natur begründeten Maße der Freiheit und Beschränkung) und fähig, einzig und allein gewonnen zu werden durch die eigene Entfaltung der Menschenkraft. Diese Entfaltung, sind sie — darin ganz mit den Swabhawikâs übereinstimmend — überzeugt, erweitert der Menschen Vermögen ins Unendliche, macht sie würdig, auf Erden als Buddhâs verehrt zu werden, und erhebt sie nach dem Tode zu einer gleichen und selbsterworbenen Theilnahme an allen Attributen des Adhi-Buddha. Alle Bauddhas (Buddhisten) stimmen darin überein, daß sie den Nutzen und den Werth der Vermittelung (himmlischer oder irdischer), der Rechte und Pflichten der Sterblichen, und der religiösen Ceremonien einzig und allein auf den Zustand der Pravritti beschränken, und diesen Zustand als den unangemessenen verdammen. Alle sollen streben, durch ihre eigene Kraft jene unendliche Ausdehnung ihrer Vermögen zu erlangen, deren Gewinnung in ihrem Leben den Gottesbegriff in ihnen selbst in seiner ganzen Vollkommenheit (im Buddhistischen Sinne) zur Erscheinung bringt, sie zu Gott macht (zu dem Gotte, welchen der wahre Buddhist als den höchsten erkennt, im ursprünglichen Sinne zum lebendigen Gesetze, der lebendigen Weltordnung), nach dem Tode sie von allen Wandlungen der Pravritti befreit und in die ewige absolute Existenz führt (çûnjatâ).

Die Mittel, diesen Zustand zu erreichen, sind wiederum dem höher entfalteten Brahmathum entlehnt, aber von ihren grobsinnlichen und rein mystischen Zusätzen gereinigt. Sie sind das tapas und dhyânam, Büßung und Meditation. Unter jenen verstehen die Swabhawikâs, gewiß auch hierin treu der ältesten Überlieferung, nicht körperliche Qualen, sondern vollkommene Verwerfung, Losfagung von allen äußeren (pravrittika) Dingen, um den Geist gleichsam von der äußeren Herrschaft zu befreien; unter dhjânam die geistige Contemplation selbst. Auch Gautama Buddha's Leben [73]), welches gewiß das Vorbild der Buddhistischen Asketen ursprünglich war, zeigt im Allgemeinen nirgends die wilden, körperzerstörenden Büßungen, welche dem Brahmathum verblieben, sondern, wo ihn die Legenden seinen Körper zum Opfer bringen lassen, ist es nicht seine Absicht, dadurch sich einen freieren Weg zur Meditation zu bahnen, sondern gewöhnlich sollen diese Art Legenden die höchste Vollendung seines Wohlwollens gegen alle Arten von Geschöpfen, indem er sogar ihrer eigensten Natur sich zum Opfer bringt, beweisen. So z. B. erzählt die Sage, daß er sich einer hungrigen Tigerin, welche sammt ihren Jungen im Begriff war zu verschmachten, zur Beute darbot. Die Sagen, welche ihn auf ähnliche Weise, wie im Brahmathum blos zur Erhöhung der Duldsamkeit, sich peinigen lassen, z. B. erzählen, daß er sich Tausende von Nägeln habe in den Körper schlagen lassen, scheinen unter Einfluß des Brahmathums entstanden zu sein, was mir dadurch zur Gewißheit wird, daß dieser Art Sagen in der Atthakatha, wol der ältesten uns zugänglichen Quelle des Buddhismus, gar nicht, soweit sie uns bekannt ist, erscheinen. Hier erscheint er nur allem Weltlichen entsagend, von Almosen lebend, nur so viel essend, als zur Erhaltung des Körpers nothwendig ist, nicht weiter blickend, als die Länge einer Jochstange. Als er beschließt: „Laß mich [74]) der höchsten Pein unterwerfen," brachte er sich dahin von einem einzelnen Korn von Tila (sesamum) zu subsistiren, oder von einem Reiskorn, und brachte selbst manche Tage ganz ohne Nahrung zu. Eine Gottheit (devatâ) jedoch bewahrte ihn durch übernatürliches Eingießen von Speisefeuchtigkeiten in diejenigen Hautporen, durch welche die Haare des Körpers wachsen. Durch dieses fortgesetzte Schmachten ward Gautama ein Skelet ꝛc." Dies ist seine höchste Pein, und nichts, als eine bis zur höchsten Form gesteigerte Entsagung menschlicher Bedürfnisse; nirgend findet sich hier eine Spur von Aufladen positiver Leiden und Schmerzen. Die Contemplation dhjânam hat im Buddhismus ebenso wenig die Menge Mittel vorgeschrieben oder angerathen, welche den Zustand des jôgas im Brahmathum fast zu einem Denkceremoniell machen. Eine Menge Legenden erzählen zwar, wie die Götter Sâkjamuni, oder Gautama, in seiner Meditation zu stören gesucht, und wie er sie besiegt, allein die bildlichen Darstellungen zeigen ihn uns nur in der Ruhe und dem Zu-

73) In Journ. of Beng. Sept. 1838. p. 801 fg. Foë Koué Ki an vielen Stellen und sonst. 74) a. a. O. S. 811.

stande reiner Contemplation, wobei man blos Verschiedenheiten in der Lage der Hände sieht, deren symbolische Beziehungen vielleicht mit der Bestimmung des dhjânam in Verbindung stehen, bis jetzt aber noch nicht ganz klar sind.

Wenn nach einer Anzahl unbestimmter Seelenwanderungen, in denen sich die Seele zu höherer Vollkommenheit heranarbeitet, diese endlich in einem menschlichen Körper sich zum Buddhathum erhoben hat, durch tapas und dhjânam, dann singt der Buddhas den Dankeshymnus: „Meine Wanderung durch die Ewigkeit zahlloser Existenzen vollendend habe ich in Kummer unaufhörlich gesucht vergebens den Künstler der Wohnung (gahakârakan = gleich dem sanskritischen grihakâraka [nach Turnour des menschlichen Körpers]). Künstler der Wohnung, sei mir gegrüßt! Fortan sollst du keine Wohnung der Sünde sein; alle deine Rippen sind gebrochen. Die Seele, befreit von der Obliegenheit der Wiedergeburt, hat vernichtet die Herrschaft der Leidenschaften[75]). Er hat nun die ganze Weltordnung erkannt, und im Wohlwollen gegen alle Wesen, welches den Grundzug seiner ferneren Thätigkeit bildet, entfaltet er nun das Gesetz (dharma) zum Heil der Menschheit und zur Förderung der ewigen Weltordnung. Diese Bedeutung des dharma im Buddhismus haben wir erst aus den Mittheilungen Turnour's aus den ceylonesischen Quellen kennen gelernt. Dieser dharma gilt und leitet die Menschen in ihrem Thun, bis wiederum ein Mensch sich zum Buddhathum erhoben hat, und als lebendiges Gesetz auf Erden wandelt. Jeder Buddha hat, da er die ganze Weltordnung erkannt hat, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gesehen. Er weiß, welche Buddhas ihm vorhergegangen sind und welche ihm nachfolgen werden. Denn die Menschen und alle Geschöpfe fallen wieder ab von dem dharma, und es bedarf für sie von Zeit zu Zeit einer lebendigen Promulgation, und diese wird ihnen durch die nach Vollkommenheit strebende Kraft des Menschengeistes zu Theil.

Was das Historische der Gründung des Buddhismus, sowie das Leben seines Stifters Gautama Buddhas betrifft, so haben wir schon oben[76]) unsere Ansicht ausgesprochen. Ich kann dem dort Gegebenen nur noch hinzufügen, daß die Sage über seine Abstammung von den von Ikshwâku stammenden Çâkjâs in Verbindung steht mit der, welche das Königsgeschlecht, welches den Buddhismus als Staatsreligion einführte, ebenfalls auf die Çâkjâs zurückführte[77]); entweder müssen wir annehmen, daß jene Annahme durch diese, oder diese durch jene bestimmt ward. Seine legendäre Geschichte würde uns hier zu weit führen[78]). Sein Wirken während seines Lebens war, nach übereinstimmenden Zeugnissen, auf mündliche Mittheilungen, insbesondere Predigten, beschränkt. Diese wurden, wie die Sage erzählt, in einem schon in seinem Todesjahre gehaltenen Concilium (nach der ceylonesischen Ära 543 v. Chr.) festgestellt. Hier ward die orthodoxe Version des Hauptwerkes der Buddhisten in Pali Pitakattajan (gleich dem sanskritischen pit'akatrajam, die drei Gefäße) bestimmt und authenticirt, aber nicht schriftlich, sondern, selbst der Sage nach, nur mündlich. Die Commentare, welche bei dieser Gelegenheit gegeben wurden, erhielten den Namen Atthakatha. Das zweite Concilium ward nach den ceylonesischen Angaben 100 Jahre später zur Unterdrückung von Schismen gehalten; zu demselben Zwecke das dritte 134 Jahre nach dem zweiten unter Asokas; dieses letztere dürfen wir als ein historisch-richtiges annehmen und ins 17. Jahr von Asokas' Regierung setzen; auch kennt es die tibetanische Überlieferung, setzt es zwar ebenfalls unter Asokas, aber schon 110 nach Buddha's Tode[79]), welchen sie viel früher, als die Ceylonesen ansetzt. Dieselbe kennt als drittes Concilium eines unter Kanishka[80]), welches die ceylonesischen Angaben nicht erwähnen. Dagegen kennen diese eine schriftliche Abfassung der heiligen Werke um 100 v. Chr., bis zu welcher Zeit ihr Inhalt nur mündlich überliefert sei. Damals sei das Pitakattajan in Pali abgefaßt, die Atthakatha in ceylonesischer Sprache. Letztere wurde zwischen 410—432 n. Chr. durch Buddaghoso ins Pali übertragen.

Von den vor Gautama Buddha erschienenen Buddhas werden mehre vielfach erwähnt. Da die Buddhisten eine Menge Vernichtungen und Regenerationen der Welt annehmen, so werden auch diejenigen erwähnt, welche vor der jetzigen Weltperiode existirten. Der Buddhawanso — ein ceylonesisches Werk — gibt die Geschichte der letzten 24 Buddhas, welche vor Gautama Buddha der Welt das Gesetz gaben[81]); der erste derselben gehört der 12. Weltperiode — von der jetzigen rückwärts gezählt — an. Der 22., 23. und 24. gehören der jetzigen Weltperiode an; der 25. ist Gautama, und ein 26. wird nach Gautama Buddha's Prophezeihung noch in dieser Weltperiode erscheinen, sodaß sie von fünf Buddhas das Gesetz empfängt. Eine vollständigere, aber mehrfach abweichende Tabelle geben die nepalesischen Quellen[82]).

Welches der Inhalt des von Gautama Buddha zuerst promulgirten dharma im Einzelnen war, können wir, da die schriftlichen Abfassungen, welche uns den Buddhismus kennen lehren, mehre Jahrhunderte später fallen sollen, und diese uns noch sehr mangelhaft bekannt sind, nicht genauer bestimmen. Dem speculativen Theile lagen, wie ich nicht zweifle, schon jene früher besprochenen Principien zu Grunde, welche weit genug waren, um die ganze bis dahin entwickelte indische (Brahmanische) Weltanschauung in ihre weiten Falten aufzunehmen. Dadurch war dem Buddhismus die Möglichkeit gegeben, an die Stelle des Brahmathums als Volksreligion zu treten. Die Idee, daß ein Mensch seine gei-

75) Journ. of Beng. Sept. 1838. p. 813. 76) S. 36 fg. 77) *Turnour*, Mahaw. Introd. XXXIX. 78) Vgl. für sie insbesondere Foë Kouë Ki 279. *Turnour* a. a. O. und Decemb. 1838, wo unter andern sein Tod; vgl. auch Foë Kouë Ki 273, seine Geburt ebend.

79) *Turnour* in Journ. of Beng. July. 1837. p. 505 fg. 508. 80) Vgl. S. 85. 81) *Turnour* a. a. O. 1838. Sept. p. 789. 82) As. Res. XVI, 446 fg.

stige Gewalt bis zur Gottheit erweitern könne, war schon im Brahmathum ausgeprägt, und machte sich tausendfältig in der Volksreligion geltend. Es stand also an und für sich nichts entgegen, Gautama Buddha als eine solche Potenz anzuerkennen, in Folge davon seine Anordnungen als göttliche hinzunehmen, und somit die speculative Auffassung der Weltordnung, so weit sie dem gewöhnlichen Verstande begreiflich war, als Dogma sich anzueignen. Allein mit diesem speculativen Theile hätte der Buddhismus wol auf die Gebildetern gewirkt; schwerlich aber auf das Volk. In Beziehung auf dieses schuf er sich Eingang einmal durch die Anerkennung aller Menschen als gleichberechtigter Brüder, und zweitens durch die aus dem Wohlwollen, welches der Weise gegen alle Wesen üben soll, fließende Sittenlehre. Letztere bildete in dem ältesten Auftreten des Buddhismus ohne Zweifel die allerbedeutendste Seite, und eine Menge verschiedener Sagen über Gautama Buddha sollen die in ihm vorherrschende Tugend veranschaulichen. Eingeprägt ward insbesondere die Pflicht, kein Wesen, so weit es nicht die höchste Nothdurft erforderte, zu verletzen. So sind denn auch die ältesten Denkmäler des Buddhismus, die Inschriften des Açokas, fast nur moralischen Inhalts; sie verbieten Thiere zu tödten und schaffen die Todesstrafe ab u. s. w.

Die Systematisirung aller Seiten der Buddhistischen Religionsform machte sich wahrscheinlich erst im Laufe der Zeiten. Genauere Kenntniß der Quellen wird uns wahrscheinlich die Möglichkeit sogar an die Hand geben, diese genauer zu verfolgen.

Die Objecte der Verehrung sind zunächst Gautama Buddha, welcher das herrschende Gesetz verkündigt hat, und die ihm vorhergegangenen Buddhas. Zunächst folgen die Bodhisattvas, die, welche die Wesenheit der Intelligenz haben; es bezeichnet dies wol ursprünglich solche Heilige, welche den höchsten Grad zunächst dem Buddha erreicht haben [83]). Denn so wird in der Atthakatha Gautama mehrfach Bodhisatva genannt, ehe er das Buddhathum erreicht hat. Ferner aber sind Bodhisatvas die Emanationen der Dhyâni-Buddha, welche die des Adhibuddha sind, Cultusgegenstände. Denn sie sind der Reihe nach Herren der Welt [84]).

In diesen entfaltet sich überhaupt eine zahlreiche Fülle von Gegenständen der Verehrung im Geisterreiche [85]), und hier erscheint auch eine Buddhistische Dreieinigkeit, gebildet durch 1) Buddha, 2) Dharma, 3) Sangha [86]). Ich halte diese Trias für ein späteres Erzeugniß der Buddhistischen Metaphysik, aus dem Bestreben hervorgehend, dem Brahmathum in nichts nachzugeben. Doch kennt sie schon Fa Hian um 400 n. Chr. Die Bedeutung derselben scheint mir den Quotations nach folgende. Buddha, als im Menschen zum Bewußtsein gekommene Weltordnung; dharma. Weltordnung an und für sich, und sangha (wörtlich Haufen), die durch die Weltordnung in Einheit zusammengefaßte Vielheit. So heißt es von Sangha: „Um willen Nirvritti zu erlangen, werfe ich mich zu Füßen des Sanghas, welcher, nachdem er die drei Eigenschaften erlangt, die drei Welten schuf.“ In diesem System ist Adhi-Buddha, Içvara Herr und bewirkende Ursache des Alls, daher heißt es weiter von Sanghas: „Aus der Verbindung der Wesenheiten des upâjas (wirkende Kraft = Adhi-Buddha) und Prag'nâ (= dharma) ging die Welt hervor, welche Sanghas ist.“ Die Heiligen ferner werden hoch geehrt, welche in der Buddhistischen Kirche geglänzt haben. Von Buddha selbst, insbesondere und ebenso Buddhistischen Heiligen, werden alle indischen Reliquien mit einem Eifer adorirt, der dem der römischen Kirche nichts nachgibt. Es gab selbst Orte, wo man Buddha's Schatten [87]) als Reliquie zu besitzen vorgab. Außer diesen, dem Buddhistischen Cultus eigenthümlich angehörigen, Cultusobjecten erkennt diese Religionsform auch eine Menge Classen von Wesen höherer Natur an. Hierdurch tritt der ganze indische Volkscultus in das Bereich des Buddhismus, und ebenso alle Geister und Götter anderer Völker, welche zu ihm bekehrt wurden. Allein diese stehen alle unter den Cultusgegenständen des eigentlichen Buddhismus. So wird in dem Aîsvarika-System von dem Bodhisatva des vierten der sogenannten Dhyâni-Buddhâs, himmlischen Buddhas (erste Emanationen des Adhi-Buddha) Padmapân'i dem jetzigen Herrn der Welt [88]), gesagt: „Aus der Stelle zwischen seinen Schultern sprang hervor Brahma, aus seinem Vorderkopf Maha Deva (Çivas), aus seinen beiden Augen Sonne und Mond, aus seinem Munde Luft, aus seinen Zähnen Sarasvati, aus seinem Bauch Varuna, aus seinen Knieen Lakshmi, aus seinen Füßen die Erde, aus seinem Nabel Wasser, aus den Wurzeln seiner Haare Indras und die andern Devatas.“ In Açokas' Inschriften kommt überaus wenig von Verehrung von Göttern vor, sondern am meisten wird mit Ehrfurcht dharma erwähnt; doch fodert er einmal auf, den Herrn, içâna. zu verehren [89]), und das Wort dêva kommt ebendaselbst in einer, jedoch noch dunkeln, Stelle vor. Auffallend ist, daß Buddha nirgends in den Inschriften göttlich verehrt wird; und içana scheint nur höchst allgemein den Begriff Gott, als höchste Einheit der Welt, zu bezeichnen; und wir dürfen schwerlich Açokan selbst die genaue Bestimmung des Gottesbegriffs im Buddhismus zuschreiben.

Die wichtigste und älteste Aufzählung des Buddhistischen Pantheons ist uns in einer Inschrift bewahrt, welche schwerlich um vieles jünger ist, als Açokas. Hier wird Verehrung dargebracht [90]) 1) dem arijadham'ma (sanskr. âryadharma), dem heiligen Gesetz; 2) dem

83) As. Res. XV, 21. 84) As. Res. XVI, 442. 85) Vgl. die Tabelle derselben im Journ. of Beng. Febr. 1836. p. 94. 86) Vgl. über sie Foé Kouë Ki 10. 42. 159. 300 und die daselbst angeführten Stellen, insbesondere aber die Quotations a. a. O. S. 83 fg.

87) Foé Kouë Ki 63. 240. 88) Ich kann nicht umhin, bei Aufzählung dieser Gegenstände die Systeme des Buddhismus unter einander zu mischen; diese Angaben gehören dem nepalesischen Buddhismus und einer ziemlich jungen Form desselben. 89) Journ. of Beng. May. 1838. p. 441. 90) a. a. O. June. p. 566 und in Roy. As. Soc. Quarterly Journal. No. VIII.

Indra; 3) den Çakrêças, womit wol nur die Untergötter des Indra (Çakra) gemeint sein können, welcher in allen alten Sagen über Buddha fast der einzige mitspielende Gott des indischen Olymps ist; 4) den Vâsudevâs, später einer Götterclasse der Dschainas (eines Zweiges der Buddhisten), wol die alte Classe der Vasavas; 5) dem Mond und der Sonne; 6) den mit dem Gesetz Begabten (dhammavatânam, das Wort ist nicht ganz sicher, insofern es sowol dem sanskrit. dharmavritânam als dharmavâtam entsprechen kann; ich nehme letzteres an und erkläre diese dharmavantas für die Buddhas, diejenigen, welche das Gesetz erkannt und gelehrt haben); 7) den Erwählten (vatânam = sanskr. vritânam, d. i. die Heiligen, die Patriarchen, welchen das von Buddhas erkannte Gesetz anvertraut ist, und die es weiter gelehrt haben); 8) den Welthütern (lôkapâlas); 9) Jama, Varuṇa und den Geistern der Oberwelt (aurdhvarava, wörtlich Tönen der Oberwelt).

Dieses Monument ist eins der allerinteressantesten und stellt uns die Form dar, in welcher in Bezug auf die göttlich zu verehrenden Gegenstände der Buddhismus Platz als Volksreligion griff. Hier tritt 1) Dharma, Weltordnung, an die Stelle, welche im Brahmathum das höchste Wesen, in den speculativen Schulen sehr abstract gefaßt und gewöhnlich Brahma genannt, in der Volksreligion Vischnu, Çiva einnahm. Diese mußten, wenn ihnen ihre hohe Bedeutung im Volksglauben nicht genommen werden konnte, gradezu negirt werden; erst bei späterer Amalgamation mit dem Brahmathum und nachdem der Buddhismus mehr Platz gegriffen hatte, konnte er es wagen, diesen höchsten Göttern jene so niedrige Stellung anzuweisen, die er in seinem Systeme einnimmt. Dharma ist, wie in den Asokainschriften, das bedeutendste Moment. 2) Buddha nimmt noch keinesweges die hervorragende Stellung ein; er geht auf in den übrigen Buddhâs, den Menschen, welche durch tapas und dhjânam den dharmas erkannt und promulgirt haben. Die nächste Stelle nach dem Princip — der Weltordnung — nehmen, wie im Brahmathum, die alten Götter Indra an ihrer Spitze ein; sie zerfallen in Ieâs und Vasudêvâs. Dann erst folgen die Buddhas und die Buddhistischen Heiligen; diese jedoch vor den niedern Göttern und Geistern.

Die Cultusgegenstände werden im Allgemeinen durch Gebet und Opfer verehrt, aber die Opfer dürfen nicht anders als unblutig sein.

Die Lehre, welche der dharmas enthielt, mußte natürlich, da er die ganze Weltordnung in sich aufnahm, immer umfassender geworden sein. Seine Grundlage scheint in der Buddhistischen Glaubensformel enthalten, in welcher wir wol eins der ältesten Denkmale des Buddhismus vor uns haben. Denn sie findet sich bei allen Buddhistischen Völkern wieder, bei den Ceylonesen, wie Tibetanern, als Inschrift auf Buddhistischen Denkmälern ꝛc. Bei den Tibetanern ist sie in Sanskrit und Tibetanischen gegeben. Sie lautet im Pali [91]):

Ye dhamma hetuppabhavâ, tesân hêtun tathâgato
Aha tesan cha yo nirodha. Evan vâdi mahâ samanô.
Sabba pâpassa akaraṇam; Kusalassa upasanpadâ;
Sa chitta paridamanan; Etan Buddhânusâsanan [92]).

1) „Welche Gesetze aus der Grundursache hervorgegangen sind, deren Grundursache hat Tathagatas verkündet, und welches ihre Verhinderung ist (d. h. wodurch es geschieht, daß diese Gesetze nicht in jeder Einzelnheit zur Darstellung kommen, Abweichungen von ihnen herbeigeführt werden). So hat verkündet der Erzdulder."

2) Alles Bösen Nichtveranlassung; Vollbringung des Heilsamen; Bezähmung der eigenen Gedanken; dies ist Buddhas' Lehre.

Leben nach dem Gesetz, sodaß seine Herrschaft immer wachse (dharmavriddhi, Gesetzeswachsthum) und Wachsthum der Erkenntniß (bodhi-vriddhi) sind daher die Grundprincipien für die Enthaltung des Buddhistischen Lebens, wie sie schon in Asokas' Inschriften erscheinen [93]).

Die Grundsätze der Moral sind in zehn Gebote zusammengezogen; sie zerfallen in drei Classen, insofern sie sich auf 1) Handeln (körperliche kajaka), 2) Reden (vak'aka), 3) Denken (manasi) beziehen. Die erste Classe hat drei: 1) nicht die geringste Creatur zu tödten; 2) sich keines fremden Eigenthums bemächtigen; 3) die Pflichten der Keuschheit nicht zu verletzen; die zweite hat vier: 1) nicht lügen; 2) nicht verleumden; 3) nicht beleidigen; 4) nicht durch Klätschereien zu Zank und Streit Gelegenheit geben. Die dritte Classe hat drei: 1) nicht hassen; 2) nicht an den heiligen Schriften (des Buddhismus) zweifeln; 3) an die Unsterblichkeit glauben. Wie alt dieser Dekalogus ist, läßt sich noch nicht genauer bestimmen. Doch reicht auch er nicht bis zu Asokas' Zeit; sonst würde er wol seine Stelle in der elften Tafel seiner Inschrift gefunden haben, wo als nächste Folgen, als Gaben des dharmas angegeben werden: Freundliche Behandlung von Sklaven und Dienern; Gehorsam gegen Ältern ꝛc. [94]).

Der Grundsatz, daß von den Thaten einer früheren Existenz der Zustand der folgenden bedingt ist, bleibt, wie im Brahmathum (das in der früheren Geburt gethane ist die Bestimmung pûrvag'anma kritam karma tad daiv-

91) Journ. of Beng. 1835. March. p. 135 fg. Dec. p. 713. Vgl. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. 1, 2, 229.

92) Lassen a. a. O. (in der Zeitschrift) hat bemerkt, daß die beiden ersten Verse, in der Palisprache gelesen, einen Arja-Vers bilden. Mit den beiden letzten ist dies entschieden nicht der Fall, man müßte denn überaus kühne Emendationen walten lassen. Allein die beiden letzten Verse hängen, wie die im Texte gegebene Übersetzung schon zeigt, aber auch von einem Buddhisten, Kutna Pala, ausdrücklich bemerkt wird, gar nicht nothwendig mit dem ersten zusammen. Im Gegentheile folgt im Gottesdienste der Ceylonesen eine ganz andere Reihe von Versen. Nun ist es bemerkenswerth, daß die sanskritische Übersetzung dieser letzten beiden Verse, lautend

Sarva pâpasjâkaraṇam kuçalasjôpasampadâh'
Sva k'ittaparidamanam êtad Buddhânuçâsanam,

ganz deutlich einen epischen Slokas bilden. Ich vermuthe daher, daß letztere spätern Ursprungs sind und von den südlichen Buddhisten erst angenommen. Der Arja-Vers drückt das allgemeine Dogma aus; der Slokas Specialitäten. 93) Journ. of Beng. July. 1837. p. 573. 94) Journ. of Beng. March. 1838. p. 259.

jam)[94]). Ebenso die Überzeugung eines zwischen den verschiedenen Existenzen liegenden Gerichts, mit Belohnung und Bestrafung; für sie existiren eine Menge von Himmeln und Höllen, überhaupt Welten. In Beziehung auf die Anzahl sowol, als die Principe der Eintheilung der Welten finde ich die Angaben der nepalesischen und der siamesischen Buddhisten abweichend[95]). Die oberste Welt heißt nach nepalesischer Angabe Aguisht'a Bhuvana, die Feuerwelt, und ist der Sitz des Adhi-Buddha. Unter ihr folgen nach einigen 10, nach andern 13 Welten, Sitze der Bödhisatwas; in diese gelangen für die Zwischenzeit die treuen Anhänger und Befolger des Buddhismus. Unter diesen folgen 18 Welten des Brahma, in diese kommen die frommen Verehrer des Brahma; nach diesen folgen 6 des Wischnus und dann 6 des Mahadeva, für deren Verehrer bestimmt. Dann folgen die Welt des Indra, des Yama, der Sonne und des Mondes, der Fixsterne ꝛc., welche den Raum bis zum Feuertheil einnehmen; unter diesem ist der Lufttheil, dann die Erde. Unter ihr ist der Wassertheil. Dann folgen die sieben Höllenwelten; von denen sind sechs die Wohnungen der Daitjas, eine, Naraka, in acht Abtheilungen getheilt, der Aufenthalt der Sünder. Alle Welten von Brahma's Himmeln an, bis zum Naraka sind das Werk des Manjusri. Ich habe hier diese nepalesische Eintheilung ganz gegeben, damit man an einem Beispiel erkenne, wie sehr der nepalesische Buddhismus vom Brahmathum durchdrungen ist, und augenscheinlich ein Bestreben zeigt, sich mit ihm zu uniren. Damit man sehe, wie dies im alten Buddhismus beweitem weniger der Fall gewesen sein muß, vergleiche man, was oben über das älteste Buddhistische Pantheon bemerkt wird, mit welchem diese Welttheilung, erst wenn man Brahma's Wischnus' und Sivas' Himmel abzieht, fast zusammenstimmt. Ich muß hier auch die siamesische Eintheilung noch erwähnen, damit man sich einigermaßen ein Bild von den angenommenen Existenzen in diesen Welten mache. Denn auf die Mythologie und mythischen Anschauungen der Buddhisten können wir ebenso wenig eingehen, wie auf die der Brahmahnen.

Über der Erde ist eine Welt der Geister (devatas), welche 500 Jahre leben, und ihre Weiber 9,000,000 mal besuchen, nach denselben Zeugungsgesetzen sich fortpflanzend, wie die Menschen. Die Welt darüber ist die des Indra; hier leben die Devatas 1000 Jahre, und pflanzen sich nach denselben Zeugungsgesetzen fort. Die dritte Welt ist die des Yama; die Geister darin leben 2000 Jahre und umarmen ihre Frauen nur. Die vierte Welt (Tushita) hat Genien, die 4000 Jahre leben und ihre Frauen nur an der Hand berühren. Die fünfte hat Genien von 8000 Jahren, die sich durch bloße Unterhaltung fortpflanzen. Die sechste hat Genien, die 16,000 Jahre leben und sich blos durch Anblicken fortpflanzen. Dann folgen aufwärts noch 16 Welten.

Was das Gericht in der Unterwelt übrigens betrifft, so theilt eine Buddhistische Schrift mit[97]), daß Buddha erklärt habe, daß es gar keinen Jama (Todtenrichter) gebe, sondern ihn nur die Böse im Geiste sehen. Dieses, wie anderes, bestätigt, daß die Gestalt des Buddhismus sich unendlich von Buddha's Lehre entfernt habe. Die schon erwähnten siamesischen Mittheilungen sind in Bezug auf die Bestrafung der Sünder sehr reichhaltig[98]).

Der zu religiöser Feier bestimmten Tage gibt es im jetzigen Buddhismus eine große Menge. Es sind dies zunächst Fasttage, welche schon in den Asokainschriften vorkommen[99]). Die Enthaltung von allem Trocknen oder Flüssigen wird mit einer Strenge geübt, wie sie nur noch bei den Juden vorkommt. Selbst das Verschlucken des Speichels ist, grade wie bei diesen, während des Fastens nicht zulässig. Feiertage sind zunächst monatlich vier beim Wechsel des Mondes, außerdem eine Menge zur Erinnerung an Buddha — z. B. zur Feier seines Geburtstages[1]) — und andere Heilige des Buddhismus. Bei diesen entfaltet sich in Processionen, Musik und andern Arten religiösen Gepränges ein gewaltiger Glanz der Buddhistischen Kirche. Dieser hebt vorzüglich die Buddhistische Hierarchie, über welche wir schließlich noch Einiges bemerken müssen, da sie so sehr früh die Augen der Europäer insbesondere auf sich zog, und zu den sonderbarsten Vermuthungen und Combinationen Veranlassung gab.

Indem der Buddhismus die Erstrebung des höchsten Heils — welche früher in den Brahmanenschulen und dem Brahmanischen Anachoretenleben und als die höchste, aber keineswegs absolut nothwendige aufgestellt, sondern sogar an gewisse Restrictionen gebunden war — als die allen Menschen zu betretende Lebensbahn festsetzte, und als die Mittel dazu, die in dem früheren Anachoretenleben angenommenen in geläuterterer Form vorschrieb, mußte er nothwendig alle Menschen zu einem Leben auffodern, welches dem der Brahmanischen Anachoreten sehr ähnlich war, und alle die Restrictionen, welche das Brahmathum aufgestellt hatte, um von diesem Leben einige Classen ganz, andere für eine bestimmte Lebenszeit, bis zur Erfüllung gewisser Bedingungen auszuschließen, aufheben. So ist es denn auch sehr wahrscheinlich, daß der Buddhismus in ältester Zeit blos aus Asketen bestand, aber diese Asketen waren aus allen Kasten, und sowol dem einen, wie dem andern Geschlechte — wie denn der Buddhismus eine Menge Frauen unter seinen Gegenständen der Verehrung zählt. — Als jedoch der Buddhismus sich als Volksreligion auszubreiten anfing, war es natürlich nicht möglich, daß alle Bekenner desselben das eigentlich Buddhistische, das asketische, Leben ergriffen, so sehr die

95) Bei *Bochinger*, La vie contemplative. p. 158. Jene findet sich in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 233; diese III, 79 fg.; die Birmanische findet sich in A Description of the burmese Empire compiled chiefly from native documents by the rev. *Father Sangermano* and translated from his Ms. by *William Tandy*, Rom. Vgl. meine Rec. in Gött. Gel. Anz. 1837. S. 1373.

96) Transact. III, 82. 97) a. a. O. 88. 98) Journ. of Beng. May. 1838. p. 453.

1) Foë Kouë ki. p. 254.

Neigung dazu auch bei Fürsten, Prinzessinnen und andern, wie die Geschichte des Buddhismus zeigt, hervortrat. Dadurch mußten sich Laien bilden, für die die Buddhistische Religion nur in Zeichen, welche an die früher allgemeine Askese erinnerten, ihrer moralischen Seite, Gebeten, Opfern, Almosen ꝛc. bestand [2]). Die Übung der eigentlichen Aufgabe des Buddhismus — sich durch geistige Kraft den Weg zur ewigen Seligkeit zu bahnen — überließ man denen, welche aus Neigung oder Trieb sich dem entsagenden Leben widmeten. Eine natürliche Folge davon war, daß diese letztere in Asokas' Zeit mit allgemeinem Namen çramanâs, die Entsagenden, genannt [3]), mit hoher Verehrung betrachtet werden, und nach und nach die geistige Leitung des Volkes erhielten. Aus ihnen wird wol schon Asokas die Religionslehrer (dhammamahâmâtâ) [4]) genommen haben, welche er aller Orten anstellte, und aus ihnen entwickelte sich nach und nach die Buddhistische in Tibet so reich ausgebildete Hierarchie.

Die, welche sich dem Buddhistischen Asketenleben widmen, sind, sie mögen stammen, woher sie wollen, durch nichts unterschieden, als den Grad ihrer Wissenschaft und ihrer Heiligkeit. Sowie sich die ältesten Buddhistischen Asketen um Buddhas versammelt hatten, in ihm ihren Mittelpunkt erblickend, so versammelten sie sich auch um die ihm nachfolgenden Patriarchen, welche als des Gesetzes Kundigste die Spitze des Buddhistischen Cultus bildeten, gleichsam Buddhas' Vertreter auf Erden waren. Dadurch war die Grundlage zum gemeinschaftlichen — klösterlichen — Leben der Buddhistischen Asketen gegeben, welches ihren eigentlichen Charakter bildet, und wodurch sie sich sogleich wesentlich von dem Brahmanischen Asketenthum unterschieden. Solche Klöster hat, wie der Mahâwanso und Fa Hian berichtet, schon Asokas in großer Menge errichtet. Unter seinen Nachfolgern müssen sie überaus schnell und mit ihnen die Zahl der Buddhistischen Asketen zugenommen haben. Denn Fa Hian (um 400 n. Chr.), zu dessen Zeit der Buddhismus schon sehr in Abnahme wieder kam, führt große Zahlen von Mönchen, selbst für kleine indische Länder, an, und bemerkt gewöhnlich dabei, daß früher ihre Zahl noch viel größer gewesen sei. Neben den Männerklöstern bestanden auch Frauenklöster. Haupt von allen diesen Congregrationen war der Patriarch, in den Paliquellen gewöhnlich nur thero (im Sanskrit sthairjas, der Standhafte) betitelt. Jede einzelne Congregation stand wiederum unter einem Obern und die weiblichen unter einer Oberin; diesen waren die Brüder und Schwestern den strengsten Gehorsam schuldig. Seit den ältesten Zeiten zerfielen die Congregirten in verschiedene Classen, je nach den Stufen ihrer Weihen; die, welche die erste Classe bildeten, hießen Arhantas, die Würdigen, und bildeten z. B. die Concilien, auf denen religiöse Fragen entschieden wurden. Nach der nepalesischen Angabe sind sie die Vollkommenen und können andern Vollkommenheit geben. Die verschiedenen Classen werden nicht allenthalben gleich gewesen sein, und die neuen Eintheilungen bei den außerindischen Buddhistischen Völkern mögen uns schwerlich ein Bild von denen geben, die in Indien herrschten. Das Noviziat war gewiß stets von den übrigen Classen streng geschieden. Um in ein Kloster aufgenommen zu werden, mußte man frei von Schwächen und Ungesaltheiten des Körpers sein, aus legitimer Ehe stammen, keine Schulden haben und frei und von keinem Herrn abhängig sein; der Novize mußte über 20 Jahre haben und die Beistimmung seiner Ältern. Sein Gelübde ist übrigens nicht für das Leben bindend, sondern er kann nach seinem Belieben das Kloster verlassen und in die Welt zurückkehren.

Die Klöster (vihâras) sind gewöhnlich schöne Gebäude, von Fürsten und Reichen zu ihrer Seele Heil und dem Besten der Kirche aufgeführt. In der Nähe derselben ist ein Tempel K'aitja, so genannt nach dem heiligen Feigenbaum, unter deren einem Gautama sein Buddhathum erreichte. Gewöhnlich erwähnt Fa Hian auch stûpas, Topen, kuppelähnliche Gebäude in der Nähe der Klöster, welche über heilige Reliquien gebaut waren, und insofern auch Dahgobas heißen (dhâtugarbha im Sanskrit), Reliquienbewahrer. Doch stehen die stûpas auch besonders; eine derartige ist die berühmte gewöhnlich von Manikjâla genannt, welches Wort einem sanskritischen manikshâra entspricht, und Buddhaasche bedeutet [5]). In dem Klostergebäude finden sich Cellen, größere Zimmer, ein Versammlungssaal, Zimmer, um Fremde gastlich aufzunehmen, ein Hospital, eine Apotheke, ein Saal für den Barbier, der den Mönchen die Kopfhaare abrasirt, eine Schatzkammer, wo man die Idole Buddha's und anderer Gegenstände der Verehrung bewahrt, Eßsaal, Gefängniß ꝛc. Gewöhnlich bilden diese Abtheilungen kleinere Häuser, welche allsammt eine Mauer umfaßt. Die Kleidung des Mönches bildet ein gelbes Gewand; sein Inventar besteht in einem Sonnenschirm, dem Symbol der Herrschaft (hier über sich), einer Matte und einem Kissen, einem Krug, einer Almosenbüchse. Er darf nur von erbettelten oder sonst geschenkten Speisen leben. Er darf kein Thier tödten, um Fleisch zu essen; in früheren Zeiten aßen die Mönche gewiß überhaupt kein Fleisch, jetzt aber tödten die Laien ohne Scrupel Fleisch und die Mönche genießen dies, wenn es ihnen gebracht wird. Die Mönche dürfen nur einmal täglich und nur gemeinschaftlich essen. Die Reste des Mahls müssen an Arme vertheilt werden. Die Mönche, sowie die Nonnen, sind zum Cölibat verpflichtet. Die Beschäftigung der Mönche sind insbesondere Studien und Unterricht in den heiligen Schriften, sowie andere geistige Thä-

2) Doch treten auch bei ihnen Besonderheiten hervor; vgl. Foë Koué Ki. p. 181. n. 19. 3) In den Asokainschriften vielfach und gewöhnlich neben den Brahmanâs erwähnt. Journ. of Bengal. March. 1838. p. 252. 4) Daß er in dem altindischen Buddhismus eine höchst bedeutende Stelle einnimmt, zeigt die Beschreibung der Concilien; doch läßt sich diese Stellung nicht genauer bestimmen; vgl. insbesondere noch Journ. of Beng. Novemb. 1838. p. 923.

5) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 804. über Stupas: Ritter, Stupas.

thigkeiten. Außerdem haben sie Gebete, Reinigungen und andere derartige religiöse Obliegenheiten zu verrichten [6]).

Diese Skizze des älteren Buddhismus in Indien möge für jetzt genügen; ich mußte vieles aus den neueren und entlegneren Formen desselben einmischen, um selbst diese dürftige Anschauung zusammenzubringen. Sobald erst die Menge von Quellen für die Geschichte und das ursprünglichere Wesen des Buddhismus, welche sich handschriftlich in Europa befinden, zugänglich gemacht werden, wird sich Vollständigeres und Sichereres anstellen lassen.

Den Verfall des Buddhismus muß ich nach genauerer Erkenntniß zwei Momenten insbesondere zuschreiben, einmal der Abschaffung der Kasten, 2) der allzu leichtsinnigen Vermischung des eigentlichen Buddhistischen Wesens mit allen Phantasmen des Brahmathums. Bei der vollständigen Verschiedenheit einer bedeutenden Classe der Bewohner Indiens — der Ureinwohner nämlich — konnte sich der gemeine Menschenverstand wol nur mit Mühe zu dem Begriffe der Gleichheit aller Menschen erheben, und wir haben auch schon bemerkt, wie die Buddhisten selbst zu Fa Hian's Zeit von dem Kastenvorurtheil nicht ganz abgekommen waren. Durch die Unmöglichkeit eine gleichmäßige Bildung — wegen Unzulänglichkeit der Mittel — über ganz Indien zu verbreiten, mußte dies Vorurtheil immer wieder hervortreten. Die Einmischung der ganzen Brahmanischen Mythologie ꝛc. konnte aber nicht verfehlen, die Buddhistische Religion der Brahmanischen in den Gestalten, in welchen sie vom Volke geübt wurden, so ähnlich zu machen, daß im Volkscultus kaum ein Unterschied bestand. Die metaphysischen Principien — Weltordnung und Möglichkeit des Buddhathums — waren aber in ihrer eigentlichen Bedeutung vom Volke, und selbst in höheren Classen, wenig oder gar nicht verstanden, und wo dieses einigermaßen der Fall war, hat sich der gewöhnliche Verstand gegen das Leugnen einer absoluten Freiheit, eines persönlichen Gottes, dessen Begriff ihm am meisten conform ist, wol sogleich aufgelehnt. Der Haupthaltpunkt war wol nur die Moral, und diese fand sich auch im Brahmathum, obgleich sie hier weniger hervortrat. Der Buddhismus war gewiß schon sehr geschwächt, als das Brahmathum etwa im 9. Jahrh. es wagen konnte, blutige Verfolgungen gegen ihn herbeizuführen. Diese galten weniger seiner positiven Lehre, als der von ihm ausgesprochenen Aufhebung der Kasten, Wegleugnung der Autorität der Veden und des Principats der Brahmanen. Zuerst scheinen sie in Nordindien — dem eigentlichen Hindustan — theils ausgerottet zu sein, theils von selbst aufgehört zu haben. Länger hielten sie sich im Dekhan; in Guzerate noch bis 1299. Die letzten Könige von Benares (vor den Muhammedanern) waren noch Buddhisten. Allein im 16. Jahrh. kennt man Buddhisten in Indien fast nur noch traditionell. Nur in dem einzigen Nepal hat sich der Buddhismus bis auf den heutigen Tag als eigentlich herrschende Religion erhalten, und diesem Umstand verdanken wir den wichtigsten Theil unserer Kenntnisse desselben. Allein der äußern Form insbesondere, welche es hier erhalten hat, sieht man es an, daß sie sehr von der primären abweicht. Weniger ist dies der Fall in Bezug auf die höheren, metaphysischen Theile, welche auf den aus früheren Zeiten überkommenen Schriften beruhen.

Die Bhuddhisten hießen hier [7]) bauddhàs, Buddhisten, buddhamàrginas, die den Weg des Buddha eingeschlagen haben, und baudhjàs (zu Binde wörtlich, woher das bekannte Bonze, welches zugleich zeigt, daß dieser Name früher wol nur denen angehörte, welche das Klostergelübde abgelegt hatten, wie denn auch die Buddhistischen heiligen Schriften diejenigen baudhja nennen, welcher die Locke auf dem Scheitel abgeschnitten hat; es ist dies ein Überbleibsel aus der Zeit, wo alle Buddhisten sich dem asketischen Leben widmeten). Die Baudhjàs zerfallen in zwei Classen: 1) vàhjak'arja, solche, welche dem äußeren (exoterischen) Wandel folgen, und 2) abhjantarak'arja, welche dem inneren (esoterischen) Wandel folgen. Diese Classen heißen auch Bhikshu, Bettler, welche zum Cölibat verpflichtet sind, und Vag'rak'arja, welche heirathen können; diese letzteren bilden jetzt die eigentliche Klerisei und verrichten die höheren priesterlichen Dienste; während die Bhikshu, die jetzt ebenfalls heirathen, nur die niedern in ihren Händen behielten. Beide Classen sind erblich geworden. Den heiligen Schriften gemäß existirt noch eine Eintheilung in vier Weihen, gemäß den Stufen der Erkenntniß, nämlich Arhan, die oberste Weihe, bhikshu, welche nur von Almosen leben, und k'ailaka, welche das Buddhistische Gewand tragen, und endlich çrávaka, die Hörer, wol ursprünglich die Novizen. Zwischen der zweiten und dritten Kaste existirt kein wesentlicher Unterschied. Außer diesen bilden die erwähnten Vag'ra àk'arjàs eine fünfte Classe in Nepal. Die klösterlichen Gebäude erfüllen noch, aber weit von ihrem ursprünglichen Zweck verschieden. Die verheiratheten Männer leben darin mit Frau und Kindern, und treiben neben ihren religiösen Pflichten Ackerbau und Industrie.

Als der Buddhismus im eigentlichen Indien aus den beiden angegebenen Gründen vorzüglich unterzugehen anfing, schied sich von ihm die

Dschainareligionsform [8]). Ihren Namen haben sie von g'ina, einem Beinamen eines gottgewordenen Heiligen, welcher Sieger bedeutet; so mögen sich aber ursprünglich die Buddhistischen Asketen, welche die höhere Weihe erhalten hatten, überhaupt genannt haben, und man kann daher aus Hesychius' Glosse, Γένοι· οἱ γυμνο-

6) *Bochinger*, La Vie, p. 180.

7) Ich folge *Hodgson*'s Sketch in Transact. II, 242. Die andern Mittheilungen über die nepalesischen Buddhisten sind nicht so genau. 8) Vgl. über sie Particulars of the Jains by *Buchanan* in As. Res. IX, 279. Observations on the Sect of Jains by *Colebrooke* ebend. 287. Account of the Jains by *Mackenzie* ebend. 244. On the Sravacs or Jains by *Delamaine* in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 418. *Buchanan, Hamilton* ebend. 531. *Colebrooke* 551. *Wilson*, As. Res. XVII, 241. von Bohlen, Altes Indien. I, 352. *Bochinger*, La Vie. 229 und die daselbst angeführten Stellen. Ritter, Asien. IV, 1, 733. 738. IV, 2, 303.

σοφισταί, nicht auf eine damals schon bestehende Scheidung der Dschainas von den Buddhisten schließen. In Beziehung auf die Anschauung der Weltordnung stimmen sie noch fast ganz mit der Form überein, welche uns der primäre Buddhismus aufgestellt zu haben scheint. Ewigkeit der Materie, ewig sich durch sich selbst entfaltende Weltordnung, Seelenwanderung, sind auch ihre Principien; ebenso nehmen sie Heilige an, welche sich aus eigener Kraft zur Erkenntniß derselben erhoben, und daraus die Gesetze für das Leben geoffenbart haben. Allein Gautama ist nicht der bedeutendste derselben, wie im Buddhismus, sondern sie geben als Stifter ihrer Lehre einen älteren Heiligen an: Pârsvanâtha, welchen sie vor allen andern verehren. Sie nennen ihre Heilige, welche in bis auf den heutigen Tag sich ercipirender Folge an der Spitze ihrer Religion gestanden, Tirthakarâs, Reinigungsbewirker. Unter diesen erscheint auch Gautama als Schüler des Vardhamâna, und diesen setzt ihre Chronologie um 645 v. Chr. [9]), wodurch sie in Beziehung auf Gautama's Zeit (543) sich mit der Angabe der ceylonesischen Buddhisten verbindet. In einer Hauptautorität des Dschainacultus erscheint Gautama oder Çakjamuni nur als Bodhisatwa, erst nach Indra und den übrigen Göttern des Brahmanischen Olymps, nicht aber als identisch mit dem höchsten Gegenstande der Verehrung, dem gottgewordenen G'ina [10]). Auch den Olymp des Brahmathums haben sie in ihre Mythen aufgenommen, jedoch, wie der Buddhismus, als untergeordnete Gottheiten, und verehren sie nicht. Die Veden verdammen sie ebenfalls, wie diese; dagegen haben sie — jedoch finden sich hier aber auch abweichende Lehren — die Kastenunterschiede wieder aufgenommen. Die Askese ist bei ihnen in sehr strenger Form und durchdringt das ganze Leben.

Nach diesem ist es mir höchst wahrscheinlich, daß das Dschainathum zu einer Zeit aus dem Buddhismus hervortrat, in welcher dieser in einem Zustande der Degeneration sich befand. Indem man ihn zu seiner ursprünglichen Reinheit zurückführen wollte, griff man zunächst zu einer strengeren Askese, als dem eigentlichen Lebensprincip desselben, und nahm als Stifter einen älteren Heiligen an. Vierundzwanzig Heilige sind in der jetzigen Avasarpini, Periode, erschienen; 24 in der vergangenen und 24 werden in der zukünftigen erscheinen. Alle 72 werden in ihren Idolen verehrt, insbesondere jedoch die 24 der jetzigen Periode. Um einen Begriff der Anschauungsweise der Dschainas zu geben, wird eine Aufzählung einiger derselben und Anderes sie betreffende (nach Colebrooke) nicht undienlich sein.

Der erste heißt Rishabha oder Vrishabha, gewöhnlich mit dem Beisatz nâtha, Herr, den auch alle übrigen führen, aus dem Stamme des Ikshvâku, welchem auch Gautama Buddha nach den Buddhisten angehörte; er wird abgebildet mit einem gelben oder goldfarbenen Teint, und hat einen Stier als charakteristisches Attribut. Seine Höhe war 500 Bogen, und sein Leben dauerte 8,400,000 große Jahre. Er wurde gegen das Ende des dritten Weltalters geboren und seine Apotheose fiel 3 Jahre und $8^1/_2$ Monat vor das Ende derselben. Er war der erste König, Anachoret und Heilige, und wird daher Prathama râ'gа Prathama Bhikshâkara, Prathama G'ina und Prathama Tirthancara genannt. Er war 2,000,000 Jahre alt, als er König ward, und regierte 6,300,000. Alsdann dankte er ab, und errang in 100,000 Jahren die verschiedenen Stufen der Weihen.

2) Der zweite hieß Ag'ita, ebenfalls aus dem Geschlechte des Ikshvâku, von gleichem Teint, wie der erste. Ein Elefant sein Attribut; seine Höhe 450 Bogen; seine Lebensdauer 7,200,000 Jahre. Er ward G'ina, nachdem 50 Lakshas von Crors der Oceane von Jahren verflossen wären, vom zehnten Cror des Crors [11]).

3) Der dritte ist Sambhava; sein Attribut ein Pferd; er ist 400 Bogen hoch, 6,000,000 Jahre alt.

4) Abhinandana; sein Attribut ein Affe; seine Höhe 300 Bogen; sein Alter 5,000,000.

5) Sumati; sein Attribut eine Art Vogel; seine Lebensdauer 4,000,000.

6) Padmaprabha, roth, Attribut Lotos, 200 hoch, 3,000,000 alt ꝛc.

Der 23., vorletzte der vierten Periode, ist der schon erwähnte Pârsvanâtha; auch er wird von Ikshvâku abgeleitet; gebildet wird er in blauem Teint; sein Abzeichen ist eine Schlange. Geboren ward er in Benares und begann sein religiöses Leben in seinem 30. Jahre; er setzte es 70 Jahre fort und ward im 100. Lebensjahre G'ina.

Der 24. und letzte der früheren G'inas ist Vardhamâna, oder Vira, Mahavira, auch κατ' ἐξοχήν Cramana genannt. Ihm wird ein Goldteint gegeben. Er war früher Gott, verließ aber diesen Zustand, um als Sterblicher sich zur ewigen Seligkeit zu erheben. Er ward fleischlich geboren am Ende der vierten Periode der Jetztzeit (jede Revolution der Welt zerfällt nämlich nach Dschaina-Anschauung in sechs Perioden) [12]), als noch 75 Jahre und $8^1/_2$ Monate derselben übrig waren. Sein Vater war Siddhârta, ebenfalls aus dem Geschlechte des Ikshvâku. Im 30. Lebensjahre begann er seinen religiösen Wandel. 3 Jahre $8^1/_2$ Monat vor Ablauf der vierten Periode ward er G'ina. Das Calpasûtra, das Hauptwerk für diese Data, gibt sich für 980 Jahre nach dieser Zeit geschrieben aus; das J. 1840 ist das 2485. nach seinem nirvâna [13]); dieses fällt also 645 v. Chr., etwa 100 Jahre früher, als die Buddhisten ihre Gautamas ansetzen; das Calpasûtram würde etwa ins 4. Jahrh. n. Chr. fallen, und in diese Zeit könnte, wenn auch nicht die Abfassung desselben, doch die Ausscheidung des Dschainismus aus dem Buddhismus fallen.

Zwei von Vardhamana's Schülern, Gautama und Sudharma, überlebten ihn; allein jener hat, nach Ansicht der Dschainas, keine Nachfolger, sondern nur dieser und dieser werden bis auf das jetzige Oberhaupt (guru) der

9) As. Res. IX, 265 u. 264 n. 10) a. a. O. 309.

11) Die Zeiteintheilung der Dschainas sehe man a. a. O. 257.
12) *Dubois*, Moeurs etc. II, 509. As. Res. IX, 314.
13) *Dubois* a. a. O.

Dschainas (im J. 1809), welches in Belligola residirt, 26 gerechner [14]).

Durch asketisches Leben gelangt der Mensch dahin, seine Seele aus den Banden der Materie zu befreien und die ewige Ruhe, Seligkeit, das Gottwerden, Dschainathum, zu erlangen. Die Hauptpflichten sind die Verehrung der Dschainas, als die Vorbilder und Beispiele der Vollkommenheit, Gehorsam gegen den geistlichen Oberherrn und Lehrer, Studium der heiligen Schriften des Dschainathums, welche die Mittel angeben, wie man zur Vollkommenheit gelange; höchste Rücksicht gegen das Leben aller Creaturen, da sie alle dasselbe geistige Princip (g'iva) durchlebt, und sie in anderen Verkörperungen ebenfalls das höchste Heil erlangen können; endlich Besiegung aller Affecte, Erringung der Indifferenz gegen Freude und Leid ꝛc.

Die Dschainas sind, gemäß den Graden ihrer Vollkommenheit, in mehre Classen getheilt: 1) Çravakas, früher wol die Novizen der Askese, jetzt die Laien, welche keine besondern Gelübde ablegen, sich verheirathen, jedoch nur einmal im Leben, und nur die allgemeinen religiösen Pflichten üben. 2) Anuvrata, welche ihre Gelübde abgelegt; früher waren diese zur Entsagung und Contemplation verpflichtet und andern, was man als niedere Stufe der Askese betrachtete. Jetzt verpflichten sie sich zu Wohlwollen gegen alle Geschöpfe, Wahrhaftigkeit, Armuth und Keuschheit. 3) Mahâvrata, die, welche das große Gelübde abgelegt haben. Diese gingen früher, mit Ausnahme eines Schamgurts, nackt, führten ein durch Fasten und alle Arten von Entsagungen strenges Leben, und widmeten sich der Contemplation. Die vierte und höchste Stufe bilden die samnjasinirvân'a, oder jati. Diese gehen ganz nackt; diese haben, wie angenommen wird, die höchste Stufe erreicht; sie sterben nicht, sondern lösen sich nach und nach auf und gelangen zum nirvân'a.

Den Frauen wird die Möglichkeit zur höchsten Weihe zu gelangen, abgesprochen.

Diese Abtheilung der Dschainas, deren Höchstheilige nackt gehen, erhielt den Beinamen Digambara (die die Luft als Kleid habenden). Eine minder strenge Sekte bilden die Cvetâmbara (die weiße Gewänder tragenden). Diese erklären auch die Frauen für fähig zur höchsten Heiligkeit zu gelangen. Sie verdrängte nach und nach die strengere, und jetzt findet man keine nackte Heilige unter den Dschainas. Die Affecten leben in Klöstern vereint, wie bei den Buddhisten, im Cölibat; sie können aus allen Kasten, mit Ausnahme der çûdras, eintreten; sie sind übrigens weniger Priester, als geistliche Führer, hochgeehrt, befragt u. s. w. Zu priesterlichen Diensten bedienen sich die Dschainas der Brahmanen, welche sich zu ihrer Religion bekennen. In den größern Städten, in denen sich jetzt noch Dschainas befinden, stehen Oberpriester an der Spitze der Religiosen sowol, als Laien. So jetzt zu Pencondah (in Mysore 14° 4′ n. Br., 77° 45′ ö. L.), in Conjeveram, Collapoor (in Bijapur 16° 19′ n. Br., 74° 25′ ö. L.), Delhy und Belligola. Diese haben bedeutende Macht.

Die blühendste Zeit des Dschainismus war das 13. Jahrh. Ihre ältesten Monumente, deren Data wir bis jetzt genauer bestimmen können, gehen bis 1032 n. Chr. [15]). In diesem Jahre ward zu Abu (24° 26′ n. Br.) ein Tempel des Adhi Nath (Ober-Nath, Beiname des Parsvanatha) angelegt, wo früher nur Siwa-Monumente aufgeführt waren. Um 1189 werden diese häufiger, und um dieselbe Zeit trat auch der König von Guzerate zum Dschainismus über. Doch blühte noch der Sivaismus neben ihnen. Erst nach 1209 erscheinen nur Dschaina-Monumente bis 1286. Von da an bestehen beide Culte blühend neben einander, bis sich 1338 die erste Spur feindlicher Gesinnung des Sivaismus gegen die Dschainas zeigt. Von jetzt an tritt ihr Cultus auf diesem Berge wieder zurück bis 1462 n. Chr., wo er einen neuen Aufschwung nimmt, und zahlreiche Dschainainschriften zeigen ihn hier blühend bis 1752 n. Chr. Später sind sie wieder unterdrückt, und jetzt ist hier die Siva-Sekte vorherrschend.

Die Erwähnung der Dschainas im Anandagiris Digvig'aja (Weltbesiegung), worin die Irrlehren der Ketzer widerlegt werden, zeigt sie schon etwa im 9. Jahrh. verbreitet. Sie waren ehemals wol durch ganz Indien zahlreich; die meisten Spuren zeigen sich noch in Südbehar [16]); blutige Verfolgungen des Brahmathums haben auch ihre Zahl sehr gelichtet [17]), und sie werden wol nach und nach dasselbe Schicksal, wie die Buddhisten, haben. Übrigens werden die jetzigen Bekenner des Dschainathums als redliche, sparsame und tüchtige Unterthanen geschildert, welche streng in ihren Sitten und Gebräuchen beharren.

Der Muhammedanismus mit seinem strengen Monotheismus blieb nicht ohne Einfluß auf Indien, und Nanaka, geboren in der Provinz Lahore, hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die feindlichsten Gegensätze, das indische Religionswesen und das des Islam mit einander durch das Gefühl der allgemeinen Menschenliebe, Anerkennung eines einzigen Gottes und Abschaffung jeder Art von Bilderdienst, zu vermitteln. Natürlich mislang ihm sein Streben in der Hauptsache, aber es ging eine neue Sekte daraus hervor:

Die Sikhs (çikshâs. Schüler) [18]). Diese sind dem Wesen nach reine Deisten, erkennen die Gleichheit aller Menschen an, heben somit den Kastenunterschied auf, und ihre Gottesverehrung besteht blos in Gebeten und Reinigungen. Dagegen ist die ganze Mythologie der Inder, sowie die Fabeln der Muhammedaner, vermischt, in-

14) As. Res. IX, 265.

15) Die Inschriften von Abu in As. Res. XVI, p. 289. 319. 16) Vgl. Ritter, Asien. IV, 1, 739. 17) Vgl. Manches aus der Dschaina-Literatur hierher Gehörige, welches historische Basis zu haben scheint in den bis jetzt bekannt gemachten Auszügen der *Mackenzie*-Collection, z. B. J. of Beng. 1838. Febr. 108 und sonst. *Wilson* in *Mackenzie* Collection I. Pref. p. LXVI. sq. 18) Vgl. S. 153. Anmerk. 90 und Ritter, Asien. V, 133. Bohlen, Altes Indien. I, 358.

sofern jene nicht dem Begriffe eines einzigen unsichtbaren Gottes widersprechen; insbesondere ist von Nanaka sehr vieles aus den Schriften des Susi Kabir, eines philosophischen Deisten der Muhammedaner unter Shirshah [19]), entlehnt, und andererseits lebte er nach den allgemeinen Bestimmungen der indischen Askese; so nahm er gewissermaßen beide Religionsformen in Schutz. Eine strengere Scheidung und Abschließung gegen beide fand erst unter einem seiner Nachfolger, Guru Govinda (um 1700), statt. Doch hat er noch mehr von indischer Mythologie und Anschauungsweise aufgenommen. Die Metapsychose verblieb auch diesem Systeme; allein beschränkter als in den echt indischen Lehren. Wahrhaft Gute kommen ins Paradies, die, welche mittelgut sind, kehren zu neuer Prüfung auf die Welt zurück. Die Schlechten kommen in die Hölle. Belohnung und Bestrafung ist von Gottes Güte zur Bestimmung der menschlichen Freiheit gewählt. Um eine kurze Anschauung von Nanaka's Darstellung in den heiligen Schriften dieser Sekte zu geben, hebe ich seine Unterhaltung mit Gott hervor [20]): Eines Tages hörte Nanaka eine Stimme von Oben, welche rief: „Nanaka nähere Dich!" Er antwortete: „O Gott, wo habe ich Kraft, vor Dir zu stehen!" Die Stimme sagte: „Schließe Deine Augen!" Nanaka schloß seine Augen und trat heran; er erhielt den Befehl aufzublicken; er that es und hörte das Wort Wa, oder gut, fünfmal, und dann Wa Guruji. oder gut, Lehrer. Darauf sprach Gott: „Nanaka, ich habe Dich in die Welt gesendet in dem Zeitalter der Verderbniß (Caliyuga), gehe und verbreite meinen Namen!" Nanaka sprach: „O Gott, wie vermag ich diese schwere Last zu tragen?" Würde auch mein Lebensalter zu 10,000,000 Jahren verlängert, tränke ich auch den Trank der Unsterblichkeit, wären auch meine Augen aus Sonne und Mond geformt, und schlössen sich nimmer, so könnte ich doch nicht wagen, die Last Deines wundervollen Namens auf mich zu nehmen." „Ich will Dein Lehrer sein!" sprach Gott, „und Du sollst ein Lehrer sein für die ganze Menschheit, und Dein Anhang soll groß sein in der Welt; ihr Wort ist Puri, Puri (viel). Das Wort des Vairagi (Affectlosen) ist Râm Râm (Freude), das des Sannjasi (Entsagenden) Om (dies die Bezeichnung des nur kraft der Anschauung Erkannten, wol Gewußten, aber keiner Mittheilung fähigen, daher nur durch demonstrative Pronomina, z. B. auch tat, idam, bezeichenbar), Namâ, Namâ (Heil, Verehrung), Narajana (eine Phase des Höchsten) und das Wort der Yogis (derer, die die Verbindung mit dem Höchsten erlangt haben) Adêça, Adêca (Befehl), und der Gruß der Muhammedaner ist Salam Alikan und der der Hindus Ram Ram; aber das Wort Deines Anhangs soll sein Guru (Lehrer), und vergeben will ich die Sünden Deiner Schüler. Der Ort der Verehrung bei den Vairagis heiße Râmaçâla (Ort der Freude). der der Yogis Asana (Sitz). der der Sannjasis Mat (wol Math'a. Schule, Buddhistisch), der Deines Stammes soll sein Dharmaçâla (Ort des Gesetzes). Drei Lehren sollst Du Deinen Schülern einpflanzen: Die erste, meinen Namen zu verehren, die zweite, Liebe, die dritte, Reinigung. Sie sollen nicht die Welt verlassen und nicht Böses zufügen irgend einem Geschöpfe; denn in jedes Wesen habe ich Athem gehaucht; und was immer ich bin, bist Du, denn hierin ist kein Unterschied zwischen uns. Ein Segen ist es, daß Du in der Zeit der Verderbniß gesendet bist!" Darauf ertönte: „Gut Lehrer!" vom Munde des erhabensten Lehrers, und Nanaka kam, um Licht und Freiheit dem Weltall zu geben."

Guru Govinda, welcher die, schon in der Geschichte bemerkte, Umwandlung der Sikhs in Krieger vorzüglich veranlaßte, hat der Çiksha-Religion fast einen ganz neuen Charakter gegeben, und obgleich die Verehrung für Nanaka in nichts gemindert ist, so glauben die Sikhs doch, daß Guru Govinda durch den unmittelbaren Schutz und die Gunst der Gottheit mit jenem zu gleichem Rang erhoben sei. Seine Schriften gelten für ebenso heilig. Auch er gibt sich für einen von Gott gesendeten, um Tugend zu befestigen und das Laster zu vertreiben; Gott habe ihn manifestirt als seinen eigenen Sohn, aber wer ihn Paramecvara. „höchster Herr," nenne, der solle in die Hölle fahren; er sei nur der Diener des Höchsten. Nur dessen Namen spreche er aus, nur zu ihm bete er: „Aller Orten," sprach Gott, heißt es denn weiter, und hierin liegt der neue Charakter, welchen fortan die früher nur sich vertheidigende Sikhsreligion erhielt, „aller Orten setze die Tugend ein und rotte die Schlechten und Lasterhaften aus!" Zu diesem Zwecke habe ich sterbliche Geburt empfangen, und dieses mögen die Tugenhaften sich merken: Tugend festzustellen, Frömmigkeit zu erhöhen und Lasterhafte vollständig auszurotten. Jede frühere Avatara (Incarnation) setzte ihr eigenes g'ap (von g'ap. beten, positiv religiöses Princip) fest, aber keine bestrafte die Irreligiösen, keine setzte das Princip und die Ausübung der Tugend zugleich fest."

Er führte die Art der Einweihung der zu dieser Religion Bekehrten ein. "Der Bekehrte muß sein Haar wachsen lassen, und sich in blaue Kleider kleiden; er erhält alsdann die fünf Waffen, Schwert, Nad an einem Geschoß, Bogen, Pfeil und Pike; dann erhält er ein eigenthümlich bereitetes Getränk zu kosten und wird nachher damit besprengt. Dann wird er feierlich befragt, ob er den Glauben der Sikhs annehmen wolle. Bejaht er dies, so werden ihm die Sikhs-Sekten genannt, die er verabscheuen müsse; dann werden ihm allgemeine Vorschriften gegeben und ihm die Verpflichtung aufgelegt, Geld und Gut, Leib und Leben für das Gemeinwohl des Staates, welchem Guru Govinda eine republikanisch-theokratische Form gab (nicht sehr unähnlich der jüdischen zur Zeit der Richter), zu opfern; ferner gewisse Gebete jeden Morgen und Abend herzusagen. Fünf Sikhs genügen, um einen Bekehrten in den Schoos der Kirche aufzunehmen; denn Guru Govinda sagte sterbend: „Wo immer

19) Nach dem von Wilson (As. Res. XVI, 53) Bemerkten scheint dieser Kabir jedoch ein Inder zu sein, der, welcher eine besondere Sekte, die Kabir Panths, gründete (vgl. weiterhin). 20) As. Res. XI, 275.

fünf Sikhs versammelt sind, werde ich unter ihnen sein!" Die Kinder der Sikhs werden auf dieselbe Weise, aber schon in früher Jugend, geweiht. Auf seinem Todtenbette soll Guru Govinda, befragt, wen er zu seinem Nachfolger als geistlichen Oberherrn wähle, geantwortet haben: „Ich habe die Republik (Khâlsa) Gott überwiesen, der niemals stirbt. Ich war euer Führer und will euch auch in Zukunft schützen; lest die heilige Schrift (Grantha) und folget ihren Geboten, und wer immer dem Staate treu bleibt, dem will ich helfen." Seit der Zeit ist kein Guru wieder anerkannt und die Sikhs betrachten Gott als ihren Guru. Die geistliche, sowie die politische, Macht hatten bis auf Runjit Singh's Emporkommen eine von Guru Govinda eingesetzte Körperschaft, die Acâlis (die Unsterblichen). Diese haben die blauen Kleider später als alleiniges Abzeichen erhalten, leben in Umritsir und verrichten alle religiösen Dienste.

Eine rein monotheistische Sekte, gestiftet 1544, ist die der Sauds (von sanskrit. sadhu, gut)[21]). Ihre Verehrung Gottes, den sie Satkara. Wohlthäter, nennen, besteht blos in Absingung von Hymnen; jede Art von Götzendienst, oder Verehrung von Naturerscheinung (selbst die des Ganges, welche sonst allen Indern verblieb), verabscheuen sie.

Dies sind die Hauptphasen, in denen sich das religiöse Bewußtsein der Inder manifestirte. Es konnte nicht fehlen, daß sie gegenseitig auf einander wirkten, und diese Wirkung, vereint mit der hervorstechenden Anlage der Inder zu metaphysischen Speculationen, und der in einen Gegensatz zu einander tretenden Anschauung des Weltlebens als eines vielgestaltigen und andererseits einheitlichen, mußte nothwendig zu einer Masse von Sekten führen, in welchen jene Hauptphasen mehr oder minder hervortraten. Diese Zersplitterung wurde sehr unterstützt durch die allgemeine Toleranz, welche in Indien insbesondere in Bezug auf reine Speculation herrschte. Sie floß aus der dem Volke eingeborenen und durch alle heiligen Schriften wach gehaltenen Ehrfurcht vor Weisheit und Erkenntniß, welche überhaupt als charakteristische Unterscheidung des Orients im Gegensatze des Occidents, wo sie nie dem Volke so eigen war, hervortritt. Der Orient kennt eigentlich keine Achtung vor dem Glauben, sondern nur vor dem Wissen, und so sonderbar auch bisweilen nach ihnen die Mittel und Wege sind, welche zum Wissen führen sollen, so zeigen sie doch allenthalben das Bestreben, den Menschengeist über den dumpfen Glauben zu erheben und durch Bewußtsein zum Herrn jedes geistigen Stoffes zu machen. Daher der Abscheu der Inder gegen jede Heuchelei in religiösen Dingen, und die Freiheit, mit der jeder, was er erkannt zu haben glaubt, frei darlegen und fortpflanzen darf, und daher auch die Nothwendigkeit, daß jeder Religionslehrer ein formal consequentes System aufstellen mußte. Den Buddhisten und Dschainas zogen weder ihre Lehrsätze, noch Gebräuche im Allgemeinen die blutigen Verfolgungen zu, sondern 1) ihre Abschaffung der Kasten, ein Institut, das zwar durch das Brahmathum eine religiöse Unterlage und Heiligung erhielt, aber wesentlich politisch ist, und 2) die damit verknüpfte Auflehnung gegen die Präponderanz der Brahmanen. Viel Ketzerischeres haben die verschiedenen Philosophenschulen gelehrt, deren Anhänger dennoch seit jeher die höchste Achtung genossen.

Eine Geschichte der indischen Sekten zu geben, ist bis jetzt noch unmöglich. Sie würde sich aber, sobald die Materialien hinlänglich gesammelt sind, ohne zu große Schwierigkeiten an die bisher gegebene Darstellung schließen lassen; das Hauptwerk über sie bildet eine Abhandlung von H. H. Wilson[22]). Sie gibt zunächst einen Auszug von Anandagiris Sankara Digvig'aja (Sankara's Weltbesiegung), wo die von Sankara im 8. oder 9. Jahrh. n. Chr. bekämpften Sekten aufgezählt werden; dann eine Darstellung des jetzigen Zustandes, welcher in einigen dem bengalischen Gouvernement unterworfenen Provinzen besteht. Hierbei benutzte der Verfasser zwei parsische Darstellungen und mündliche Mittheilungen.

Was zuerst die ältere Zeit betrifft, so sind die Hauptabtheilungen des orthodoxen Brahmathums die Vaishnavâs (Anhänger des Vishnus) und die Çaivas (Anhänger des Çivas). Jede dieser Hauptabtheilungen zerfällt in sechs Unterabtheilungen, und jede von diesen hat eine auf die Werke (karma) und eine auf die Erkenntniß (g'njâna) gerichtete Seite.

Die sechs Abtheilungen der Vaishnavâs sind 1) die Bhaktâs, welche Vishnus als Vasudèvas verehren, ohne charakteristische Zeichen. 2) Die Bhâgavatas, welche ihn als Bhagavat verehren, und seine Abzeichen, Discus, Keule ꝛc. ihrem Körper eindrücken. Sie verehren auch den Stein Çâlagrâma und die Pflanze Tulaçi. Ihre Hauptautoritäten sind die Upanishaden und die Bhagavadgîtâ. 3) Die Vaishnavâs, κατ' ἐξοχήν, verehren Vishnus als Nârâjana und versprechen sich himmlische Freuden in seinem Paradiese Vaikuntha. 4) Die Kârkrinas oder Pank'arâtrakâs verehren die weibliche Energie des Vishnus und beobachten das Ritual des Pank'arâtra Tantra. 5) Die Vaikhânasas verehren Vishnus wie die Vaishnavâs, von denen sie nicht sehr verschieden scheinen. 6) Die Karmahînâs (Werklose) verehren Vishnus als Weltseele und enthalten sich aller religiösen Observanzen.

Die Saivâs zerfallen 1) in Çaivâs κατ' ἐξοχήν, mit dem Lingam als Zeichen; 2) Rudrâs, mit dem Dreizack als Zeichen; 3) Ugrâs, mit der Trommel; 4) Bhâktas, mit dem Lingam auf der Stirn; 5) G'angamas, mit demselben Zeichen auf dem Kopfe; 6) Pâçupatas, mit demselben Zeichen auf der Stirn, Brust, Nabel und Armen. Innere Unterschiede dieser Sekten sind nicht zu erkennen. Ihre schriftlichen Autoritäten sind die Çi-

21) Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Brit. and Irel. I, 251—255. As. Res. XVII, 299.

22) In As. Res. XVI, 1 sq. XVII, 169 sq. A Sketch of the Religious Sects of the Hindus. Vgl. auch *Colebrooke* VII, 279.

vagitâ, Çivasanhitâ, Çivaharasja, Rudra Jamala Tantra.

Ananda Giri's Werk erwähnt ferner Verehrer des Brahma als Hiranjagarbhas (Goldeib, wie in den Schöpfungsmythen die Primärform des Universums, das Ur-Ei, in welchem Brahma wohnte, genannt wird). Hierbei bemerkt Wilson, daß, obgleich Brahma keine besondern Tempel hat, er doch in mehren Gegenden Indiens verehrt wird, und erwähnt ein, ihm zu Ehren gefeiertes, Fest.

Eine besondere Sekte bildeten damals (zu Ananda Giri's Zeit) ferner die Feuerverehrer, von denen sich später keine Spur mehr zeigt. Eine andere die Sauras, Sonnendiener, welche die Sonne als Princip und Schöpfer der Welt ehrten. Auch sie zerfallen in sechs Classen: 1) die, welche die aufgehende Sonne als Brahmâ, Schöpferkraft, verehrten; 2) die, welche die Mittagssonne als Içvara (Çiva), zerstörende und wiedergebärende Kraft; 3) die, welche die untergehende Sonne als erhaltende Kraft: Vishnus; 4) die, welche die Sonne in den drei erwähnten Zuständen als Trismûrti (Dreieinigkeit) ehrten; 5) die, welche die Sonne als materiellen Körper, seine Haare, seinen Bart ꝛc. ehren. Bei diesen wird die noch jetzt bei den Überbleibseln der Sauras vorkommende Sitte erwähnt, vor Aufgang der Sonne keine Speise zu sich zu nehmen; 6) die, welche die Verehrung des Sonnenkörpers an und für sich verwarfen, und ihn nur als Repräsentanten eines geistigen Lichts verehrten. Sie drückten sich mit heißen Eisen Sonnenkreise ein, ein Verfahren, welches Sankara als ketzerisch verdammt.

Auch Ganêças hatte sechs Classen von Verehrern. Eine derselben verwarf alle religiösen Ceremonien und die Kastenunterschiede.

Der Dienst der weiblichen Energien der Götter Çakti, insbesondere der der Bhâvâni (Gemahlin des Çivas), Lakshmi (des Vishnus) und Sarasvati (des Brahmâ) war schon sehr verbreitet und führte zu den schrecklichsten Ausschweifungen. Diese sind in der Folge durch Einfluß der mildern Sekte und wol auch der fremden Religionen sehr gemildert, und wagen sich jetzt nur in entlegenen Orten an die verruchten Werke ihrer Gottesverehrung.

Außer diesen erwähnt Ananda Giri als eigentlich ketzerische Sekten zunächst die Chârvâkas, oder Varhaspatjas (von ihren Lehrern Chârvâka und Vrihaspati sogenannt). Ihre Hauptlehre ist die des Buddhismus, Ewigkeit der Materie und Leugnung eines persönlichen Gottes; 2) die Saugatas, ebenfalls Buddhistisch; Wohlwollen gegen die Geschöpfe ist ihr Hauptgrundsatz; 3) die ebenfalls Buddhistischen Kshapanakâs; die Zeit ist ihr höchstes Wesen; 4) die Dschainas, welche nur als Digambarâs erscheinen, und 5) die Bauddhas.

Dann folgen häretische Sekten, welche darin irren, daß sie die niedern Gottheiten des Brahmathums Indra, Kuvera ꝛc. als Hauptgottheiten verehrten. Dann folgen andere, welche ihren Cultus auf Wesen beschränken, welche nach Brahmanischer Ansicht selbst unter diesen stehen; z. B. Genien, Âkâças, Luft ꝛc.

Sankara bekämpft alle diese Religionsformen; allein sein Bestreben ist dabei weder auf Unterdrückung ihres äußeren Gottesdienstes, noch alleinige Anerkennung einer besondern Gottheit gerichtet. Er dringt nur auf Anerkennung des Brahma Para Brahma — des höchsten Urprincips, verschieden von Brahmâ, Vishnus und Sivas — und der Veden als heiligster schriftlicher Autorität. Die Verehrung der einzelnen Gottheiten soll unangetastet bleiben und ebenso die Art derselben, insofern sie nicht den Veden widerspricht.

Die Werke, welchen Wilson bei Darstellung der jetzigen Sekten folgt, theilen sie in vier Classen: 1) Vaishnavâs. 2) Çaivas. 3) Çâktâs (Verehrer der Energien), und 4) diejenigen Sekten, welche zu keiner der drei ersten Classen gehören.

Die jetzigen Vaishnavâs, Çaivâs, Çâktas dürfen jedoch nicht mit den alten orthodoxen Abtheilungen dieses Namens für identisch genommen werden; sie beziehen sich zwar auf die Veden, Puranen und Tantren, allein vielfach scheinen sie aus Opposition gegen die Brahmanen hervorgegangen zu sein; ihre Lehrer und Schüler gehören allen Kasten an, und der Kastenunterschied ist durch schismatischen fast ganz verdrängt. Doch besteht mitten dazwischen noch eine gewisse Ehrfurcht gegen die Brahmanen, jedoch mehr beschränkt auf diejenigen Brahmanen, welche derselben Sekte angehören. Die wenigen, welche als regulaire Verehrer der alten Gottheiten noch betrachtet werden können, werden daher von Wilson ausgeschlossen, und die übrigen Sekten dieser Classen sind folgende.

Die Vaishnavas zerfallen in 20 Sekten, jede, wie auch die andern Classen, mit einer Menge Unterabtheilungen.

Die erste Sekte heißt Çri Sampradâjis (von Sampradâja, Sekte) oder Râmânug'as; sie ward gegründet von dem Vaishnava-Reformer Râmânug'a Ak'arja im 12. Jahrh. n. Chr. Sie verehrt Vishnus und seine Gemahlin Lakshmi und ihre Incarnationen. In jedem Privathause sind Idole. Eine eigenthümliche Besonderheit besteht darin, daß sie ihr Mahl so heimlich wie möglich kochen und verzehren. Wegen anderer Eigenthümlichkeiten, ihres Losungswortes (Mantram), ihrer Zeichen, verweise ich auf Wilson. Ihre Hauptlehre ist, daß Vishnus Brahma sei, daß er vor aller Welt war und Grund und Schöpfer derselben. Sie nehmen nicht an, daß er gestaltlos und ohne Eigenschaften sei, sondern geben ihm eine doppelte Gestalt; einmal ist er höchster Geist, Paramâtmâ, Grund, und zweitens dessen Wirkung, Materie. Daher heißt ihre Lehre Vicisht'advaita, Lehre von der Einheit mit Attributen. Die Verehrung ist nach den fünf Modificationen, in welchen sich Vishnus manifestirte, fünffach: 1) Abhigamanam, Reinigung der Tempel ꝛc.; 2) Upâdânam, Vorsorge für Blumen ꝛc.; 3) Ig'ja, Darbringungen, welche nie blutig sein dürfen; 4) Svâdhjâja, Gebet im Geist am Rosenkranz ꝛc.; 5) Yôga, Streben nach Verbindung mit Vishnus.

Diese Sekte ist im Norden Hindustans nicht häufig; sie liegt in Feindschaft mit den Saivas und den Verehrern des Krischnas.

2) Ramanandis oder Ramavats, Anhänger des Ramananda. Die Gegenstände ihrer Verehrung sind Vishnus' Incarnation als Râma und die damit verbundenen Personen Sitâ, Lakshmana, Hanuman (welche aus dem Râmâjan bekannt sind). Der Gründer dieser Sekte, Ramananda, scheint Anfangs des 15. Jahrh. gelebt zu haben. Kastenunterschiede gelten in religiöser Beziehung in dieser Sekte nicht. Ihre Anhänger sind vielfach Asketen und leben klösterlich zusammen.

3) Die Kabir Panths [23]), gegründet von Kabir etwa um 1450. Die Anhänger dieser Sekte accommodiren sich, so lange sie in der Gesellschaft leben, den um sie herum bestehenden Religionsformen; allein sobald sie sich aus ihr zurückgezogen haben, geben sie alle religiösen Ceremonien auf, und beschränken ihre religiösen Demonstrationen auf Absingen von Hymnen zum Preis des unsichtbaren Kabir. Sie nehmen nur einen Gott an. Ihre Eigenthümlichkeiten verdienten eine besondere Würdigung, in welche wir hier jedoch nicht eingehen können.

4) Khâkis; eine aus Ramananda's Schule hervorgegangene Sekte. Die Laien derselben unterscheiden sich wenig von den übrigen Vaishnavas. Die Asketen gehen aber fast nackt und beschmieren sich den Körper mit Dreck und Asche, und haben viel von den Çaivâs angenommen.

5) Maluk Dasis, etwa um die Mitte des 16. Jahrh. entstanden; die Verschiedenheiten sind unbedeutend.

6) Dadu Panthis, verehren Rama, aber nur im Geist, ohne Tempel und Idole. Sie theilen sich in Viraktas, Asketen, die baarhäuptig gehen, Nâgas, Söldner, und Bister Dharis, Nährstand. Sie verbrennen ihre Leichen; aber einige fodern, daß sie den Thieren vorgeworfen werden sollen, weil bei dieser Vernichtung der Lebenskeim besser erhalten werde.

7) Rai Dasis. Diese Sekte ist unter den niedrigsten Ständen verbreitet.

8) Sena Panthis. Alle die bisher aufgezählten Sekten sind mehr auf Asketen beschränkt.

9) Rudra Sampradajis oder Vallabhâk'âris. Diese Sekte ist eine der verbreitetsten. Sie verehrt Bâla Gôpâla, oder Krishna (Incarnation des Vischnu), als Knaben. In ihrer neuen Form (denn der Krischnacultus an und für sich ist einer der ältesten) stellte sie Vallabha im 16. Jahrh. fest. Eine von der sonstigen indischen Anschauungsweise gänzlich abweichende Lehre war: daß Entsagung keinen Bestandtheil der Heiligkeit bilde; daß Lehrer und Schüler ihre Gottheit nicht in Nacktheit und Hunger, sondern in glänzenden Gewändern und gewählten Speisen, nicht in Einsamkeit und Büßungen, sondern in den Lustbarkeiten der Welt und den Freuden der Geselligkeit ehren sollten. So sind die Lehrer, Gosains genannt, alle verheirathet, schön gekleidet und von ihrer Gemeinde gut gepflegt. In den Tempeln dieser Sekte stehen die Bilder von Krishna, Gopala, Radha (seiner Frau); achtmal täglich findet gottesdienstliche Verehrung statt; außerdem Feste.

23) Vgl. auch Nouv. Journ. As. IX, 169.

10) Mira Bais, eine Unterabtheilung der früheren Sekte, von Mira, einer heilig verehrten Königin, benannt.

11) Brahma Sampradâjis oder Madhwak'âris; diese ist mehr im Dekhan verbreitet, und gestiftet im 13. Jahrh. Die Asketen, Lehrer wie Schüler, geloben Keuschheit. Die Laien sind unter die Gurus gleichsam als Beichtkinder zu eigen gegeben, sodaß sie sie in dieser Eigenschaft verkaufen und vermachen können. Ihr Hauptdogma ist, wie bei den Vaischnavas überhaupt, die Identification Vischnus' mit dem höchsten Wesen.

12) Sanakadi Sampradâjis oder Nimavats. Diese Sekte scheint eine der ältesten. Krishna und Râdhâ sind die Gegenstände ihrer Verehrung. Sie theilen sich in Viraktas und grihasthas, klösterliche und im Hause lebende.

13) Die Vaishnavâs in Bengalen verehren Krischna. Ihre Sektenform rührt etwa aus dem Ende des 15. Jahrh. her. Eine besondere Eigenthümlichkeit bilden die Stufen der Verehrung des Krishna, welche im Allgemeinen bhakti, Glauben, heißen, und deren gibt es fünf: 1) Çânta, Quietismus (wol Indifferentismus gegen alles äußere); 2) Dâsja, Sklaverei, Dahingeben an Krishnas; 3) Sâkhja, persönliche Freundschaft gegen die Gottheit; 4) Bâtsalja, Liebe, wie die älterliche; 5) die höchste Stufe Mâdhurja, feurige Liebe, wie die der Hirtinnen zu Krischnas. Die Gurus, insbesondere die älteren, aber auch die jetzigen, selbst wenn sie in ihrem Privatcharakter schlecht sind, werden göttlich verehrt. Die Lehrer sind sowol männlichen als weiblichen Geschlechts und werden aus den Asketen genommen; diese leben klösterlich; in einer Unterabtheilung dieser Sekte beide Geschlechter in einem Gebäude in einem Platonischen Liebesverhältniß. Die heiligen Frauen sind die Lehrer und geistigen Führerinnen ihres Geschlechts.

14) Radha Vallabhis, Verehrer der Râdhâ und des Krishna als Gemahl derselben.

15) Sakhi Bhavas, dem Wesen nach mit jenen identisch. Weil sie aber eine weibliche Göttin verehren, so tragen sie weibliche Tracht und verrichten die weiblichen Geschäfte. Ihre Zahl ist sehr gering, und sie ziehen als Bettler umher.

16) K'aran Dasis, Verehrer der Râdhâ und des Krishnas; ihrer Versicherung nach schieden sie sich von den Vaishnavâs früher dadurch, daß sie keine sichtbaren Gegenstände verehrten. Jetzt haben sie diese angenommen. Sie haben zehn moralische Gebote. Die Asketen unter ihnen tragen ein gelbes Kleid.

17), 18), 19) Hariç'andis, Sadhna Panthis und Madhavis. Diese Sekten scheinen nur dem Namen nach zu existiren.

20) Sanjâsis, Vairagis. Diese Namen bezeichnen gewöhnlich Asketen im Allgemeinen; dann werden bisweilen die Sivaitischen mit dem ersten und die Vischnuitischen mit dem letztern insbesondere bezeichnet; außerdem wird der Ausdruck Sanjâsî aber auch noch für eine besondere Classe der Ramanug'a-Vaishnavâs (Nr. 1) gebraucht, welche auch Trid'and'i genannt wird. Diese

berühren keine Metalle, kein Feuer und leben nur von Speisen, die ihnen die Brahmanen dieser Sekte reichen.

Alle diese Sekten enthalten eine Classe von Asketen, welche man Nágas (Nackende) nennt; diese überlassen sich ihrem asketischen Eifer so vollständig, daß sie von jeder Regel des gewöhnlichen Lebens so weit als möglich abzuweichen suchen.

Wir kommen zu den Çaivâs. Hier ist es auffallend, daß, wenigstens im oberen Indien, Siva fast gar nicht Volksgott ist, sondern nur der der Brahmanen. Deren Vorgang hält diese Gottheit natürlich in Ehren auch bei dem Volke, aber recht angemessen dem höher gebildeten Hindu muß sein Cultus nie gewesen sein, wie der Umstand insbesondere beweist, daß er im Vergleich mit Vischnus in der indischen Literatur so gut, wie gar keine Rolle spielt.

Zehn Sekten der Çaivâs werden aufgezählt. 1) Dandis, welche ein rein asketisches Leben führen und Siva als Bhairava, den furchtbaren Gott verehren, daher auch bei der Aufnahme in diesen Orden ein Schnitt in die Kniekehle gemacht wird, und dies Blut dem Gott dargebracht; zu ihnen gehören die Dasnami Dandis, deren Orden der schon mehrfach erwähnte Sankara Ak'arja gestiftet haben soll. Die philosophischen Grundsätze dieser Sekte sind daher die des Vedantasystems.

2) Yogis, welche die Vereinigung mit dem höchsten Wesen erstrebend, zu übermenschlichen Kräften gelangt zu sein vorgeben. Eine volksthümlichere Gestalt hat diese Sekte in den Kamphata Jogis (um das 15. Jahrh.) angenommen. Diese leben einzeln oder klösterlich als Asketen. Sie haben äußere Abzeichen und einige tragen nur einen Gurt um die Lenden.

3) Jangamas, deren Hauptzeichen das Symbol ist, in welchem Sivas seit alter Zeit verehrt ward, Lingam. Diese Sekte ist im Dekhan sehr verbreitet.

4) Paramahansa. Dieses bezeichnet eigentlich die höchste Stufe, welche durch Askese und Contemplation erlangt wird, und die diese erlangt zu haben prätendiren, leben von Almosen ꝛc., gemäß den gewöhnlichen Erscheinungen der indischen Askese.

5) Aghori. Diese scheinen die Devi in ihrer schrecklichen Gestalt selbst mit Menschenopfern verehrt zu haben. Sie tragen Todtenbeine und einen Schädel. Sie essen und trinken das Allergemeinste, um ihre Gleichgültigkeit zu zeigen. Sie beschmieren ihren Körper mit Excrementen und erzwingen Gaben.

6) Urdhabahus, Akâçamukhis und Nakhis bezeichnen gewisse Büßungen. Die ersten sind die, welche stets mit erhobenen Armen stehen, die zweiten die, welche stets in die Luft schauen, bis ihre Muskeln so zusammengezogen sind, daß ihre Stellung keine andere mehr sein kann; die dritten schneiden die Nägel nicht ab.

7) G'udaras, ebenfalls eine Art Asketen.

8) Rukharas, Sukharas, Utkharas, ebenfalls Asketen, jene, wie diese, von unbedeutenden Abzeichen benannt.

9) Karâ Lingis, Vagabunden aus den niedrigsten Ständen; sie befestigen einen eisernen Ring am Schamgliede.

10) Sanjasis, Brahmak'aris, Avadûtas und Nagas, letztere nackend, alle Asketen.

Die dritte Classe, die der Câktâs, ist überaus zahlreich in allen Classen der Inder. Die Gegenstände der Verehrung sind insbesondere Vishnus' Gemahlin Lakshmi und die des Sivas, Bhavani, P'arvati, Durgâ genannt. Diese Culte stützen sich vorzüglich auf die Tantra, welchen gleiche, ja höhere, Autorität als den Veden von den Câktas zugesprochen wird.

Vier Arten der Câktas werden aufgezählt, zunächst die Dakshinis, die die Form der rechten Hand annehmen. In dieser Form erscheinen die zügellosen Ausschweifungen dieses Cultus nicht, sondern höchstens blutige Thieropfer. Sie sind dagegen in der Form der linken Hand, Vâmis oder Vamak'aris, in der Ordnung. Hier erscheint eine nackte Frau als Repräsentantin der Göttin, todte Körper und andere zügellose Gebräuche. Diese Sekten zählen viele Anhänger, aber die zweite Form verdammen die meisten Inder.

3) Die Kauk'elijas haben während ihrer Ceremonien eine Art Weibergemeinschaft.

4) Die Kerari verehren die Devi in ihrer Schreckensgestalt und brachten ihr früher Menschenopfer. Jetzt torquiren sich die Anhänger dieser Sekte auf alle Weise; Menschenopfer kommen jedoch nicht mehr vor.

Die vierte Classe führt zuerst die Saurapatas, welche Sûrjapati, die Sonne, verehren, und zweitens die Ganapatas, welche Ganêça verehren, auf. Diese beiden Formen gelten eigentlich noch für orthodox und bilden mit den Vaishnavas, Çaivas und Çaktas die fünf orthodoxen indischen Religionen.

Dann folgen drittens die Namak Shahis oder Sikhs; Wilson lehrt uns sieben Sekten derselben kennen; ihre Unterschiede sind theils auf politische oder asketische Verhältnisse, theils nur auf äußere Zeichen begründet. Ihre Namen sind: 1) Ud'asis, 2) Ganj Bakshis, 3) Ram Rayis, 4) Sutreh Shahis, 5) Govind Sinhis (diese bilden jetzt die Hauptmacht der Sikhs; die eigentliche Sekte des Guru Govinda), 6) Nirmalas, 7) Nagas.

Dann kommen 4) die Dschainas.

5) Bâba Lâles, verehren nur einen Gott, enthalten sich alles Ceremoniells und haben ein Gemisch von Vaishnava- und Sufiqrundsätzen.

6) Pran Nathis suchte Muhammedanismus und Inderthum zu verbinden. Seine Sekte glaubt, daß beides wesentlich identisch sei; aber diese Identität tritt äußerlich nur bei der Einweihung hervor, welche in einer aus Bekennern beider Glauben zusammengesetzten Gesellschaft stattfindet. Im Leben halten sie sich an die Gebräuche ihre Ältern.

7) Sadhus, welche schon erwähnt sind.

8) Satnâmi, Deisten, verehren einen Gott als Schöpfer und ohne sinnlich erkennbare Eigenschaften anzunehmen; sie entlehnen vieles der Vedantaphilosophie und haben überhaupt vieles aus dem Vischnuismus.

9) Siva Narajanis; ebenfalls Deisten, welche sich jedoch von dem Inderthum und dem Islam sehr befreit haben. Ihre Hauptgrundsätze sind Wahrheit und Mäßig-

keit, Wohlwollen. Diese Sekte stammt aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

10) Çûnjabadis, ein zur Religion erhobener Skepticismus, welcher das Sein leugnet.

Hiermit schließen wir diesen kurzen Bericht über die echt indischen Religionsformen. Genauere Entwickelung würde zeigen, daß Indien eine wahre Musterkarte aller denkbaren Äußerungen des religiösen Gefühls ist. Die höchsten, wie die niedrigsten Conceptionen desselben treten hier unmittelbar ins Leben, Sinn und Unsinn findet sich in der möglichst größten Nähe, oft aufs Innigste und unauflöslich in einander verwebt.

Zu den verschiedenen Religionsformen des Inderthums bekennen sich jetzt in Indien zwischen 60 bis 70,000,000 Menschen [24]).

Nächst ihnen zählt der Islam in Indien die meisten Bekenner 15,000,000 [25]). Diese sind Nachkommen der theils friedlich, theils erobernd nach Indien gekommenen Muhammedaner; Proselyten unter den Indern zu machen, ist ihnen nicht anders als durch Waffen oder andere ähnliche Mittel gelungen. Sie selbst vielmehr konnten dem eigenthümlichen Einfluß der tieferen Auffassung des religiösen Gefühls in Indien nicht widerstehen, und wurden ebenfalls zu einem mehr speculativen Leben übergeführt. Akbar's Versuch, eine neue Religion zu gründen [26]), die Fakirn, welche, größtentheils aus Muhammedanern bestehend, das indische Büßerwesen nachahmen, und manche Änderungen in ihren Anschauungen, Sitten u. s. w. beweisen dies [27]).

Parsen [28]), Feuerdiener, wanderten in Indien nach dem Sturze der Sassaniden insbesondere ein; ihr Hauptsitz ist in Guzerate.

Ferner sind Juden, sowol schwarze, als weiße, in Indien [29]). Das älteste Monument der weißen Juden gibt das Datum 231 n. Chr., wie Buchanan versichert; hierdurch erhalten sie höchst bedeutende Rechte, was dafür entscheidet, daß ihre Einwanderung noch älter sein muß. Sie wohnten frei unter ihren eigenen Oberherren in Cranganor. Über die schwarzen Juden läßt sich gar nichts Bestimmteres bis jetzt sagen. Man hält sie für ältere Einwanderer, und sie haben manche Traditionen. Sie selbst sollen sich für Überbleibsel der zehn Stämme ausgeben, welche nach Indien entkommen seien.

In ziemlich alter Zeit hat sich schon das Christenthum [30]) über einen Theil der malabarischen Küste verbreitet. Die erste Nachricht davon kommt jedoch erst in Cosmas (im 6. Jahrh.) vor. Es leitet sich hier bekanntlich von St. Thomas ab. In Europa wurden diese sogenannten Thomaschriften im 9. Jahrh. bekannter. Als die Portugiesen kamen, glaubten sie sich von dem Druck, der in Indien seit längerer Zeit auf ihnen zu lasten angefangen hatte, befreit; allein sie fanden in ihren Glaubensbrüdern nur ihre Henker. Trotz aller Verfolgungen der Portugiesen haben sich etwa 200,000 Seelen in dieser Religion erhalten.

Zu diesen kamen noch die aus Europa einwandernden Christen, 500,000 etwa, und einige indische Convertiten.

---

6) Staat und Recht. Bei dem großen Umfange, welchen Vorderindien einnimmt, versteht es sich von selbst, daß man in keiner einzigen Ausbildung der Elemente des menschlichen Lebens eine vollständige Übereinstimmung erwarten darf. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Bevölkerung Indiens sowol, als die sich im Fortgange der Zeiten entwickelnden Verschiedenheiten der ursprünglich wol auf einen Punkt zusammengedrängten und daher im Allgemeinen gleichartigen, aber später räumlich gespaltenen, und, in Folge physischer und anderartiger Einflüsse, sich einigermaßen von einander scheidenden Sanskritbevölkerung, mußten in diesem weiten Raume ebenso viel Verschiedenartiges hervorrufen, als sich nur aus ursprünglich heterogenen und sich im Laufe der Zeiten zersetzenden und individualisirenden homogenen Elementen hervorzubilden vermag. Diese Neigung zum Divergiren wurde jedoch vielfach neutralisirt durch das geistige Hervorragen des Sanskritvolks. Wie dieses lange Zeit hindurch entschieden eine im Allgemeinen unbestrittene politische Präponderanz durch ganz Vorderindien behauptete, so hat es, so weit die Geschichte reicht, vorwärts und rückwärts, auch in geistiger Rücksicht das ganze menschliche Leben innerhalb der geographischen Grenzen Vorderindiens beherrscht, sodaß sich selbst die ursprünglich heterogensten Elemente nirgends ganz seinem Einfluß entziehen konnten, wol aber in den meisten Fällen, vom überwiegenden Geiste fortgezogen, ganz in ihm absorbiren lassen mußten. Innerhalb des Lebens des Sanskritvolks waltet aber wiederum vor allen andern die Brahmanische Richtung vor, und so sehr auch in manchen Perioden der Geist der Inder gegen sie angekämpft zu haben scheint, so war sie doch zu eng mit der ganzen Anschauungsweise der Inder verknüpft, als daß sie jemals ganz unterlegen zu haben scheint; aber ebenso wenig scheint sie in ihrer ganz in sich abgeschlossenen Gestalt jemals den indischen Geist gebändigt zu haben, sondern, wenn es ihr auch auf einzelnen Punkten gelungen sein mochte, sich mehr zu fixiren und consequent festzustellen, so erhob oder erhielt sich doch anderer Orten eine Opposition, und das ganze geistige Leben der Inder dreht sich um die Präponderanz der Brahmanischen Richtung und einen steten, mit Bewußtsein oder unbewußt gegen dieselben geführten, Kampf.

Für die staatliche Richtung, welche das indische Leben nahm, war von der größten Bedeutung die in dem Sanskritvolke wahrscheinlich schon überaus alte Überzeugung, daß die menschliche Thätigkeit eine erbliche sein müsse, und die daraus hervortretende Verbindung derer, welche dieselbe Thätigkeit haben, zu socialen Vereinen. Je nach der Werthschätzung dieser Thätigkeit standen die ihnen sich widmenden Vereine in höherer oder geringerer

---

24) *Montgomery Martin*, History of the british Colonies I, 434. 25) a. a. O. S. 441. 26) Vgl. *Fans Kenedy* in Transactions of the litterary Soc. of Bombay. II, 242 sq. 27) Observations on the Musulmans of India by Mrs. *Meer Hassan Aly* (Lond. 1832). 28) Ritter, Asien. IV, 1, 615. 29) a. a. O. S. 595 fg. 30) Ebendas. 601. *Montgomery Martin* 447.

Achtung, und bildeten so gleichsam eine Stufenleiter, in welcher sich die ganze indische Bevölkerung einander über- oder unterordnete. Selbst in neueren Zeiten haben sich auf diese Weise Vereine, welche früher eine Kaste bildeten, in mehre geschieden, zum Beispiel die Kaste der Künstler, welche früher nur eine bildete, in fünf (pank'âla) [31]), die der Barbiere und Wäscher, früher ebenfalls nur eine, die der gallovahrous und Couroubas, und eine Menge anderer, welche in den letzten Zeiten neue Eintheilungen unter sich constituirten [32]).

Sobald ein Volk aus demjenigen Zustande hervortrat, wo jeder alles, was zur Sicherheit und Gemächlichkeit seines Lebens nothwendig oder dienlich ist, selbst verrichtete, und einzelne aus demselben sich besonderen Thätigkeiten widmeten, lag der Gedanke sehr nahe, daß derjenige eine Thätigkeit am besten üben würde, welcher sie von Jugend auf schon von seinem Vater und nächsten Verwandten üben sähe und gleichsam in ihr erzogen würde.

Als der arische Volksstamm (sowol die östlichen als westlichen, das Sanskrit- und das Zendvolk) sich von ihren sprachverwandten und einst mit ihnen vereinigten Brüdern trennten, gab es noch keine ausgeprägte Verfassung, welche sich auf diesen Grundsatz stützte, keine sogenannte Kastenverfassung (von einem portugiesischen Worte casta). Dafür entscheidet, daß, obgleich sich bei vielen derselben dem indischen mehr oder minder ähnliche Verhältnisse für einige Zeit entwickelten, doch nirgends dieselben Namen zur Bezeichnung derselben angewandt werden, wie bei dem arischen Volksstamme. Selbst zu der Zeit, als die arische Volksmasse vereint war, scheint sich noch keine Kastenverfassung festgesetzt zu haben. Es werden zwar, wie bei den Indern, so auch im Zend-Avesta, vier Volksabtheilungen erwähnt, allein sie weichen in Bezug auf Namen und anderes von einander ab, und die Übereinstimmung sowol in der Zahl, als einigem andern, ist sehr unwesentlich. Denn diese Zahl ist so natürlich, daß sich fast jede Staatskörperschaft von selbst in sie zerfällt; daher sie auch bei vielen andern Völkern, welche völlig unverwandt sind, wiederkehrt, wie z. B. in Iberien und selbst in Mexico [33]). Wir haben schon oben bemerkt [34]), daß uns zur Zeit, wo die ganze arische Volksmasse ein vereinigtes Volk bildete, der Name des eigentlichen Volkes, seiner Hauptmasse, ârjas, die Ehrwürdigen, zu sein schien. Aus dieser Masse hatten sich jedoch schon die kshatrâs ausgeschieden, deren Namen in entsprechender Form und im Allgemeinen mit derselben Bedeutung, wie im Sanskrit, auch bei den Zendvölkern erscheint. Da ich ein sonst von mir gekanntes Gesetz, nach welchem Wurzelformen, welche in i schließen, in vielen Bildungen diesen Schlußvocal verlieren [35]), nicht auf dieses Wort anwandte, so habe ich früher [36]) eine falsche Etymologie von kshattra gegeben, an deren Stelle ich jetzt eine evident sichere setzen kann. Die Wurzel ist kshi. mit der Bedeutung herrschen. Diese wird von den indischen Grammatikern dieser Wurzel in der That gegeben, ist aber noch nicht für die Verbalform belegt. Die Zweifel, welche man wegen des letzteren Umstandes gegen die Richtigkeit der Angabe erheben könnte, werden aber durch Vergleichung der verwandten Sprachen vollständig weggeräumt. Denn, um nur einige Beispiele zu erwähnen, entspricht im Griechischen die Verbalwurzelform κτι in κτίομαι für κτιϝόμαι (gleich einem sanskritischen kshaj-é für ursprünglicheres kshajamé mit griech. κτ für sanskrit. ksh, wie gewöhnlich), ich beherrsche für mich, besitze. Aus dem Zend lehnt sich daran ksaja, Herrscher [37]), und an das Verbum selbst das Participium ksajant [38]) herrschend. Eben hierher gehört das griechische ἀνυ-κτ, von der Präposition ἀνά und der Wurzel κτι, mit Verlust des ι. nach der angegebenen Regel [39]). Ganz ebenso, mit Verlust des i und durch das Suffix tra, tritt aus der entsprechenden sanskritischen Wurzelform kshi die Form kshatra hervor; ihr entspricht im Zend ksathra und heißt hier König, grade wie esaja, und im Griechischen (ἀνα)-ξ, eigentlich Herrscher, herrschend. Denn das Suffix tra ist ursprünglich wesentlich identisch mit dem Suffix, durch welches nomina agentis gebildet werden, tri, wie in diesem einzelnen Falle noch der Umstand erweist, daß im Sanskrit neben kshattra (dessen organisch-richtigere Schreibart ksha-tra ist) die Form kshattri besteht, und ursprünglich, wie auch später, im Allgemeinen dieselben Bedeutungen hatte.

Demnach hatte sich zu der Zeit, wo die ganze arische Volksmasse noch vereint war, aus der Mitte des Gesammtvolkes eine besondere Kaste ausgeschieden und unter dem Namen kshatrâs, Herrscher, Könige, eine hervorragende Stellung eingenommen. Sie bildete damals wahrscheinlich die Classe der kleinen Häuptlinge, der nobiles. Wer ihre Untergebenen waren, läßt sich natürlich nicht mit Gewißheit bestimmen. Doch macht es die Analogie der verwandten Völkerstämme und der natürliche Gang der Entwickelung von Staatseinrichtungen bei Völkern, welche sich erobernd unter stammverschiedenen Völkern festsetzten, wahrscheinlich, daß die Hauptmasse ihrer Untergebenen nicht aus den verwandten Freien, den ârjas, Ehrwürdigen, bestand, sondern aus der im eroberten Lande vorgefundenen und unterworfenen Bevölkerung. Diese letzteren mögen die Çûdras gewesen

31) *Dubois*, Moeurs, Institutions etc. des peuples de l'Inde I, 49, 4, 13; hängt damit der Name des indischen Volkes der pank'âlas zusammen, sodaß dieses einst aus fünf Kasten bestanden, etwa den vier eigentlichen (s. weiter) und einer unterworfenen (vgl. S. 15, wo Sp. 1. Z. 24 für παραλαι zu lesen ist Πεζαται)? Die Endung âla hängt mit âli, Linie, Geschlecht, zusammen: fünf Linien habend. 32) Dubois a. a. O. I. 49. 33) v. Bohlen, Das alte Indien, II, 39. 34) S. 2 fg.

35) Griechisches Wurzellexik. I, 173. 36) a. a. O. 136. 37) Bopp, Vergleichende Grammatik S. 46. 38) a. a. O. 57. 39) Man könnte wegen der Form Fάνακ an der Richtigkeit dieser Etymologie zweifeln; allein hier muß man bemerken, daß es in der griechischen Sprache mehre Arten von Digamma gibt; eine Art ist ein rein dialektischer Anlaut, wie hier, und, um noch ein Beispiel zu erwähnen, auch in Fαννὼ, wie des letzteren evidente Etymologie (Theodor Benfey, Griech. Wurzell. I. p. XIV.) zeigt.

sein, welche in der, jedoch erst in der Zeit nach der Trennung der östlichen und westlichen Arier festgestellten indischen Kastenverfassung die vierte Kaste constituirten. Der Name derselben ist sehr dunkel, allein bei der nahen Verwandtschaft der Laute ç und ksh [40]), welche sich jedoch vielleicht nicht auf ähnliche Weise erklären läßt, wie die von sh und ksh [41]), kann man vielleicht, trotz der Verschiedenheiten in der Quantität des Vocals, an eine ursprüngliche Identität von çûdra und kshudra denken. Letzteres heißt klein, niedrig, gemein, und bildet so eine nicht unpassende Bezeichnung der unterworfenen Bevölkerung im Gegensatze zu der herrschenden, den ârja, Ehrwürdigen. Für die eben gegebene Ansicht spricht der Umstand, daß in der Pentapotamie, wo sich das Sanskritvolk, wenn auch nicht zuerst, doch sehr früh festsetzte, und wegen der natürlichen Trennung dieses Landstrichs von dem übrigen Indien, von der, im eigentlichen Indien fortgehenden, Weiterentwickelung der Verfassung weniger berührt wird (daher ihre Bewohner auch vom Bramathum verachtet wurden), die Namen kshattra und çûdraka sich als Bezeichnungen ganzer abgeschlossener Völkerschaften finden. Hier scheinen sich einst alle arjâs in kshattrâs verwandelt zu haben, oder unter die çûdrâs gestoßen zu sein, von denen sich ein Theil frei und unabhängig, aber ganz dem indischen Leben angeeignet, erhielt.

Noch vor der Trennung der arischen Volksmasse bildeten sich die kshattrâs zu einer sich für gleich haltenden und abgeschlossenen Kaste aus. Dafür entscheidet der im Sanskrit sowol als Zend vorkommende Name kshatrapa [42]), welcher seinen Grundbestandtheilen nach „Herr der kshattrâs“ bedeutend, höchst wahrscheinlich ursprünglich das Oberhaupt der kshatrâs bezeichnete. Sobald sich ein Theil eines Volkes kastenartig ausgeschieden, treten die übrigen Theile desselben fast von selbst in ein ähnliches Verhältniß. Dem bis jetzt entwickelten gemäß konnten dieser nur noch etwa ein oder zwei größere sein, nämlich 1) die arjâs, welche nicht in die Kaste der kshattrâs sich erhoben hatten, aber auch nicht zu gleichen Verhältnissen mit den çûdras herabgestoßen waren, also frei geblieben waren, und 2) die çûdrâs.

Erst nach der Trennung der arischen Volksmasse scheinen sich auch die Priester zu einer Kaste abgeschlossen zu haben. Sie hatten sich aus der Hauptmasse des Volkes erhoben, wie ihr Name ârjâs beweis [43]). Daß ihre Entstehung oder wenigstens festere Constituirung als Priesterkaste später als die Gemeinschaft des ganzen arischen Volksstammes falle, schlossen wir schon aus ihrem Namen Brâhmanâs [44]).

So war denn eine Eintheilung des indischen Volkes in vier Stände [45]) entstanden, von denen, den indischen heiligen Schriften gemäß, die Brahmanâs die erste Stelle einnahmen; die zweite die Kshattrâs; die dritte die eigentlich arjâs genannte Masse, welche aber auch als Haupttheil des Volkes den allgemeinen Namen für Mensch, vic (im Plural vic-as), führten; die vierte bildeten ursprünglich die Unterworfenen, zu denen aber in älteren Zeiten, ehe die Kasteneinrichtung noch streng abgeschlossen war, auch die verarmten oder sonst herabgekommenen arjâs gedrängt wurden.

Wann diese Eintheilung sich festsetzte, ist der Zeit nach natürlich nicht zu bestimmen. Es konnte auch keineswegs auf einmal geschehen, und da selbst zu Megasthenes' Zeit die Inder noch kein geschriebenes Recht besaßen — wenigstens kein solches, welches am Hofe und im Volke bekannter gewesen war — so können wir mit Bestimmtheit annehmen, daß sie einzig und allein durch Herkommen und Gebrauch sich als in den gegebenen Verhältnissen naturgemäß sirirt hatte. Nachdem sie einmal im Allgemeinen sich gebildet hatte, arbeiteten ohne Zweifel die Priester dahin, sie als göttliche Ordnung für ewige Zeiten festzustellen. Früh schon mochten sie sie mit ihren Schöpfungstheorien in Verbindung gebracht haben, und suchten ihre gegenseitige Stufenordnung religiös zu motiviren. Weil die Brahmanen aus Brahma's Mund hervorgegangen sind, so ist ihre Bestimmung die Beschäftigung mit dem heiligen Worte und die Verwaltung des Heiligen überhaupt; weil die Kshattrâs aus seinen Armen entsprungen sind, so ist ihre Pflicht die Menschen zu schützen, also Kriegsdienst; die vicas, aus dem Schenkel desselben hervorgetreten, sind verpflichtet, aller Dinge zu warten, welche zum menschlichen Lebensunterhalt gehören. Die Çûdrâs, aus seinen Beinen gezeugt, sind zum Dienste der über ihnen stehenden Kasten verpflichtet. Niemand hat sich über seine Geburt in den niedern Kasten zu beklagen; denn sie ist Folge seiner Thaten in seinem früheren Leben, und treue Erfüllung der durch die Kaste, in welcher er geboren ist, aufgelegten Pflichten befähigt ihn, in einer spätern Geburt selbst Angehöriger einer höhern Kaste zu werden.

Die Kasten sind erblich, daher heißen sie g'âtajas (gentes), ferner aber insbesondere varnâ'i, Farben, ein Name, dessen Entstehung zu vielerlei Hypothesen Veranlassung gibt, aber noch keine historisch sichere oder sehr wahrscheinliche Deutung zuläßt.

Als sich diese Eintheilung in vier Kasten, welche die religiösen Schriften der Inder in durchgreifender Übereinstimmung als die Grundlage des Kastenwesens geben, festsetzte, müssen die çûdrâs, mag ihr eigentlicher Ursprung gleich außerhalb des Sanskritvolkes zu suchen sein, schon ganz und gar in den indischen Staatsverband aufgenommen gewesen sein und sich dem indischen Leben assimilirt haben.

In den Brahmanenschulen mag nun in der That diese Eintheilung schon früh als eine heilige und nothwendige gelehrt, auch im Volke als religiöses Dogma — möchte man fast sagen — angenommen gewesen sein; aber überaus fraglich ist, ob sie von je her — wenigstens in der strengen Scheidung der späteren Zeiten — im Leben gegolten habe. Was zunächst die ganz eigent-

40) Theodor Benfey, Griech. Wurzell. I, 166 und sonst. 41) Eben S. 174. 42) Vgl. S. 3. 43) Vgl. a. a. O. 44) Vgl. S. 191. 45) *Meiners*, De causis ordinum sive catarum in veteri Aegypto atque tam in antiqua, quam in recentiori India in Comment. Soc. Gott. X, 184; außerdem behandeln die Kasten fast alle Werke über Indien.

liche Grundlage derselben, die Erblichkeit, betrifft, so erscheinen nicht blos in den religiös-mythischen Überlieferungen Beispiele von solchen, welche durch Geburt andern Kasten angehörig, selbst in die höchste Kaste, die der Brahmanen, aufgenommen wurden, sondern selbst in relativ neueren Zeiten, wo im Allgemeinen die Scheidung in Kasten und der Grundsatz der Erblichkeit in immer wachsenderer Strenge genommen ward, ist es vorgekommen, daß fremdstämmige zu Brahmanen geweiht sind [46]). Was ferner den Grundsatz über die angewiesene Thätigkeit betrifft, so scheint auch dieser schon seit sehr alter Zeit nichts weniger als beobachtet. Der Herrscher Indiens zu Alexander's Zeit war entschieden ein Sudra, ob zwar deswegen verachtet, ebenso der hochgeachtete Tschandraguptas und den Puranen nach die sämmtlichen auf Nandas folgenden Herrscherreihen. Die aus Hiuan Thsang [47]) mitgetheilten Auszüge zeigen, daß im 7. Jahrh. Brahmanen, Vaisjas und Sudras in beiweitem größerer Zahl in den indischen Reichen herrschten, als die der Theorie nach allein dazu berechtigten Kshattrijás. Was die Rangfolge betrifft, so deuten eine Menge Mythen darauf hin, daß die Zeit gar nicht so weit über der Geschichte hinaus lag, in welcher die Kshattrijas den Brahmanas die Herrschaft oder den Vorrang streitig machten. In eine Menge, von letzteren theoretisch in Anspruch genommene, Vorrechte, z. B. das nicht getödtet werden zu dürfen, scheinen in der Praxis höchstens unter sehr bigotten Fürsten bestanden zu haben. Wenigstens zeigen indische Schriften (z. B. die Dramen) und die Geschichte, so weit wir sie verfolgen können, daß sich kein indischer Fürst ein Gewissen daraus machte, einen Brahmanen, welcher den Tod verdient hatte, erequiren zu lassen. Wenn es in Indien wirklich einst eine Zeit gab, in welcher das Leben ganz und gar unter Einfluß der Brahmanischen Lehren stand, und der Staat ihnen gemäß geordnet war, so mag in ihr auch die Kastenverfassung mit ihren vier Rangstufen so gegolten haben, wie die Brahmanischen Schriften sie vorschreiben. Diese Zeit würde, wenn man sie annehmen will, mit der zusammentreffen, in welche wir die politische und sociale Einheit Indiens mit einem hohen Grade von Cultur setzen zu müssen (1000 v. Chr.), schon mehrmals Veranlassung fanden, und weiterhin noch finden werden. In der auf diese Zeit politischer ꝛc. Einheit folgenden Periode der Individualisirung des indischen Lebens, welche wir schon anerkennen und etwa in die drei Jahrhunderte vor Tschandraguptas (7. bis 4. v. Chr.) setzen zu müssen glaubten, schwand der Einfluß der Brahmanischen Richtung mehr und mehr, und damit mußte auch die Brahmanische Anschauung der Kastenverfassung zurückgedrängt werden. Da nun mußten sich zwei Richtungen geltend machen; einmal wirkte die im indischen Volke lebende Überzeugung von der nothwendigen Erblichkeit der Thätigkeiten und der damit zusammenhängenden Würdigung, wenig gehemmt von der religiösen Lehre, daß es nur vier Kastenunterschiede gebe, zu einer immer größeren Spaltung der Volksbestandtheile, wie denn die occidentalischen Schriftsteller der Alten sieben und mehre Stände, nach der Thätigkeit geschieden, kennen [48]); andererseits aber hatte man in den Philosophenschulen angefangen, sich zur Idee der Gleichheit aller Menschen zu erheben, und diese Idee war bei der hohen Bildung, welche damals in Indien herrschte, auch zu den höheren Volksclassen gedrungen; als Bestandtheil der Buddhistischen Religionslehre fing sie sogar schon an, eine fast allgemeine Verbreitung zu gewinnen. Beide Richtungen, jene stets fortgesetzte Spaltung in neue Kasten, und diese vollständige Negation angeborener Vorrechte, würden wol mit Aufhebung des Kastenwesens geendet haben, wenn nicht, durch den Buddhismus angeregt, das Brahmathum erwacht wäre, und sich, sowol im Ganzen, als insbesondere in seiner Hauptgrundlage, der Kastenverfassung, regenerirt hätte (im 3. Jahrh. v. Chr.) [49]). Damals traten, wie wir schon früher vermutheten [50]), die systematisch ungebildeten Namen der vier Kasten: 1) brâhmanás oder ârjás, 2) kshattrijás, 3) vaicjás, 4) çûdrás, an die Stelle der in Beziehung auf die zweite und dritte (kshattras und vicas oder ârjás) abweichenden alten. Ja der Name kshattra (oder kshattri), welchen diese Kaste in der Pentapotamie als Volksnamen gebrauchte, erhielt eine verächtliche Bedeutung, indem kshattri insbesondere, in den heiligeren oder Brahmanischen Schriften, zur Bezeichnung eines von einem Sudra und einer Kshatrija- oder Vaicja-Frau Geborenen gebraucht wurde, höchst wahrscheinlich, weil in der Pentapotamie das Herkommen, welches die eheliche Verbindung von Sudras mit Kshattras und Vaicjas dem Grundsatz nach verbot, aufgehoben, oder in Verfall gekommen war (s. weiter). In der schon mehrfach erwähnten Überzeugung des indischen Volkes, daß jede Thätigkeit eine erbliche sein müsse, fanden die in strengerer und seit Abfassung des Mânavadharmaçâstram (im 3. oder 2. Jahrh. v. Chr.) [51]) auch schriftlicher Form dargelegten Lehren des Brahmathums eine Hauptstütze. Zu dieser kam aber noch ein anderes Hilfsmittel. Im Fortgange der Herrschaft des Sanskritvolkes über Indien waren die stammverschiedenen Urvölker dieser Gegenden wol zuerst in die Berge getrieben und dann nach und nach einzelne Stämme derselben in den indischen Staatsverband aufgenommen. Ausgeschlossen von der indischen Cultur, in ihren, größtentheils unfruchtbaren, Wohnsitzen schon durch die dadurch nothwendig gewordene Lebensweise verwildert, mußten sie einen Anblick gewähren, welcher wenig geeignet war, die von dem Gedanken erblicher Scheidung noch nicht entwöhnten Inder geneigt zu machen, sie zu gleichen Rechten in den Staatsverband aufzunehmen. Konnte doch der milde Buddhist sogar sich nicht daran gewöhnen, einen Tschandalas (wie die zu keiner Kaste gehörigen hießen) anzublicken oder gar zu berühren, obgleich allgemeine Menschengleichheit eigentlich zu seinen Dogmen gehörte. Wie viel weniger mußte

46) Vgl. *Dubois*, Moeurs I, 127. 134. *Bochinger*, La Vie etc. p. 95. 96. 47) Vgl. S. 115 fg.

48) v. Bohlen, II, 28. 49) Vgl. S. 74 und sonst, weiterhin Literatur. 50) S. 3. 51) Vgl. Literatur.

dieses möglich sein, wo die Brahmanische Richtung sich entweder streng erhalten hatte, oder wieder aufgelebt war? Dieser Art Völker traten demnach in den indischen Staatsverband mit dem Range unter den vier Kasten, das heißt als kastenlose, und mit einer bestimmten Thätigkeit, welche wol nur eine Fortsetzung ihrer frühern Lebensweise war [52]).

Während der Oberherrschaft des Buddhismus und selbst in dem ersten Theile der Periode des darauf folgenden geistigen Kampfes zwischen dem Brahmathum und Buddhismus bis zu der Zeit, in welcher das Brahmathum wieder anfing, die Oberhand zu gewinnen, müssen die Kastenunterschiede innerhalb der vier eigentlich-indischen Kasten, mögen gleich ihre Namen noch lange Zeit fortbestanden haben, was sehr wahrscheinlich ist, wol immer mehr aufgehoben sein. Heiratben zwischen Kshattrijâs und Sudras und Vaiçjas müssen — da gar keine religiösen Bedenken entgegenstanden — bei den Buddhisten überaus häufig vorgekommen sein, und wenngleich die Brahmanische Ansicht, welche die aus solchen Ehen Geborenen aus dem Verband der vier Hauptkasten unter die Tschandalas stößt, unter Buddhistischer Herrschaft keinen Einfluß auf die socialen Verhältnisse vom politischen oder religiösen Standpunkte aus haben mochte, so war doch die Idee des Kastenunterschiedes im Volke noch zu sehr verbreitet, als daß eine solche Ehe nicht wenigstens den Einfluß gehabt hätte, die daraus Geborenen der schlechteren Hand beizuzählen. Das Beispiel der Buddhisten konnte natürlich nicht verfehlen, auch auf die Anhänger des Brahmathums zu wirken, und hatte Jemand etwas gethan, oder gelitten, wodurch er sich der Ausstoßung aus seiner Kaste aussetzte, so mochte er, wie während der Herrschaft des Muhammedanismus, zum Islam, und jetzt zum Christenthum oder häufiger dem Islam, so damals zum Buddhismus, übertreten.

Auf diese Weise erhielten sich während der Dauer von fast 1200 Jahren (von etwa 250 v. Chr. bis 950 n. Chr.) nur die Brahmanen, die eigentliche Stütze und Halter der Brahmanischen Richtung, insofern sie dem Brahmathum treu blieben, als eigentliche Kaste. Die Kshattrijâs sowol, als die Vaiçjâs gingen in den Sudrâs nach und nach auf, und so erklärt sich am besten wol, wie es kommt, daß jetzt fast im ganzen Bereiche von Vorderindien nur überaus wenige noch sind, welche sich zu jenen beiden Kasten rechnen [53]), und es selbst von diesen wenigen überaus zweifelhaft ist, ob ihre Ansprüche auf reine Abstammung gerechtfertigt werden können. Die Radschaputras (Radschputen) stammen z. B. höchst wahrscheinlich wirklich von Königen (sehr viele ihrer Stämme von der letzten Dynastie von Canodsche); allein diese Könige gehörten ohne Zweifel nicht der Kshattrijakaste an.

So gestaltete sich denn, wahrscheinlich schon zur Zeit der Vertreibung des Buddhismus, das sociale Verhältniß in Indien so, daß seine Bevölkerung vom Brahmanischen Gesichtspunkte aus in 1) Brahmanen, 2) Çûdras und wenige Überbleibsel der Kshattrija- und Vaiçja-Kaste, und 3) gemischte (und Unter-) Kasten zerfiel. Die Grundlage der letzten bildete die zum indischen Leben übergegangene oder unterworfene Urbevölkerung, zu welcher aber alle kamen, welche, aus ihren Kasten gestoßen, nicht zu einem andern religiösen Bekenntniß übertraten. Treu der alt-indischen Überzeugung von der nothwendigen Erblichkeit der Thätigkeit und der daraus hervorgehenden Rangordnung spalteten sich alle diese Abtheilungen in Unterabtheilungen, welche man gewöhnlich ebenfalls mit dem Namen Kasten bezeichnet. Dieser Zustand ist im Allgemeinen der noch heute bestehende.

Es war nothwendig, diese kurze Übersicht der Geschichte der indischen Kasten zu geben, um einen klareren Blick über das Wesen derselben zu verschaffen. Für die Richtigkeit derselben möge für jetzt die Darstellung selbst sprechen. Es war nicht möglich, die mir für dieselbe zu Gebote stehenden Beweismittel hier ausführlich mitzutheilen, ohne einen verhältnißmäßig zu großen Raum in Anspruch zu nehmen. Vieles ist auch blos aus den allgemeinen indischen Verhältnissen geschlossene Hypothese; dieses glaube ich jedoch stets hinlänglich angedeutet zu haben. An einem andern Orte hoffe ich einst Gelegenheit zu haben, dasselbe Thema genauer zu erörtern. Wir wenden uns jetzt zu den einzelnen Kasten, wobei wir die theoretische Verfassung derselben mit ihrer Gestalt im Leben, so weit es in der Kürze möglich ist, verbinden werden.

Die drei höheren Kasten zeichnen sich vor der vierten zunächst dadurch aus, daß sie in einem bestimmten Lebensalter initiirt werden. Diese Einweihung geschieht vermittels Anlegung einer Schnur, welche von der linken Schulter quer über die Brust herab getragen wird. Bei den Brahmanen kann sie zwischen dem 8. bis 15. angelegt werden, und ist von Baumwolle, bei den Kshatrijas, welche sie vom 11. Jahre an erhalten können, ist sie von Kusagras, und bei den Vaiçjas, die sie erst im 12. Jahre erhalten dürfen, ist sie von Wolle. Diese Einweihung, welche mit religiösen Ceremonien verbunden ist, gilt gleichsam für eine zweite Geburt im Leben, daher die drei oberen Kasten die zwiefach geborenen (dvig'a) genannt werden. Theoretisch ist in Beziehung auf Verehelichung die Aufhebung des connubii zwischen den verschiedenen Ständen Grundsatz, insofern als nur solche, die aus einer Ehe stammten, welche zwischen gleichständigen geschlossen war, demselben Stande mit ihrem Vater angehören konnten [54]). In dieser Beziehung mochten die kshattrî der Pentapotamie abweichen, indem sie den Stand des Sohnes von dem, welchen der Vater, oder, wenn wir der diesem Worte in den Brahmanischen Schriften gegebenen Bedeutung folgen dürfen, die Mutter hatte, abhängen ließen. Mir ist es jedoch am wahrscheinlichsten, daß dieses Volk sich seiner ursprünglichen Abstammung nach überhaupt für kshattâras erklärt hatte und die Einwirkung der Ehe auf die Änderung des Standes ganz negirte, womit der Kastenunterschied ganz wegfiel,

52) Vgl. auch *Lassen*, Institutt. Ling. Praer. App. p. 2.

53) Vgl. z. B. *Vans Kennedy* in Transaction of the litterary Society of Bombay III, 148 und fast alle neueren Angaben.

54) *Mânavadh.* X, 5.

wie dies den Völkern der Pentapotamie in den Brahmanischen Schriften überhaupt vorgeworfen wird [55]). Solche Heirathen waren aber in Indien kaum zu vermeiden und selbst im Ramajanam, welches Gedicht am meisten dem Brahmathum huldigt, heirathet ein Brahmane eine Kschatrijatochter, bei welcher Gelegenheit dessen Vater jedoch ein Reinigungsopfer für seinen Sohn vollbringt [56]). Das Brahmathum nimmt daher an, daß durch derartige Verbindungen eine Menge Zwischenkasten und Unterkasten entstehen, deren Thätigkeit gleichsam eine Mittelstufe zwischen den beiden dem Stande der Ältern zugewiesenen bildet. Wenn einst wirklich die Vertheilung in vier Kasten in aller Strenge waltete, so mochte sich in der That die Thätigkeit derartiger Zwischenkasten auf solche Weise fixiren. Denn der Stand der Brahmanen sowol, als der der Kschattrijas, würden einen von Brahmanen und Kschatrijaältern Geborenen schwerlich als ebenbürtig in seine Körperschaft zugelassen haben, aber der Einfluß der beiden Ältern hätte, zumal wenn diese Ehen, wie nicht zu zweifeln ist, häufiger vorkamen, ihnen eine mittlere Stellung sichern können. Die ebenbürtigen hießen g'ätjäg'näjäs, „als beste anzuerkennende." Die, welche von Zweigeborenen (Mitgliedern der drei ersten Kasten) mit Frauen gezeugt sind, welche der nächst unter ihnen stehenden Kaste angehören, hießen im Allgemeinen sadrîcâs, „ähnliche." Der Sohn eines Brahmanen, z. B. von einer Kschatrijafrau, hieß mûrdhâbishikta; die Thätigkeit dieser vornehmsten Zwischenkaste ist Unterricht in den militairischen Wissenschaften (gleichsam eine Verbindung der Hauptthätigkeit der Brahmanen, des Lehrens, mit der der Kriegerkaste), der eines Kschattrija von einer Vaisjafrau hieß Mâhishja, und die Beschäftigung dieser Zwischenkaste war Musik, Astronomie und Viehzucht; der eines Vaisja von einer Çûdrafrau hieß Karana oder Kâjastha; und die Beschäftigung seiner Zwischenkaste war der Dienst bei den Fürsten [57]). Daß es jemals mit dieser theoretischen Fixirung streng genommen sei, glaube ich kaum; doch haben wir, bis jetzt wenigstens, weder entschiedene historische Beweise dafür, noch dagegen. Ich vermuthe, daß, als die Ordnung der Stände im Mânavadharmaçâstram nach Brahmanischen Gesichtspunkten festgestellt wurden, die gegebenen Zustände und vorliegenden erblichen Thätigkeiten den Maßstab sowol für die Rangordnung, als für die priesterlich speculative Annahme der Entstehung dieser Menschenclasse abgaben. Diese letztere wurde denn als Gesetz für die Zukunft festzustellen versucht. Manche Eigenthümlichkeiten in den ferneren Vorschriften des Mânavadharmaçâstram über die Zwischenkasten lassen fast nur eine ähnliche Erklärung zu. So ist es zum Beispiel überaus auffallend, daß eine Menge derselben mit bekannten indischen Volksnamen bezeichnet werden; so heißen die Söhne, welche von Brahmanen mit Vaisjafrauen gezeugt werden, Ambashṭ'âs [58]); die Söhne eines Vaisja von einer Brahmana- oder Kschatrijafrau heißen Mâgadha oder Vaideha (nach Magadha und Videha benannt, beide im jetzigen Behar); die von einem Sudra mit einer Frau aus den drei obern Kasten heißen unter andern Kshattṛi; von einem Brahmanen und einer Ugrafrau (so heißt eine Zwischenkaste) entsteht ein Âvrita; von demselben und einer Ambashṭ'afrau ein Abhîra; von einem Brahmanen, welcher zwar ebenbürtig geboren ist, aber nicht eingeweiht ist, und deswegen vrâtja heißt, stammt ein Avantja (so heißen die Einwohner von Ozene); von einem Kschatrija, welcher vrâtja ist, stammt ein Malla (bekanntlich ein Volk der Pentapotamie), ein Khasa (in Nepal), Dravira (in Dekhan) u. s. w. Ja der Name Pâraçavas, welcher den Söhnen von Brahmanen, welche mit Sudrafrauen gezeugt sind, gegeben wird, dürfte nicht mit Unrecht als von den Persern entlehnt, betrachtet werden, da das Mânavadharmaçâstram auch fremdstämmige Völker in das Bereich dieser Kastenordnung zieht, und z. B. die Javanas, Sakas, Paradas, Pahlavas, Chinas, als herabgesunkene Kshattrijas betrachtet [59]). Das Mânavadharmaçâstram, zu einer Zeit abgefaßt, wo fast ganz Indien vom Buddhismus ergriffen und der eigentliche Sitz der Brahmanischen Richtung auf Brahmavarta beschränkt war [60]), betrachtete fast alle andern indischen Völker als mehr oder minder entwürdigte Mischkasten, und setzte je nach dieser Anschauung ihre Namen für die Zukunft als Bezeichnung bestimmter Zwischenkasten fest. Wir halten es nicht für der Mühe werth, diese Zwischenkasten, deren Mitglieder eigentlich alle außer der Kastenordnung stehen, weiter zu verfolgen, da wir sie, wie bemerkt, in dieser Anordnung nur für Gebilde der Brahmanischen Theorie halten, welche im Leben niemals, oder unter ganz andern Bedingungen erschienen. Wer sie kennen lernen will, möge das zehnte Buch des Manuischen Codex nachsehen.

Was die vier Hauptkasten betrifft, außer denen keine reine existirt, so machen die Brahmanen, wie schon bemerkt, ohne bedeutenden Erfolg auf das Vorrecht aufmerksam, nicht am Leben gestraft werden zu dürfen. Ihre Beschäftigungen sollen nach dem Gesetzbuche sechs sein: Lesen der Veden und Erklärung derselben, Opfern und Beistand bei Anderer Opfer, Geben und Empfangen von Almosen. Drei von diesen: Erklärung der Veden, Beistand bei Anderer Opfer und Empfangen von Almosen aus reinen Händen kommen den Brahmanen allein, mit Ausschluß der übrigen Kasten, zu [61]). Dem Wesen nach sollten sie aber die Repräsentanten und Förderer des ganzen geistigen Lebens des indischen Volkes sein; aus ihren Reihen traten die Lehrer, die höheren Staatsbeamten, Richter, Gelehrte, Weise, Dichter u. s. w. hervor. Ihre Lebensweise soll streng und tadellos sein; sie sollen keine Schätze sammeln, sollen nur so viel zu erwerben suchen, als für ihre Lebensbedürfnisse genügt. Natürlich ist diese Vorschrift schon seit den ältesten Zeiten nicht absonderlich beobachtet. Die Brahmanen, im Besitze der einträglichsten Ämter, benutz-

55) Vgl. die Episode aus Mahâbhârat, in *Lassen*, Pentapot. 56) *Ramaj.* I, 18; insbesondere Vers 23. 57) *Mânavadharmaç.* X, 6, in der durch die Scholien ergänzten Übersetzung von W. Jones. 58) a. a. O. 8.

59) a. a. O. X, 44. 60) a. a. O. II, 21. 61) a. a. O. X, 75. 76.

ten ihre Stellung auf echt orientalische Weise, so weit wir die Geschichte verfolgen können; zum Zweck des Lebensunterhalts darf schon nach dem Gesetzbuche [62]) des Manus der Brahmane auch Kriegsdienste, Ackerbau, Kaufmannschaft, Viehzucht u. s. w. treiben. Ihre Ländereien sollen frei von Abgaben sein. An der Spitze der Brahmanen, welche sich dem religiösen Dienste weihen, steht in den einzelnen Königreichen ein Guru, welcher vom Fürsten unterhalten wird; überhaupt rechneten es sich ehemals und auch jetzt noch die indischen Fürsten zur Ehre, eine bedeutende Anzahl von Brahmanen zu speisen und auf alle Weise zu ehren. Asoka's Vater unterhielt deren 60,000, und so auch er selbst im Anfange seiner Regierung. Wollten die Brahmanen die höchste Ehre genießen, zu welcher ihre Geburt sie befähigte, so mußten sie sich dem Studium der Veden insbesondere widmen und dem damit verknüpften Anachoretenleben. In diesem Falle war höchste Sittenreinheit und Tugend, letztere in dem stärkstaffetischen Sinne, ihr Hauptrequisit. Ehrgeiz sowol als auch heilige und würdige Motive haben von jeher und selbst jetzt noch Brahmanen in diese reine und ehrenvolle Bahn geführt; allein ebenso häufig, oder vielmehr noch häufiger, trieben sie sich an den verderbten indischen Höfen der Fürsten und anderer Großen herum — wie insbesondere die indischen Dramen zeigen — und spielten hier eine Rolle, welche der der französischen Abbés vor der Revolution nicht sehr unähnlich ist [63]).

Die Brahmanen theilen sich, gemäß dem sich durch das ganze indische Volk ziehenden Bestreben, sich in kleinere Vereine zu spalten, schon seit alten Zeiten — wie die Inschriften insbesondere zeigen —, in mehre Unterabtheilungen. Von Canjacubdscha (Canog'e) aus, wo sich, wie schon mehrfach bemerkt, das Brahmathum regenerirte, scheint die Eintheilung der Brahmanen in sieben Classen, welche nach den sieben Rishis benannt sind, ausgegangen zu sein [64]). In Bengalen sind die Nachkommen dieser Brahmanen von Canodsche streng von den Nachkommen der Brahmanen geschieden, welche schon früher dort eingewandert waren, und sich, weil diese Einwanderung aus 700 Familien bestanden haben soll, die Saptaçati (700) nennen. Eine andere Eintheilung der Brahmanen nimmt zehn Hauptfamilien an, welche die Çâka-Dvîpa-Brahmanâs heißen, und nach den Theilen von Indien benannt werden, in welchen sie ihre Sitze genommen haben, nämlich 1) Gaura (Bengalen), 2) Sarasvati, 3) Canjacubdscha, 4) Maithila, 5) Utcala (Orissa), 6) Tailanga, 7) Carnata, 8) Maharashtra, 9) Dravira. Der zehnte Name ist an dieser Stelle nicht zu finden [65]). Zehn zum Theil abweichende Namen gibt die G'âtimâlâ [66]). An manchen Orten führen sie eigenthümliche Namen; in Malabar z. B. heißen sie Namburis [67]). So-

62) a. a. O. 81 fg. 63) *Dubois*, Moeurs I, 406 fg. 64) *Dubois*, Moeurs I, 141 und Ritter, Asien. IV, 2, 1244; wo jedoch nach *Ram Comal Sen* Dictionary in English and Bengalee, Serampore. 1834. p. 11, welches mir unzugänglich ist, nur fünf Classen genannt werden. 65) *Stirling* in As. Res. XV, 198. 66) In As. Res. V, 55. 67) Vgl. Ritter, Asien. IV, 1, 752.

wie schon die occidentalischen Schriftsteller des Alterthums das hohe Ansehen kennen, in welchem sie in Indien standen, so haben sie es sich bis auf den heutigen Tag erhalten; dadurch, daß sie alle höheren Staatsämter bekleideten, und so die genaueste Kenntniß des Landes und Volkes erlangten, wußten sie sich selbst allen fremden Eroberern nothwendig zu machen. Unter den Muhammedanern mußten sie schon ihrer finanziellen, insbesondere arithmetischen Kenntnisse wegen in die Administration zurückgerufen werden, und obgleich es ihnen nicht gelang, wie unter den Hindu-Fürsten, ihr Amt als erste Minister in ihrer Nachkommenschaft erblich zu machen, so gelangten sie doch bei den kleinern Muhammedanischen Fürsten nicht selten für lange Zeit zu derselben hohen Stellung; ein Beispiel der Art, welches für die Geschichte Indiens von Bedeutung war, ist der Brahmanische Minister des Königs von Golconda zu Sevagi's Zeit. Auch den Europäern wurden sie durch ihre arithmetischen Kenntnisse und das Ansehen, in welchem sie beim Volke stehen, welches auf die Behörde, welcher sie beigeordnet werden, stets zurückwirkt, sehr brauchbar, und sind daher insbesondere im englischen Dienste vielfach angewandt. Allein die so verwandten Brahmanen zeichnen sich durch alle dieser Kaste gewöhnlich im Allgemeinen zugeschriebenen Laster — wie Treulosigkeit, Heuchelei, Schlauheit, Erpressung, Stolz ꝛc. — so aus, daß ihr Dienst, ohne die allerstrengste Beaufsichtigung, überaus nachtheilig wirkt. Die religiösen Übungen, welche ihnen eigentlich ihr Stand vorschreibt, werden, wenn sie sich derartigen Diensten widmen, ganz von ihnen vernachlässigt; nur die Hauptsachen beobachten sie, und dieses genügt, um ihnen ihr angeborenes Ansehen zu erhalten. Ihr Lieblingssprüchwort ist: „Für den Bauch spielt man gar manche Rolle," und treu dessen Bedeutung widmen sie sich einer Menge Zweigen der Industrie. Sie treten als Ärzte auf und nicht ohne Glück; als Krieger entwickeln sie zwar im Allgemeinen keinen besondern Muth; doch haben manche Brahmanen als Generale bedeutende Talente gezeigt. Sie gelten für ausgezeichnet tüchtige Kaufleute; verlieren jedoch, wenn sie diesen Stand ergreifen, viel an Ansehen, weil er ihnen die genauere Beobachtung ihres Ceremoniells nicht gut verstattet, und diese Vernachlässigung nicht, wie bei den Staatsbeamten, durch hohen politischen Einfluß in den Augen des Volkes compensirt wird. Die Steuereinnehmer, Grenzwächter, Schreiber, Rentmeister, Schullehrer, Astrologen sind fast alle aus der Classe der Brahmanen; ebenso dienen sie als Boten, welches für Brahmanen ein sehr einträgliches Gewerbe ist; denn sie logiren frei in Hospitien, welche nur für sie zugänglich sind und von Brahmanen bewohnt werden. Diese Hospitien sind gewöhnlich von frommen Seelen ausgestattet und mit reichen Einkünften versehen [68]). Ihre Fähigkeit, allenthalben Zugang zu erlangen, und ihre Kunst, die verschiedensten Rollen zu spielen, macht sie zu sehr brauchbaren Spionen. Sie widmen sich, wenn es nöthig ist, selbst niedern Diensten, beobachten jedoch alle Vorsicht, um sich durch Kasten, welche sie nicht be-

68) *Dubois*, Moeurs I, 912.

rühren dürfen, nicht zu verunreinigen. Die meisten Einkünfte bringen ihnen jedoch der Aberglaube und die Vorurtheile ihrer Landsleute ein, welche sie auf die gewissenloseste Weise ausbeuten. Am meisten bedienen sie sich dazu ihres Amtes als Priester, und bei jedem irgend bedeutenden Tempel findet man eine große Anzahl von Brahmanen, welche dessen und somit ihre Einkünfte auf die mannichfachste Weise zu steigern wissen.

2) Die Kriegerkaste, ursprünglich **Kshatra** (*Κάσσοι* bei Arrian als Volksname) [69]), später **Kshatrija**. Ihre Beschäftigung ist der Kriegsdienst. Sie hatten der Theorie nach das Vorrecht, daß die Könige aus ihrer Kaste stammen mußten. Wie wenig dies im Leben galt, ist schon bemerkt. Nach den Puranen ist die Kriegerkaste schon seit langer Zeit ausgerottet. Noch jetzt machen zwar einige wenige Familien auf diese edle Abstammung Anspruch; allein es ist schon bemerkt, daß diese Ansprüche sehr zweifelhaft sind, so z. B. die Polygars in Orissa, welche jedoch nach der Angabe der Brahmanen aus der Sudra-Kaste stammen [70]). Noch weniger mögen die Ansprüche der Nairen in Malabar begründet sein. Denn deren ganz von den gewöhnlichen indischen Gebräuchen abweichende Weise zu heirathen (Polyandrie, wie sie jedoch im Mahabharata auch bei den Panduiden vorkommt) und ihre Erbfolgegesetze (wo die Schwestersöhne Erben sind) macht es sogar unwahrscheinlich, daß sie ursprünglich indischen Stammes sind (d. h. vom Sanskritvolke herkommen). Auf keinen Fall ist ihre Abstammung rein, da sich die Frauen auch mit Namburis (den malabarischen Brahmanen) vermischen dürfen. Doch betragen sich diese als Kshatras und ihre Hauptbeschäftigung bilden die Waffen. Manu's Gesetzbuch erlaubt aber den Kshatrijas im Fall der Noth auch die Betriebsamkeit der Vaiśjas, und auch die Nairen handelten schon, als die Portugiesen sie kennen lernten, wo sie sich noch Zetires nannten (d. i. Kshattrijās), mit Seide, Perlen, Gold und Silber. Die Rāg'aputras sind schon früher angemerkt.

3) Die Kaste der Ackerbauer und Handelsleute, **Vaiçjas**, ursprünglich **viças**. Sie umfaßte ursprünglich wol die ganze freie Bevölkerung, insofern sie nicht zu den beiden ersten Kasten gehörte. Ackerbau war ohne Zweifel deren Hauptbeschäftigung, und durch Sitten und Gesetze geehrt und sehr geschützt. Zu Megasthenes' Zeit war ihre Classe die zahlreichste; selbst im Kriege konnten sie ruhig ihre Äcker bestellen. Denn diese wurden, der alten Satzung nach, unter den Kriegerstämmen allein ausgemacht, während die Äcker unbelästigt blieben. Mit Ackerbau war natürlich Viehzucht verbunden; vielfach widmeten sich die Vaiçjas auch dieser allein. Ebenso standen ihnen tiefer liegende Beschäftigungen, selbst die der Çūdras, dem Manavadharmaçāstra gemäß [71]), offen. Auch diese Kaste ist im Laufe der Zeiten, wie schon bemerkt, fast ganz erloschen, und es sind noch wenigere, als bei der Kshatrija-Kaste, welche auf dieselbe Anspruch machen. Ihre Ansprüche, z. B. die der Vaiśjas in Orissa [72]), sind ebenso zweifelhaft.

4) Die vierte Kaste bilden die **Çūdras**. Der Theorie nach ist ihre Verpflichtung **Dienst bei den Zweifach-geborenen** (d. i. den drei oberen Kasten), am verdienstlichsten der bei den Brahmanen. Diese sollen alsdann für ihren Unterhalt sorgen; kann der Sudras aber nicht durch diesen Dienst bestehen, so erlaubt ihm das Gesetz schon Handarbeiten und andere Arten von Erwerb; jedoch soll er sich keine Schätze erwerben, selbst wenn er die Fähigkeit dazu hat. Von dem Lesen und Hören der Veden, welche auf die drei oberen Kasten beschränkt sind, sind sie ausgeschlossen, ebenso von der Darbringung von größeren Opfern, jedoch nicht von kleineren für sich selbst. Dies alles hat sich natürlich umgewandelt, seitdem die Sudras den beiweitem größten Bestandtheil des indischen Volkes — ausschließlich der noch unter ihnen stehenden Volksabtheilungen — bilden. Sie treiben seit der Zeit Ackerbau und alle Arten von Gewerben. Sie theilen sich in eine Menge von Zünften, welche unter einem Oberhaupte stehen, und eine gewisse Art von Jurisdiction unter sich haben. Diese haben gemeinschaftliche Gebräuche, Zeichen u. s. w., sorgen für ihre Mitglieder in gewissen Fällen, insbesondere für die Ausstattung von Töchtern. Diese Zünfte bilden wiederum eine Rangordnung unter einander, welche aber an verschiedenen Orten verschieden ist, sowie sich denn auch an manchen Orten Zünfte — auch gewöhnlich von den Europäern Kasten genannt — finden, welche an einem andern Orte nicht wiederkehren.

Diese neuen Abstufungen, welche im Leben gewissermaßen an die Stelle der alten Kastenabtheilung in vier Stände getreten ist, macht dann auch den Übergang in diejenigen socialen Vereine Indiens, welche der Theorie nach außer dem Kastenverbande standen, sich aber wiederum in eine Menge — von den Europäern ebenfalls Kasten genannte — Vereine gespalten haben, fast unmerklich. Nur in so grellen Gegensätzen, wie ihn z. B. in alter Zeit die **Tschandālās** bildeten, deren Namen wahrscheinlich aus **K'and'a, ein Daitja** und **āla** (wie in pank'āla), das heißt vom **Daitja-Geschlecht** (die von den bösen Geistern stammenden) formirt ist, und in spätern Zeiten die **Parias**, tritt er entschieden hervor. Die Entstehung dieser Volksabtheilung ist schon besprochen; der Name des Volkes der Pankālās, wörtlich **die aus fünf Geschlechtern bestehenden**, deutet vielleicht darauf hin, daß dort diese Abtheilung als eine āli in den Staatsverband aufgenommen war.

Die Tschandālās erscheinen in den alten Schriften der Inder als völlig kastenlos; Niemand darf sie berühren, ohne sich zu verunreinigen; Speise von ihnen anzunehmen, zieht die Ausstoßung aus der Kaste herbei; sie hausen fern von menschlichen Wohnungen, und wenn sie in eine Stadt kommen, müssen sie sich durch Zusammenschlagen von Bretern ankündigen, damit ihnen Jeder aus dem Wege gehe u. s. w. Ähnlich ist das Verhältniß der

69) *Arr.* Exped. Alex. VI, 15. Schlegel, Ind. Bibl. I. 249. 70) Ritter, Asien. IV, 2, 553. 71) *Mânav.* X, 98.

72) Ritter a. a. O.

jetzigen Parias (von dem tamulischen pareyers); doch ist die Verachtung, in welcher sie leben, nicht an allen Orten gleich. Wenn man indischen Sagen Glauben schenken darf, so waren die Parias in Dekhan einst die herrschende Bevölkerung [73]). Jetzt stehen sie so ganz außer dem Gesetze, daß der indische Strafcodex gar kein Gesetz über Verbrechen gegen Parias kennt [74]). In den meisten Provinzen Indiens ist ihnen nicht verstattet, Land für ihre eigene Rechnung zu bauen, sondern sie sind verpflichtet, sich den übrigen Kastenmitgliedern zu verdingen, welche sie für einen sehr geringen Lohn zu ihren Arbeiten verwenden. Sie bilden die zahlreichste Menschenclasse in Indien und in Verbindung mit der Classe der chakilys (Schuhflicker), welche ebenso tief, wenn nicht noch tiefer in der Verachtung steht, bilden sie, nach Dubois [75]), den vierten Theil der Bevölkerung. Trotz aller der Unbilden, welche auf ihnen ruhen, hört man diese Classen dennoch nie sich über ihre Lage beklagen, oder über ihre Geburt murren; noch weniger denken sie daran, ihre Lage durch ihre Übermacht mit Gewalt zu verbessern. Auch hier waltet die Überzeugung von der Seelenwanderung und von dem Zusammenhange eines Lebens mit frühern und spätern, von jenen bedingt und diese bedingend. In das tiefste Elend gestürzt, haben sie kaum Kleidung; ihr Lebensunterhalt — so kümmerlich sie sich auch behelfen — ist ihnen selten auch nur für eine kurze Zeit des Jahres gesichert, wozu denn auch ihre Gewohnheit wirkt, wenn sie etwas erworben haben, sich der Indolenz zu ergeben, und nicht eher wieder zu arbeiten, als bis die Noth sie zwingt. Wo sie das Recht haben, ihr Land selbst zu bauen, sind sie gewöhnlich noch übler daran, als wo sie sich verdingen. Denn in letzterem Falle haben sie, zur Arbeit angehalten, wenigstens eine Subsistenz, welche die allernothwendigsten Bedürfnisse befriedigt; in ersterem aber überlassen sie sich ihrer Indolenz so sehr, daß sie selbst in guten Jahren selten mehr ernten, als für die Bedürfnisse der Hälfte des Jahres zureicht. Die Verachtung derselben geht so weit, daß in vielen Gegenden die bloße Spur ihrer Fußtritte genügt, um die ganze Nachbarschaft zu verunreinigen. Niemals dürfen sie durch die Straße gehen, in welcher die Brahmanen wohnen; wenn sie es dennoch wagen, so haben diese das Recht, sie erdolchen zu lassen (selbst dürfen sie es nicht, ohne sich zu beflecken). Wagen sie gar in das Haus eines Brahmanen zu treten, so werden sie auf der Stelle getödtet. Jeder, der einen Paria berührt, ist unrein, und darf mit Niemandem communiciren, bis er wieder gereinigt ist, was durch Bäder und mehr oder minder bedeutende Ceremonien geschieht, welche sich nach dem Grade der Kaste richten, welcher der Verunreinigte angehört. Mit ihnen zu essen, Speisen, welche von ihnen bereitet sind, zu berühren, Wasser zu trinken, was sie geschöpft haben, sich Gefäße bedienen, welche sie in Händen gehabt haben, in ihr Haus treten, oder ihnen erlauben, in das eigene zu kommen, alles dies sind hinlängliche Gründe zum Ausschluß aus der Kaste, und der Wiedereintritt in dieselbe kann nur durch schwere und theure Formalitäten wieder erlangt werden. Geschlechtlicher Umgang mit einer Pariastau wird noch härter bestraft. Diese Strenge, welche am weitesten im Süden und Westen Dekhans getrieben wird, nimmt gegen Norden zu mehr ab. Hier läßt man die Parias in den Kuhstall, und sie dürfen selbst mit einem Fuße und dem Kopfe in die Zimmer kommen. Gegen Norden weiterhin hört dieser starke Abstand gegen die Mitglieder der niedrigsten Kasten ganz auf. Der Grund davon liegt theilweise wol darin, daß das indische Wesen im nördlichen Indien zu sehr von der Festsetzung der Muhammedaner afficirt ward, welche insbesondere im südlichen Dekhan von fast gar keinem Einflusse war; anderntheils aber auch darin, daß die Herrschaft der Inder im Norden der Halbinsel viel älter als im Süden zu sein scheint, und die Urbevölkerung, welche den Grundbestandtheil dieser Kastenlosen bildete, hier mehr ausgerottet war, während sie im Süden, wohin das eigentliche Sanskritvolk ursprünglich in geringerer Anzahl gedrungen zu sein scheint, sich in größerer Anzahl erhielt, und daher grausamer herabgepreßt werden mußte, wenn die Inder ihre Herrschaft behaupten wollten. Die tiefe Verachtung und kümmerliche Lebensweise der Parias hat auf ihren Charakter natürlich höchst erniedrigend gewirkt, sodaß Menschen, welche nicht wissen, oder nicht wissen wollen, daß Gerechtigkeit das höchste Gesetz der Menschheit ist, die Ungerechtigkeit gegen sie durch die aus derselben hervorgegangenen und dennoch nichts weniger als allgemeinen Laster derselben zu beschönigen wagen. Brutalität natürliche Folge davon, daß sie an dem ganzen Culturzustande Indiens keinen Antheil nehmen durften — Trunkenheit u. s. w. sind ihre Hauptlaster; in den Augen der Inder aber erregen sie den größten Abscheu dadurch, daß sie gestorbenes oder gefallenes Vieh essen. Viele von diesen Parias verkaufen sich mit Frau und Kind zu lebenslänglichen Sklaven. In Malabar aber sind sie an die Scholle geheftete Leibeigene. Der Herr kann sie mit dem Boden verkaufen, aber auch sonst über sie verfügen [76]). Diese Einrichtung scheint noch aus der ersten Zeit der Eroberung herzurühren, wie denn das durch seine Lage von Muhammedanischer Herrschaft ziemlich freigebliebene Malabar vieles Alterthümliche am treuesten bewahrt zu haben scheint. Hier hat jeder Landeigenthümer eine Heerde zu seinem Lande gehöriger Parias, deren Kinder ihm gehören; diese werden nur im Fall der Noth verkauft, dürfen aber nur innerhalb des Landes verkauft werden. Diese Parias werden im Ganzen menschlich behandelt, leben mit ihrem Herrn zusammen, haben dieselben Speisen, erhalten Kleider u. s. w. Dagegen gibt es kein Mittel, wodurch sie ihre Freiheit erlangen können, als die Flucht. Der Herr hat nicht das Recht, sie freizulassen, und sie haben nicht die Befugniß, die Freiheit zu erwerben. Flucht soll aber, was für ihre Herren ein günstiges Zeugniß ist, sehr selten vorkommen.

Nicht sehr abweichend von den Parias ist eine Kaste,

73) Ritter, Asien. IV, 2, 381. 74) Ebend. IV, 1, 928.
75) Moeurs etc. I, 51.

76) *Dubois*, Moeurs etc. I, 61.

welche sich fast nur in dem Districte von Madura findet und palers heißt. Diese stellt sich über die Parias, weil sie sich des Kuhfleisches enthalten, während die Parias sich in religiöser Beziehung über sie stellen, weil sie sich zu den Sekten „der rechten Hand" zählen, während die Palers „zur linken Hand" gerechnet werden [77]). Beide Stämme liegen daher in stetem Hader, der, wie überhaupt diese Scheidung in rechte und linke Hand, oft zu Blutbädern führt [78]).

In den Wäldern von Malabar existirt noch eine Kaste, Puleahs oder Puliahs, denen nicht einmal erlaubt ist, sich Hütten zu bauen. Sie leben wie die wilden Thiere; sie bauen sich auf dicken Bäumen eine Art Nester; auf den Heerstraßen dürfen sie sich nicht blicken lassen; bemerken sie Jemand, so müssen sie sich durch Geschrei ankündigen; begegnet ihnen dennoch ein Naïre, so darf er sie auf der Stelle niederstoßen [79]). Eine wiederum tiefer stehende Kaste in Malabar ist die der Niabis. Sie ist nicht sehr zahlreich, gilt aber für so unrein, daß selbst kein Sklave die Glieder derselben berührt. Ihre Sprache ist kaum menschlich, da sie der stärksten Stimmen bedürfen, um sich aus der Ferne, in welcher sie sich von andern Menschen halten müssen, verständlich zu machen. Sie sind Wächter der Saaten gegen Eber und Vogelwild, dienen bisweilen den Achumars, das ist der Jägerkaste, zum Auftreiben des Wildes, und erhalten dafür ein Viertheil der Beute. Sie gehen kaum mit Lumpen bedeckt, in Haufen von 10—12 fern von den Heerstraßen umher; sobald sie Jemand erblicken, erheben sie ein Geheul wie Hunde [80]).

Unter den Parias gibt es wieder eine sich etwas erhebende Kaste, Vallouvers, oder aus Spott Brahmanen der Parias genannt. Diese trennen sich von den übrigen und verheirathen sich nur unter einander. Sie sind die Gurus, Lehrer und geistliche Führer ihrer Kaste, und präsidiren bei ihren Heirathes- und religiösen Ceremonien. Sie beschäftigen sich auch mit Prophezeien u. s. w. Aus ihnen ging einer der größten Dichter des südlichen Indiens hervor.

Doch wir müssen uns auf diese Mittheilungen über die Extreme der indischen Societät beschränken, obgleich sie sich leicht vermehren ließen; ebenso wenig können wir auf die verschiedenen Kasten Rücksicht nehmen, welche die Lücke zwischen ihnen und der letzten der reinen Kasten, den Sudras, ausfüllen. Hier finden sich Kasten, welche Diebstahl für ihre erbliche und durch Religion geheiligte Beschäftigung erkennen, und andere sogar, denen der Mord eine ebenso heilige Pflicht ist. Wir beschränken uns darauf, aus Hamilton's Description of Hindostan [81]) eine Tabelle mitzutheilen, welche ungefähr zeigt, wie sich die Bevölkerung Indiens durch diese Kastenspaltungen in kleinere Vereine zersprengt. Sie gibt die Bevölkerung von 26 Orten von Burdwan [82]).

Kasten.	Männliche üb. 16 Jahren	Weibliche üb. 12 Jahren	Männliche unt. 16 Jahren	Weibliche unter 12 Jahren	Totalsumme
Brahmanen	2356	2738	1266	947	7307
Khetries (Kshatrijas)	10	10	5	2	27
Rajpoots	121	151	53	47	372
Vaidjas (Ärzte)	42	42	26	14	124
Kajasthas (Schreiber)	701	839	421	218	2249
Gand banias (Materialienhändler)	500	581	260	191	1532
Cansaries (Kupferschmiede)	58	65	31	22	176
Sancaries (Muschelschmuckverfertiger)	16	16	12	6	50
Aguris (Pächter)	981	1113	538	359	2991
Malacars (Blumenhändler)	36	40	16	12	104
Napits (Barbiere)	221	243	131	115	710
Cumars (Töpfer)	159	181	71	53	464
Mairas (Zuckerbäcker)	162	199	78	50	489
Tantis (Weber)	271	265	142	77	755
Carmacars (Grobschmiede)	258	339	145	97	839
Barrooees (Pfänderleiher)	4	5	5	2	16
Tambulis (Betelhändler)	161	195	83	74	511
Satgopis (Ackerleute)	1463	1630	854	547	4494
Gwalas (Schäfer)	632	680	333	221	1875
Rayestomes und mohants (religiöse Bettler oder Priester)	3	7	1	3	14
Bhauts (Barden)	63	80	41	28	212
Panchias (eine Art Bettler)	4	6	3	1	14
Daibagas (Astrologen)	74	86	46	18	224

77) Vgl. S. 212 und *Dubois* I, 16. 78) *Dubois* a. a. O. 66. 79) *Dubois* 67. Ritter IV, 1, 929. 80) Ritter a. a. O. 931. 81) I, 155. 82) Vgl. die Aufzählung der von *Bareilly* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 467 fg.; andere findet man in *Wilson*, Mackenzie-Collection und sonst.

Kaibartas (Ackersleute)	90	100	43	31	264
Sonarbanias (Geldwechsler)	120	137	62	38	357
Suvarnacas (Goldschmiede)	132	143	62	53	390
Tellijas (Ölhändler)	427	512	224	136	1299
Calus (Ölhändler)	276	322	145	134	877
Jellias (Fischer)	98	99	57	34	288
Chutars (Zimmerleute)	135	147	64	43	389
Dhobahs (Wäscher)	77	86	41	24	228
Jugis (Weber)	36	36	15	12	99
Bayaties (Mattenmacher)	32	31	21	15	99
Saratis (Fuhrleute)	22	27	12	14	75
Chunarias (Kalkbrenner)	17	16	7	1	41
Lohars	16	20	3	4	43
Bawuris	262	306	248	175	991
Cotals	435	476	216	142	1269
Haris	203	215	118	77	613
Bagdis	1205	1384	858	641	4088
Duleas	90	113	50	36	289
Malls (Schlangenfänger)	6	6	7	3	22
Chandals (Tchandàlàs, gleich den Cotals)	53	53	18	22	145
Domes (Korbmacher)	285	321	254	174	1034
Suris (Destilleurs)	286	305	111	63	765
Muchis (Läufer)	158	165	97	104	524
	12,922	14,726	7382	5208	20,238.

Lastträger, Arbeiter, Ackerleute, Schiffer, Reiniger, Wächter, Palankinträger, Fischer u. s. w.

Hierzu wollen wir noch die kurze Charakteristik der indischen Bevölkerung fügen, welche Montgomery Martin gibt, wobei wir uns jedoch nur auf die rein-indischen Stämme beschränken. Sie zeigt, daß an die Stelle des eigentlichen Kastenwesens jetzt fast ganz andere Motive getreten sind, welche die Grundlage der Vereine bilden, nämlich Übereinstimmung in der Beschäftigung, in Cultus, Staatsordnung u. s. w. [83]). Über all diesen Vereinen hat sich die Kaste der Brahmanen wenigstens im Allgemeinen im ältern Sinne zu erhalten gewußt; bisweilen ist jedoch auch sie hineingezogen. Montgomery Martin zählt auf: unterwürfige und thätige Sudras, hinterlistige und talentvolle Brahmanen, kriegerische Khetries, kriegerische und listige Mahratten; (diese gehören, mit Ausnahme der Brahmanen, alle zur Kaste der Sudras, welche sich aber in unzählige Unterkasten zerfällen, deren Mitglieder, wenn sie nicht zu derselben Unterabtheilung gehören, ungern mit einander essen und sich nie unter einander verheirathen sollen;) friedliche, geldwechselnde Dschainas; (diese haben im Gegensatze zum Buddhismus die Brahmanische Kasteneintheilung wieder als religiöses Moment aufgenommen [84]), jedoch nicht in dieser Härte. Ihre Zahl ist jetzt sehr beschränkt, und sie geben sich größtentheils für Vaicjas aus; nur wenige Familien machen auf Abstammung von Brahmanen Anspruch, und selbst ihre Priester sind aus der Kaste der Vaisjas [85]); die feudatorischen und großherzigen Rajputen; raubende und stehlende Bhatties und Catties (dies sind wandernde, außer den Kasten stehende, Stämme); heldenmüthige Goorkas in Nepal. Hier hat sich durch das Dasein einer lange geherrscht habenden Urbevölkerung von tibetanischem Stamme, zu welcher der Buddhismus zunächst kam, und später sich mit Gewalt und Intoleranz vielfach verbreitend und gebietend das Brahmathum, ein ganz sonderbarer socialer Zustand gebildet [86]). An der Spitze stehen die Brahmanen, welche sich von Kanodsche ableiten und in drei Classen zerfallen, sich jedoch unter einander verheirathen; sie haben ihre eigenen Gesetze in Speise, Reinigung, Tracht, Lebensweise u. s. w., die sie von allen andern Menschen abscheiden; sie feiern außer ihren täglichen Ceremonien 16 besondere Hauptfeste. Von ihnen abwärts beginnt eine unendliche Stufenleiter immer geringerer Gradationen der ihnen durch Verwandtschafts- oder andere Heiligungsgrade näher oder ferner stehender Kasten, deren niedrigste indessen noch immer weit erhaben steht über der angesehensten Abtheilung nichtbrahmanischer Abkömmlinge, leiblicher oder geistiger Art, die insgesammt selbst von den unreinsten Hindukasten der Verachtung preisgegeben sind. Die Brahmanen dürfen hier z. B. mit den Wittwen ihrer Kaste und Concubinen in Gemeinschaft leben und die Kinder dieser Verbindungen, Jausis genannt, hatten früher alle Vorrechte und Freiheiten von Brahmanenkindern. Die Nachkommen der Brahmanen von Weibern aus dem Stamme der Khaçàs rechnen sich zur Kriegerkaste, nennen sich Kshattrijàs, und zerfallen in vier Abtheilungen. Eigentliche Rág'aputras, welche sich für eingewanderte Nachkommen der Könige von Chittore ausgeben, sind

83) The political etc. condition of the Anglo-Eastern Empire. 20. History of the british colonies. I, 173 fg. 84) As. Res. IX, 247. 85) *Dubois*, Moeurs etc. II, 502.

86) Ritter, Asien. III, 117 fg.

nur wenige; aber auch die Gebirgshäuptlinge nennen sich so. Auf sie folgt der Gebirgsadel, welcher sich in acht bis zehn geringere Kriegerkasten theilt, und Khasijas genannt, den Kern des Heeres bildet. Die Nachkommen dieser Kriegerkaste, mit Weibern aus niedrigeren Tribus gezeugt, dürfen die heilige Schnur nicht mehr tragen, treiben Professionen und bilden geringere, nach der erblichen Thätigkeit bestimmte Kasten. Außer diesen existiren Khawas, mit ihren Herren von Hindustan her eingewanderte Haussklaven, welche nicht zu den Unreinen gehören. Diese haben selbst wieder Aboriginernachkommen als Unterssklaven um sich. Die Aboriginerbevölkerung, obgleich vielfach ausgerottet, zeigt noch Spuren von sieben verschiedenen Völkerschaften, Magars (zu denen ursprünglich die jetzt herrschende Tribus der Gorkhas gehörte, die sich aber nun zu den Radschputen zählt), Gurnuys, Newars, Murmis, Kiratas, Limbus und Campchas. So lange blos der Buddhismus friedlich bei ihnen Eingang fand, kannten sie schwerlich eine Eintheilung in Kasten; seitdem aber das Brahmathum herrschend ward, konnten sie dem Hange, sich so zu zerspalten, selbst, wo sie den Buddhismus bewahrten, nicht widerstehen. Ihre Kasten gelten jedoch für unrein, und wo das Brahmathum herrschend und durch eine größere Anzahl von Bekennern gestützt ist, sind sie nur zu den niedrigsten Thätigkeiten verurtheilt. Ferner führt Montgomery Martin auf: die Mord für ihr Geschäft ausgebenden Thugs und Phasingars, letztere bilden eine Kaste; aber die ersteren bestehen aus Leuten aus allen Kasten, und Brahmanen sind unter ihnen am zahlreichsten und ihre Hauptleute; die freibeuterischen Pindarries, die rachsüchtigen, aber auch dankbaren Nairen; die als Söldner dienenden Sinbhs, die tapfern Sikhs, despotischen Poligars, bigotte Gosseins, seeräuberische Concanesen, aufrührische Mhairs und Minas, blutige und unzähmbare Kulies, die wilden Puharries, das Hirtenvolk der Todawars (in Coimbatore), die seekühnen Einwohner von Cutch, die Soucars und Shroffs (Banquiers und Geldwechsler), kastenlose Pariars, friedliche Telingars, die ganz eigenthümlichen Graffias, die habgierigen Jats (welche, von Multan aus eingewandert, sich um Bhurtpore festgesetzt haben, und seitdem sie das indische Kastenwesen näher kennen gelernt haben, ihres kriegerischen Geistes wegen sich für Kshatrijas ausgeben), weibische Driffenser, scharfsichtige Banjas (Kaufleute), bettelnde Biragies, jesuitische Charuns, als Barden dienende Bhâts, geizige Mewatties, unruhige und sittenlose Sundies (welche für Nachkommen der Râg'puten gelten), handelnde Bringaries und Sudanahs (welche, ohne feste Wohnsitze, ganz eigenthümliche Gebräuche haben und insbesondere mit Korn von Land zu Land ziehen; mit diesem versorgen sie auch die Heere im Kriege und werden deswegen als neutral betrachtet); die Aboriginerstämme der Gonds, welche jedoch mitten in ihrer Barbarei nicht vom Kastenwesen verschont blieben, mönchische Kapriyas und Sours Bougries, Moghies, Guckers, Gwarriahs (die Frauen und Kinder stehlen und sie verkaufen) u. s. w.

Wenn man so betrachtet, wie die indische Bevölkerung nach den verschiedensten Motiven sich fort und fort in kleinere mehr oder minder, überaus häufig aber vollständig von einander getrennte Vereine zerstückelt, so wird man mit mir zu der entschiedenen Überzeugung gelangen, daß die Brahmanisch-religiöse Fixirung der vier reinen Kasten, obgleich es diesem Bestreben eine religiöse Unterlage gab, der ersten Idee nach weit entfernt war, dieses Bestreben zu fördern, sondern vielmehr darauf berechnet gewesen zu sein scheint, ihm bestimmte Schranken anzuweisen. Es ganz zu unterdrücken würde wol, bei der entschieden vorwiegenden Neigung des Volkes dazu, nicht möglich gewesen sein, lag aber wahrscheinlich gar nicht in dem Plane der Brahmanen, bei denen und durch welche das Rechtsgefühl des Sanskritvolkes zum Bewußtsein erhoben wurde. Für diese Ansicht spricht folgender Umstand insbesondere. Während bei den niedern Kasten dieses Spaltungsbestreben fort und fort wuchernd, sowie es eine neue Scheidung hervorrief, sie gewöhnlich durch Eheverbot außerhalb der Kaste abgrenzte, ist bei den Brahmanen, welche wir doch als die besten Repräsentanten des Kastenwesens von seinem religiösen Standpunkte aus ansehen dürfen, obgleich sie, von der allgemeinen Neigung fortgerissen, auch unter sich viele Unterabtheilungen constituirten, doch keine von diesen durch Verbot der Ehen unter einander abgeschieden. Im Gegentheil scheint eine alte Sitte, daß man stets aus einem götram (Familie) in das andere heirathen soll, eingeführt zu sein, um der gar zu strengen Abscheidung entgegenzutreten [87]), aber selbst hier ließ sich diese Neigung zur Absonderung nur sehr wenig beschränken; die, welche zu einer Familie gehören, heirathen nie die von der männlichen Linie abstammenden, dagegen desto häufiger, ja fast gewöhnlich, die von der weiblichen; z. B. kein Oheim heirathet die Tochter seines Bruders, wol aber die seiner Schwester und so fort [88]).

Einem allgemeinen und höheren Auffchwunge der Nation mußte diese Kasteneintheilung, selbst wenn sie in ihrer einfachsten Form — zu vieren — bestand, nothwendig hinderend in den Weg treten, und ich bin daher für meine Person, obgleich sich dies nicht schlagend beweisen läßt, überzeugt, daß zur Zeit des ersten Erwachens der indischen Cultur und ihres raschen Fortrückens bis zu der Stufe, auf welcher wir Indien, wo es in die Geschichte tritt, finden, und von der es von der Zeit an eben keine weiteren Fortschritte machte, sondern nur, nachdem sie sie noch einige Zeit behauptet hatte, herabsank, daß zu dieser Zeit keine so streng abgeschlossene Kastenverfassung existiren konnte. Wol ist aber eine nicht zu streng abgeschiedene Kastenverfassung fähig, ein Volk lange Zeit hindurch auf einer gewissen, vor der Kastenabschließung erreichten, Stufe der Cultur zu erhalten und es vor zu schnellem Herabsinken zu bewahren. Hier mag Indien diesem Institut manches zu verdanken haben. Die Überzeugung, seine Kastenehre bewahren zu müssen, mag den Brahmanen und andere der höhern Kasten lange in

87) *Dubois*, Moeurs etc. I, 11. 88) a. a. O. 10.

einer höheren geistigen Region erhalten haben, und selbst die niedern Stände unter dem Drange der Kriege, der Eroberungen barbarischer Völkerschaften vor Ansteckung von diesen und höchst nachtheiliger Vermischung mit der völlig uncultivirten Urbevölkerung, welche in dieser Zeit der Noth und Bedrängniß schwerlich die indische Cultur angenommen hätte, sondern nur alle Laster ihrer Barbarei über ganz Indien verbreitet haben würde, bewahrt haben. Allein sie hat, da sie diese ganz von sich ausschloß und durch eine Menge Institute zur Vermehrung der Kastenlosen, welche alsdann in dieselbe Barbarei herabsanken, zur Herbeiführung eines Zustandes gewirkt, welcher um so grauenhafter ist, da man kaum die Möglichkeit sieht, wie man ihn selbst in einer langen Reihe von Jahren verbessern könnte, zumal da die Motive, welche ihn verschuldet haben, noch immer wirksam sind, ja sich desto fester noch in den Volksansichten zu begründen scheinen, je zerstörender ihre Wirkungen sind. Die Barbarei, welche diese Motive herbeigeführt haben, scheint gleichsam eine Entschuldigung für die Fortdauer derselben, und diese wird sie immer mehr vergrößern. Nach Dubois [89]) enthält die Halbinsel Vorderindien $^{9}/_{10}$ der Bevölkerung, deren Eigenthum nicht fünf Pfund Sterling beträgt; dieser Theil umfaßt die Pariars, die Chakilys, welche zusammen den vierten Theil der Bevölkerung bilden, die niedern Kasten der Sudras und alle andern niedern Kasten. Diese verdingen sich zum großen Theile als Ackerknechte; ihr Lohn beträgt für das ganze Jahr nicht einmal ein Pfund (30—50 Franken). Dafür müssen sie sich nähren und kleiden. Wenn sie die Nahrung von ihrem Herrn erhalten, beträgt ihr Lohn zwischen 10—20 Franken; viele dienen umsonst, unter der Bedingung, daß ihnen ihr Herr nach einer gewissen Anzahl von Jahren (sieben bis acht) eine Frau aus ihrer Kaste verschafft und die Kosten der Verheirathung trägt. Die Verheiratheten müssen von ihrem geringen Verdienste zugleich ihre Familie versorgen. Überaus häufig leben sie nur von wildwachsenden Kräutern und Wurzeln. Ihre Kinder treten vom achten Jahre an bei dem Herrn ihres Vaters in Dienst. Gewöhnlich haben die Ackerleute eine Menge derartiger Knechte, welche sie durch einen zur Verheirathung oder sonst gemachten Vorschuß von Geschlecht zu Geschlecht an ihr Land und ihren Dienst fesseln. Die, welche keinen Dienst haben, verrichten Tagelohn oder erwerben einen kümmerlichen täglichen Gewinn (zwei bis vier Sous) von andern Handarbeiten. Eine große Anzahl dieser ersten Classe stirbt vor Hunger und Kälte. Eine zweite Classe der Bevölkerung bildet nach Dubois $^{6}/_{10}$ derselben, mit einem Besitzstand von 5—25 Pfund Sterling. Sie umfaßt größtentheils kleine Bauern, welche ihr Land selbst bearbeiten. Sie haben das Regierungsland gegen ein Gewisses in Pacht. Hierher gehören auch einige Industrielle, Weber, Barbier, Wäscher ꝛc., welche ihr Geschäft als Diener von Communen betreiben, nicht auf eigene Hand. Die Bauern in dieser Classe haben ein sehr kümmerliches Leben; sie sind stets mit ihren Einnahmen im Rückstand und in Schulden; wenige ernten, sondern, um die nothwendigsten Bedürfnisse zu befriedigen, müssen sie die Ähren halbreif schon theilweise abschneiden. Die hohen Zinsen (20 %) in Indien lassen ihnen selten die Frucht ihrer Arbeit zukommen. Drei Monate im Jahre sind für $^{1}/_{3}$ der ganzen indischen Bevölkerung eine wahrhafte Hungerzeit. Die dritte Classe hat einen Besitzstand von etwa 25—50 Pfund Sterling und umfaßt $^{2}/_{10}$ der Bevölkerung. Diese sind größtentheils Pächter und befinden sich in einem gewissen Wohlstande, doch sind auch sie bei Mißjahren oft in sehr elendem Zustande. Die vierte Classe mit einem Besitze von 50—100 Pfund Sterling umfaßt $^{1}/_{10}$ der Bevölkerung. Diese lebt in bedeutendem Wohlstande; sie umfaßt Brahmanen und die reichsten der Sudras; Ackerbau, Geldausleihen und anderes sind ihre Geschäfte; sie halten Sklaven und sind gewöhnlich die Inhaber der Gemeindeämter. Die Sudras dieser Classe werden sehr gerühmt, sowie überhaupt diese Classe der Bevölkerung die bedeutendste ist. Die fünfte Classe umfaßt etwa $^{1}/_{10}$ der Bevölkerung, mit einem durchschnittlichen Vermögen von 100—200 Pfund Sterling. Sie umfaßt größtentheils Brahmanen, Vaisjas und die reichsten der Sudras. Ackerbau, Getreidehandel, Geldleihen u. s. w., bilden ihre Hauptgeschäfte. Sie sind sehr wohlhabend und halten mehr auf genaue Beobachtung der indischen religiösen Gebräuche; selbst die hierher gehörigen Sudras enthalten sich gewöhnlich der Fleischspeisen, um mehr Achtung einzuflößen. In dieser Classe beginnt der indische Stolz, Intoleranz und die gewöhnlichen übrigen Laster der Brahmanen. Die Ackerbauer aus dieser Classe arbeiten nicht selbst. Die sechste Classe, etwa $^{1}/_{10}$ der Bevölkerung, mit einem Vermögen von 200—500 Pfund Sterling, besteht zur Hälfte aus Brahmanen, zur andern aus den vornehmsten der übrigen Kasten. Ihr Eigenthum besteht in erblichen steuerfreien Gütern, Gärten, und sie treiben auch die Geschäfte der fünften Classe. Die siebente Classe, mit einem Vermögen von 500—1000 Pf. St., ist nicht sehr zahlreich, etwa $^{1}/_{100}$, sie bewohnt schon fast nur die Hauptstädte; auch von dieser besteht die Hälfte aus Brahmanen. Die achte, mit einem Vermögen von 1000—2000 Pf. St., umfaßt etwa $^{1}/_{500}$ der Bevölkerung. Höhere Reichthümer sind sehr selten; doch finden sie sich bisweilen bei Kaufleuten in den Städten.

Um diese Angaben richtig würdigen zu können, muß man sich die Proportion des Geldes zu den Bedürfnissen in Indien klar machen. Nach Dubois ist es im Verhältniß zu England so, daß 500—1000 Pf. in Indien einen Wohlstand gewähren, wie 5000—10,000 Pf. in England.

So viel von den Kasten und andern zerstückelnden Abtheilungen des indischen Volkes, welche die Grundlage seiner socialen Verhältnisse bilden. Die Muhammedaner, Mongolen, Christen, Juden, Parsen und andere fremdstämmige Völker stehen außerhalb dieser Ordnung, und gelten dem Inder deshalb für unrein; aber selbst sie, die eingeborenen Christen wenigstens, konnten sich von

89) a. a. O. 98 fg.

den Einflüssen dieser, das ganze indische Volksleben durchziehenden, Maxime nicht ganz frei halten [90]).

Als Verfassung des Reiches erkennen die heiligen Schriften nur die unbeschränkte Monarchie an, mit Erblichkeit und Erstgeburtrecht. Allein auch hier ist das Leben nicht strict den Satzungen gefolgt. In der Pentapotamie gab es schon zu Alexander's des Großen Zeiten eine Menge Freistaaten, deren Bewohner die Inder die Königslosen, arâshṭrâs. nannten, aber deswegen auch verachteten. Daß ein indisches Volk sogar durch eine Königin regiert ward, ist schon oben bemerkt [91]). Bei der Polygamie war es auch mit der Erstgeburt nicht so streng zu halten, und wie im Ramajanam des Vaters Wille über die Erbfolge bestimmt, so muß es auch in indischen Staaten öfter vorgekommen sein. Dafür entscheidet auch der Umstand, daß Asokas nur durch Tödtung seiner nicht-uterinen Brüder sich die Regierung sichern zu können glaubt. Sehr oft gab daher der König seinem designirten Nachfolger schon während seines Lebens Antheil an der Regierung. Der Theorie nach sollten die Könige aus dem Kschatrijastamme sein; wie wenig auch dies im Leben der Fall war, ist schon mehrfach angemerkt. Die Unbeschränktheit bestand factisch und rechtlich eigentlich nicht, denn sie fand keinen geringen Damm in dem Institut der Kasten, deren Gesetze selbst für die Könige unverbrüchlich waren; nur, indem sich der König innerhalb dieser durch Religion und Herkommen geheiligten Schranken bewegte, war er Herr des Volkes; sie zu überschreiten, war für ihn Sünde und hätte ihm ohne Zweifel auch reelle Gefahren gebracht. Die indischen Schriften sprechen fast immer, als ob nur ein König über ganz Indien herrsche, und es scheint in der That in der ältesten Zeit das Sanskritvolk durch eine, wenn vielleicht auch lockere, politische Einheit an ein Oberhaupt geknüpft gewesen zu sein. Wir mögen uns diese vielleicht so denken, wie sie bis auf die letzten Zeiten bei den Mahratten bestand, deren Häupter, wenigstens nominell, selbst wenn sie mächtiger waren, den Peishwa (Minister in Puna) oder vielmehr dessen Herrn als ihr Oberhaupt betrachteten. Zur Zeit Alexander's herrschten die in Pât'aliputra residirenden Könige wol über den größten Theil Indiens; von den Maurjas an haben wir bei Behandlung der Geschichte fast immer eine präponderirende Familie erkennen können, deren zeitlicher Repräsentant als Oberherr von ganz Indien betrachtet gewesen zu sein scheint. Wir haben sogar aus einer Inschrift erfahren, daß der Oberkönig von Indien einem andern Könige seinen Titel verleiht [92]). Hier hing natürlich alles von der Persönlichkeit dessen ab, welcher aus einer als Kaiserfamilie anerkannten Dynastie grade herrschte. Da der theoretischen Ansicht nach der König Herr des Bodens ist [93]), so hat er natürlich das Recht, Unterkönigen ihr Land zu nehmen, und es andern zu vergaben; hierin lagen die Grundzüge zu einer Lehnsverfassung, deren Anfänge sich in Indien in der That finden. Es ist wol keiner Frage unterworfen, daß, wo ein König die Macht hatte, von einem solchen Rechte Gebrauch zu machen, er auch vielfach Veranlassung fand, es anzuwenden. Nur die Ländereien der Brahmanen waren der Macht der Fürsten enthoben. Die von dem Oberkönige abhängigen Unterkönige waren ohne Zweifel in einem höheren oder geringeren Grade abhängig von ihm; in gar vielen Fällen war diese Abhängigkeit wol nur rein nominell und bei den geringsten Streitigkeiten wurde sie wol gar nicht anerkannt. Solche Unterkönige mögen sich vielfach zu einer größeren Unabhängigkeit von einem bloßen Dienst als Statthalter des Königs erhoben haben. Denn in Indien, wo das Princip der Erblichkeit sich allenthalben geltend zu machen sucht, verwandelten sich ohne Zweifel auch die Statthaltereien in erbliche Ämter, und von denen zur größeren, endlich vollständigen Unabhängigkeit waren in orientalischen Reichen nur wenige Schritte. Zu derartigen Statthaltereien werden die Könige ihre Söhne oder andere aus ihrem Geschlechte ernannt haben; von jenem Verfahren gab Asokas selbst ein Beispiel, der, während des Lebens seines Vaters, Vicekönig in Ozene war; für dieses, an und für sich naturgemäß, spricht die Art, wie wir im Laufe der Geschichte einzelne Dynastien sich verzweigen sehen. So schreibt auch das Gesetzbuch des Manu vor, daß ein König in einem eroberten Lande einen Prinzen aus seinem Geschlechte einsetzen soll [94]) und diesen neuen Fürsten durch Ehrenzeichen achtungswerth machen.

Die Erziehung eines Prinzen war sehr sorgfältig und insbesondere von Brahmanen geleitet. Der Prinz erhielt Unterricht in der Religion — sowol Nalas als Ramas wird die Erkenntniß der Veden ꝛc. nachgerühmt — in allen zur Verwaltung dienenden Wissenschaften, in kriegerischen Übungen, und erhielt selbst eine Kenntniß der verschiedenen industriellen Zweige, welche sein Volk beschäftigten [95]). Sobald er zur Regierung kam, wurde er durch eine Ceremonie geweiht. Diese war sehr einfach; der Einzuweihende umging drei oder sieben Mal das heilige Feuer oder ein Gefäß mit geweihtem Wasser, wobei der Oberpriester etwas gerösteten Reis auf sein Diadem streute [96]). Seine Lebensweise war durch Gebräuche, welche in religiöse Vorschriften übergegangen sind, geordnet. Morgens ward er durch Sänger geweckt, in der letzten Nachtwache [97]); nachdem er sich durch ein Bad gereinigt, geopfert und den Brahmanen seine Ehrfurcht bewiesen, trat er in vollem königlichen Ornate hervor, um sich dem Volke zu zeigen. Während dessen priesen ihn die Sänger, welche auch sonst zu bestimmten Stunden des Ta-

90) Vgl. Caste among native Christians in Asiat. Journ. (London 1835). T. XVI. p. 248 fg. 91) S. 90. Vgl. As. Res. XV, 46. 92) S. 111. 93) Vgl. von Bohlen, Das alte Indien. II. 45.

94) *Mânavadharm.* VII, 202. 203. 95) Vgl. von Bohlen II. 51. *Mânavadharm.* VII, 43. Inschrift in Journ. of Beng. Decemb. 1837. p. 1074. 96) Vgl. Ramaj. II, 15. Man vgl. jedoch auch die Einweihung Indras zum Himmelskönig, wie sie in den Veden beschrieben wird (zum Theil übertragen in As. Res. VIII, 409); denn so mochte es wol auch bei feierlichen Einweihungen herachen; vgl. auch Ceremonies, observed on the coronation of a Hindu Raja As. Res. XIII, 311. 97) von Bohlen II, 54. *Mânavadh.* VII, 145 fg. 217 fg.

ges ihm in Liedern seine Pflichten vorhalten mußten und zugleich die Annalisten und Chronikenschreiber des Reichs waren. Nachher zog sich der König in das Cabinet mit seinen Räthen zurück, um die Reichsgeschäfte zu berathen. Dann musterte er sein Heer und übte sich in kriegerischen Bewegungen, badete und zog sich in seine Gemächer zum Mahl zurück. Sein Mahl soll sorgfältig bereitet werden, und durch mancherlei Versuche und Sprüche der Veden gegen Gift gesichert werden; auch soll er Gegengifte dabei zu sich nehmen. Während dessen sollen weibliche Dienerinnen mit Fächern ihn kühlen ꝛc. Nach dem Mahle möge er sich mit seinen Frauen vergnügen; dann aber soll er zu seinen öffentlichen Geschäften zurückkehren; er soll eine zweite Musterung des Heeres vornehmen. Bei Sonnenuntergang soll er nach Verrichtung seiner religiösen Pflichten wohlbewaffnet die Berichte seiner Beamten über die laufenden Vorgänge in Empfang nehmen. Dann nimmt er sein Abendessen zu sich, um sich zur Ruhe zu begeben.

Als seine Hauptbeamten soll er dem Gesetz des Manu gemäß sieben oder acht Minister anstellen; Männer, deren Vorfahren Diener der Könige waren, die in den heiligen Schriften bewandert sind und von edlem Blut. Diese Eigenschaften konnten sich in den drei obern Kasten finden; allein in einer Person vereint waren sie wol nur bei den Brahmanen, und so mögen diese, wie wir sie in der bekannten Geschichte durchweg im Besitze der hohen Staatsämter finden, sich schon lange vor historischer Zeit darin festgesetzt haben. Die Chronik von Kaschmir läßt die sieben hohen Staatsämter erst von G'aloka mit der Regeneration des Brahmathums von Canjacubdscha aus einführen. Die Titel sind: Dharmâdhjâksha. Justizminister, Dhanâdhjâksha: Finanzminister, Cóshâdhjaksha. Kriegsminister (Intendant des Kriegsapparats), K'amûpati. Generalissimus), Dûta (eigentlich Gesandter), Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Purôdhas. königlicher Beichtvater und wol auch Cultusminister, Daivag'ña, Astrolog [98]). Derselbe G'aloka soll die 18 Ämter und ihre Pflichten bestimmt haben. Wenn diese Anordnung in der That so spät ist, so könnte hier manches Persische eingewirkt haben, und in der That finden sich in Asokas so vieles berührenden Edicten keine Spuren, daß sie schon unter ihm bestanden habe. Über die 18 Zweige der Regierung stellte ein König von Kaschmir fünf Oberbeamte, den Mahâpratihâra-pâra. Oberkämmerer, Mahâsandhivigraha. Kanzler, erster Minister, Mahâçvaçâla. Marstallaufseher, Mahâbhândâgâra. Schatzmeister, Mahâsâdhanabhâga. vielleicht Justizminister [99]). Eine große Tabelle von Staatsbeamten theilt die Inschrift des Deva pâla dêva mit [1]). An der Spitze steht ein amâtja. erster Minister [2]), dann folgt ein mahâkartâkritika. Oberaufseher, ferner Mahâdand'anâjaka. derjenige, welcher die Oberaufsicht über die Bestrafung hat, Mahâpratihâra. Oberkämmerer, Mahâsâmanta. Generalissimus, Mahâdanh'sâdhasadhanika (wörtlich Obervollender der schwer zu vollendenden Dinge, danh'sâdhika ist aber ein Bürgermeister etwa, so möchte dieses Amt etwa Oberaufseher aller Bürgermeister, Vorstände von Communen sein), Mahâkâmmârâmâtja. Obererziehungsrath, pramâtri. Archivaufseher, Gaṛabhanga. Aufseher der Patrouillen, Râg'asthanija. Vicekönig (?), Uparika. Oberaufseher, dâsaparâdhika. Inquirent von Verbrechen, K'anrodharan'ika. Diebesausrotter, Dândika. Polizeidiener (wörtlich Stockträger), Dandapâçika. ein ähnliches Amt (Stock- und Stockträger), gaulkika. Zolleinnehmer, gaulmika. Commandeur (einer Militairabtheilung), kshatrapa. wol ebenfalls ein Officier, prântapâla (Grenzaufseher?), kôt't'apâla. Burgcommandeur u. s. w. Ein allgemeinerer Name für die höchsten Staatsbeamten war mahâmâtra, welchen selbst Hesychius in der Form μεμάτραι (στρατηγοὶ παρ' Ἰνδοῖς) kennt. Der König soll in seinem Staatsrath die Regierungsfragen discutiren lassen, aber selbst sie ausführen. Einen Brahmanen soll er aus seinen übrigen Beamten zu seinem höchsten Vertrauen emporheben; dieser vertrat, wie es scheint, schon in den ältesten Zeiten des Königs Stelle fast vollständig. Während sich die Fürsten allen Lüsten ergaben, führte ein solcher Vezier das Staatsruder, es auf seine Nachkommen vererbend. Eine Folge davon war, daß die indischen Könige — wie in den neueren Zeiten die von Mysore und die der Mahratten — wol schon in den ältesten Zeiten von ihrem ersten Minister wie Gefangene gehalten und nur zu der Repräsentation des Königthums zugelassen wurden, während sich die Macht in der Familie der Brahmanen vererbte. Häufig mußte dies auch zu Usurpationen des Thrones durch diese Minister führen, und in der Geschichte war uns mehres der Art vorgekommen. Solche Usurpationen scheinen fast unvermeidlich gewesen zu sein, wenn eine directe Linie von Fürsten ausstarb und ein anderwärts schon regierender Fürst legitimer Nachfolger ward. Dieser hätte alsdann seinen erblichen Minister mitgebracht und die frühere Ministerfamilie ihre Macht eingebüßt. Diese Bemerkung erklärt vielleicht noch die Begebenheit des Jahres 648 [3]).

Über die unteren Beamten soll der König Oberaufseher (adhjaksha) bisweilen Inspection halten lassen. Dies sind die den occidentalischen Schriftstellern bekannten ἐπίσκοποι, welche in Asokas' Edicten unter dem Namen prativêdaka vorkommen [4]). Der König soll einen Herrn über jede einzelne Stadt anstellen; dann einen über 10 Städte, einen über 100 und einen über 1000. Die niedern Beamten dieser Art sollen über alle Vorfälle an die oberen berichten. Diese Beamten sind ebenfalls den alten occidentalischen Schriftstellern unter dem Namen ἀστυνόμοι bekannt, und die der einzelnen Städte führten wol den sanskritischen Namen nâgarika [5]). Im Allgemeinen waren wol die einzelnen Communen, wenn sie nur die ihnen aufgelegten Steuern bezahlten, ziemlich unabhängig

98) As. Res. XV, 21. 99) a. a. O. 45.
1) Vgl. S. 121 fg. As. Res. I, 65. (Trad. franç.) 2) Im Allgemeinen bemerke ich, daß die Erklärung und Übersetzung von vielen der folgenden Namen noch sehr zweifelhaft ist.
3) S. 113. 4) Vgl. Journ. of Beng. May. 1838. p. 449.
5) Vgl. auch *Lassen*, Institt. Ling. Prae. 416.

und die Verfassung, wie sie sich jetzt fast in jedem Dorfe findet, mag schon sehr alt sein. Hier finden sich fast durchgehends 12 öffentliche Diener; ein Richter, ein Registrator oder Einnehmer, zwei Wächter, einer für das Dorf und ein anderer für die Feldmark, ein Vorsteher des Wassers, der dieses aus den Flüssen und Behältern gleichmäßig auf die Felder vertheilt, ein Astrolog, der die Zeiten zur Feldarbeit und andern wirthschaftlichen Angelegenheiten nach den Gesetzen der schwarzen und Sternkunst bestimmt, ein Schmied, ein Zimmermann, ein Töpfer, ein Wäscher, ein Barbier und ein Silberschmied. Diese öffentlichen Diener erhalten ihren Lohn entweder in einem Antheil an den Gemeindeäckern oder einen Gehalt in Naturalien [6]).

Da der König der Theorie nach Herr des ganzen Bodens ist, so gebührte ihm ein bedeutender Theil des Ertrags desselben. Das Gesetzbuch des Manus berechtigt den König, den zwölften, achten und sechsten, in Zeit der Noth selbst den vierten Theil als Abgabe zu fodern. Diese letzte Quote führen die occidentalischen Schriften der Alten an, und wir mögen daraus folgern, daß schon damals das despotische Aussaugesystem herrschte, welches sich in fast allen uns bekannten Zeiten der indischen Geschichte geltend machte. Außer diesem Landertrag darf er den 50. Theil von Edelsteinen, Gold, Silber, Vieh nehmen; den sechsten von dem jährlichen Zuwachs von Bäumen, Honig, Butter u. s. w. Er legt den Kaufleuten bestimmte Taxen auf, wobei er jedoch alles so erwägen soll, daß den Kaufleuten ihr gebührender Gewinn nicht geschmälert werde. Die Brahmanen sind ganz frei von Abgaben, und ein König soll eher Hunger sterben, wie das Gesetz will, als daß er von Brahmanen eine Taxe einnehme. Niedere Handwerker, Taglöhner u. s. w. sollen ebenfalls frei sein, dafür aber monatlich einen Tag Frohndienst für den König thun [7]). Diese und andere Revenüen flossen aber nicht alle in des Königs Schatz, sondern schon nach Manus' Gesetzen erhalten die verschiedenen Angestellten ihre Gehalte von den in ihrem Bezirk eingehenden Revenüen. Der Misbrauch, daß die Beamten auf die Pachtungen selbst angewiesen wurden, scheint jedoch eine erst später durch die Mongolen herbeigeführte Änderung zu sein. Sie ist ebenso nachtheilig für die Pächter, als den königlichen Schatz, und bringt nur den Beamten selbst einen mit blutiger Grausamkeit erpreßten Gewinn.

Die Herrschaft der Muhammedanischen Kaiser und Könige war willkürlicher Despotismus, beschränkt in so weit, als es die Nothwendigkeit, die Macht der Großen und Furcht vor Empörung gebot [8]). Die der Portugiesen und anderer europäischer Colonisten war zu vorübergehend, als daß wir uns hier dabei aufhalten dürften. Die englische Administration ist zunächst beschränkt durch die in England gestalteten Gewalten. Die Quelle derselben ist der durch die, welche Actien an der ostindischen Compagnie bis zu einem gewissen Belang besitzen, gebildete Hof, Court of Proprietors. Diese wählen aus ihrer Mitte durch Ballottement 24, welche die Court of Directors heißen. Dieser hat die höchste Gewalt über alle politische, finanzielle, richterliche, militairische, kaufmännische Angelegenheiten der Compagnie, ist aber an gewisse Parlamentsacte gebunden und der Oberaufsicht eines von der Krone eingesetzten Board of Control unterworfen. Dieser hat Zugang zu allen Papieren der Compagnie, und eigentlich wol die meiste Gewalt. Die Civildiener der Compagnie, welche in Indien angestellt werden, sind größtentheils (seit 1832 durch Beschluß für die Zukunft sämmtlich) Schüler des Haileybury-College; hier empfangen sie allen zu ihrer zukünftigen Stellung dienenden Unterricht, in mehren der asiatischen Sprachen (Sanskrit, Persisch), in den dort geltenden Rechten u. s. w. Die bedeutendste Stellung in der Administration Indiens hat der Governor general; er kündigt Krieg an, schließt Frieden, Tractate, und hat bis zu einer gewissen Ausdehnung das Begnadigungsrecht. Neben ihm besteht, theilweise ihn controllirend, ein Rath (council) aus zwei besonders ernannten Mitgliedern und dem Commandeur-en Chef des indischen Heeres. Dieser kann jedoch keine Maßregel eines Gouverneurs suspendiren: sind Gouverneur und Rath verschiedener Ansicht, so führt jener seine Maßregel, über welche sie nicht übereinstimmen, aus; allein die Acten werden sogleich nach England dem Court of Directors und Board of Control übersendet; billigen diese die Ansicht des Gouverneurs, so werden neue Räthe an die Stelle der früheren gesetzt; im umgekehrten Fall wird der Governor abgerufen. Der Governor general hat bis jetzt seinen Sitz in Calcutta. Mit ähnlichen Verhältnissen besteht ein Governor und ein Council in Madras und Bombai; diese sind dem Governor general untergeordnet. Bestimmungen werden von den Governors im Rath (council) erlassen. Sie erhalten durch ihren Erlaß sogleich Gültigkeit, sind aber der Revision des Court of Directors und Board of Control unterworfen. Ordonnanzen müssen 14 Tage öffentlich bekannt gemacht sein, und dann von Supreme Court einregistrirt werden, um Gültigkeit in Indien zu erlangen; sind aber alsdann noch dem Urtheile in England unterworfen. Die Administration zerfällt an den drei Präsidenzen in mehre Boards, Departements. Diese machen der Regierung Vorschläge und erhalten deren von ihren Unterbeamten; alle Vorgänge werden schriftlich abgefaßt, und jede Angelegenheit von Wichtigkeit wird dem Governor general im Council zur Sanction referirt. Jeden Monat endlich wird eine Copie alter Vorgänge dem Court of Directors und der englischen Regierung übermacht [9]).

Die vorzüglichsten Einkünfte der englischen Regierung bilden die Grundsteuern. Sie sind nicht allenthalben gleichmäßig vertheilt; eine Menge Ländereien haben durch alte Privilegien, welche die Engländer respectirt haben, Steuerfreiheit; andere Erlasse u. s. w. Dennoch behaupten viele Kenner der indischen Verhältnisse, daß die

6) Vgl. auch *Montg. Martin*, The political etc. Condition of the Anglo-Eastern Empire. p. 271. 7) Vgl. *Manuvadh.* VII, 138. 8) Vgl. Genaueres bei *Mill*, History of British India. II, 424 fg., insbesondere 438.

9) *Montgomery Martin*, The political etc. Condition of the Anglo-Eastern Empire in 1832. p. 134 fg.

englische Verwaltung die Hälfte des Bruttoertrags des Landbaues verschlinge, und Montgomery-Martin, der Haupttvertheidiger derselben, kann nur behaupten, daß sie nicht ein Viertel und auf jeden Fall viel weniger als die Hälfte des Landertrags betrage [10]). Die Einkünfte von Indien im Ganzen müssen genügen, um die Regierungsabtheilungen sowol in England, als in Indien, und eine stehende Armee zu unterhalten, und 4,000,000 Pf. St. als Tribut gleichsam zu zahlen. Die Landrevenüen zerfallen in dreierlei Arten, 1) das zemindary assessment, eine für ewige Zeiten fixirte Abgabe vom Lande der Zemindars (Adel), 2) eine für bestimmte Zeit fixirte Abgabe für die Städte und Dörfer, welche dann Vorstände zusammenbringen und garantiren müssen, 3) eine ebenfalls temporell fixirte für einzelne Besitzer oder Pächter (ryotwar assessment). Nächst der Landtare bildet das Salzmonopol die bedeutendste Einnahme, dann die Steuer auf Opium u. s. w. Im J. 1831—32 stand die Einnahme aus den verschiedenen Steuern so [11]):

Directe Steuern.

Landtare	10,750,218	Pf.	St.
Haustare	40,000	"	"
Tare auf Handwerke	116,830	"	"
Zoll auf Fähren	96,242	"	"
Territorien am Nerbudda	239,347	"	"
(Burmesische Abtretungen	87,266)	"	"
Mysore, Travancore und Cochin	342,766	"	"
Nagpore-Subsidienertrag	77,743	"	"
Bhurtpore	24,888	"	"
Nizam- und Raspoottribut	78,938	"	"
Cutch-Subsidienvertrag	13,233	"	"
Mancherlei	17,996	"	"
	11,885,569	Pf.	St.

Indirecte Steuern.

Salzverkauf und Licenzen	2,314,982	Pf.	St.
Zoll (See und Land)	1,380,099	"	"
Opium	1,442,570	"	"
Post	103,501	"	"
Tabak	63,048	"	"
Münzeinnahme	60,518	"	"
Stempel	328,300	"	"
Gerichtliche Kosten und Strafen	70,469	"	"
Sayer und Abkari	764,759	"	"
Marine und Lootsen	45,974	"	"
Accise (in Calcutta)	19,106	"	"
	6,593,326	Pf.	St.

Die Einkünfte genügen nicht ganz, die Ausgaben zu decken. Die indische Schuld betrug daher 1833 schon 35,500,000 Pf. St. verzinslich und 9,300,000 schwebend, im Ganzen 44,800,000 [12]).

Als Hauptverpflichtung des Königs als Schützers des Volkes galt, während Indien unabhängig war, das Walten des Rechts. Er mag selbst in die Gerichtshöfe treten und inmitten von Brahmanen und Räthen die streitigen Rechtssachen entscheiden [13]). Zur Zeit, als Megasthenes Indien kennen lernte, gab es noch kein schriftlich abgefaßtes Rechtsbuch, sondern die Entscheidungen wurden nach dem Herkommen (ἀπὸ συνήθους) gegeben. Dieses schließt keineswegs etwa schriftliche Bestimmungen über einzelne Fälle aus, sondern es gab nur keinen anerkannten Codex, wie z. B. der des Manus ist. Dieser kennt als Quellen des Rechts schon locales Herkommen und schriftlich abgefaßte Bücher (çâstra); unter diesen letzteren sind jedoch die heiligen Schriften zu verstehen, welche ebenso wol Quelle des Rechts wie der Religion sind. Manus' Gesetzbuch selbst ist, mögen gleich einzelne Theile seines Inhalts älter sein, nicht vor dem 3. Jahrh. vor Chr. zum Abschlusse gekommen. Dafür entscheidet die Erwähnung der Javanâs als Nachbarn der Inder [14]); denn daß unter diesen die Griechen und zwar insbesondere als Herrscher des syrischen Reiches verstanden werden, ist seit Entdeckung der Inschrift des Asokas, in welcher Antiochus der Javanas erwähnt wird, keinem Zweifel mehr unterworfen, und ließe sich, wenn man für diejenigen schreiben müßte, welche Knoten an Binsen suchen, überflüssiger Weise über alle Möglichkeit des Zweifelns erheben. Ich halte diese Gesetze für eins der ersten wissenschaftlichen Werke des sich in Canjacubdscha etwa gleich nach Asokas mit Energie regenerirenden Brahmathums.

Die indischen Gerichtshöfe [15]) zerfallen in vier Arten. Sie sind entweder *stationaire*, welche in einer Stadt oder einem Flecken bestehen, oder *bewegliche*, welche in Wald und Feld gehalten werden, oder es ist ein *Tribunal* unter Aufsicht des vom Könige angestellten Oberrichters, welcher mit dem königlichen Siegel betraut ist, kraft dessen er Parteien vor seinen Richterstuhl mahnt, oder es ist endlich am *königlichen Hofe* in Gegenwart des Königs. Die beiden ersten werden auf Ansuchen der Parteien, welche Untersuchung und Urtheil fodern, constituirt; nicht durch Gesetz oder kraft königlichen Willens richten sie, sondern vermöge Übereinstimmung der Parteien — sie sind gewissermaßen Schiedsgerichte. Die beiden andern Höfe entscheiden je nach den Gelegenheiten, wo sie angegangen werden.

Der oder die Schiedsrichter werden von den Familienhäuptern, den Kastenhäuptern, oder den Ortsbewohnern gewählt, und müssen von beiden Parteien gebilligt werden. Bei Waldbewohnern wird das Gericht im Walde, bei Soldaten im Lager, bei Kaufleuten, Handwerkern in ihren Kasten gehalten. Diese Schiedsgerichte bilden drei Instanzen. 1) Versammlung der Familien, oder Blutsverwandten, Cula genannt; 2) Gesellschaften von Kaufleuten oder Handwerkern oder Zusammenkünfte von solchen,

10) *a. a. O.* 256. Derselbe, History of the british Colonies. I. p. 833 fg. 11) Am letztangeführten Orte 384. 12) *a. a. O.* 361.

13) *Mânavadh.* VIII, 1 fg. 14) X, 42. 15) *Colebrooke*, On Hindu Courts of Justice in Transactions of the Roy. Asiat. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 166 fg. Vgl. auch *Hodgson*, On the Administration of Justice in Nepal in As. Res. XX, 94.

welche sich zwar nicht zu derselben Kaste zählen, aber gleiche Professionen haben, Çrêni genannt; 3) Versammlungen der Stadtbewohner, oder solcher, welche nicht zu denselben Kasten gehören, und verschiedene Gewerbe haben, aber denselben Ort bewohnen, Puga genannt. Von der ersten Instanz kann man an die zweite, von dieser an die dritte appelliren. Auf diese drei Schiedsgerichte folgen die königlichen; und zwar bilden hier das niedrigste Gericht königliche Localrichter; deren Hof bildet noch keine Appellationsinstanz für die Schiedsgerichte, sondern von diesen, wie von den königlichen Localrichtern wird an das Tribunal des Oberrichters (Dharmâdhjakscha oder Prad'vivâka) appellirt. Dieser hat drei oder mehr Beisitzer, jedoch höchstens sieben; von ihm geht die Appellation an den königlichen Hof. Der König entscheidet hier unter Assistenz von Brahmanen. Als Dharmâdhjakscha soll eigentlich ein Brahman'a fungiren, doch darf auch ein Kschatrija oder Vaiçja diese Stelle versehen, niemals aber ein Çûdra. Wenn jedoch der König einem solchen die Entscheidung überträgt, so ist sie dennoch gültig und die Sünde trifft den König. Die Assessoren müssen in ungerader Zahl beigegeben sein, damit stets eine Stimmenmajorität möglich sei. In Beziehung auf Çûdrâs gelten dieselben Bestimmungen, wie es scheint, wie bei dem Oberrichter. Bei den Jndern wird auch die Zuhörerschaft theilweise als ein nothwendiges Requisit des Gerichtshofes angesehen, insofern nämlich Brahmanen, welche fähig sind, als Gerichtsassessoren zu fungiren, sich unter ihnen befinden. Diese haben nämlich das Recht, sich unaufgefordert in den Gang der Verhandlungen zu mischen. Ferner ist des Königs Hauspriester regelmäßig ein Mitglied des Hofgerichts, da er den König von jeder sündigen Handlung in all seinen Angelegenheiten zurückzuhalten hat. Des Königs Staatsminister werden gewöhnlich auch als Mitglieder des Hofgerichts aufgezählt. Untere Beamten bei dem Hofgerichte sind 1) ein Rechner, 2) ein Schreiber; beide müssen dvig'âs sein; 3) einer, welcher die Entscheidungen ausführt; dieser kann ein Çûdra sein; 4) ein Gerichtsbote, welcher die Parteien vorfodert; 5) ein Moderator des Hofes, welcher Predigten über Moralität hält zur Erbauung der Parteien, Richter und Beamte (man denke an die Reden, welche von den Präsidenten der Gerichtshöfe in England bei Zusammenfassung der Rechtsfragen und bei Mittheilung des Urtheils gehalten zu werden pflegen).

Zur Zeit der Blüthe des indischen Reichs war Gerechtigkeitspflege eine Hauptbeschäftigung des Königs. Dann präsidirte er selbst im Gerichtshofe. Die Assessoren gaben nur ihren Rath und der König entscheidet in eigener Person auf eigene Verantwortlichkeit. Parteilichkeit, Bestechung und Collusion der Richter werden mit Geldstrafen, Exil und Confiscation belegt. Über die Einrichtung der Gerichtshäuser werden sehr detaillirte Vorschriften gegeben; unter andern sollen sie nach Osten gerichtet sein. Tage und Tageszeit für die Abhaltung des Gerichts sind ebenfalls bestimmt. Vormittag ist die passendste. Der König soll gegen Osten sitzen. Die Assessoren ihm zur Rechten, der Schreiber zur Linken und der Rechner gegenüber.

Bemerkenswerth ist hierbei, daß sich keine Absonderung der Gerichtshöfe für Fälle des Criminalrechts und des Civilrechts finden, und daß die Gerichtshöfe im Allgemeinen für beide Arten von Fällen competent sind, wird bei der nepalesischen Rechtsverwaltung ausdrücklich bemerkt. Auch ist das Verfahren in beiden Arten von Fällen fast ganz übereinstimmend.

Als Beweismittel dienen unter andern in beiden Fällen Ordalien, wenn die Wahrheit nicht auf andere Weise fixirt werden kann [16]). Der Name dafür ist divja (göttlicher Ausspruch), auch parikschâ. eigentlich Entscheidung, Untersuchung überhaupt. Es werden neun Arten derselben erwähnt: 1) durch die Wage; 2) Feuer; 3) Wasser; 4) durch Gift; 5) durch kôsha. Wasser, in dem man ein Idol gebadet hat; 6) Reis; 7) durch kochendes Öl; 8) durch glühendes Eisen; 9) durch Bilder.

Das Verfahren bei der ersten Probe ist, außer einer Menge religiöser Ceremonien, folgendes: Man wägt den Angeklagten und bemerkt genau, wie tief die Wagschale herabsank. Dann schreibt man auf ein Stück Papier das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, und befestigt dies an seinem Kopfe, so wägt man ihn nach sechs Minuten zum zweiten Male. Wiegt er mehr, so ist er schuldig; wiegt er weniger, so ist er unschuldig; zeigt sich kein Unterschied, so muß die Probe noch einmal gemacht werden. Reißt die Wage, so wird auch dies zu Ungunsten des Angeklagten ausgelegt. Bei der zweiten Probe muß der Angeklagte baarfuß über ein Feuer von Pippal-Holz gehen; verbrennt er die Füße, so ist er schuldig. Bei der dritten Probe muß der Beklagte so lange untertauchen, bis zwei, bei seinem Eintritte ins Wasser, abgeschossene Pfeile wieder beholt sind; kommt er vorher auf die Oberfläche des Wassers, so gilt er für schuldig. Ein Brahmane geht mit ihm ins Wasser, dessen Fuß er hält. Die vierte Probe wird auf zwei Weisen ausgeführt; entweder muß der Beklagte ein auf gewisse Weisen bereitetes Gift verschlucken und ist frei, wenn dasselbe keine sichtbaren Folgen bei ihm hervorbringt, oder er muß aus einem tiefen Topfe, in welchem außer andern Gegenständen eine giftige Schlange ist, einen der Gegenstände hervorholen. Beißt ihn die Schlange, so gilt er für schuldig. Bei der fünften Probe muß er von dem Wasser, in welchem das Bild des Devi, der Sonne und anderer Gottheiten gebadet ist, trinken. Wird er binnen 14 Tagen danach unwohl, so gilt sein Verbrechen für erwiesen. Bei der sechsten Probe müssen mehre, unter denen der Verdacht eines Diebstahls getheilt ist, Reis, welcher auf heilige Weise bereitet ist, kauen und ausspeien. Derjenige, aus dessen Munde er trocken oder blutig kommt, gilt für den Dieb. Bei der siebenten Probe muß der Angeklagte seine Hände in kochendes Öl tauchen; ist sie verbrannt, so gilt er für schuldig. Ähnlich ist die achte Probe. Bei der neunten Probe macht man ein Bild von Silber, genannt dharma (Recht), und eins von Thon oder Eisen, adharma (Unrecht), oder man malt eine Figur

16) As. Res. I, 471 fg. (Trad. franç.) *Dubois*, Moeurs. II, 546 fg. *Mânavadh.* VIII, 114 fg.

auf einen weißen, eine andere auf einen schwarzen Stoff; diese dreht man in Kuhmist um; jene oder diese beiden wirft man in ein Gefäß; der Angeklagte ist frei, wenn er das silberne Bild oder die weiße Figur hervorholt, sonst schuldig.

In Beziehung auf die Proben gelten geschlechtliche, auf die Kasten bezügliche, von der Jahreszeit und der Art, oder der Größe der Anklage hergenommene Verschiedenheiten. Auch werden noch einige andere Proben und einige Abweichungen in Bezug auf die mitgetheilten erwähnt.

Vom Eide wird im indischen Rechtsverfahren selten Gebrauch gemacht. Man schwor bei den sieben Rishis, berührte dabei Feuer oder Wasser, oder stellte sich vor den Tempel des Siva. Der Brahmane soll bei seiner Wahrhaftigkeit schwören, der Kshatrija bei seinem Pferde, Schwerte u. s. w.; der Vaisja bei seinen Heerden, Schätzen, Korn; der Sudra, indem er alle Verbrechen auf sein Haupt ruft. Eine Strafe für Meineid soll es nicht gegeben haben [17]), sondern der Schwur wurde dem eigenen Gewissen überlassen. In Bezug auf Zeugenbeweis sind die Brahmanen, weil sie sich um irdische Dinge nicht kümmern sollen, nach Einigen vom Zeugnißsagen ausgenommen; doch erkennt Manus diese Ausnahme nicht an [18]). Schauspieler werden für zu leichtsinnig gehalten, und der König, weil er oberster Richter ist, konnte nie zeugen. Sonst war die ganze Bevölkerung zur Ablegung von Zeugnissen verpflichtet. Wenn einer in Schuldsachen und so weiter ohne genügende Gründe sechs Wochen nach seiner Vorladung kein Zeugniß ablegte, so war er verpflichtet, die Schuld selbst zu zahlen, und außerdem den zehnten Theil derselben als Strafe an den König [19]). Auch in Beziehung auf das Zeugniß galt eine Art Gottesurtheil, wenigstens nach Manus' Gesetzen. Hatte Jemand in Schuldsachen und ähnlichen ein Zeugniß abgelegt, und es traf ihn innerhalb sieben Tage danach ein Misgeschick, wie Krankheit, Brand, Tod eines Blutsfreundes, so mußte er die Schuld und eine Strafe zahlen [20]). Jedes falsche Zeugniß machte die in Folge desselben erfolgte Entscheidung ungültig und der Zeuge wurde, je nach den Gründen, welche ihn zum falschen Zeugen gemacht hatten, in eine größere oder geringere Geldstrafe genommen, und außerdem verbannt; einen Brahmanen, der sich dieses Verbrechens schuldig gemacht, traf nur die letztere Strafe. Daß endlich auch Tortur schon seit alten Zeiten in Indien als Überführungsmittel angewandt wurde, ist höchst wahrscheinlich, in der nepalesischen Justizverwaltung existirt sie auch jetzt noch.

Da Nepal durch seine eigenthümliche Lage die altindischen Einrichtungen, welche es seit der Einwanderung der Rajputen und Brahmanen erhielt, mit vieler Treue bewahrt hat, so mag eine kurze Darstellung von dessen Justizverwaltung am ehesten ein Bild gewähren, welches die Entwickelung der echt indischen einigermaßen veranschaulicht.

In der Hauptstadt bestehen vier Gerichtshöfe. Der oberste heißt Kot Singh, der zweite Inta Chapli, der dritte Täksär, der vierte Dhansar. Der zweite ist die Instanz für alle Verbrechen, welche den Verlust eines Gliedes oder des Lebens nach sich ziehen, mögen die Verbrecher in der Stadt oder in der Umgegend wohnen; ebenso ist er allein befugt, das Urtheil über der Art Verbrechen im übrigen Kreise des Reiches zu fällen, mag der Proceß gleich in andern Höfen des Landes begonnen sein. Andere Criminal- und alle Civilfälle können von jedem der vier Höfe und in den Provinzialgerichtshöfen abgemacht werden. Die vier Höfe der Hauptstadt stehen unter einem Oberrichter, Ditha. Der bedeutendste unter ihnen ist der Inta Chapli; er hat:

Zwei Bicharis, eigentliche Richter, einen Arazbegi, welcher Oberaufseher des Gefängnisses ist und die Executionen überwacht, zwei Khardärs, zwei Jemadärs, vier Havildärs, vier Amaldärs, 40 Sipähis (Gensdarmen), Mahanaikiahs, welche die Commandeure von 128 Mahänjahs sind, deren Pflicht die Aufsuchung und Gefangennehmung von Verbrechern und die Executionen der Strafen ist, 15 Tohnäls, Aufseher der Stadtwachen Tol. 24 Chokimahanjahs, Gefängnißwächter, einen Kötwalnaikiah, Commandeur von 16 Kötwäl, welche die geringeren Dienste für die Richter versehen; zwei Kumhalnaikiahs, Vorsteher der Töpferinnung, einen Tolpradhan, der eigentlich nicht zu dem Gerichtshofe gehört, sondern den Zoll der Kaufleute einzunehmen hat, einen Pasälpradhan, zwei Tehvildärs, die die Sporteln einnehmen, und sechs Bahidärs, die die Rechnung führen. Diese vier Gerichte sind stabil und sitzen mit Ausnahme kurzer Festferien das ganze Jahr. Der Ditha hat das Recht, Specialrichter in alle Theile des Reiches zu senden, um die Gerichtsbeamten zu beaufsichtigen; gewöhnlich präsidirt er bei den beiden obern Höfen; in außerordentlichen Fällen auch bei den beiden niedern. Diese niedern Gerichte führen eine Sache bis zur Entscheidung; dann referiren sie dem Ditha und legen ihm die Entscheidung vor, die sie zu geben gedenken; billigt er sie, so sprechen sie sie aus. Wo nicht, so erscheint er selbst im Gerichte und die Sache wird in seiner Gegenwart von Neuem discutirt und entschieden. Mißfällt die Entscheidung einer Partei, so appellirt sie an den Kot Singh. Die beiden niedern Gerichte können Niemand ohne Zustimmung des Ditha ins Gefängniß schicken; Geldstrafen können sie aus eigener Machtvollkommenheit zu jedem Belang auflegen, dürfen aber auch die Bestimmung über größere dem Ditha zuweisen, oder dem Bhäradhar Sabhä, dem Staatsrath. Im Inta Chapli kann der Ditha jeden zum Gefängnisse verurtheilen. Dieses Urtheil gilt jedoch nur bis zu dem jährlichen Feste Srädäh paksh. Dann muß es, soll es gültig bleiben, vom Bhäradhär Sabha bestätigt werden. Todesstrafe und Confiscation kann auch nur nach Relation an diesen Staatsrath ausgesprochen werden. Die Richter haben Gehalte und Lehen.

17) von Bohlen, Das alte Indien. II, 58. Vgl. über Ehde As. Journ. (Lond. 1827). T. XXIII. p. 425, T. XXIV. p. 42. *Mimamsth.* VIII, 109. *F. Kennedy* in Transact. of the liter. Soc. of Bomb. III, 153. 18) VIII, 83. 102. 19) a. a. O. 107. 20) a. a. O. 108.

Außer diesen vier Höfen bestehen zwei Registraturen, eine für Eintragung aller Häuserkäufe, und eine andere für Kauf und Verkauf von Ländereien. Nur durch Eintragung in die hier gehaltenen Bücher erhalten derartige Verhandlungen Rechtskraft. Für Streitigkeiten über die den Soldaten als Sold angewiesenen Länder gibt es außerdem noch ein Gerichtshaus. Criminaljustiz kommt keinem von diesen drei Höfen zu.

Im übrigen Lande geschieht die Gerichtsverwaltung nach drei Abtheilungen desselben in den östlichen und westlichen Theil und das Flachland (Tarai). Die beiden ersten Theile haben jede zwei Bicharis, deren Höfe theils ambulatorisch, theils fix sind. Der östliche Theil hat zwei, der westliche vier Residenzen. Im Flachlande stellen die Verwalter die Richter (Faujdar) an, und das Recht wird gemäß den mongolischen Satzungen gehandhabt. Diese Provinzialgerichte haben gleiche Gewalt. In Criminalfällen, welche Leib oder Glied, oder Confiscation nach sich ziehen, oder Bruch der Religionsgesetze, oder der Kastenordnung betreffen, muß ein schriftlicher Rapport dem Ditha eingesendet werden, welchem durch eine königliche Ordonnanz die Bestimmung der Strafe, oder der Befehl, den Angeklagten nach der Hauptstadt zu senden, folgt. Die kleineren Localgerichte bestehen aus vier Pradhân-Prajas unter Vorsitz eines Prajá naikiah; von ihnen appellirt man an die provinziellen Bicharis. Der oberste Appellhof ist der Kot Singh, aber auch von ihm steht eine Appellation an den König offen, der die Sache alsdann an den Staatsrath weist. Besondere Gerichte haben einige Städte.

Hat sich der Kläger am bestimmten Gerichtstage nicht eingestellt, so muß der Beklagte Bürgschaft stellen, daß er, sobald es nöthig sei, erscheinen werde; eine Entscheidung findet nicht statt. Die Parteien tragen mündlich vor. Advocaten, welche ein Gewerbe aus ihrer Fürsprache machen, gibt es nicht. Wenn eine Partei unfähig ist, ihre Angelegenheiten zu schützen, so tritt ein Verwandter für sie ein. Zeugniß, Eid sind die gewöhnlichen Rechtsmittel, Ordalien werden nur in wichtigen Sachen zugelassen, und der Proceß geht in diesem Falle vor den Inta Chapli. Wenn die Parteien ihre Streitigkeit vorgetragen haben, so suchen die Richter zuerst sie mit einander zu vergleichen; erst wenn dieser Versuch mislungen ist, beginnt der Gang des Processes. In Civilsachen kann, welche Partei es will, den Eid übernehmen. Das Verfahren ist sehr summarisch. Wenn z. B. ein Schuldner seine Schuld anerkennt, oder sonst überwiesen wird, und nur um Frist bittet, so sucht der Richter den Gläubiger zu vermögen, daß er diese Frist verstatte. Ist der Gläubiger nicht dazu zu bewegen, so läßt der Richter von den Gütern des Schuldners einiges herbeibringen, es von Taxatoren tariren, und bezahlt den Gläubiger. Die Sporteln betragen alsdann für das Gericht zwischen 5—10 Proc. Leugnet der Schuldner dagegen, so verpflichtet das Gericht sie, ihre Sache in diesem und keinem andern Hofe zur Entscheidung zu bringen. Dieses geschieht, indem Jeder eine Rupie in die Hand nimmt, mit geschlossener Hand die Erde berührt und erklärt, daß seine Behauptung richtig sei. Beide Rupien nimmt das Gericht. Alsdann erhält das Gericht von jeder Partei fünf Rupien als Sporteln. Hierdurch ist zugleich erklärt, daß sie eine Entscheidung durch Ordalien verlangen. In diesen Fällen sucht sie noch das Gericht erst zu bewegen, die Sache auf andere Weise, etwa durch Schiedsrichter, Panchayat, auszumachen. Dieses Institut ist auch in Nepal, wie durch ganz Indien überaus häufig [21]), und entscheidet die meisten Processe. Die Parteien erwählen Panch-Männer selbst, oder überlassen die Wahl dem Ditha. Nach der Wahl schwören die Parteien einen Eid, bei der Entscheidung dieser Richter es bewenden zu lassen. Die Regierung wählt die Panch-Männer nur in besondern Fällen, oder auf Gesuch der Parteien, aber auch so können sie nicht sisten, wenn nicht beide Parteien damit zufrieden sind. Diese Ernennung geschieht selbst in Criminalfällen, wo die Panchajats ganz wie eine englische Jury agiren. Sie finden das Verdict, und der Gerichtshof, aus welchem sie hervorgegangen sind und mit welchem sie zusammensitzen, bestätigt ihre Weisung. Die Beamten des Gerichtshofes sehen darauf, daß die Panchajats sich täglich versammeln, damit die Entscheidung nicht verzögert werde. Geschieht dies dennoch, so kann der Gerichtshof ihnen die Sache wieder abnehmen und sie selbst entscheiden. Seine Entscheidung kann nur der Gerichtshof ausführen; derselbe kann auch nur den Befehl erlassen, daß man vor ihm erscheine u. s. w. Die Entscheidung fodert Stimmeneinheit, in gewissen Fällen genügt auch eine große Majorität. Sie erhalten keine Bezahlung. Dennoch wird in Nepal die Hälfte aller Streitigkeiten zur größten Zufriedenheit des Volkes vor diesem Institute verhandelt und entschieden.

In Beziehung auf Beweismittel ist es in Nepal Sitte, daß vornehme Frauen nicht vor dem Gerichtshofe erscheinen, im Fall sie zeugen müssen, sondern Jemand zu ihnen deputirt wird. Ein Zeuge leistet bei seiner Deposition keinen Eid. Erst wenn sein Zeugniß bestritten wird, wird er eingeschworen und deponirt nochmals eidlich. Ist er Sivait, so schwört er auf den Harivança (heiliges Buch); wenn Buddhist, auf Pancha Raksha; wenn Moslem, auf den Koran. Ist ein Verdacht da, daß ein Zeuge nicht Alles deponirt habe, was er weiß, so wird er ins Gefängniß gesetzt, bis er vollständig deponirt. Meineidige Zeugen werden je nach der Wichtigkeit der Angelegenheit bestraft und selbst am Leben. In Criminalfällen ist das Geständniß der Angeklagten zur Verurtheilung nothwendig; dieses wird aufgeschrieben und muß von ihm unterzeichnet werden. Behauptet er gegen nicht ganz entscheidende Beweise seine Unschuld, so erhält er das Recht, sich durch Ordalien zu reinigen; in Civilsachen bei Ableugnung von Schuldscheinen u. s. w. tritt dies ebenfalls ein. Handelsbücher gelten für Beweis.

Durch die Muhammedanische Herrschaft erlitt das eigentlich indische Proceßverfahren natürlich einige Modi-

21) Vgl. darüber As. Journ. (Lond. 1837). p. 64. 1836. p. 475. 715. T. XXIII. 1830. p. 468. (T. X.) p. 156. 238. Transact. of the litter. Soc. of Bomb. II, 272—282.

sicationen; doch ist das richterliche Verfahren der Muhammedaner stets zu sehr von der Persönlichkeit des Richters abhängig gewesen, als daß es tiefer eingreifend hätte wirken können [22]). Außerdem blieben die kleineren Communen insbesondere stets in einem hohen Grade von Unabhängigkeit; ihr Zusammenhang mit dem Herrschervolke wurde fast nur durch zu zahlende Steuern sirirt. Sobald Streitigkeiten aus diesen niedern Regionen an die von den Eroberern gegründeten und besetzten Provinzialhöfe gelangten, entschied fast kein Recht mehr, sondern Bestechung. Des Volkes Rechtsgefühl hat entschieden durch diese Herrschaft überaus gelitten. Als die Engländer Herren von größeren Landstrichen wurden, fanden sie einen Rechtszustand vor, der aufs Tiefste gesunken war, und man muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie, wenn irgendwo, sich in diesem Bereiche verhältnißmäßig außerordentliche Verdienste erworben haben [23]). An der Spitze der Gerichtshöfe stehen vier hohe Appellhöfe (high courts of appeal), einer in jeder der drei Präsidentschaften und ein vierter für die westlichen Provinzen. Diese haben Erkenntnisse über Civil-, Criminal- und Polizeiangelegenheiten; Milderung und Erlaß von Strafen; Revision jeglichen Urtheils auf Tod, Transportation oder lebenslängliches Gefängniß; Macht, Richter zu suspendiren u. s. w. In Bengalen folgen auf den höchsten Hof sechs Provinzial-Appellhöfe, ohne Criminaljurisdiction; sie verhandeln Klagen, welche einen Gegenstand über 5000 Rupien betreffen, wenn der Kläger sie den Untergerichten, zillahcourts, vorzieht. Diese können nämlich bis zu 10,000 Rupien Recht sprechen, und es gibt ihrer in Bengalen 49, welche mit englischen Richtern besetzt sind. Außerdem gibt es aber auch zillah-Höfe, an denen die Eingeborenen als Richter dienen. Doch steht den Parteien die Wahl zwischen beiderlei Höfen offen. Von diesen wird an die Provinzialhöfe appellirt. In den Präsidentschaften Madras und Bombai sucht man die Rechtsverwaltung auf ähnliche Weise mit Berücksichtigung der in verschiedenen Gegenden herrschenden Verschiedenheiten zu ordnen. In diesen Präsidentschaften sind die schon oben kennen gelernten Punchayets, Schiedsgerichte, welche aus Eingeborenen bestehen, in Form einer Jury, sowol für Civil- als Criminalfälle, in Gebrauch. Auch die englischen Richter nehmen gewöhnlich als Beisitzer eingeborene Kenner der heimischen Rechtsgewohnheiten.

Die Rechtswaltung geschieht, dem Mânavadharmaçâstram gemäß, tagtäglich nach einer Eintheilung aller Rechtsverhältnisse in 18 Titel (mârgâs) [24]). Diese 18 sind: 1) Schuld und Foderung (rinâdânam), 2) Depositum (nikshêpas), 3) Verkauf von fremdem Eigenthum (asvâmivikrajas), 4) Societätsverhältnisse (sambhûjasamutthânam), 5) Zurückhaltung von Gegebenem (dattasja anapakarma), 6) Weigerung des Lohns (vêtanasja adânam), 7) Nichterfüllung von Verträgen (sanvidasvjatikramas), 8) Reue (Rescission) über Kauf oder Verkauf (krajavikrajânucajas), 9) Streitigkeiten zwischen Eigenthümer und Bewahrer (vivâdah' svâmipâlajós), 10) Grenzstreitigkeitsrecht (simâvivâda dharmas), 11) 12) Verbal- und Personalinjurien (pârukʼjam dandaʼvâkʼikam), 13) Diebstahl (stêjam), 14) Gewalt (sâhasam), 15) Ehebruch (strisangrahanʼam), 16) Eherecht (strîpumdharmas), 17) Erbschaftsrecht (vibhâgas), 18) Hazardspiel mit todten (z. B. Würfeln) oder lebendigen Gegenständen (djûtam. âhvajas).

Die Bestimmungen über diese einzelnen Titel durchzugehen, würde uns hier zu weit führen. Nur einiges heben wir aus dem Mânavadharmaçâstram aus. Rechtlicher Zins, sobald ein Pfand erhalten ist, ist 1/60 vom Hundert für den Monat; sobald ein Pfand gegeben ist, 15 Proc. für das Jahr. Erhält er kein Pfand, so darf er zwei Proc. von einem Brahmanen, drei Proc. von einem Kschatrija, vier Proc. von einem Kaufmanne, fünf Proc. von einem Handwerker für den Monat nehmen; also respective 24, 36, 48, 60 vom Hundert für das Jahr. Läßt sich ein Schuldner um seine Schuld verklagen, so hat er, im Fall er sie eingesteht, fünf Proc. an den König als Strafe zu zahlen; leugnet er sie, so hat er zehn Proc. zu zahlen, sobald er der Nichtigkeit der Foderung überwiesen wird. Erhält der Gläubiger ein Pfand, mit dem Rechte, es zu benutzen, so darf er keine Zinsen nehmen. Wenn der Eigenthümer zehn Jahre lang zuläßt, daß ein Fremder sein Vieh benutzt, obgleich er es weiß, so hat er seine Rechte darauf verloren. Ein Pfand, Land, Vermögen eines Unmündigen, Deposita, weibliche Sklavinnen, königliches und priesterliches Eigenthum können nicht durch ususfructus (bhôgêna) verloren werden. Zinsen dürfen sich nur bis zum Doppelten des Capitals, oder wenn auf Frucht u. s. w. auf das Fünffache steigern; eine größere Summe braucht nicht bezahlt zu werden; Zins auf Zins ist verboten; doch kann die Zinssumme, wenn der Zahlungstermin abgelaufen ist, als neues Capital zur früheren Schuld gefügt werden. Geld, welches kraft Bürgschaft dafür, daß der eigentliche Schuldner im Gericht erscheinen werde, von dem Bürgen, im Fall jener ausbleibt, bezahlt werden müßte, oder für nichts (vṛithâ) Musikern und Schauspielerinnen versprochen ist, oder im Spiele verloren ist, oder für geistige Getränke geschuldet wird, oder als Rest einer Strafe oder Steuer dem Fiscus, ist der Sohn des Bürgen oder Schuldners nicht genöthigt zu bezahlen. Hat der Bürge aber die Bürgschaft für die Schuldsumme selbst übernommen, so müssen auch die Erben für sie haften; ebenso, wenn der Bürge für seine Bürgschaft — wenn sie gleich nicht die Zahlung selbst betrifft — eine Summe vom Schuldner erhalten hat. Contracte, von einem Betrunkenen, Wahnsinnigen, Geisteswirren (ârta), ganz Abhängigen (adhjadhîna), Unmündigen, oder ganz Alten, oder von einem nicht Mandirten im Namen eines Andern eingegangen, sind nichtig. Betrug macht eine ganze Transaction nichtig. Macht aber selbst ein Sklave

22) Vgl. *Mill*, History of british India, II, 452. Bei demselben möge man auch das wenige Bemerkenswerthe über die Gesetze der Muhammedaner in Indien nachlesen, da ich an diesem Orte nicht darauf eingehen kann. 23) *Montgomery Martin*, History of the british Colonies, I, 274. Dessen Condition of the Anglo-Eastern Empire. 335 fg. 24) *Mânavadh.* VIII, 3.

in Abwesenheit seines Herrn zur Erhaltung von dessen Familie einen Vertrag, und ist die Schuld zum Unterhalte derselben verbraucht, so ist der Herr verpflichtet, sie anzuerkennen. Ein Geschenk, welches durch Gewalt abgenöthigt ist, oder jedes andere durch Gewalt entstandene Verhältniß ist nichtig. Der Schuldner, im Fall er von niedrigerer Kaste ist, als sein Gläubiger, kann verurtheilt werden, durch körperliche Dienste seine Schuld abzutragen; nicht so der von höherer Kaste; dieser muß sie seinem Einkommen gemäß nach und nach abtragen.

Bei Depositen wird ein sonderbares Verfahren vorgeschrieben, im Fall das Depositum geleugnet wird, und keine Beweise dafür da sind. Der Richter soll nämlich dem Angeklagten durch Spione ein neues Depositum übergeben lassen. Wenn dieser nun dieses Depositum, sobald es verlangt wird, wieder herausgibt, so kann auch kein weiteres Verfahren über jenes stattfinden; gibt er es aber nicht freiwillig heraus, so wird er zur Herausgabe von beiden gezwungen. Hier treten insbesondere Ordalien ein. Wer mit Unrecht ein Depositum fodert oder verweigert, soll wie ein Dieb bestraft werden, bei bedeutenden Depositis; bei kleineren muß er den Werth des Depositi als Strafe bezahlen.

Wer fremdes Gut verkauft, fällt unter die Kategorie eines Diebes. Ist er jedoch ein Verwandter von dem, dessen Gut er verkaufte, so wird er in eine Geldstrafe genommen. Der Verkauf oder Geschenk ist ungültig. Um den Kauf rechtskräftig zu machen, genügt nicht der Beweis eines längeren Besitzes; hat Jemand ein Thier auf offenem Markte in Gegenwart einer Anzahl von Männern gekauft, kann den Verkäufer nachweisen und hat den Preis bezahlt, so ist er rechtlicher Besitzer. Wird das Thier aber von einem Andern als Eigenthum vindicirt und er kann den Verkäufer nicht nachweisen, so hat er das Thier gegen die Hälfte seines Kaufpreises zurückzuerstatten. Hat ein Mann eine Frau gekauft, und ist ihm alsdann eine andere übergeben, als die, welche früher gezeigt ward, so soll er für denselben Preis beide erhalten.

Wer Lohn empfängt für nicht verrichtete religiöse Werke und ihn nicht zurückzahlt, verfällt in eine Geldstrafe. Tagelöhner, die ihre Arbeit verabsäumen, ebenfalls. Wenn er die übernommene Arbeit nicht vollendet, verliert er den ganzen Lohn.

Wer eidlich gemachte Verträge bricht, soll verbannt, oder in Geldstrafe genommen werden. Wer einen Gegenstand von nicht verlierbarem Werthe (Land, Metall) gekauft oder verkauft hat, kann innerhalb zehn Tagen den Kauf oder Verkauf reseindiren; wer dieses nach dieser Zeit versucht, verfällt in eine Geldstrafe. Der Ehecontract wird durch die Ceremonie der Ehe (mit dem siebenten Schritte des während des Ablesens des Rituals einherschreitenden Brautpaars) unwiderruflich.

Hat der Eigenthümer eine Heerde einem zur Aufsicht übergeben, der seinen Lohn in Milch empfängt, so kann dieser von je zehn Kühen die beste melken. Er haftet für verschuldeten Schaden, und wo er ihn nicht zu hindern suchte (wenn er z. B. einen Wolf nicht zu verjagen wagte). Bei jedem Dorfe soll auf allen Seiten ein Weideplatz von 400 Ellen Breite sein; ein dreifach so breiter rund um eine größere Stadt. Wenn innerhalb dieses Weideplatzes das Vieh ein uneingehägtes Feld beschädigt, so soll der Hirt nicht bestraft werden. Wenn Kühe innerhalb zehn Tagen, nachdem sie gekalbt haben, oder Zuchtochsen, oder der Gottheit geweihtes Vieh Schaden anrichtet, so soll keine Strafe eintreten. Hat der Pachter Land beschädigt — etwa dadurch, daß er nicht zur rechten Zeit säet — so soll er um das Zehnfache des dem Könige bei ordentlicher Bestellung zugekommenen Theils der Ernte gestraft werden. War es die Schuld seiner Knechte, so soll er nur um das Fünffache dieses Betrages bestraft werden.

Landgrenzen sollen durch Anpflanzung von Bäumen, Anlagen von Brunnen, Tempeln u. s. w. bestimmt werden. Die Interessenten mögen auch unter der Erde Marken anbringen. Außer diesen und ähnlichen Zeichen sollen auch feierlich eingeschworene Zeugen von den Nichtern gehört werden. Wenn auch dieses nicht genügt, so sollen vier, auf den vier Seiten der streitigen Grenze eines Dorfes wohnende Nachbarn in Gegenwart des Königs auf dieselbe Weise eingeschworen werden und entscheiden. Geben es dieser Art Leute nicht u. s. w., so sollen die Jäger, Vogelsteller, Hirten und andere Waldbewohner gehört werden und der König nach ihren Mittheilungen die Landmarken festsetzen.

Wörtliche Injurien eines Kshatrija gegen einen Brahmanas werden mit 100, eines Vaisja gegen einen Brahmanas mit 150 oder 200 pana bestraft; ein Çudra oder Sklave wird in diesem Falle gepeitscht. Wenn ein Brahmane einen Kshatrija beleidigt, so zahlt er 50, wenn einen Vaisja 25, und wenn einen Çudra 12; wenn einer der drei oberen Kasten einen aus seiner eigenen Kaste beleidigt, zahlt er 12, bei sehr harten Worten 24. Wenn ein Çudra einen der drei oberen Kasten gröblich mit Worten beleidigt, so wird ihm die Zunge aufgeschlitzt, ja wenn er ihren Namen beschimpft, wird ihm ein heißes Eisen in den Mund gestoßen, kochendes Öl in Mund und Ohr gegossen. Wer fälschlich die religiösen Kenntnisse, das Geburtsland, die Kaste, oder Einweihung eines Mitgliedes seiner eigenen Kaste in Abrede stellt, soll 200 zahlen. Wer einem Blinden, Lahmen oder sonst körperlich Ungestalteten diese Mißgestalt vorwirft, soll um einen pana gestraft werden. Wer seine Mutter, Vater, Frau, Bruder, Sohn oder Lehrer verleumdet, soll um 100 gestraft werden. Beleidigen sich Brahmane und Kshatrija gegenseitig, so zahlt jener den kleinsten (250), dieser den mittlern (500) Strafansatz [25]).

Mit welchem Gliede einer aus einer niederen Kaste einen aus einer oberen angegriffen oder gestoßen hat, ebendieses Glied wird bestraft. Wer die Hand oder einen Stock erhoben hat, dem wird die Hand abgeschlagen; hat er getreten, so wird der Fuß aufgeschlitzt. Wagt es einer aus der niedrigsten Kaste, sich auf einen Sessel mit einem der Höchstgeborenen zu setzen, so wird er mit einer Marke auf dem Hintern verbrannt, oder der Hintere erhält eine

25) Der Höchste ist 1000 panas. *Mânavadh.* VIII. 138.

Wunde. Spuckt er ihn an, so werden ihm die Lippen gespalten u. s. w. Wer einen aus eigener Kaste nur eben blutig verletzt, zahlt 100, wenn er eine Muskel trifft, 6 nishkas; bricht er ihm einen Knochen, so wird er verbannt. Je nach dem Angriffe oder dessen Erfolg kann ihn der König bestrafen. Wer fremdes Gut verletzt, muß es ersetzen, und zahlt Strafe zu demselben Betrage. Genau sind die Bestimmungen über Beschädigung durch Kutscher und Fuhrleute. Tödtet er durch Umwerfen einen Mann, so soll er eine Strafe, gleich der für Diebstahl, bezahlen; tödtet er ein großes Thier, einen Stier z. B., halb so viel u. s. w.

Wer mehr als zehn cumbhas Getreide an Werth stiehlt, soll mit dem Tode bestraft werden; für geringeren Diebstahl zahlt er dem Eigenthümer den Werth des Gestohlenen und den eilffachen Werth als Strafe. Wer mehr als 50 palas an Werth stiehlt, verliert die Hand. Wer Menschen von hoher Geburt stiehlt, oder vorzügliche Edelsteine, wird getödtet. Für Diebstahl von Großvieh, Waffen u. s. w., soll der König verhältnißmäßige Strafen verhängen. Wer Kühe stiehlt, die Priestern gehören, soll den halben Fuß verlieren. Für Diebstahl von Baumwolle, Kuhdünger und ähnliche kleinere Gegenstände, soll der doppelte Werth als Strafe gezahlt werden. Wer Blumen stiehlt, Getreide und anderes, so viel als ein Mann tragen kann, soll fünf raeticas Strafe zahlen. So Jemand etwas mit Gewalt und in Gegenwart des Eigenthümers nimmt, ist es Raub; wenn in dessen Abwesenheit, Diebstahl; Diebstahl ist es auch, wenn Jemand etwas Erhaltenes nicht zurückgeben will. Das Glied, womit der Dieb sein Verbrechen ausführte, soll außerdem abgeschnitten werden. Wo ein Mann von niederer Geburt ein pana gestraft wird, soll der König, wenn er dasselbe verbricht, um 1000 pana bestraft werden und diese Strafe den Priestern verfallen [26]). Die Strafe eines Sudra für Diebstahl soll sein achtfältig; die eines Vaisja 16fältig; die eines Kshatrija 32fältig; die eines Brahmanen 64fältig, oder gar 100fältig. Das Nehmen von Baumwurzeln und Früchten aus nicht eingehegtem Felde, von Holz zum Opfer, von Gras zum Futter für Kühe ist kein Diebstahl. Ein Priester, welcher wissentlich für Opfer oder Lehre etwas annimmt, was wider Willen des Eigenthümers von dem Geber genommen ist, soll wie ein Dieb angesehen werden. Ein Reisender aus einer der drei höhern Kasten, welcher beim Mangel an Speise zwei Zuckerrohre oder eßbare Wurzeln nimmt, soll nicht bestraft werden. Wer ungebundenes Vieh bindet, gebundenes löst, einen Sklaven, Pferd oder Wagen eines andern, ohne dessen Erlaubniß gebraucht, soll wie ein Dieb angesehen werden.

Nothwehr ist gegen Jedermann erlaubt. Jede Gewaltthat soll der König schärfer als Diebstahl und Raub bestrafen.

Ehebrecher mit Anderer Frauen sollen gebrandmarkt und verbannt werden. Wer mit eines andern Frau an einem Pilgerorte, in einem Walde, Lustgarten oder am Zusammenflusse von mehren Flüssen spricht, ist einer ehebrecherischen Neigung schuldig; ihr Blumen und Aromen zu senden, mit ihr zu spielen, zu scherzen, ihre Kleidung oder Schmuck zu berühren, mit ihr auf einem Sessel zu sitzen, gelten für ehebrecherische Handlungen; sie zu berühren an nicht zu berührenden Orten, oder sich so von ihr berühren zu lassen, sind ehebrecherische Handlungen mit beiderseitiger Zustimmung. Einer der vierten Kaste, welcher Ehebruch mit der Frau eines Priesters beging, verdient den Tod. Wer trotz Verbotes mit eines andern Frau spricht (ausgenommen Bettler, Dichter, Leute, welche opfern wollen, und Köche und ähnliche Handarbeiter), soll ein suvarn'a Strafe zahlen. Doch sind hiervon die Frauen von Sängern und Tänzern, oder denen, die von den Liebesintriguen ihrer Frauen leben, ausgenommen. Doch soll er in eine kleine Strafe verfallen. Wer ein Mädchen wider Willen schändet, soll augenblicklich getödtet werden. Ein Mädchen, die einen Mann aus höherer Kaste zu verführen sucht, wird nicht bestraft; wirft sie ihre Augen auf einen aus niedrigerer Kaste, so soll sie in ihrem Hause scharf bewacht werden. Ein Mann von niederer Kaste, der ein Mädchen aus höherer zu gewinnen sucht, soll mit dem Tode bestraft werden; ein Mädchen, die ein anderes befleckt, wird zu 200 panas, dem doppelten Werthe des Heirathsgeschenks, und zehn Peitschenhieben verurtheilt; eine Frau, die dies einem Mädchen thut, wird geschoren, verliert zwei Finger und muß auf einem Esel durch die Straßen reiten. Eine Frau aus den höhern Kasten, die die Ehe gebrochen, soll Hunden vorgeworfen werden. Der Ehebrecher wird, im Fall die Frau nicht bewacht war, minder streng bestraft, als wenn sie bewacht war. Brahmanen sollen nicht am Leben gestraft werden.

Mutter, Vater, Weib und Sohn sollen nicht verlassen werden. Wer sie verläßt, ohne daß sie einer Todsünde schuldig sind, soll 600 panas Strafe zahlen [27]).

Die Frau soll Tag und Nacht in einem Zustande der Abhängigkeit von ihrem Beschützer sich befinden. In ihrer Kindheit ist dies der Vater; in der Jugend ihr Ehemann; im Alter ihr Sohn; unabhängig kann sie nie sein. Weder durch Verkauf, noch Verlassen, kann eine Frau vom Manne getrennt werden. Sünde ist's, wenn Schwager einer Schwägerin sich nähert, außer, wenn die Frau keine Nachkommen geboren hat. Im letzteren Falle mag er oder ein anderer mit Bewilligung des Mannes der Frau beiwohnen, oder, wenn dieser kinderlos gestorben, seiner Witwe, und einen Sohn zeugen, oder selbst zwei, aber ohne Fleischeslust, sondern blos im heiligen Wunsche für den Bruder einen ihn reinigenden Nachkom-

26) Wenngleich dieses Gesetz an ganz ungehöriger Stelle steht (*Mânavadh.* VIII, 336), so hielt ich doch es seiner Besonderheit wegen der Bemerkung werth.

27) Dieses Gesetz, sowie überhaupt alles vom Sloka 387 an bis zu Ende des achten Buches gehört nicht mehr zu der Altesten Redaction des Mânavadharmaçâstram, sowie man denn auch andere Stücke mit ziemlicher Gewißheit als jünger ausscheiden kann. Doch darüber zu handeln würde hier zu weit führen. Vielleicht bietet sich die Gelegenheit dazu an einem andern Orte.

men zu erzielen. Diesen Gebrauch will das Mânavadharmaçâstram jedoch nur der vierten Kaste erlauben und spricht ihn den höhern Kasten ab, gestebt jedoch zu, daß er in früheren Zeiten auch bei ihnen geherrscht habe. Eine Jungfrau, deren Bräutigam vor Vollzug der Ehe starb, soll dessen Bruder zum Weib nehmen und ihr beiwohnen, bis ein Sohn geboren ist. Hat Jemand ein Mädchen geheirathet und findet sie übel berüchtigt, kränklich, deflorirt, so soll er sie verstoßen. Behandelt eine Frau ihren Mann schlecht, so soll er sie ein Jahr lang ertragen; hat sie sich nicht geändert, so darf er ihr ihr Privateigenthum entziehen, und aufhören mit ihr zusammen zu wohnen. Eine Frau, die ihren Mann wegen Trunkenheit, Spielsucht, Krankheit verabscheut, soll drei Monat verlassen werden und ohne Schmuck sein; ist aber ihr Mann toll, ein Todsünder, ein Eunuch, impotent, oder mit Krankheiten, welche Strafen für Sünden sind, geschlagen, so darf sie weder verlassen, noch des Ihrigen beraubt werden. Eine Frau, welche geistige Getränke nimmt, unmoralisch lebt u. s. w., muß zurückgesetzt werden (hinter eine andere); eine unfruchtbare im achten Jahre; eine, deren Kinder alle gestorben sind, im zehnten; eine, welche nur Töchter gebiert, im eilften; eine unfreundliche sogleich. Ist die so zurückzusetzende gut und liebevoll, so soll der Mann sie auch in ihrem Zustande der Zurücksetzung freundlich behandeln. Verläßt eine Frau bei einer solchen rechtlich begründeten Zurücksetzung ihren Mann, so soll sie eingesperrt oder in Gegenwart der Familien verlassen werden. Wenn Glieder der höheren Kasten Frauen aus verschiedenen Kasten heirathen, so wird ihr Rang, ihre Ehre und Wohnung nach der Kastenordnung bestimmt. Die persönliche Aufwartung des Gemahls und räsliche Opferdienste darf nur die Frau aus der eigenen Kaste verrichten. Hat der Vater seine Tochter nicht zur Zeit, wo sie heirathsfähig ward, ausgegeben, dann soll sie noch drei Jahre warten, alsdann darf sie sich selbst einen Mann wählen. In diesem Falle darf sie aber weder vom Vater, noch Mutter, noch Brüdern geschenkten Schmuck mit sich nehmen; thut sie es, so gilt es für Diebstahl. Wer ein volljähriges Mädchen heirathet, braucht dem Vater kein Hochzeitsgeschenk zu geben; denn dieser hat seit ihrer Heirathsfähigkeit in dieser Beziehung die Herrschaft über sie verloren [28]).

Nach dem Tode des Vaters und der Mutter sollen die Brüder mit der Erbschaft so verfahren. Der älteste Sohn möge den ganzen Besitz nehmen und seine Brüder unter ihm leben, wie früher unter dem Vater. Wollen sie sich trennen, so soll für den erstgeborenen von der Erbschaft $^1/_{20}$, für den zweiten $^1/_{40}$, für den jüngsten, oder die jüngsten $^1/_{40}$ abgezogen, und das übrige, bei dessen Vertheilung der erstgeborene einige kleinere Vorrechte genießt, zu gleichen Theilen vertheilt werden — oder, ohne diese Abzüge, soll der älteste ein doppeltes Theil, der zweite $1^1/_2$ Theile, und die jüngeren alle ein Theil erhalten. Der Commentator hält diese Vorzüge nur dann für gerecht, wenn die Bevorzugten die Zurückgesetzten an guten Eigenschaften überragen, wo nicht, so gehen sie nach ihm zu gleichen Theilen. Den unverheiratheten Töchtern sollen die Söhne je nach der Kaste ihrer Mutter aus ihren Theilen eine Summe geben; jeder derselben soll dazu den vierten Theil seines Theils geben. Bleibt bei der Vertheilung des Viehes ein einzelnes übrig, so fällt es dem Erstgeborenen zu. Existirt ein Sohn des ältesten Bruders, welcher nach dessen Tode für ihn mit dessen Weib gezeugt ist, so genießt er zwar nicht ganz die Vorrechte seines verstorbenen Vaters, geht aber zu gleichen Theilen mit seinen Onkeln. Zweifelhaft ist es, wie es zu halten sei, wenn der zuerstgeborene eine später geheirathete Mutter von niedriger Kaste hat, und von der erst geheiratheten Frau (aus gleicher Kaste) ein jüngerer Sohn existirt. Das Brahmanische Mânavadharmaçâstram will hier das Erstgeburtsrecht absolut nicht anerkennen, sondern der Kastenordnung subordiniren. Der Sohn der älteren Frau soll den besten Stier aus der Erbschaft nehmen. Hat der Vater keine Söhne, so erhielt er eine Tochter, auf daß in ihr ein Sohn für ihn gezeugt werde. Dieser wird alsdann sein Erbe. Erhält aber der Vater nach dieser Zeit noch einen Sohn, so theilt jener Enkel mit diesem Sohne die Erbschaft. Stirbt die Tochter, ehe sie einen Sohn zur Welt bringt, so ist ihr Mann Erbe ihres Vermögens. Sonst vererbt sich das Eigenthum der Mutter auf die unverheiratheten Töchter. Ist einem Manne ein Sohn von einem andern gegeben, so erhält dieser adoptirte $^1/_6$ oder $^1/_8$ der Erbschaft. In Ehebruch gezeugte Kinder, zu denen der Sohn einer Frau gehört, welche ohne Bewilligung des Mannes sich einem andern hingab, und der von dem Bruder des Ehemannes mit seiner Schwägerin gezeugte, wenn diese einen lebenden Sohn hatte, erhalten kein Erbrecht; ebenso der zwar mit Beistimmung des Mannes, aber nicht mit genauer Beobachtung der für diesen Fall vorgeschriebenen Ceremonien gezeugte. Sind diese beobachtet, so ist der so gezeugte Sohn rechtmäßiger Erbe. Stirbt ein Mann ohne Sohn, so hat derjenige Bruder, welcher dessen Vermögen übernimmt, seine Witwe zu erhalten und einen Sohn für seinen Bruder zu bestimmen. Dieser, sobald er 15 Jahre alt ist, erbt dessen ganze Verlassenschaft. Hat ein Brahmane vier Frauen aus den vier verschiedenen Kasten, so hat der Sohn der Brahmanafrau besondere Vorzüge und erhält drei Theile, der der Kshatrijafrau zwei Theile; der der Vaisjafrau $1^1/_2$ und der der Sudrafrau einen Theil, oder die Erbschaft wird in zehn Theile zerlegt und der Brahmana erhält vier, der Kshatrija drei, der Vaisja zwei, der Sudra einen Theil. Habe der Vater von seinen Weibern aus den drei obern Kasten Söhne oder nicht, der der Sudrafrau soll dennoch nur $^1/_{10}$ der Erbschaft erhalten. Eine folgende Bestimmung erklärt, daß er überhaupt keinen Theil des Besitzes erben soll; nur was ihm der Vater gibt, soll ihm gehören. Der Zusatz des Commentators beschränkt diese Bestimmung durch die Ausnahme, „wenn er tugendhaft ist; auch nicht gemeinschaft-

28) Eine genauere Behandlung des Eherechts nach dem Mânavadharmaçâstram gibt *Kalthoff*, Jus matrimonii veterum Indorum cum eodem Hebraeorum jure subinde collatum (Bonnae 1839).

lich mit andern Söhnen (soll er erben), wenn seine Mutter nicht gesetzlich verheirathet ist." Söhne von Männern aus den obern Kasten von einer kastengleichen Mutter gehen, abgesehen von den Vorzügen des Erstgeborenen, zu gleichen Theilen. Ein Sudra darf nur eine Frau aus seiner Kaste haben, und die mit solcher gezeugten Söhne erben alle zu gleichen Theilen. Es gibt 12 Arten von Söhnen, von denen sechs Verwandte und Erben sind, sechs nur Verwandte, aber keine Erben. Jene sind: 1) ein in rechtmäßiger Ehe vom Vater selbst gezeugter, 2) ein mit gesetzlicher Autorität in seinem Weibe gezeugter, 3) ein ihm gegebener; in diesem Falle darf er keinen Sohn haben und der Gegebene muß aus seiner Kaste sein; diese Transaction wird feierlich durch Wasser vollführt; 4) ein adoptirter; auch dieser muß aus derselben Kaste sein; 5) einer, dessen Geburt unsicher ist. Dies ist ein solcher, welcher während des Mannes Abwesenheit von seiner Frau empfangen und geboren ist, während der eigentliche Vater nicht verificirt werden kann, aber wahrscheinlich ist, daß er zu derselben Kaste gehöre, wie der Ehemann; 6) ein von seinen natürlichen Ältern ohne gerechten Grund verlassener, und von einem andern Manne als eigener Sohn aufgenommener. Die sechs zur zweiten Classe gehörigen sind: 1) ein Sohn eines unverheiratheten Mädchens, wenn diese in ihres Vaters Haus geboren und erst später ihren Liebhaber heirathete; 2) der schon vor der Ehe empfangene, aber nach derselben geborene; 3) ein gekaufter; 4) der Sohn einer zweimal verheiratheten Frau von ihrem zweiten Ehemanne; 5) ein selbst gegebener Sohn, d. h. einer, der seine Ältern verloren hat, oder von ihnen verlassen ist und sich einem Manne zum Sohne gab; 6) der Sohn, welcher aus Lust von einem Brahmanen mit einer Sudraftau gezeugt ist. Die letzten eilf dieser Arten von Söhnen können der Ordnung nach bei der Erbschaft dem ersten substituirt werden, um dem Mangel der Todtenfeier vorzubeugen. Sind mehre dieser Art von gleicher Ordnung da, so theilen sie die Erbschaft. Hat Jemand gar keine Söhne hinterlassen, so ist sein Vater sein Erbe, dann seine Brüder. Zunächst kommen die Verwandten im dritten Grade, männlichen und weiblichen Geschlechts; ist kein Sapinda am Leben, oder keiner seiner Nachkommen — Sapindas heißen aber die Verwandten, welche zur Darbringung der Todtenopfer für einen oder alle Manen vom Vater, Großvater und Urgroßvater berechtigt sind; diese Berechtigung hört immer mit der vierten Person auf; Sapindas sind: Sohn, Sohnes Sohn und Sohnes Enkel; Witwe, Tochter und Tochters Sohn; Vater, Mutter, Bruder und Brudersohn und Bruderenkel; Vaters Tochtersohn; Vaters Brudersohn und Bruderenkel; väterlichen Großvaters Tochtersohn; väterlicher Großvater; väterliche Großmutter; väterlichen Großvaters Bruder, Brudersohn und Bruderenkel; endlich väterlichen Großvaters Tochtersohn. Andere dehnen die Sapindas bis auf sieben Ascendenzen und Descendenzen aus — wenn von all diesen keiner existirt, so erben die samanodaka, entfernte Verwandte — von 7 bis zu 14 Ascendenzen und Descendenzen nach der einen Aufzählung. Fehlen auch diese, so erhalten Brahmanen die Erbschaft, und sind verpflichtet, der Todtenfeier für den Verstorbenen zu walten. Eine sogleich folgende Bestimmung setzt den König für diesen Fall zum Erben ein, aber nur bei den drei untern Kasten, nie bei den Brahmanen. Empfängt eine Witwe nach dem Tode ihres erblos verstorbenen Mannes einen Sohn von einem Verwandten desselben, so soll dieser Erbe ihres verstorbenen Mannes sein. Mütterliches Vermögen sollen alle ihre Söhne und unverheiratheten Töchter zu gleichen Theilen erben; eine Bestimmung des Commentars weist jeder verheiratheten Tochter den vierten Theil eines Brudererbtheils zu. Auch den Töchtern der Tochter, wenn diese todt sind, soll ein Theil des großmütterlichen Erbes gegeben werden. Als separirtes Eigenthum der Mutter wird angesehen, was vor dem Heirathsritual gegeben ist, was bei der bräutlichen Procession, was als Liebeszeichen und was sie von ihrem Bruder, Mutter oder Vater empfangen. Was sie nach der Heirath von ihres Mannes Familie empfangen hat, oder er ihr selbst geschenkt, sollen ihre Kinder, selbst wenn sie zu Lebzeiten ihres Mannes stirbt, erben. Stirbt die Frau ohne Kinder, so soll, wenn sie auf die vier heiligen Weisen oder auf die sechste geehelicht ist — diese heißen Brahma, Daiva, Arsha, Prâg'âpatja, Gândharva [29]) — ihr Mann ihr separirtes Eigenthum erben. Ist sie auf eine der drei nicht heiligen Weisen — âsura, râkshasa, paiçâk'a — so erbt dies in jenem Fall ihr Vater oder ihre Mutter. Stirbt eine Witwe ohne Nachkommen und ihr Mann hat Kinder von anderen Frauen hinterlassen, so soll die Tochter von dessen Frau aus der Brahmanenkaste sie beerben. — Eunuchen, solche, die keiner Kaste angehören, Blind- und Taubgeborene, Blödsinnige, Stumme, und solche, die ein Glied verloren, sind zur Erbnahme unfähig; doch soll der legale Erbe sie nach seinem besten Vermögen unterhalten. Heirathet ein Eunuch und seine Frau gebiert auf legale Weise einen Sohn von einem stellvertretenden Manne, so sei dieser sein Erbe. Hat der älteste Sohn nach dem Tode des Vaters, aber vor Theilung der Erbschaft, sich Vermögen erworben, so erbt der jüngere Bruder auch einen Theil von diesem. Haben sie alle auf diese Weise Vermögen erworben, so soll es auf gleiche Weise, ohne Bevorzugung des Erstgeborenen, getheilt werden. Was jedoch einer durch Arbeit oder Kunst, ohne Nützung des väterlichen Besitzes, erworben hat, gehört ihm ganz eigen. Wenn ein Sohn durch eigene Anstrengung eine Schuld, oder unrechtmäßig zurückgehaltenes Eigenthum seines Vaters, welches er selbst nicht hätte wiedererhalten können, wieder zu erringen weiß, so gehört dies ihm allein und geht nicht in die Theilung. Leben Brüder, nachdem sie ihre Erbschaft getheilt, von Neuem zusammen als Theilhaber, und wollen nachher wieder theilen, so geschieht diese zweite Theilung zu gleichen Theilen, ohne Vorzüge für den Erstgeborenen. Betrügt der Erstgeborene bei der Theilung, so verliert er sein Vorzugsrecht, seinen Antheil und fällt in eine Strafe. Lasterhafte verlieren ihr Anrecht an die Erb-

29) Vgl. deren Beschreibung a. a. O. S. 29.

schaft. Theilt der Vater sein Vermögen bei Lebzeiten unter seine Söhne, und nachher wird ihm wieder ein Sohn geboren, so soll dieser Alleinerbe seiner Hinterlassenschaft sein [30]).

Spiele mit Würfeln und Thierkämpfe soll der König verhindern, die Spieler und Spielhaushalter körperlich strafen.

Hiermit sind die achtzehn Titel der indischen Gesetze durchgegangen. Es folgen wiederum Gesetze von verschiedenartigem Inhalt bis zum Schluß des neunten Buches des Manugesetzbuches. So manches Interessante auch in ihnen enthalten ist, so müssen wir uns doch eines Auszuges aus demselben enthalten, da es keineswegs unsere Absicht sein kann, tiefer in das altindische Recht einzugehen. Ebenso haben wir eine Menge Anmerkungen, welche sich aufdrängen müssten, unterdrückt. So viel wird sich mit Leichtigkeit erkennen lassen, daß die hier mitgetheilten Gesetze, da, wo das Brahmanische Kastenwesen mit Entschiedenheit herrschte, vollständige Gültigkeit haben mochten. Es läßt sich nicht verkennen, daß sie mit sicherer Consequenz daraus hervortreten und aufs Innigste unter einander zusammenhängen. Als dieses Gesetzbuch zuerst schriftlich abgefaßt ward, was wol im 3. bis 2. Jahrh. v. Chr. geschah, waren aber die darin herrschenden Grundsätze mit starrer Consequenz wol nur noch in Canjacubdscha und seiner Umgebung, wohin wir auch die Entstehung desselben versetzen zu dürfen glauben [31]), festgehalten. In dem übrigen Reiche war so vieles modificirt, daß auch die in diesem Gesetzbuche zusammengestellten und wol auch mit starrer Consequenz weiter gebildeten Herkommen und Gesetze überaus modificirt sein mußten. Hatte doch Asokas im ganzen indischen Reiche sogar die Todesstrafe abgeschafft. Wenn es uns der Raum gestattete, so würden wir theils aus einigen Überlieferungen bei den alten Schriftstellern des Occidents, theils aus altindischen, sowol Brahmanischen, als Buddhistischen, Schriften, theils endlich aus andern Quellen vielfach feststellen können, wie und warum schon von der Zeit an, wo wir Indien etwas genauer kennen zu lernen beginnen, sich Abweichungen von den Manugesetzen, welche, wenngleich der Abfassung nach relativ jung, ihrem Inhalte nach doch ohne allen Zweifel die Grundlage des indischen Rechts bildeten, innerhalb des indischen Lebens gestalteten und gestalten mußten. Allein diese Aufgabe würde uns in zu umfassende Detailuntersuchungen führen. Ebenso wenig ist es uns erlaubt, die Weiterentwickelung des indischen Rechts in der späteren Zeit bis zum Eindringen des Islams zu verfolgen, welches sich jedoch als eine beiweitem weniger lohnende Mühe erweisen würde. Durch das Eindringen des Islams wurde das altindische Recht — in Betracht des politischen und geographischen Verbandes — mit neuen Elementen versetzt, aber, sowie sich diese religiös und verwandtschaftlich verschiedenen Völker fast gar nicht amalgamirten, so blieben auch ihre Institute, so weit dies nur irgend thunlich war, in fortgesetzter Trennung. Daher ist selbst jetzt noch, wie Inder die große Überzahl der Bevölkerung Indiens bilden, so auch der Charakter des dort erhaltenen Rechts, wesentlich indisch. Als ein Beispiel der Art, wie sich das indische Recht, wenn es ungestört blieb, fortbildete, könnte ich hier wieder die Mittheilungen über das nepalische Recht benutzen. Doch begnüge ich mich, darauf zu verweisen [32]). Die Engländer haben wohlweislich, indem sie das Recht in ihren indischen Besitzungen fester zu stellen suchten, das einheimische, so weit sie sich davon unterrichten konnten, zu Grunde gelegt. Daß hier vielfach bei Stabilirung oder Anwendung von für heimisch geltenden Gesetzen gefehlt werden mag, versteht sich von selbst. Schon die fremden Sprachen, in welchen die hier einschlagenden Schriften abgefaßt waren — Sanskrit insbesondere, in Beziehung auf das eigentlich indische Recht, Arabisch für die Muhammedaner — mußten hierzu vielfach Veranlassung geben. Hierzu kam, daß, wo irgend ein bedeutenderes Interesse vorhanden war, die einheimischen Gesetzkundigen höchst unzuverlässig waren. Schon W. Jones schlug daher vor, aus den juristischen Werken der Inder eine Sammlung von Gesetzstellen zu bilden, ähnlich den Digesten des Justinian, und ihnen eine englische Übersetzung zur Seite zu stellen. Schon vorher hatte Halhed auf Warren Hastings' Betrieb eine persische Übersetzung des Vivadârṇavasêtu (Brücke über das Meer der Streitigkeiten) ins Englische übertragen [33]). Das Original besteht, ähnlich wie die römischen Digesten, aus authentischen Stellen, welche unter dem Namen der Schriftsteller angeführt werden. Diese werden nach hochgeachteten Scholiasten, wo es Noth thut, interpretirt [34]). Allein diese Übersetzung aus der dritten Hand ist höchst ungenau [35]). Zu dieser Übertragung kam später die von Manus' Gesetzbuch, dessen Inhalt für die jetzige Zeit so gut wie gar nicht mehr paßt. Dann folgte das schon in der Anmerkung citirte Werk von Colebrooke, eine Übersetzung der Digesten von Jagannatha Tarcapank'anana, welcher aber kein Jurist, sondern ein Grammatiker war; später wurden von demselben zwei Tractate über Erbrecht übertragen [36]). Diese und noch wenige andere indische Rechtsschriften sind bis jetzt in Übersetzungen zugänglich; fast noch geringer ist die Anzahl der im Original edirten, und von diesen sind uns fast gar keine zugänglich [37]). Die Zahl derselben ist aber überaus groß, und sie sind wesentlich verschieden von einander. Es wird daher keine kleine Arbeit sein, wenn die Engländer ihren Grundsatz,

30) Über das Erbrecht vgl. Gans, Erbrecht in welthistorischer Beziehung. I. Vgl. auch Analysis of the Sri Lakshmi Narajana Nyâjalankara Virakita Vjavastha Ratnamâlâ in Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 119. As. Journ. (Lond. 1831). V, 138. 1832. VII, 297. 31) Vgl. S. 74.

32) As. Res. XX, 123 fg. 33) A Code of Gentoo Laws or ordination of the Pundits from a Persian translation made from the original, written in the Sanscrit Language. Published by *Nathaniel Brassey Halhed* (Lond. 1771). 34) Vgl. A Digest of Hindu Law on Contracts and Successions translated by *H. T. Colebrooke* (Lond. 1801). Preface p. IX. 35) Vgl. Asiatic Journ. (Lond. 1828). T. XXVI. p. 157. 36) Vgl. *Adelung*, Bibliotheca Sanscrita, p. 166. 37) a. a. O. 160 fg.

die einheimischen Gesetze wenigstens in privatrechtlichen Verhältnissen festzuhalten, behaupten, und doch die Rechtsverwaltung von sich abhängig behalten wollen, was natürlich nicht anders geschehen kann, als durch vollständige Kenntniß der indischen Gesetze. Wesentlich verschieden sind in Beziehung auf die Rechtsautoritäten insbesondere die Staaten des Südens von Indien vom Norden. Die Grenze bildet hier eine Linie von den Mündungen des Indus bis nach Ganja quer durch Indien. Die nördliche Schule ist die von Gaud'a (Bengalen), die südliche die von Dravida. Die wenigen bekannten Verschiedenheiten hier hervorzuheben, würde zu weit führen [38]).

Daß die Engländer, welche sich in Indien aufhalten, nach rein englischem Recht gerichtet werden, versteht sich wol von selbst. Ebenso ist dieses eingestandenermaßen auch nicht ohne Einfluß auf die Anwendung des indischen geblieben.

Wir haben nur noch einiges über die Kriegsverfassung hinzuzufügen. Wenn einst die Kastenverfassung in ihrer Reinheit bestand, so waren es natürlich die Kshatrijás, welche das Heer bildeten. Zu den Zeiten, wo die Griechen Indien kennen lernten, herrschten und hatten zwar schon Könige, welche ohne Zweifel nicht aus der Kshatrijakaste waren, geherrscht, aber eine erbliche Abscheidung des Kriegerstandes von den übrigen Volkstheilen bestand noch. Rein war dieser jedoch schwerlich, und mit der Herrschaft des Buddhismus unter Asokas muß auf jeden Fall eine Zeit begonnen haben, in welcher das Kriegsheer aus allen Volksabtheilungen genommen ward. Da die Idee der erblichen Thätigkeit in Indien aber stets vorherrschend blieb, so konnte sich dadurch ein neuer Kriegerstand bilden, wie wir ja selbst in neueren Zeiten fanden, daß ganze Völkerschaften (z. B. die Jats) für Kshatrijás ausgeben, weil sie kriegerisch gesinnt sind, während sie ihrer eigentlichen Abstammung nach zu den niedrigsten Kasten gehören. Die Sitte, Vornehmere mit Land zu belehnen und sie dafür zum Kriegsdienst mit einer gewissen Anzahl von Leuten zu verpflichten, scheint in Indien schon ziemlich alt zu sein, jedoch erst zu der Zeit entstanden, als ein erblicher Kriegerstand — sei er nun aus reinen Kshatrijás oder aus Abkömmlingen verschiedener Kasten, welche sich dem Kriege widmeten und ihre Thätigkeit vererbten, zusammengesetzt gewesen — entweder sehr zusammengeschmolzen, oder fast ganz erloschen war. Dieses Feudalsystem leuchtet schon deutlich bei den Nachrichten über die rág'aputrás (Rabschputen), besonders in den westlichen Theilen von Rajasthan [39]), in sehr alter Zeit (um 1000 n. Chr. und weiter), durch, und herrscht im Mahrattenlande [40]) und andern Gegenden Indiens [41]) vor.

Unter der Muhammedanischen Herrschaft bildeten die fremden Eroberer das Heer; als diese verweichlichten, nahmen die Kaiser die kriegerischen Afghanen, Mongolen u. s. w. in Dienst, deren Führer ebenfalls Landassignationen erhielten. Von den Eingeborenen wurden im Allgemeinen wol nur diejenigen in den Heeren gebraucht, welche sich unter stammverwandten Fürsten in einem gewissen Grade von Unabhängigkeit erhalten hatten, wie die unter Rag'putenhäuptlingen stehenden. Deren Fürsten zahlten einen Tribut und waren zur Heerfolge mit einer in dem Unterwerfungsvertrage bestimmten Anzahl von Truppen verpflichtet.

Unter den Engländern besteht das indische Heer — im Ganzen etwa 200,000 Mann — theils aus europäischen Truppen, theils aus Eingeborenen, sipahis, sepoys. Letztere erscheinen zuerst 1751 und haben sich fast bei allen Gelegenheiten mit einem Muth, einer Tapferkeit und Treue gegen die Engländer benommen, daß sie sie, wenigstens bis jetzt, als eine Hauptstütze ihrer Herrschaft in Indien ansehen dürfen [42]). Zu diesen beiden Hauptabtheilungen kommen Subsidientruppen der durch Verträge mit den Engländern verbundenen einheimischen Fürsten.

Die Waffen des altindischen Heeres waren insbesondere Bogen und Pfeile — selbst vergiftete, obgleich das Gesetzbuch des Manu diese, sowie andere nicht ehrenvolle Waffen und jedes nicht ehrenhafte Verfahren im Kriege verbietet [43]) — Streitkolben, Keulen, Wurfdiskusse, Lanzen, Speere, Schwerter, die so schwer waren, daß sie mit beiden Händen geführt werden mußten [44]), Schlingen, die man dem Feinde um den Nacken warf, und einige Andeutungen scheinen sogar für ziemlich alten Gebrauch einer Art von Feuergewehren zu sprechen [45]). Ein altindisches Heer zerfiel in vier Abtheilungen, Fußgänger, Reiter, Elefanten und Wagen, und diese Eintheilung im Allgemeinen sehen wir auch durch die Geschichte des Alexandrinischen Zuges bestätigt. Allein das Zahlenverhältniß dieser vier Abtheilungen, wie es die Theorie angibt, ist so übertrieben, daß es schwerlich in der Wirklichkeit stattfand; auch findet es in den Angaben über Porus' Heer keine Bestätigung. Die kleinste Rotte wird eine patti genannt, und diese wird gebildet durch:

		Infanteristen	Cavalleristen	Elefanten	Wagen.
Eine Senamukhâ hat drei pattis		5	3	1	1
= Gulma = = Senamukhâ . . .		15	9	3	3
= Gana = = Gulma		45	27	9	9
= Vahini = = Gana		135	81	27	27
= Pritana = = Vahini		405	243	81	81
= Chamû = = Pritana		1215	729	243	243
= Anikini = = Chamû		3645	2187	729	729
		10,935	6561	2187	2187

38) Vgl. As. Journ. a. a. O. 155 fg. 39) Vgl. As. Journ. (Lond. 1831). Vol. V. p. 40. *Tod* in seinen Annals of Rajasthan an vielen Stellen. 40) Vgl. Ritter, Asien. IV, 2. 386. 415. 41) Lehenwesen in Drissa, ebend. IV, 2, 560; in Gutch, ebend. 1078 und anderes Feudalistische in Journ. of Beng. 1838. June. p. 469. 42) Vgl. *Montg. Martin.* Hist. of the british Colonies. I. 282 fg. 43) *Mánavadh.* VII, 90 fg. Vgl. *Schlegel* zu Ramáj. I, 2, 262. 44) von Bohlen, Das alte Indien. II, 62. 45) Vgl. a. a. O. fg.

Diese letzte Zahl soll ein vollständiges Heer bilden, gilt aber erst dann für eine große Armee, akshauhini, wenn sie verzehnfacht wird, also aus 109,350 Infanteristen, 65,610 Reiterei, 21,870 Elefanten und 21,870 Wagen besteht. In den Nalus sehen wir schon ein ganz anderes Verhältniß, nämlich einen Wagen, 16 Elefanten, 50 Reiter, 600 Fußtruppen [46]). Auf dem Rücken der Elefanten befand sich ein Thurm (kakshu), in welchem eine gewisse Anzahl Kämpfer stationirt waren. Wie viel diese gewöhnlich im Alterthume waren, ist noch nicht genau zu ermitteln; in bekannteren Zeiten sind es nur drei bis vier, außer dem Führer. Die Elefanten waren mit Fähnchen geschmückt. Die Wagen sind, Bildwerken nach zu urtheilen, denen der Homerischen Helden sehr ähnlich; auch sie hatten Fahnen zum Schmuck; ebenso die Lanzen der Reiter. Das Heer hatte ein Hauptpanner, welches die Anführer selbst trugen. Mit Pauken und Cymbeln zog man in die Schlacht. Das Signal zum Anfang derselben wurde mit einer Muscheltrompete gegeben. Die Schlachtordnung richtete sich natürlich nach dem Terrain und andern strategischen Verhältnissen; denn eine nicht unbedeutende — man möchte fast meinen — stationair gewordene Taktik zeigt die Schlacht des Porus gegen Alexander und zerstreute Angaben in den indischen Schriften. Das feindliche Verfahren im Kriege scheint bei den alten Indern sehr mild und durch ein Kriegsrecht fest geordnet gewesen zu sein. Des Landmanns Felder wurden von den kriegführenden Heeren, wie die occidentalischen Schriftsteller berichten, nicht belästigt, wogegen jedoch die in dem sonst in dieser Beziehung so milden Gesetzbuche des Manus gegebene Verfügung spricht, wonach das Kriegsheer angewiesen wird, das feindliche Land zu verwüsten [47]), als ein Mittel, den Krieg schnell zu beenden. Dasselbe schreibt vor, daß in einem eroberten Lande der Volksglaube und seine Götter geachtet, und eine ausgedehnte Amnestie erlassen werden soll. Die Landesgesetze sollen als fortdauernd gültig anerkannt werden u. s. w. [48]).

Daß die alten Inder armirte Flotten unterhalten hätten, davon finden sich im Allgemeinen bis jetzt keine Spuren. Blos im Peng'ab wird unter Alexander dem Großen eine Schiffsschlacht auf dem Indus erwähnt. Zur Zeit, wo die Portugiesen mit den Indern auf der Küste Malabar kämpfen, finden wir dagegen eine Menge zum Kriege dienender Schiffe. Unter der Muhammedanischen Herrschaft in Indien finden wir auch im Allgemeinen keine Marine.

Die Verfassung der britischen Land- und Seemacht in Indien ist ganz auf europäischen Fuß organisirt. Die letztere ist sehr unbedeutend. Die Landarmee betrug 1833 31,044 der europäischen Abtheilung und 155,074 der eintheimischen, im Ganzen 186,118. Die Kosten derselben betrugen 7,129,396 Pf. St. Die Marine bestand aus einer Fregatte, vier Schiffen von 18 Kanonen, sechs Corvetten und Briggs von zehn Kanonen, zwei armirten Dampfschiffen und einigen kleineren Booten. Die Kosten der Marine betrugen 211,128 Pf. St. [49]).

7) Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung u. s. w. Indien ist fast so groß wie Europa. Die Bevölkerung desselben ist aus Massen zusammengesetzt, welche ursprünglich beiweitem mehr stammverschieden sind, als mit Ausnahme der Türken die ganze Einwohnerschaft in Europa. Diese Masse wird durch höchst verschiedenartige Naturumgebungen differenzirt; durch Geschichte u. s. w.; kurz alles, was den Charakter der Bewohner eines großen Flächenraums ursprünglich bestimmt, und im Laufe der Zeiten zu ändern fähig ist, ist in Indien in dem größtmöglichen Verhältniß eingetreten. Es läßt sich daher leicht ermessen, daß die Masse der verschiedenartigen Charaktere von einzelnen und Gesammtheiten in Indien ebenso groß, wenn nicht größer sein werde, als in irgend einem ebenso beträchtlichen Theile der Erde, und daß es daher kein geringes Wagniß ist, diese Differenzen auf einige Grundzüge zu reduciren. Die Superiorität, welche jedoch einst und für eine gewiß sehr lange Zeit das eigentliche Sanskritvolk in und über ganz Indien errang, brachte in diese Differenzen einige Homogeneität, und obgleich der politische Sturz derselben und die eintretenden Fremdherrschaften und Vermischungen manches modificirt haben müssen, so scheint dennoch die intensive Kraft des sanskritischen Wesens im Kern der Hindus die einst gewonnene Superiorität bis auf den heutigen Tag behauptet zu haben.

Die occidentalischen Alten, welche einen sehr großen Theil von Indien sehr genau und zur Zeit der Blüthe indischer Herrschaft kennen lernten, fanden die guten Eigenschaften der Inder hervorstechend. Die hohe Achtung vor Weisheit, Gerechtigkeit [50]), ihre Wahrheitsliebe, ihre Tugendhaftigkeit wissen sie nicht genug hervorzuheben. Diejenigen, mit welchen sie kriegerisch zusammentrafen, erkennen sie als muthig und kriegskundig an. Die große Liebe zu wissenschaftlicher Erkenntniß zeigt sich sowol in ihrer alten Literatur, als in ihren, geistig überaus freien, religiösen Entwickelungen. Ihre, sich bis auf die Thiere erstreckende, Milde, Wohlwollen gegen Menschen — insofern nicht die Kastenscheidung mit ihren Vorurtheilen entgegentrat — zeigt sich in einer Menge Institutionen, welche wir schon im höchsten Alterthume fanden. Duldung gegen Andersdenkende war ein Grundzug des indischen Charakters, und ist nur durch den Kampf des Brahmathums und Buddhismus für eine ziemlich lange Zeit aufgehoben gewesen. Die Inder sind zwar zu allen Zeiten, wie es scheint, eines religiösen Fanatismus fähig gewesen, aber doch nur, wenn es die Vertheidigung ihres Glaubens galt, nie, so weit wir ihre Geschichte kennen, verfuhren sie angreifend gegen fremde Religionen. Wie es eigentlich kam, daß der Buddhismus so blutig verfolgt ward, liegt noch im Dunkeln; es muß mancherlei dazu gewirkt haben, daß es den Brahmanen gelang, den sonst so duldsamen Geist der Bevölkerung gegen die Buddhisten aufzuregen. Sinnlichkeit in der Liebe scheint schon in sehr alten Zeiten die sonst hervorstechende Mäßigung

46) Nal. 26, 2. 47) *Mânavadh.* VII, 195. 48) a. a. O. VII, 201 fg. 49) *Montgomery Martin* a. a. O. 319. 320.

50) von Bohlen, Das alte Indien. I, 51. Vgl. *Ctes.* Ind. 8. (ed. Lion).

der Inder in Bezug auf sinnliche Genüsse gebrochen zu haben. Mit ihr hängen die wollüstigen Entwickelungen mancher Culte zusammen, und aus diesen oder mit diesen zugleich entfalteten sich die Grausamkeiten und blutdürstigen Triebe, welche sich denselben vielfach einmischten. Weichlichkeit konnte in Folge des zu sehr erschlaffenden Klima's in vielen Gegenden nicht ausbleiben, und mochte wol Charakter der Bevölkerung von Mittelindien insbesondere schon seit alter Zeit sein [51]). Abulfahl, ein um so unparteiischerer Beobachter der Inder, da er, als Muhammedaner, gegen ihre Religion sehr eingenommen ist, schildert sie (im 16. Jahrh.) als „religiös, gesellig und heiter, freundlich gegen Fremdlinge, stolz auf Kenntnisse, streng gegen sich selbst, thätig im Arbeiten, Anhänger der Wahrheit und von unbegrenzter Treue in allen ihren Unterhandlungen" [52]). In neueren Zeiten sind eine Menge sehr harter Urtheile gegen sie laut geworden. Es mag nun vielleicht im Allgemeinen zuzugestehen sein, daß die lange Fremdherrschaft, der grauenhafte Despotismus der fremden und diese nachahmenden einheimischen Herrscher sehr nachtheilig auf den indischen Charakter wirkte, indem er die, ohnedies ihrer Stellung nach zur Corruption geneigten, Brahmanen und andere Großen zunächst verdarb — allein beachtenswerth ist dennoch, daß diese harten Urtheile größtentheils von Missionairen, welche für ihre Lehre nicht den erwarteten Anklang fanden, oder solche, die nur sehr oberflächlich mit Indien bekannt geworden sind, ausgingen, während die Urtheile derjenigen, welche lange Zeit in Indien zugebracht haben und durch Sprachkenntnisse und andere Mittel zur Beurtheilung ihres Charakters hinlänglich vorbereitet sind, überaus günstig lauten [53]). Hastings sagt unter andern [54]): „Die Inder sind edel, wohlwollend, eher zur Dankbarkeit für erwiesene Freundlichkeit, als zur Rache für empfangene Übelthaten geneigt, und so frei von den schlechtesten Neigungen menschlicher Leidenschaft, als irgend ein Volk auf dem Erdkreise; sie sind treu und zugethan ihrer Herrschaft und unterwürfig gegen gesetzliche Autorität. Sie sind zwar abergläubisch, aber denken nicht schlechter von den Engländern, weil sie nicht ihres Glaubens sind. Sie haben Fehler, aber nur allgemeine; sie sind im Ganzen mäßig, und besonders im Trinken." In Bezug auf Verbrechen ergibt sich die Zusammenstellung der in England und Indien vor Gericht oder zur Verurtheilung gekommenen als überaus günstig für Indien. Die Vergleichung ergab in einem Jahre einen verhältnißmäßigen Überschuß von 1068 Untersuchungen und 1768 Verurtheilungen zu Gunsten Indiens [55]).

Die geistigen Eigenthümlichkeiten der Inder betreffend, so ist eine ins Ungeheuere, ins Ungethüme ausschweifende Phantasie, mit einem tief eindringenden Verstande gepaart. Jene gibt sich sowol in ihrer Poesie als bildenden Kunst, diese in ihren philosophischen und mathematischen Arbeiten insbesondere zu erkennen. Was ihnen aber entschieden fehlt, ist Schwung; allen ihren geistigen Bestrebungen klebt eine gewisse Schwäche an, es fehlt ihnen an männlicher Kraft. Sie sind tief, zart, sinnig, aber niemals männlich. Durch Masse und Übertreibung suchen sie in ihren Poesien die intensive Kraft zu ersetzen, aber selbst dem ungeübten Auge zeigt eben dies Bestreben den wahren Mangel.

Die Sitten und Gebräuche sind natürlich in einem so großen Lande höchst verschiedenartig. Wir beschränken uns natürlich darauf, einige auf die Hauptmomente des Lebens bezügliche hervorzuheben. Sobald ein Kind eines Brahmanen geboren wird, wird jede zur Festsetzung des Moments seiner Geburt dienliche Zeitbestimmung angemerkt [56]); alle im Hause sind von da an bis zum zehnten Tage unrein. An diesem wird das Haus feierlich durch einen Priester gereinigt; nur die Frau bleibt bis zum Ende eines Monats unrein; während dieser Zeit darf sie mit Niemand Communication haben. Am zwölften Tage erhält das Kind unter Opfern und andern Feierlichkeiten einen glücklichen Namen. Ist das Kind sechs Monate alt, so erhält es feierlich und ebenfalls unter Festlichkeiten die erste consistentere Nahrung. Im dritten Jahre werden dem Kinde unter großen Feierlichkeiten die Haare bis auf eine Scheitellocke abrasirt. Das Kind bleibt nun unter Aufsicht seiner Mutter, bis die Zeit kommt, wo man es reif hält, die Brahmanische Schnur zu empfangen, welches jetzt gewöhnlich zwischen dem fünften und neunten Jahre geschieht. Auch dieses geschieht unter großen Festlichkeiten und die Inder halten es für verdienstlich, durch Almosen und Beisteuern einen Vater in den Stand zu setzen, die Einweihung seines Sohnes, wodurch er brahmak'ári wird, so kostbar als möglich zu begehen. Dieses Fest dauert vier Tage, und jeden Tag muß man neue Töpfe gebrauchen; denn die einmal gebrauchten müssen bei dieser und der Heirathsceremonie zerbrochen werden. Da mit dieser Lebensstufe des Knaben religiöse Studien beginnen, so wird mit einem dem Gott der Wissenschaften, Vighneçvara, dargebrachten Opfer die Feier eröffnet. Die Einzelnheiten derselben durchzugehen, würde zu weit führen. Die Thätigkeit des bralmak'ári ist natürlich, je nach dem Willen der Ältern und den Unterrichtsmitteln, sehr verschieden. In älteren Zeiten ward sie im Studium des Sanskrits hingebracht, und jetzt wird sie noch vielfach nicht blos zur Erlangung der Kenntniß von diesem und den darin geschriebenen Schriften, sondern auch zur Erlernung der andern in Indien vorkommenden Sprachen benutzt, insbesondere des Tamulischen, Persischen, Hindustanischen, Bengalischen, der genauen Durchdringung der Volkssprache des Heimathslandes und des Englischen verwandt. Es wird in jetziger Zeit Niemand in Indien zu den höher Gebildeten gerechnet, der nicht diese Sprachen versteht, und die Leichtigkeit, mit

51) Vgl. chinesische Berichte in Journ. of Beng. 1837. January. p. 67. 52) von Wohten a. a. O. 53) Vgl. Kenneby und die von ihm angeführten Zeugnisse in Transactions of the Litterary Society of Bombay. III, 117 fg. 54) a. a. O. 166. 55) a. a. O. 133. Vgl. auch *Montgomery Martin*, Condition of the Anglo-Eastern Empire. p. 340. 478 fg. As. Journ. 1831. IV, 147. 1832. VII, 378.

56) Vgl. *Dubois*, Moeurs etc. I, 210.

welcher Inder sich fremde Sprachen erwerben, macht sie fähig, sich fast aller, als wären sie ihre Muttersprache, zu bedienen.

Der wichtigste Moment im Leben des Inders ist die Ehe. Die Sorge für Nachkommenschaft ist religiöse Pflicht; denn durch die Todtenopfer, welche ein Sohn darbringt, wird der Vater gereinigt, und es gilt daher seit den ältesten Zeiten einem Inder für das höchste Unglück, keine Kinder zu haben. Der Buddhismus lehnte sich auch gegen diese Ansicht auf, indem er das Cölibat predigte, und einige Asketen halten daher auch dieses für nothwendig, um zur Besiegung seiner selbst zu gelangen. Allein beim Volke hat die naturgemäßere Ansicht die Oberhand behauptet. Die alte Sitte scheint in Indien Monogamie etablirt gehabt zu haben. So haben alle Götter nur eine Frau. Sorge für Nachkommenschaft und der reizbare Einfluß des Klima's führte schon früh zur Polygamie. Doch waren und sind selbst die indischen Großen und Könige hierin mäßiger, als der westlichere Orient. Die systematischen Bestimmungen des Mânavadharmaçâstram [57]) fanden für das Leben schwerlich Anwendung. Die Könige hatten mehre rechtmäßige Frauen — z. B. Daçaratha im Râmajana drei, Râma dagegen nur eine — und eine Menge Dienerinnen. Jetzt hat ein Raja fünf rechtmäßige Frauen gewöhnlich; Leute aus niederem Rang gewöhnlich nur eine rechtmäßige und daneben Concubinen, deren Kinder für Bastarde gelten [58]). Die Polyandrie bei den Naïren auf Malabar ist schon im Allgemeinen erwähnt. Diese nehmen im zehnten Jahre eine Frau, welche aber bei ihren Ältern und nach deren Tode bei ihren Brüdern bleibt. Sie dürfen mit jedem Manne aus ihrer oder einer höheren Kaste Umgang haben, und es ist ihr Ruhm und Stolz, viel Umgang mit Brahmanen, Rajas oder andern Männern von höherem Range zu pflegen. Während der Zeit dieses temporären Umgangs hängt der Begünstigte seine Waffen über das Hausthor, um jeden Mitbewerber abzuhalten. Das Kind kennt daher seinen Vater nicht, und die Mutter bestimmt diesen; er hat alsdann dessen Erziehung zu übernehmen. Hat die Frau mit einem Manne aus niederer Kaste Umgang, so wird sie aus ihrer Kaste gestoßen. Der Naïr, welcher mit einer Frau aus niederer Kaste Umgang hat, wird zum Tode verurtheilt, diese Frau als Sklavin verkauft; hat er mit seiner eigenen Sklavin Umgang, so werden beide hingerichtet. Da Niemand seine Kinder kennt, so sind seine natürlichen Erben seine Schwesterkinder; die Naïren bleiben bei ihrer Mutter, stirbt diese, so führen ihre Schwestern ihren Haushalt [59]). Eine etwas modificirte Polyandrie findet sich auch bei den Tudas und anderen kleinen Bestandtheilen der Bewohnerschaft Indiens [60]). Eine Spur derselben findet sich auch in der Zulassung der Leviratsehe im Mânavadharmaçâstram und in der ebendaselbst ausgesprochenen Ansicht, daß, wenn einer von mehren Brüdern einen Sohn habe, alle angesehen werden, als hätten sie einen Nachkommen; so haben denn auch im Mahabharata die fünf Pandavas nur eine Frau.

Die gewöhnliche Zeit, in welcher die Inder heirathen, ist 16 Jahre für den Mann, 8 für die Frau. Letztere wird im Allgemeinen schon früher verlobt, und die Hochzeit, sobald sie heirathsfähig ist, vollzogen [61]). Bei den Sudras geschieht dies häufig später. Der Bräutigam schenkt seinem Schwiegervater ein Joch Ochsen; andere Geschenke durfte dieser nicht annehmen, damit es nicht scheine, als habe er seine Tochter verkauft. Ärmere erwerben ihre Frau durch Dienste bei deren Vater. Die Zeit eines solchen Frauendienstes ist sieben Jahre. Die ehrenvollste Hochzeit ist jetzt, wenn die Ältern der Frau nicht allein keine Geschenke vom Bräutigam nehmen, sondern sogar ihm und seinen Ältern deren machen, und die ziemlich bedeutenden Hochzeitskosten tragen; die zweite Art ist, wo die beiderseitigen Ältern die Kosten theilen; die dritte, nur bei ärmeren stattfindende, ist, wo die Ältern des Bräutigams die Kosten tragen müssen, und dieser noch eine Summe für seine Frau zahlt; dieser Verkauf ist jetzt sehr häufig. Die vierte entehrende ist, wenn die Ältern der Braut diese ganz der Discretion des Bräutigams überliefern. Wenn die Ältern eines jungen Mannes beschlossen haben, ein Mädchen für ihn zur Ehe zu sodern, so machen sie sich feierlich mit Geschenken auf den Weg, wobei sie eine Menge Vorbedeutungen beobachten. Letzteres thun auch die Ältern des Mädchens. Treten keine ungünstigen ein, so werden die Geschenke der Braut gegeben, und bei einem Feste unter religiösen Ceremonien vom Hauspriester der Hochzeitstag bestimmt. Dessen Feier dauert jetzt fünf Tage, und ist mit einer Menge Ceremonien verbunden [62]). Die Hauptsache ist die Ergreifung der Hand. Eine bloße Concubine faßte man bei dieser Gelegenheit an der linken Hand [63]). Bei den Sudras sind die Ceremonien etwas beschränkter. Ist die Hochzeit vorüber, so wird die Frau zu ihren Ältern zurückgebracht, wo sie denn bleibt, bis sie heirathsfähig ist. Dieser Zeitpunkt ist alsdann Veranlassung zu neuen Ceremonien und Festen. Die acht Arten der Entstehung der Ehe, welche das Mânavadharmaçâstram kennt, sind schon beiläufig erwähnt worden. Die erste, welche Brâhma genannt wird, besteht darin, daß die Tochter einem Bedenkundigen, nachdem ihn der Vater geehrt, mit gewöhnlichem Kleide übergeben wird; 2) bei der Daivo ist diese reich geschmückt, und Opfer werden dargebracht; 3) ârsha heißt die Form, wo der Vater ein Joch Ochsen vor Übergabe der Tochter empfängt; 4) prâg'âpatja heißt die, wo der Vater die Tochter dem Bräutigam mit den Wor-

57) Vgl. *Kalthoff*, Jus matrimonii. p. 18. Der Brahmane darf vier Frauen, eine aus jeder Kaste, der Kshatrija eine aus seiner und zwei aus den beiden niedern, der Vaisja zwei und der Sudra eine heirathen; aus seiner eigenen Kaste konnte man mehre nehmen. 58) *Dubois*, Moeurs etc. I, 287. 288. 59) Ritter, Asien. IV, 1, 939. 60) a. a. O. 1036.

61) von Bohlen II, 147 und *Dubois* I, 293 fg. 62) Vgl. *Dubois* I, 300. *Colebrooke* in As. Res. VII, 288 fg. On the Religious Ceremonies of the Hindus. (*Crawfurd*). Sketches of the Hindus. II. 8. *Wilson*. Specimen of the Theatre of the Hindus. I, 18. II, 125. 63) von Bohlen II, 149.

ten übergibt: Beide sollen zusammen im Recht wandeln; 5) Asura, wenn der Bräutigam und seine Verwandten eine Menge Geschenke geben mußten; 6) Gándharva, wo sich die jungen Leute blos aus Liebe mit einander verbinden; 7) Rákshasa, wo der Bräutigam sich durch Mord der Verwandten des Mädchens bemächtigt und dann die Ehe feierlich vollzieht; 8) paiçáh'a, in Folge von Nothzucht. Hierzu kommt noch eine neunte Art, welche in den indischen Poesien häufig erwähnt wird, die Selbstwahl (svajamvara) der Braut. Das Mánavadharmaçástram erlaubt sie jedem Mädchen, wenn sie drei Jahre, nachdem sie heirathsfähig geworden ist, noch nicht von ihren Ältern ausgegeben ward [64]).

Das Leben der Frauen, sowol der verheiratheten, als der unverheiratheten, war in den älteren Zeiten, den poetischen Werken der Inder nach zu urtheilen, keineswegs so beschränkt, wie im übrigen Oriente; in den Hainen lernen sich Mädchen und Jünglinge kennen (im Drama Malatimadhava); in Ajodhja (Oude) gehen Jungfrauen Abends spazieren; Frauen besuchen ohne Schleier die Tempel u. s. w. In Rücksicht auf den Mann — insbesondere, wenn dies ein Brahmane war — mußte die Frau durch ihr ganzes Betragen und eine Menge Ceremonien ihre Unterwürfigkeit gegen ihn beweisen; sie küssen ihm, was den Chinesen auffiel [65]), die Füße, umarmen seine Knie u. s. w., aber in allen indischen Poesien tritt auch andererseits eine hohe Liebe und Achtung des Mannes gegen seine Frau hervor; sowie denn die Frauen öffentlich von jedem mit der größten Rücksicht behandelt werden [66]). Die Erziehung der Frauen muß, wo sie so früh verheirathet werden, natürlich sehr mangelhaft sein. Doch erscheinen in den indischen Poesien Frauencharaktere, welche zeigen, daß in älteren Zeiten mehr Sorgfalt auf sie verwendet wurde. Frauen, wie Damajanti, Sita und viele andere, konnten nicht geschildert werden, wo sich nicht im Leben Vorbilder der Art fanden. Jedoch scheint selbst damals nur den Töchtern sehr Vornehmer, obgleich sie zu Hausfrauen bestimmt waren, eine höhere Bildung zu Theil geworden zu sein. Von Frauen niederer Classe empfingen nur die eine höhere Bildung, welche sich dem Hetärenstande bestimmten. Diese finden wir in den Dramen mit allen Künsten, welche verlocken und verführen können, und mit einer Geistesentwickelung ausgestattet, welche die der Hausfrauen weit überragt. Hetäreninstitute selbst, mit einer Vorsteherin, welche in Achtung steht, finden wir schon in sehr alter Zeit [67]), und Megasthenes weiß, daß man sich der Hetären als Spione bediente [68]). Diese sorgfältige Erziehung und Ausbildung der geistigen Reize der Frauen wird noch jetzt bei den Götterdienerinnen angewendet.

Die von den Muhammedanern eingeführten Sitten haben, jedoch mehr auf die Vornehmeren, und selbst da nur, wo die Muhammedanische Bevölkerung vorherrschend ist, den Einfluß gehabt, daß manche die Frauen beschränkende Gebräuche auch bei ihnen Eingang fanden. Ihr Einfluß im Hause hat darunter jedoch nicht gelitten [69]). Wenn eine verheirathete Frau zum ersten Male schwanger ist, so geht sie in das Haus ihrer Ältern, im siebenten Monat, um dort niederzukommen [70]).

Die Todten werden gewöhnlich bei den Indern verbrannt, nur bei wenigen Völkerschaften, oder Sekten, und sonst in einzelnen Fällen, ist das Begraben, Aussetzen, ins Wasser Werfen, Sitte. Grabdenkmäler waren im Allgemeinen schon seit den ältesten Zeiten nicht Sitte [71]). Die hierbei waltenden Gebräuche sind je nach der Sekte, Kaste u. s. w., vielfach verschieden [72]). Bei den Buddhisten, welche die Reliquien ihrer Heiligen verehrten — daher auch eine Art Cupolas (stúpas, Topen) über sie erbauten — hatte sich schon in alter Zeit das Einbalsamiren todter Körper, jedoch gewiß nur für sehr heilig geltender, festgesetzt [73]). Die Sitte, sich selbst zu verbrennen, wenn man ein hohes Alter erreicht hat, wird schon oft als bei den Indern bestehend von den occidentalischen Schriftstellern im Alterthume erwähnt [74]), und obgleich Selbstmord sonst den Indern vom religiösen Gesetz untersagt ist, ist doch diese Art desselben gestattet. Später kam auch der Tod durch Wasser als heilig hinzu. Man sucht ihn am Zusammenflusse der Jamuna und der Ganga. In den neuesten Zeiten werden auch andere Arten von Selbstmord — Herabstürzen von Felsen zu Ehren einer Gottheit, sich von deren Wagen rädern zu lassen rc. — für heilig gehalten. Schon den Alten war auch die indische Sitte bekannt, daß sich die Frauen beim Tode ihrer Männer auf dem Scheiterhaufen derselben mit verbrennen ließen. Es fodert sie kein Gesetz, sondern sie muß ganz freiwillig geschehen. Dennoch finden sich sehr viele Beispiele dieser Sitte bis auf die neueste Zeit, und so viel auch die Engländer danach streben, sie auszurotten, so wird dies doch nur mit großer Schwierigkeit gelingen. Viel mag dazu der freudlose und kummervolle Stand einer indischen Witwe beitragen; denn eine solche durfte nicht wieder heirathen (obgleich einige Beispiele davon erwähnt werden) [75]), stand unter ihrem Sohne und in tiefer Verachtung, während die sati (die Gute, das heißt eine solche, die sich mit verbrennen lassen wollte) die kurze Zeit zwischen ihrem Entschlusse und Ausführung desselben als Höchste gefeiert ward, und ihrer ganzen Familie Ehre brachte [76]).

Die Dienerschaft eines Hauses besteht zu der Zeit, wo die indischen Dramen abgefaßt sind, aus Freien und Leibeigenen. Eigentliche Sklaven hat es, wie Megasthe-

64) Vgl. *Kalthoff*, Jus matrimonii. p. 60. 65) Journ. of Beng. 1837. January. p. 66. 66) *Dubois*, Moeurs etc. I, 480 fg. 67) *Mahavanso* by *Turnour*, Introd. XXXVII. 68) *Strab.* XV, 43.

69) Transactions of the litterary Society of Bombay. III, 169. 70) *Dubois*, Moeurs etc. I, 478. 71) von Bohlen II, 178. 72) *Dubois*, Moeurs etc. II, 202 fg. As. Res. VII, 241. *Craufurd*, Sketches. II, 14. 73) von Bohlen II, 182. 74) Ebend. II, 186. 75) von Bohlen a. a. O. II, 157. 76) von Bohlen II, 156. *Diodor.* XVII, 91. XIX, 33. *Strab.* XV, 62. As. Journ. 1826. (T. XXI.) 347. T. XXII. 636. 1837. T. XXIII, 356. 621. *Craufurd*, Sketches. 15 fg. As. Res. IV, 209 fg. *Craufurd* II, 20 fg.

nes berichtet [77]), bei den Indern nicht gegeben. Die Leibeigenen waren durch Kauf, Schulden, Verbrechen oder Kriegsgefangenschaft in Jemandes Gewalt gerathen [78]). Jetzt ist erbliche Sklaverei, wie schon bemerkt, in vielen Gegenden Indiens sehr verbreitet. Sowol in den dramatischen Gedichten, als jetzt noch im Leben, ist die Behandlung der Dienerschaft eine äußerst milde, sodaß sie fast wie verwandtschaftliche Glieder der Familie betrachtet werden, natürlich stets mit mehr oder minderer Rücksicht auf die Kastenunterschiede. Wenn sich eine Frau mit ihrem Manne verbrennen läßt, folgen ihr nicht selten auch Dienerinnen in die Flammen.

Gestalt, Farbe und Physiognomie der Bevölkerung Indiens ist überaus verschiedenartig. Unter den Rajputen und Bergbewohnern des Nordens findet man Leute von gigantischem Körperbau. In den Thälern sind die Bewohner kleiner und zarter. Ihre Gestalt ist im Allgemeinen beweglich, angenehm und zur Ausdauer von Beschwerden geschickt. Die Farbe variirt von einer dunkeln olivenfarbigen, fast schwarzem Teint, bis zu einem hellen, durchsichtigen, schönen Braun; ihr Gesicht zeigt selten Spuren der in ihnen sich regenden Leidenschaften. Die Form des Gesichts ist oval; die Stirn mäßig breit und hoch; Augen und Haar schwarz; Augenbrauen fein gezogen; Nase und Mund europäisch; der Blick ist ruhig, sanft und einnehmend. Die Frauen, welche zurückgezogen leben, sind oft überaus schön, zart und graziös gebaut; die Glieder rund; die Züge sanft; Augen schwarz und schmachtend; Haar fein und lang; die Haut sehr weich. Die schönsten sind die aus der Brahmanenkaste. Das Gesicht ist das feinste Oval, die Nase lang und gerade; die Lippen stark geröthet; die obere sanft gebogen; Mund klein; das Kinn rund und häufig mit einem Grübchen. Die Augen, beschattet von langen Augenwimpern, sind begrenzt von zart gewölbten Augenbrauen, voll, schwarz, feurig, aber weder lasciv, noch frech [79]). Montgomery Martin hat eine bedeutende Sammlung von Schädeln der Bewohner Indiens dem Museum in Calcutta geschenkt [80]).

Die Kleidung [81]) der alten Inder bestand gewöhnlich aus baumwollenen Gewändern oder aus Leinwand. Die Vornehmeren trugen auch Seidenstoffe. Sie wurde durch ein fein musselinenes Untergewand, welches bis auf die Knie oder Knöchel reichte, und ein baumwollenes Oberkleid, welches über die linke Schulter geworfen und unter der rechten zugebunden war, gebildet. Ein gewöhnlich reichgeschmückter Gürtel hielt sie zusammen. Die Füße waren von Schuhen oder Sandalen bedeckt, aber so, daß die Fußzehen sichtbar waren. Diesen wurden, wie an den Fingern, die Nägel röthlich gefärbt. Ein sehr mannichfaltiger Schmuck, insbesondere von Knöchel- und Armspangen aus Gold, Schildpat, Elfenbein mit kleinen Glocken, die bei jeder Bewegung tönten, zierte sie. Ohrringe mit Edelsteinen, Halsketten, wohlriechende Salben, vervollständigten die Toilette, sowol der Frauen, als der vornehmeren Männer. Letztere färbten und salbten den Bart, oft auch das Haupthaar, welches mit einer turbanartigen musselinenen Binde zusammengehalten war. Die Brahmanen schoren gewöhnlich den ganzen Kopf bis auf eine Locke; die Krieger trugen vier bis fünf Locken auf jeder Seite (kâkapaksha); die übrigen wurden ebenfalls abgeschoren. Bei den Frauen war das Haar natürlich der Hauptschmuck; in einer langen Flechte, mit Perlen und Juwelen verziert, hing es über die Schultern hinab. Jungfrauen waren daran kenntlich, daß sie die Haare auf der Stirn in einen Knoten zusammenbanden; Hetären ließen sie in Locken um den Nacken wallen, kräuselten sie und durchflochten sie mit Blumen. Zum Zeichen des Schmerzes lösen die Frauen die Flechten auf. Schleier erscheinen als Putz der vornehmen Frauen, wurden aber ohne Anstand zurückgeschlagen. Die Brustwarzen werden roth gemalt; duftende Essenzen im Busen getragen; die Brauen und Augenlider mit Spießglanz gefärbt, um den Glanz der Augen zu heben. Betel wird von Männern und Frauen gekaut; dadurch werden die Zähne roth gefärbt. Zum Auftreten einer vornehmen Dame gehören auch Sonnenschirme, Fächer u. s. w.

Die Tracht der jetzigen Zeit ist im Allgemeinen nicht sehr verschieden, variirt jedoch in Einzelnheiten, wie ohne Zweifel auch im Alterthume, da das Princip derselben weniger Mode, als Nationalsitte ist, je nach den verschiedenen Gegenden [82]). Die Tracht der Männer und Frauen ist sich gewöhnlich sehr ähnlich; letztere tragen fast nur feinere Stoffe und reicheren Schmuck. Ein faltenreiches Gewand reicht bei den Frauen etwa von der Brust bis zu den Füßen. Der Busen ist mit einem Unterkleide von Seide bedeckt; Hemden kennen sie nicht. Die Haare sind mit Juwelen und Blumen verziert; die Ohren mit Perlen beladen; eine Masse goldener Ketten und Edelsteine fallen vom Halse auf den Busen; die Arme sind mit Bracelets bedeckt; Spangen an den Knöcheln, Ringe an den Fingern und Zehen; einer gewöhnlich mit einem kleinen Spiegel. Auf der Küste von Malabar ist es Anstand, daß die Frauen von der Taille aufwärts unbedeckt erscheinen. Im nördlichen Indien ist die Tracht der Frauen durch Einfluß der Muhammedaner etwas geändert. Eine enganschließende Ärmeljacke bedeckt den Oberkörper, den untern ein auf beiden Seiten zusammengeheftetes Gewand. Eine Art Tättowirung ist noch vielfach in Indien in Gebrauch [83]). Ebenso Spießglanz, Lack u. s. w., wie im Alterthume. Die Männertracht ist in den meisten Gegenden nicht sehr verschieden. Die höhern Stände tragen gewöhnlich Turbans. Haar und Bart werden gewöhnlich abrasirt, außer einer Locke auf dem Scheitel und Schnurr-

77) *Strab.* XV, 54. *Arr.* Ind. 10. *Diod.* II, 39. 78) *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hindus. I, 51. 82. 139. *von Bohlen* II, 157. 79) *Montgom. Martin*, History of british Colonies. I, 187. Ganz ähnlich klingen die Schilderungen Anderer, welche Indien autoptisch kennen. 80) Ebend. 178, wo auch Rammohun Roy's Schädel geschildert wird. 81) *von Bohlen* II, 168.

82) *Dubois*, Moeurs etc. I, 429 fg. *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 183. *Crawfurd*, Sketches. II, 40 und andere vielfach. 83) *Dubois* I, 75. *Montgomery Martin* I, 192.

härten; im nördlichen Indien werden Hosen getragen. Wo mehr Europäer wohnen, z. B. in Calcutta, hat ihre Tracht auf die der Eingeborenen ändernd eingewirkt.

Ein Hauptnahrungsmittel [84]) der Inder bildet Reis, auf mannichfache Weise zubereitet, außerdem zunächst eine Menge von Früchten, Getreidearten u. s. w. Ferner werden alle Arten von Fleisch, mit Ausnahme von Rind- und Kuhfleisch, genossen, sowol von den übrigen Ständen, als auch den Brahmanen. Nur einige besondere Sekten, Asketen und die, welche sich in religiöser Rücksicht ein höheres Ansehen zu geben suchen, enthielten und enthalten sich der Fleischspeisen. Von den Thieren, welche verzehrt werden, pflegt man einen Theil den Göttern zu opfern. Schon seit den ältesten Zeiten kennen die Inder manche Arten von berauschenden Getränken, von denen manche mitsammt dem indischen Namen nach Europa übergegangen sind, z. B. Rum (sanskr. rôma), Arak (im Sanskrit raksha-surâ) und Punsch (von seinen fünf Bestandtheilen pank'a genannt). Traubenwein und eine Art Bier kennen die Inder ebenfalls. Das gewöhnliche Getränk ist jedoch Reiswasser. Trunkenheit ist in den Gesetzbüchern streng verpönt und findet sich fast nur bei den geringeren Classen und vielen der herumschweifenden religiösen Bettler, bei denen sie vielfach als zu ihrem Stande gehörig betrachtet wird.

Die eigenthümlichen Krankheiten der Inder betreffend, verweise ich auf Annesley's großes Werk [85]).

Den Zeitvertreib der vornehmeren Inder und aller, deren Handwerk Krieg ist, bildete seit ältester Zeit die Jagd insbesondere, in welcher sie sich gegen die wildesten Thiere, Löwen, Tiger, Elefanten, höchst unerschrocken und jagdkundig benehmen [86]). Außer vielerlei Spielen sind die Inder insbesondere für Hazardspiele [87]) schon seit den ältesten Zeiten leidenschaftlich eingenommen. Diese Sucht bildet bekanntlich ein Hauptmotiv in dem Gedichte: Nalas und Demajanti. Das Gesetz suchte sie, wie bemerkt, zu beschränken und auszurotten; allein es war nicht möglich. In den Dramen kommen förmlich organisirte Spielhäuser vor. Eine Erfindung der Inder ist auch das Schachspiel (k'aturanga, nach den vier Theilen des indischen Heeres benannt) und kommt schon im Ramajana, also etwa um 200 vor Chr., vor [88]).

8) Geistige Entwickelung in Wort und Schrift; Sprache und Literatur, Kunst u. s. w. Die Sprache, welche wir jetzt, mit dem Indischen sanskritam (eigentlich rein, schön, geregelt) übereinstimmend, das Sanskrit nennen, war einst, wie dies die älteren und heutigen daraus hervorgegangenen Volkssprachen mit Entschiedenheit beweisen, die herrschende Volkssprache in dem allergrößten Theile von Vorderindien. Neben ihr bestanden in den ältesten Zeiten in weiterem, in den späteren in immer mehr beschränktem Umfange mehre Dialekte einer oder mehrer nicht mit ihr stammverwandter Sprachen der Urbevölkerung Indiens. Die Zeit, in welcher sich Sanskrit über Indien zu verbreiten anfing, ist ebenso wenig zu bestimmen, wie die Zeit der Einwanderung des Sanskritvolkes. Nicht minder ungewiß bleibt die Geschichte der Verbreitung dieser Sprache in Indien. Nur folgende Resultate lassen sich mit Bestimmtheit geben: 1) in Bezug auf Ausdehnung: 1) im Westen herrschte einst das Sanskrit bis zu einer bedeutenden Strecke diesseit (im Westen) des Indus. Dies zeigen sowol eine Menge geographischer Namen in diesen Gegenden, als die Berichte der chinesischen Reisenden, welche wir schon oben benutzt haben, und endlich die noch jetzt in diesen Gegenden vorkommenden Sprachen [89]). Ob aber diese Verbreitung des Sanskrits nach dieser Seite hin schon vor der uns bekannten Geschichte Indiens liegt, oder erst mit der Ausdehnung des indischen Reiches und seiner Cultur nach diesen Gegenden hin unter Tschandraguptas begann, ist noch ungewiß! In letzterem Falle wäre nicht das Sanskrit dahin verbreitet, sondern eine der zunächst daraus hervorgegangenen Sprachen. 2) Im Norden reichte das Gebiet des Sanskrit oder der daraus zunächst entwickelten Sprachen allenthalben bis in die Thäler und Ketten der Indien zur Zeit seines größten Umfanges hier begrenzenden Berge, also Himalaya und indischen Kaukasus. Hier traf es aber theils mit fremdstämmigen Sprachen (der Khaças, Kiratas), theils mit zwar verwandten, aber sich mehr an das Zend anschließenden zusammen. 3) Im Osten verbreitete sich Sanskrit oder daraus hervorgegangene Sprachen schon zur Zeit des Asokas bis in die Gegend des Brahmaputra; dies zeigen historische Mittheilungen und geographische Namen. Doch scheint die Einwirkung hier nicht bedeutend genug gewesen zu sein, um diese Gegenden ganz zu sanskritisiren. 4) Im Süden war die Herrschaft des Sanskrits in fast voller Macht bis an die südlichen Grenzen von Mahâräshtra. Dafür entscheidet der Umstand, daß einer der am entschiedensten sich als sanskritischen Ursprungs kundgebenden Dialekte, das Prakrit κατ' ἐξοχήν auch die Sprache von Mahâräshtra genannt wird, und sich als Mutter der heutigen Mahrattensprache erweist. 5) Das Sanskrit ist auch südlich von dieser Grenze vorgedrungen, und war hier augenscheinlich einst die Sprache der Gebildeten oder überhaupt der höheren Cultur. Doch scheint dies zu einer Zeit geschehen zu sein, wo das Sanskritvolk weder intensiv noch ertensiv Macht genug besaß, um die Ursprache ganz zu verdrängen, was ihm innerhalb jener vier Grenzen mit wenigen sehr isolirt stehenden Ausnahmen ganz gelungen ist. II) In Bezug auf die Zeit, wo das Sanskrit Volkssprache war, läßt sich Folgendes bestimmen. Da wir schon zu Asokas' Zeit zwei Volkssprachen finden — eine in Guzerate und eine andere von Magadha, dem Sitz des Reiches — welche entschieden ihrem ganzen Bau nach nicht neben dem Sanskrit, nicht zu derselben Zeit, bestehen konnten, sondern sich in diesen Ländern, nachdem das Sanskrit einst daselbst gesprochen war, weiter ent-

84) von Bohlen II, 160 fg. *Montgomery Martin* a. a. O. 203. 85) *Annesley*, The Diseases of India. 2. Bd. Fol. 86) von Bohlen II, 174. 87) a. a. O. und *Wilson*, Specim. of Hindu Theatre. I. 48. 52 n. 88) *Schlegel* zu Ramaj. I, 2, 27. Mgl. As. Res. II. 207. (Trad. franç.) VII. 504. von Bohlen II, 67. Ritter, Asien. IV, 1, 525. V, 680.

89) Mgl. meine Rec. in den Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154. 155. S. 1532—1536.

wickelt haben müssen — so folgt daraus, daß das Sanskrit schon vor Aśokas' Zeit abgestorben gewesen sein muß. Diese Zeit fällt in das 3. Jahrh. vor Chr., also etwa drei Jahrhunderte nach der Zeit, in welcher höchst wahrscheinlich der Buddhismus entstand. Von diesem wird uns aber berichtet, daß er seine Schriften nicht im Sanskrit, sondern in den Volkssprachen abfaßte. Seine heilige Sprache ist das sogenannte Pali, welches, obgleich in manchen Einzelnheiten von der Sprache in Magadha abweichend, und sich dem Hauptdialekte des Prakrits, dem von Mahâráshtra nähernd, doch ungefähr in einem ähnlichen Verhältnisse, wie dieser und die beiden Dialekte der Aśoka-Inschrift zum Sanskrit steht. Dadurch wird es höchst wahrscheinlich, daß das Sanskrit schon zur Zeit, als der Buddhismus erstarb, also etwa im 6. Jahrh. vor Chr., nicht mehr Volkssprache war. Die ganze Natur des Sanskrits zeigt, daß es durch etwas, was, mag es auch im Einzelnen ausgesehen haben, wie es will, einer Literatur ähnlich war, zur Zeit seiner Blüthe fixirt war, und auch nur durch diese Annahme erklärt sich, daß es sich in so weit aus einander liegenden Gegenden, wie im nördlichen und nordwestlichen Indien und im Mahrattenlande, als einst ganz gleichartige Grundlage der aus ihm sich entwickelnden Dialekte nachweisen läßt. Eine auf eine solche Weise fixirte Sprache stirbt aber nicht so schnell aus. Wenn wir etwa drei Jahrhunderte für die Zeit des Absterbens annehmen, so wird die Zeit, wo das Sanskrit allgemeine Volkssprache war, etwa in das 9. Jahrh. vor Chr. gerückt. Um diese und die nächst vorhergehende Zeit verknüpfte, wie wir schon mehrmals vermuthungsweise aussprachen, ein politisches Band das ganze indische Reich, welches wir uns, da wir jetzt wissen, daß auch im Mahrattenlande Sanskrit wirkliche Volkssprache um diese Zeit gewesen sein muß, als vom Himalaya bis zum Süden des Mahrattenlandes ausgedehnt denken dürfen [90]). Wie, nachdem diese politische Einheit in der Folgezeit bis zur Wiederherstellung unter Tschandraguptas gestört ward, die übrigen Elemente des indischen Lebens sich individuell weiter bildeten, so auch das bis dahin gemeinschaftliche Sanskrit. Aus dieser Individualisirung des Sanskrits bildeten sich dessen Töchtersprachen hervor, deren erste neue Formen sich zum Sanskrit ungefähr verhalten, wie die Töchtersprachen des römischen zum Latein. Allein während dieser Weiterbildung und Umbildung des Sanskrits durch den Volksusus zu neuen Volkssprachen hatte sich in den Schulen der Brahmanen (für deren Bestand in so alter Zeit wir zwar keine entschiedene äußere Zeugnisse haben, wol aber die ganze geistige Entwickelung des indischen Lebens, wie sie sich schon vor der Entfaltung des Buddhismus ausgeprägt haben muß, als Zeugniß anrufen und gebrauchen dürfen) das, was literaturähnlich im Sanskrit, als es lebte, geschaffen war, forterhalten und ebenso das Sanskrit als heilige Sprache des Cultus und der Wissenschaft. Als durch den von den Buddhisten auf das Brahmathum gemachten Angriff die Brahmanen zu neuer Energie aufgestachelt wurden, traten sie mit Schriften auf, welche in dieser heiligen Sprache abgefaßt waren und für uralt ausgegeben wurden; der ersten eine war wol das Manâvadharmaçâstram, dann das Ramajanam. Allein schon äußere Gründe — die vielfache Erwähnung der Javanâs (Griechen) zeigen — daß sie viel später sind, als die Zeit, in welcher sie angeblich abgefaßt sein sollen. Ebenso zeigt schon die Sprachbehandlung sowol in diesen Büchern als — jedoch beiweitem mehr — in die der auf sie folgenden und sich an sie anschließenden Sanskritliteratur, daß sie unmöglich aus einer Volkssprache hervorgegangen sein können, sondern die Resultate einer Gelehrtensprache, oder vielmehr heiligen Sprache sind, welche im übrigen Volke abgestorben, sich im Kreise der gebildeten Priester als Werkzeug der Vermittelung mit den Göttern und der Mittheilung der für heilig gehaltenen Wissenschaften erhielt, und mit der größten Hingebung und Beeiferung betrieben ward. Aus diesem Kreise ging sie alsdann auf diejenigen auch wiederum über, welche mit dem Priesterstande als Glieder der neben ihnen administrirenden Kaste in Verbindung standen; sie wurde, als das Brahmathum wieder seine Herrschaft erlangte, für einige Zeit wol Sprache der Gebildeten, des Hofes und der Administration überhaupt, und einem so hochgeschätzten Bildungsinstrumente konnten auch die Buddhisten den Gebrauch nicht verweigern. Wir brauchen nur an die Art, wie das Latein das Mittelalter hindurch und selbst noch in unserer Zeit sich, obgleich längst abgestorben, in Gebrauch erhielt, zu erinnern, um die Möglichkeit klar zu machen, daß sich auch das Sanskrit, nachdem es schon zwischen dem 9. bis 6. Jahrh. vor Chr. als Volkssprache erstorben war, dennoch in einem hochstehenden Kreise des Volkes erhielt, und bei diesem fort und fort so geübt ward, daß es selbst jetzt noch als Darstellungsmittel zu höheren Zwecken benutzt werden kann. Das Sanskrit hatte hierbei dadurch sogar einen bedeutenden Vorschub vor dem Latein, daß es, wo das Brahmathum herrschend war, als heilige Sprache angesehen ward, weil in ihm alle die heiligsten Schriften desselben abgefaßt waren. Durch diese Anschauung war es auch schon ein religiöses Verdienst, dasselbe auch nur zu kennen, und eine Sanskritgrammatik, oder ein anderes Werk, welches zur Erkenntniß dieser Sprache beitrug, wurde und wird für ein heiliges Werk angesehen. Auf ähnliche Weise erhielt sich die Kenntniß des Jüdischen lange unter den Juden, und es konnte bis auf die neueste Zeit (vor etwa 60 Jahren) Niemand unter ihnen auf den Charakter eines Gebildeten Anspruch machen, wenn er nicht die heilige Sprache (לְשׁוֹן הַקֹּדֶשׁ) erlernt hatte.

Wann das Sanskrit sich in dieser neuen Modification als Priester-, Gelehrten- und Administrationssprache über ganz Indien verbreitete, läßt sich wiederum nicht ganz genau bestimmen. Ich vermuthe, daß der Keim dieser Verbreitung in der Regeneration des Brahmathums in Canodsche lag, und daß diese Verbreitung selbst zuerst Hand in Hand ging mit der Verbreitung der strictern Form des Brahmathums von Canodsche aus theils durch

90) Vgl. auch meine Rec. in der Hall. Allg. m. Lit.-Zeit. 1840. Nr. 10—12. Eindringendere Erörterung dieses Gegenstandes muß ich einem andern Orte aufbewahren.

von dort ausgehende Brahmanencolonien — auf welche sich der Brahmanenstand in fast allen Gegenden Indiens heutiges Tages zurückführt — theils durch Annahme dieser Form durch Anhänger des älteren Brahmathums. Nachdem sich auf diese Weise das Sanskrit als Sprache der auf höhere Bildung Anspruch Machender in einem großen Theile Indiens festgesetzt haben mochte, nahmen es dann auch die Buddhisten, wenn auch nicht als heilige, doch als Sprache der Gebildeten an. Vor Asokas' Zeit war das Sanskrit nicht verbreitet. Denn die wenigen Buddhistischen Inschriften, welche man in diese Zeit zu setzen berechtigt ist, sind in einer aus dem Sanskrit hervorgegangenen Volkssprache abgefaßt. Dasselbe ist der Fall mit den Inschriften des Asokas, wie schon bemerkt, und einigen, schon beiläufig erwähnten, welche kurze Zeit nach ihm anzusetzen sein mögen. Die Münzen der Mahâkshatrapâs und Kshatrapâs von Surâshtra (?) haben Inschriften in der Volkssprache. Wir können daraus schließen, daß, als sich die Form der Münzlegende bei ihnen festsetzte, noch kein Sanskrit als Sprache öffentlicher Werke sich bei ihnen festgesetzt hatte. Allein die Inschrift des Rudra Dama [91]) ist schon in Sanskrit abgefaßt. Haben wir dessen Zeit richtig um 330 nach Chr. bestimmt, so war das Sanskrit in seiner neuen Form schon um dieße Zeit Sprache des öffentlichen Lebens in der Gegend von Guzerate, und sein Nichtgebrauch auf den Münzen desselben Königs erklärt sich dadurch, daß die Form der Münzlegende einmal festgesetzt war und beibehalten wurde. Wenn es sich bestimmter nachweisen ließe, was übrigens nach einigen kleineren Umständen wahrscheinlich ist, daß diese Dynastie die Buddhistische Religionsform hatte, so folgt hieraus, daß schon um diese Zeit der Buddhismus in Beziehung auf den Gebrauch des Sanskrits den Bestrebungen des Brahmathums hatte nachgeben müssen. Gewiß ist dies von der um wenige Jahrhunderte späteren Zeit der Vallabhi- oder Bhat'arka-dynastie. Diese war — wenigstens um 640 — (nach chinesischem Zeugnisse) Buddhistisch, aber ihre etwa aus derselben Zeit herrührenden Inschriften sind im Sanskrit abgefaßt. Alle uns sonst bekannten öffentlichen Documente späterer und auch früherer Zeit (seit etwa 330 nach Chr.) sind ebenfalls ohne Unterschied, mögen die Könige Bekenner des Brahmathums oder des Buddhismus sein, im Sanskrit abgefaßt, und wir irren daher schwerlich, wenn wir — selbst ohne entscheidende Zeugnisse, welche aber wahrscheinlich weitere Inschriften oder Münzentdeckungen in Indien liefern werden — annehmen, daß etwa um das 5. bis 6. Jahrh. nach Chr. der Gebrauch des Sanskrits als Sprache höherer Administration, des Cultus (wenigstens des Brahmanischen, und wenn wir annehmen dürfen, daß aus dieser Zeit die Übertragung der heiligen Schriften des Buddhismus ins Sanskrit herrühren, auch des Buddhistischen) und der Wissenschaft sich im gebildeten Indien festgesetzt hatte. Dafür beweist und daraus erklärt sich auch die Erscheinung des Sanskrits auf den Inseln des indischen Archipelagus. Denn die indischen Colonien auf denselben — zum Theil aus Telinga stammend — fallen wahrscheinlich in die Zeit vom 6. bis 12. Jahrh. nach Chr. Um die Zeit, in welcher die dramatische Literatur ihre bestimmte Form ausprägte, eine Zeit, welche leider noch gar nicht bestimmt werden kann, aber wol auch in das 6. oder 7. Jahrh. nach Chr. vermuthungsweise gesetzt werden dürfte, muß die Kenntniß des Sanskrits einerseits bei Allen, welche auf Bildung Anspruch machen wollten, verbreitet gewesen sein — denn sonst hätten die Dichter bei zur Aufführung vor dem ganzen Volke bestimmten Stücken nicht die Hauptpartien in Sanskrit abfassen dürfen — andererseits muß der Gebrauch desselben als Sprache öffentlicher Documente, des Cultus und der wissenschaftlich Gebildeten stätig gewesen sein — denn sonst würde sie schwerlich den Göttern, Königen und Priestern in den Mund gelegt werden. Ob Sanskrit damals die eigentliche Hofsprache war oder nicht, wage ich nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden; doch glaube ich es kaum, da die Staatsdiener, wenn sie nicht Brahmanen sind, sich desselben nicht bedienen.

Was den Unterschied zwischen der Gestalt des Sanskrits, als es Volkssprache noch war, und zwischen der, welche es nach seiner Wiederaufnahme als heilige und Gelehrtensprache hatte, betrifft, so würde sich vielleicht manches Bestimmtere darüber mittheilen lassen, wenn uns schon die Veden und die Upanischaden, welche wol zu einem großen Theile jener früheren Form und Zeit angehören, zur Vergleichung mit den übrigen Erzeugnissen der Sanskritliteratur, vorlägen, welche nach dem angegebenen Grunde, dem sich leicht noch mehre beifügen ließen, der spätern zuzuschreiben sind. Ich kann, da mir nicht einmal Rosen's Ausgabe des Rig-Veda zu Gebote steht, sondern nur sein Specimen derselben, wenig Sichereres geben. Einiges jedoch, was sich schon mittheilen läßt, will ich so kurz wie möglich berühren. Zunächst unterscheidet sich das spätere Sanskrit von dem der Veden durch den Gebrauch überaus colossaler Composita. Selbst wenn uns die wenigen mir bekannten Specimina der Veden und die bis jetzt herausgegebenen Upanischaden, welche ich früher zu benutzen die Gelegenheit hatte, nicht schon zeigten, daß in dieser Beziehung eine wesentliche Verschiedenheit im Gebrauche des Sanskrits in beiden Perioden besteht, so ließe sich aus der Art und dem Umfange dieser Composita mit Entschiedenheit nachweisen, daß diese Ungethüme nicht emportauchen konnten zu einer Zeit, wo diese Sprache Volkssprache war. Solch ein Compositum konnte wol ein oder das andere Mal Effect machen, aber eine lebendige Sprache würde sich spottend und zornig von einem Misbrauche, wie er damit in den Sanskritschriften getrieben wird, abgewendet haben, der jede plane Verständlichkeit aufheben mußte. Dagegen paßte dieses Bestreben, Composita zu gebrauchen, ganz in eine Gelehrtensprache, in eine, dem eigentlichen Volksleben fernstehende, Gelehrtenpoesie. Richtige Regeln der Composition sind hier mit einem unerbittlichen Rigorismus bis zur Absurdität fortgeführt. Ebenso wenig als die zu weit getriebene Compositasucht der älteren Volkssprache und den daraus hervorgehenden literarischen Erscheinungen an-

91) Vgl. S. 101.

gehören konnte, konnte ihr das in der weitesten Ausdehnung im späteren Sanskrit angewendete Gesetz des Sandhi gehören. In diesem späteren Sanskrit werden nämlich alle Worte eines Satzes durch Assimilirung, oder sonstige Verbindung der Schluß- und Anfangslaute zu einer kolossalen Einheit verknüpft. Dieses Gesetz erscheint zunächst in den Veden im Allgemeinen nicht und, obgleich es keine Frage und bekannt ist, daß in der lebendigen Rede Schluß- und Anfangslaute eines Wortes in einer gewissen sich gegenseitig temperirenden Verbindung stehen, so wird sich doch auch Jeder, welcher darüber nachgedacht hat, wie weit eine Volkssprache hierin zu gehen und in wie weit ihr ein aus der Volkssprache hervortretendes literarisches Erzeugniß zu folgen vermag, und weiß, wie weit das neuere Sanskrit die Anwendung dieses Gesetzes treibt, mit uns überzeugt sein, daß diese Anwendung in dieser Ausdehnung nicht auf einem Volksgebrauche beruhen kann, sondern wiederum ein mit strenger Consequenz ad absurdum geführter, im Allgemeinen richtiger, grammatischer Lehrsatz ist. Wenn man das spätere Sanskrit genauer betrachtet, so findet man ferner, daß es aufs Allerbedeutendste unter dem Einflusse der aus dem älteren Sanskrit hervorgegangenen Volksmundarten steht. Die Inder mit ihrem tiefen Sinn für Grammatik, oder überhaupt sprachliche Verhältnisse, waren sich der Modificationen, welche die alte Sprache durch die daraus entwickelten Volksmundarten erhalten hatte, im Allgemeinen sehr wohl bewußt; sie hatten die lautlichen Gesetze erforscht, durch welche diese aus jener hervorgetreten waren, und konnten sie gleichsam rückwärts in jene übertragen. Diese Leichtigkeit verlieh ihnen nicht die gehörige Behutsamkeit, und uns ist dadurch die Möglichkeit gegeben, den Beweis, daß das Sanskrit aller auf das Mânavadharmaçâstram folgenden Erzeugnisse der Literatur nicht ganz und gar die alte Volkssprache sein könne, mit einer schlagenden Evidenz zu führen, wie sie wol keiner der Sanskritautoren in seiner Ueberzeugung, gutes altes Sanskrit zu schreiben, geahnet haben mochte. Dieser Beweis würde jedoch einen solchen Raum in Anspruch nehmen, daß ich mich hier darauf beschränken muß, seine Hauptmomente anzudeuten. Er zerfällt in zwei Theile, indem 1) festzustellen ist, daß das neuere Sanskrit (um diesen Namen gradezu dafür zu gebrauchen) vieles nicht hat, was das alte Sanskrit hatte, und was es nur dadurch verlieren konnte, daß es in der Zwischenzeit abgestorben war und nun in einer so leicht als möglich verständlichen Form wieder regenerirt werden sollte; 2) daß es vieles hat, was das alte Sanskrit nicht haben konnte. Unter jene Rubrik fallen eine Menge Wurzeln und flexivische Formen, welche die Grammatiker zwar kennen und theils als gültig, theils als obsolet anführen, deren sich aber das neuere Sanskrit so gut wie ganz enthält. Der Grund davon liegt darin, daß sowol diese Wurzeln, als die flexivischen Formen dieser Art in den Volksmundarten, welche zur Zeit des neuen Sanskrits bestanden, entweder ganz verloren oder formell so entstellt waren, daß man aus ihnen heraus oder nach ihnen ihre sanskritische Form nicht mit Leichtigkeit hätte finden oder verstehen können.

Zu der zweiten Rubrik gehören insbesondere eine nicht unbedeutende Anzahl von Wurzelformen, welche sich nach den Gesetzen irgend einer Volksmundart umgestaltet haben und in dieser Gestalt, die man auf die eigentlich sanskritische zurückzuführen versäumte, oder nicht verstand, gradezu im neuen Sanskrit angewendet sind. Jedes einzelne Beispiel, welches wir aufführen wollten, würde eine detaillirte Entwickelung und Beweis fodern. Beides würde einen für diese Darstellung zu umfassenden Raum einnehmen. Wir wiederholen also nur das Hauptresultat der hier angedeuteten und größtentheils erst darzulegenden Untersuchungen, und wenden uns dann zu einer kurzen Charakteristik des Sanskrits. Jenes besteht darin, daß von der Zeit der Einwanderung des Sanskritvolkes bis etwa zum 9. Jahrh. vor Chr. Sanskrit sich als herrschende Volkssprache über ganz Vorderindien bis zur südlichen Grenze des Mahrattenlandes verbreitete. Weiter südlich drang es nicht als Volkssprache, sondern als Culturssprache vor, und wahrscheinlich noch nicht um diese Zeit. Vom 9. Jahrh. vor Chr. an fing das Sanskrit an auszusterben; es bildeten sich aus ihm Töchtersprachen; im 6. war es als Volkssprache todt. Dagegen erhielt es sich in den Brahmanenschulen. Etwa im 3. Jahrh. vor Chr. wurde es von dem in Canodsche regenerirten Brahmathume als heilige Sprache in das öffentliche Leben zurückgeführt, gewann immer mehr Boden als Ausdruck aller höheren geistigen Entsaltung. Etwa im 5. Jahrh. nach Chr. hatte es sich in diesem Charakter über ganz Indien verbreitet. So lange die einheimische Herrschaft dauerte, hat es ohne Zweifel immer mehr an Achtung zugenommen, und selbst lange nach der Festsetzung der Muhammedaner war es fast das einzige Darstellungsmittel für höhere geistige Entwickelungen in der Literatur. Der Druck jedoch, welcher auf Indien seit lange lastet und geistige Apathie hat die Anzahl derer, welche in Indien Sanskrit verstehen, nach und nach gelichtet. Dennoch wird es noch immer als die bedeutendste Grundlage zur Bildung in Indien angesehen, und es gibt noch heute viele in Indien, welche es verstehen und darin schreiben können.

Das Sanskrit ist seinem ganzen Wortschatze nach auf einsylbige Wurzeln zurückführbar. Dafür entscheidet die große Majorität derjenigen Wörter, deren übrige Bestandtheile sich mit Bestimmtheit charakterisiren lassen. Wir können daraus schließen, daß nur unsere Unwissenheit die Schuld trägt, wenn sich — was jedoch bei sehr wenigen der Fall ist — diese Zurückführung noch nicht allenthalben möglich machen läßt. Die eigentliche Wurzelbedeutung ruht in den consonantischen Bestandtheilen dieser einsylbigen Wurzeln. Die vocalischen Bestandtheile haben keinen radicalen Werth, sondern dienen nur zur Lautbarmachung der den Begriff der Wurzel constituirenden Bestandtheile. In dieser Beziehung herrscht jedoch eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den vom rein lautlichen Standpunkte aus im Sanskrit für Vocale geltenden Lauten. Diese sind a, i, u, ṛi. Als eigentlich vocalisches Element — wenn man den functionellen Werth berücksichtigt — gilt nur a, welches überhaupt, wo es als Bestandtheil der Wurzel erscheint, ein Guna

ist [92]), das heißt dazu dient, die in den begrifflichen Bestandtheilen der Wurzel gleichsam schlummernde Bedeutung zu wecken, fest hinzustellen, zu bestimmterem Leben zu entfalten. I, U, Ri dagegen erscheinen vom Standpunkte des functionellen Werths aus wie Consonanten, wie sie denn überaus häufig aus den ihnen verwandten Halbvocalen j, v, r hervorgegangen sind. Wurzelformen mit i, u, ri sind daher vom Standpunkte des functionellen Werths aus betrachtet, ganz auf dieselbe Stufe zu setzen mit solchen Wurzelformen, welche gar keinen Vocal haben. Da die indischen Grammatiker keine Wurzel vocallos schreiben, so läßt sich die Richtigkeit dieser Ansicht nur aus den Flexionsformen nachweisen, z. B. ghu-anti (dessen Wurzel han geschrieben wird, aber eigentlich nur aus hu besteht), dvish-anti, ghu-antu : dvish-antu. Diejenigen Wurzelformen dagegen, welche mit a vocalisirt erscheinen, stehen erst dann auf derselben Stufe, wie die Wurzelformen, welche mit i, u, ri geschrieben werden, wenn letztere ein Guna erhalten haben, das heißt, ihrem Vocal ein a vorgesetzt ist, wodurch die mit i, indem a + i zusammengezogen wird, è erhalten, die mit u durch Zusammenziehung von a + u : ô, die mit ri durch Zusammenziehung von a + ri : ar; man vergleiche z. B. han-mi : dvêsh-mi (von dvish), bhag'-âmi : bôdh-âmi (von der Wurzel budh), vart-é (von vrit). Eine neue Verstärkung der Wurzelbedeutung tritt dadurch an, daß vor guna, oder den durch guna entstandenen Laut ein neuer gun'a (a) tritt; so entsteht aus a + a durch Zusammenziehung â, aus a + è : ai, aus a + ô : au, aus a + ar : âr. Diese Entstehung dieser Laute wird vriddhi genannt. Als eine Art Verstärkung, die sich jedoch so, wie Guna und Vriddhi in Bezug auf die Art und Weise, wie sie im Einzelnen die Grundbedeutung der Wurzelbestandtheile modificirt, höchst verschiedenartig erweist, ist auch die Dehnung der Vocale i und u zu betrachten. Die Dehnung des ri erscheint nur in einer einzigen Flexionsform. Ein angeblicher Vocal lri erscheint sogar nur in einem einzigen Worte.

Aus den primären Wurzelformen — bis zu welchen wir jedoch noch keineswegs allenthalben durchzudringen vermögen — bildeten sich schon lange vor der Zeit der Trennung der unter einander verwandten und einst verbundenen Sprachen, welche wir bald Indo-Gothische, bald Sanskritsprachen zu nennen pflegen, auf verschiedenartige Weise secundäre Wurzelformen; zwei Arten der Entstehung lassen sich bis jetzt an einer bedeutenden Anzahl von Beispielen nachweisen: 1) es trat eine Zusammensetzung einer primären Wurzelform mit einer andern ein, indem diese von Hinten an sie trat; zu dieser Weiterbildung von Wurzeln dienen in den Sanskritsprachen insbesondere die Wurzeln, welche man schreibt, as (sein), dhâ (machen), g'an (zeugen) und andere; 2) es treten Präfixe vor die Wurzel. Secundäre Wurzelformen nennen wir diese, eigentlich Composita zu bezeichnenden Bildungen, weil durch Verkürzung, Zusammenziehung, Verschränkung u. s. w. die neu entstandene Form gewöhnlich so unkenntlich geworden ist, daß es für jeden Fall eines besonderen Beweises bedarf und allgemeine Regeln bis jetzt nur mit der größten Vorsicht gegeben werden dürfen. Zu der erstern Art gehört z. B. ju-g' aus den Wurzeln, welche ju und g'an geschrieben werden, judh aus ju und dhâ, sah aus dem Präfix sa und der Wurzel vâh [93]). Aus solchen secundären Wurzelformen können auch tertiäre entstehen, indem eine neue Wurzel an die secundäre tritt, z. B. mrî + g'an wird mrig', und mrig' + as. dessen a nicht zu den bedeutungsvollen Wurzelelementen gehört, wird mit einem gewöhnlichen Übergange von ri zu ra : mraksh. Wurzelformen, welche noch eine vierte Wurzel zu jenen Bestandtheilen hintanfügen, sind schwerlich nachzuweisen. Dieser Art Bildungen mögen den Namen Wurzelformen auch aus dem Grunde beibehalten, weil sie, so weit man bis jetzt erkennen kann, alle der Zeit vor der Sprachtrennung angehören, der eigentlich schaffenden Periode des Sprachgeistes.

Die Wurzeln treten im Sanskrit nie nackend auf, sondern gestalten sich durch formative Affixe und Präfixe zu Wortformen (Themen). Die Modification der Wurzelbedeutung beruht theils auf diesen, theils auf der schon bemerkten Gunirung und Vriddhirung, welche jedoch beide keineswegs auf den Wurzeltheil beschränkt sind, sondern oft auch die formativen Elemente afficiren. So entstehen Verbal- und Nominalwortformen (Themen). Jene betreffend, erscheint bei den indischen Grammatikern zunächst eine Eintheilung derselben in neun Classen (die zehnte gehört einer andern Art von Formationen an), welche von einem wissenschaftlicheren Standpunkte zwar vielfach anders gefaßt werden müßte, hier jedoch keiner kritischen Betrachtung unterworfen werden kann. Die erste fügt der Wurzelform ein a an, und gunirt den Vocal durchgängig, die zweite gunirt ihn nur in bestimmten Fällen, sonst läßt sie die Wurzelform, wenn nicht rein phonetische Gesetze sie afficiren, ungeändert; die dritte reduplicirt die Wurzelform; die vierte mehrt sie durch Affix ju; die fünfte durch nu; die sechste durch a ohne Gunirung des Vocals; die siebente durch Einschiebung eines Nasals vor dem die Wurzelform schließenden Consonanten; die achte durch Anhängung von u; die neunte durch Anhängung von ni (nâ). Durch bestimmte Umwandlung der Wurzelformen werden ferner Verbalthemen mit dem hinzutretenden Begriff des Passiven, Causativen, Frequentativen und Desiderativen gebildet; aus diesen durch neue Verbindung der Charakteristika, Causativ-Desiderativa u. s. w. Endlich werden durch Zusammensetzung mit einfachen Wurzeln Wurzelformen zur Bezeichnung von Temporibus-Verbi gebildet (z. B. Futur). Suffixe, durch welche Nominalthemen gebildet werden können, sind in großer Anzahl vorhanden; ihrem Gebrauche nach zerfallen sie in solche, welche an die Wurzelform selbst treten, oder an ein schon daraus gebildetes Thema. Vielfach kann dieselbe

92) Vgl. meine Rec. in der Hall. Allgem. Lit.-Zeit. 1837. Ergänzungsbl. S. 911 fg.

93) Vgl. Th. Benfey, Griechisches Wurzellexikon. I, 679. 680. 857.

Suffixform in beiden Fällen gebraucht werden. Die Ableitung dieser Suffixe, sowie der zur Bildung der Verbalthemen dienenden Charakteristica ist in manchen Fällen ziemlich klar; sie erweisen sich nämlich als Verstümmelungen von einfachen Wurzeln; in vielen andern ist sie noch dunkel. Aus den Nominalthemen bilden sich nach bestimmten Gesetzen wiederum neue Verbalthemen (Denominativa).

Ganz außerhalb dieses sich aus einfachen Wurzeln entwickelnden Schatzes an Verbal- und Nominalthemen stehen, so weit wir bis jetzt erkennen können, die Stämme der eigentlichen Pronomina. Mit ihnen verwandt, wahrscheinlich alte Flexionsformen von ihnen, sind die Präfixe. Sehr dunkel sind noch, ihrer Entstehung nach, im Allgemeinen die Zahlnamen; sie scheinen theils aus jener ersten Art von Wurzeln entstanden zu sein, theils aus Pronominalstämmen, theils selbst componirte und durch usus zu Zahlenbezeichnung fixirte Wörter.

Die Flexion der Verbal- sowol als Nominal- und Pronominalthemen geschieht im Allgemeinen bei ersterem durch äußere Zusätze, sowol von Vorn als Hinten, bei beiden letzteren treten diese Zusätze nur von Hinten an. Auch hier sind die Wandlungen durch Guna und Vriddhi wesentlich. Die Untersuchungen über die Entstehung dieser Zusätze sind noch nicht ganz zum Ziele gelangt. Die geistvollen Entwickelungen von Bopp führen jedoch auf das Resultat, welches sich wol mit immer größerer Sicherheit herausstellen wird, daß sie verstümmelte und vielfach sehr unkenntlich gewordene Pronominalstämme sind.

Die Conjugation des Verbi zerfällt vom flexivischen Standpunkte aus in zwei Genera (Parasmaipadam [= Activum]) und Atmanepadam (= Medium). Für die Bezeichnung der Zeiten finden sich mehre Formen, eine für die Gegenwart, neun für die Vergangenheit (eine für die relative, sieben für die absolute, eine für die in ihren Folgen gegenwärtige), für die Zukunft zwei. Vier Modi: Potentialis, Imperativus, Précativus, Conditionalis. Viele von diesen Formen sind in dem spätern Sanskrit ganz obsolet, oder sehr selten. Infinitiv, Gerundium und Participia stehen in der Mitte zwischen den Verbal- und Nominalflexionen; für alle gibt es eine bedeutende Anzahl von Formen, von denen jedoch das neuere Sanskrit ebenfalls viele nur aus Regeln kennt und nur wenig anwendet. Die drei Personen des Verbi werden, wie in allen verwandten Sprachen, nicht den Geschlechtern, sondern nur der Zahl nach geschieden. Der Zahlenformen sind drei: für Singular, Dual und Plural.

Die Nominal- und Pronominalflexion, mit Ausnahme der Pronomina der ersten und zweiten Person, scheidet drei Geschlechter, männliches, weibliches und neutrales; ferner, wie das Verbum, drei Numeri; und acht Casus: Nominativus, Vocativus, Accusativus, Instrumentalis, Dativus, Ablativus, Genitivus, Locativus.

Nominalthemen in durch usus fixirten Casusformen oder mit Casussuffixen und durch usus fixirten Bedeutungen bilden im Allgemeinen die Adverbia. Bisweilen ist diese Bildung durch den abschleifenden Gebrauch verdunkelt. Flexivische Formen der Pronominalthemen, bisweilen ebenfalls noch nicht ganz in Beziehung auf ihr Bildungsgesetz erklärbar, bilden die Conjunctionen und ähnliche Partikeln. Hierzu kommen noch Interjectionen.

Die älteren Volksmundarten, welche sich aus dem ausgestorbenen und ausgestorbenen Sanskrit hervorbildeten, sind zunächst die uns aus den Asokainschriften einigermaßen bekannt gewordenen Dialekte des östlichen und westlichen Theils des nördlichen Dekhans, und die heilige Sprache der Buddhistischen Schriften, welche sich in Ceylon und Hinterindien finden, das sogenannte Pali, welches sowol nach inneren als äußeren Zeichen sich als eine Volkssprache Mittelindiens kund gibt, und sich mit der Buddhistischen Religion in die bemerkten Gegenden verbreitete, wo es dann für den Buddhismus dieselbe Heiligkeit annahm, welche das Sanskrit für das Brahmathum hatte und hat. Diese Sprache ist, was jedoch noch nicht mit Entschiedenheit erwiesen werden kann, wol eine der allerältesten indischen Volkssprachen, und wurde zur Zeit des Auftretens des Buddhismus schon gesprochen. Sie war wahrscheinlich die Volkssprache in einem bedeutenden und zwar dem westlichen Theile von Bengalen. Denn von hier aus, von Vanga, oder Kalinga, kam nach ceylonesischen Berichten der Buddhismus nach Ceylon. Unsicher wird diese Vermuthung jedoch wiederum dadurch, daß die Sprache von Magadha, welche nur wenig nördlich vom bengalischen Meerbusen gesprochen ward, und, da die Asokainschrift in Cuttack in ihr abgefaßt zu sein scheint, auch südlich hinabreichte, in einigen Punkten wesentlich vom Pali abweicht. Außer diesen drei Volksmundarten sind uns andere durch die indischen Dramen insbesondere bekannt, und durch die zum Zweck der Erklärung dieser Stellen aufgestellten Lehren der indischen Grammatiker. Bei Benutzung der durch diese Wege uns etwas zugänglicher gewordenen Kenntniß mehrer indischer Volksmundarten muß man jedoch sehr vorsichtig sein. Es müßte gewiß eine wahrhaft babylonische Sprachverwirrung geworden sein, wenn die dramatischen Dichter in einem einzigen Stücke viele dieser Volksdialekte mit genauer Wiedergabe all ihrer Eigenthümlichkeiten hätten auftreten lassen. Sie beschränkten sich ohne Zweifel darauf, die charakteristischsten und als bekannt vorauszusetzbaren Eigenthümlichkeiten eines Dialekts anzubringen, im übrigen aber demjenigen, welcher diesen Dialekt seinem Charakter gemäß gebrauchen mußte, die Formen der im Drama nach dem Sanskrit herrschenden Hauptsprache mit dem Accente jenes besonderen Dialekts aussprechen zu lassen. Durch die Schreibweise wurde hier natürlich nachgeholfen; je nach Erforderniß wurden statt weicher harte Laute und umgekehrt geschrieben. Wir würden uns also sehr irren, wenn wir glauben wollten, in den in den Dramen als Beispiele von bestimmten Volksdialekten bezeichneten Stellen treue Bilder von diesen vor uns zu haben. Dieses ist höchstens in zweien, wahrscheinlich jedoch nur mit einem einzigen der Fall. Alle Sprachen, welche in den Dramen oder andern poetischen Werken vorkommen und nicht Sanskrit sind, werden im Gegensatze zu diesem prâkritam genannt, das heißt niedrig u. s. w. Im weitesten Sinne bezeichnet dies Wort überhaupt alle

Sprachen, welche nicht Sanskrit sind, selbst die nichtindischen. Im engsten Sinne bezeichnet es denjenigen Volksdialekt, welcher in den Dramen vor allen andern gebraucht wird, und von allen Zeugnissen als der von Mahârâshtra, dem Mahrattenlande, bestimmt wird [94]). Ihm zunächst steht der Dialekt, welcher als der der Çûrasênâs bezeichnet wird. Dieser theilt fast die Herrschaft mit jenem, sodaß wir uns der Überzeugung hingeben können, daß wir von diesen beiden ein ziemlich treues Bild besitzen. Das letztere Hauptlocal ist nun aber das so sehr weit nördlich von dem Mahrattenlande gelegene Mathurâ. Dennoch stimmen beide Dialekte in den allermeisten Punkten überein [95]). Dadurch können wir uns eine Vorstellung machen, in welchem Umfange und wie tief das Sanskrit, aus welchem beide, als aus der gemeinschaftlichen Volkssprache, hervorgetreten sind, in das ganze indische Volksleben eingedrungen war. Außer diesen beiden Hauptdialekten werden, jedoch in beschränkterem Umfange, mehre andere gebraucht: 1) der magadhische Dialekt, die Volksmundart von Magadha, dem Sitze des indischen Kaiserreichs. Es ist schon bemerkt, wie sich dessen Eigenthümlichkeiten auch in der westlichen Asokainschrift zum Theil wiederfinden. Nahe mit diesem verwandt ist 2) der Halb-Magadhische. Entfernter 3) der der Çabaras (eine schon mehrfach erwähnte Völkerschaft). 4) Der Çakarische. 5) Der Tschandalische (nach den nicht zu den Kasten gehörigen Tschandalas). 6) Der Abhirische (nach dem Volke der Abhirâs in der Pentapotamie, von denen wol viele in Magadha dienten und den dort gesprochenen Dialekt corrumpirten; schwerlich ist der Volksdialekt der Abhirâs selbst gemeint) [96]). Dann folgt 7) der Dialekt von Vidarbha, dem heutigen Berar (im Sanskrit Virad'a oder Virât'a), Dakshinâtja genannt [97]). 8) Der Avantische, das heißt der von Malva, oder nach dessen Hauptstadt, von Ozene (Udschein) [98]). Endlich folgen eine Menge untergeordneter, den niedrigsten Volksclassen in den verschiedensten Gegenden Indiens eigenthümlicher Dialekte, deren provinzielle Namen aufzuzählen hier zu weit führen würde [99]). Ebenso wenig kann es dieses Ortes sein, den Charakter dieser Dialekte im Einzelnen durchzugeben [1]). Im Allgemeinen stimmen uns alle etwas genauer bekannten von diesen Dialekten darin überein, daß ihnen das Sanskrit in seiner vollständigen Ausbildung zu Grunde liegt, und daß der ganze sanskritische Wörterschatz in ihnen nur lautlich umgebildet ist. Mehre der sanskritischen Laute sind eingebüßt, z. B. in allen Prakritdialekten die Vocale ṛi, ṝi und Diphthongen ai, au und an ihre Stelle treten andere. Die andern lautlichen Änderungen werden insbesondere durch Erweichungen, Elisionen und Assimilationen herbeigeführt. Auffallend ist die in diesen Beziehungen oft überraschende Übereinstimmung der indischen Dialektentwickelungen mit der Art, wie sich die romanischen Töchtersprachen — insbesondere das Italienische — aus dem Latein entwickelten, abgesehen natürlich von den in letzteren hinzutretenden unverwandten Elementen. Da die Wandlung des Sanskrits in diesen Dialekten nur eine lautliche ist, so sind die in ihnen vorkommenden Formen im Allgemeinen nicht wesentlich von denen des Sanskrits verschieden. Allein im Fortgange der Sprache sind mehre sanskritische Formen ganz eingebüßt — z. B. der ganze Dual in den Prakritdialekten und im Pali — bei andern ist die im Sanskrit zur Bezeichnung einer Begriffsmodification dienende Form verloren, aber durch andere im Sanskrit vorkommende, aber hier nicht eigentlich zu diesem Zwecke verwandte Bildungselemente ersetzt. Vielfach haben die Dialekte in solchen Fällen auch Formen des älteren Sanskrits, welche das neuere Sanskrit eingebüßt hat, natürlich in ihrer dialektisch umgelauteten Form bewahrt. Dieses und andere Abweichungen vom Sanskrit tritt natürlich nicht in allen diesen Dialekten gleichmäßig, sondern in dem einen mehr, in dem andern minder hervor. Dem Sanskrit zunächst tritt die Sprache in den Asokainschriften, insbesondere in der von Girnar.

Überaus wichtig würde es für uns sein, wenn wir die Zeit, wo sich das Prakrit κατ' ἐξοχήν, die Volkssprache von Mahârâshtra und die ihr so nahe verwandte von Çûrasêna literarisch ausbildete und fixirte, mit Sicherheit bestimmen könnten. Wenn wir Kalidâsa, den angeblichen Verfasser von mehren Dramen, in welchen sowol diese als die meisten andern prakritischen literarischen Dialekte in ihrer literarischen Gestalt erscheinen, mit den indischen Zeugnissen uns begnügend, in die Zeit des Vikramâditja setzen dürften, so fiele diese Fixirung schon 56 vor Chr. etwa, und im Allgemeinen könnte diese Annahme nicht unwahrscheinlich scheinen, da schon aus der Zeit um 250 vor Chr. die Volksdialekte der Asokainschriften vorliegen. Allein zunächst sind die literaturhistorischen Angaben der indischen Grammatiker über alle Maßen unzuverlässig. Ferner, da die Zeit zwischen 250—56 vor Chr. eine in sprachlicher Rücksicht ziemlich kurze ist, so müßte man wol annehmen — und dafür sprächen auch andere Gründe, deren Erörterung hier zu weit führen würde — daß in diesem Falle die Anfänge der literarischen Fixirung der Volkssprachen in diese Zeit zu setzen sein möchte. Dann wäre es aber sonderbar, daß nicht die Volkssprache des damaligen Herrscherlandes, in dessen Hauptstadt Kalidâsa am Hofe von Oudschein lebte, zur Ehre gekommen wäre, die Praecrita principalis zu liefern, sondern das südlicher gelegene Mahârâshtra und das um vieles nördlicher liegende Çurasena sich in dieser Ehre theilten. Wollte man diese Angabe der Inder dennoch zur Basis der Untersuchung machen, so müßte man annehmen, daß schon vor Kalidâsa die indische Dramatik sammt der literarischen Fixirung der Volksdialekte in den beiden erwähnten Ge-

94) *Lassen*, Institutiones Linguae Pracriticae. p. 23 fg.
95) a. a. O. 377. 419. Append. 1. 2. 96) a. a. O. 391 fg.
97) a. a. O. 20. 402. 414. 98) a. a. O. 417. 99) Vgl. a. a. O. mehrfach, insbesondere 13. 449. Append. 4 fg.

1) In Beziehung auf die beiden Sprachen der Asokainschriften muß ich auf diese selbst verweisen. Wegen des Pali auf *Burnouf* et *Lassen*, Essai sur le Pali (Par. 1826). *Clough*, A compendious Pali grammar with a copious Vocabulary (Colombo 1832, mir nicht zugänglich). Wegen des Prakrits vgl. man Lassen's meisterhafte, schon erwähnte Werk, und *Hofer*, De Pracrita Dialecto. Libb. II. (Berol. 1836).

genden zu einem gesetzgebenden Grade der Ausbildung gelangt gewesen sei. Wenn man nun auch kein Bedenken tragen wollte, dieses von Çuraséna anzunehmen, wo Mathurá ein Hauptsitz der indischen Cultur war, von wo in der That höchst wahrscheinlich die Dramatik der Inder ihren Anfang nahm, so ist es doch sehr bedenklich, dasselbe von Mahárášhtra zuzugestehen, welches bis zu dieser Zeit, wenigstens in der uns bekannten Geschichte Indiens noch gar keine bedeutende Rolle gespielt hatte. Hierzu kommt ferner, daß die Praerita principalis, die Volkssprache von Mahárášhtra, zugleich die Sprache ist, in welcher die heiligen Schriften der Dschainas abgefaßt sind [2]). Im Princip des Buddhismus und der daraus hervorgegangenen Sekten liegt es aber, die Volkssprache zu benutzen, und wollte man eine abgestorbene, aber ihrer allgemeineren Verbreitung wegen brauchbarere wählen, so hätte man gewiß eher zu dem Sanskrit gegriffen. Die Zeit der Gründung des Dschainacultus ist nun zwar leider auch nicht hinlänglich bestimmt, allein das späte Auftreten desselben macht es doch höchst wahrscheinlich, daß er nicht vor dem 7. Jahrh. nach Chr. gegründet sei. Nun wäre es aber denn doch eine ganz sonderbare Erscheinung, wenn sich sieben Jahrhunderte hindurch von etwa 56 oder noch früher vor Chr. an, neben dem besonders für literarische Zwecke in diesen Zeiten dienenden Sanskrit, eine Volkssprache ungeändert erhalten hätte. Ich vermuthe daher, daß die literarische Fixirung der Praerita principalis, des maharaschtrischen Volksdialekts, sowie die dramatische Poesie der Inder ebenfalls etwa um das 7. Jahrh. nach Chr. fällt, und um diese Zeit herum scheint das Dekhan überhaupt und insbesondere das uns durch Hiuan Thsang (um 640) als bedeutend mächtig bekannte Reich von Mahárášhtra in dem indischen Leben eine große Rolle gespielt zu haben.

Wie lange sich die Prakrita-principalis und die mit ihr ungefähr auf gleicher Entwickelungsstufe stehenden Töchtersprachen des Sanskrits herrschend erhielten, und etwa im Allgemeinen ihre literarisch fixirte Gestalt auch als Volkssprache behaupteten, läßt sich nicht genauer bestimmen. Die mit den Einfällen der Muhammedaner beginnenden Kämpfe und Unruhen mögen, wie sie in das ganze Culturleben störend und vernichtend eingriffen, auch hier eine Epoche gebildet haben. Da jedoch in der vorhergehenden Periode keine oder nur selten eine politische Einheit das indische Volksleben umfaßte, so mögen sich in den verschiedenen Gegenden Indiens die prakritischen Dialekte bald früher, bald später, bald schneller, bald langsamer, ohne daß eine Form — zumal wo sie, was in den meisten Gegenden Indiens der Fall war, wenig oder gar nicht durch eine daraus erwachsende Literatur fixirt ward — sich eine etwas dauerndere Herrschaft sichern konnte, fortentwickelt haben. So traten denn die Enkelsprachen des Sanskrits vor, welche jetzt in Indien gesprochen werden. Einige von diesen Sprachen haben ebenfalls sich eine Art Literatur gebildet, deren Hauptbestandtheile zwar nur Übersetzungen aus dem Sanskrit sind; dennoch trug sie dazu bei, sie genauer zu fixiren. Dieses ist vorzüglich der Fall mit der sogenannten hindustanischen Sprache, welche schon unter Aurengzeb zu einer nicht unbedeutenden Literatur gelangte [3]). Ihre Grundlage bildet eine Tochter des surasenischen Prakrits, die Braja Bakha (wol von dem sanskritischen vrája bhásha, Sprache der Vrátjas, der aus ihren Kasten gestoßenen); sie ist aber sehr mit von den Muhammedanern her eingedrungenen Zusätzen versetzt, nämlich mit Persisch und Arabisch. Durch eine Fortentwickelung dieser drei Elemente hat sie aufgehört irgend einem bestimmten Locale in dem jetzigen Indien anzugehören, sondern ist die Sprache aller Gebildeten durch das ganze eigentliche Hindustan. Befreit von den nicht-indischen Zusätzen, an deren Stelle einheimische Wörter gesetzt werden, ist es die Sprache der jetzigen Dichter in Mittelindien, und führt alsdann den Namen Hindi [4]). Mehr Localsprache, aber auch literarisch gebraucht, ist das 1) Bengalische, im östlichen Theile von Indien. Fast nur Localsprachen sind in demselben Theile; 2) der Dialekt von Tirhut (Tirabhukti); 3) der von Orissa (udrádeça). In den Berggegenden und Thälern des Himalaja 4) die nepalesische Sprache; 5) die des nördlichen Kocala; 6) die doguritische (zwischen Kaschmir und Almora); 7) die kaschmirsche. Im westlichen Theile von Indien 8) die des Penjab; 9) die von Multan (Wuch genannt); 10) die von Sinde. An der westlichen Küste 11) die von Kutch; 12) die von Gujerate; 13) die von Concan. Im Innern Indiens 14) die von Bikaneer; 15) die von Marwar; 16) von Jeypoor; 17) von Dudeypoor; diese vier sind Rajputendialekte; 18) die harutische, bei den Alten Sarasvati genannt; 19) die schon erwähnte Braja Bhaka; 20) die von Malwa; 21) die von Bundelkhund. Diese acht sind im eigentlichen Hindustan zu Hause. 22) Die magadhische (in Behar); 23) endlich die mahrattische im Dekhan. Diese sind sämmtlich Enkelinnen des Sanskrits [5]). Der Charakter derselben ist, da sie sich schon um eine Stufe weiter vom Sanskrit entfernen, im Einzelnen auch schon verschiedenartiger. Wo sie sich in einzelnen Wörtern mehr dem Sanskrit zu nähern scheinen, als die prakritischen Dialekte — und dieser Fall ist gar nicht so selten — ist der Umstand daran schuld, daß die durch Literatur und seine Heiligkeit erhaltene energische Einwirkung des Sanskrits auf seine Nachkommen oft die Herübernahme von Sanskritwörtern in den Volksgebrauch herbeiführte, sodaß nicht selten neben der den mundartlichen Gesetzen gemäß ungelauteten und darum fast unkenntlichen, dem Dialekte seit lang her eigenen, Form eines Sanskritwortes, dieses selbst in seiner Totalität neu herübergenommen besteht [6]). Die uns bekanntesten dieser Dialekte haben nur wenige Trümmer aus dem großen Schatze der Sanskritformen gerettet. Die mahratische und bengalische Sprache hat noch alle drei Geschlechter;

2) *Lassen* a. a. O. 64.

3) Vgl. *Garcin de Tassy* in Journ. Asiat. 1826. Mars. 248.

4) *Lassen*, Institut. ling. Prace. Append. p. 21 und die daselbst angeführten Stellen. 5) a. a. O. 20. 6) a. a. O. 44.

die des Penjab und die Braj Bhaka nur Masculinum und Femininum. Der Dual war schon in den prakritischen Dialekten eingebüßt; er findet sich daher auch hier nicht. Den Plural durch Wandlung der thematischen Form eines Nomens zu bilden, sind nicht mehr alle Themen fähig; in den meisten Fällen wird er durch Hinzufügung eines Wörtchens bezeichnet, dessen eigentliche Bedeutung zur Bezeichnung der Pluralität passend scheint, z. B. im Bengalischen durch dik, Gegend, Platz, in specie Versammlungsplatz, im Mahrattischen durch avatha, all u. s. w. [7]).

Südlicher als das Mahrattenland war das Sanskrit, wie schon bemerkt, als Volkssprache nicht vorgedrungen. Hier lebten zu der Zeit, wo das Gesetzbuch des Manus abgefaßt ward (im 3. Jahrh. v. Chr. etwa), als ganz fremdstämmiges Volk die Dravida's, den eigentlichen Hindus ebenso unverwandt, wie die Griechen (Javanâs) und andere an jene stoßende Völker, welche im Mânavadharmaçâstram an einer und derselben Stelle aufgezählt werden [8]). In denselben Sitzen und unter demselben Namen kennt diesen Volksstamm noch Hiuan Thsang (640) [9]), und selbst jetzt ist er hier noch in vielfachem Gebrauch, obgleich durch Hervortreten von einzelnen zum Stamm der Dravidâs gehörigen Völkern als allgemeiner Namen verdrängt. Später wahrscheinlich, als die Abfassung des Mânavadharmaçâstram fällt, folgte der schon unter Açoka's (um 260) bis hierher ausgedehnten Herrschaft, auch die Cultur des Sanskritvolkes und mit ihr fand auch das Sanskrit hier Eingang. Allein, wie es selbst nirgends mehr Volkssprache war, konnte es sich auch in keinen Kampf mit der herrschenden Volkssprache mehr einlassen. Nur insofern diese zu literarischen Bestrebnissen gebraucht werden sollte, gewann es auf sie, als Sprache und Träger der höheren Cultur, deren sich auch dieser Volksstamm zu bemächtigen suchte, einen höchst bedeutenden Einfluß, und wurde vielfach mit ihr gemischt. Doch afficirte diese Mischung den eigentlichen Kern dieses Sprachstammes sehr wenig, und alle aus ihm hervorgetretenen Einzelsprachen der Jetztzeit lassen sich noch mit Leichtigkeit als grund- und stammverschieden von dem Sanskrit anerkennen. Nach dem Urtheile des besten Kenners dieses Hauptsprachstammes des südlichen Indiens, sind seine Hauptglieder das hohe und platte Tamulische (Tamil), das Telugu, sowol das grammatisch fixirte, als das volksmundartliche; die alte und neue Carnatika oder Cannadisprache; das Malâyâlma oder Malayâlam, welches nach Paullinus a St. Bartholomäo in Grantha-Malabarish und gemeines Malavalam zerfällt, welche beide Formen sich jedoch nur dadurch unterscheiden, daß jenes sanskritische Formen und Worte im Übermaße gebraucht; endlich das Tuluva, die Volkssprache in dem Theile Indiens, welcher auf unsern Karten den Namen Canara führt. Außerdem gibt es einige locale Dialekte, welche zu demselben Sprachstamme gehören, z. B. das Coḍugu, eine Variation des Tuluva, welches in dem Districte Coorg gesprochen wird. Als allgemeiner Charakter dieses Sprachstammes wird angegeben: Declination der Nomina durch Partikeln oder Wörter, welche zu ihnen gefügt werden — der Gebrauch eines pluralen Pronomens, welches für die erste und zweite Person gemeinschaftlich gebraucht wird — die Conjugation des Verbi affirmativi — die Existenz eines negativen Aoristi, eines negativen Imperativi und anderer negativen Verbalformen — die Verbindung des neutralen und feminalen Geschlechts im Singular und des masculinaren und feminalen im Plural der Pronomina und des Verbi. Durch diese Eigenthümlichkeiten und den ganzen Charakter der Syntax scheidet sich dieser Sprachstamm, selbst abgesehen von den verschiedenartigen Wurzeln, ganz und ger vom Sanskrit [10]). Die jetzigen Sprachgrenzen dieser Sprachen sind ungefähr folgende: das Carnataka, auch Canara oder Canarese und nach einem seiner Hauptsitze die Mysoresprache genannt, wird im Süden des Kistna (Krischna) und im Norden des Cavery insbesondere gesprochen. Doch reicht es auch etwas nördlich über den Kistna hinaus; seine Grenze nach Nordwest bildet Hyderabad, dann nach Westen zu eine von dort nach Südost und Süd sich schlängelnde Wellenlinie über Adoni bis zu den Ost-Ghats, reicht im Süden etwas über den Cavery und umschließt ganz Mysore [11]). Die Malabarsprache, auch Malajalam, Malajalma genannt, reicht vom Cap Comorin bis Dilli ungefähr. Das Tamul oder Tamil, auch Dravida insbesondere genannt, breitet sich östlich vom Malabarischen auf der Coromandelseite von Ramisseram und Madura aus — reicht aber nordwärts über Tandschore, Madras bis Pulicate. Der Name Tamul soll hier eigentlich die niedern Kasten und ihre Vulgärsprache bezeichnen; aber in Carnata auf der Plateaulandschaft nenne man ihre Sprache Aravi, ihr Volk Tigular. Die Telinga- (auch Talugu-) Sprache wird nördlich vom Flusse Pennair vorherrschend, geht über den mittleren und unteren Kistna und Godavery hinaus bis in die nördlichen Circars bei Cicacole (18° 15′ n. Br.). Das Volk soll nach der Aussage der Brahmanen Andray (die Andhrâs im Sanskrit) heißen. Der alte Sprachstamm der Dravida's, wie wir ihn wol mit Recht genannt haben, ist also herrschend ungefähr vom 19. Grad n. Br. bis zu der Südspitze von Indien.

Schon früher [12]) haben wir die, auf einige sprachliche Gründe gestützte, Vermuthung ausgesprochen, daß dieser letzterwähnte Volksstamm einst die Urbevölkerung von ganz Vorderindien bildete. Wir haben auch schon bemerkt, daß sich mitten in den nördlichen sonst ganz sanskritischen Gegenden desselben, sowol in älteren, als selbst in den

7) Vgl. *Lassen* a. a. O. 47, wo sich auch einige Grammatiken einiger hierher gehörigen Sprachen erwähnt finden; interessant ist auch die Vergleichung der im Westen des Indus lebenden, aus dem Sanskrit zum großen Theile hervorgegangenen Volkssprachen; vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154. 155. S. 1532 fg. 8) *Mânavadh.* X, 44. 9) Vgl. S. 115.

10) Ellis und Campbell in den Letzteren Teloogoo-Grammatik, welche mir nicht zugänglich; diese Stellen finden sich bei *Lassen* a. a. O. Append. p. 10. 11. 11) Genauere Bestimmungen sowol in Bezug auf diese als die folgenden Sprachformen bei Ritter, Asien. IV, 2, 376 fg. 12) S. 9.

neuesten Zeiten noch Überbleibsel von Völkern, welche in Sprache, Sitte u. s. w., von den Nachkömmlingen des Sanskritvolkes abweichend, sich in Beziehung auf jene mit den Dravid'âs verwandt zeigen. Dieses Thema ist noch zu wenig untersucht, als daß wir hier genauer darauf einzugehen vermögen. Die meisten der hier in Betracht kommenden Völkerschaften sind auch schon oben (a. a. O.) erwähnt [13]).

Zu diesen einheimischen Sprachen Indiens, welche wir also auf das Sanskrit und die Dravidasprache reduciren, brachten die nach Indien kommenden Eroberer auch ihre Muttersprachen. Von diesen erhielt das Persische insbesondere und das Arabische eine bedeutende Herrschaft, und jenes war in den nördlichen Gegenden Sprache aller Gebildeten, und hat sich selbst jetzt noch in manchen Beziehungen — z. B. in administrativer — als präponderirend erhalten. Daß sich auch die einheimischen Sprachen dieser Gegend von ihrem Einflusse nicht frei erhalten konnten, ist schon bemerkt.

Die von den europäischen Eroberern hinübergeführten Sprachen sind im Allgemeinen auf die Europäer, deren Muttersprachen sie sind, beschränkt. Nur das Englische wird jetzt von den Gebildeteren getrieben, und mit vielem Glück.

Schrift [14]). Wie alt der Gebrauch der Schrift in Indien sei, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden. Daß Megasthenes sich irrte, wenn er angibt, daß zu seiner Zeit die Inder keine Schrift kannten, ist schon früher bemerkt [15]). Allein wir schlossen daraus, daß die Schrift in den Brahmanenschulen fast wie ein Geheimniß bewahrt ward. Erst als der Buddhismus wissenschaftliches Leben durch das ganze indische Volk zu verbreiten suchte, scheint auch dieses Hauptinstrument desselben in größeren Gebrauch gekommen zu sein. Ob die indische Schrift eine heimische Erfindung sei, oder von Fremden nach Indien gebracht, ist eine Untersuchung, die noch genauer und vielseitiger Erwägung bedarf. Die bedeutende Ähnlichkeit der ältesten indischen Schriftweise mit der griechischen, hat zu extremen conjecturellen Aussprüchen geführt, indem man jene von dieser, oder umgekehrt, diese von jener ableiten wollte [16]). Beide Vermuthungen sind so unnatürlich, daß jede Erörterung derselben überflüssig wäre. Allein nicht unmöglich wäre, daß die Phönizier, denen die Griechen ihr Alphabet verdanken, und welche wir um 1000 v. Chr. in Handelsverbindung mit Indien finden, auch dem Sanskritvolke dieses wichtige Geschenk machten, und dadurch würde sich die, bei mehren Lautzeichen höchst auffallende, Ähnlichkeit des griechischen und indischen Alphabets durch Vermittelung der gemeinschaftlichen Mutter hinlänglich erklären. Für die ganz eigenthümliche Ausbildung und Systematisirung des Alphabets in Indien ist, zumal bei der Systematisirsucht des Inders und der Abgeschlossenheit des Schriftgebrauchs auf eine besondere und durch Corporationsgeist innigst verknüpfte Kaste, der Zeitraum von 1000 v. Chr. bis etwa 400, bis wohin die ältesten uns bekannten Schriftdenkmäler Indiens reichen mögen, über und über hinreichend. Dem um Indiens Geschichte so überaus verdienten Prinsep verdanken wir die Entzifferung der ältesten uns bekannten indischen Alphabete. In dem Journal of the Asiatic Society of Bengal findet sich eine vergleichende Tafel der älteren indischen Alphabete von etwa 400 v. Chr. bis 1200 n. Chr. in zehn Modificationen [17]). Die neunte derselben bildet die sogenannte Devanâgarî, Götterschrift. In allen älteren sowol, als jüngeren Formen, welche für Sanskrit oder die daraus hervorgegangene Sprachen angewendet werden, herrscht dasselbe Buchstabensystem, wie in dieser Schrift, obgleich einige von letzteren, insofern sie die entsprechenden Laute einbüßten, auch die Zeichen dafür verloren. Daraus folgt, daß die eigenthümliche Systematisirung des Alphabets, welche in der Dêvanâgarî herrscht, schon so alt, oder vielmehr noch älter ist, als die älteste Sanskritschrift. Dieses System bietet zunächst zehn Vocalzeichen und vier Diphthongzeichen dar, nämlich 1) für ă, 2) für â, 3) für ĭ, 4) für î, 5) für ŭ, 6) für û, 7) für ṛi, welches für einen Vocal gilt, wie denn ja bekanntlich auch bei den griechischen Grammatikern die Frage aufgeworfen ward, ob ó nicht eher zu den Vocalen zu zählen sei; 8) für ṛî, 9) für ḷṛi, welches nur in einem Worte vorkommt; 10) für ḷṛî, welches gar nicht vorkommt und nur zur Vervollständigung des Systems formirt ward. Vier Diphthongzeichen: 1) für ê, 2) für ai, 3) für ô, 4) für au. Für die Consonanten haben die Inder 33 Zeichen. Diese zerfallen nach den Sprachorganen in sieben Classen:

I) für Kehlbuchstaben	ka	kha	ga	gha	ṅga	
II) Gaumenbuchstaben	tsha	tschha	dscha	dschha	ña	
III) Kopfbuchstaben	ṭ'a	ṭh'a	ḍ'a	ḍh'a	ṇa	(sie werden gebildet durch Anschlagen der Zunge hinten am Gaumen)
IV) Zahnbuchstaben	ta	tha	da	dha	na	
V) Lippenbuchstaben	pa	pha	ba	bha	ma	
VI) Halbvocale	ja	ra	la	va		
VII) Hauchlaute	ça	sha	sa	ha	'	

13) Vgl. noch *Lassen* a. a. O. Append. 22. 14) Vgl. Artikel Schrift. 15) S. 19. 16) Journ. of Beng. 1837. May. 391. Gött. Gel. Anz. 1838. S. 251. 1839. S. 319. 17) Journ. of Beng. 1838. March. zu S. 276. Vol. VII. pl. XIII. Vgl. auch 1837. June. p. 463. 1835. Aug. p. 477. Nov. 1837. p. 978. pl. LV. Die Haupttabelle ist nachgestochen in den Münchener Gel. Anz. 1839. October.

Hierzu kommen nun zwei einfache Zeichen für Doppelconsonanten für ksha (x) und lra; ferner ein eigenthümliches Zeichen für den Nasal unter gewissen Bedingungen, Anusvara, und für den, unter gewissen phonetischen Bedingungen, an die Stelle eines ursprünglichen s tretenden Hauch, Visarga. Die Zeichen für die Consonanten enthalten, wie die Tabelle zeigt, stets die Bezeichnung eines a mit; soll dieses nicht gesprochen werden, so wird dies durch ein besonderes Zeichen ausgedrückt. Diese Zeichen sind vielfacher Verschlingungen mit einander fähig.

Dieses sanskritische Alphabet hat sich über ganz Indien verbreitet, natürlich mit mannichfachen Modificirungen seiner äußeren Form, welche sich jedoch auf die Urform zurückführen lassen zu können scheinen. Die im südlichen Indien bei den Sprachen vom Dravid'aſtamm geltenden älteren und neueren Formen hat Harkneß tabellarisch zusammengestellt [18]). Sie lassen sich zunächst auf die der Inschriften von Mahamalaipur reduciren [19]). Sowie hier im südlichen Indien für die verschiedenen Volkssprachen sich bestimmte Alphabetformen festgesetzt haben, ist es auch im nördlichen geschehen [20]). Die hindustanische Sprache bedient sich des arabischen Alphabets.

Indien bietet eine Menge Schreibmaterial dar. Baumwollenpapier kennt Nearch [21]) daselbst; dieses und Palmbast [22]), die Blätter des im Sanskrit bhûrg'a genannten Baumes, jetzt Bhojpatr genannt, dienten und dienen selbst heut noch, wo sie nicht von Lumpenpapier verdrängt sind, im gewöhnlichen Leben. Ferner Aloeblätter [23]). In diese Blätter werden die Buchstaben eingeritzt und denn mit Tusche überzogen [24]). Der Buddhismus führte die Sitte ein, Documente — Inschriften — insbesondere auf Kupferplatten einzugraben [25]).

Bildung. Was den Stand der Bildung im Allgemeinen in Indien in der ersten Periode seiner Geschichte betrifft, so haben wir wenig, ja fast gar keine einzelnen Data, auf welche wir ein Urtheil stützen können. Ein Zustand aber, aus welchem schon der tiefsinnige Buddhismus hervorgegangen war, und vor welchem alle Völker des Alterthums, insbesondere die hochgebildeten Griechen, eine so hohe Achtung bezeugen, konnte kein gewöhnlicher sein. Eine ziemlich hochgestiegene wissenschaftliche Bildung, schon den Keim und die Grundlage der in der folgenden Periode ins Leben tretenden Literatur enthaltend, müssen wir uns in den Brahmanenschulen denken, wo die Unterrichts- und Lehrmethode mündlich war [26]). Die Brahmanen waren die Lehrer in ihrer und auch für die übrigen Kasten. Letzteren mögen sie wol nur das für ihren Beruf Wichtige mitgetheilt haben. Der Buddhismus verbreitete die wissenschaftliche Bildung in reicherem Maße über das Volk. Der Staat nahm sich der Erziehung an, und schon Aſokas' Inschrift erwähnt angestellte Lehrer; eine andere alte Inschrift kennt einen Oberaufseher des Schulwesens (mahâkumârâmâtja) [27]). Seit der Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. wandten sich auch die Brahmanen mit ihrem in ihren Schulen angehäuften Bildungsstoffe an das Volk. In sich vollendeter und im Sanskrit, der leicht allen Indern verständlichen Grundsprache, die zugleich für heilig erachtet wurde, vorgelegt, gewann er die Oberhand. Fa Hian's kurze Schilderungen und das in den indischen Dramen uns vorgeführte Bild des indischen Lebens zeigt, welch ein gewaltiger Bildungstrieb alle höheren Stände im Volke ergriffen hatte. Er machte sich in literarischen Erzeugnissen der mannichfaltigsten Art Luft, und dieser — der zweiten Periode der indischen Geschichte — gehört zum Theil vollständig, zum Theil dem Keime nach, die ganze uns erhaltene indische Literatur an. Jedoch ist uns nur die eine Seite derselben — die Brahmanische — bewahrt, die Buddhistische ist zum allergrößten Theile vernichtet. Trotz des exclusiven Stolzes des indischen Brahmathums war das Griechenthum vom allergrößten Einfluße auf diese Entwickelung [28]). Als die Muhammedaner eindrangen, fanden sie das indische Leben in solcher Blüthe, daß sie sich mehr recipirend zu demselben verhielten. Sie übersetzten die indischen Schriften [29]) und führten manche indische Culturelemente — z. B. die Zeichen des Zahlensystems und die Namen der musikalischen Scala — nach der Westwelt. Für die weitere Entfaltung des religiösen Lebens waren sie von einiger Bedeutung. Im Allgemeinen aber trat insbesondere der graunvolle Muhammedanische Despotismus hemmend und störend in das indische Culturleben, und führte nach und nach den Zustand der Indifferenz herbei, in welchem die englische Herrschaft die indische Cultur fand, nagend an vielfach unverstandenen Resten des alten großartigen Zustandes. Im Volke begann sich der Culturtrieb jedoch neue Bahnen zu eröffnen, indem er an der Stelle des nur noch von wenigen verstandenen Sanskrits die Volksmundarten zu Poesie und andern literarischen Versuchen zu benutzen anfing. Doch ist diese Literatur fast nur auf Übersetzungen aus dem Sanskrit beschränkt. Die englische Regierung hat schon seit längerer Zeit für das Erziehungswesen in Indien sorgfältiger zu wirken begonnen [30]). Sie hat alte Erziehungsanstalten, sowol indische, als Muhammedanische, unterstützt und reformirt und neue gegründet. Die Proportion der Schü-

13) Ancient and modern Alphabets of the popular Hindu Languages of the Southern Peninsula of India by *Henry Harkness* (Lond. 1837). Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 81. S. 801. Journ. of Beng. 1837. March. pl. XIII, wo das Alphabet von Amaravati und andere. 19) In Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II. Plates, nr. 18. 20) Vgl. *Adelung*, Bibliotheca Sanscrita. p. 20. von Bohlen, Das alte Indien. II. 442. Nepalesisches Alphabet. Journ. As. Août. 1830. p. 85. Das Marwari, Sindhi und Multani findet sich in As. Journ. of Beng. 1837. May. 352. (Vol. VI. pl. XX.) 21) Bei *Strab.* XV, §. 67. 22) *Curt.* VIII, 9. 23) Chinesen in Journ. of Beng. 1837. Jan. 67. 24) Vgl. *Paullin. a St. Bartholomaeo*, De ling. Samscred. p. 327 fg. Heeren, Ideen, Indien. 91. *Wilson*, Mackenzie-Collection. II, 65. 25) Vgl. S. 109.

26) Vgl. oben S. 19 fg. 27) von Bohlen, Das alte Indien. II, 154. 28) Vgl. S. 82. 29) Vgl. Ritter, Asien. IV, 1, 529. 30) *Montgomery Martin*, History of the british Colonies X, 410 und in Condition of the Anglo-Eastern Empire.

ler zu der Anzahl der Menschen ist in Indien im Allgemeinen größer, als in irgend einem Theile der Welt. Es kommt ein Schüler auf fünf Menschen, während das Verhältniß in Preußen, welches diesem zunächst steht, wie 1: 7 ist. Es zeigt dies die Lernbegierde und den in den Indern ruhenden Bildungstrieb, welcher nur einer guten Leitung bedarf.

Die höheren Bildungsanstalten in Bengalen sind: 1) Das Muhammedanische Colleg in Calcutta (seit 1781), welches vorzüglich in der Absicht gegründet ward, Gerichtsbeamte zu bilden; doch wurde sein Zweck mit der Zeit erweitert. Im J. 1827 kam auch eine medicinische Schule dazu. Der Unterricht umfaßt jetzt Persisch, Arabisch, Englisch, Naturgeschichte, Philosophie, Theologie, Recht, Astronomie, Geometrie, Arithmetik, Logik, Rhetorik, Grammatik, Medicin. 2) Hindoo Colleg in Benares (seit 1791), welches den altindischen Einrichtungen gemäß etablirt ist. Unterrichtsgegenstände sind Theologie, Ritual, Medicin, Musik, mechanische Künste, Grammatik, Prosodie, Lexikographie der heiligen Schriften, Mathematik, Metaphysik, Logik, Recht, Geschichte, Ethik, Philosophie und Poesie. 3) Hindoo Colleg in Calcutta (seit 1821), mit dem eine Kinderschule verknüpft ist. 4) Anglo-Indian College (seit 1816), wo die eingeborenen Engländer in europäischen und asiatischen Sprachen und Wissenschaften unterrichtet werden. Eine Menge höherer Schulen sind außerdem noch in Bengalen, und höchst bedeutend ist die Anzahl der verschiedenen Arten von niedern Bildungsanstalten. Ähnlich ist es in den beiden übrigen Präsidentschaften. Neben den vom Staate oder Gemeinden sundirten Schulen gibt es eine Menge Schulen der verschiedenen christlichen Missionaire, welche ebenfalls sehr besucht werden, und so lange sie sich von ihrem Eifer, ihre eigentliche Bestimmung zu erfüllen, nicht zu weit führen lassen, segensreich wirken. Tritt aber diese Absicht mit Entschiedenheit hervor, so nehmen die Eingeborenen ihre Kinder heraus.

Literatur. Den allerbedeutendsten Theil der indischen Literatur bildet die, deren Sprache das Sanskrit ist; nur weniges in Prakrit Abgefaßte hat sich erhalten, und die Paliliteratur ist aus Vorderindien ganz verschwunden. Den bedeutendsten Theil der Sanskritliteratur bilden die religiösen Schriften, mit denen wir daher den Anfang machen.

Religiöse Schriften. Bei den Indern umfaßt der religiöse Theil der Literatur im Brahmathum das gesammte Wissen (vidjâ) und zerfällt in 18 Hauptabtheilungen [31]). Die vier ersten derselben bilden die vier Veden mit ihren zahlreichen Commentaren und Erläuterungsschriften. Sie werden als von Brahma geoffenbart betrachtet. Die Namen derselben sind: 1) Rik'. Lob; er enthält rhythmische Lobgesänge auf die Gegenstände des Brahmanischen Cultus. Er soll etwa 10,000 Doppelverse umfassen; 2) Jag'ush, Opfer, ist prosaisch abgefaßt und enthält das Opferritual insbesondere, sammt den dazu gehörigen Gebeten; 3) Sâman, Lied, enthält Hymnen, welche nur gesungen werden; 4) Atharvan, Priester, enthält Behandlungen von Gegenständen der Theologie, Gebete, Hymnen u. s. w. Dieses große Corpus ist natürlich weder das Werk eines Menschen, noch auch einer Zeit. Wir haben schon mehrfach unsere Ansicht ausgesprochen, daß mehres, oder wol die meisten Partien desselben, in die erste Periode der indischen Geschichte gehören mögen. Entschieden jünger aber, und ohne Zweifel auch der zweiten Periode angehörig, ist der ganze vierte Theil der Atharva-Veden. Zu den schon früher für diese Entscheidung geltend gemachten [32]) Gründen kommt jetzt noch, daß auch der ceylonesische Mahâwanso nur drei Veden kennt. Eine Bestimmung der Zeit im Einzelnen ist jetzt noch ganz unmöglich. Die von der Angabe der Colluren (im Jag'urveda) hergenommene, welche auf 1391 v. Chr. paßt, gibt keine Basis für eine kritische Untersuchung. Denn die astronomischen Kenntnisse der Inder waren hinlänglich, um dies rückwärts zu berechnen. Das meiste wird sich aus der Sprache gewinnen lassen, und diese bewog auch uns, den Hauptttheilen der Veden einen Platz in der ersten Periode anzuweisen; allein um hier Sichereres bieten zu können, müssen wir abwarten, bis ein größerer Theil des Corpus uns zugänglich wird. Die drei ersten Veden waren schon zur Zeit des Mânavadharmaçâstram (etwa 230 v. Chr) gesammelt; der vierte kam erst später hinzu. Jeder Vedas begreift noch eine Menge Tractate in sich, welche Upanishadas (upanishad. niedrig sitzen, die Sitzung beim Unterricht, Lehre) [33]) heißen, welche die eigentliche Theologie der Veden bilden [34]). Einige von diesen sind herausgegeben, andere ihrem Inhalte nach ausgezogen; sehr viele jedoch noch nicht mehr als dem Namen nach bekannt.

Auf die vier Veden folgen wiederum vier Hauptabtheilungen, upavêdâs genannt, gleichsam nachträgliche Veden [35]). Sie sollen aus den Vedas abgeleitet, aber nur noch in Auszügen und schwachen Nachahmungen vorhanden sein. Der erste, Ajush (Leben), aus dem Rig-Veda, handelt von Medicin, Chirurgie, Botanik, Mineralogie u. s. w.; der zweite, Gândharva (von Gandharva. Namen der himmlischen Musiker). aus dem Sâma-Veda, über Musik und Tanzkunst. Der dritte, Dhanurvidja (Wissenschaft des Bogens), aus dem Jag'urveda. handelt über Kriegskunst; der vierte, Sthâpatja (Baukunst wol im eigentlichen Sanskrit, eigentlich das stehend zu Machende). aus dem Atharva-Vêda, handelt über eine Anzahl von Künsten und Handwerken.

Auf diese acht Hauptabtheilungen folgen wiederum sechs, genannt Vedângâni, Glieder der Veden [36]). Das erste heißt çikshâ, Lehre, und handelt von den Accenten und der Recitation der Veden. Das zweite, vjâ-

31) *Adelung*, Bibliotheca Sanscrita, 109 und die daselbst und weiterhin angeführten Werke; von Bohlen II, 183.

32) Vgl. *Adelung* p. 124; v. Bohlen I, 130. *Schlegel* zu Ramaj. I, 2, 53. 33) Journ. of Beng. 1837. July. 507. 34) Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I. 1. 71. 35) von Bohlen I, 129. *Adelung* 125. 36) von Bohlen II, 188. *Adelung* 131. 37) von Bohlen a. a. O. *Adelung* 132. *Lassen*, Authol. sanscr. Glossar. s. v.

karan'a, Grammatik; das dritte, Nirukti, Erklärung dunkler Worte; das vierte, Kh'andas, Metrik; das fünfte, Kalpa, Ceremoniell; das sechste, g'jótish, Festkalender.

An diese 14 Hauptabtheilungen schließen sich endlich vier Upangâni, nachträgliche Glieder. Diese enthalten das Gesetzcorpus, Smriti (memoria) genannt, die Schriften über die beiden orthodoxen Hauptschulen der Philosophie, und endlich die religiösen Epopöen. Von diesen sind in religiöser Beziehung besonders wichtig:

Die Puranen (purân'a, alt)[38]). Achtzehn ziemlich große Gedichte werden unter diesem allgemeinen Namen zusammengefaßt. Jedes behandelt fünf Argumente insbesondere: 1) die Schöpfung, 2) die Zerstörung und Erneuerung der Welten, 3) die Genealogie der Götter und Heroen, 4) die Regierung des Manu, und 5) die seiner Nachkommen. Auch diese Gedichte werden als heilig betrachtet, und der indische Glaube sucht sie in das höchste Alterthum zurückzuschieben. Allein sie verrathen ihr sehr spätes Zeitalter durch ihre Sprache und Compositionsweise im Allgemeinen, und im Einzelnen scheint die Abfassung eines jeden nach den in ihm enthaltenen historischen Notizen — welche in der Form von Prophezeihungen auftreten — mit großer Sicherheit bestimmt werden zu können. Wie alt das älteste, und wie jung das jüngste ist, läßt sich natürlich noch nicht begrenzen. Doch ist es sicher, daß manches in ihnen erst im 16. Jahrh. n. Chr. abgefaßt ist. Ganz ist weder ein purân'am bis jetzt im Original herausgegeben, noch übersetzt; sondern im Original besitzen wir nur einzelne Stücke und übersetzt sind einige Auszüge; außerdem gibt es Analysen von einigen. Von poetischer Seite nehmen sie, so weit wir sie bis jetzt kennen, eine höchst untergeordnete Stellung ein; diese scheinen auch die Verfasser derselben gar nicht im Sinn gehabt zu haben, sondern ihr Hauptaugenmerk war eine Darstellung der religiösen Sagen und Geschichte vom priesterlichen Standpunkte aus. Sie sind wol allsammt jünger, als — wenigstens die Grundlagen — der großen, von poetischer Seite wichtigen, Epopöen des Ramajanam und des Mahâbhâratam, und verhalten sich ungefähr dazu, wie in Griechenland die cyklischen Epen zu der Odyssee und Iliade. Außer den achtzehn Puranen — deren Namen man bei Adelung und sonst vielfach aufgezählt[39]) findet — sieht man noch einige andere erwähnt, und eine ganze Classe, welche Upapurânâni, nachträgliche Puranen, genannt werden[40]).

Von den heiligen Schriften der übrigen indischen Religionsformen verdienen zuerst die Buddhistischen Berücksichtigung. Diese wurden, nachdem sie, der Sage nach, lange mündlich fortgepflanzt waren, um 100 v. Chr. zuerst schriftlich und zwar das Pitakattajan in Pali abgefaßt[41]), die Atthakatha dagegen in ceylonesischer Sprache. Jenes ist das Hauptwerk des Buddhismus, wie die wesentliche Übereinstimmung der Paliausgabe desselben mit der tibetanischen Übersetzung, bei welcher es jedoch fraglich ist, ob sie nicht zunächst Übertragung einer Sanfkritübersetzung ist, zeigt[42]). In Nepal existiren die Buddhistischen Schriften in einer Sanfkritübersetzung. Diese rührt wahrscheinlich aus der Zeit her, wo sich das Sanfkrit schon über ganz Indien als Gelehrtensprache verbreitet hatte. Allgemeine Beschreibungen und Inhaltsverzeichnisse dieser Schriften verdanken wir Turnour in Bezug auf die Paliausgabe, Csomas Kóröśi in Bezug auf die tibetanische und Hodgson in Bezug auf die Sanfkritübersetzung[43]).

Die heiligen Schriften der Dschainas sind in Prakrit abgefaßt; sie sind noch wenig bekannt und verdienen, sowie alle Überbleibsel ihrer Literatur, eine sorgfältigere Berücksichtigung, als ihnen bis jetzt zu Theil geworden ist[44]).

Auch die übrigen indischen Sekten haben eine reiche heilige Literatur, deren Sprache zum größten Theile Sanfkrit ist. Doch kennen wir von den meisten wenig mehr, als die Titel und einige kleine Parcellen, welche Wilson und Andere übersetzt haben[45]).

Recht. Über das älteste indische Gesetzbuch, das Mânavadharmaçâstram[46]), und die Zeit, in welcher es, unserer Ansicht nach, abgefaßt (etwa im 3. bis 2. Jahrh. v. Chr.), haben wir schon gesprochen. Es behandelt das Recht nicht in dem beschränkteren Sinn, wie wir diesen Begriff nehmen, sondern sucht in der Kürze die ganze sociale Weltordnung (dharma), vom Brahmanischen Gesichtspunkte aus, darzulegen. Es beruht, wie ebenfalls schon bemerkt, zum Theil auf älteren çâstrâni; in jene angegebene Zeit fällt nur die Abfassung des Hauptheiles; zu diesem traten mancherlei Interpolationen, bevor es in der vorliegenden Form durch Commentare fixirt ward. Es zerfällt in 12 Capitel, deren erstes die Schöpfungsgeschichte und ein Inhaltsverzeichniß enthält; das zweite Erziehung; das dritte Heirath; das vierte Ökonomie; das fünfte Lebensweise im Hause; das sechste über das Anachoretenleben (alles fast nur in Bezug auf Brahmanen, für deren vier Lebensstadien die Gesetze bis hierhin mitgetheilt sind); das siebente Regierung; das achte und neunte Recht; das zehnte über Kastenmischung; das eilfte über Sünde und Buße; das zwölfte Seelenwanderung und endliche Freiheit (mòksha). Theils Commentare über dieses Werk, theils eine Menge besondere Werke über einzelne Theile des Rechts, entwickeln das Recht wissenschaftlich weiter. Deren Titel hier aufzuführen, würde zu weitläufig sein[47]).

Wir wenden uns zu denjenigen Erzeugnissen der in-

38) von Bohlen II, 190. *Adelung* 133 fg., wozu man jedoch Nachträge geben kann. 39) Sehr gut in *Wollheim*, De nonnullis Padma-Purani capitibus etc. (Berol. 1831). 40) *Adelung* p. 149. 153. 41) Vgl. oben S. 19. und Journ. of Beng. 1837. July. p. 501 fg.

42) Journ. of Beng. a. a. O. 43) *Turnour*, Mahawanso I, LXXV. *Csomas Kóröśi* in As. Res. XX, 41. *Hodgson* ebendas. XVI, 420. 44) Vgl. *Adelung* 180. 45) *Wilson* in Sketch of the religious Sects of the Hindus. As. Res. XVI. XVII. Vgl. auch *Adelung* 155—157. Journ. of Beng. June. 1837. p. 480 und sonst. 46) von Bohlen II, 10. *Adelung* 159. 47) Die bis jetzt bekannten finden sich theils bei Bohlen II, 11. *Adelung* 165—169. A Digest of Hindu-Law on con-

dischen Literatur, welche, wenngleich theilweise, ebenfalls in die Branche der heiligen Schriften nach indischer Ansicht gezogen, doch mehr in das profane Leben hinüberreichen. Hier verdient die erste Stelle die Behandlung der Grammatik, in welcher es die Inder zu einer ganz ungewöhnlichen Vollkommenheit brachten. Veranlassung dazu gab der Umstand, daß das Sanskrit, obgleich als Volkssprache ersterbend, sich doch als heilige, als Darstellungsmittel der göttlichen Offenbarungen erhielt. Sollte es in diesem Sinne so rein als möglich fortgeübt werden, so mußten seine Gesetze scharf erkannt und mit Bestimmtheit dargestellt werden. Dieses Bestreben begann demnach wol schon zu der Zeit, als das Sanskrit auszusterben begann (etwa im 7. Jahrh. v. Chr.), und der, um diese Zeit wol allein, oder wenigstens ganz vorherrschenden, mündlichen Unterrichtsweise ist es zuzuschreiben, daß die Grammatik jene wahrhaft bewunderungswürdige kurze, und doch, wenn man die zu diesem Zwecke gebrauchten Terminologien kennt, klare Darstellung erhielt. Der älteste, uns erhaltene, der indischen Grammatiker ist Panini; doch führt dieser schon ältere Vorgänger und zwei verschiedene Schulen, die der nördlichen und südlichen Grammatiker [48]), an. Auch er wird in das höchste Alterthum hinaufgeschoben, ist aber schwerlich älter, als etwa die Zeit Christi. Genauere Bestimmungen über sein Zeitalter können bis jetzt nicht gegeben werden. Commentare über seine Grammatik, sowie selbständige Werke, bei denen Panini jedoch zu Grunde gelegt wird, bilden die weitere Literatur der Sanskritgrammatik [49]).

Sowie das Sanskrit, fanden auch die Prakritdialekte ihre Bearbeiter. Der bedeutendste unter diesen ist Vararuchis, dessen Zeitalter ebenfalls unbekannt. Denn seine Verbindung mit Nandas, auf welche Lassen etwas zu geben scheint, ist rein mythisch [50]).

Zur grammatischen Literatur des Sanskrits gehören auch die besondern Sammlungen der Wurzeln, unter denen sich die des Cašinatha und Vopadeva zu besonderer Achtung erhoben [51]). Ferner Lexika, unter denen das des Amara Sinha, eines Dschainas, besonders hervorragt. Er wird der Sage nach mit Vikramaditja verbunden (56 v. Chr.), ist aber sicher um vieles jünger [52]).

Philosophie [53]). An die höhere Partie der indischen Religionsentfaltung schließen sich zunächst die philosophischen Bestrebungen der Inder an [54]). Zunächst aus den Veden hervorgetreten ist das Mimânsa-Darçanam (System der Forschung). Die Veden bilden dessen Grundlage und die Grenzen des philosophirenden Geistes. Sowie die Veden in zwei Theile zerfielen, in den der Werke (karma) und den der Erkenntniß (g'nana), so zerfällt auch diese Philosophie in eine pûrvamîmânsa, oder karmamîmânsa (erste oder Werkforschung), und in eine uttara, oder Brahmamîmânsa (zweite oder Brahmaforschung). Der Zweck der ersten ist, „die Aussprüche der heiligen Schrift mittels einer sicheren Interpretationsmethode auszulegen, deren Concordanzen bemerkbar zu machen, die vorkommenden Widersprüche zu lösen, und so durch sorgfältige Forschung und Ermittelung insbesondere dasjenige, was religiöse Pflicht ist, und wozu die Gebete der Veden wirklich verbindlich machen, völlig sicher zu stellen; demnächst also auch die Beweggründe solcher Verbindlichkeit und den Zweck derselben: Befreiung von der Sünde und Erlangung des Segens und einer angemessenen Seligkeit durch Erfüllung des Dharma (des Gerechten und der Gebühr) auf dem Wege einer gründlichen Argumentation, deren Beweiskraft auf dem Glauben an die Offenbarung und in letzter Instanz auf intuitiven Blicken des Geistes beruht, möglichst einleuchtend zu machen." Der Zweck der zweiten ist: „diesen Glauben an die Offenbarung, nach seinen Motiven und seinem Endzweck nicht blos aus einander zu setzen, und denselben, auf seine ewigen Grundlagen hinweisend, zu rechtfertigen, sondern auch durch Vertiefung in dessen wesentlichen Inhalt mittelst der denkenden Betrachtung und durch strenge, anhaltend fortgesetzte, Abstraction von sinnlichen Wahrnehmungen und Empfindungen, sowie von allem, was aus diesen Sphären zur Vorstellung kommt, Verlangen oder Abscheu, Leid oder Freude erweckt rc. — jenen Glauben zur intellectuellen Anschauung zu erheben und in solcher Weise zur Erkenntniß des endlichen Ziels der Vedas (vêdânta), zu ihrer ewigen Substanz — dem Geiste — zu gelangen [55])." Dieses Ziels wegen heißt diese letztere Seite der Mimânsa-Doctrin auch die Vedânta-Philosophie [56]). Beide Seiten der mimânsâ hängen augenscheinlich aufs Innigste zusammen; sie suchen das ganze im indischen Volke sich manifestirende Brahmathum, nach seinen beiden Seiten hin, in das menschliche Bewußtsein zu erheben. Die Inder fassen sie jedoch als zwei philosophische Systeme auf. Als Gründer des ersten Systems wird G'aimini anerkannt; ihm werden 12 Bücher (Sûtrâni), jedes in vier Capitel zerfallend, zugeschrieben, welche überaus dunkel sind und eine Menge von Commentatoren fanden. Einer der bedeutendsten ist Kumarila Bhat't'a, ein Hauptgegner des Buddhismus, welcher wol nicht mit Unrecht in das 7. Jahrh. n. Chr. gesetzt werden mag. Wegen vieler anderer dieses System entwickelnden Schriften muß ich auf die angeführten

---

tracts etc., translated by *Colebrooke*, Pref. XII fg. As. Journ. 1823. Vol. 26. Aug. 155. As. Res. XX, 123.

48) *Lassen*, Institutt. ling. Prace. 438. 49) *Adelung* 80—40. 50) *Lassen*, Institutt. ling. Pracr. p. 4 fg., wo man die Prakrit-Grammatiker aufgezählt findet, und App. 65. 51) *Adelung* 51. 52) *Adelung* 52. 53) *Adelung* 171, wo sich die gesammte hierher gehörige Literatur verzeichnet findet; nachzuschlagen ist *Colebrooke* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 1. *Vans Kennedy* in As. Journ. 1839. Januar. p. 7. Febr. 141 und „Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte von Karl Jos. Hieronym. Windischmann. I. 4, 1741 bis zu Ende. 1741—1749. 54) Windischmann a. a. O.

55) a. a. O. 1750. 56) Zur Vedanta-Philosophie vergl. man außer den an den angeführten Orten erwähnten Werken noch *Vans Kennedy* in Transact. of the Roy. As. Soc. III, 412 gegen Colebrooke's Darstellung (ebend. II, 1). Gegen ihn ist erschienen, mir aber noch nicht zugekommen: The exposition of the Vedanta-philosophy by *H. T. Colebrooke* vindicated; being a refutation of certain publish remarks by *Vans Kennedy*. By Graves *C. Haughton* (Lond. 1838).

Werke verweisen. Das Verfahren dieses Systems ist ein streng richterliches; das Urtheil ist in letzter Instanz abhängig von der richtigen Auslegung der Veden. Die Methode der Betrachtung eines jeden Falls ist: 1) Erwägung des Gegenstandes; 2) die Frage oder Zweifel, welche sich in Betreff desselben erheben; 3) erste Ansicht und Auffassung der Beweisgründe; 4) Antwort, Entscheidung durch den demonstrativen Schluß; 5) die Probe oder Nachweisung der Sachgemäßheit oder Nichtgemäßheit. Fünf Quellen der Erkenntniß gibt es, 1) einfache Perception, welche eintritt, wenn die Sinne mit einem Gegenstande in Verbindung stehen; 2) Folgerung (anumâna), welche stattfindet bei Wahrnehmung eines Gliedes oder Theiles einer bekannten Verbindung, indem durch consequentes Erfassen des andern Theiles, welcher noch verborgen liegt, das Ganze zur Kenntniß gebracht wird. Die Verbindung der Theile muß vorher bekannt gewesen, oder durch Analogie zur Kenntniß gebracht worden sein; 3) Vergleichung (upamâna); sie ist eine Erkenntniß, die aus mehr oder minder genauer Ähnlichkeit entsteht. Es ist die Bemerkung der Ähnlichkeit, welche ein jetzt Gesehenes mit einem früher Beobachteten hat. Gleichheit oder Ähnlichkeit ist das (mehr oder minder vollkommene) Zusammenbestehen zugleich vorhandener Eigenschaften an dem einen, wie an dem andern; 4) Vermuthung (arthapatti), ist die Ableitung einer Sache von dem, was nicht anders sein kann, Annahme dessen, was man nicht selbst wahrnimmt, was aber nothwendig begriffen ist in anderm, was gesehen, gehört, oder erwiesen worden. 5) Die Erkenntniß dessen, was nicht unmittelbar der sinnlichen Auffassung vorliegt, sondern abgeleitet wird aus verstandenen Lauten, d. h. durch Worte, deren Bedeutung bekannt ist, das ist Vorschrift (câstra) oder Offenbarung. Es ist mündliche Mittheilung (çabda)." Diese fünf Erkenntnißquellen hat Kumarila Bhat't'a durch eine sechste vermehrt, die Privation (abhâva), Nichtseinheit. Auf mehre Weisen versucht dieses System darzuthun, daß die Veden vom Anfange der Zeiten ganz übermenschlich seien und ihre Evidenz in sich selbst haben. Eine derselben insbesondere stützt sich auf höchst eigenthümliche Forschungen über den artikulirten Laut (das Wort) und über die ursprüngliche und fortdauernde Verbindung zwischen einem Laute und dessen Bedeutung. Diese macht, daß das Hervorbringen eines gewissen Lautes ein gewisses Wissen erweckt. Der Laut ist aber ewig, selbst wenn er nicht vernommen wird. Die Rede bringt ihn nicht hervor, sondern benutzt ihn nur. Die Buchstaben — Elemente des artikulirten Lauts — sind Anklänge des ewigen Lautes, niemals neu, sondern nur in ihrer Offenbarung neu. Der Laut ist ewig, bestimmt zum Vernommenwerden, ein Allgemeines, und dieser durch das All klingende Laut ist der in Brahma ruhende und von ihm aus sich offenbarende Vedas.

Außer dem Beweise für das zu Thuende, welcher aus der richtigen Deutung der unmittelbaren Offenbarung sich ergibt, gibt es einen andern aus den Erinnerungen alter Weisen. Aber sie erhalten ihre Beweiskraft nur, insofern angenommen wird, daß sie von heiligen und mit dem Vedas vertrauten Personen aufgezeichnet sind. Findet sich ein Widerspruch gegen eine wirkliche Vedastelle, so schwächt dies die Voraussetzung sicherer Erinnerung. Ebenso ist sie verdächtig, wo ein tadelhaftes Motiv der aus der Erinnerung geflossenen Vorschrift zu Grunde liegt. Auf dieser den Veden untergeordneten Autorität (heilige smṛiti, Erinnerung) beruht das aus smṛiti hervorgegangene dharmaçâstra. Ein mittelbarer Beweis der Pflicht ist endlich der Gebrauch, insofern er, als ein von früher her empfohlener geübt wird. Insofern er von lange her unter guten Menschen besteht, wird vorausgesetzt, daß er von mit den Veden vertrauten Personen ausgegangen sei. Steht er mit einer wirklichen Vedastelle im Widerspruch, so ist er aufgehoben. Eine Hypothese, welche dieser ganzen Werklehre zu Grunde liegt, ist die schon früher erwähnte von der unsichtbaren Fortwirkung eines Werkes an und für sich.

Das Beweisverfahren in allen einzelnen Fällen ist, wie bemerkt, ein gerichtliches. Die streitigen Fragen werden in Bezug auf das Gerechte und Ungerechte und dessen Folgen untersucht. Es liegen bestimmte Principien zu Grunde, sind aber noch nicht in philosophischer Ordnung dargestellt. Hermeneutische, exegetische, moralische, liturgische Elemente dienen zur Entwickelung des Systems, welches sich als eine fortgesetzte Casuistik zu erkennen gibt. Ich wüßte nichts, womit das Verfahren im Allgemeinen eine größere Ähnlichkeit hat, als mit der philosophischen Behandlung der jüdischen Pflichtenlehre im Talmud und den sich daran reihenden Schriften.

Die andere Seite dieses Systems, oder das zweite System der Philosophie, die Brahmamîmânsâ oder die Vedânta-Philosophie, findet ihren Ausdruck theilweise schon in den Upanischaden und ist, wie schon mehrfach bemerkt, ihren Anfängen nach, älter, als die Entstehung des Buddhismus (etwa 500 v. Chr.). Viele von den Upanischaden gehören jedoch ohne Zweifel in eine spätere Periode. In vielen derselben herrscht noch die unmittelbare Anschauung als Quelle der Erkenntniß vor; in andern zeigt sich schon ein Übergang zum philosophischen Nachdenken. Alsdann folgt als Hauptautorität eine Sammlung von Aphorismen, welche dem Bâtarâjan'a oder Vjâsa zugeschrieben werden, Brahma-Sûtra, Vedânta-Sûtra, Çârîra-Sûtra oder Çârîrika mîmânsâ genannt (Çârîra bedeutet verkörperte Seele). Dieses Werk hat einen höchst scharfsinnigen Commentar durch Sankara erhalten (etwa im 8. Jahrh. n. Chr.). Aus welcher Zeit die Brahma-sûtrân'i herrühren, läßt sich nicht ganz genau bestimmen. Die Bekämpfung der religiösen häretischen Sekten, Buddhismus und Dschainismus u. s. w., sowie der übrigen philosophischen Systeme, zeigt, daß sie jünger sind, als die Stabilirung von jenen. Sie gehören natürlich schon der zweiten Periode der indischen Geschichte an, und sind wol erst nach Chr. abgefaßt. Die systematische Darstellung der Vedantalehre findet in dem Vedanta-sâras des Sadanandas einen kurzen und bündigen Ausdruck.

Ihrem Wesen nach ist die Vedantaphilosophie ein

spiritueller Pantheismus. Es ist nur ein Sein, die höchste Seele (paramâtman), alles übrige ist Täuschung (mâjâ). Die mâjâ, çakti (Energie) und prakriti (Entfaltung) des allwissenden Herrn ist der Same, aus welchem die vorübergehende Existenz entsprungen ist. Die Energie (çakti) der höchsten Seele, welche auch Avidjâ (Unwissenheit), mâjâ (Täuschung) und mit andern Namen genannt wird, manifestirte sich in einer mysteriösen Weise nach den drei Eigenschaften: Reinheit, Unreinheit und Schwärze, und ist, durch die durchströmende Kraft des Brahma, der Ursprung aller Ursachen und Wirkungen, welche mit der Zeit verknüpft sind. Denn, obgleich es nur eine unterschiedlose Wesenheit gibt, sind doch vielfache Formen durch die mâjâ entwickelt. Wenn Täuschung erkannt ist, hört sie auf zu sein. Durch auf die höchste Seele gerichtetes Denken, durch Verbindung mit derselben und Erkenntniß ihrer Wesenheit, wird die Aufhörung derjenigen mâjâ bewirkt, welche den Glauben an die Existenz eines vielförmigen Universum verursacht. Man wisse, daß Alles die höchste Seele und die mâjâ feellos aufhört. Laß die innerste Überzeugung erworben werden, daß Ich bin Brahma, und die Kenntniß der göttlichen Natur der Seele erlangt werden, und mâjâ hört auf." So ist denn nur ein Sein, aber die menschliche Seele, obgleich ursprünglich identisch mit der höchsten, ist durch eine mysteriöse Weise von der Theilnahme an der göttlichen Natur ausgeschlossen und mancherlei täuschendem Schein und Affectionen unterworfen, welche Freude, Kummer, Schmerz, Leid u. s. w., sowol in diesem, als im zukünftigen Leben hervorbringen. Doch besteht diese Ausschließung nicht in Wirklichkeit, sondern ist selbst nur eine täuschungsvolle Annahme, welche aus Unwissenheit hervorgeht. Ihre Irrthümlichkeit wird sogleich bemerkt, sobald der menschliche Geist von göttlicher Kenntniß erleuchtet wird. Bis dahin aber muß der Mensch ganz so handeln, als ob all der täuschende Schein, der ihn umgibt, wahrhafte Existenz hätte, und es verdient sogar Tadel, so Jemand, bevor er seine Pflicht in der menschlichen Gesellschaft erfüllt hat, sich dem nach dieser Erleuchtung strebenden contemplativen Leben ergibt. Aber der Mensch in seiner Erscheinung ist in Wahrheit ein ungesonderter Theil der höchsten Seele, und sein geistiges Dunkel nur verbirgt ihm die Wahrheit und leitet ihn zu der Voraussetzung, daß er und andere ähnliche Erscheinungen materielle Formen besitzen, und dieses Universum nicht allein wirklich bestehe, sondern auch aus materiellen Substanzen zusammengesetzt sei [57]). Sobald er zur Erkenntniß der Wesenheit der höchsten Seele gelangt ist, erkennt er sich selbst als sie. Die Schöpfung ist ein (immer wiederkehrender) Act des Verlangens und der Lust, des Wunsches und Willens in Brahma (der höchsten Seele); er ist die bewirkende, und da außer ihm nichts ist, auch die substanzielle Ursache der Welt, Schöpfer und Geschaffenes, Wirker und Werk; die Schöpfung ist ein Spiel mit der mâjâ; in diesem Spiele ist Brahma's Fülle unerschöpflich. Aber alles außer der höchsten Seele ist Schein; erglänzend und verschwindend. Die Lebendigen dagegen gehen, wie Funken aus dem sprühenden Feuer, aus dem ewigen Geiste hervor und kehren in ihn zurück, da sie von seiner Wesenheit sind. Ihre Weltthätigkeit ist nicht aus ihrer Wesenheit, sondern vom Gebilde des Körpers und der Organe (durch täuschende Vorspiegelung wahrer Wirklichkeit) veranlaßt. Er handelt nicht frei, sondern in einem Zustande, wie er durch einen früheren vorbereitet ward. In jener handelte er, gemäß seinen Prädispositionen für Gut und Böse. Aber Brahma ist nicht Urheber des Bösen, denn so war es von Ewigkeit her. Seelenwanderung mit zwischen den Existenzen liegender Vergeltung der Thaten ist auch im Vedantasystem. Dasselbe behandelt auch die schwierigsten Untersuchungen der Theologie, die Lehre von der göttlichen Gnade (içvaraprasâda), Freiheit des Willens (svatantrja), Glauben [58]).

Das zweite philosophische System, oder nach der indischen Theilung das dritte und vierte — denn auch dieses zerfällt in zwei innerlich verknüpfte Entwickelungen — bildet die Sankhjaschule [59]), so genannt von sankhja, Aufzählung und Erwägung, Urtheil und Rechenschaft. Als Stifter der Sankhjalehre insbesondere, oder des ersten Theils dieses Systems, gilt ein in das hohe Alterthum gerückter Muni, Kapila, welchem auch eine Sammlung von Sutren Sankhja-Pravâk'ana zugeschrieben wird. Es gab dazu ohne Zweifel früher viele Commentare, bekannt ist nur noch einer. Für die beste Auseinandersetzung dieses Systems gilt die kurze Darstellung des Içvara-Crishna, genannt Sankhja-Caricâ, von welcher wir mehre Ausgaben schon besitzen [60]). Dieses System ist ohne Zweifel eins der am frühesten schärfer ausgebildeten. Darauf deutet die Verwandtschaft mit dem Buddhismus hin, und es zeugt dafür die vielfach gegen dasselbe gerichtete Bekämpfung der übrigen. Die andere Seite des Sankhjasystems heißt die Jogalehre [61]). Für Stifter derselben gilt der ebenfalls hoch hinaufgerückte Patang'ali; auch ihm werden Sutren, Jôga-sûtra genannt, zugeschrieben, die mehrfach commentirt sind. Das Ziel der Sankhja-Philosophie ist, wie das der Vedanta-Lehre, die Erkenntniß des Geistes. Allein sie weichen von einander ab, zunächst in der Quelle der Geisteserkenntniß. Denn, wenngleich die Sankhja-Philosophie die Autorität der heiligen Schriften hochschätzt und sich mit ihnen im Einklang zu erhalten sucht, so sind sie ihr doch nicht das einzige, in das man sich vertiefen soll (denn diese Vertiefung, aus welcher nach dem Vedantismus die Intuition des Alls als Einen und des Intuirenden selbst als des Einen hervortritt, scheint der Sankhja-Philosophie nicht zureichend, um eine höhere Erkenntniß zu erlangen), sondern es ist auch das Leben des Geistes

57) Nach *Vans Kennedy.*

58) Windischmann 1788. 59) Literatur bei Abelung 174, wozu man insbesondere Windischmann 1796 füge. 60) Zu den früheren kam in letzterer Zeit The Sankhja Karika or memorial verses on the Sankhja-Philosophy by *Içvara Krishna*; translated from the Sanscrit by *H. T. Colebrooke*; also the Bhâshja or commentary of *Gaurapâda* translated and illustrated by *H. H. Wilson* (Lond. 1837). 61) *Adelung* 177.

im Verhältniß zur Natur zu erforschen. Hier — in dieser Erforschung — liegt der eigentliche Charakter dieser Philosophie. Der Geist sucht durch scharfe Auffassung, wohlgeordnete Aufzählung und Ermessung der Natur, d. h. alles dessen, was im äußeren und inneren Bewußtsein unterscheidbar ist, zur richtigen und genauen Erkenntniß des Unterschiedes seiner selbst von der Natur zu gelangen, und begreift auf diesem Wege, daß er über ihr und allen ihren vorübergehenden Entwickelungsstufen stehe, und nach seiner wahren, vollen Wirklichkeit von ihnen unabhängig und für sich allein sei. Enthüllung des Geistes mittels richtiger Unterscheidung (und Beseitigung dessen, was ihm nur scheinbar angehört und ihn dem sinnlichen Auge verhüllt) ist Befreiung und das Ziel der Sankhja." Der Geist (purusha, das fravashi des Zend-Avesta) ist nicht erzeugt und zeugt nicht. Er verbindet sich aber mit der unerzeugten und unentfalteten prakriti oder mûla prakriti. Diese ist die Wurzel von allem. Der active Grund der Welt, der sich als solcher von dem Bewirkten, d. h. der entfalteten Innen- und Außenwelt, unterscheidet. Durch die Verbindung des Geistes (zum Schauen und Wiederfürsichsein) und der prakriti entsteht die Schöpfung (Isvara Crishna sl. 22). Aus der Prakriti wird das Große (mahat oder buddhi), d. h. die Hinwendung auf den Geist und Versenkung in denselben; es ist die reine, klare Vernunft; aus ihm der ahankâras (die mit sich beschäftigte Selbstheit, das sich als selbstschaffend und weltwirkend setzende, sich in allem zum Gegenstande und Ziel habende Ich); der ahankaras zeugt das manas (von man, denken) nebst den zehn Sinnen (indrija) und die fünf Tanmâtra (einfache Elemente); diese erzeugen die fünf geschiedenen und gröbern Elemente (bhûta) und die eigentliche gröbere Körperwelt überhaupt. Dies sind (exclusive des Geistes) die 24 Principien, welche sich auf ihn beziehen. Organon des Geistes (purusha) ist ein Urleib (Linga), sein erstes Kleid; es besteht aus der Buddhi, dem Ahankâra, dem Manas, den zehn Sinnen und den fünf feinen Elementen. Indem der einzelne Geist (zum Zweck des Schauens und Wiederfürsichseins) mit dem Linga in Verbindung tritt, erfährt er Zustände, deren Bestimmung von dem Compler der (uns schon von früher her bekannten) Gunaformen bedingt ist. Ist dieser Compler sattwisch (satva, Wesenheit), so scheint der purushas selbst der Befreiung zuzugehen, ist er radschas- (Staub) oder tamas- (dunkel) artig, so scheint er selbst und an sich gebunden und gefesselt und im Weltumtrieb gefangen zu sein; im Grunde aber macht er nur die Erfahrung hiervon und bleibt seinem Wesen nach unberührt. Der Zustände sind zunächst aber acht, in vier von je zweien — Satz und Gegensatz — zerfallend: Gerechtigkeit: Ungerechtigkeit; Erkenntniß: Nichterkenntniß; Herrschaft: Nichtherrschaft; Leidenschaftlosigkeit: Leidenschaft. „Durch Gerechtigkeit geht es aufwärts; es geht abwärts durch Ungerechtigkeit; durch Erkenntniß wird Lösung bewirkt; durch ihr Gegentheil Fesslung (sl. 44)." Nicht ohne Zustände kann der Urleib (lingam) sein, nicht ohne den Urleib das Hervortreten der Zustände. Deshalb findet eine doppelte Schöpfung statt, nach dem Urleib und nach den Zuständen benannt (sl. 25). „In ihr (der Schöpfung) erlangt der lebendige Purusha den durch Alter und Tod veranlaßten Schmerz." Dies liegt in der Natur der Prakriti; erst an ihrem Ziele erkennt diese, daß der Geist frei und unantastbar sei und daß sein scheinbares Leiden in der Thät nur ihr eigenes ist, von dem sie eben jene Erkenntniß befreit. „Mit mannichfaltigen Diensten dienend dem (ihr, der Prakriti) nicht dienenden purusha, befördert sie gunaartig, jenes, nicht Gunabegabten, Nutzen, der ihr selbst nutzlos ist (sl. 60)." Deshalb wird der Purusha (an und für sich selbst — der Geist) weder befreit, noch gefesselt, noch geht er in den Weltumtrieb — es geht in den Weltumtrieb, wird gefesselt und befreit die an Mannichfaltiges (viele purusha-'s) sich anlehnenden Prakriti (sl. 62). Wo der Unterschied zwischen Geist und Natur völlig an den Tag gekommen ist, erkennt die Prakriti an, daß für sie gar nichts mehr zu thun ist, da „sie gesehen worden ist vom Geist (sl. 61)." Dieser Anblick des Geistes ist vom Anfange bis zum Ziel das Belebende für sie gewesen; sie war seine Anschauung; er hat ihrer in aller ihrer Wirksamkeit und Kunst hinschauend genossen, hat alles ihrige, da sie seine Anschauung war, auch zu dem seinigen gemacht; sie hat nichts mehr darzubieten; der anschauende Genuß des Geistes ist die (sie) befreiende Macht, das Verzehrtwerden und Vergehen im Feuer der Erkenntniß ist die Art ihrer Befreiung. Das ist dann der Jogas (mystische Ehe) der erleuchteten Vernunft mit dem Geiste. Alles Äußere, was als solches vom Geiste unterschieden werden mußte, ist verschwunden. „Der Purusha, nachdem er durch Erreichung richtiger Erkenntniß (vollkommener Wissenschaft) die Selbstzwecklosigkeit der Gerechtigkeit und der übrigen Zustände erkannt hat, bleibt jedoch, seinen Leib festhaltend, wie das Umschwingen des Rades vermöge des gegebenen Antriebes fortdauert (sl. 67). Nachdem er aber die Trennung vom Leibe erreicht hat, da die Prakriti wegen Vollendung ihres Geschäftes aufhört, gelangt er zu vollständigem und unendlichem Fürsichsein (sl. 68)." So liegt die Zeugungskraft selbst in der Natur (prakriti); allein diese erhält erst Zweck durch den Geist. Dieser will eine Welt haben und genießen, ohne daß er dadurch aufhört, an und für sich frei zu sein. Er führt alsdann rückwärts die Prakriti bis zur Befreiung ihrer selbst; dieser Geist ist zwar der Wissende, aber wie und was er von seinem eigenthümlichen Leben und mehr wisse, als blos, daß er nicht Natur sei, darüber schweigt die Sankhjaphilosophie. Die Natur, mit dem blos für sich seienden Geist verglichen, ist für sich unlebendig und ohne Gott (içvara). Der wahre Içvara aber ist der Geist selbst und außer ihm ist kein anderer Gott; allein weder dieser ist, noch gibt es überhaupt ein an und für sich unendliches Wesen, Schöpfer und Herr dieser Welt durch seinen Willen und nach Außen gerichteten Wunsch. Diesen atheistischen Grundsatz spricht Kapilas gradezu aus, und deswegen heißt sein System nirîçvara (das gott-lose). Die

Stellen der heiligen Schrift, in denen Gott genannt wird, beziehen sich nach ihm entweder auf einen befreiten Geist, oder einen mythologischen Gott, oder auf das höhere, nicht höchste Wesen (Brahmâ in der Mitte des Welteies).

Diese letztere Anklage sucht die Ausbildung des Sankhyasystems durch Patang'ali von sich abzuwälzen, indem sie einen adhjâtma (Übergeist), nicht ganz unähnlich dem in der Fortbildung des Buddhismus angenommenen Adhi-Buddha, welcher über dem in Buddhistischen Sinn frei gewordenen Geist, Buddha, steht, setzt. Sie heißt daher sêçvara (die mit einem Gott versehene, theistische). Das Wesentliche seiner Lehre (des Joga- oder Sankhja-Jogasystems) besteht in der Betrachtung der innern Natur des Geistes, während die erste Sankhja nur zur Erkenntniß des Unterschiedes des Geistes von dieser ganzen Natur gelangt und durch diese sie aufhebt. Während hier Enthüllung des Geistes das Ziel war, so ist es in der Jôga Beschauung des Geistes im Geiste und Erlangung der ganzen Energie desselben. So weit es die unterscheidende Erkenntniß der Naturprincipien betrifft, stimmt Patang'ali mit den Auseinandersetzungen des Kapila überein; aber den Grundsatz — welcher in allen indischen Systemen herrscht — „man müsse künftige Strafen (die Seelenwanderung) vermeiden, wozu eine genaue Kenntniß der Wahrheit das Mittel sei, verfolgt er auf dem, im Allgemeinen schon im religiösen Volksbewußtsein begründeten, Weg im Sinne der Sankhja-Doctrin. Die mystische Praxis des Geistes, dessen Übung bis zur Vollkommenheit der Erkenntniß und der magischen Kraft, ist die Hauptaufgabe seiner Lehre. Sein Werk zerfällt in vier Abtheilungen: 1) über die ganz in sich versammelte Betrachtung (samâdhi); 2) über die Mittel, sich zu derselben zu erheben; 3) über die Übung der transscendenten Macht (vibhûti); 4) über die Abstraction und Isolation des Geistes (kaivalja), die Ekstase. Durch Übung dieser Lehre wird der Jogi selbst Içvara; dieser Içvara aber ist wieder identisch mit Adhjâtma, und man sieht, daß in dieser, von Patandschali aufgestellten, Unterscheidung keine vollständige Klarheit waltet, wie sie denn eine in das Sankhjasystem hineingetragene Inconsequenz ist.

Das fünfte und sechste System der nicht-häretischen Philosophenschulen, nach indischer Zählung, bildet die Njâja und Vaiçeshikalehre. Die Njâja (Vernunftverfahren) steht ebenfalls im Dienste der geoffenbarten Religion. Ihr Wesen, die Kunst analytisch und synthetisch in die zu untersuchende Sache einzugehen, galt nach dem Mânavadharmaçâstram [62]) nur als Organon, und wurde als solches hochgeachtet, wiewol dem Vedânta (dem Ziele des Vedas) untergeordnet. „Diese Philosophie hatte demgemäß die Bestimmung, das sinnlich Wahrnehmbare sowol, als das Offenbarte und Überlieferte, vernünftig zu betrachten, darin erwägend einzugehen, die Sache zu untersuchen (Tarka) und streng dem Begriffe der Sache gemäß (anvikshi), zu folgern und zu argumentiren [63]). Als Stifter dieser Methodik denkender Forschung wird Gotama genannt, und ihm ein Werk, njâjasûtra, zugeschrieben. Keines der philosophischen Systeme hat eine so reiche und bis auf unsere Zeit fortgeführte Ausbildung erhalten [64]). Es ist zu einem scharfsinnigen und bis zur feinsten Spitzfindigkeit kunstreichen System ausgebildet, welches Colebrooke eine Metaphysik der Logik nicht mit Unrecht nennt;" denn es stellt nicht blos Regeln von der gewöhnlichen formellen Art auf, sondern geht in die Wesenheitserkenntniß (Tattvag'nâna) aller Verfahrungsweisen im Fortgange des Denkens, denn weiter aller Kategorien des Denkbaren und der Hauptgesichtspunkte der Didaktik und argumentatorischen Zurechtweisung und Überzeugung ein. Die Anleitung zur Disputation gehört zu einer Hauptaufgabe dieser Schule. Die häufige Öffentlichkeit solcher Disputationen, die hohen Ehren, welche dem Sieger in denselben zu Theil wurden — Sitz neben den Königen, reiche Geschenke — das Herumziehen von rüstigen Disputanten (fahrenden Scholasten) trugen nicht wenig dazu bei, die hohe Achtung und Fortentfaltung dieses Systems zu fördern. So sehr es sich durch solche Veranlassungen aber auch verführen ließ, zu Äußerlichkeiten, dialektischen Künsten u. s. w., überzugehen und durch sie seine Rüstkammer zu bereichern, so verlor es doch nie die Principien des Denkens aus dem Auge. Denn auch das logische Verfahren, wodurch die gründliche Erwerbung jeder wahren Erkenntniß bedingt ist, wird als ein Mittel der Läuterung und Befreiung (môksha) der Buddhi (Vernunft) angesehen, und für die Nichtigdenkenden hört aller Weltumtrieb auf; daher die Njâja (Logik) ein sicherer Weg zur Seligkeit ist [65]).

Die Lehre der Vaiçeshikâs nennt als ihren Stifter Kanâdas, welchem ein Werk, vaiçeshika-sûtra, zugeschrieben wird [66]). Ihren Namen führt diese Schule, weil sie vorzüglich auf den Unterschied, auf die Spaltung bis in die feinsten Anfänge der Dinge bedacht ist. Sie hängt mit der Njâja wesentlich und innig zusammen. Diese beschäftigt sich mit Feststellung des Vernunftverfahrens, als des Allgemeinen, auf alle Dinge Anwendbaren. Die Vaiçeshika aber wendet die analytische Methode zur Untersuchung der Sonderungen und Spaltungen in dem objectiv Daseienden an. Sie beschäftigt sich vorzüglich mit der Physik, sodaß sie gleichsam eine Philosophie der Natur ist. Hier unterscheidet sie sich aber wesentlich von den Vedantisten insbesondere — in gewisser Beziehung auch von der Sankhja — dadurch, daß sie, sowol als die Njâjalehre, in der Natur keinen bloßen Schein, sondern die wirkliche Vergegenwärtigung und Veranschaulichung der Früchte des lebendigen Geistes aus dem Grunde seiner Handlungsweisen sieht." Da nun nach den gemeinschaftlichen Principien der indischen Schulen aus Nichts Nichts entstehen kann, so ist der Lebendige sowol, als das Belebte, seiner Substanz nach vom Herrn ausgegangen. Dieses führt auf die Atomenlehre des Kanâda, wonach zwei untheilbare Partikelchen die erste Composition bilden, die sodann nach numerischen Verhältniß-

62) XII, 109. 63) Windischmann 1896.

64) *Adelung* 185. 65) Windischmann 1900; wo sich ein Abriß der Lehre selbst findet. 66) *Adelung* 187.

sen bis zur Vollendung des Weltgebäudes abhäriren. Der substanzielle Grund aller Kraft und alles Stoffes ist des Içvara (Gottes) verborgene Gegenwart. Doch sind die Aussprüche über die Wirksamkeit des Içvara bei der Weltbildung nicht hinlänglich klar.

Dieses sind die sechs orthodoxen Systeme der indischen Philosophie; obgleich sie sich unter einander angreifen, so machen sie doch allsammt auf die Veden als auf ihre gemeinschaftliche Basis Anspruch. Dennoch aber haben sie sich von dem ebenfalls aus den Veden weiter entwickelten Volkscultus losgelöst. Dieser schien gleichsam ohne philosophische Erfassung seines Kerns fortbestehen zu können, theils durch Alter, theils durch verdientes oder aus Vorurtheil u. s. w. hervorgegangenes Ansehen geschützt. In dieser Art der Loslösung lag ein Moment für eine beiweitem freiere Entwickelung des philosophischen Geistes, als sie die in der Folge der Zeiten entstehenden religiösen Sekten für ihre religiös-philosophischen Sätze gewähren konnten. Eben weil die Religionsphilosophie dem Volkscultus im Brahmathum so fern lag, war keine bedeutende Einwirkung derselben auf ihn zu fürchten, und so waren auch die sonst schwerlich ausgebliebenen Verfolgungen vermieden. Die häretischen Sekten bildeten sich dagegen zu einer Zeit, wo philosophische Speculation sehr allgemein unter den höhern Ständen Indiens verbreitet war. Ihren Kampf gegen die Veden gründeten sie auf den Vorzug ihrer speculativen Resultate. So mußten ihre Religionssysteme ihr philosophisches System augenblicklich vollständig enthalten; beide mußten sich zu einer Einheit verbinden. Was dem eigentlich religiösen Theile an Weihe abging, mußte die religiös-speculative Partie durch philosophische Begründung ersetzen, was letzterer an Begründung jene durch Weihe. So verwuchsen beide Theile in ein Ganzes, welches am Ende in starre Dogmatik übergehen mußte. So sehr man gegen das Brahmathum eingenommen sein mag, so muß man doch zugestehen, daß in ihm hier ein freierer Weg offen blieb. Die Philosophie konnte sich fort und fort neben dem Vedenglauben entwickeln. Denn in den Haupttheilen der Veden liegt kein zusammenhängendes philosophisches System, sondern nur zerstückte Anfänge einer Religionsphilosophie. Die Auslegung der Veden läßt daher unendliche Concordanzen zu, in denen sie selbst unmerklich abhanden kommen. Aber mit einem halb religiös und halb philosophisch-conglutiniten religiösen System ist selten eine bedeutende Fortbildung möglich. Hierin liegt vielleicht der Grund, daß sich im Buddhismus und Dschainismus, sowie den übrigen Religionsformen Indiens, der religiös-philosophische Inhalt ihrer Lehren niemals so frei von der ganzen Religionsform ablösen und fortbilden konnte, wie dies im Brahmathum geschah. Es sind bis jetzt noch keine besondern philosophischen Schriftsteller angeführt, welche, diesen Sekten angehörig, von ihren Standpunkten aus ihre religiös-philosophische Seiten weiter entwickelten, und die Angriffe der Brahmanischen Philosophen gegen den Buddhismus, Dschainathum u. s. w., betreffen ihre Philosopheme in der Gestalt, wie sie die Grundlage ihrer Dogmatik bilden. Daher habe ich denn auch die häretischen Philosopheme, so weit es für die hier nothwendige Kürze der Darstellung zu passen schien, bei dem über diese Religionen Mitgetheilten, besprochen, und glaube überhaupt nicht, daß sie unter der Rubrik „Indische Philosophie" eine Behandlung verdienen.

Übersehen wir die philosophischen Bestrebungen der Inder im Ganzen, so tritt zunächst das Resultat hervor, daß sie in Bezug auf die orthodoxen Systeme von ihrer Wurzel bis zu ihrer höchsten Durchbildung durchweg originell sind. Dasselbe ist von den philosophischen Systemen der älteren häretischen Religionsformen zu sagen. Minder gilt dies von den seit Eindringen und Festsetzung Muhammedanischer Bildung in Indien entstandenen. Diese mag auch einigermaßen auf die weitere Entwickelung einiger Einzelheiten in den orthodoxen Systemen eingewirkt haben; allein diese waren im Wesentlichen des Inhalts und der Form längst vor dem Einfalle der Muhammedaner fixirt. In der Ausbildung dieser philosophischen Systeme ist ein überaus großartiges Talent des indischen Volksstammes zur philosophischen Forschung unverkennbar. Ich will nicht für den Werth und die Würde ihrer philosophischen Resultate in die Schranken treten; aber ehe man sie vorschnell verkleinert, sollte man doch die Herausgabe der Originalschriften mit den dazu gehörigen Scholien abwarten — denn in beiden Beziehungen ist unsere Kenntniß noch sehr mangelhaft; aber, sowie uns Originalschriften zugehen, sehen wir fast eine ganz andere Form vor uns, als die indische Philosophie selbst in der Darstellung guter Kenner einer oder der andern Originalschrift erlangt hat. Kein unbedeutender Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß wir unsere philosophischen Worte zur Bezeichnung indischer Begriffe gebrauchen müssen, während jene diese nicht allein fast nie decken, sondern fast durchgehends begrifflich absolut verschieden sind. Dieses ist vorzüglich von den Engländern, und zwar selbst von dem nie zu hoch zu schätzenden Henry Thomas Colebrooke, dem größten Kenner des ganzen literarischen Lebens der Inder, geschehen, und ihnen und diesem insbesondere verdanken wir noch fast unsere ganze Kenntniß der indischen Philosophie. Wollte man recht sorgsam in der Auseinandersetzung der indischen Philosophie sein, so dürfte man kein Wort ohne hinzugefügte Definition im indischen Sinne gebrauchen. — Daß die indische Philosophie schon um die Zeit Alexander's des Großen eine bedeutende Entwickelung erlebt hatte, zeigt die ihr von den Griechen gezollte Achtung überhaupt, und insbesondere daß sie so hochstellende Urtheil des Megasthenes [67]).

Nachträglich bemerke ich noch, daß die philosophische Literatur, wie fast die ganze indische, metrisch abgefaßt ist. Eine Ausnahme bilden natürlich hier, wie allenthalben, die Scholien.

Mathematische Wissenschaften [68]). Wir kom-

67) Bei *Clem. Alex.* Strom. ed. *Sylburg* p. 224: ἅπαντα μέντοι τὰ περὶ τῆς φύσεως ἐλομένα παρὰ τοῖς ἀρχαίοις λέγεται καὶ παρὰ τοῖς ἔξω τῆς Ἑλλάδος φιλοσοφοῦσι, τὰ μὲν παρ' Ἰνδοῖς ὑπὸ βραχμάνων κ. τ. λ. 68) Literatur bei *Adelung* 194; von Bohlen II, 221; vor allen aber *Libri*, Histoire des Sciences Mathématiques en Italie depuis la renais-

men hier auf ein Gebiet, in welchem sich die Inder unverkennbar und unwidersprechlich die allergrößten Verdienste erworben haben. Wir dürfen wol die von dem größten Kenner der Geschichte der Mathematik und zugleich bedeutendsten Mathematiker Libri ausgesprochene Ansicht unterschreiben, daß es nicht wahrscheinlich sei, daß die Inder, in ihrem Hasse und in ihrer Verachtung gegen alles Fremde, eine ganze Wissenschaft von den Javanäs, den Griechen, angenommen hätten; aber selbst, wenn man bei dem im Allgemeinen unverkennbaren Einflusse der Griechen auf die Weiterentwickelung der indischen Bildung, zugeben will und auch wol muß, daß die Fortschritte der Griechen in den mathematischen Wissenschaften — insbesondere in der Astronomie — nicht ohne bedeutende Einwirkung auf die indische Ausbildung dieser Disciplinen blieben, so ist doch bei den Indern die weitere Entfaltung derselben so eigenthümlich und überragt die von den Griechen erreichte Stufe so sehr, daß man nothwendig darauf hingeführt wird, wie in den philosophischen Forschungen, so auch in den mathematischen, ein überaus hervorragendes Geschick der Inder dazu anzunehmen. Gesteht man aber dies zu, so wird man auch weiterhin nicht in Abrede stellen dürfen, daß, da wir einmal eine alte, längst der Bekanntschaft mit den Griechen vorhergehende einheimische Cultur in Indien annehmen müssen, auch die Anfänge der indischen Ausbildung der mathematischen Wissenschaften in Indien selbst zu suchen sind. Dafür spricht denn auch ihre ganz eigenthümliche, von der griechischen insbesondere, so sehr abweichende Verfahrungsweise. Dieses zugestanden, tritt alsdann die griechische Einwirkung als eine sehr secundäre hervor.

Von hoher Bedeutung ist zunächst das von den Indern zuerst entdeckte, von ihnen auf die Araber zuerst übergegangene und von diesen nach dem Occident verpflanzte, Bezeichnungssystem der Zahlen. Diese Thatsache war schon lange anerkannt [69]); ganz fest erwiesen ist sie jedoch erst durch die Entdeckung der uns bekannten ältesten Form der indischen Zahlzeichen auf sehr alten Münzen und Inschriften [70]). Obgleich diese noch keineswegs sämmtlich entziffert sind, so erweisen sie doch durch die unverkennbare Bildungsweise der Zeichen für die Einheiten die ganze Entdeckung als eine echt indische. Die Bildungsweise ist nämlich eine sehr einfache, wie sie auch von andern Völkern angewandt ward, aber nur von den Indern durch Benutzung des Nullzeichens und durch die Zeichenstellung zu jenem System ausgebildet ward, welches allein die ungeheuern Fortschritte der mathematischen Wissenschaften möglich machte. Der erste Buchstabe oder die beiden ersten Buchstaben des Wortes, welches irgend eine Zahl bedeutet, wird zur Bezeichnung derselben verwandt, also z. B., da éka eins heißt, é = **1**, da tri drei, tr = 3 u. s. w. Wenn wir die Saurâshtra-dynastie richtig angesetzt haben [71]), so erscheint der älteste Gebrauch der Ziffern im J. 225 n. Chr. Wol mit Unrecht habe ich früher daraus, daß in den Vallabhi-Inschriften das Datum in Worten und Zahlzeichen ausgedrückt ist, geschlossen, daß erst zur Zeit der Abfassung derselben, welche nach unseren genaueren Untersuchungen erst um 650 n. Chr. fällt [72]), der Gebrauch der Zahlzeichen aufkam [73]). Diese Erscheinung erklärt sich vielmehr aus der Angst den Inder vor Schreibfehlern, derentwegen sie auch literarische Schriften nur durch jedes Wort aufnehmende Scholien vor Corruption gesichert glaubten. Dieser Angst wegen erfanden die Inder auch noch andere sichere Zahlenbezeichnungen, z. B. durch Gebrauch von Wörtern, welche Gegenstände bezeichnen, die in bestimmter Anzahl entweder vorhanden sind, oder, nach indischer Ansicht, vorhanden gedacht werden, z. B. véda für vier, weil es vier Veden gibt. Auch diese Zahlenbezeichnung hat sich mit der indischen Cultur verbreitet, jedoch nur in vielen Theilen von Asien [74]). Noch eine Zahlenbezeichnung, welche insbesondere in den astronomischen Werken der Inder stattfindet, wird durch Benutzung des Alphabets gewonnen [75]).

Die reellen Verdienste um die Mathematik betreffend, so verdankt man den Indern durch Vermittelung der Araber die sogenannte Algebra. Diese Ansicht ist schon alt, und steigt bis zu der Epoche herauf, in welcher diese Wissenschaft in Europa eingeführt ward. Werke, welche im Mittelalter ins Lateinische übersetzt sind, und sich in Manuscripten in den Bibliotheken erhalten haben, zeigen, daß die Europäer damals den Indern die Erfindung der Algebra zuschrieben. Bis jetzt sind zwei Monumente der indischen Algebra publicirt, eins von Brahmagupta, welcher im 6. oder 7. Jahrh. n. Chr. lebte, und eins von Bhaskara Acharja, der **1114** n. Chr. geboren ward. Brahmagupta citirt häufig Arjabhat't'a, welcher sich schon bedeutende Verdienste erworben haben soll. Leider scheint sein Werk verloren zu sein. In Beziehung auf die indischen Untersuchungen in der Algebra bemerkt Libri im Allgemeinen, „daß man trotz unseres occidentalischen Stolzes gestehen müsse, daß, wenn die erwähnten Werke 60 oder 80 Jahre früher in Europa bekannt geworden wären, ihre Erscheinung, selbst nach dem Tode Newton's und während der Lebzeiten Euler's, bei uns den Fortschritt der algebraischen Analyse hätte beschleunigen können." „Dem Arjabhat't'a schreiben die indischen Commentatoren die Auflösung der Gleichung des ersten Grades mit zwei unbekannten Größen in ganzen Zahlen zu; diese Gleichung ist von dem indischen Geometer mit der Generalisirung behandelt, welche den Griechen stets fehlte. Die Werke des Brahmagupta und Bhaskara Ak'arja enthalten Unter-

---

sance des lettres jusqu'à la fin du XVIIème Siècle (Par. 1838) T. 1. p. 118.

69) Libri a. a. O. 126. 377. 70) Journ. of Bengal. 1838. April. p. 348 mit einer Tafel (Vol. VII. pl. XX.), welche die Zahlzeichen der Inder aus verschiedenen Zeiten zusammenstellt.

71) Vgl. S. 102. 72) Vgl. S. 112. 73) Gött. Gel. Anz. 1839. St. 154. 155. S. 1538. 74) Vgl. insbesondere *Jacquet*, Mode d'expression symbolique des nombres employé par les Indiens, les Tibetains, les Javanas in Journ. Asiat. Nouv. Ser. T. XV, 5. XVI, 5, 97. 75) Vgl. über sie insbesondere *Whish* in Transactions of the litterary Society of *Madras* I, 54 fg. Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes II, 3.

suchungen von viel höherem Range. Außer der allgemeinen Auflösung der Gleichung mit einer einzigen unbekannten Größe des zweiten Grades, und der Auflösung einiger derivativen Gleichungen der höheren Grade, findet man in ihnen die Methode, aus einer einzigen Lösung die übrigen ganzen Lösungen einer unbestimmten Gleichung des zweiten Grades mit zwei unbekannten Größen abzuleiten; diese Analyse, welche wir Euler verdanken, war den Indern seit mehr als zehn Jahrhunderten bekannt." Ein Calcül, welcher Aehnlichkeit mit den Logarithmen hat, und insbesondere eine Verallgemeinerung in der Aufgabe der Probleme, bezeugen die Fortschritte der indischen Analyse. Diese Wissenschaft, welche die Inder auf die Geometrie und Astronomie anwendeten, war für sie ein mächtiger Hebel in ihren Untersuchungen, und man kennt mehre elegante Auflösungen geometrischer Probleme bei ihnen. Ihre algebraischen Werke sind, wie ihre übrigen literarischen Erzeugnisse, metrisch, und, wie die philosophischen, überaus lakonisch abgefaßt; sie enthalten nur die Aufgabe und die Auflösung. Ihr Lakonismus und bizarre Bezeichnungsweise verhindern bisweilen die Methode, welcher der Autor folgte, zu entdecken." Die bekannt gemachten Werke des Bhaskara Atscharja heißen Lilavati, nach seiner Tochter benannt, welche er denn auch darin anredet, z. B.: „Sag mir, liebe, schöne Lilavati, Du mit den Pfauenaugen, welches ist das Resultat von 135 multiplicirt durch 12" — und Vija'aganita arithmetischer Tractat von der Algebra; die des Brahmaguptas heißen Ganitâdhjaja (Rechenlehre) und Kuttakâdhjaja (Bruchlehre). Wegen anderer, auch neuerer, Schriften verweise ich auf Adelung und v. Bohlen. Geometrie insbesondere betreffend, so ist, jedoch erst in neuerer Zeit (zwischen 1699—1737), der Euklid ins Sanskrit übersetzt [76]).

Astronomie [77]). Sei es, daß es am Klima liegt, oder in dem Charakter jedes einzelnen Volkes des Orients seinen besondern Grund findet, die Orientalen sind im Allgemeinen mehr zum innern Leben — zur Beschaulichkeit, überhaupt rein geistiger Thätigkeit, die bis ins Phantastisch-Träumerische übergeht — als zu sorgsamer Beobachtung der äußeren Natur geneigt. In einem sehr hohen Grade gilt dies von den Indern, und ist ohne Zweifel der einzige Grund, daß sie, die in der Hauptgrundlage der Astronomie ein so großartiges Talent entfalteten, in Beziehung auf Astronomie selbst, selbständig, nur unbedeutende Anfänge machten, und selbst, nachdem sie von den Griechen die Resultate der Forschungen der Westwelt empfangen und in sich aufgenommen hatten, keine weiteren Fortschritte selbständig hinzuthaten.

Die indische Ansicht — welche die Prüf- und Bußwanderung, die dem Menschen auf Erden zugemessen ist, auch am Himmel in heiliger Stille von den Sternen, der Sonne, dem Monde, dem Jupiter (Vrihaspati), der Venus (çukra), dem Mercur (buddha), den sieben Rishis (große Bär) vollbringen sieht, in der Milchstraße die Straße der Heiligen zu erblicken glaubt, oben unter die Sterne den Wohnsitz der Frommen versetzt, überhaupt, wie Stuhr so schön bemerkt, „in den Erscheinungen der Natur am Sternenhimmel den sinnbildlichen Ausdruck für die Geschichte des tiefsten innersten Lebens zu finden sucht — mochte wol oft den Blick der Inder nach seinem schönen tiefblauen und in wunderbarem Sternenglanze leuchtenden Himmel emporlocken — allein schwerlich etwas wesentlicher dazu beitragen, die Wissenschaft der Astronomie zu begründen. Wol mochte man sich einzelne Sterne merken, an sie bestimmte Ideen knüpfen, sie etwas sorgfältiger verfolgen, allein den Ausgangspunct der Astronomie bildeten hier, wie allenthalben, die zeitmessenden Himmelskörper, Sonne und Mond, zunächst, und auf eine etwas genauere Beobachtung derselben führte die Nothwendigkeit, die religiösen Feste genauer und auf eine sich jährlich übereinstimmend wiederholende Weise zu bestimmen. Die Beobachter waren natürlich in den ältesten Zeiten die Brahmanen.

Wenn eine von mir an einem andern Orte [78]) geführte Untersuchung richtig ist — und ich für meine Person bin von der Richtigkeit derselben bis jetzt aufs Festeste überzeugt — so hatten die Sanskritvölker schon vor der Sprachtrennung den Begriff und das Institut eines beim ersten Zusammentritt (Conjunction) des Mondes mit der Sonne nach Beginn des Frühlingsäquinoctii beginnenden Jahres. Die Conjunction selbst wird im Sanskrit mit Wörtern bezeichnet, welche bis zu jener Periode, meinen Untersuchungen zufolge, reichen, und eigentlich Zusammenwohnung bedeuten. Ich fand darin eine Andeutung der bei den Indern vorkommenden, ihnen ganz eigenthümlichen, Eintheilung des Himmels in Mondhäuser, Lunarstationen [79]), nakshatra genannt, von der Wurzel naksh (= dem lateinischen na(n)c in nanc-iscor, griechisch λα(γ)χ in λαγχάνω), dessen Bedeutung (der Bildung nach Erlanger) hier nicht ganz klar ist. Dieser Lunarstationen sind nach den Tagen der Mondbewegung früher 27, später 28 angenommen. Daß sie den Indern eigenthümlich sind, ist schon mehrfach anerkannt [80]). Daß sie wenigstens schon in der ersten Periode der indischen Geschichte existirten, können wir jetzt mit Bestimmtheit daraus folgern, daß sie schon in den Inschriften des Asokas erscheinen [81]). Da das indische Jahr schon an einer andern Stelle dieser Encyklopädie behandelt ist (s. d. Art. Jahr), auf welche ich hier verweise, so will ich hierbei nur noch bemerken, daß sich in diesen Inschriften auch hinlängliche Spuren finden, daß die indische Jahreseintheilung nach den 12 Monaten Asvina u. s. w., welche an dem angeführten Orte mitgetheilt sind, schon damals

76) Vgl. Journ. of Bengal. Nov. 1837. p. 958. wo auch Auszüge aus dieser Übersetzung mitgetheilt sind. 77) Adelung S. 199 gibt die vollständige Literatur, wozu man noch *Delambre*, Histoire de l'Astronomie ancienne I, 400 und Libri a. a. O. 130 füge.

78) Theodor Benfey, Griechisches Wurzellexikon I, 304 fg. 79) Vgl. über sie Encyklopädie 2. Section. 14. Bd. S. 212. Stuhr, Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indern S. 65. 80) *Libri* 134. 380. *Letronne* in Journ. d. Savans. 1839. p. 490 nach Ideler. 81) Journ. of Bengal. May. 452. Vgl. auch 1837. Jul. 575.

im Gebrauche war, und daß ihre Reihe schon damals, wie jetzt, mit Chaitra begann, sodaß Bhadra der sechste und Phalguna der letzte war. Außerdem füge ich, jenen Aufsatz ergänzend, hinzu, daß die Veden eine Eintheilung des Jahres in drei Jahreszeiten kennen [82]), und daß auch diese in den Asokainschriften erscheinen, unter dem Namen der drei viermonatlichen Perioden (tisu chatumasisu) [83]). Die Eintheilung des Monats in zwei Theile, von je 15 Tagen, hat schon zu Alexander's Zeit stattgefunden [84]). Auch in Beziehung auf die Cyklen erlaube ich mir noch eine nachträgliche Bemerkung. In den Veden finden sich Spuren einer zur Ausgleichung der zugleich im Gebrauche seienden Sonnen- und Mondenjahre dienenden Periode von fünf Jahren [85]). Auch von dieser kommen in den Asokainschriften Spuren vor [86]). Wir glauben nicht, daß man uns einen Vorwurf der Unkritik machen wird, wenn wir Dinge, die in den Asokainschriften ihre Bestätigung erhalten, schon als der ersten Periode der indischen Geschichte angehörig betrachten, obgleich diese Inschriften erst im 1. Jahrh. der zweiten abgefaßt sind. Denn die ganze bisher gegebene Entwickelung des indischen Lebens wird jedem mit uns die Überzeugung eingeflößt haben, daß das neue Erwachen wissenschaftlichen Lebens in Indien erst kurze Zeit nach Asoka beginnt, und man daher, was bei ihm erscheint, gleichsam noch als Nachhall der älteren Entfaltung desselben betrachten darf. Die den Veden beigegebenen Kalender (s'jótisli) zeigen, daß zur Zeit ihrer Abfassung die Astronomie noch auf einer sehr niedern Stufe sich befand. Leider ist noch keiner dieser Kalender edirt, und daher unentschieden zu lassen, ob sie ihrer Abfassung nach noch in die erste Periode der indischen Geschichte (vor 330 v. Chr.) gehören, oder in die zweite; dafür würde die Sprache derselben die Entscheidung abgeben können. Die Jahresrechnung [87]) ist die, deren Dasein wir eben auch in den Asokainschriften angemerkt haben. Von der weiteren Entfaltung der indischen Cyklen, welche auf der Annahme beruht, daß Jupiter (Vrihaspati) in einem Zeitraume von 12 Jahren den Kreis seiner Bahn durch den Himmel durchschreite, und diese 12jährige Periode mit der in Asoka's Zeit erscheinenden fünfjährigen multiplicirt, wodurch die 60jährige Jupitersperiode entstand [88]); von dieser findet sich in diesem Vedenkalender keine Spur, und wenn seine Ausbildung nicht fallen, da er schon in den ältesten astronomischen Werken der Inder (des Varâha mihira z. B. um 500 n. Chr.) zu Grunde liegt, und durch seine ungenaue Formung [89]) sich als zu einer Zeit gebildet erweist, wo die astronomischen Kenntnisse der Griechen noch keinen bedeutenden Einfluß auf die Fortbildung der Astronomie in Indien hatten. Nach ungefährer Annahme möchte ich diese Weiterbildung etwa in die Zeit des Vikramaditja (56 v. Chr.) setzen, in welche die indischen Sagen ein bedeutendes literarisches Leben verlegen.

Etwa um 170 v. Chr. traten die Inder mit den Griechen, welche sich innerhalb der natürlichen Grenzen Indiens eigene Reiche gebildet hatten, in nähere Berührung. So exclusiv sich die gebildeten Völker des Orients gegen die andern verhielten und so verachtungsvoll sie auch auf ihre wissenschaftlichen Fortschritte herabschauen mochten, konnten sie dennoch — sowol Ägypter, als Inder und Juden — nicht umhin, die höchst bedeutenden Vorsprünge, welche die Griechen vor ihnen voraushatten, anzuerkennen. Die, welchen wissenschaftliches Bestreben angeboren war, nahmen sie an, und beschwichtigten ihren Stolz durch den Trost, daß dies alles denn doch nur irdische Wissenschaft sei, und weit durch die geoffenbarte Erkenntniß überboten werde, in deren Besitz sie durch die bevorzugende Liebe der Gottheit gelangt seien, die den Griechen versagt sei. Die indischen Astronomen insbesondere erkennen die Verdienste der Griechen (Javanâs) in dieser Beziehung an. Javana, oder Javanêçvara, Jôna, Javanacharja, ist einer ihrer Hauptautoritäten [90]). Auch andere benachbarte Völker wurden, sobald der Stolz so weit gegen Fremdes überwunden war, angezogen, und es ist daher wol keinem Zweifel unterworfen, daß Whish [91]) in dem Sonnendiener, welcher als Rômaka (Einwohner des römischen Reiches) bezeichnet und Maja genannt ward, mit Recht einen Magier erkennt. Unter dieser Astronomie der Magier ist höchst wahrscheinlich die der babylonischen Chaldäer zu verstehen. Wenn wir hieraus schon im Allgemeinen schließen dürfen, daß die Fortschritte der Astronomie in Indien vorzüglich durch Einfluß griechischer Bildung in Indien gefördert wurden, so haben wir noch einen besondern Beweis dafür in dem Solar-Zodiakus. Von zwei Orten her wurden fast zu gleicher Zeit und unabhangig von einander die Schläge geführt, welche die ältere, fast schon fixirte, Ansicht, die die Entstehung und Anordnung der 12 Figuren des Solar-Cyklus im Orient suchte, zum Falle brachten, und ein Resultat herbeiführten, welches nur noch von jugendlichem Vorurtheil befangene und altersblöde Augen für zweifelhaft halten können. Whish zeigte zunächst, daß in Indien die 12 Zeichen des Zodiakus von den Griechen her erhalten waren; es folgt dies mit Entschiedenheit daraus, daß neben der Übersetzung der griechischen Namen derselben, mêsha, Widder u. s. w. [92]), auch noch die wenig umgewandelten griechischen Wortformen bewahrt sind. Der Merkwürdigkeit wegen will ich sie hierher stellen; sie lauten [93]):

82) Vgl. Benfey — Stern, über die Monatsnamen einiger alten Völker S. 223. 83) Journ. of Bengal. 1837. Jul. 593. 84) *Curtius* VIII, 9. 85) Vgl. Stuhr a. a. O. 67. 86) Journ. of Bengal. 1838. May. p. 452. 87) As. Res. VIII, 989. 88) Stuhr a. a. O. 71. Die Namen des Jupitercyklus findet man Encyklopädie a. a. O. 214 fg.

89) Stuhr 73. 90) *Whish* in Transact. of the Litt. Soc. of Madr. I, 70 sq. 91) a. a. O. Stuhr 110. 92) Vgl. diese Namen in Encyklopädie a. a. O. S. 212. 93) Nach *Varâha mihira* bei *Whish* a. a. O. 67; etwas anderes bei *Raghunâtha* in Journ. of Bengal. 1835. Jul. 399.

1)	Krija	= κριός,	Widder
2)	Távuru	= ταῦρος,	Stier
3)	Juthuma	= δίδυμοι,	Zwillinge
4)	Kullra	= Krebs, dem griechischen κόλονρος entsprechend, hier als Bezeichnung des Krebses; doch haben die Inder auch das dem Griechischen καρκῖνος entsprechende karkin	
5)	Lēja	= λέων,	Löwe
6)	Parthōna	= παρθένος,	Jungfrau
7)	Jūka	= ζυγός,	Wage
8)	Korpia	= σκορπίος,	Skorpion
9)	Taukshika	= τοξότης,	Schütz
10)	Akokēra	= αἰγόκερως,	Steinbock
11)	Hridōga	= ὑδροχόος,	Wassermann
12)	Ishtusi	= ἰχθύς,	Fisch.

Die Umbildung der griechischen Form ist so genau, daß die Übernahme derselben nicht dem Zufalle oder einer allgemeinen Einwirkung zufolge stattfinden konnte, sondern nur durch Bekanntschaft und Studium der griechischen Literatur. Pānini erwähnt ja auch das griechische Alphabet [94]). Die Mitaufnahme der Wage, welche erst gegen Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. zu den frühern Sternzeichen gefügt ward, zeigt, daß diese Übernahme erst nach dieser Zeit zu setzen sei. Von der andern Seite ward die Untersuchung über die Namen und Bilder der 12 Zodiakalzeichen zuerst in Bezug auf Ägypten und dann ihrem ganzen Umfange nach von Letronne geführt, und gelangte zu dem entschiedenen Resultate, daß die Namen und Bilder des Zodiakus von den Griechen erfunden, die Eintheilung des Zodiakus in die 12-Zahl aber fremd und wahrscheinlich den Chaldäern entlehnt ist [95]).

Dieser späten Einführung des Solarzodiakus zufolge, glaubt Stuhr die Anführung zweier Zeichen desselben, des Karkat'a, Krebs, im Ramājana, und der Kanja, Jungfrau, jenes emendiren, dieses für Einschiebsel halten zu müssen [96]). Da wir aber sowol die Abfassung des Mānavadharmaçāstram, als die des Ramājana, erst nach der Regierung des Tschandraguptas setzen können, aber schon seit dieser Zeit Indien in vielfache Berührung mit griechischer Bildung kam, so mag bei der Vorliebe des Orients für Himmelskunde eine Kenntniß des Zodiakus auch schon früher zu ihnen gelangt sein. Damit steht es gar nicht im Widerspruche, wenn wir eine genauere Kenntniß der griechischen Astronomie erst späteren Jahrhunderten vindiciren zu müssen glaubten. In dieser Zeit eines eindringenderen Studiums der griechischen Astronomie beschränkten sich die Inder keineswegs auf Einführung und Kenntnißname des griechischen Zodiakus. Sie nahmen selbst die griechischen Namen für die Sonne und die Planeten auf, nämlich:

1)	Heli	= ἥλιος,	Sonne
2)	Hema	= Ἑρμῆς,	Merkur
3)	Arah	= Ἄρης,	Mars
4)	G'jók	= Ζεύς,	Jupiter
5)	Kónah	= Κρόνος,	Saturn
6)	Asphug'it	= Ἀφροδίτη,	Venus

Ebenso entnahmen sie auch mehre astronomische Kunstausdrücke von da, z. B. hora (ὥρα), kendra (κέντρον), midja (μέσα), mittlere Bewegung, lipta (λεπτά), die Minute eines Grades, anapha (ἀναφή), sunapha (συνωφή), Wörter, welche gewisse Eigenthümlichkeiten des Laufes der Planeten bezeichnen [97]).

Mit dem griechischen Thierkreise und mit dem, was sich daran knüpft, ist zugleich die Kenntniß und der Gebrauch der siebentägigen Woche nach Indien gekommen, sowie die den Völkern Westasiens eigenthümliche Art und Weise der Verehrung der Wandelsterne. Denn für die ältern Zeiten findet sich in Indien keine Spur des Gebrauches der siebentägigen Woche, sondern der Monat zerfällt nur in zwei Hälften, die monbhelle und mondbunkle, jene der Tag, diese die Nacht der Manen (pitri) [98]).

Etwa in dem 4. Jahrh. n. Chr. begann in Indien eine auf einheimischen Keimen und von den Griechen her erworbenen Kenntnissen beruhende wissenschaftliche Bearbeitung der Astronomie. Was älter als diese Zeit, sie betreffend, abgefaßt ward, war wol mehr Ausfluß dichterischer Begeisterung. Arjabhat't'a, welchen wir schon bei der Mathematik erwähnten, wird in dieser Beziehung als erster genannt; allein seine Schriften sind nicht mehr vorhanden. Was von ihm angeführt wird, zeigt ihn als einen freisinnigeren Mann, als seine Nachfolger. Damals mochte der Buddhismus sich noch nicht so verknöchert haben, wie später, und dem nach bigotter Orthodoxie strebenden Brahmathum gegenüber noch die Freiheit geistiger Bewegung in Schutz nehmen. Wie es scheint hat Arjabhat't'a die tägliche Umwälzung der Erde um ihre Achse gelehrt, und zu diesem Zwecke als Ursache davon den Strom einer, die Erde umgebenden, bewegten Luft angenommen; auch scheint er richtigere Ansichten über die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes aufgestellt zu haben. Nicht nur vom Monde, sondern auch von allen Sternen, behauptete er, daß sie ihr Licht von der Sonne empfingen. Er hatte Kenntniß von der Veränderung der Punkte der Nachtgleichen, nahm sie jedoch nicht als ein regelmäßiges Vorrücken, sondern dachte sie sich als ein Vor- und Zurückweichen zwischen verschiedenen Punkten des Himmels. Die Bahnen der Wandelsterne stellte er sich nicht kreisförmig, sondern sich einer Eiform nähernd, vor, und in dieser Beziehung scheinen sich seine und die damit verwandten Ansichten der indischen Astronomen so sehr denen Hipparch's zu nähern, daß man sie auch als aus dem Studium griechischer Literatur hervorgegangen, ansehen darf [99]).

94) Javanani genannt (Whish a. a. O. 74). Lassen versteht fälschlich das kabulische darunter. 95) Einen von dieser Seite her vollständigen Blick in die Geschichte dieser Untersuchung, sowie die Anführung der bedeutenden hierher gehörigen Schriften, gewährt *Letronne* im Journ. des Savans. 1839. Août 480. Sept. 527. Oct. Nov. Die in diesen Artikeln angezeigte Abhandlung von L. Ideler, über den Thierkreis, steht mir noch nicht zu Gebote. 96) Stuhr a. a. O. S. 108 und in den Hall. Jahrb., Intelligenzbl. 1838. N. 9. 10.

97) Letronne a. a. O. 488. 98) Stuhr 111. 99) Stuhr 105 fg. Vgl. auch Bohlen II, 273 über Arjabhatta,

Die bedeutendsten Häupter der indischen Astronomie sind Varâha mihira und der schon oben erwähnte Brahmagupta. Die Inder wollen zwei Astronomen des Namens Varâha mihira besessen haben, und setzen den ersten 201 nach Chr. und den zweiten 506. Über diese, sowie andere literaturhistorische Angaben, in Beziehung auf die bedeutenden Astronomen, wage ich noch kein Urtheil. Denn obgleich im Allgemeinen in literaturhistorischen Angaben den Indern keine große Sorgsamkeit, oder vielmehr die größte Sorglosigkeit zuzuschreiben ist, so könnte man doch bei einer so ernsten, mit genauen Zahlenangaben so eng verbundenen Wissenschaft eine Ausnahme von der Regel vermuthen. Allein der Inhalt des dem zweiten Varâha mihira zugeschriebenen Hauptwerkes: Sûrjasiddhânta (Sonnensystem) wird von Bentley aus mathematischen Gründen erst in das 10. Jahrh. hinabgerückt. Bohlen sucht dieses Resultat mit der indischen Angabe zu vermitteln [1]). Ein anderes Werk dieses angeblich zweiten Varâha mihira, welcher als Eingeborener von Udschajini (Udschein) Avantikas genannt wird, zerfiel in drei Theile. Der erste begriff die eigentliche Astronomie, der zweite und dritte die theils auf alter einheimischer Sterndeuterei, deren Anfänge und Anwendung schon die Griechen erwähnen [2]), und den Annahmen der westasiatischen Völker in dieser Beziehung beruhende Astrologie. Diese zerfällt wieder in drei Theile: 1) Tantra, welches den Stand eines Planeten durch Berechnung zu finden lehrt; 2) Hora, das eigentliche Horoskop mit Nativitätsstellerei, um danach die glücklichen Anzeichen bei Reisen, Hochzeiten u. s. f. zu ermitteln, und 3) Çâkhâ, die verschiedenen Prognostika selbst. Dieser dritte Theil ist unter dem Titel Vrihatsanhitâ noch bewahrt, und von einem der Nachfolger des Varâha mihira, nämlich Bhattotpâla, welcher nach indischen Angaben 969 nach Chr. blühte, commentirt. Vor diesem wird als bedeutender Astronom außer Brahmagupta (629 nach Chr.) [3]) noch Munjâla (935 nach Chr.) erwähnt, nach ihm Sretotpala (1018), Varnnabhatt'a (1041), Bhôjarâja (1043), der schon oben bemerkte Bhâskara (1150), Kalyanachandra (1180). Außer ihnen kennt man auch noch andere Namen.

In die Zeit der wissenschaftlicheren Ausbildung der Astronomie — d. h. der Vermittelung der in verständiger Weise wissenschaftlich ausgebildeten Lehren der griechischen Sternkunde mit den altüberlieferten indischen Ansichten über Sternkunde und Sterndeutung — fällt wol auch die systematischere Anordnung der großen Weltperioden, welche, wie bei andern Völkern [4]), so auch und in viel größeren Zahlenverhältnissen bei den Indern sich finden. Im Allgemeinen ist die Annahme solcher großer erdichteter Zeiträume in Indien wol schon sehr alt; doch muß sie zur Zeit des Megasthenes auf die Auffassung der Vergangenheit noch wenig eingewirkt haben; denn bei den ihm mitgetheilten Jahreszahlen und Königszahl [5]) würde sich sonst ohne Zweifel eine Spur dieser Perioden finden. Mehr ins Leben traten sie wol, als das reorganisirte Brahmathum das Netz seiner ererbten und weiter entwickelten Cultur über das ganze indische Leben schlang. In Manu's Gesetzbuche finden sie sich im Wesentlichen schon ganz angegeben. Nach dem Urtheile des kritischen Libri ist der Schlüssel zu diesen großen astronomischen Perioden noch nicht gefunden [6]), und mir selbst steht von den Kenntnissen, welche zur Beurtheilung der in diesem Betracht aufgestellten Hypothesen, oder zur Bildung einer eigenen Auflösung nothwendig sind, keine zu Gebote. Ich beschränke mich daher nur auf eine kurze Darstellung [7]). „Die Sonne bildet Tag und Nacht; diese sind zweier Arten, die der Menschen und der Götter. Ein (Menschen-) Monat bildet einen Tag und Nacht der Manen (pitri); ein (Menschen-) Jahr einen Tag und Nacht der Götter; wenn die Sonne nach Norden declinirt, ist Tag der Götter, wenn nach Süden, ihre Nacht. Tag und Nacht zusammen wird als ein Tag wie bei allen Völkern angesehen. Ein Götterjahr besteht demnach aus so viel Menschenjahren, als das Menschenjahr Tage hat. Die Götterjahre bilden die Grundlage der Eintheilung in Perioden (jugâni, von juga, Joch). Deren gibt es zunächst vier kleinere. Die erste (das goldene Zeitalter), Kritajugam genannt, enthält als Kern 4000 Götterjahre; zu diesen kommen 400 vorhergehende und 400 ihm nachfolgende, gleichsam als Morgen- und Abenddämmerung, es umfaßt also im Ganzen 4800 Götterjahre. Die zweite (das silberne), Trêtajugam, enthält als Kern 3000, als Dämmerungszeit zweimal 300, also im Ganzen 3600. Die dritte, Dvapara, enthält 2000 und zweimal 200, also 2400. Die vierte, Kali, 1000 und zweimal 100, also 1200. Diese vier jugâni bilden zusammen also 12,000 Jahre, und werden devânâmjugam, oder Götterperiode genannt. Nach Stuhr ist dieses System auf den zwölfjährigen Cyklus des Vrihaspati (Jupiter) gegründet, welcher mit 1000 multiplicirt ist [8]); 1000 solcher Götterperioden bilden ein Jahr des Brahma. In einem solchen Brahmatage bekleidet er 14 Manus mit der Herrschaft über die Welt. Jeder Manu übergibt binnen 71 Götterperioden sein Reich seinen Söhnen und Enkeln. Eine solche Periode heißt manvantara. So kommen jedoch nur (14 × 71) 994 Götterperioden heraus. Die sechs übrigen bilden die Dämmerungszeiten eines Tages des Brahma [9]). 30 solcher Tage bilden einen Monat des Brahma, welcher kalpa (Schnitt, Zerstörung [10]) genannt wird. Dies ist die Periode der Welterstörung und Wiedererneuerung. Zwölf solcher kalpâs bilden ein Jahr des Brahma; und 100 solcher Jahre bilden sein

wo einige eigene Combinationen, die zwar noch der Prüfung bedürfen, aber Beachtung verdienen.

1) Bohlen a. a. O. 280. 2) a. a. O. 237. 3) Stets nach den indischen Angaben, die bis jetzt Niemand ganz verbürgen kann; man findet sie oft, unter andern bei von Bohlen II, 278. 4) von Berlin 291 fg.

5) Vgl. S. 69. 6) *Libri*, Histoire des sciences mathématiques. I. 125. 7) Vgl. Bohlen II. 293 und Stuhr 117, wo sich die Literatur und zugleich, so weit mir scheint, das Eindringendste über diesen Gegenstand findet. 8) Stuhr 118. 9) As. Res. II. 169. (Trad. franç.) 10) Vgl. Th. Benfey, Griechisches Wurzellexikon I. p. XV.

Alter. Nach indischer Ansicht sind 50 Jahre seines Alters verflossen, und wir befinden uns jetzt im ersten Tag des ersten Monats des 51. Jahres, und in der 28. Götterperiode des 7. Manvantara. Von diesem sind die drei ersten kleineren Perioden und 4940 menschliche Jahre der vierten verflossen (im J. 1840 unserer Zeitrechnung)" [11]).

„Für den Zweck der Berechnung der Bewegungen der Gestirne kamen in der indischen Sternkunde hauptsächlich immer nur die Götterperioden und die Kalpâs in Anwendung. Diese sind nach Stuhr [12]) erdichtete, für den Zweck der Bewegung der Wandelsterne in Gebrauch gezogene, Zeiträume, von deren Anfangspunkte, die in irgend einen beliebigen Zeitpunkt der Vergangenheit zurückgeschoben werden, man in der Art in der Berechnung aufgeht, daß man annimmt, die Wandelsterne hätten sich mit Sonne und Mond, bei deren Eintritt in ein bestimmtes Sternbild, in Vereinigung befunden. Seit Varaha mihira's und Brahmagupta's Zeiten ward als dies Sternbild das Sternbild Aswini angenommen, auf welches der erste Grad des griechischen Zeichens des Widders übertragen worden war." Arjabhatta hatte schon die mit mancherlei religiösen und sittlichen Ansichten in Verbindung stehenden Angaben über die Dauer der Jugen unberücksichtigt gelassen, und einfach die eines kleinen jugam (einer der vier Perioden eines Götteralters) auf das Viertheil der Dauer eines großen (Götteralters) angesetzt. Seine Nachfolger kehrten mehr zu den orthodoxen Ansichten zurück, wie denn die Brahmanische Orthodoxie vom 5. Jahrh. an überhaupt immer mehr die durch den Buddhismus angeregte freie Bewegung des Menschengeistes beschränkt. Brahmagupta, welcher an der Spitze dieser Bestrebungen steht, bekämpfte in ihrem Sinne auch die schon von Arjabhatta behauptete tägliche Umdrehung der Erde um ihre Achse. Das Götterjahr (mahâjugam) wurde von ihm — hier nach Vorgang des Arjabhat'a — auf 4,321,000 Jahre festgesetzt, dieser Zahl ward eine tiefere Bedeutung unterlegt, wegen des in ihr hervortretenden Verhältnisses von 4 : 3 : 2 : 1 und danach die Zahl der Dauer der kleineren Perioden bestimmt, nämlich die erste zu 1,728,000; die zweite zu 1,296,000; die dritte zu 864,000; die vierte zu 432,000 [13]). Der Kalpas umfaßt 1000mal die Jahre der Götterperiode. Jede der 14 Manvantarâni des Kalpas umfaßt 308,448000 Jahre; zu jedem dieser 14 kommen noch 1,728,000 Jahre. Der Sonntag der siebentägigen Woche war der Anfang des Kalpas. An ihm sollen bei Anfang der Sonne während ihres Eintritts in das Sternbild des Widders, alle Wandelsterne mit ihr sich in Vereinigung befunden haben. Nach Varaha mihira fand diese Vereinigung um Mitternacht, nach der Mittagslinie von Lanka (Ceylon), nach welcher auch Brahmagupta rechnet, statt. Während der Zeit eines Umlaufs der Sonne werden dem Monde beinahe 13½ Umläufe durch den Sternenhimmel zugeschrieben, während dessen durchschreite Mars etwas mehr als die Hälfte seiner Bahn; Merkur vollende ungefähr vier Umläufe, Jupiter nicht völlig den zwölften Theil seiner Bahn; Venus durchzöge mehr als 1½ Mal den Himmelskreis; Saturn endlich durchwandle den 29. Theil seiner Bahn. Der geringste Zeitraum, während dessen der Mond und die kleineren Wandelsterne mit der in den Widder eintretenden Sonne wieder in Vereinigung zurückkehren sollten, wird, wahrscheinlich nach Arjabhat't'a, auf 1,080,000 gesetzt. In dem Surja Siddhanta wird auch angenommen, daß die Vereinigung des Mondes und der kleineren Wandelsterne mit der Sonne in dem bezeichneten Sternbilde zu Anfange des gegenwärtigen Kalijuga's stattgefunden hätte. Die Veränderlichkeit der Punkte der Sonnenwenden schrieben die indischen Astronomen vor Arjabhatta einer übernatürlichen Ursache zu. Dieser erklärte sie für ein hin- und herschwankendes Vor- und Zurückweichen innerhalb von 24 Graden sowol östlich als westlich von den Sternbildern des Widders und der Wage, und nahm an, daß dieses Schwanken innerhalb 78 Jahre einen Grad betrüge. Diese Ansicht blieb in der Astronomie der Inder vorherrschend; nur wurde die Entfernung statt 24 auf 27 Grade bestimmt. Doch findet sich auch sogleich bei Arjabhatta's Nachfolgern die Erklärung derselben aus der einfachen Bewegung eines vollen Umschwungs. Freiere Ansichten über die Bewegung der Himmelskörper haben im Geiste der Inder nie zu einer allgemeineren Herrschaft durchdringen können. Nachdem die älteren Astronomen, den Griechen vieles entlehnend, eigene Systeme geschaffen hatten, ist in Indien eher ein Rück- als Fortschritt eingetreten; zu einer unabhängigen Wissenschaft konnte sich die Astronomie überhaupt nie erheben; sie diente nur — entweder zur Anordnung der Feste, oder zur Sterndeuterei. Die Inder entwickeln großen Scharfsinn in Beziehung auf Erfindung von allgemeinen Regeln, einfachen Methoden und Anordnung [14]). Allein ihre Beobachtungen sind mehr aufs Ungefähr hin gemacht. Sie beobachteten mit Instrumenten, deren ungeheure Dimensionen, nach Libri, bis zu einem gewissen Punkte, den Mangel der Genauigkeit ersetzen konnten. Ihre Sinustafeln sind auf eine sehr geistreiche Weise construirt, und sie kannten die Grundtheoreme der sphärischen Trigonometrie [15]).

Sternwarten gab es in Indien mehrfach; mehre werden dem Vikramaditja zugeschrieben [16]). Eine alte Warte, welche in Benares existirt, besteht aus einem steinernen Gebäude mit vielen Höfen, die zu Wohnungen der Astronomen und Studirenden gedient haben mögen; ein großer, viereckiger Thurm erhebt sich hier mit einem Gnomon von 20 Fuß Höhe und einem 15 Fuß im Durchmesser haltenden Gradbogen [17]). Noch jetzt haben sich die Resultate der alten astronomischen Untersuchungen in Indien vielfach als mechanische Fertigkeiten erhalten, ohne daß die, welche sie üben, über die wissenschaftliche Grundlage Rechenschaft geben können [18]).

11) As. Res. a. a. O. 170. 12) S. 119. 13) Vgl. Stuhr und Bentley in As. Res. VIII, 235.

14) *Libri* a. a. O. I, 132. Stuhr, dem ich fast ganz folge. 15) *Libri* a. a. O. 16) von Bohlen II, 273. 17) a. a. O. Vgl. Abbildungen von Instrumenten bei *Daniell*, Antiquities of India. pl. XIX. 18) von Bohlen II, 274.

Naturwissenschaften[19]). Die Schriften, welche sich ausdrücklich mit den hier einschlagenden Gegenständen beschäftigen, wie der Upavêda Ajush, welcher die Physik behandelt, sind noch nicht bekannt. Vieles hierher Gehörige werden wol die mathematischen und naturphilosophischen Schriften (z. B. der Vaiçeshikas) insbesondere enthalten. Die Mittheilungen in der großen indischen Encyklopädie (Sabda kalpa druma) sind auch noch nicht bekannt. Ihre großen Bauten, ihre industrielle Thätigkeiten, beides schon in die ersten Zeiten der Bekanntschaft mit Indien fallend, machen es sehr wahrscheinlich, daß ihre Kenntnisse der Chemie und Mechanik nicht ganz gewöhnlich waren. Die Physik betreffend, war den Indern die dunkle Wärme des Wassers, der Mangel der Wärme der Mondesstrahlen, und die zur Respiration nöthige Lebensluft bekannt[20]). Ihre Fortschritte in der Chemie scheinen nicht unbedeutend gewesen zu sein[21]).

Besondere Werke über Zoologie und Botanik sind uns aus der Blüthe des literarischen Lebens der Inder noch nicht bekannt[22]). Allein innerhalb der übrigen Erzeugnisse der indischen Literatur finden sich eine Menge hierher gehöriger Beobachtungen, welche erweisen, daß die Inder sowol in Bemerkung der Eigenthümlichkeiten ihrer heimischen, so reichhaltigen, Fauna, als Flora höchst sinnige und scharfe Beobachter waren, natürlich so weit diese Beobachtung ohne Anwendung äußerer, die Sinnenwerkzeuge verstärkender Mittel möglich war. Denselben Beweis liefert auch die indische

Medicin[23]). Diese Wissenschaft ist in Indien reich ausgebildet und eine Menge, der Blüthe der indischen Gelehrsamkeit entsprungene, sie betreffende, Schriften sind uns erhalten worden. Da die Inder wegen ihrer hohen Mäßigkeit nach Ansicht der Alten weniger Krankheit unterworfen sein sollten, so konnte dies vielleicht nachtheilig auf die Ausbildung dieser Wissenschaft wirken[24]). Dennoch findet sich diese Wissenschaft auf einer hohen und ganz originell entwickelten Stufe. Anatomie, Chirurgie, Therapie, Pharmakologie u. s. w. sind der Gegenstand einer Menge von Darstellungen. In dem schon erwähnten Upavêdas Ajush wird die Medicin schon in acht Abschnitten entwickelt; der erste lehrt die Kunst, fremde in den menschlichen Körper gerathene Dinge, als Erde, Holz, Metall, Knochen und dergleichen, herauszuziehen, nebst der Behandlung von Geschwüren und Geschwulsten. Der zweite entwickelt die Behandlung äußerlicher organischer Fehler, der Augen, Ohren, Nase u. s. w. Der dritte die eigentliche Medicin, oder Anwendung der Heilkunst auf den Körper im Allgemeinen. Der vierte die Wiederherstellung der geistigen Eigenschaften, die durch Bezauberung zerrüttet waren. Der fünfte die Lehre von der Pflege der neugeborenen Kinder und den Krankheiten der Kindbetterinnen. Der sechste die Anwendung von Gegengiften. Der siebente die Kunst, eine Universalmedicin zu bereiten, um die Gesundheit dauernd und das Leben unvergänglich zu machen. Der achte die Kunst, die Menschen zu vermehren. Man sieht aus diesem Inhaltsverzeichniß, daß diese Wissenschaft noch mit einer Menge aberglaubischer Elemente versetzt ist, wie sie, ebenso grob, lange selbst in Europa sich geltend machten, und in etwas feineren Formen selbst jetzt noch sich nicht ganz verdrängen ließen, ja bei dem geheimnißvollen Rapport zwischen dem Mikrokosmus und Makrokosmus sich wol nie ganz aus der Medicin verlieren werden. Ein ebenfalls sehr altes und zugleich mehr wissenschaftliches und Hauptwerk über die Medicin, Sausruta genannt, wird dem Götterarzte Dhanvantari zugeschrieben. Es zerfällt in sechs Abtheilungen, welche 1) chirurgische Erklärungen geben, 2) die Diagnose, 3) Anatomie, 4) innere Anwendung der Medicin, 5) Lehre von den Gegengiften, 6) ergänzende Abschnitte über verschiedene örtliche Krankheiten der Augen, Ohren u. s. w. enthalten. Auch hier, wie in dem ganzen übrigen geistigen Leben tritt mit der Zeit der Eroberung durch die Muhammedaner — mag diese gleich nicht die einzige Ursache sein — nach und nach ein Stillstand ein. Die Inder fangen an, nur an dem Vermächtnisse ihrer Vorfahren zu zehren und es fast ohne neue Zuthat aufzubrauchen. Die — übrigens alte — religiöse Idee, daß Krankheit eine Strafe sei, mochte sie gleich zur Zeit der wissenschaftlichen Entwickelung der Medicin ihr doch im Ganzen nicht hemmend in den Weg getreten zu sein scheinen, fängt an, den Geist der Medicin immer mehr zu umstricken, und statt natürlicher Gründe der Krankheiten werden Sünden aufgeführt — z. B. Husten, wenn man einen Brahmanen getödtet, Steinschmerzen als Strafe der Blutschande mit der Mutter u. s. w. Die Heilmittel sind natürlich nun Ergebnisse dieser barbarischen Anschauungsweise, Fasten, Almosen, Geschenke an die Priester u. s. w. Aus den Werken der älteren medicinischen Schriftsteller dagegen folgt, daß hier bedeutende Verdienste um diese Wissenschaft vorlagen. In chirurgischen Operationen waren die Inder allen asiatischen Völkern zwvorgekommen; denn sie verbanden eine feine und sichere Hand mit großer Kunstfertigkeit. Hier gehören ihnen insbesondere zwei Erfindungen: das Staarstechen, das heißt, das Niederdrücken des Staars, und die Bildung und Einsetzung einer Nase aus der Stirnhaut, die Rhinoplastik[25]). Sie kennen den Steinschnitt, die Extraction des foetus aus dem uterus, und in ihren Werken finden sich nicht weniger als 127 chirurgische Instrumente beschrieben. Manche Umstände und Angaben scheinen ferner dafür zu entscheiden, daß den Indern die Impfung der Schutzblattern, welche sie auf ähnliche Weise wie wir vollziehen, in der That schon im Alterthume, wie sie es denn auch behaupten, bekannt war[26]).

19) von Bohlen II. 209. 20) *Libri* a. a. O. 133. 21) Royle, über das Alterthum der indischen Medicin, übersetzt von Wallach. 98. fg. 22) Vgl. die wenigen Angaben bei Abelung 210. 23) Abelung 211 fg.; dazu An Essay on the Antiquity of the Hindu-Medicine by *J. F. Royle* (Lond. 1837). Vgl. As. Journ. 1838 Febr. 154; ins Teutsche übersetzt von J. Wallach (Cassel 1838). 24) von Bohlen II. 216. über die Krankheiten Indiens existirt ein großes Werk von *Annesley*, Researches of the Diseases of India. 2. Bd. (Lond. 1828. fol.)

25) von Bohlen II, 218. 26) *Annesley*, On small-

Da grade in diesem Gebiete die Leistungen und Anschauungsweise der Inder minder bekannt sind, so erlauben wir uns, einige kurze, von Royle mitgetheilte, Auszüge [27]) hier zu wiederholen. In Beziehung auf Verbindung der Praxis mit der Theorie heißt es: „Hat man den unentbehrlichen Cursus des Studiums beendigt, so ist die Erlernung der Praxis unentbehrlich. Denn der, welcher in beiden bewandert ist, verdient geehrt zu werden, wie der erste unter den Aerzten. Da es heißt bewandert, so ist der, welcher sich mit der Heilkunde nur durch Studiren der Bücher, welche über dieselbe handeln, bekannt gemacht hat und nicht sehr gründlich auch in der Praxis unterrichtet ist, verwirrt, wenn er zum Beistande des Kranken gerufen wird, wie ein Feiger am Tage der Schlacht. Der, welcher Praxis übernimmt, mit vermessener Hintansetzung der geschriebenen Wissenschaft, steht in keiner Achtung bei den Tugendhaften und verdient den Tod vom Könige. Beide Arten von Personen, welche entweder unstudirt, oder unbewandert in der Praxis sind, besitzen nur einen Theil der ihnen nöthigen Eigenschaften, wie Vögel mit nur einem Flügel. Die Heilmittel, welche die Eigenschaften der Ambrosia in sich enthalten, sind wie scharfe Pfeile, wie der tödtliche Donnerkeil, oder gefährliche Gifte, wenn sie von dem Unwissenden gereicht werden — laßt uns solch einem Manne nicht vertrauen! Der, welcher als unvollkommener Meister seines Berufes Krankheiten behandelt, welche Arzneien oder Messer erfodern, mordet seine Kranken — der elende Praktiker! — durch seine Habgier und durch den Mangel der obrigkeitlichen Aufsicht. Aber der, welcher bewandert ist in der Theorie und der Praxis, ist ausgerüstet, das Ziel der Laufbahn seines Berufes zu erreichen, vorwärts getragen zu werden, wie ein zweiräderiger Kriegswagen durch die Reihen der Feinde." Wie wir in dieser Stelle unter andern deutlich die Spuren einer Sanitätspolizei finden, so erinnern wir nun noch an die in den Asokainschriften vorkommende Einrichtung und sorgliche Ausstattung von Menschen- und Thierhospitälern [28]). In Bezug auf die Diagnose wird gesagt, daß der Arzt hauptsächlich auf folgende Gegenstände achten müsse: 1) die Hitze des Körpers, von der er sich durch Befühlen mit den Händen überzeugen müsse; 2) seine Farbe, ob sie schwärzlich, gelblich, blaß u. s. w. ist; 3) die Sprache, ob sie schwach oder laut ist; 4) die Augen; 5) die Farbe der Stuhlentleerung, ob sie schwarz, grün oder gelb ist; 6) den Urin und dessen Farbe; 7) die Zunge. Wenn diese Dinge alle von einem erfahrenen Arzte untersucht sind, so wird er bald die Natur der Krankheit ausfindig machen. Die Prognose, ob sie günstig oder ungünstig sei, ist durch Beachtung folgender Symptome zu bilden: „Das Leben ist nicht in Gefahr, wenn folgende günstige Symptome vorhanden sind: Wenn der Kranke die Arznei ohne Abneigung nimmt; wenn seine Stimme unverändert bleibt; wenn während seiner guten Tage der Puls deutlich und wahrnehmbar ist; wenn er sich während des Schlafes reinlich hält; wenn seine Hände und Füße nicht träge an ihm herabhängen; wenn die Respiration frei ist und er nicht zu viel Schleim auswirft; wenn er sich demüthig beugt und seinen Gott am Morgen, Mittag und Abend anbetet; wenn sein Geschmack natürlich ist und besonders, wenn er zwischen Sauer, Bitter und Süß unterscheiden kann. Beobachtung der Sterne kann uns ebenfalls große Belehrung über das Schicksal unserer Kranken geben." Die Symptome von Tod sind: „1) Mangel an Schlaf; 2) ein beständiges Murmeln oder unverständliche Versuche zu sprechen; 3) Mangel an Gedächtniß; 4) tief seufzendes Athmen; 5) starre unbewegliche Augen; 6) die Neigung, manche unpassende Dinge zu essen und zu trinken; 7) Unruhe; 8) krampfhaftes Zusammenziehen der Extremitäten; 9) Gesichtstäuschung; 10) ein unbeständiger Puls, der sich bald auf der rechten, bald auf der linken Seite verändert, wenn man den Finger darauf setzt; 11) ein aussetzender Puls; 12) wenn der Körper kalt wird und die Augen umherstarren; 13) Trockenheit der Brust; 14) das Hervorragen der Adern; 15) wenn die Zunge, die Augen und die Glieder ein bleiches Ansehen erhalten; 16) das Anschwellen des Scrotum; 17) verbrannte, trockene Excremente; 18) Anschwellen der Füße und des Bauches, besonders des Nabels; 19) völlige Stuhlverstopfung; 20) völliger Mangel an Appetit zum Essen oder Trinken; 21) beständiges Husten und Gähnen; 22) ungewöhnlicher Grad von Durst; 23) das Einsinken der Augen."

Royle gibt auch interessante Mittheilungen über die Arzneimittellehre der Inder, worüber wir jedoch auf ihn und Ainsley's bekanntes Werk [29]) verweisen müssen.

Geographie [30]). Besondere, diese Wissenschaft betreffende, Schriften sind uns bis jetzt wenig bekannt. Dagegen liegt ein bedeutendes Material in der gesammten indischen Literatur zerstreut vor, welches uns dazu dienen kann, die Fortschritte der Inder in dieser Disciplin genauer zu bestimmen. Dieses Material zerfällt in zwei Rubriken. In Beziehung auf die Ansichten der Inder über die Gestaltung der Erdoberfläche, als eines großen Ganzen, und über die Theile, worin dieses Ganze zergliedert ist, finden sich eine Menge Nachrichten. In diesem Sinne hatten sich die Inder schon früh ein geographisches System gebildet; es liegt schon im Ramajanam in einer einfacheren Form vor, ist weiter gebildet im Mahâbhârata dargelegt, erscheint in den Puranen, und es lassen sich die Umänderungen und Erweiterungen, welche das System erfahren hat, nachweisen. Auch bei den Buddhisten und den Dschainas sind die Grundvorstellungen wesentlich dieselben und nur Einzelnheiten sind geändert. Sucht man dagegen nach positiven geographischen Nachrichten über die Indien benachbarten Länder und sogar

pox and inoculation in Eastern Countries in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 52. Die Hauptstelle vgl. man bei Bohlen II, 219.

27) In der teutschen Übersetzung S. 48. 49. Das Original ist mir weder im Englischen noch im Sanskrit zur Hand. Dennoch schien mir der Sinn einige kleine Änderungen zu erfodern.

28) Vgl. S. 71.

29) Materia Medica of the Hindus, 2 Thle.

30) Abelung 207. von Bohlen II, 210 und Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I, 3, 341.

Indien selbst, so werden unsere Wünsche bis jetzt wenigstens eine überaus ungenügende Befriedigung erhalten. So ist hier, wie in allen Zweigen, die speculative Geistesrichtung der Inder der sorgsamen Erforschung des Thatsächlichen in einem solchen Grade vorausgeeilt, daß sie sie gleichsam ganz verschlungen hat. Ein speculativer Schematismus bildet das Wesentliche; dessen weite Falten werden mit phantastischen — mit religiösen Ansichten in Beziehung stehenden — Träumereien ausgefüllt, zwischen denen sich nur in Beziehung auf Indien selbst höchst sparsam ein Körnchen Wirklichkeit findet. Es war den Indern beiweitem wichtiger, ein Bild des Weltsystems sich zu schaffen, als sich eine klare Anschauung selbst ihrer nächsten Umgebung zu bilden, geschweige denn der entfernteren.

In den Erdsystemen erscheint die Erde als ein System von Welttheilen, welche Dvipâs, Inseln oder Halbinseln genannt werden; die Erde im Ganzen wird als eine gerundete Fläche gedacht, welche auf einer Schildkröte oder vier Elefanten ruhe. Diese grobsinnliche Anschauung machte bei weiterer wissenschaftlicherer Entfaltung natürlich einer wissenschaftlicheren Auffassung Platz, und Bhâskara Atbarja scheint nicht der erste gewesen zu sein, welcher zu zeigen suchte, daß die Erde nicht durch etwas Äußeres getragen werde, sondern sich durch sich selbst halte [31]). Die Erde ist ausgebreitet, wie der Kelch eines Lotus, dessen Centrum der Berg Meru, eine Spitze des Himalaya, bildet. Dieser ist cylinderförmig; um ihn herum liegen, wie die Blätter dieser Lotusblume, jene Dvipâs, sieben an der Zahl, bespült von dem die Erde rings umgebenden Meere. Vom Meru aus ergießen sich die Ströme rings nach allen Weltgegenden [32]). Diese Dvipâs werden mit ihren Bergen, Flüssen und Ländern beschrieben, ihre Ausdehnungen nach Maßen angegeben, ihre Lage nach Ost und West, Süd und Nord orientirt; die Inseln selbst aber gehören mit ihrer gesammten Specialisirung — eine einzige ausgenommen — in das Reich der Dichtung. Diese einzige ist Indien selbst, die südlichste der Dvipâs, aber auch hier ist das Wirkliche von einer buntgefärbten Schale phantastischer Gebilde überwachsen. Die factischen Notizen in Bezug auf Indien bestehen in ziemlich reichhaltigen Verzeichnissen von Namen indischer Berge, Flüsse, Länder, Städte und Völker, jedoch ohne absichtlich gegebene Bestimmungen, die uns leiten könnten, wenn wir diese Namen in das Netz einer Karte von Indien eintragen wollten. Denn trotz dem, daß sich mehre uns erhaltene geographische Beschreibungen für didaktisch ausgeben, finden sich in ihnen keine Elemente einer, wenn auch nur in schwachen Keimen erscheinenden, positiven Geographie. Das Höchste, was sich hier vorfindet, ist eine Orientirung nach den vier Weltgegenden und eine nicht streng beobachtete Reihenfolge der Namen in jeder dieser Richtungen. So wenigstens in den uns bis jetzt zugänglichen hierher gehörigen Stellen. Eine Karte eines indischen Reiches erwähnen jedoch die chinesischen Berichte um 648 nach Chr. [33]). Ob die indische Literatur Genaueres etwa in den Scholien oder in eigentlich geographischen Werken — deren einige uns jedoch kaum mehr als dem Namen nach bekannt sind — berge, müssen wir den Untersuchungen der Zukunft zu entscheiden überlassen. Aus der ganzen Richtung des indischen Geistes läßt sich fast mit Bestimmtheit voraussagen, daß es in Beziehung auf Wissenschaftlichkeit nicht erheblich sein wird, obgleich es zur Erweiterung unserer — durch andere äußere Mittel unterstützten — Kenntniß der altindischen Geographie sicher vom größten Einflusse sein wird. Die Leistungen der indischen Mathematiker in Bezug auf mathematische Geographie werden vielleicht eine größere Ausbeute geben. Hilfsmittel hatten sie in großem Maße und manche Überschriften von Abschnitten in ihren Werken (z. B. bhuvana-khand'a. Weltcapitel) erregen Neugierde. Es wäre zu wünschen, daß sie bald befriedigt würde.

Geschichte. Mit der Geschichte geht es ungefähr ebenso, wie mit der Geographie. Dem hier hervortretenden und alles verschlingenden Erdsysteme entspricht in der Geschichte das System der Perioden, diese, aus dem der Inder eigenthümlichen Spiel mit Zahlen, aus dem Bestreben, den ihm fremden Begriff der Ewigkeit durch ins Unendliche getriebene Zahlenmultiplicationen zu ersetzen, und aus religiösen Anschauungen hervorgetretenen auf die concreten Erscheinungen übertragenen Zahlenspeculationen. Wie dort die indische Phantasie die völlig unbekannten Weltgegenden mit Göttern, Genien und andern Phantasiegebilden, aus religiösen und angenommenen klimatischen Beziehungen hervortretend, bevölkert, so belebt sie die unendlichen Geschichtsperioden mit einer Götter- und Genien- und Menschengeschichte, welche ebenfalls auf religiösen, sittlichen und aus der Idee über die Schöpfung hervorgehenden Bezügen beruht. Die Kenntniß dieser Phantasiegebilde ist heilig. Wie sollte sich ihr gegenüber eine Achtung vor dem rein-Wirklichen, Thatsächlichen ausbilden? Dieses selbst kann nur einigen Werth und Adel erhalten, indem es mit jenem in einige Beziehung tritt. Aber überhaupt, was konnte die Geschichte dieser verderbten Zeit des Kalijugam gegen die der früheren heiligen Perioden gelten? Ja von rein quantitativem Verhältnisse aus betrachtet, wie konnte Jemand sich mit Interesse um diese kurze Geschichte von wenigen Tausend Jahren bemühen, wenn es galt, die eines Lebensalters des Brahma, also einer Zeit von 435,456,000,000 [34]) Jahren zu kennen, ja sich um das zu bekümmern, was in einer Ausahhja von Jahren, d. h. einer Einheit mit 63 [35]) darauf folgenden Nullen, geschehen ist? So blieb denn jede Kenntniß von Thatsachen so ziemlich dem reinen Zufalle überlassen, oder höchstens wurde etwa eine Reihenfolge von Königen angemerkt. Wenn wirklich etwas mehr von irgend einem Individuum geschehen sein

31) Stuhr, Untersuchungen über die Ursprünglichkeit u. s. w. der Sternkunde. S. 131. 32) Dieses System erläuternde Abbildungen findet man in As. Res. VIII, zu S. 376.

33) Journ. of Beng. 1837. January. p. 70. 34) von Bohlen II, 800. Ich weiß jedoch nicht, ob die Rechnung ganz richtig ist. 35) a. a. O. 298.

mochte, so gelang es wenigstens während der Blüthe der indischen Literatur nicht, solchen Bestrebungen Ebenbürtigkeit innerhalb der Sanskritliteratur zu verschaffen. Was von thatsächlicher Geschichte der Erinnerung werth zu sein schien, wurde in das Bereich der Mythen und Legenden geflüchtet, oder unter der Form von Prophezeiungen literarisch bewahrt, immer aber dem religiösen Gesichtspunkte untergeordnet. In diesen Formen enthalten die indischen Puranen insbesondere eine Menge Beiträge zur indischen Geschichte, welche sich jedoch erst spätershin mit Erfolg werden benutzen lassen. Im Übrigen verweise ich in dieser Beziehung auf das über die Quellen der indischen Geschichte Gesagte [36]). Hier ist nur noch einiges die indischen Ären Betreffende anzumerken. Ich meine, hier nicht jene schon bei der Astronomie erwähnten erdichteten großen Perioden, sondern solche, welche sich auf die wirkliche Menschengeschichte beziehen, also nach indischer Ansicht auf Momente der Periode, in welcher wir jetzt leben, auf dieses Zeitalter des Verderbnisses, Kalijugam. Zunächst wird als Ära gebraucht das Anfangsjahr dieser Periode selbst. Es wird dieser gewöhnlich ins Jahr 3100 vor Chr. gesetzt. Diese Fixirung steht aber so fest nur in astronomischer Beziehung [37]) und rührt aus ziemlich später Zeit her. Betrachten wir aber diese Ära in Verbindung mit historisch bekannten Daten, so tritt ihr Anfang stets in eine um vieles spätere Zeit, und zwar, fast immer wenig differirend, etwa in das 14. Jahrh. vor Chr. Ich will nur einige dieser Vergleiche hervorheben. Im Vaju-, Vischnu- und Brahmanda-Purana wird die Regierungszeit des Mahâ-Nanda 1015 Jahre nach Beginn des Kalijugam gesetzt [38]). Dessen Regierungsanfang ist nach unsern Untersuchungen (welche, obgleich nur hypothetisch ausgesprochen, doch einen so hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben, daß ich nach genauerer Kenntniß der indischen Geschichtsquellen, der Puranen — sobald mir Gelegenheit gegeben wird, diese kennen zu lernen — sie zu vollständiger Gewißheit erheben zu können, überzeugt bin) ins Jahr 352 oder 356 vor Chr. zu setzen [39]). Sonach erhalten wir als Anfangspunkt des Kalijugam entweder 1367 oder 1371 vor Chr. Ferner ein Manuscript der Mackenzie-Sammlung hat bei Calivahana, von welchem sich eine Ära datirt, die mit dem Jahre 78 nach Chr. beginnt, das Datum, daß er 1443 nach Beginn des Kalijugam regiert habe [40]). Zieht man von diesen Jahren die 78 seiner Ära ab, so beginnt das Kalijugam, um weniges von jener Angabe differirend, 1365 vor Chr. Nun fallen ferner die Coluren, welche im Jadschur-Vedas erwähnt werden, die jedoch, wie schon bemerkt, vielleicht auch durch Rückwärtsrechnen gefunden sind, 1391 vor Chr. [41]). Wir haben aber mehrfach im Einzelnen — denn eine Zusammenfassung aller Momente erlaubte uns unser ganzer, gewissermaßen erster Versuch einer kritischen Erkenntniß der Entwickelung des indischen Lebens nicht — darauf aufmerksam gemacht, wie aus bedeutenden Momenten desselben der Schluß folge, daß schon etwa um 1000 Jahre vor Chr. ein hoher Stand der indischen Cultur und eine politische Einheit des indischen Lebens angenommen werden müsse. Wir machten diese Bemerkung insbesondere bei Behandlung der Geschichte [42]), der Religion [43]) und der Sprache [44]). Wäre es zu gewagt zu vermuthen, daß der Beginn des Kalijugam auf ein bedeutendes Moment in der indischen Geschichte sich bezöge, und daß dieses etwa die Fixirung der politischen Einheit des Sanskritvolkes über den Landstrich Indiens gewesen sei, welcher, wie wir bei Behandlung der Sprache sahen, nachweislich etwa um das 8. oder 9. Jahrh. vor Chr. Sanskrit sprach, also vom Saume des Himalayagebirges bis zu den Grenzen von Mahârâshtra? Sind nun in den Kämpfen, welche dicht vor dem Beginne des Kalijugam angesetzt werden, in den von dem Mahâbharata verherrlichten Kämpfen der Curus und Pandus, ist in der Eroberung und Beherrschung Indiens durch Judhishthira, den ältesten der Pandusöhne, welcher als letzter Regent des Dvaparajugam gewöhnlich angenommen wird [45]), ist in dessen Nachfolger Parikshit — dessen Name wörtlich der Ringsumherrschende bedeutet — welcher zwischen das dritte und vierte Zeitalter gesetzt wird, eine historische Erinnerung erhalten? Ja — noch weiter — ist der Gegensatz der nach indischen Angaben herrschenden Dynastien der früheren Zeit und der ersten Zeit des Kalijugam — nämlich nach ihrer angeblichen Ableitung von der Sonne und dem Monde — ist dieser Gegensatz der Sonnen- und Monddynastien in seiner einen Seite ein außerhalb Indien liegender? Wir haben gesehen, daß der Hauptgott der Inder und des Zendvolkes in ihrer Vereinigung — also der Gesammtarier — Indra, der Mondgott, war. Überaus alt ist dagegen der Sonnencultus bei den westlichen Ariern, dem eigentlichen Zendvolke. Ihre Könige nennen sich ohne Zweifel schon seit alter Zeit mit einem Worte, welches eigentlich Sonne bedeutet, Kavi [46]). Sind sie die Sonnenkönige? Ist der Kampf der Sonnen- und der Mond-Dynastie der Kampf zwischen den einst verbundenen Ariern? Ist der Beginn des Kalijugam die ungefähre Zeit dieses Kampfes, der Trennung des gemeinschaftlich-arischen Volksstammes in westliche und östliche Arier, Sanskrit- und Zendvolk, und der Fixirung der geographischen Grenzen, innerhalb deren sich die politische Einheit des Sanskritvolkes gestaltet hatte? Dies sind Fragen; Fragen, welche wol eine kritische Geschichte niemals mit Entschiedenheit wird

36) S. 16. Vgl. auch noch Stuhr S. 139, wo einzelnes über die Willkürlichkeit, mit welcher die indischen Gelehrten das, was ihnen für historischen Stoff galt, behandelten, z. B. Königsregister, besonders angemerkt. 37) As. Res. IX, 86. 38) a. a. O. S. 87. 39) Vgl. S. 65. 40) Journ. of Beng. 1838. May. p. 376. 41) Vgl. von Bohlen I, 132.

42) S. 25 fg. 43) S. 160. 44) S. 245 fg. 45) As. Res. II, 187. (Trad. franç.) 46) *Burnouf*, Commentaire sur le Yaçna. I, 452 fg.

beantworten können. Wenn aber eine affirmative Beantwortung wahrscheinlich gemacht werden kann, so würde damit der Anfang der besonderen indischen Geschichte in den kurzen Zeitraum von etwa 40 Jahren, von 1400—1360 vor Chr., fixirt werden müssen.

Diese Zählung nach dem Beginne des Kalijugam scheint nur bei Erwähnungen historischer Momente in der Literatur gebraucht worden zu sein. In den uns erhaltenen Chroniken späterer Zeit wird sie häufig benutzt. Dagegen erscheint sie in den Monumenten des sich in relativer Gegenwart äußernden Lebens, z. B. Inschriften, Münzen — so weit ich bis jetzt zu bemerken Gelegenheit hatte — niemals. Eine ganz außerhalb des Kreises der später entfalteten indischen Literatur stehende Epoche ist die, nach welcher zu Tschandraguptas' Zeit die Inder dem Megasthenes historische Mittheilungen machten. Damals — um 300 vor Chr. — zählten sie bis auf Tschandraguptas' Regierungsantritt (312 vor Chr.) 6042 Jahre und 153 Könige [47]). Daß die Zählung im Allgemeinen ebenso willkürlich gewesen sein wird, wie das ganze historische Verfahren der Inder, bedarf kaum einer Bemerkung (39½ Jahre für jeden König durchschnittlich). Doch spielt sie nicht so in das Mythisch-Ungethüme, wie die späteren Angaben, wo einem Könige 1000 Regierungsjahre gegeben werden und Ähnliches, ganz den menschlichen Standpunkt Überschreitendes, sich vorfindet. Der Anfangspunkt dieser Ära würde also 6354 vor Chr. fallen. Die durchschnittlichen Regierungsjahre der Könige dieses Zeitraums — wenn sie gleich sich schon an und für sich unhistorisch erweisen — zeigen doch, daß diese Zeit als innerhalb der reinmenschlichen Geschichte stehend (trotz dem, daß Dionysos, das heißt Sivas an der Spitze steht) — das heißt, vom indischen Standpunkte aus — innerhalb dieses Zeitalters des Verderbnisses, des Kalijugam, befindlich betrachtet wird, und wenn es nun durch den bedeutenden Umfang dieses Zeitraums höchst wahrscheinlich ist, daß das erste Jahr dieser Periode zugleich das des nach damaliger Annahme fixirten Kalijugam sei, so haben wir für dieses hier eine beiweitem höher — als die spätere astronomische Fixirung desselben — hinaufreichende Ära.

Mit diesen Ansetzungen gingen die indischen Chronologen aber höchst willkürlich um. Judhishthira, welcher, wie wir bemerkt haben, nach jener Ansetzung, welche schon im Mahâbharata erscheint, etwas vor Beginn des Kalijugam gesetzt wird, kommt nach einer, ich will nicht entscheiden, ob nicht älteren, Annahme [48]) in das Jahr 653 des Kalijugam [49]). Wäre diese Angabe wirklich älter, so würde sie, reducirt auf die historische Ära des Kalijugam (etwa 1365 vor Chr.), als Judhishthira's Regierungszeit 712 vor Chr. geben; nach der astronomischen Fixirung des Kalijugam fiele sie 2448 vor Chr.; nach der erwähnten, den Griechen mitgetheilten, gar 5792 vor Chr. Von diesem Judhishthira wird ebenfalls eine Ära gezählt.

Andere Ären schließen sich an historisch sichere Persönlichkeiten; so zunächst die Ära des Buddha von 543 vor Chr. an, welche wir schon mehrfach erwähnt haben [50]). Diese scheint in Indien selbst niemals im Leben im Gebrauche gewesen zu sein. Dagegen diente sie ohne Zweifel in der Buddhistischen Literatur und verpflanzte sich mit dieser nach Ceylon und Hinterindien.

Eine nachfolgende Ära schließt sich an die Thronbesteigung des Tschandraguptas und heißt die des Tschanakjas; sie beginnt 312 vor Chr. [51]). Auch diese scheint nur auf die Literatur beschränkt.

Von der höchsten Bedeutung für das Leben ist dagegen die des Vikramâditja. Sie beginnt nach der gewöhnlichen Annahme im Jahre 56 vor Chr. und diese Annahme gilt auch in ihrem jetzigen Gebrauche — denn sie ist noch jetzt fast die allgemein herrschende. Allein es finden sich in Beziehung auf sie auch einige, jedoch auch unbedeutendere, Abweichungen. Die stärkste ist die um zehn Jahre [52]); früher soll sie nämlich 66 vor Chr. begonnen haben, und so soll im Süden von Indien noch jetzt gerechnet werden; geringer ist die Abweichung um zwei Jahre, insofern sie bisweilen von 54 vor Chr. an gerechnet wird [53]). Das Jahr, nach dieser Ära bezeichnet, wird κατ' ἐξοχήν samvat, Jahr, genannt. Wir haben seine Anwendung in den ersten Jahrhunderten nach Chr. bei Zählung der Könige und Satrapen von Saurashtra wahrscheinlich zu machen gesucht [54]). Auf spätern Inschriften ist sie vorherrschend.

Nächst dieser Ära findet sich am meisten angewandt die des Salivâhana [55]), welche 78 nach Chr. beginnt. Diese ist ebenfalls mit der Buddhistischen Literatur nach Ceylon und weiter, selbst Java, verbreitet. Ihr Name ist gewöhnlich Çâka (Sakerjahr, wahrscheinlich in Folge eines siegreichen Zusammentreffens mit der von den Indern Saker genannten skythischen Nation, welches um diese Zeit stattfand). Doch wird dieser Name — jedoch seltener — auch zur Bezeichnung der andern Ären gebraucht [56]). Sie findet sich insbesondere in den Inschriften von Kunt'ala, wo uns jedoch auch der 60jährige Jupitercyklus, der noch gegenwärtig südlich von Nerbuddah vielfach im Gebrauch ist, begegnet [57]).

Außerdem kamen in Indien eine Menge anderer Ären, deren Anfang sich ohne Zweifel an den Regierungs-

47) Vgl. S. 69. 48) Älter vielleicht, weil sich durchweg in der einheimischen Geschichte ein Bestreben zeigt, historische Personen viel höher hinaufzurücken, so z. B. Tschandraguptas um 1200 Jahre, um die durch die großen Perioden entstehenden Lücken mit Namen auszufüllen. 49) Râga Tarangini (Kaschmir-Chronik) I, 51. Dieses Citat gebe ich nach Lassen (in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 73), da mir der Text dieser Chronik nicht zur Hand ist.

50) Vgl. S. 36. 51) Vgl. S. 67. 52) As. Res. IX, 204. 53) Vgl. die Literatur bei Stuhr 163 fg. Mir steht weder *Warren*, Kâlasankalita, A Collection of memoirs of the various modes according to which the nations of the Southern parts of India divide time (Madras 1825. 4.), noch *Prinsep*, Useful Tables (Chronological Tables) zu Gebote. 54) Vgl. S. 102. 55) Vgl. S. 93. 56) *Wilson*, Sanscrit Dictionary unter *çâka*. 57) Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. IV, I, 1, mir nur bekannt aus Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 404.

antritt hervorstechender Persönlichkeiten, oder an bedeutende Begebenheiten knüpfte, in Gebrauch. So begegnete uns in der Geschichte die Vallabhi-Ära, welche 319 n. Chr. beginnt [58]). Eine andere Ära bieten einige bengalische Inschriften dar [59]). Mehre gab es in Malabar [60]). Eine, wonach in Bengalen noch gezählt wird, haben wir in der Geschichte erwähnt [61]), die von Udeypur (seit 614 nach Chr.) habe ich an einer andern Stelle erwähnt [62]); eine andere, des Siva Sinha, beginnt 1113 nach Chr. [63]), und überhaupt haben schon die Araber angemerkt, daß bei den Indern kein allgemein gültiges, von einem fest bestimmten Anfangspunkte ausgehendes, Zeitmaß im Gebrauche stände, sondern daß sie nur die Jahre von dem Zeitpunkte des Regierungsantrittes des jedesmaligen Fürsten an, zählten [64]). Dies mag bei gewöhnlichen Regierungsacten der gewöhnliche Gebrauch schon seit alter Zeit gewesen sein, wie wir ihn denn auch schon in den Asokainschriften finden. Die größeren Inschriften, welche größere Ären als Zeitbestimmungen gebrauchen, sind gewöhnlich dem Inhalte nach Schenkungen an Priester, welche für die Ewigkeit gemacht wurden.

Poesie. Wir haben bei mehren Wissenschaften im Einzelnen bemerkt, daß die sie entwickelnden literarischen Erzeugnisse metrisch abgefaßt sind. Hier wollen wir nur noch im Allgemeinen bemerken, daß dies von allen — um mich so auszudrücken — Textbüchern der indischen Literatur gilt. Nur die Scholien sind in Prosa; für literarisch gilt kein Erzeugniß, welches nicht metrisch abgefaßt ist — mit Ausnahme der niedern Conversationen in den Dramen. — So ist die metrische Form in Indien überhaupt die Form der literarischen Überlieferung geworden, und es ergibt sich daraus von selbst, daß bei der indischen Literatur, mehr als bei irgend einem Volke, das Kriterium, ob etwas poetisch sei, oder nicht, mehr in der innerlichen und geistigen Auffassung und Behandlung des Gegenstandes, als in der äußeren Form liegt.

Poesie ist der älteste und stete Begleiter des menschlichen Lebens. Jedes Volk hat seine Poesie, aber sie tritt bei einem mehr, bei dem andern minder, und bei demselben Volke in der einen Zeit mehr, in der andern minder hervor. Wie in dem einzelnen Menschen das poetische Element, welches in ihm liegt — denn kein Mensch ist ohne dieses, sonst würde die Poesie auf ihn nicht wirken — durch andere geistige Elemente überragt, überwuchert, ja so ganz und gar überdeckt werden kann, daß gar keine Spur desselben zu bestehen scheint, so können auch in einem Volke Momente eintreten, wo sein poetisches Leben schlummert. In solchen Zeiten und in allen, wo die Poesie nicht ein hervorragendes Element des Volkslebens bildet, liegt die Schuld daran — daß das poetische Element, oder genauer gesprochen, die dem Volke eigene Gabe der poetischen Auffassung, nicht Kraft genug besitzt, sich derjenigen geistigen Elemente zu bemächtigen, welche entweder das Centrum des ganzen geistigen Lebens eines Volkes selbst bilden, oder diesem nahe stehen. In dem Augenblicke, wo sich die poetische Auffassung bis zu der Energie erhoben hat, daß sie den Kern des Volksgeistes, wie er in einer bestimmten Zeit concret sich zu entfalten fähig war, sich angeeignet und unterthänig gemacht hat, hat sie ihre wahre Stellung im Leben eines Volkes eingenommen, das heißt, sich an die Spitze desselben gestellt und seine Krone gebildet. Alle Elemente des geistigen Lebens sind in ihr aufgegangen, und dienen ihrer, von diesen getränkten und sich im Centralpunkte des zeitlichen Volksgeistes fixirenden, Intuition. So lange der poetischen Intuition die Kraft abgeht, sich irgend ein geistiges Element zu unterwerfen, so lange irgend ein bedeutenderes geistiges Element, außerhalb derselben stehend, sie gleichsam überragt, hat die Poesie ihren Höhenpunkt in der geistigen Entwickelung eines Volkes nicht erreicht, sie steht nicht, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, auf der Höhe der Zeit. Natürlich gibt es in dieser Beziehung vielfache Grade.

Wie nun den Centralpunkt des ganzen jüdischen Lebens die Vereinigung aller ursachlichen Kraft in dem die Juden vor allen Völkern bevorzugenden, persönlich gedachten, außerhalb der Welt stehenden, Weltherrn bildet — also die Psalmen und Jesajas die Krone und Spitze ihrer geistigen Entfaltung als Volk — wie die klare und wahre Anschauung des Menschen und Menschenthums innerhalb des Maßes der Schönheit den des Griechenthums — ausgeprägt in den Meistern ihrer dramatischen Poesie — wie den der Engländer, die klare und wahre Anschauung des Menschen und Menschenthums in seiner ganzen Kraft, in seiner ganzen Ursachlichkeit und Wirklichkeit, abgesehen vom Maße der Schönheit — ausgesprochen in den Shakspeareschen Meisterwerken — so bildet den Centralpunkt des indischen Lebens die theosophische Speculation des ganzen Weltorganismus, sowol in physischer, als in ethischer Beziehung. Dieser Centralpunkt steht so erhaben und dem eigentlichen Menschenleben, durch dessen Elemente er in der Poesie seinen vollendeten Ausdruck finden müßte, so fern, daß leicht zu erkennen ist, daß er nur mit großer Schwierigkeit der poetischen Intuition unterworfen werden kann. Es ist sehr gewagt, jetzt schon — wo uns noch höchst bedeutende Werke der indischen Poesie — ja der allergrößte Theil der Veden, in denen die Richtung des indischen Lebens ihren hervorragendsten poetischen Ausdruck, wie man nach dem Gegebenen vermuthen kann, finden mußte, unbekannt sind — ein Urtheil über den Werth der indischen Poesie von dem gegebenen Gesichtspunkte aus fällen zu wollen — und ich spreche daher meine Überzeugung nur als eine der jetzigen Kunde angemessene und in Zukunft noch sorglicher Prüfung an jeder neu hinzutretenden äußern Erscheinung der indischen Poesie bedürftige, aus.

Es ist mir höchst wahrscheinlich, bis jetzt jedoch völlig unbeweisbar und auch nicht aus den wenigen mir bekannten Bruchstücken der Veden geschlossen — denn

58) Vgl. S. 111, wo Sp. 2. Z. 14 für vor Chr. zu lesen ist nach Chr. 59) As. Res. IX, 444. Journ. of Beng. 1837. February. p. 88. April. p. 279. 60) As. Journ. (Lond. 1831). IV. p. 12. 61) S. 126. 62) Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1564. 63) Tod, Annals of Rajasthan, I, 801. 64) Stuhr 165.

diese sind schwach und nicht von dem hohen Geiste der uns bekannteren theosophischen Speculation der Inder bis zu dem gewaltigen, sich in ihrer rein philosophischen Speculation manifestirenden Grad durchdrungen — daß die alten Stücke der Veden, welche, wie ich vermuthungsweise aussprach, der älteren Periode, der Blüthe des Sanskrits, angehören, in der poetischen Auffassung die damalige Entfaltung der theosophischen Speculation beherrscht und in sich aufgenommen haben. In der weiteren Entfaltung des geistigen Lebens der Inder scheint mir alsdann die theosophische Speculation einen solchen Fortschritt gewonnen zu haben, daß sie von der Energie der poetischen Intuition nicht mehr ganz überholt und bewältigt werden konnte. Auf der Höhe des geistigen Lebens der Inder scheint mir daher rein einziges ihrer poetischen Erzeugnisse zu stehen. Die höchste Stelle vom poetischen Standpunkte aus — insofern er das angegebene Centrum des indischen geistigen Lebens zu bewältigen sucht — scheint mir die an und für sich wahrhaft wunderbare und großartige Bhagavad-Gitâ, eine Episode des Mahâbhârata, einzunehmen. Hier ist die theosophische Speculation wenigstens mehr, als in irgend einem andern poetischen Werke der Inder, bis zur Energie der poetischen Intuition in die Höhe gewachsen. Die meisten übrigen Erzeugnisse der indischen Poesie haben sich dieses erhabenste Moment des indischen Lebens nicht zu bemächtigen vermocht und kränkeln darum an einer eigenthümlichen — man möchte fast sagen weiblichen Schwäche. Sie haben sich nicht bis zu der Vollendung, welche ihre volksthümliche geistige Richtung gebietet, aufzuschwingen vermocht; sie treten nicht als der vollendete Ausdruck eines Volksgeistes — wie die Psalmen, wie Sophokles, wie Shakspeare — als die energischen Abbilder einer Phase des Menschengeistes, die Concentration aller geistigen Elemente in der schaffenden Intuition, in den Kreis der primären Abbilder des Weltgeistes. Doch wir müssen uns hier auf diese kurzen Andeutungen über das Wesen der indischen Poesie im Allgemeinen beschränken und wenden uns jetzt zu dem Einzelnen.

Die Spuren der ältesten Poesie werden wir, wie bemerkt, erst in den ältesten Theilen der Veden finden. Sie werden sich als auf der theosophischen Speculation ruhende, poetische Intuition zu erkennen geben. Neben ihnen mochten, aus demselben Gesichtskreise betrachtet, sich auch Anfänge der epischen Poesie entwickeln; ihren Inhalt bildeten wol, dem Kerne nach, die Thaten der Vorzeit (purâṇ'a), das Lob der Helden und Weisen, denen Indien seine Blüthe der Macht und der Erkenntniß verdankte. Daher hießen diejenigen, welche die epische Dichtkunst übten, Pauraṇikâs, Sänger der Vorzeit. Diese Dichter der älteren Zeiten scheinen, wie fast alle Repräsentanten des geistigen Lebens der Inder, vorzugsweise dem Brahmanenstande, oder bei ihm gebildeten Kshatrijas angehört zu haben. Wenigstens nennen die indischen Traditionen, wo sie Namen von Verfassern angeben, Brahmanen als solche, wie z. B. Valmîki als Verfasser des Ramajanam, welches jedoch von den bei ihm erzogenen Söhnen des Râmas selbst abgesungen sein soll. Als Ort der Abfassung der Gedichte werden die heiligen Haine genannt, wo die, sich geistigen Studien widmenden, Brahmanen im höheren Lebensalter zubrachten. Das hier abgefaßte Ramajanam lehrt der Dichter desselben jenen beiden Ramaföhnen mündlich; sie singen es zuerst den Einsiedlern in den Hainen, dann den Königen in den Palästen, endlich bei feierlichem Opfer vor ihrem Vater[65]) in Gegenwart des versammelten Volkes. Dieses letztere scheint die vorzüglichste Veranlassung gewesen zu sein, wo die durch Verbindung mit dem Göttlichen geheiligte poetische Anschauung und Auffassung des Menschenthums wieder ins Leben zurückkehrte. Aber auch sonst war Poesie — ohne Zweifel insbesondere epische — mit dem Leben der Kshatrijâs, vor allen der Könige, verknüpft. Manche Namen von am königlichen Hofe lebenden und mit Gesang dienenden Barden erwähnen die Inder, z. B. vaitalika oder bodhakara, deren Verpflichtung es war, den König durch Gesang zu wecken, k'âkrika, und ghânt'aka, welche im Chor sangen und Glocken läuteten, mâgadha, welche das Lob des Königs sangen, vandin und stutipath'aka, welche auf Kriegszügen durch Besingung tapferer Thaten[66]) begeisterten. Diese Sitte erscheint vielfach in der dramatischen Poesie und den Mährchen der Inder, und erstarb auch nicht nach dem Einbruche der Muhammedaner. Viele Thaten der letzteren Zeit sind uns im Gewande der Poesie nachweislich bewahrt[67]), und dasselbe läßt sich auch von den alten Epen vermuthen. In den Brahmanenschulen insbesondere gestaltet, pflanzten sich diese in den Sängerschulen wol insbesondere mündlich fort, obgleich, da wir den, wenn auch beschränkten, Gebrauch der Schrift in Indien höher hinaufrücken müssen, wir auch kürzere Expositionen vielleicht — jedoch wol nur als mnemonische Hilfe für die Pauraṇikâs (Rhapsoden) — annehmen dürfen. So hatte sich ohne Zweifel schon in sehr früher Zeit der indische Sagenkreis — ihre Geschichte in mythisch-poetischer Auffassung — in einer Menge von einzelnen, durch die, dem Ganzen als Idee zu Grunde liegende Brahmanische Weltanschauung, in einer höhern Einheit zusammengehaltenen, Liedern fast vollständig ausgebildet. Daß dieses schon vor dem ersten Zusammentreffen der Inder mit den Griechen geschehen gewesen sei, beweisen uns die mancherlei letzteren von ersteren überlieferte und von jenen bewahrte Sagen über Krishna und Çiva, über das Frauenkönigreich, über verschiedene mythisch gedachte Völkerschaften, welche in derselben Gestalt in den großen Epopöen der Inder wiederkehren[68]).

Mit der Verbreitung des Buddhismus, wurde, unserer mehrfach ausgesprochenen und durch mannichfache Gründe wahrscheinlich gemachten Ansicht nach, auch die Schrift mehr ins Leben geführt, in dem sich in Folge

65) Vgl. *Schlegel*, Ramaj. Praef. p. XI, und insbesondere Lassen in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 1, 65 fg. 66) *Amara Kôsha* 206. Sl. 65. Vgl. Bohlen II, 339. 67) *Tod*, Annals of Rajasth. mehrfach, der in Benutzung derselben zu weit geht. 68) Zu den bekannten Stellen aus Megasthenes kommt *Aelian*, V. H. XII, 48 bei Bohlen II, 339.

der Stabilirung des Buddhismus erhebenden Kampf gegen dasselbe und der damit verknüpften Regeneration des Brahmathums brachte dieses seine ganze geistige Macht in die Schranken zur Beurtheilung des zum Richter aufgerufenen ganzen Volkes. In diese Zeit, deren Anfang wir um die Regierung des Dschalokas (227—219 v. Chr.) setzten — mögen wir also die ältesten zusammenhängenden schriftlichen Redactionen der alten geistigen Monumente und somit auch der aus dem Alterthum überkommenen und bis dahin mehr dem Gedächtnisse und der momentanen Intention der Sänger überlassenen Gedichte setzen. Diese Zeit mag die der ältesten Sammelperiode sein, für deren mythischen Repräsentanten Vjâsa, der Ordner (wörtlich)[69], gilt, der Sohn der Satjavati (der Wahrhaften), dem so ziemlich die Redaction von allem zugeschrieben wird, was die aus der Anschauung des Brahmathums hervortretenden, die Elemente des Lebens betreffenden, Bestimmungen enthält, also der Veden, der Upanischaden, Puranen, des Mahabharata, der Brahmasutren, des Rituals und der Zeitbestimmung ꝛc. Der Ort dieser Redaction ist nach unserer früheren Vermuthung Canjacubg'a (Canodsche); dafür spricht auch einigermaßen, daß Vjâsa an der Jamuna geboren ist, sodaß wir als den eigentlichen Boden dieser Regeneration das Duab zwischen dem Ganges, an welchem Canodsche der Hauptpunkt ist, und der Jamuna, an welcher Delhi in dessen Gegend das Local der Kämpfe, welche den Inhalt des Mahâbhârata bilden, versetzt wird — diesen vorzüglichen Strich der indischen Cultur anzunehmen haben. Bemerkenswerth ist, daß, während man so viele und so ungeheuere Compositionen auf das Haupt des sogenannten Vjâsa wälzte, man doch Scheu trug, ihm das andere der großen epischen Gedichte, das Ramajanam, zuzuschreiben. Der Name des Verfassers dieses Werkes, Valmiki (von valmika von der Wurzel vṛi für hvṛi, wälzen, Hügel), ist so bedeutungslos, daß man sehr geneigt wird, ihn für einen historischen zu nehmen. Sein Vater wird im Allgemeinen gar nicht erwähnt, und die Sagen über Valmiki weisen ihm eine so niedrige Stellung an[70], daß man auch hierin einen Grund finden kann, seine Persönlichkeit minder zu bezweifeln. Daß er so hoch hinaufgerückt wird, spricht keineswegs gegen diese Annahme; denn dies geschieht auch mit Verfassern von Schriften, deren Werke erweislich sehr spät sind. Das Ramajanam trägt auch einen entschieden von dem des Mahâbhârata verschiedenen Charakter. Während dieses selbst in seiner spätesten Redaction, wie es uns vorliegt, eine schon ursprünglich darauf gerichtete Anlage zeigt, den ganzen indischen Sagenkreis zu umfassen, ist im Ramajanam eine beiweitem strengere Einheit, welche zwar ebenfalls einer intercalirenden, episodarischen Erweiterung einen gewissen Spielraum läßt, aber doch demselben bestimmtere Grenzen anweist. Außerdem spricht sich der Zweck — die hohe geheiligte Stellung der Brahmanen im socialen Leben mythisch zu begründen und in der Heldenzeit als existirend nachzuweisen, mit beiweitem größerer Entschiedenheit im Ramajanam aus; im Mahâbhâratam sind, möchte man sagen, alle Sagen — sowol die den Ruhm der Brahmanas als der Kshatrijas aussprechenden — zutrittsfähig; im Ramajanam sind die letzteren stets der Idee des Vorrangs der Brahmanâs untergeordnet. In diesem Sinne machen die Sagen, wie die Satjavati (die Wahrhafte) zur Mutter des Vjâsa, so vielleicht nicht ohne tiefere Bedeutung den Prak'etas (Προμηθεύς, die der Darstellung vorhergehende Meditation) zum Vater des Valmikis[71]. Der Schauplatz des Ramajanam ist ebenfalls ein anderer. Die Hauptscene desselben ist Ajodhja, das jetzige Oude. Ist es zu gewagt, wenn wir vermuthen, daß etwa gleichzeitig, oder sogar früher — denn das Ramajanam scheint seiner Redaction nach älter zu sein, als selbst die Redaction der principalen Theile im Mahâbhâratam — sich schon in Ajodhja eine Schule von Sängern zur Redaction der alten Traditionen gebildet hatte? Würde nicht auch diese, da sie dem Ursitze und eigentlichen Sitze des Buddhismus — dem Kapilavasta — noch näher lag, schon früher zu ernerglschem Kampfe gegen dieses mit den Waffen des Brahmathums aufgerufen sein können?

Daß übrigens die Redaction dieser beiden Heldengedichte etwa in die Zeit fällt, in welche wir sie setzen, schließen wir theilweise aus der sie durchdringenden Erwähnung des Javanâs, von denen es jetzt keinen Zweifel mehr unterworfen sein kann, daß sie zuerst die Griechen bezeichneten. Ich bergs mir nicht, daß man mir den Einwurf machen kann, daß ihr Name erst späteren Einschiebseln zuzuschreiben sein könnte. Allein ich glaube, daß unsere ganze bis jetzt gegebene Darstellung der indischen Entwickelung — deren wesentlicher Angelhaken das Erwachen einer eigentlichen Literatur in Folge einer Reaction gegen den Buddhismus ist — selbst ohne dieses äußerliche Moment bestehen kann (wie sie denn auch bei der weiter zu besprechenden indischen Kunst einen neuen Stützpunkt erhalten wird), daß aber dieses Moment, hinzutretend zu der aus der Geschichte im Allgemeinen — aus dem über die Schrift, den indischen Zodiakus Bemerkten — aus den über die Kunst mitzutheilenden — und andern geschlossenen Anschauung, nicht ohne Einfluß zur Fixirung derselben sei.

Mit dieser ältesten Form der Redaction der beiden großen Epopöen — des Ramajanam und Mahâbhâratam — war ihre Gestalt nichts weniger als abgeschlossen. Schon jetzt sind uns mehre Redactionen derselben bekannt[72], und sobald uns das Original von beiden im Zusammenhange — mit kritischen Zugaben — vorliegt, wird sich feststellen lassen, wie jede neu hinzugekommene Erfahrung und Anschauung insbesondere in dem Mahâbhâratam Zugang fand — wie sich Redaction auf Redaction folgte — wird doch eine zweite schon wieder dem literarischen Herkules einer folgenden Periode der indischen Literatur, dem Kalidâsa, welcher zum Zeitgenossen des Vi-

69) Vgl. über ihn Lassen a. a. O. 73. 70) *Polier*, Mythologie des Indiens. I, 178 fg.

71) *Schlegel*, Ramaj. I. p. 2. 72) Vgl. *Schlegel*, Ramaj. Praef. und Lassen a. a. O.

cramâditja gemacht wird, zugeschrieben [72]) — bis beide etwa um dieselbe Zeit, wo Bhâskara Ak'arja, die indische Mathematik abschloß (im 11. und 12. Jahrh. nach Chr.), und wo sich im Drange der Zeiten die ganze geistige Entwickelung der Inder — nachdem sie alles überliefert, bis zu neuem geistigen Erwachen, kanonisch festgestellt hatte — gleichsam schlafen legte, im Wesentlichen die Form erhielten, in welcher sie uns bekannt geworden sind.

Von diesen beiden indischen Epopöen ist ein nicht unbedeutender Theil schon im Original edirt; die übrigen sind durch mehr oder minder gute Übersetzungen oder Auszüge wenigstens ihrem Inhalte und den allgemeinen Umrissen ihrer Form nach zu erkennen [73]).

Jedes der beiden Gedichte bildet in seiner jetzigen Form ein wahrhaft riesiges Corpus, dem sich in dieser Beziehung keines irgend eines andern Volkes zur Seite stellen kann. Der Umfang, welchen ihnen die letzte Diaskeuase gab, wird durch die, höchst wahrscheinlich von diesen Diaskeuasten vorausgeschickte, Inhaltsangabe mit dem Verzeichnisse der Verse eines jeden Buches bestimmt; allein diese stimmt nicht ganz mit dem Umfange des uns erhaltenen. Bei dem Ramajanam ist der Unterschied minder bedeutend, allein bei dem Mahâbhâratam weichen die allgemeinen und die speciellen Angaben von der vorliegenden Form in einem großen Zahlenverhältnisse ab. Sowol der leichte Vers als die Anlage des Ganzen bot zur Einschiebung sowol von einzelnen Zusätzen, als ganzen Episoden eine zu einladende Gelegenheit, als daß sie unbenutzt hätte vorübergehen können. Die kleinste Zahl, welche sowol für das Ramajanam als Mahâbhâratam angegeben wird, ist die runde Zahl von 24,000 Versen (Ślôkâs) [74]). Diese runde Zahl ist aber augenscheinlich eine heilige, die Verdoppelung der im Cyklus und sonst heiligen 12 durch 1000 multiplicirt, und es wird wol nicht leicht Jemandem einfallen, die älteste Redaction so umfassend anzunehmen. In Beziehung auf das Ramajanam stimmen die speciellen Angaben mit dieser runden Angabe ziemlich zusammen. Nach jenen zerfällt dieses Gedicht in sieben Abtheilungen (kân'd'a) und jede von diesen in mehre sarga (Unterabtheilungen).

Die	erste	Abtheilung	âdikând'a	enthält	64	Abschnitte	und	2850 Ślôkâs
=	zweite	=	Ajodhjak.	=	80	=	=	4170 =
=	dritte	=	Aranjak.	=	114	=	=	4150 =
=	vierte	=	Kishkindak.	=	64	=	=	2975 =
=	fünfte	=	Sundarak.	=	43	=	=	2045 =
=	sechste	=	Juddhak.	=	105	=	=	4500 =
=	siebente	=	Abhjudhjak.	=	90	=	=	3360 =
			Zusammen		496	=	=	24,050 =

Davon weicht aber die in der Schlegel'schen Ausgabe bis jetzt gegebene Textesdarstellung schon sehr ab, so hat z. B. das erste Buch 77 Abtheilungen, das zweite 115. In genauere Untersuchungen wird man erst eingehen können, wenn die Schlegel'sche Ausgabe ganz vorliegt. Eine andere Abtheilungsweise, gestützt auf den Vortrag dieses Gedichtes bei großen Festen, zerlegt es in Tagewerke, wo 20 Abschnitte auf den Vortrag eines Tages gerechnet werden. Diese Eintheilung ist in einer londoner Handschrift bis ans Ende durchgeführt [75]).

Dem Mahâbhârata wird an einer andern Stelle schon ein Umfang von 100,000 Ślôkâs zugeschrieben [77]). Davon weicht das Inhaltsverzeichniß, welches, wie beim Ramajana, auch hier vorkommt, wiederum ab. Das Mahâbhâratam hat danach in seinen 18 Büchern folgende Anzahl von Capiteln und Versen:

1)	Âdiparva	enthält	227	Capitel	und	8864	Ślôkâs
2)	Sabhâp.	=	78	=	=	2511	=
3)	Vanap.	=	269	=	=	11,664	=
4)	Virâtap.	=	67	=	=	2050	=
5)	Udjôgap.	=	186	=	=	6698	=
6)	Bhîshmap.	=	117	=	=	5884	=
7)	Drônap.	=	170	=	=	8909	=
8)	Karnap.	=	69	=	=	4964	=
9)	Çâljap.	=	59	=	=	3220	=
10)	Sauptikap.	=	18	=	=	870	=
11)	Strîp.	=	27	=	=	775	=
12)	Çântip.	=	329	=	=	14,734	=
13)	Anuçâsanap.	=	640	=	=	8000	=
14)	Açvamêdhap.	=	300	=	=	3320	=
15)	Âçramap.	=	42	=	=	1506	=
16)	Maushalap.	=	8	=	=	320	=
17)	Mahâprasthanap.	=	3	=	=	320	=
18)	Svargap.	=	5	=	=	209	=
	Zusammen		2594	=	=	84,818	=

Diese Zahl von 84,818 wird gesteigert dadurch, daß das Harivança vom Verfasser des Inhaltsverzeichnisses noch zum Mahâbhârata gerechnet wird. Diesem wird die kleinere heilige Zahl von 12,000 als Anzahl der Sloken gegeben, sodaß, sie hinzugerechnet, 96,818 Sloken

73) Heeren, Ideen, Indien. 230. 74) Vgl. die hierher gehörige Literatur bei Adelung 223 fg.; wozu noch Lassen a. a. O. 75) Im Ramajanam steht diese Angabe unter jedem Buche, k'aturvinçatisâhasrî sanhitâ, 24,000liche Composition; im Mahabhârata, dessen in Calcutta begonnene Gesammtausgabe mir noch nicht zur Hand ist, findet sie sich I, 101; „er (Vjasa) machte die Sanhitâ (Zusammenstellung) des Bhârata von 24,000 Ślôkas; so groß wird ohne die Episoden des Bhârata von den einsichtigen erklärt". (Lassen a. a. O. 77.) 76) Lassen a. a. O. 66 n. 77) a. a. O. 77.

herauskommen. Allein mit den Angaben des Inhaltsverzeichnisses stimmt wiederum die uns erhaltene Form des Textes nicht; so hat in dieser z. B. das erste Buch nur 8475 Sloken, das zweite dagegen 2709, das dritte gar 17,478. Genauere Untersuchung kann auch hier erst eintreten, wenn das Ganze mit dem nöthigen kritischen Apparat vorliegt.

Eine sehr bestimmte Einheit bildet den Kern beider großen Epopöen. Der Held des Ramajanam ist Rama, eine Incarnation des Krishna. Seine Hauptthat sein Kampf und die Besiegung des Hauptes der Giganten Ravanas, dessen Sitz Lanka ist. Wunderbar schön ist dieses Centrum des Gedichts motivirt; langsam erhebt sich die poetische Entwickelung bis zu demselben, und steigt ebenso langsam bis zum beruhigenden Schlusse herab. Râmas, der mit allen Tugenden begabte Held, der prädestinirte Befreier der Welt von allen, durch das Riesengeschlecht ihr bereiteten Leiden, ist seiner hohen Auszeichnung wegen von seinem Vater, Dasarathas, zu seinem Nachfolger im Königreiche Ajodhja bestimmt. Der weiseste der Anachoreten hat ihn erzogen, die lieblichste der Frauen ward als Lohn seiner Heldenkraft seine Gemahlin. Alles ist bereitet, um ihn feierlich als designirten Nachfolger zu installiren. Da erwacht die Eifersucht der Mutter von einem seiner Brüder, Bharatas. Sie hatte sich einst um ihrem Gemahl ein Verdienst erworben und das Versprechen erhalten, daß ihr zwei Bitten gewährt werden sollten. Nachdem sie den König durch einen neuen feierlichen Schwur bei den 33 Göttern verpflichtet, fodert sie jetzt deren Gewährung. Diese sind, daß Bhâratas gesalbt werden solle statt des Râmas, und dieser 14 Jahre als Anachoret verbannt in den Wäldern leben solle [78]). Dies ist der tragische Wendepunkt. Râmas, von seiner Gemahlin und seinem Bruder Lakshmanas begleitet, zieht in den Wald. Obgleich sein Vater kurze Zeit darauf stirbt, und Bharatas die Regierung nicht antreten will, sondern Râmas bittet, sie zu übernehmen, hält sich dieser dennoch für verpflichtet, seines Vaters Befehl gemäß, die bestimmte Zeit im Exil auszuharren. Hier nun vollbringt er wunderbare Thaten zum Schutze des Heiligen gegen die Bösen. Dies hört Râvanas, und um den Mord seines Verwandten-Geschlechts zu rächen, raubt er dem Râmas seine Gemahlin. Nun beginnen die Vorbereitungen zum Kampfe zwischen den beiden höchsten Repräsentanten des incarnirten Guten und Bösen. Râvanas wird getödtet und Sita wieder gewonnen [79]). Allein ehe sie der Held, trotz seiner ungeschwächten Liebe zu ihr, zu sich wieder aufzunehmen wagt, muß sie sich feierlich als unbefleckt erweisen. Da erscheinen alle Götter, ihn zu ehren; seine im Kampfe erschlagenen Waffengefährten erheben sich wieder zum Leben. Feierlich kehrt er nach Ajodhja zurück, dessen Regierung er jetzt übernimmt. 11,000 Jahre herrscht er; Glück, Segen, Heil und Brahmanische Ordnung bezeichnen seine Herrschaft. Am Ende derselben erhebt er sich zum Himmel des Brahma.

78) Ramaj. II, 11. 79) Vgl. in Beziehung auf die spätern Schicksale dieser Gemahlin Lassen's Bemerkung a. a. O. 84.

Den Kern des Mahâbhâratam bildet der Krieg der Kuru's und der Pandu's. Bharatas, König von Indien, hatte zwei Söhne hinterlassen, Dhritarâshtra und Pand'u. Jener hatte, weil er blind war, auf die Regierung verzichtet und dieser sie übernommen. Darüber entsteht nach des Pandu Tode Streit zwischen den Söhnen von beiden, den Pandavas und Kauravâs, wie die Söhne des Dhritarâshtra, nach einem älteren Stammvater beider Familien Kuru, genannt werden. Die ersteren haben zuerst viel Leid und Drangsal von letzteren zu dulden; die Theilung des Reiches bringt nur einen kurzen Stillstand in den Kampf, welcher mit dem Untergange der Kurus und Pandavas schließt [80]). Dieser Grundtheil des Ganzen schreitet regelmäßig vorwärts durch alle Bücher, am gedrängtesten in der Erzählung des Kampfes selbst. Allein sowol im Ramajanam als im Mahâbhâratam ist die Grundlage des Ganzen durch eine Masse von Episoden gespalten. Doch waltet hier in Beziehung auf beide Epopöen ein sehr wesentlicher Unterschied. Im Ramajana besitzen die Episoden eine weit geringere Ausdehnung und bilden einen weit untergeordneteren Theil im Verhältnisse zum Ganzen; auch sind sie der Entwickelung des Hauptstoffes nie so fremd, als dies im Mahâbhârata der Fall ist. Hier lösen sie sich vom Ganzen fast vollständig ab; sind oft auf das allerloseste, ja durch das bloße Princip des à propos, der Gelegentlichkeit damit verknüpft, nehmen eine ganz von dem Hauptargumente unabhängige Stellung ein, werden mit der ganzen epischen Breite und Ruhe vorgetragen, wie für sich abgeschlossene, nur durch die in ihnen selbst concentrirte Einheit zusammengehaltene, Epen. Es waltet in ihnen gar kein Bezug auf das Ganze, wie dies z. B. Jedem durch die dem Mahâbhârata angehörige Episode „Nalus und Damajanti" bekannt sein wird. Wen erinnert auch nur ein Wort derselben daran, daß dies nicht ein in sich abgeschlossenes, ganz unabhängiges Ganze sei, sondern nur ein Theil des großen Mahâbhârata. Die Hauptepisoden sind demnach „deutliches Nebenwerk, dem Ganzen angelagert, nicht ihm eingewachsen," wie Lassen sehr richtig bemerkt. Mit Recht vermuthet daher derselbe, daß bei der Diaskeuase des Mahâbhârata die Absicht gewaltet habe, dasselbe zur Sammlung alter, wol aller, Überlieferungen der indischen Vorzeit zu machen. So enthält denn das Mahâbhâratam auch ein vollständiges Ramajanam, welches auf folgende Weise in das Ganze, man kann nie von diesen Episoden sagen, verwebt, sondern nur eingeknüpft ist. Nach der Entführung und Wiedergewinnung der Draupadi (wol allen gebildeteren Teutschen durch Bopp's schöne Übertragung dieses Stückes bekannt), der Gemahlin der fünf Pandavas (Polyandrie), sitzen diese im Walde und Judishthiras beklagt sein Unglück, namentlich, daß die Entführung die Gattin beflecke. Da antwortet Markandeja: Auch von Râma, dessen Gattin von Râvana entführt wurde, ist unvergleichbarer Schmerz erlitten. Judishthira fragt: „In welchem Geschlechte ward Râma geboren, von welcher Kraft und Stärke war

80) Lassen a. a. O. 80.

er? wessen Sohn war Râvana, welche Feindschaft war ihm mit jenem? Und nun beginnt ein ganzes Ramajanam in etwa 725 Sloken." Diese Bemerkung kann zeigen, welch einen ungeheuren Schatz für die Kenntniß des indischen Lebens wir zu heben hoffen dürfen, sobald uns dieses Riesenwerk in seiner Ganzheit vorliegt.

Eigenthümlich ist auch noch in beiden großen Epopöen die, einen Bestandtheil derselben bildende, Sage über ihre Entstehung. Dem Dichter Valmiki, wie er darüber nachsinnt, wen er von den Lebenden zum Helden seines Liedes machen solle, erscheint der Götterbote Nâradas, nennt ihn als den Würdigsten Râmas, und theilt ihm in der Kürze Alles mit, was Râma vollbringen würde. Der Dichter, voll von diesem Stoffe, findet durch einen schön motivirten Fall die für diesen Stoff angemessene metrische Form. Von einem ihn erschütternden Vorfalle fortgerissen, spricht er einen Gedanken in dem Çlôka-Metrum aus. Da erscheint ihm Brahma selbst und erklärt ihm, dieses Metrum sei die passende Form für das Epos vom Râma. Nun verfaßt er das Gedicht und lehrt es den bei ihm erzogenen beiden Söhnen des Râmas selbst. Diese singen es in dem Walde vor den Eremiten, in den Palästen und endlich vor Râma selbst [81]). So hört Râma noch selbst seinen Ruhm.

Ähnlich erzählt nun auch die Sage von der Entstehung des Mahâbhârata, daß nicht der mythische Verfasser desselben, Vjasa, es vorgetragen habe, sondern er lehrte es Vaiçampâjana und andere Schüler. Der Genannte trug es beim Schlangenopfer des Ganameǵaja zuerst vor. Vjasa selbst wird zwar als Zuschauer des Kampfes betrachtet, allein die Helden sind längst dahin gegangen. Des Vaiçampajana Vortrag hatte der Sohn des Sûta, Sauti, gehört. Er erzählt das Vernommene beim Opfer des Çaunaka, und in seiner Form sollen wir das Epos besitzen.

Was den Charakter dieser beiden Epopöen betrifft, so ist noch von keinem von beiden genug des Originals, wenigstens mir, zur Hand, um ein abschließendes Urtheil über denselben bilden zu wollen. Es läßt sich voraussetzen, daß, da die Bestandtheile derselben nichts weniger als einer Zeit angehören, sondern am Schaffen des Inhalts, insbesondere des Mahâbhârata, wol mehr als ein Jahrtausend und an dem der Form mehr als ein halbes zugebracht sein mag, daß unter diesen Umständen vieles in Bezug auf den Charakter discrepant sein werde. Dennoch ist dies in Bezug auf die bis jetzt in der durch Schlegel fixirten Gestalt vor uns ligenden Theile des Ramajana beiweitem weniger der Fall, ja man kann sagen, daß Farbe und Ton hier ein im Allgemeinen so gleichmäßiger ist, daß, wenn nicht so sehr viele andere Gründe dagegen sprächen, man sich versucht fühlen könnte, der ältesten Redaction einen beiweitem größeren Umfang zuzuschreiben, als aus andern Gründen mit Wahrscheinlichkeit geschehen darf, und nur sehr Weniges und einzeln Stehendes als spätere Interpolation auszumerzen. Bemerken muß man hierbei jedoch, daß Untersuchungen, welche tiefer in das Ganze und Einzelne dieses Gedichtes eindringen, noch nicht geführt sind, und auch noch nicht geführt werden konnten. Allein so viel scheint doch jetzt als zukünftig anzunehmend hindurchzuschimmern, daß die uns vorliegende Form des Ramajanam entweder aus einer Masse unter sich dem Charakter nach sehr harmonirenden alten kleineren Epen zusammengeordnet ist, oder daß diejenigen, welche die anzunehmende kürzere Form der ältesten Redaction entweder aus alten Behandlungen des hineinpassenden Stoffes, oder durch eigene Behandlung desselben in Folge alter Überlieferungen weiter sponnen, sich in den Charakter der Grundlage des Ganzen so sicher zu versetzen wußten, daß sie überaus glücklich wählten und zusammenordneten, oder überaus glücklich selbst den alten Ton zu treffen wußten. Übrigens versetze man diese Annahme nicht unter die der sonderbaren Zufälle. Es ist nicht so sehr schwer, sich in einen einmal angeschlagenen Ton zu versetzen und ihn fortzuführen, zumal wenn eine so hohe Pietät hinzutritt, wie sie der Inder gegen seine großen Epopöen hegte. Bei dem Mahâbhârata, von dem ich übrigens noch sehr wenig kenne, — die herausgegebenen Episoden nämlich, welche den eigentlichen Kern des Gedichts fast gar nicht berühren —, scheint diese Übereinstimmung des Tons nicht einzutreten. Es ist z. B. in der von Lassen, in seiner Abhandlung über die Pentapotamie, mitgetheilten Episode, ja selbst in der von der Draupadi nichts weniger als eine so dichterische Vollendung, wie z. B. in der Bhagavad Gita, im Nalus. Doch genauere Kritik des Textes hier manches in anderem Lichte werde erscheinen lassen, müssen wir der Zukunft überlassen. Allein ich vermuthe, daß sie eher mehr als weniger Discrepanzen zeigen werde, und daß sie überhaupt zu dem sichern Resultate führen werde, daß die beiden Heldengedichte im Wesentlichen zwar von gleichem Alter seien, daß aber die Form des Ramajanam beiweitem früher im Allgemeinen abgeschlossen sei, als die des Mahâbhâratam.

Was die Behandlung betrifft, so treten uns die Charaktere der spielenden Personen in dem vom Ramajana im Originale bekannten Theile und den edirten Episoden des Mahâbhârata so scharf nüancirt und doch so ganze Menschen (nicht wie die Nüancirung in der Kunstdichtung gewöhnlich wirkt: Menschenphasen) darstellend entgegen, daß diese Vollendung nur Folge einer durch lange waltende Volkspoesie fixirten sichern Auffassung dieser Personen sein kann. Der einmal ersaßte Charakter erprobt sich in jeder Erscheinung als identisch. Die Darstellung ist, einige Ungethüme der überaus gern multiplicirenden indischen Phantasie abgerechnet, — deren man aber so gewohnt wird, daß man sich dadurch wenig afficirt fühlt —, im Ganzen sehr einfach und edel. Von dem Privilegium des Epos, der Breite, wird jedoch häufig ein zu freigebiger Gebrauch gemacht. Das Metrum, in welchem das Ramajana mit Ausnahme des Schlußverses durchgängig gedichtet ist, ist ebenfalls sehr einfach und gibt durch seine stete Wiederkehr dem Ganzen zwar etwas Eintöniges, aber doch sehr Feierliches, Ruhiges, Durchdachtes, und die Neugier Anspornendes (vgl. weiterhin Metrik).

81) Wie wenig diese Sage mit der Ausführung des Gedichts übereinstimmt, hat Lassen weiter ausgeführt a. a. O. 65.

Wer kein Sanskrit versteht, hat bis jetzt wenig Mittel, sich über den Eindruck, den das Ramajanam auf den Leser macht, einige Klarheit zu verschaffen. Wir haben zwar einige Übersetzungen von kleineren und größeren Partien, allein diese, da sie so eng mit dem Ganzen zusammenhängen, wirken unbefriedigend und können wenig dazu dienen, uns in das Colorit des Originals zu versetzen. Am meisten ist dies noch von Friedrich von Schlegel getroffen [82]). Mit dem Mahâbhâratam ist es in dieser Beziehung anders. Eben das lockere Verhältniß, in welchem hier die Episoden zum Grundbestandtheile stehen, machte es möglich, höchst umfassende und in sich zusammenhängende Partien uns vorzuführen; diese sind theils ins Lateinische (die Bhagavad Gita von Schlegel mit seinem wunderbaren Sprachgenie), theils ins Teutsche, entweder mit Beibehaltung der äußeren Form (von Bopp und Hirzel u. A.), oder so, daß eine Form gewählt ward, welche ungefähr denselben Eindruck bildet (wie dem sprachkünstlerischen Dichter Rückert insbesondere) übertragen [83]), und bieten insbesondere im Nalus Gelegenheit, dem teutschen Leser hohe Achtung vor der von den Indern gewonnenen epischen Form einzuflößen. Sehr zu wünschen wäre, daß eine ebenso vollendete Übersetzung, wie wir deren mehre besitzen, auch den wunderbarsten Klang der indischen Poesie, das heilige Lied (Bhagavad-Gitâ) der teutschen Sprache aneignete. Schöne Anfänge sind dazu in Wilhelm von Humboldt's Abhandlung über dasselbe gemacht.

Als dritte der großen Epopöen, welche aber, wie schon bemerkt, von den Diaskeuasten des Mahâbhârata zu diesem selbst gerechnet ward, haben wir das Harivançam zu betrachten. Es enthält die Geschichte des Hari (eines Beinamens von Krischna), sowie die künftigen Schicksale seiner Familie. Leider ist uns vom Original — einzelne abgerissene nur citirte Stellen ausgenommen — noch nichts zugänglich. Dagegen lag mir aber der Anfang einer vollständigen Übersetzung von Langlois früher vor, welche mir jedoch in diesem Augenblicke nicht zur Hand ist. Die Abfassung ist ebenso einfach, als im Mahâbhârata, doch waltet der Zweck der Sagensammlung hier viel deutlicher vor, als in jenem Corpus. Sein Inhalt wird daher wahrscheinlich noch viel bedeutender für die Erkenntniß des indischen Alterthums sein, als das Mahâbhâratam. Auch in ihm treten Episoden spaltend in das Ganze; allein mehr in der Art des Ramajanam wie des Mahâbhâratam. Der poetische Werth desselben scheint nicht so bedeutend zu sein, als der des Ramajanam im Ganzen und des Mahâbhâratam in vielen der einzelnen Episoden. Das ganze Harivançam soll einen Umfang von 25,600 Doppelversen (Sloken) enthalten [84]).

Diese drei Epopöen, von denen die beiden ersten ohne Zweifel bei der ersten Regeneration des Brahmathums gegründet sind, und im Sinne des damals zwar schon nur als gelehrte Sprache existirenden, aber doch im Geiste der alten Muster — von denen wol Haupttheile fast unverändert in die älteste Redaction aufgenommen wurden — geübten Sanskrits sprachlich dargestellt wurden, die dritte aber wol bald nach dieser Zeit angelegt ward — diese drei Epopöen scheinen bestimmt geworden zu sein, alle alte Sagen in der durch die alten Muster ausgeprägten einfachen Form in sich aufzunehmen. In dieser wesentlich harmonisch gehaltenen Form traten nun im Fortgange der Zeiten immer mehr Behandlungen hinzu. Später, wenn wir erst tiefer in sie eingedrungen sein werden, werden wir mit kritischen Augen erkennen, daß und wo und wie auch diese Form sich dem umwandelnden Fluß der Zeiten nicht entziehen konnte. Aber schon jetzt können wir durch Vergleichung der Puranen, von denen viele — vielleicht der allergrößte Theil — in gar späte Zeit fallen — während die äußere Darstellung eine im Allgemeinen treue Copie der in den großen Epopöen herrschenden ist — vermuthen, daß die Inder die Gabe hatten, sich tief in die ältere und einfachere Form der Sanskritdarstellungen zurück zu versetzen.

Diese einfache Poesie mußte, von Seiten des reinpoetischen Standpunktes angesehen, schnell ihre Zeit als geistiges Moment erfüllt haben. Es hätte wie in der Geschichte der griechischen Entwickelung eine neue Form der Poesie sich der poetischen Intuition bemächtigen müssen, um sie zu einem höhern Standpunkte fortzuführen. Allein wir dürfen nicht vergessen, daß wir es von der ersten Redaction der großen Epopöen an nicht mehr mit einer Volkspoesie, sondern mit einer gelehrten — jedoch im umfassenderen Sinne als die lateinische Poesie im Mittelalter war, indem so ziemlich alle auf Bildung Anspruch machenden das Sanskrit und dessen Productionen entweder wirklich kennen mußten, oder sich wenigstens den Schein gaben es zu kennen [85]) — gewissermaßen mit einer Sprachpoesie zu thun haben. Eine solche, den schützenden und läuternden Armen des Volkslebens, dessen Objectivität, entzogen, ganz auf die bis zur Willkür fortreißende Subjectivität des Individuums, oder die nicht viel objectivere der Regel zurückgedrängt, erkennt den Moment nicht mehr, wo die Energie der Poesie in einer Form ihr Möglichstes gethan, sondern bleibt an ihr hängen, und glaubt weiter zu schreiten, indem sie die Form vom Inhalte immer mehr und mehr löst und für sich weiter entwickelt. So geht denn die Form ihre gewöhnliche Geschichte durch. Nachdem sie der nothwendige Ausdruck des Inhalts gewesen war, fängt sie an, den Inhalt zu überwiegen. Sie nimmt die besondere Aufmerksamkeit für sich in Anspruch. Dieses Streben treibt sie stets weiter und gefällt sich endlich nur an sich selbst. Der Inhalt ist ihr gleichgültig; ohne wesentlichen Gehalt artet sie in reine Spielereien, Geklapp, aus. Diese ganze Geschichte hat die indische Poesie durchgemacht, und, wenn

82) Sprache und Weisheit der Inder, 238; auch bei Bohlen II, 344; die ganze hierher gehörige Literatur s. man bei Adelung 224 fg. 83) Vgl. die einzelnen Angaben bei Adelung 234 fg.; einige Proben sind abgedruckt bei von Bohlen II, 341—375. 84) Vgl. Adelung 256, wo man bemerke, daß jetzt auch die zweite Livraison der erwähnten franzosischen Übersetzung von Langlois erschienen ist.

85) Vgl. z. B. den Charakter des Sansthanaka in dem Drama Mrik'khakati bei *Wilson*, Specimen of the Theatre of the Hindus. I, 5 und 24 fg.

wir sie genauer werden kennen gelernt haben, werden wir die Momente derselben, Stück für Stück, nachweisen können. Die Sanskritsprache eignete sich sowol von ihrer bedeutlichen, als phonetischen Seite ganz ausdrücklich zu dieser baaren Formentwickelung, und sie hat hier eine Stufe erreicht — wie in keiner einzigen Sprache will gar nichts sagen — sondern wie man es sich in keiner einzigen andern Sprache auch nur denken kann. Die ungeheure Compositionsfähigkeit des Sanskrits führte zu einem plastischen Lakonismus, von welchem man nur durch Zerlegung der großen indischen Composita selbst und Nachweisung, wie sie, sich in einander verschränkend, ein Ganzes mit seinen Modificationen als eine einzige sich vollständig ausprägende Gruppe hinstellen, einen Begriff geben kann. Die aus der Ursprünglichkeit des Sanskrits erhaltene Versabilität der Wortbedeutungen, bestimmt durch die gegenseitige Bezüglichkeit, ließ ein Feld für Wortspiele, Doppelsinn u. s. w. offen, von dem wir uns gar keine Vorstellung machen können. Der Umstand, daß das Sanskrit eine todte, abgeschlossene Sprache war, daß sie die heilige war, welche in ihren minutiösesten Details zu kennen, das höchste Verdienst war, führte in die geheimsten Schlupfwinkel der Bedeutung und des Lauts, und machte so jene sonderbaren Lautconglomerate möglich, von denen insbesondere der Nalodaja strotzt, und welche lautlich übereins klingend, sich begrifflich stets in eine unter sich ganz verschieden tönende Lautreihe zerlegen lassen; so z. B. beginnen anapästische Verse mit vier ganz gleichtönenden Anapästen, wie karamà karamà karamà karamà oder daratò daratò daratò daratò, die sich in einzelne ganz ungleichartig tönende Worte auflösen, jene in ka ramàkara màkaram àkàram à(kalaja), diese in daratò 'daratòdaratòdaratò. —

So finden sich dann in dieser spätern poetischen Form — insbesondere der Epen — alle begrifflichen Figuren der Poesie und Rhetorik, Antithese, Doppelsinn u. s. w. Ja es wird ein Epos erwähnt, in welchem diese Künstlichkeit so weit getrieben ist, daß ein ganzes Gedicht je nach dem Willen des Lesers entweder so erklärt werden kann, daß es die Geschichte des Rama und anderer Nachkommen des Dasaratha enthält, oder so, daß es die des Judhishthira und anderer Söhne des Pandu erzählt. Der Verfasser dieses Gedichts, welches in seinem Namen Râghava Pândavîja beide Gegenstände andeutet, heißt Kaviràg'a (König der Dichter). Er war nicht der erste, welcher mit diesem ausstudirten Doppelsinne zwei Gegenstände behandelte, sondern es werden noch einige Beispiele dieser Compositionsweise erwähnt, in denen sie jedoch nicht so auf die Spitze getrieben ist. Beispiele derselben theilt Colebrooke mit [86]).

Von Seiten des phonetischen Lebens des Sanskrits wurde diese Formentwickelung durch die hohe Fähigkeit desselben für metrische Ausbildung befördert. Wir werden weiterhin sehen, daß auch in dieser Beziehung das Sanskrit ohne Beispiel dasteht. Hierzu trat ferner der, wahrscheinlich der poetischen Weiterentwickelung der Volksmundarten entnommene Gebrauch des Reims, der Alliteration u. s. w. Auch hierin steht das Sanskrit noch über der in dem Arabischen erreichten Stufe, und sinkt nie so zum Gemeinen, metrisch ganz ungeregelten Lautgeklingel herab, sondern der Reim verschlingt sich eng mit strengem Metrum, und erhält dadurch stets einen Theil des diesem eigenthümlichen Adels. Mag man aber auch Vorzüge in den einzelnen Momenten dieser baaren Formentwickelung anerkennen, so ist sie dennoch vom rein-poetischen, rein-menschlichen Standpunkte aus ein bloßes Geklingel, ein Zeichen, daß die Zeit, oder vielmehr die Männer, welche sich an Spielereien dieser Art ergötzen konnten, den Sinn für die poetische Identität von Form und Inhalt verloren hatten. Daß sie dennoch höchst bedeutende, reichbegabte, ja wahrhaft poetische Talente zum großen Theil waren, zeigen die von ihnen erhaltenen Schriften, und wie sehr sich grade in dieser Beziehung die reichbegabtesten Genien irren konnten, zeigt das allbekannte Beispiel Petrarca's. Hätte einer von ihnen sein großes Talent, anstatt es an die todte Form des Epos in der todten Sprache des Sanskrits zu verschwenden, es der Weiterbildung des Volksdialekts zugewandt, welch eine reiche Poesie würde, wie aus dem Italienischen, so aus dem Prakrit, etwa aus der Sprache von Magadha, Malva, Surasena, Maharaschtra erblüht sein!

In welche Zeit wir diese Periode der reinen Formentwickelung der Sanskrit-Poesie zu setzen haben, läßt sich bei den ungenauen Angaben der Inder über Literaturgeschichte wiederum nicht mit — auch nur annähernder — Wahrscheinlichkeit bestimmen. Insofern aber der schon erwähnte Name des Kalidâsa, welchem fast eine so große literarische Thätigkeit, wie dem Vjasa, zugeschrieben wird, nur eine ganz anders charakterisirte, auch mit dieser Weiterentwickelung in Verbindung gebracht wird, ja ihm der Anfang dieser Entfaltung — den wir wol in dem Epos Raghuvança erkennen dürfen — und dessen Höhepunkt der Nalodaja ein kleineres episches Gedicht ist, zugeschrieben werden — es bedarf wol kaum der Bemerkung, daß beide nicht von demselben Verfasser sein können — insofern ihm sogar ein kleines poetisches Werk in Bezug auf das Hauptmoment dieser Weiterbildung, die Metrik (çrutabôdha genannt) zugeschrieben wird — da ferner Kalidâsa in die Zeit des Vicramâditja (56 vor Chr.) gesetzt wird, in welcher ohne Zweifel, den allgemeinen Sagen zufolge, eine neue Periode der literarischen Fortbildung angenommen werden darf, werden wir wol nicht ganz vom Rechten abirren, wenn wir vermuthen, daß eine dem allgemeinen literarischen Zeitgeiste homogene Fortbildung des Epos sich in den zwei Jahrhunderten von der Regeneration des Brahmathums bis auf Vicramâditja abgenutzt hatte, daß sich um diese letzte Zeit in den, in Bezug auf Cultur hervorstechenden Partien Indiens das Sanskrit als Sprache der höheren Cultur so festgesetzt hatte, daß sie in poetischer Beziehung eine neue Formentfaltung nothwendig machte, daß sie aber, abgelöst vom Volksleben, nicht die Nothwendigkeit einer generischen Verschiedenheit für die Form der poetischen Intuition erkannte, sondern noch innerhalb des Epischen stehen blieb, dieses

86) On Sanscrit and Prâcrit Poetry in As. Res. X, 429.

aber nun verkünsteln mußte. Für eine solche Verkünstelung gibt es aber — innerhalb einer todten Sprache — keine durch innere Nothwendigkeit bedingte Grenze. Sie hängt von der Macht, welche sich die Subjectivität über die todte Sprache erworben hat, ab; diese ist ihr gar nicht mehr Form, sondern Stoff. Daher läßt sich denn auch das Ende dieser literarischen Periode gar nicht bestimmen, sondern so lange das Sanskrit mit Ernst getrieben wurde, und Individualitäten so tief in seinen ganzen Umfang einzudringen vermochten, wurde auch diese verkünstelte Darstellung mit größerem oder geringerem Glücke geübt und natürlich auch auf andere als epische Stoffe übertragen. Die einzelnen, diesem Bestreben angehörigen Erscheinungen lassen sich daher fast nur nach den indischen Angaben, oder nach in ihnen liegenden Andeutungen zeitlich ansetzen. Jenen schenke ich kein Vertrauen; um diese hervorzuheben, sind uns die Werke selbst noch nicht bekannt genug. Daß die epische Poesie bis ins 12. Jahrh. nach Chr. geübt wurde, wird sogleich ein Beispiel zeigen.

Die diesem Bestreben angehörigen Epopöen, welche den vorgezeichneten Charakter in höherem oder geringerem Grade an sich tragen, findet man sammt der dazu gehörigen Literatur bei Adelung angemerkt [87]). Einige derselben — Raghuvança, Nalodaja, Kumarasambhava — werden dem Kalidâsa zugeschrieben, und das erste und dritte derselben, sowie noch zwei andere Epopöen, Kirâtarg'unija und Sisupâlavadhja, sammt einem dem Sri Harsha, König von Kaschmir (um 1113 n. Chr.), zugeschriebenen, werden mit noch einem, einer andern Gattung angehörigen und ebenfalls dem Kalidâsa zugeschriebenen, die sechs großen Gedichte (mahâkâvja). κατ' ἐξοχήν genannt. Ein hierher gehöriges Epos, Bhatti Kavja, ist in rein grammatischer Tendenz abgefaßt, nämlich um die Sanskritgrammatik, insbesondere obsoletere Formen, praktisch kennen zu lehren [88]).

Wie die Anfänge der epischen Poesie insbesondere in den an Opfertagen und Festen vorgetragenen alten Überlieferungen lagen, so fand sich in den Cultushandlungen auch die Grundlage zur Entwickelung einer dramatischen Poesie, und in Entfaltung von dieser erhebt sich die poetische Intuition der Inder nochmals zu einer überaus bedeutenden Kunsthöhe. Ja man kann sagen, daß, wenn in dem Mondaufgange der Erkenntniß (prabôdhak'andrôdajas) der Dichter sich nicht zu eng in die Banden der Allegorie hätte verstricken lassen, sondern der Freiheit der Komik, welche in vielen ihrer Elemente mit großer Kraft hervorsprudelt, mehr den Zügel hätte schießen lassen und sich seines Stoffes mehr von Seiten der menschenthümlichen Wirklichkeit bemächtigt hätte, so würde er ein Lustspiel geliefert haben, welches ganz innerhalb des Bodens der großartigsten Energie des indischen Geistes stehend, zugleich vom allgemein menschlichen Standpunkte aus eine gewaltige Stellung in der poetischen Intuition der concreten Geistesentfaltung eingenommen haben würde. Es ist im Drama, was in der epischen Poesie der Inder die Bhagavad-Gitâ; nur hätte der Stoff, seiner innern Natur nach, mehr in das Bereich der Verflüchtigung der realen Welt, wie im Aristophanischen Lustspiel, hinübergezogen werden müssen.

Daß die Götter von den Indern mit Hymnen und Tanz verehrt wurden, bemerkten schon die Alten [89]). Hierzu kamen ohne Zweifel schon in sehr alter Zeit Darstellungen von Scenen aus dem mythischen Leben des gefeierten Helden, in denen sich die drei Elemente des indischen Drama's, Tanz, Musik und Poesie vereinigten. Diese Darstellungen finden noch jetzt insbesondere bei der Feier des Krischnas [90]) statt, dessen Aufenthalt unter den Hirtinnen die lieblichste Verschlingung menschlicher und göttlicher Bilder darbot. Daß es bei ebendemselben auch schon in alter Zeit geschehen sei, dafür spricht der Umstand, daß dieser Stoff, insbesondere in Verbindung gesetzt mit der daraus folgenden Entzweiung des Krischna mit seiner rechtmäßigen Gemahlin und beider Versöhnung, von einer Menge Dichtern sowol im Sanskrit, als in den Volksdialekten behandelt ward [91]). Daß bei den Darstellungen dieser Scenen — die man mit den Mysterien des Mittelalters vergleichen darf — ein dramatisches Leben waltete, in welchem jedoch die Lyrik mehr vorherrschte, als dem eigentlichen Drama zukam, können wir aus dem Gitagovinda des Dichters G'ajadeva schließen, in welchem wir, obgleich es um vieles später anzusetzen ist, als die Anfänge der dramatischen Poesie, doch sicher mit vollem Rechte die künstlerische Ausbildung eines derartigen Mysteriums sehen dürfen. Dafür entscheidet das mystische Dunkel, welches die üppigsten Gluthen der Phantasie umlagert und heiligt. Hier sehen wir Krischna, wie er vom Zauberkreis der lieblichen Hirtinnen umringt, fortgerissen vom Sinnentaumel, in wechselnder Umarmung seine Liebe an sie verschwendet — das Ganze vergessend, versinkt er in die Einzelnheiten. Auf der andern Seite steht seine Gemahlin, seine Energie, verlassen und einsam und von einer Freundin getröstet. Da erwacht das Bewußtsein der ehelichen Verbindung mit der rechtmäßigen Gemahlin, Reue und Sehnsucht nach Versöhnung. Radha ist zwar erzürnt, läßt sich aber versöhnen, und die mystische Ehe, auf welcher allein die gesetzliche Entfaltung der Weltordnung ruht, wird von Neuem gefeiert.

Die Verehrung des Krischna, in welchem die Griechen ihren Herakles wieder zu erkennen glaubten, war, wie schon diese berichteten, vorzüglich im Lande der Çurasenâs zu Hause, und in dessen Hauptstadt, damals Κλεισοβόρα (Krishnapura), später Mathurâ, hat sich dessen Cultus bis auf die Zeiten der Muhammedaner in höchster Blüthe erhalten. Hierher sind wol auch die ersten Anfänge der sich von dem, das Ganze und das Einzelne der Composition durchdringenden, Zwecke der Krischnaverehrung loslösenden, rein menschlichen, aber auch die Menschen, der ganzen indischen Intuitionsweise gemäß, in ein göttliches Leben größtentheils hinüberziehenden, eigentlich dramatischen, Poesie zu setzen. Dafür entscheidet fol-

87) S. 258—268. 88) a. a. O. 34 und 260.

89) von Bohlen II, 397. 90) a. a. O. 91) Lassen in der Vorrede zu Jayadevas Gitagovinda p. VI fg.

gender Umstand. Die dramatische Poesie, indem sie den großen Schritt that, das relativ gegenwärtige Leben als seine Unterlage anzuerkennen und zu gebrauchen, wurde nothwendig dazu gedrängt, eins seiner Hauptmomente, die Volkssprache, als Ausdruck eines großen Theils seiner Bewegung in sich aufzunehmen. In den Dramen, die wir kennen, und welche sich wol nur erhalten haben, weil sie eben als das Bedeutendste in dieser Gattung der Poesie anerkannt waren, ist dieses Princip zu einer solchen Anerkennung gelangt, daß neben dem Sanskrit, welches als die Sprache der Götter und der Repräsentanten der höchsten Cultur beibehalten ward, nicht eine, sondern mehre, je nach dem Charakter der einzuführenden Personen, verschiedene Volkssprachen — wenn auch nicht mit genauer Nachahmung ihrer sämmtlichen Besonderheiten, doch ihren wesentlichen Merkmalen nach — Eingang in die dramatische Compositionsweise gefunden haben. Daraus kann man schon vermuthen, daß das Drama seine Ausbildung durch Beimischung von Volkspoesie erhält. Diese äußerliche Ausdehnung des Princips wird nun schwerlich gleich zu Anfang der dramatischen Entwickelung stattgefunden, sondern sich nach und nach geltend gemacht haben. Nun finden sich vor allen andern vorherrschend zwei Volksdialekte in den Dramen, der der Çûrasênâs und der von Mahârâshṭ'ra. Dieser Gebrauch des surasenischen Dialekts, zusammengehalten mit dem Vorherrschen der scenischen Darstellungen in dem Krishnacultus, erhebt die Hypothese zur höchsten Wahrscheinlichkeit, daß in Mathurâ die dramatische Poesie sich zuerst vom lyrischen Cultusdrama abgelöst [92]) habe. Allein diese Ablösung scheint das Drama zu der Kunsthöhe, welche zu erreichen ihm der Genius der Inder verstattete, noch nicht geführt zu haben. Dies folgt schon daraus, daß es innerhalb des Gebrauchs des Sanskrits und der Surasenasprache nicht stehen blieb. Erst im Lande Mahârâshṭ'ra scheint es zu seiner Vollendung gebracht zu sein; dafür entscheidet einmal, daß der Gebrauch des Mahârâshṭ'radialekts nicht allein noch den von Çûrasêna überragt, sondern sogar in den eigentlich lyrischen Partien der dramatischen Stücke vorwaltet. In dieser höher vollendeten Gestalt verbreitete sich denn das Drama über Indien, ergänzte seine Darstellungsform durch Aufnahme der Wesentlichkeiten anderer Dialekte, erreichte in dieser Form seinen Höhenpunkt und fixirte sich so als Norm dieser poetischen Gattung, welche man fortan nur nachahmen, nicht mehr, zu ihren Quellen zurückgehend und aus ihnen schöpfend, weiter entwickeln konnte. Ich habe diese hypothetische Geschichte mit ihren Hauptmomenten in der Kürze gegeben, damit man sie leichter zu würdigen vermöge. Ich verkenne dabei nicht, daß grade das Überragen des Mahârâshṭ'radialekts auch auf eine andere Auffassung leiten könnte. Genauere Erörterungen würden hier zu weit führen. Aufmerksam will ich nur noch darauf machen, daß dieser Entwickelungsgang ziemlich analog dem des griechischen Drama's ist, und dadurch war auch nur dem indischen Drama möglich, eine, so weit es der Geist des Inders zuließ, im Allgemeinen überaus vielseitige, Auffassung des Lebens künstlerisch zu formuliren. So sieht es mit der Historie der dramatischen Poesie bei den Indern aus. Fragen wir aber nach einer chronologischen Bestimmung in Bezug auf Anfang und Fortgang derselben, so tritt dieselbe Unsicherheit ein, wie bei fast allen Erzeugnissen der indischen Literatur.

Die Inder selbst betrachten die schönsten ihrer dramatischen Erzeugnisse als Werke des schon mehrfach erwähnten Kalidasa, des Zeitgenossen von Vikramâdit'ja, setzen sie also nicht vor 56 v. Chr. Allein auch gegen diese im indischen Sinn spät genug angenommene Fixirung lassen sich noch sehr viele Gründe geltend machen; da ich sie jedoch theilweise aus Mangel des nöthigen Materials noch nicht mit hinlänglicher Schärfe darlegen kann, so will ich hier meine Ansicht als reine Hypothese hinstellen, indem ich an einem andern Orte die Gründe, die mich bis jetzt leiteten und die ich wahrscheinlich noch werde verstärken können, aus einander zu setzen beabsichtige. Ich glaube, daß die Werke, welche die Blüthe des indischen Drama's bilden, nicht so hoch hinaufzusetzen sind (bis etwa 56 v. Chr.), sondern schwerlich älter, als das 6. oder gar 7. Jahrh. n. Chr. sind. Ich werde mich hierbei vorzüglich darauf stützen, daß die Sprache von Mahârâshṭ'ra der Hauptdialekt in denselben ist, daß diese Sprache zugleich ganz und gar die der Dschainaliteratur bildet, daß diese dem ganzen Wesen des Dschainismus nach die zur Zeit der Abfassung der Dschainaliteratur lebende Volkssprache gewesen sein musste, und die Entstehung der Dschainaliteratur, sowie des Dschainismus, nicht weiter rückwärts reicht, als höchstens bis zum 7. oder 6. Jahrh. n. Chr. Es werden dazu einige andere Momente noch treten, welche ich jedoch hier übergehe, da die ganze Untersuchung im Zusammenhange dargelegt werden muß. — Aus der Zeit, welche der Blüthe der dramatischen Poesie vorherging, ist uns nichts erhalten. Dagegen haben wir manches, was dem Zeitraume ihres Verfalls angehört. Auch sie wurde in den fixirten Formen übrigens bis um dieselbe Zeit geübt, wo sich die indische Geistescultur schlafen legte. Ja ein Possenspiel Dhûrtasamâgama, die Zusammenkunft der Taugenichtse, welches jedoch von künstlerischer Seite überaus werthlos ist, ist zwischen 1487—1508 n. Chr. entstanden [93]).

Daß die Anzahl der dramatischen Compositionen der Inder, welche für classisch galten, sehr bedeutend gewesen sein müsse, dafür entscheiden schon die uns bekannten Resultate ihrer dramaturgischen Studien. Die Inder schreiben die Erfindung der Dramen, sowie die Abfassung der Regeln über ihre Composition, dem mythischen Könige Bharatas zu, dem sie von Brahma selbst geoffenbart sind, und der sie zuerst von Gandharven und Apsarasen an dessen Hofe aufführen ließ. Ob die angeblich von ihm herrührenden sûtra noch existiren, finde ich nicht genauer bemerkt. Dagegen ist die Dramatik in mehren andern

92) *Lassen*, Institutiones Ling. Praecrit. p. 386.

93) Es ist abgedruckt in Lassen's Anthologia sanscritica, in deren Vorrede die Zeitbestimmung gegeben ist; vgl. auch Gött. Gel. Anz. 1839. St. 68. S. 672.

spätern Schriften behandelt, als deren vorzüglichste ein Werk aus dem 11. Jahrh. n. Chr. angeführt wird, Dacarûpaka (die zehn Dramenarten) von Dhanang'aja [94].

Die Inder theilen dramatische Vorstellungen in drei Classen. Die erste heißt nritta, bloßer Tanz (wörtlich Getanztes), die zweite nritja (wörtlich zu Tanzendes, also ein durch Tanz darzustellendes Sujet), pantomimischer Tanz; die dritte nâtja (dies ist, obgleich in das gelehrte Sanskrit aufgenommen, eigentlich der Wurzelgestalt nach ein Prakritwort; denn nach bestimmten Regeln wird aus der Sanskritwurzelform nrit, tanzen, in der gemirten Form nart, im Prakrit nat; aus dieser Form, deren Sanskritgestalt die indischen Grammatiker nicht kannten, weil ihnen das eben angemerkte Gesetz nicht ganz bewußt geworden wäre, treten fast alle technische, das eigentliche Drama betreffende, Ausdrücke hervor, und es ist dies einerseits ein Zeichen, daß das Drama zu einer Zeit entstand, wo das Sanskrit längst erstorben war, und andererseits, daß das Drama nicht unter Herrschaft des Sanskrits — der höhern Cultur — sondern Prakrits — des Volkslebens — sich zunächst entfaltete). Nât'ja würde einem sanskritischen nârtja entsprechen, welches die vriddhirte Form von nritja wäre, hieße also zu Tanzendes in verstärktem Sinn. Es bezeichnet im Gebrauch die Verbindung von Sang, Tanz und Instrumentalmusik. Der allgemeine Name von Schauspiel ist Rûpaka. Diese werden in zwei Classen getheilt, in Rûpaka κατ' ἐξοχήν und Uparûpaka, niedere Gattung. Jene zerfallen in zehn verschiedene Arten: 1) Nât'aka; ernsten Charakters; die Helden dürfen nur Götter und Könige sein. In Beziehung auf das Sterben haben die Inder dasselbe Gesetz, wie die Griechen, daß Niemand auf der Bühne sterben kann. Sie gehen aber insofern noch weiter, als sie überhaupt eine über das Schicksal der Helden im menschlichen Sinn beruhigende Abschließung fodern; 2) Prakarana ist von jenem nur durch die äußere Stellung des Helden verschieden, indem dieser ein Minister, Brahmane, oder angesehener Kaufmann sein kann; 3) Bhanu, erzählender Monolog; 4) Vjâjôga, kriegerische Darstellung; 5) Samavâkâra, mythologische Fabel; 6) Dima, Schrecken erregende Darstellungen, besonders dämonischer Art; 7) Ihâmriga, Intriguenstücke; 8) Anka, ein Vorspiel; 9) vithi, eine Art Tragikomödie, ein Mischdrama, worin alle Elemente der dramatischen Poesie walten; 10) Prahasana, satyrische Posse. Die Uparûpaka werden in 18 Arten zerfällt [95].

Die dramatische Darstellung betreffend, können wir hier nicht auf Einzelnes eingehen. Als Eigenthümlichkeit in Rücksicht auf den sonstigen Charakter des Orients bemerken wir nur, daß in Indien der aus der freieren Stellung der Frauen hervorgehende Gebrauch herrschte, daß die Frauen die Rollen ihres Geschlechtes spielten.

Für das beste dramatische Werk sieht die indische Nation das uns aus diesem Zweige ihrer Literatur zuerst bekannt gewordene, und von der ganzen gebildeten Welt mit vielem Beifall aufgenommene, Stück Sâkuntalâ an. Obgleich es in Beziehung auf manche einzelne Elemente der dramatischen Poesie von den uns seit der Zeit bekannt gewordenen übertroffen wird, so bleibt es doch in Beziehung auf Mannichfaltigkeit und Gleichmäßigkeit der Entfaltungen des innern Lebens die Krone der indischen dramatischen Poesie. Als Verfasser desselben gilt Kalidasa. Den Kern desselben bildet die indische Anschauung von der Macht des Fluches eines beleidigten Asketen. Ein König hat sich in die Tochter eines Eremiten Sakuntala verliebt; er ehelicht sie in der Weise der Gandharven. Von ihr zurückkehrend, hinterläßt er ihr einen Ring und das Versprechen, sie nach Hofe abholen zu lassen. Aber im Liebesgetändel hat Sakuntala vergessen, gegen einen Asketen sich pflichtgemäß zu erweisen. Dieser spricht im Zorne den Fluch aus, daß der, an den sie einzig denke, sie und alles, was ihn an sie knüpfe, ganz vergessen solle. Durch die Freundin der Sakuntala benachrichtigt, kann er den Fluch zwar nicht rückgängig machen, allein er mildert seine Wirkung durch den Zusatz, daß sich der König alles Vorgefallenen wieder erinnern und zu seiner Liebe zurückkehren werde, sobald er den Ring erblickt haben würde. Der Fluch wirkt; der König läßt Sakuntala nicht zu Hof holen. Endlich macht diese sich selbst auf; sie erscheint vor dem Könige; er erkennt sie nicht. Nach dem Ringe suchend, findet sie ihn nicht. Beim Baden hat sie ihn verloren. Verzweifelnd verläßt sie den König. Ein Priester nimmt sie auf; allein himmlische Nymphen entführen sie an Indra's Hof. Nachdem dies geschehen, bietet ein Fischer den Ring zum Verkauf aus, den er in einem gefangenen Karpfen gefunden. Die Polizei ergreift ihn und bringt ihn vor den König. Wie dieser den Ring erblickt, steht alles wieder vor seinen Sinnen. Furchtbarer Schmerz ergreift ihn; da sendet ihm Indra seinen Wagen; in Indra's Hof findet er sein Kind und seine Gattin wieder. Vereint kehren sie zur Erde zurück." Dieses Ineinanderspielen der Götter- und Menschenwelt war in der uns hier gebotenen Vollendung nur der indischen Anschauung der Weltordnung möglich. Beide sind so innig mit einander verschmolzen, daß nirgends auch nur der geringste Bruch fühlbar ist. Die Verschmelzung geschieht insbesondere durch einen eigenthümlich zarten Farbenton, der über das Ganze hingehaucht ist. Wir dürfen hier nicht ins Einzelne übergehen, können aber auch eine allgemeine Bekanntschaft dieses in seiner Art wunderbaren Werks nach den vielen Übersetzungen, welche es erhalten hat, voraussetzen. Allein bemerken müssen wir, daß keine einzige Übersetzung den unnachahmlichen zarten Schmelz, welcher das Original charakterisirt, wieder zu geben vermochte. Jede Berührung streift ihn ab, wie den sammtartigen Flaum auf Schmetterlingsflügeln. Er erscheint in allen Übersetzungen — und je getreuer sie im Allgemeinen sind, desto mehr — als völlig marklose, weibische Schwäche. Das ist er nun zwar im Wesentlichen wirklich — und überhaupt erscheint das Leben in den Dramen der Inder als ein unmännliches, wird auch daher den an helleniſches und Shakspeare'ſches Mark gewöhn-

94) Adelung 218. 308.

95) *Wilson*, Specim. of the Theatre of the Hind, I, 13.

ten europäischen Gaumen nur momentan täuschen können — aber das zarte Weibliche des Lebens ist auf eine so wunderliebliche Weise aufgefaßt, daß auf diesem niedern Standpunkte die indische Dramatik eine vollendete Stellung einnimmt.

Demselben Dichter wird auch noch ein, ohne Zweifel jedoch später als Sakuntala abgefaßtes, Drama „Vikramorvasi," Urvasi und der Held," zugeschrieben. Auch von diesem besitzen wir mehre Übersetzungen [96]). Seinen Hauptkern bildet ein ganz aus Recitativ und Arien bestehender, überaus leidenschaftlicher Act, in welcher der Held seine durch einen Fluch in eine Schlingpflanze verwandelte Geliebte sucht.

Ein kräftigeres und überaus achtungswerthes, mehr aus Zwiegesprächen als Gesängen bestehendes, großartiges Intriguenstück ist das Drama Mudrârakshasa, Siegelring und Rakkhasas, welches dem Visakha Datta aus dem 10. Jahrh. n. Chr. zugeschrieben wird. Seinen Inhalt bilden Intriguen des Ministers des Königs Tschandraguptas gegen Rakkhasas, den Minister des Nanda, durch welche Rakkhasas mit Tschandraguptas versöhnt und dieser auf dem usurpirten Throne befestigt wird.

Ein ziemlich altes Stück, welches uns das Familienleben der Inder kennen lehrt, ist Mrik'k'hakati, der Thonwagen.

Zwei sehr schöne Stücke, Malati Madhava, die Liebe und heimliche Ehe zwischen Malati und Madhava, welches von Wilson der Sakuntala vorgezogen wird, mir aber noch nicht so weit im Original bekannt ist [97]), daß ich ein Urtheil auszusprechen wage, und Uttara Rama Karitram, die dramatische Behandlung von Râma's Geschichte nach Wiedergewinnung seiner Gattin werden einem Dichter Bhavabhuti zugeschrieben, welcher, der Chronik von Kaschmir zufolge, 705 n. Chr. lebte [98]).

Wir haben hier nur die von den bisher bekannter gewordenen (deren 12 sind), uns vorzüglicher scheinenden hervorgehoben. Es sind uns außerdem noch eine ziemliche Anzahl nach allgemeinen Umrissen, oder dem Namen nach, bekannt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß noch einige mit der Zeit werden aufgefunden werden. Groß muß aber die Zahl der ganz verlornen sein [99]).

Sowie die Sanskritliteratur im indischen Geiste fast vollendete Muster der epischen und dramatischen Dichtgattungen aufgestellt hat, so finden sich auch Werke aus fast allen übrigen Gattungen der Poesie. Im Allgemeinen können wir bei allen voraussetzen, daß uns nur die von der bewußten oder unbewußten Nationalkritik als beste ihrer Gattung anerkannten bewahrt sind, daß neben ihnen mehr oder minder gelungene Versuche bestanden, welche aber theils verloren gegangen sind, theilweis in Sammlungen aufgenommen. Ich hebe die bessern hervor, indem ich dem, jedoch für die indische Anschauung und Dichtweise nicht ganz passenden, den europäischen Eintheilungen nachgebildeten Schema bei Adelung folge.

Unter den Lehrgedichten erwähnt dieser den Ritusanhâra (Sammlung der Jahreszeiten), welcher dem Kalidasa zugeschrieben wird. Das Original ist das älteste im Sanskrit gedruckte Werk. Diese Ausgabe ist aber so gut wie verschollen; mit einem der Gesänge hat uns Lassen wieder beschenkt [1]), und eine teutsche nach dem Manuscript gearbeitete Übersetzung von drei Jahreszeiten verdanken wir v. Bohlen [2]). Obgleich schon in dem nach plastischer Zusammendrängung einzelner Erscheinungen zu einem Gesammtbild strebenden Styl componirt, ist die Poesie desselben doch noch relativ sehr einfach und frei von dem, der rein formalen Entwickelung der Poesie entströmenden, Schwulst und Bombast. „Jeder Doppelvers," heißt es bei Jones, „zeigt eine indische Landschaft, immer schön, bisweilen sehr farbenreich, aber niemals über die Natur."

Die übrigen von Adelung [3]) unter dieser Rubrik erwähnten Gedichte sind minder bedeutend.

In Bezug auf Gnomenpoesie zogen schon früh die Gnomen, die dem Bhartrihari [4]) zugeschrieben werden, welchen die Sage zu einem Bruder des Vikramaditja macht, die Aufmerksamkeit mit Recht auf sich. Sie sind ohne allen Zweifel eine Sammlung des schönsten in dieser Dichtgattung, und haben nicht einen Verfasser. Selbst nachdem sie in einen Kanon geordnet waren — wir können nicht bestimmen, zu welcher Zeit — empfingen sie noch Zusätze, die minder werthvoll sind, als das ursprünglich kanonisirte. Die Sprache ist zwar im Ganzen einfach, doch strebt sie nicht selten nach doppelsinniger Bezüglichkeit, wie dies aber dieser Gattung der Poesie nicht schlecht steht. Andere hierher gehörige Werke zählt Adelung (a. a. O.) auf.

Auch aus dem Gebiete der satyrischen Poesie werden Werke erwähnt [5]); doch sind sie uns noch fast ganz unbekannt. Aus den Werken der elegischen Gattung sind insbesondere zwei hervorzuheben, der Wolkenbote (megha dûta) [6]), welcher dem Kalidasa ebenfalls zugeschrieben wird, und das Ghatakarparam (das zerbrochene Gefäß) [7]), dessen Dichter, wenn er seinen Namen nicht im Titel versteckt hat, nicht einmal diesem nach bekannt ist. Jenes schildert die Sehnsucht eines verbannten Jaksha nach seiner von ihm getrennten Gattin. Er wird beim Anblick der zur Regenzeit aufsteigenden Wolken von Schmerz ergriffen, und fodert sie auf, Ausdruck desselben bei seiner Gattin zu sein. Dies Gedicht ist eins der besten im indischen Sinn. Das Hingebende, Weiche, Zarte prägt sich auf eine wunderliebliche Weise darin aus. Das andere hat ein ziemlich ähnliches Sujet; eine Frau sehnt sich zur Regenzeit nach ihrem entfernten Gatten. In diesem Gedichte kann man die Anfänge der Entwickelung der rein formalen Ausbildung der Poesie erkennen. Es erscheinen

96) Zu den schon bei Adelung S. 321 angeführten kommt eine mit großer Treue die Metra des Originals nachbildende von Bernhard Hirzel (Frauenfeld 1838). 97) Ich habe nur die von Lassen besorgte Ausgabe des ersten Acts. 98) As. Res. XV, 45. 99) Vgl. eine Liste bei Wilson a. a. O. 77.

1) Lassen, Anthologia sanscritica. p. 60 fg. 2) von Bohlen im Morgenblatt. 1839. St. 264—266. 3) S. 269. 270. 4) Literatur bei Adelung 190 und 360. 5) Adelung 271. 6) Adelung 271. 7) a. a. O. 275.

ther eine Menge der Spielereien, welche im Malobaja auf die Spitze getrieben sind, aber noch auf einer sehr niedern Stufe. Dennoch ruft der Dichter am Schlusse seines Gedichtes aus (nach v. Bohlen's Übersetzung):

„Wenn mich ein Dichter besiegt in künstlichen Reimen und Rhythmen,
Wasser trag' ich ihm gern hin im zerbrochenen Krug."

Dieser Schluß gab Veranlassung zur Benennung des Gedichts.

Ein lyrisches Drama bildet der leidenschaftlich glühende, tief und großartig mystische Gitagovinda, von dem sich mit Recht am Schlusse eines jeden Gesangs nennenden Dichter G'ajadeva[8]). In Bezug auf die Auffassung der Welt- und Gottesverbindung als eine mystische Ehe hat dieses Gedicht bedeutende Ähnlichkeit mit dem Hohenlied Salomo's. Indem es aber diese Verbindung der tieferen theosophischen Speculation der Inder gemäß weiter faßt, verliert es an concentrirter poetischer Potenz, durch welche es vom jüdischen Liede, trotz seiner beschränkteren Auffassung, weit überragt wird. Das indische Gedicht hat dagegen eine tief durchbildete poetische Form zu Gebot, durch welche das geistige Element äußerlich klarer zur Anschauung kommt. Die reichen, eigentlich sanskritischen, Metra schildern in ihren erhabenen und großartigen Rhythmen die Situationen, die ganz gesangvollen, aus den Volksmundarten ins Sanskrit übernommenen, dienen zur Abfassung der Lieder. In letztern waltet der Reim und jedes Mal Refrain (im Sanskrit dhruvam padam). Der Dichter lebte, wie schon früher bemerkt, etwa in der Mitte des 12. Jahrh. n. Chr.

Von rein erotischen Gedichten sind uns durch Chezy (der seinen Namen unter dem Calembourg Apud (chez)y versteckt hat, die hundert Epigramme des Amaru (Amaruçatakam)[9]) bekannt geworden, und ebenfalls von Rückert außer und vor andern theilweise übersetzt. Sie schildern größtentheils sehr lieblich, aber auch lasciv — wie die indische Poesie jederzeit, wo es auf Liebe kommt, sich benimmt — Situationen eines Liebenden in einer Stanze, in der das plastische Bestreben der Inder insbesondere hervortritt. Ein anderes kurzes erotisches Gedicht „die funfzig Distichen des Tschauras" (K'aurapank'âçikam)[10]), ist von v. Bohlen edirt. Es schildert die Situation eines Liebenden, welcher bei der Geliebten ergriffen, zum Tode geführt wird, aber selbst noch im Tode nur an sein früheres Glück denkt, und es glühend besingt. Es ist sehr schwülstig. Anderes hierher Gehörige sehe man bei Adelung (a. a. O.), wo auch noch einiges aus der Hymnenpoesie erwähnt wird.

Von höchst bedeutendem Moment für die Weltbildung ist noch eine andere Branche der indischen Poesie, die Thierfabel. Indem die charakteristische Wesenheit, ungetrübt von dem, die Elemente des Charakters im Menschen beherrschenden, Bewußtsein, nach Grund und Folge in den Thieren viel klarer hervortritt, bieten sie sich als die reinsten Spiegel der aus bestimmten geistigen Richtungen hervortretenden Äußerungen dar. Diese Anschauung bildet die Grundlage der Thierfabel, welche, ihrem innersten Wesen nach, stets moralisch im weitern Sinne (das ganze Betragen der Menschen ordnend) ist. Das Alter der Thierfabel als Ausdruck des poetischen Vermögens im Volksleben zu fixiren, wird wol rein unmöglich sein. Es ist so alt, als das dem Menschen aufs allernächste liegende Gleichniß aus der Thierwelt, also so alt, als Äußerung des poetischen Vermögens überhaupt, mit andern Worten so alt, als das Leben der Menschen. Anders steht die Frage, wenn wir wissen wollen, wann es zuerst als Gattung der geistigen Production anerkannt ward, und endlich, wann Compositionen dieser Art der schriftlichen Aufbewahrung werth gehalten und literarisch ebenbürtig wurden.

Als die Sanskritcultur sich über das indische Volksleben wälzte, ergriff sie, wie ich glaube, eine Gattung der poetischen, oder überhaupt geistigen, Productionen nach der andern. Wie sich aber dieses ganze Bestreben daraus entwickelte, daß die, welche der Sanskritliteratur diese ungeheure Herrschaft zu bereiten suchten, sie als Instrument gebrauchen wollten, um so die Brahmanisch-religiöse Anschauung zur höchsten geistigen und materiellen Gewalt in Indien zu bringen, so war die Geschichte dieser Übergriffe des Sanskrits wol die, daß es zunächst das an sich riß, was in nächster Beziehung mit dieser Brahmanischen Anschauung stand, und dann immer weiter vordrang, bis diese das ganze geistige Leben der Inder bewältigt und ihm seine Uniform angezogen hatte. So denn zunächst heilige Schriften, wodurch sich die Appendices der Veden bildeten, dann Traditionen (epische Poesie), Philosophie, Wissenschaften u. s. w. Bei solchem Vorwärtsschreiten mochten lange manche geistige Momente dem bloßen Volksleben überlassen geblieben sein, als nicht werth, in dieses heilige Reich der Sanskritsprache gezogen zu werden. Wir haben bemerkt, daß selbst die dramatische Poesie bedeutende Spuren dieser frühern Vernachlässigung von Seiten der Sanskritcultur zeige, und vermutheten, daß sich ihre Hauptausbildung im Volksleben und durch die Volksdialekte erhalten habe. So vermuthe ich denn auch, daß die Fabeldichtung, nachdem sie lange verachtet im Volksmunde gelebt, dann vielleicht einzeln in Volksdichtungen concipirt sei. Ihre ethische Beziehung verschaffte ihr alsdann die Ehre, in die Sanskritliteratur hinübergenommen zu werden; das älteste indische Fabelwerk rührt zum wenigsten aus dem 6. Jahrh. n. Chr. her. Denn es gerieth schon unter dem persischen Fürsten Nuschirwan († 579) nach Persien, wurde dort unter dem Namen „Fabeln des Bidpai" (entstellt aus dem sanskritischen vidjâprija. Freund der Wissenschaft, womit wol Barsujeh, der sie aus Indien brachte, bezeichnet werden sollte), übersetzt, ging von da unter dem Namen Calila und Dimnah (so nach den Schakalen karataka

8) a. a. O. 273, dazu kommt die ausgezeichnete Ausgabe von Lassen: Çrîgîtagovindah: Gîtagovinda Jayadevae poëtae indici Drama Lyricum; textum ad fidem librorum manuscriptorum recognovit, Scholia cet. adjecit Chr. Lassen (Bonn 1836) und die vieles in dieser Ausgabe verbessernde meisterhafte Übersetzung von Rückert in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. I, 129 fg.; Noten 286 fg. 9) Adelung S. 277. 10) a. a. O. S. 278.

und Damanaka benannt, welche sich im ersten Buche unterhalten) ins Arabische über (durch Abdollah Ibn Moskaffa, † 760), kam nach Spanien und war schon im 11. Jahrh. eins der bekanntesten und weitverbreitetsten Werke in der ganzen Welt [11]). Der eigentliche Titel des indischen Werks ist Nitiçâstram, Regel des Betragens, beiweitem bekannter ist es aber unter dem, von seiner Eintheilung entlehnten, Namen Pank'atantram, die fünf Abschnitte, oder Pank'ôpakhjâna, die fünf Geschichten. Als Verfasser desselben wird Vishn'usarman genannt. Es ist eine Sammlung von einer Menge damals ohne Zweifel längst bekannter und einzeln auch sicher schon schriftlich abgefaßter Fabeln, welche in einander zu einem Ganzen verknüpft sind.

In Indien wurde dies größere Werk in kleinere zusammengezogen. Am meisten bekannt ist uns von diesen Auszügen der Hitôpadêça, „gute Lehre." Die Zeit, in welcher sie abgefaßt wurde, ist noch nicht zu bestimmen [12]). Minder frei, als in diesem, ist in einem andern Auszuge gewaltet, welcher den Namen Kathâmritanidhi, Schatz des Nectars der Erzählungen," und zum Verfasser Anant'abhat't'a, einen Brahmanen, hat. Er hat die Ordnung nicht — wie im Hitopadesa — geändert, behält die ganze Erzählung bei und verkürzt nur die poetischen Partien [13]).

Was wir über das Verhältniß der sanskritischen Fabelsammlungen zur Fabeldichtung als eigentlicher indischer Volkspoesie gesagt haben, gilt in beiweitem größerem Grade von den sanskritischen Märchen- und Erzählungssammlungen. Auch von diesen beiden Formen der Poesie bin ich überzeugt, daß sie lange im indischen Volksleben bauten, dort ihre Ausbildung fanden, und wol von allen Gattungen der Poesie zuletzt in das Bereich der durch das Sanskrit gleichsam geheiligten höheren Cultur hinübergerettet wurden. Ging es doch unserm wundervollen Märchenreichthum bei allem Überfluß an Mitteln literarischer Verviel'ältigung mutatis mutandis nicht viel besser. Die indischen Märchen, Geburten einer glühenden und träumerischen Phantasie, ganz und gar durchweht von der den Indern eigenthümlichen theosophischen Weltanschauung — der Einheit des Alls und der Allheit des Eins — lebten lange im Munde des Volks, wurden denn wahrscheinlich zuerst in verschiedenen Volkssprachen einzeln concipirt, ohne Ansprüche auf literarische Ebenbürtigkeit, erhielten dann höchst wahrscheinlich durch den sie durchziehenden Sivacultus, welcher gegen die Mitte des 10. Jahrh. größere Bedeutung erhalten zu haben scheint, größeres Ansehen, wurden wol zuerst einzeln im Sanskrit verarbeitet, und zuletzt erst sehr spät, in größeren Sammlungen zu einer Einheit verknüpft. Auch diese Gattung der indischen Poesie ist von welthistorischer Bedeutsamkeit. Es läßt sich mit Evidenz nachweisen, daß aus ihr die arabische Märchenpoesie hervorgegangen ist, obgleich sich die Brücke noch nicht mit der Bestimmtheit, wie bei der Fabelpoesie, auffinden läßt.

Die bedeutendste der Märchensammlungen ist der kathâsaritsâgaras, der Ocean der Ströme der Erzählungen, zu einem Ganzen geordnet von Somadeva Bhat't'a unter der Regierung des schon erwähnten und auch aus andern literarischen Productionen als Gönner der Künste und Wissenschaften bekannten Königs von Kaschmir, Harsha Dèva (1113—1125 n. Chr.). Dieses Werk wird von Hermann Brockhaus herausgegeben und ist theilweise schon erschienen. Die Blüthen der, dem Märchenthum eigenen, poetischen Anschauung sind hier vielfach abgestreift, und es ist fast nur der rohe Stoff erhalten [14]). Mit zwei andern, uns etwas bekannt gewordenen, Sammlungen steht es in poetischer Beziehung noch schlimmer. Sie heißen Vetâla pank'avinçati (die 25 Erzählungen eines Dämons) und çukasaptati (die 70 Erzählungen eines Papagaien) [15]). Die erste Sammlung wird einem Dichter Sivadâsa (wörtlich Sivaverehrer) zugeschrieben, dessen Name wol nur dem Umstande zuzuschreiben ist, daß diese Märchen den Sivacultus zur Grundlage haben. In diesem herrscht im Allgemeinen Prosa als Erzählungsform, aber die sich durchziehenden Spuren einer metrischen Ausgabe sind fast bündige Anzeichen, daß sie eine durch rein stoffliches Interesse herbeigeführte Vervielfältigung einer zu Grunde liegenden mehr künstlerischen Behandlung dieser Märchen sind [16]). Ihre Sprache, vielfach ganz gegen die Regeln des reinen Sanskrits verstoßend und sich hinneigend zu sehr herabgesunkenen Volksmundarten, setzt sie in eine relativ sehr nahe Zeit. Es existiren außerdem noch mehre andere Sammlungen von Märchen, welche uns jedoch theils nur dem Namen nach, theils durch kleinere, aber sehr umgearbeitete Auszüge bekannt sind. Ich verweise über sie auf Adelung [17]).

Theils aus dem indischen Epos, theils aus den Märchen, entwickelte sich endlich der indische Roman. Sein Verhältniß zum Märchen scheint hier das zu sein, daß die dort ganz frei gegebene träumerische Phantasie sich hier mehr unter die Herrschaft des ordnenden Bewußtseins stellt. Es ist uns jedoch noch kein Roman in seiner Sanskritform bekannt geworden, sondern was wir davon kennen, verdanken wir Übersetzungen von Übersetzungen. Ich verweise auch hier auf Adelung, bei dem man auch noch einige kleinere Erzählungen erwähnt findet, welche sich rein innerhalb des Menschenthums halten und daher sich unserer Erzählung mehr nähern [18]).

Diese allseitige Ausprägung der treibenden geistigen Elemente in äußerer Darstellung konnte nicht verfehlen,

11) Die hierher gehörige Literatur gibt Adelung 280—296, wozu ich die Titel von zwei Werken fügen will, die ohne Zweifel diesen Gegenstand behandeln, mir jedoch noch nicht zu Gebote stehen: *Loiseleur Deslongschamps*, Essai sur les fables indiennes (Par. 1838). 12) von Bohlen II, 390. 13) *Colebrooke* in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 200.

14) Adelung 296; vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 136. S. 1345 fg. 15) Proben dieser Sammlungen verdanken wir Lassen in seiner Anthology. sanscrit. I—45; vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. St. 68. S. 668. 16) Gött. Gel. Anz. a. a. O. 669. 17) Adelung 299 fg. 18) a. a. O. S. 304—308.

den nach Erkenntniß von Ordnung und Gesetz in allen Äußerungen des Menschenthums strebenden indischen Geist aufzuregen, die Gesetze der Darstellung aufzusuchen und nach prioristischer Anschauung und Deduction, sowie nach den vorliegenden Mustern, festzustellen. Unter dem allgemeinen Titel: Ausschmückung (schöne Darstellung), Alankâra, fassen sie Rhetorik und Poetik zusammen, und es werden uns eine Menge dahin einschlagende Werke angeführt [19]). Leider ist uns noch keine dieser τεχνικ im Original zugänglich, und ich gestehe, nicht gern nach oberflächlichen Auszügen urtheilen zu mögen. Im Allgemeinen kann man erkennen, daß die bis zur Spitzfindigkeit getriebene Analyse in Unterabtheilungen nach oft höchst unwesentlichen Verschiedenheiten, wie in allen indischen wissenschaftlichen Bestrebungen, auch hier vorherrscht. Eine bedeutende Literatur erhielt die für die spätere rein formale Entwickelung der indischen Poesie so wesentliche Metrik. Im Original kenne ich nur den dem Kalidasa zugeschriebenen Srutabôdhas (Metrik) [20]), und eine kleinere hierher gehörige Composition von Gangâdâsas [21]). Jener behandelt die gewöhnlicheren indischen Metra, indem er sie in einer in dem auseinanderzusetzenden Metrum gedichteten Stanze erklärt. Das Hauptwerk über indische Metrik ist das des Pingala, welcher in fabelhafte Zeit geschoben wird [22]).

Sowie die Technik der Darstellung durch Rede wissenschaftliche Behandlung fand, so auch die der Darstellung durch Musik [23]); ebenso die durch Gebäude, Baukunst [24]). Endlich wurden überhaupt Handwerke, menschliche Thätigkeiten in Sanskritwerken besprochen [25]).

Wir haben unsere Überzeugung ausgesprochen, daß in derselben Zeit, wo das Sanskrit sich aus seinem Grabe empor zur Würde der indischen Culturſprache erhob, auch die Volkssprachen schriftlich gebraucht wurden. Allein auf diese Art der Literatur sah die Brahmanische Bildung, welche nach und nach — durch Verdrängung des Buddhismus und Dschainismus — unbestrittene Herrschaft in dem beiweitem größten Theile von Vorderindien erlangte, mit Verachtung herab, und diese Verachtung mußte bewirken, daß eben keine Abschriften von dieser Art Werken gemacht wurden. War dieses aber der Fall, so mußte in Indien diese ganze Literatur schnell verloren gehen. Denn die Masse von Insekten, welche in Indien das Schreibmaterial afficiren, bewirken, daß ein Buch selten ein Jahrhundert überdauert. Uns sind aus der Literatur des Prakrits von Mahâràshṭ'ra, abgesehen von den prakritischen Partien der Dramen, nur noch die heiligen Schriften der Dschainas und einige Proben in andern Dichtgattungen bewahrt [26]). Ich kenne sie jedoch nicht genauer.

Mit dem Einbruche der Muhammedaner wurde dieser eigenthümliche Culturzustand, welcher, unserer Annahme nach, etwa von 230 v. Chr. an, begonnen hatte sich zu entwickeln, angefangen gebrochen zu werden. In den von den Muhammedanern eroberten Provinzen sing das Ansehen der Brahmanen, der Träger dieser Cultur, an, zu leiden. Das Sanskrit wurde zwar noch geübt, aber diese Übung vereinzelte sich immer mehr. So emancipirten sich die Volkssprachen von der Oberherrschaft des Sanskrits; andererseits stellte sich die Nothwendigkeit ein, die Sprache und Cultur der Sieger kennen zu lernen. Dadurch wurde der Übergang zu dem jetzigen Zustande vorbereitet. Die indischen Volkssprachen fingen an, literarisch geübt zu werden, und entwickelten eine neue Phase der indischen Cultur. Im Norden wurde die sogenannte Hindustani- und Hindisprache Träger derselben. Sie bemächtigte sich, so weit es die Eigenthümlichkeit des indischen Geistes zuließ, des von den Muhammedanern herbeigeführten; aber die Hauptgrundlage bildet die alt überlieferte, im Sanskrit erhaltene, einheimische Cultur. Diese Literatur ist daher insbesondere reich an Übersetzungen und Umarbeitungen sanskritischer Werke [27]). Doch ist sie nichts weniger als auf diese Phase beschränkt. Sie hat im Gegentheil durch die mannichfachste Behandlung einen solchen Reichthum der Entwickelung erhalten, daß sie ganz insbesondere für die Bedürfnisse der Conversation und aller socialen Verhältnisse tauglich zu sein erklärt wird [28]). Das Hindustani ist jetzt das ausdrucksvollste und feingebildetste Idiom, und erhält mit jedem Tage größere Bedeutung. Das Persische, welches seit dem Einfalle der Muhammedaner die Administrationssprache ward, ist schon mehrfach von ihm verdrängt, und es wird schwerlich lange Zeit hingehen, daß es die Sprache der indischen Diplomatie wird.

Das Hindi (in welchem, wie schon bemerkt, die fremden Worte vermieden werden) ist insbesondere reich an poetischen Chroniken. Berühmt ist das Gedicht von Chand aus dem 12. Jahrh. nach Chr., auf welches Tod, etwas zu gläubig, den größten Theil seiner Annalen von Rajasthan aufgebaut hat. Aus dem 17. Jahrh. rührt eine Geschichte der Bandélas (Bundelkund) von Lal Kavi. Solcher Werke gibt es noch mehre, besonders in den Rajputenstaaten. In Hindi und Hindustani sind eine Menge Biographien abgefaßt. Das bedeutendste der Werke dieser Art ist Bhaktamâla, Leben der berühmtesten indischen Heiligen, gegen Ende des 16. Jahrh. geschrieben. Das Hindustani ist ferner die Sprache, in welcher die neueren indischen Religionsreformer ihre religiös-philosophischen Schriften abgefaßt haben, z. B. Kabir, Nanak, Dâdû, Birbhan, Bakhtawar und der saiyid Ahmad. Die Gebete und Hymnen sind ebenfalls in dieser Sprache abgefaßt. So wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung, wie bei der Gründung des Buddhismus. Vielfach sind die poetischen Erzeugnisse im Hindi und Hindustani; in letzterem existi-

19) a. a. O. 216. 20) Ich besitze ihn handschriftlich durch die Güte des Hrn. Prof. Stenzler und werde ihn später herausgeben. 21) Ebenfalls handschriftlich in meinem Besitze durch die Güte des Hrn. Prof. Herm. Brockhaus. 22) Abelung 218 fg. 23) a. a. O. 330. 24) Schlegel, Indische Bibliothek. II, 470. 25) Abelung 331. Schlegel a. a. O. 471. 26) Lassen, Institut. Ling. Prace. 64.

27) Garcin de Tassy in Journ. As. 1826. Mars. 248, aber insbesondere von demselben: Histoire de la Littérature Hindoui et Hindoustani. T. I. Biographie et Bibliographie (Paris 1839).

28) a. a. O. Préf. V.

ren eine Menge Volksgesänge, und es ist die Sprache der jetzigen dramatischen Poesie. Insbesondere ist die Romanliteratur reich; es sind theils neue Bearbeitungen alter Sagen, theils Übertragungen oder Nachahmungen aus dem Sanskrit oder auch dem Persischen und Arabischen. Garcin de Tassy hat uns in dem schon genannten Werke eine sehr große Anzahl von Schriftstellern, welche in diesen Idiomen schrieben, und Werken, welche in ihnen geschrieben sind, mitgetheilt; leider sind die chronologischen Bestimmungen auch hier sehr unzureichend überliefert, und es muß der Zukunft überlassen bleiben, ob sich Vieles, was jetzt noch unbestimmt bleiben mußte, wird genauer fixiren lassen. Die Literatur beginnt im 12. Jahrh. und geht bis auf unsere Zeit. Ihren Glanzpunkt bildet das 18. Jahrh. Als bedeutendster Dichter wird Sauda (mit vollem Namen Mirza Muhammed Rafi Saudâ), aus Delhi gebürtig, genannt, der Malik-i-Shuarâ-e-hindî (König der hindustanischen Dichter). Er war Soldat und lebte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Seine Poesien zeichnen sich durch Kühnheit der Bilder, Originalität der Gedanken und Reiz des Ausdrucks aus. Er zeichnete sich vorzüglich in der Satyre aus. Die Engländer vergleichen ihn mit Juvenal [29]). Etwas später als jener, blühend um 1770, noch am Leben im J. 1800, zeichnete sich Mir Muhammed Taqui aus, aus Agra gebürtig. Seine Gazelen werden am Höchsten gestellt.

Sowie sich im nördlichen Indien, durch Vermischung der dortigen einheimischen Sprachen mit der der Eroberer, das Hindustani bildete, so im Süden das Dakhni [30]) (südlich-indisch-muselmännische Sprache). Die Reihe der Schriftsteller, welche sich dieser Mischsprache bedienen, beginnt daher auch viel später (etwa um das 16. Jahrh.). Sie ist aber überaus reich; die Schriftsteller, welche sich ihrer bedienten, sind ebenfalls von Garcin de Tassy im angeführten Werke angemerkt.

Weniger reich an Literatur ist die bengalische Sprache [31]); größtentheils besteht sie aus Übersetzungen und Nachahmungen.

Eine Übersetzungsliteratur haben auch die beschränkteren Provinzialsprachen des Nordens von Indien, z. B. die Brij Batha und andere, erhalten.

Auch in der Entwickelung der Literatur der südlichen Sprachen herrscht vorzüglich die Übersetzungsliteratur vor; doch scheint hier das Sanskrit nie eine so bedeutende Herrschaft erlangt zu haben, und daher von ihnen vorzüglich das sanskritische Sprüchwort zu gelten, „daß Gedichte in der Göttersprache (Sanskrit) so selten seien, wie wilde Kühe, und nur in Wäldern und Bergen gefunden würden, während Gedichte in den Volkssprachen wie Schweine vor allen Thüren gefunden würden [32]);" doch kann dies auch überhaupt als ein Beweis für den poetischen Gebrauch der Volkssprachen neben dem Sanskrit gelten. Die Makenziesammlung zählt 274 Manuscripte in tamulischer Sprache, 176 in Telinga, 144 in Hala Kanara, 32 in Kanara, 6 in Malajalam, 23 in Orissa, 16 in Mahratta, und um dies noch beiläufig zu erwähnen, 20 in Hindi und 37 in Hindustani.

Die epische (pauranische) und Legendenpoesie in tamulischer Sprache enthält, außer Übersetzungen von Sanskritwerken, insbesondere Erzählungen von Tempelgeschichten, Sagen ꝛc. [33]). Ein Dichter Kamban übersetzte das Ramajana schon im J. 885 n. Chr. und verfaßte auch außerdem mehre Poesien; er starb in Madura. Mehre Geschichtswerke behandeln die Geschichte von Coromandel (den Soringi des Ptolemäus, bei welchem Soronathos, was ich oben falsch erklärt habe [34]), dem sanskritischen K'ôd'anâthas entspricht), dem Pandjareich und andern; allein die Behandlung ist ganz mythisch, legendenartig und vom Sektengeiste dictirt [35]). Weiter enthält diese Literatur Dramen, welche wieder nur zum Theil Umarbeitungen von sanskritischen sind, oder zu sein scheinen; ferner Erzählungen; prosaische und dichterische Mährchen, auch eine Übersetzung des Pank'atantra, Vetâlap'ank'avinçati u. s. w., Hymnen auf Siva, Vischnu, die Parvati u. s. w., Werke von Agastja, religiös-philosophischen und wissenschaftlichen Inhalts; er ist zwar ganz mythisch aufgefaßt, scheint aber, den Sagen nach zu urtheilen, insbesondere zur literarischen Ausbildung des Tamulischen, dessen Erfindung ihm zugeschrieben wird, beigetragen zu haben. Ferner ethische Schriften von Olagana'th und andern; das berühmteste dieser Art, der Angabe nach eine der ältesten und besten Productionen im Tamulischen, ist das Tiruvalluver Koral; der Text ist mit Übersetzung und einem, wie die Anführungen daraus zeigen, überaus schätzbaren Commentar von Ellis herausgegeben, mir aber nicht zugänglich. Dieser Dichter war, was bemerkenswerth ist, aus der niedrigen Kaste der Paraja; sein wahrer Name ist unbekannt. Tiruvalluver wurde er genannt, weil Valluvan der Name der Wahrsager und Gelehrten unter den Parajas ist. Er schrieb auch eine besondere Ethik für seine Kaste [36]). Grammatik betreffend, wird als ältestes Werk die Grammatik des höhern Tamuls (Shen Tamil) von Tolgahappja erwähnt, die sehr dunkel geschrieben ist. Das Hauptwerk — ebenfalls tamulisch — ist das des Jesuiten Beschi, eines Italieners, der 1700 als Missionair nach Goa kam, und auch mehre poetische und prosaische Werke im Tamulischen abfaßte. Ich erwähne ihn der Merkwürdigkeit wegen; er war ein Mann von den allerungewöhnlichsten Geistesgaben, der

29) Ebendas. S. 449. 30) Ebendas. Préf. p. IV. 31) History of the Bengalee Language in As. Journ. (Lond. 1835). T. XVI. p. 28. 32) Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 1, 138.

33) *Wilson*, Catal. of the Mackenzie-Collection. I. p. 163 fg. Das wichtigste Werk für die Geschichte der südindischen Literatur wird folgendes sein: Biographical Sketches of Dekkan Poets; being memoirs of the lives of several eminent Bards, both ancient and modern, who have flourished in different provinces of the Indian peninsula; compiled from authentic Documents by *Cavelly Venkata Ramaswami* late Head Translator and Pundit in the literary and antiquarian Department (Calcutta 1829); leider ist es mir nur durch die Anzeige (in Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 1, 137 fg.) bekannt. 34) Oben S. 97. 35) *Wilson* a. a. O. 180—212. 36) a. a. O. 213—246.

die große Kunst besaß, sich ganz zu hinduisiren († 1742). Lexika und technische Werke erscheinen in der Mackenziecollection in geringerer Anzahl [37]). Noch unbedeutender ist die Astronomie, Astrologie u. s. w., betreffende Literatur, etwas reicher die der Medicin. Handwerke betreffend, wird ein Werk über Baukunst und zwei über Schiffahrt erwähnt [38]). Kavelly Venkata Ramaswami erwähnt eine Anzahl von Geschwistern, männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich als Dichter auszeichneten; die bedeutendste unter ihnen war Avaayar, eine Jungfrau, gleichzeitig mit Kamban (885 n. Chr.) [39]).

Die Telugaliteratur betreffend [40]), so steht an der Spitze der epischen und Legendenpoesie eine von Nannah oder Nannjaya Bhatt und andern gefertigte Übersetzung des Mahabharatam. Der genannte Dichter lebte gegen Ende des 13. Jahrh. n. Chr. Darauf folgen Übersetzungen von Puranen und Legendencompositionen [41]). Es folgen historische Werke in Bezug auf die Geschichte von Vija'ajanagara, Telingana und andern kleinern Reichen des Südens, vielfach, obgleich im Allgemeinen mythisch gehalten, mit Angaben, welche sich durch sorgsamere Combinationen mit Inschriften und Muhammedanischen Nachrichten werden sichern lassen [42]). Mehre Gedichte, welche die Thaten und Liebesabenteuer von Königen und Prinzessinnen besingen, die Götter feiern, Mährchensammlungen; auch ein doppelsinniges Gedicht von einem der bedeutendsten Telugudichter Bhattu Murti [43]), welches, auf die eine Weise interpretirt, die Geschichte des Harischandra, auf die andere, die Abenteuer des Nálas besingt. Auch vom Raghavapandavija selbst gibt es eine Telugu-Übersetzung. Hier werden auch mehre Übersetzungen von Theilen des Ramájan'a angeführt, eine des Kiratarg'unija und andere. Ferner religiös-poetische Werke; prosaische Erzählungen (Romane). Auch ist Christus' Geschichte von einem convertirten Brahmanen in Form eines Dialogs bearbeitet. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß die Hindugötter niedriger sind, als Parameçvara (der höchste Herr), oder Sarveçvara (der Allherr), von dem sie ausgegangen sind. In Bezug auf sprachliche Darstellung finden sich Werke über Grammatik, Lexika, Prosodie, Rhetorik, Poetik, und insbesondere über die transcendente Kraft der artikulirten Laute, endlich wissenschaftliche über Medicin, Astronomie, Arithmetik, technische über Baukunst [44]).

In der Halakanara- (der altkanarischen) Sprache [45]) finden sich zunächst unter den epischen Gedichten wiederum Übersetzungen der indischen Puranen und Epen; ferner eine Menge legendäre Darstellungen historischer und religiöser Begebenheiten. Dann folgen wieder mehre auf den Namen von Geschichtswerken Anspruch machende Schriften; auch einiges Geographische. Weiter mehre Darstellungen von poetischen Erzählungen, Mährchen, philosophische und wissenschaftliche Werke.

Gering ist die Zahl der bis jetzt bekannten in der gewöhnlichen Kanarasprache abgefaßten Schriften [46]). Nicht viel bedeutender die der in Malayalam-, Mahratta- und Drissasprache geschriebenen [47]).

Diese kurzen Auszüge aus dem, was mir bis jetzt zugänglich war, können den Beweis liefern, daß ein eigentlicher Stillstand in dem äußerlichen Darstellen des geistigen Lebens der Inder nicht stattfand, daß zwar insbesondere durch die Einwirkung des Muhammedanismus das Streben vielfach deprimirt ist, aber Elemente genug da sind, um selbst jetzt eine Regeneration ahnen lassen zu dürfen. Die eigentlichen Elemente dichterischer Entwickelung leben noch in gewaltiger Triebkraft mitten im Volke. Epische Poesie, Lust an Mährchen, Volksdichter finden sich in allen Gegenden Indiens; dramatische Lustbarkeiten, auf jene geringe Stufe äußerer Reizmittel beschränkt, wo sie am meisten auf die Phantasie wirken, gewöhnlich von sehr gut begabten Schauspielern dargestellt, bilden eine Hauptfreude in Indien [48]). Die deprimirenden Einwirkungen des Muhammedanismus scheinen sich in Indien als unorganische Beimischung immer mehr auszuscheiden. Dagegen nimmt der Sinn für das Studium der englischen Sprache und Literatur in Indien immer mehr zu. Diese letztere wird durch ihren männlichen kräftigen Charakter nicht wenig dazu beitragen, die bessern Elemente des geistigen Lebens der Inder zu erwecken und eine Wiedergeburt desselben vorzubereiten. Daß diese Beimischung schon manche schöne Früchte trug, ist bekannt. In dem wahrhaft bedeutenden Rammohun Roy zeigte sich ein nicht gewöhnliches Beispiel. Doch steht diese Erscheinung noch einzeln. Auf die Masse des Volkes wird insbesondere die mit englischer Freiheit — denn die einen jeden treffende discretionaire Gewalt des Governments, jeden, welcher durch That oder Wort den Frieden zu stören droht, aus Indien entfernen zu dürfen — mag man sie auch von andern Seiten angreifen — trifft nicht eigentlich die Presse [49]) — vollführte Herausgabe von Zeitschriften. Englische Zeitschriften existirten schon lange in Menge in Indien. In diesem Jahrzehend hat sich auch die Nothwendigkeit von Journalen in einheimischen Sprachen geltend gemacht und die Zahl derselben ist überraschend schnell angewachsen. Sie sind bengalisch, hindustanisch, persisch, mahrattisch u. s. w., gewöhnlich zugleich mit englischer Übersetzung, oft in mehren Sprachen. Wer die Großartigkeit und den tiefen Ernst der englischen Presse zu würdigen weiß, der kann ein Volk nur glücklich preisen, dem es vergönnt ist, sich an einem solchen Muster ungestört emporzubilden. Wir sagen ungestört; denn, wenngleich dem Gouvernement etwas größere Macht über die Presse

37) a. a. O. 217—253. 38) a. a. O. 254—262. 39) Journ. of the Roy. As. Soc. a. a. O. 140. 40) vgl. auch Journ. As. 1826. Juin. 386. 41) *Wilson* a. a. O. 263—287. 42) a. a. O. 288—317. 43) über ihn vgl. Journ. of the Roy. As. Soc. a. a. O. 139. 44) *Wilson* a. a. O. 318—357. 45) *Wilson* a. a. O. II, 1—64.

46) a. a. O. 65—72. 47) a. a. O. 72—107. 48) Dramatic Amusements of the Natives of India in As. Journ. (Lond.) 1827. T. XXI, 25. XXIII, 48; 1828. T. XXV, 289. 417. 585. The modern Hindustage ebendas. 1838. Sept. 5. v. Bohlen, Das alte Indien II, 429. 49) *Montgomery Martin*, Condition of the Anglo-Eastern Empire 1838. p. 179 sq. History of British India I, 405.

in Indien zusteht, so kennt doch der Engländer die kleinlichen Einschränkungen derselben gar nicht, und würde von seiner discretionairen Macht nur in den allerbedeutendsten Fällen Gebrauch machen. Die indische Presse scheint die Bestimmung zu haben, den asiatischen Despotismus zu untergraben.

Kunst. Wir meinen hier Kunst in einem sehr engen Sinne. Im weitern Sinne bezeichnet der Ausdruck Kunst, wenn man ihn mit den wissenschaftlich zu erkennenden Principien derselben in Einklang bringen will, äußere Darstellung des im Menschen Vorgehenden (sei es Wissen, Phantasie, Empfindung) überhaupt. In diesem Sinne ist Kunst z. B. die Begleitung jeder Wissenschaft, sobald diese äußerlich — durch Rede, Schrift u. s. w. — dargestellt werden soll, also philosophische Kunst, historische u. s. w. Die verschiedenen äußern Darstellungen (Gattungen der Kunst) kann man nun scheiden, entweder nach dem Gegenstande, der dargestellt wird, oder nach dem Stoffe, in welchem er dargestellt wird, also nach Gedanken, Empfindungen, Bildern u. s. w., oder nach Rede, Ton, Material u. s. w. Doch diese Andeutung, welche natürlich eine andere Eintheilung begründen würde, können wir hier nicht verfolgen. Gewöhnlich nennt man Kunst, mit einem sehr unsichern Gebrauch, äußere Darstellungen, welche insbesondere bezwecken, angenehm auf das Gefühl zu wirken, z. B. Redekunst, Dichtkunst, Musik, Baukunst, Malerei u. s. w. Wir begreifen hier unter Kunst die Darstellungen in Ton, Bewegung und sichtbarem Material, welche eine geistige Idee zur Anschauung bringen sollen. Wir sprechen zuerst von Musik, bei welcher wir zugleich die Metrik berücksichtigen werden.

Musik [50]). Der dem Wesen nach animalische Ton im Menschen — ganz verschieden von dem dem Menschen charakteristisch eigenthümlichen Sprachton — bildet den Stoff, in welchem sich die Musik zu entsalten beginnt. So klar uns jetzt nun auch nach der Jahrtausende langen Fortbildung der Musik die Gesetze des Tons an und für sich vorzuliegen scheinen, so ist die Erkenntniß derselben ursprünglich doch keinen geringen Schwierigkeiten unterworfen gewesen. Der musikalische Ton des Menschen, ganz sich selbst überlassen und nur sich in seinem eigenen Stoff entfalten wollend — dem menschlichen Gesangston — würde ohne Zweifel nie, weder seiner Bedeutung, noch seiner Regel, noch der zu seiner Entfaltung in Schönheit dienenden Elemente bewußt geworden sein. Wir können daher mit Bestimmtheit annehmen, und finden es auch durch die Geschichte bestätigt, daß sich der musikalische Ton des Menschen bei allen Völkern, welche zu einer gewissen Ausbildung der Musik gelangten, auf der ersten Stufe der Entfaltung mit der Rede — rein dienend — diese durch seinen Klang verschönen wollend — verband. Hier fand er im Worte einen Leiter für das, was seinen wesentlichen Charakter bildet, nämlich Ausdruck der Empfindung, des Gefühls. Im Sanskrit und den schöner geformten Sprachen fand er aber auch zugleich das vor, was das Hauptelement der schönen Entfaltung der Musik bildet, nämlich die rhythmische Bewegung. Wir, die wir jetzt so ganz von der Präcision der rhythmischen Bewegung im Takte durchdrungen sind, können uns kaum denken, daß das rhythmische Gefühl einer solchen, nach dem Stand unserer Musik höchst unzulänglichen, Nachhilfe bedurft habe, um nur einigermaßen mit Sicherheit zur Äußerung zu gelangen; und dennoch finden wir nicht blos die indische Musik, sondern auch die der Griechen, im Allgemeinen in dieser Abhängigkeit von der rhythmischen Bewegung des Satzes, und sogar dadurch gehindert, bis zur Erkenntniß und dem Bewußtwerden des Taktes, als eigentlichen Meisters und Herrschers innerhalb der sich vermannichfaltigenden Einheit der rhythmischen Bewegung zu gelangen. In dieser Abhängigkeit gelangte man gar nicht zu dem Begriffe des taktischen Rhythmus an und für sich, sondern konnte sich nie über den Standpunkt erheben, welchen die Ausbildung des Rhythmus im Wort und in der Rede erhielt, d. h. Metrik. Diese blieb in Beziehung auf die rhythmische Bewegung des Tons dessen Grundlage. Dadurch wurde einerseits die Musik fortwährend in engerer Einheit und Harmonie mit dem Worte, dem Gedichte, erhalten — bei uns z. B. ist es für die musikalische Composition so ziemlich gleichgültig, ob die mit Tönen zu versehende Wortreihe schön rhythmisch gebaut ist, oder nicht, wie denn die schönsten Oratorien von Händel blos sprach-rhythmische Wortreihen mit Gesang versehen haben — andererseits hinderte es aber fast vollständig die freiere, vom Gedicht unabhängige Entfaltung der Tonkunst. Allein aus jenem Vorwalten des rhythmischen, aus der zu singenden Wortreihe, ging denn auch eine wunderbare Entfaltung der Wortrhythmik (Metrik) hervor, welche, da sie der freieren, ihrer selbstbewußten, Musik überflüssig ist, bei uns mit den großartigen Fortschritten, welche diese Kunst seit dem 15. Jahrh. machte, sehr verkrüppelt ist. Da die Metrik demnach eine Hauptgrundlage der indischen Musik bildet, müssen wir erst diese in der Kürze besprechen [51]).

In dem Stoffe, aus welchem die Worte sich bilden, dem organischen Laut, waltet ein quantitativ verschiedenes Verhältniß. Zunächst scheiden sich die Reinlaute nach der zu ihrer Aussprache verwandten längeren oder kürzeren Zeit in sogenannte lange und kurze. Dieser Unterschied trifft im Sanskrit entweder dieselben Reinlaute, sodaß also z. B. der Reinlaut a sowol kurz, ä, als lang,

50) Ich verweise auf den von einem Musikverständigen herrührenden, weiterhin folgenden, Artikel: Indische Tonkunst.

51) Vgl. die bisherige Literatur der indischen Metrik bei Adelung, 215. 363; dazu kann man noch *Fr. Windischmann*, Sankara p. 53 sq., Theod. Benfey in den Blättern für Literatur, Kunst und Kritik (zur österreichischen Zeitschrift für Geschichte- und Staatskunde. 1836. N. 19. S. 75), *Lassen* in seiner Anthologia Sanscritica p. 102—103 und meine Recension davon in den Gött. Gel. Anz. 1839. St. 68. S. 674 fg.; ferner Lassen in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Gitagovinda p. XXIII. sq., sowie Rückert in den Noten zu seiner Übersetzung dieses Gedichts (in Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I. Heft 2) und endlich Adalb. Kuhn in derselben Zeitschrift III. Heft 1 fügen.

ă, erscheinen kann, oder die Reinlaute können nur kurz, oder nur lang erscheinen; letzteres ist im Sanskrit der Fall bei allen sogenannten Diphthongen: è, ai, ò, âu, ersteres, mit Ausnahme des Genitiv Plurals der Themen auf ŕi, beim Vocal ŕi. Es waltet hier also ein gegensätzliches Verhältniß in Bezug auf Quantität; aber dieses gegensätzliche Verhältniß ist an und für sich nicht genauer bestimmt; je nach der durch Accent oder geistige Intention gebotenen Aussprache kann es in größerem oder geringerem Umfange sich in der Sprechsprache geltend machen; es kann die Länge zu der Kürze im Verhältniß wie 2:1 stehen, sodaß sie also ins Ohr fällt, als ob sie eine doppelt so lange Zeit einnähme; sie könnte aber ganz ebenso gut länger eingehalten werden, sodaß das Verhältniß etwa wie 3:1 zu stehen käme. Als man die Metrik wissenschaftlicher zu überdenken begann, nahm man die Kürze als die untheilbare Einheit (im Sanskrit mâtra, Maß genannt) und betrachtete die Länge im Allgemeinen als im Verhältniß von 2:1 zu ihr stehend. Doch blieb den indischen Grammatikern die Ungenügenheit dieser Bestimmung keineswegs ganz unbekannt; für ein größeres Vorherrschen der Länge in einer langen Sylbe erfanden sie das Wort pluta, und nahmen an, daß eine solche Sylbe drei metrischen Einheiten (Momenten, Kürzen, mâtrân'i) gleich sei [52]). Hier, wie bei allen Völkern, bei denen sich die Lehre von der Rhythmik nicht aus ihrer eigenen Natur, oder dem, am wenigsten die eigentliche Erkenntniß derselben hindernden, Gesangton an und für sich, sondern aus dem beiweitem mehr stofflich versetzten Sprachton ausbildete, zeigt sich, daß vorniweg ein falscher Weg eingeschlagen wurde, welcher es für lange Zeit unmöglich machte, das eigentliche Wesen des Rhythmus zum Bewußtsein zu erheben, und so zu der Erkenntniß der Tactpräcision zu gelangen, welche sich im Mittelalter aus der Betrachtung des Gesangtons, insbesondere nach seiner großartigen — fast einzig Teutschland zu dankenden — Entfaltung im Instrumentalton und in dem Zusammenwirken der verschiedenen Instrumentaltöne, zu jener Sicherheit entwickelte, welche sie als den Menschen eingeboren erkennen läßt.

Indem in der Sprache ein consonantischer Laut hinter einen Reinlaut tritt, wird des letzteren Aussprache beschwert, gehindert. Ist jener nur ein Laut, so ist die dadurch entstehende Beschwerung von keiner wesentlicheren Bedeutung, und da das gegensätzliche Verhältniß der langen und kurzen Reinlaute doch an und für sich ein höchst ungenau bestimmtes ist, so tritt in der Aussprache — in Beziehung auf den allgemeinen Gegensatz von Länge und Kürze — eben keine bedeutende Änderung ein. Daher ein kurzer Reinlaut bei der Folge eines Consonanten kurz, ein langer, wesentlich quantitativisch geändert, lang bleibt. Allein, bei dem Mangel einer Ausbildung der Rhythmik an und für sich haben die indischen Prosodiker, sowie in gleicher Lage die anderer Völker, eine über Verdienst große Aufmerksamkeit auf die Sprachrhythmik gewendet, und wir finden bei ihnen die Lehre, daß ein vocalloser Consonant $^1/_2$ Moment geschätzt werde [53]), wonach wol angenommen ward, daß die Folge eines Consonanten auf einen Reinlaut, diesen um $^1/_2$ Moment (mâtra) beschwere [54]). Folgt dagegen auf eine, mit einem kurzen Reinlaut schließende, Sylbe eine, welche mit zwei Consonanten beginnt, so tritt im Allgemeinen eine solche Hinderung ein, daß jene frühere Sylbe unter die Kategorie einer langen fällt; ein Metriker ex professo würde sagen können, daß eine Kürze, ein Moment (⏑), mit zwei folgenden Halbmomenten, also ebenfalls einem ganzen Moment (⏑⏑), sich bis zum Gewicht einer langen (–, welche gleich ist ⏑⏑) erhebe. Den Unterschied zwischen einer so (durch Position, wie wir sagen) entstandenen und einer durch die Natur des Reinlautes (natürlichen) Länge, entging der wissenschaftlichen Behandlung der Metrik bei den Indern nicht, die natürlich-lange Sylbe nannten sie dîrgha (dem griechischen δολιχός entsprechend) [55]), die durch Position lange guru (lateinischem gravi entsprechend) [56]). Ist dagegen der zweite der beiden die folgende Sylbe beginnende Consonanten von sich zum Vocalismus neigender Natur, sodaß er also fähig ist, sich mit dem ihm vorhergehenden ganz und gar zu durchdringen, so können diese beiden Consonanten so wirken, als ob sie nur einer wären. Darin liegt zunächst der Grund, daß alle von der spirans h durchdrungenen Consonanten nur als einheitliche gelten, mit Ausnahme des gequetscht-aspirirten kh' im Sanskrit [57]); hier waltet das prosodische Gefühl in verschiedenen Völkern und bei demselben Volke in verschiedenen Zeiten höchst verschiedenartig. Die Folge eines r scheint nach und nach die Positionskraft seiner Gruppe in den meisten Fällen aufgehoben zu haben; so afficirt tr die vorhergehende Kürze oft nicht, ferner kr, pr und br nicht, welches jedoch für eine Licenz der spätern Dichter erklärt wird [58]).

Als die ältesten indischen Metra, welche uns bekannt werden werden, oder sind, dürfen wir die der Veden betrachten. Leider sind uns jedoch noch zu wenig davon bekannt geworden, und das wenige, was Colebrooke dar-

52) *Panini* VIII, 2, 82—102. Vgl. *Forster*, Gramm. sanscrit. 12. 13. *Burnouf*, Comment. sur le Yaçn. I, 412. n.

53) Es bezieht sich dies auf den Schluß, wo bei der richtigen (d. h. naturgemäßen) Sylbenabtheilung der Inder, in welcher der consonantische Laut stets mit dem folgenden Reinlaut eine Sylbe bildet, ein schließender Consonant vocalos erscheint, also z. B. rág-à-na-m. Vgl. *Colebrooke*, Gramm. sanscrit. p. 10, nach *Stenzler*, Raghuvança Praef. p. VIII. 54) Ich finde dies nicht ausdrücklich angegeben, doch finde ich eine hierher gehörige Stelle in *Yates'* Grammar of the Sanscrit Language 342, die ich aber nicht für ganz richtig halten kann; aber es ist eine nothwendige Consequenz und wird auch von griechischen Metrikern in Bezug auf die, der spätern indischen Metrik so nah verwandte, griechische Metrik gelehrt. 55) Theod. Benfey, Griech. Wurzeller. I, 98. 56) *Ch. Ph. Brown*, The prosody of the Sanscrit and the Telugu Languages explained §. 140. 57) Nur eine Stelle kenne ich bis jetzt, in der kh' keine Position macht, *Bhattikavj.* XIII, 50. Bemerkenswerth ist, daß diesem Buchstaben in den verwandten Sprachen zwei Laute, z. B. griechisch σχ, entsprechen, und er wurzelhaft ursprüngliches sk und ksh vertritt (vgl. mein griechisches Wurzeller. an mehren Orten). 58) *Colebr.* in As. Res. X. in seiner classischen Abhandlung über indische Metrik; und tr in *Bhattik.* z. B. X, 14.

über mitgetheilt hat, zu unbedeutend, als daß wir sie mit großer Sicherheit charakterisiren können. So hat z. B. Colebrooke nirgends mitgetheilt, was sich schon jetzt als Hauptcharakter erkennen läßt, daß nämlich der Vedenvers, oder die Stanze, in mehre, sich mehrfach an Zahl der Sylben gleiche, bisweilen aber auch ungleiche Theile zerfällt, von denen entweder alle einen und denselben, oder mehre einen und denselben und einer oder mehre einen andern, aber auch unter sich denselben rhythmisch-taktischen Schluß haben [59]). Daraus können wir einen Rückschluß noch auf die Entstehung der metrischen Form in Indien machen. Man brauchte eine Reihe von Wörtern, deren Anfang weder durch Zahl noch Quantität der Sylben bestimmt war, welche aber rhythmisch schließen mußte. So haben wir noch in den Veden einen Hymnus, dessen Vers aus vier Theilen besteht; die Theile aber bestehen aus 8 oder 12 Sylben (8 + 8 + 8 + 12 und 12 + 8 + 12 + 8 u. s. w.)[60]). Der rhythmische Schluß in mehren Theilen ist gewöhnlich die jambische Dipodie, sodaß die prosodischen Gesetzeent weder für 4 oder 8 Sylben unbestimmt bleiben. In der Colebrooke'schen Tabelle, in welcher der eigentliche Charakter der Vedenmetra, der rhythmische Schluß, nicht berücksichtigt ist, erscheinen Verse von Theilen von 6 + 8 + 7, Sylben von 9 + 9 + 6 u. s. w. Diese in Theile von verschiedener Größe zerfallenden Verse wurden in demselben Hymnus mit einander gemischt [61]); ob derselbe rhythmische Schluß am Ende des Verses gebraucht werde, läßt sich noch nicht genauer bestimmen, da die Lesweise der Vedensprache eine ganz andere ist, als die im spätern Sanskrit herrschende und von den spätern Grammatikern oder Abschreibern, welche sie zum großen Theil nicht gekannt zu haben scheinen, vielfach verwischt ist. Doch spricht die große Mehrzahl der bis jetzt kennen gelernten Metra dafür, daß wenigstens ein rhythmischer Schluß vorwaltete. Die Anzahl der Theile eines Vedenverses ist, wie man schon sehen konnte, nicht immer dieselbe. Die Colebrooke'sche Tabelle führt wenige zweitheilige, sehr viel dreitheilige, beiweitem mehr viertheilige, wiederum wenige fünftheilige und nur einen sechstheiligen an; von denen, welche er mangelhafte und exuberirende nennt, können wir uns noch keinen rechten Begriff entwerfen. Bei diesen mehrtheiligen Versen stehen einige Theile in einer gewissen Beziehung mit einander, z. B. in dem Metrum, welches K'atuschpâd aus der Classe Anushtubh heißt, erscheinen vier Theile von je acht Sylben; von diesen vier Theilen schließen die geraden (zwei und vier) mit der jambischen Dipodie; in den ungeraden herrscht dagegen noch gar kein fest geregelter rhythmischer Schluß, sondern dieses Theiles Schluß ist nur durch die sich regelrecht wiederholende Pause fest fixirt, und in diesem einzelnen Falle durch die Anzahl der Sylben, welches Zeichen natürlich da hinwegfällt, wo die Anzahl der Sylben für die einzelnen Theile nicht dieselbe ist.

Die Entstehung der indischen Metrik dürfen wir uns nie getrennt von der Musik denken; diese natürlich in ältester Zeit fast blos als Gesang und höchstens etwa durch ein einfaches leierartiges Instrument begleitet, den Anfang der spätern Vina. Über die Art des Vortrages haben wir bis jetzt aus den uns bekannten indischen Schriften wenig mehr zu entnehmen, als daß sie eben Gesang war; allein es ist in den alten Schriften vieles über die Art desselben gelehrt, und man würde sich ein bedeutendes Verdienst erwerben, wenn man diese Stellen mittheilte; außerdem sollte man auch genau zu beobachten suchen, wie die Veden noch jetzt vorgetragen werden; denn in solchen Dingen erhält sich Alterthümliches überaus lange, wie sich ja denn bei den Juden noch bis heute — aber jetzt ersterbend — die eigenthümliche Art des Bibelvortrags aus überaus alter Zeit — natürlich (der Alterthumsforscher muß leider sagen) modificirt — erhalten hat, die dem Wesen nach in manchen Beziehungen mit dem indischen Vedenvortrage Ähnlichkeit haben mag. Aus der Art der Weiterentwikelung der indischen Gesangsweise zu schließen, war diese wesentlich musikalisch declamatorisch, das heißt, es traten zwar, wie in der Rede ja ebenfalls, einzelne rhythmische Gänge hervor, aber die in diesen sich geltend machen wollende taktische Einheit wurde immer wieder sogleich durch einen folgenden, in einer andern taktischen Einheit wohnenden, Rhythmus aufgehoben. So zerfiel der Vers in eine Menge kleinerer Einheiten, welche durch die Intention (intenzione im musikalischen Sinne) des Vortragenden, je nach dem durch das Wort hervorgerufenen Gefühl, gebildet wurden. Eine gewisse allgemeine rhythmotaktische Gleichheit bildete den Hauptschluß des Wortverses, und so wol etwa auch des Gesangverses. Im Einzelnen läßt sich diese Art des Vortrages für den, der nie etwas Ähnliches gehört hat, nicht gut klar machen; ein Bild davon mag einem musikalisch nicht ganz ungeübten Ohre der schon erwähnte Bibelvortrag der Juden geben, und ein etwas entfernteres die bei der Vorlesung von Bibelstellen in den katholischen Kirchen geltende Vortragsweise. Keine taktische Präcision hält das Ganze zusammen, wol aber treten kleinere, verschiedenartige, rhythmotaktische Bewegungen im Einzelnen hervor; der Schluß ist wesentlich sich gleich, aber im Einzelnen doch wieder verschieden; eine rhythmotaktische Bewegung ist darin nicht zu verkennen; allein der Takt wird gleichsam schwebend erhalten; hier waltete ursprünglich ebenfalls die Intention des Sängers, wurde aber mit fortgehender Zeit in bestimmterer Form fixirt.

Man würde sich gewaltig irren, wenn man der Ansicht wäre, daß ein von solchen Anfängen ausgehender, wesentlich taktloser Gesang nicht der wunderbarsten Entfaltung fähig wäre. Im Gegentheil ist der freien Ausströmung der Empfindungen ein beiweitem größerer Spielraum gelassen, wie ja denn bei uns ebenfalls, wo der Wechsel der Empfindung vorwaltet und nicht sich zu einer musikalischen Einheit — der Melodie — gestaltet, im Recitativ die Taktzeichen so gut wie überflüssig sind. Der Gesang, von dieser Schranke nicht gehemmt, konnte und hat, nach den indischen Sagen, sich auf eine ganz wundersame Weise ausgebildet. Wie im eigentlich italienischen Recitativ, von dem man in den kalten Gegenden des

59) Vgl. meine schon angeführte Recension in den Gött. Gel. Anz. 60) Gött. Gel. Anz. a. a. O. 678 fg. 61) a. a. O. 679.

Nordens von Europa keinen Begriff hat, und welches man gar nicht so würdigt, wie es gewürdigt zu werden verdient, hat er sich zum höchsten dramatischen Ausdruck des ganzen innern Gefühlslebens ausgebildet. Dazu hat er die unendliche Masse verschiedenartiger Töne, die in der Gesangstimme liegen — nicht blos — was man in Teutschland und noch mehr in England einzig zu würdigen und anzuerkennen wagt — den lieblichen Ton, sondern alles vom dumpfen Gemurmel bis zum gellenden Schrei verwandt, dazu den nicht zu erschöpfenden Reichthum von Figuren und Färbungen der Stimme, alle die Menge von Trillern, Pralltrillern, Tremolo, die verschiedenartigsten Läufe, die Gänge durch die feinsten Nüancirungen bis zu $^1/_3$ und $^1/_4$ Tönen, die plötzlichen Absätze u. s. w., ausgebildet. Mitten zwischen dieser dramatischen Ausbildung des Gesanges tritt auch wol die Melodie ein — welche eher an die Präcision des Taktes gebunden sein will, wie auch im Vers der rhythmisch-taktische Schluß gesetzlichen Takt erhält — aber auch in ihr bleibt dem sich von den Banden befreienden Gefühl die Freiheit, den Ton dramatisch zu behandeln, grade wie auch den rhythmotaktischen Schluß in den uns bekanntern Fällen der Vortragende wieder aus seinen taktischen Banden zum Theil löst.

Zur Zeit, als die Vedenmetra sich ausbildeten, welche, wie, unserer Ansicht nach, die Abfassung der Hauptheile der Veden, in die Periode der Blüthe des Sanskrits (etwa 1000—700 v. Chr.) fällt, scheint man schon angefangen zu haben, nach einer größern Gleichmäßigkeit des rhythmischen Ganges in einem ganzen Gedichte und in den einzelnen Versen zu streben. Solch ein Bestreben tritt ein, wenn das zum Gesange bestimmte Werk schon abgelöst vom Gesange betrachtet wird; wenn es nur noch im Verein mit diesem zur Betrachtung kommt, so braucht nur seine Abfassung im Allgemeinen poetisch und im Gesange concipirt zu sein. Jenes Streben, daß sich ein Product der Poesie auch ohne Gesang als ein zu singendes kund gebe, führt zu genauerer und regelmäßigerer Handhabung der in der Sprache selbst hervortretenden Rhythmik. In Folge desselben begann man nun einen ganzen Hymnus in demselben Versmaß zu dichten und den Theilen des Verses eine gleiche Anzahl von Sylben zu geben, auch wol gleichmäßige rhythmische Schlüsse regelrechter zu wiederholen. Der Art ist z. B. der berühmte Hymnus Gâjatrî, welcher dem Visvamitras zugeschrieben wird, in welchem sich stets derselbe Vers von 24, in drei gleiche Theile zerlegten, Sylben wiederholt mit bestimmt geregelten rhythmischen Schlüssen [62]). Wenn uns erst die Vedenmetra vorliegen, nicht dargestellt nach den Colebrooke'schen, zwar höchst verdienstlichen, aber auch höchst ungenügenden Angaben, sondern aus den darin componirten Hymnen, mit Hilfe der Lehren der indischen Grammatiker, entwickelt, so werden wir wahrscheinlich die sämmtlichen, oder wenigstens bedeutendsten, Metra der ältesten Periode der Sanskritliteratur uns mit großer Klarheit construiren und deuten können.

Der große Bruch in der Entwickelung des indischen Lebens, in welchem das Sanskrit als Volkssprache, unserer Ansicht nach, ausstarb, hat, wie so vieles andere, auch fast die ganze alte Metrik aus dem Leben hinweggerafft; man mag bei den Interpolationen der Veden ihre Metra zwar bisweilen nachgebildet haben, aber mit der ganzen Ängstlichkeit und Verstohlenheit des Betrugs, aus welcher sich nichts Neues entwickeln konnte. Nur zwei Metra, so viel wir bis jetzt erkennen können, haben sich aus dem Alterthume in das neu sich organisirende Leben hinübergerettet. Das eine derselben ist für die Entfaltung der Metrik in dem neuen Charakter, welchen das Sanskrit jetzt annahm, von der höchsten Bedeutung geworden. Das andere steht einzeln da; wir wollen es daher nur dem Namen nach erwähnen (Indravag'ra, oder in einer wenig modificirten Form Upendravag'ra). Beide erhielten sich vorzüglich dadurch, daß sie als Metrum in der epischen Poesie angewendet wurden.

Das erste dieser Metren ist der, gewöhnlich Çlôkas (Vers, κατ' ἐξοχήν), eigentlich Vaktram (Mund, Rede), genannte epische Vers; er ist wesentlich identisch mit dem Verse, welcher in den Veden Kâtushpâd, aus der Classe Anushtubh, heißt. Die aus den Erörterungen der Grammatiker entnehmbaren Verschiedenheiten [63]) betreffen nur Unwesentliches. Charakteristisches Merkmal ist für beide, daß der ganze Vers zunächst in zwei, sich wesentlich gleiche Theile von je 16 Sylben zerfällt, deren Schluß in dem bisher bekannten, darin gedichteten Vedenhymnus und in der ganzen epischen Poesie, sowie im sonstigen Gebrauche des Slokas, die jambische Dipodie bildet ($\cup\!-\cup\!-$). Jeder dieser beiden Theile ist wieder durch eine starke Cäsur in seiner Mitte getheilt; in den Veden scheint aber der Schluß der so entstehenden ersten Abtheilung rhythmisch noch nicht fürirt gewesen zu sein. Auch in der epischen Poesie ist der Schluß dieser Unterabtheilung nicht auf eine Form fixirt, allein es herrschen hier bestimmte rhythmische Reihen vor, insbesondere der Antispast $\cup\!-\!-\cup$. So bildet das gewöhnliche Schema dieses Slokas (|| bedeutet eine anceps).

$$\cup\cup\cup\cup\,|\,\cup\!-\!-\cup\,||\,\cup\cup\cup\cup\,|\,\cup\!-\!\cup\!-\,|\,(2\text{ mal})\,[64])$$

Allein der Gebrauch scheint die Masse von verschiedenartigen Formen dieses Verses, welche durch die prosodisch unbestimmten Stellen entstehen können, dennoch beschränkt zu haben. Um diese Beschränkungen jedoch aus einander zu setzen, müßten wir tiefer in dies einzelne Metrum eingehen, als uns der Raum gestattet.

Wesentlich charakteristisch ist in diesem Metrum das dualistische Princip, das Zerfallen des Metrums in zwei sich gleiche Haupttheile, und diese Haupttheile wiederum in zwei nicht so streng geschiedene, aber auch sich gegenfältig gestaltende kleinere Theile. Dieses wesentlich charakteristische Merkmal herrscht in der beiweitem größten Mehrzahl der weiter entwickelten metrischen Formen des gelehrten Sanskrits vor.

Allein ehe diese weitere Ausbildung stattfand, machte sich ein in jener Entwickelung noch sehr versteckt liegendes

62) Vgl. *Lassen* a. a. O. und Gött. Gel. Anz. a. a. O. 674.

63) Vgl. *Ellis* in As. Res. XIV, 47.

64) Genaueres kann ich an dieser Stelle nicht geben; ich verweise auf die Schriften über indische Metrik oder den epischen Slokas insbesondere, und werde an einem andern Orte eine besondere Behandlung desselben geben.

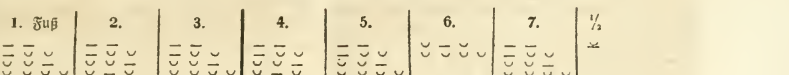
Moment in seiner ganzen Breite geltend. Je mehr die poetische Conception aufhörte, sich in der musikalischen und wortrhythmischen Form des poetischen Gedankens zugleich zu entfalten, desto mehr mußten sich beide Formen als in einer von einander trennbaren Selbständigkeit ruhend zu erkennen geben. Wenn nun, wie das überaus wahrscheinlich ist, da sich ja die Inder zu keiner Zeit bis auf den heutigen Tag zu einer selbständigen Ausbildung des musikalischen Tons erhoben haben, der Gesangton nicht fähig war, sich aus seiner Abhängigkeit vom Worte loszureißen, so mußte sich die fernere Entwickelung der Rhythmik fast ganz und gar an die weitere Erkenntniß der Wortrhythmik knüpfen, indem dem Gesange höchstens die Freiheit gelassen wurde, nach der Intention des Sängers, die strenge Wortrhythmik wieder aufzuheben. Diesen Fortschritt in der Erkenntniß und Anwendung der Wortrhythmik — welcher in Bezug auf die Möglichkeit einer höheren Entfaltung der Tonrhythmik ein Rückschritt ist — schreibe ich aus manchen Gründen, welche ich jedoch hier nicht mit den hierher gehörigen Mitteln entwickeln kann, jener Periode zu, in welcher das Sanskrit ausstarb und die volksthümlichen Sprachen sich zu entwickeln begannen. Um einige Hauptmomente für diese Ansicht hervorzuheben, spricht mir dafür, 1) der Umstand, daß wir das hier hervortretende Moment (prosodische Gleichheit der Versttheile) in den Vedenmetren gar nicht hervortreten sehen; 2) daß es die Volkssprachen sind, in denen durch die Menge von Consonantenausstoßungen der Wortrhythmus sich zu einer Stofflosigkeit gestaltete, die es am ersten möglich machte, seine Kürzen fast ebenso sehr für Atome (einfachste Momente) der rhythmischen Bewegung anzusehen, als wie dies im Tone an und für sich, als einem äußerlichen Bild der rhythmischen Bewegung, möglich ist, und 3) endlich, weil mit den aus diesem Moment hervortretenden Versarten auch in der Anwendung derselben im Sanskrit alle diejenigen phonetischen Verzierungen verbunden sind, wie Reim, Alliteration u. s. w., welche insbesondere, wie wir aus der Entwickelung der romanischen und anderer Sprachen wissen, einer zweiten Periode der Sprachenentwickelung angehören, und in den, durch ihre Verwandtschaft mit dem epischen Slokas sich an die alte Sanskritmetrik schließenden Metren gar nicht angewendet werden; 4) endlich, daß sich die Metra des Prakrits u. s. w., alle dieser Gattung anzuschließen scheinen, wobei jedoch auch einige der, ihrem Charakter nach, älteren angewendet werden.

Das Charakteristische in dieser Metrenart, worin sie sich als mit der ältern Metrenart zusammenhängend erweisen, ist, daß auch hier die Viertheilung vorherrscht und der Schluß der Theile rhythmisch bestimmt ist. Das, worin sie abweichen, ist, daß nicht die Gleichmäßigkeit der Verse durch gleiche Zahl der Sylben in den übrigens freigelassenen Verstheilen erzielt wird, sondern durch gleiche Anzahl der metrischen Momente (mâtra), nach jener sich geltend gemacht habenden Bestimmung, welche die prosodische Kürze als ein mâtram betrachtet, und zwei prosodische Kürzen einer Länge gleich setzt. Ich erlaube mir, eins dieser Metra herzusetzen, nämlich die gewöhnlichere Form des Vaitalija. Dieses besteht nach indischer Auseinandersetzung aus 60 metrischen Momenten, welche in zwei Hauptttheile, jeden von 30, zerfallen; diese wiederum zerfallen in zwei durch starke Cäsur getrennte Unterabtheilungen, deren erste 14 metrische Momente enthält, die zweite 16. Der Schluß dieser beiden Unterabtheilungen ist rhythmometrisch bestimmt, nämlich – ⏑ – ⏑ –, nimmt also acht metrische Momente ein, so bleiben für den rhythmisch unbestimmten Theil in der ersten Abtheilung sechs, in der zweiten acht metrische Momente. Von diesen können in der ersten Abtheilung alle durch Kürzen ausgedrückt werden, in dem zweiten Gliede dürfen aber nie sechs Kürzen zu Anfang stehen (sodaß dadurch die Formen ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – und ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ausgeschlossen sind), sonst können eine Menge Zusammenziehungen von zwei Moren zu einer Länge stattfinden, aber nach genau bestimmten Gesetzen nur so, daß ein gerades taktisches Verhältniß in den freieren Gliedern stattfindet. Das Schema dieses Metrums ist danach:

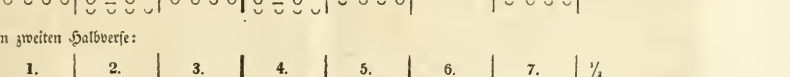
Pause

Erstes Glied von 6 mâtrâ'i, rhythmisch unbestimmt	Zweites Glied von 8 mâtrâ'i, rhythmometrisch bestimmt	Drittes Glied von 8 mâtrâ'i, rhythmisch unbestimmt	Viertes Glied von 8 mâtrâ'i, rhythmometrisch bestimmt
1) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑		1) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑	
2) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ –		2) ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑	
3) ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑		3) – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑	
4) – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑	– ⏑ – ⏑ ⏑	4) ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – –	
5) – – –		5) ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –	
6) ⏑ ⏑ – –		6) ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑	– ⏑ – ⏑ ⏑
7) – ⏑ ⏑ –		7) – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ –	
8) – – ⏑ ⏑		8) – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑	
		9) – – ⏑ ⏑ ⏑ ⏑	
		10) ⏑ ⏑ – – –	
		11) – ⏑ ⏑ – –	
		12) – – ⏑ ⏑ –	
		13) – – – ⏑ ⏑	
		14) – – – –	

Ähnlich ist das Verhältniß in andern hierher gehörigen Metren, nur daß auch das ungerade taktische Verhältniß — ⏑ und andere hier eintreten. Wir sehen, wie nahe das rhythmometrische Bewußtsein hier bis zur Anerkennung der rhythmo-taktischen Bewegung eines ganzen Verses zu kommen scheint. Dieser Schritt geschah in einer dritten Gattung der indischen Metra, wenn wir die Art, wie die indischen Grammatiker sie zerlegen, für die richtige anerkennen müssen. Jene eben besprochene zweite nennen die indischen Grammatiker, weil sie von ihnen nach den metrischen Momenten bestimmt wird, mâtravritta oder mâtrakh'andas (nach Metren gemacht oder Metrenvers). In dieser dritten messen die indischen Grammatiker den ganzen Versrhythmus nach gleichen Takten (Füßen, wie wir es nennen, oder Momenten von gleicher Zahl, gan'a, wie die Inder es nennen). Aber hier hat sich der Takt des Rhythmus auf keinen Fall ganz zu bemächtigen gewußt, sondern der dramatisch-musikalische Gesang, in seiner Abstufung durch Recitativ bis zur Declamation, hat auch hier die taktischen Bande wieder gesprengt. Gegen den Schluß zu ist zwar wieder festere rhythmische Bestimmung, doch ist sie loser als in dem Vaitalija-Metrum und den ihm verwandten — nicht unnatürlich, da der Vers im Ganzen gebundener ist, und wie wir gleich sehen werden, auf andern Principien beruht. Die Inder nennen diese Art Metra gan'akh'andas, Zahlverse (Verse, welche auf der Zahl der metrischen Füße beruhen). Wir beschränken uns auch hier nur auf die Erörterung eines Beispiels, nämlich des sogenannten Ârjâ (ehrwürdigen), oder Gâthâ (Gesang). Dieses Metrum zerfällt in zwei Haupttheile; der erste hat 30 metrische Momente, der zweite 27. Diese beiden Haupttheile sind wieder durch Pausen in zwei Theile getheilt, allein diese Pausen fallen nicht so streng auf dieselbe Stelle wie bei andern Versen. Die gewöhnliche Pause tritt in beiden Halbversen am Ende der zwölften mora ein. Dann heißt der Vers Pathja. Die Inder scheiden diesen Vers nach 7½ Füßen, sodaß jeder ganze mit Ausnahme des sechsten im zweiten Halbverse, welcher nur ein mâtram enthält, vier mâträn'i hat. Für die einzelnen Füße werden Regeln in Bezug auf die Zusammenziehung gegeben. Diese Ansicht verwirrt einigermaßen über das eigentliche Wesen dieses Verses. Doch wollen wir erst das indische Schema mittheilen, ehe wir unsere Ansicht kurz andeuten. Nach jenem läßt er folgende Formen als Pathja zu; im ersten Halbverse:



im zweiten Halbverse:



Man sieht, welches ungeheuren Wechsels dieses Metrum fähig ist, kann aber hieraus schwerlich seinen eigentlichen Charakter erkennen; dieser ruht, wie schon Andere erkannten, in dem im zweiten, vierten und sechsten Fuße (im ersteren Hemistich) erscheinenden Amphimacer; durch ihn entsteht eine dreifache Reihe, jede mit diesem Rhythmus:

⏑ ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ – welcher die eigentliche Grundlage des Verses bildet. Das zweite Hemistich ist eine Art verkleinerter Vers, indem die dritte rhythmische Reihe nur ⏑ ⏑ ⏑ ⏑ lautet. Um dieses Metrum genauer zu erklären, müßte ich die Cäsuren und Reime desselben ganz entwickeln, und in ihrer Einwirkung auf den rhythmischen Gang darstellen, was an diesem Orte nicht möglich ist. Dennoch wird er uns noch sehr dunkel bleiben; denn das, was wir Verstakt [65]) nennen, ist nicht darin. Vielleicht hat sich die Art, diese Verse zu lesen, traditionell bei den indischen Brahmanen erhalten; es würde verdienstlich sein, wenn Jemand darauf achtete und sie in unseren Notenzeichen notirte.

Rein taktische, auch für unser Ohr hörbare, Bewe-

65) Das erkennt Jeder ohne Weiteres; aber es ist auch nicht unser musikalischer Takt; bekanntlich beruhen beide darauf, daß der gute Taktheil den Accent hat; nun versuche man bei dieser rhythmischen Reihe zu taktiren; will man den Accent auf die erste Kürze legen (ich schreibe der Deutlichkeit wegen in Noten) so entsteht: 𝅗𝅥 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅗𝅥 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯; hier entsteht ein musikalisches inganno, welches ich wenigstens in keinem Verse im Takte lesen kann; wahrscheinlicher ist jedoch, was sich hier aber nicht weiter führen läßt, daß der Rhythmus gewissermaßen anapästisch ist, also die beiden ersten Kürzen den schlechten Taktheil bilden, also

𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 | 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 (𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯); hier wird die Taktlesung augenscheinlich noch mehr erschwert. Lesen läßt sich übrigens dieses Metrum sehr schön; die Frage ist nur, ob diese Lesung richtig sei. Man kann nämlich in Apel'scher Manier notiren 𝅗𝅥 | 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅘𝅥𝅯 𝅗𝅥 𝅘𝅥𝅯, aber diese ganze Manier, so verleckend und einnehmend sie ist, ist falsch. Der Gesang oder die gesangartige Declamation des indischen Volks gleich hier ohne Zweifel Alles aus, was sich in den metrischen Schemen so schwer und unaufläblich darstellt; ich lese ihn auf ähnliche Weise, wie ich weiterhin ein Prakritmetrum notire.

gung zeigt sich in einer Menge von Metren, welche sonderbarer Weise in Colebrooke's synoptischen Tafeln gar keine Stelle gefunden haben. Sie erscheinen insbesondere im Nalodaja und in den Gesängen des G'ajadêva, und sind gereimt und mit allen phonetischen Zierathen versehen; so z. B. gleich im ersten Gesange des G'ajadêva ein Vers von vier aus vier metrischen Momenten bestehenden Füßen

$$\breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-} \mid \breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-} \mid \breve{-}\breve{-}\breve{-} \mid \breve{-}\breve{-};$$

überhaupt herrscht in diesen Gesängen der Fuß von vier Momenten und die anapästische Bewegung vor. Doch erscheint auch ein Fuß von fünf Momenten im 13., 19. und 21. Gesange, z. B. im 13.:

$$\breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-} \mid \breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-} \mid \breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-}\breve{-} \mid \breve{-}\breve{-}\breve{-}$$

Endlich bildete sich bei den Indern eine vierte Versart, welche wir in ihrer streng ausgebildeten Form auch als historisch jüngste ansetzen dürfen, in welcher alle, in jenen Arten hervortretenden, Momente zusammenwirken. Diese sind demnach sowol der Sylbenzahl als der Sylbenquantität nach genau bestimmt; sie heißen daher Akscharakh'andas, Sylbenvers.

Die indischen Grammatiker behandeln hier zunächst eine Menge Metra, deren Charakter ist, daß sie nach Art des epischen Slokas in zwei gleiche Haupttheile, und jeder von diesen in zwei hier, sich ganz gleiche, Unterabtheilungen zerfallen. Sie theilen diese Metra je nach der Anzahl der Sylben, welche den vierten Theil des Verses bilden, in Classen. Von diesen zählen sie zunächst 26, indem sie mit der Versgattung beginnen, wo der vierte Theil des Verses aus einer, der ganze also aus vier Sylben besteht und mit der schließen, wo der vierte Theil aus 26, der ganze also aus 104 Sylben besteht. Die kleineren Verse zerfallen natürlich nur in vier Unterabtheilungen, allein in den längeren Versen machen sich innerhalb dieses vierten Theiles noch eine, oder mehr Cäsuren geltend, die gewöhnlich, jedoch nicht immer, an bestimmte Stellen gebunden sind, und wodurch diese Unterabtheilung wiederum in rhythmische Reihen zerfällt. Die rhythmische Bewegung ist in diesen Versen wahrhaft wunderbar schön, und größtentheils in einem, auch für unser Ohr fühlbaren, Takt entfaltet, sodaß wir sie größtentheils richtig lesen zu können mit Bestimmtheit behaupten dürfen. Allein mit diesem Verse von 104 Sylben ist die Reihe der Metra noch keineswegs geschlossen. Wie schon in mehren der früheren Classen, hört die Mannichfaltigkeit der rhythmischen Entfaltung auf, und es tritt an ihre Stelle eine Einförmigkeit, eine stete Wiederholung desselben Fußes, z. B. eine Versart von 27 Sylben (im Viertelverse) beginnt mit zwei Tribrachen, dann folgen sieben Amphimacer; ein Vers von 28 Sylben besteht aus 14 Trochäen. Auf diese Weise werden nun auch Verse gebildet, in denen zwei Tribrachen beginnen und dann acht Cretici und mehr folgen können. Diese Licenz ist gestattet, bis der Viertelvers 999 Sylben enthält, also der ganze 3996. Verse dieser Art heißen im Allgemeinen Dand'aka und sind keineswegs so selten[66]; Colebrooke führt ein Beispiel aus dem Drama Malati Madhava an, welches mit nicht zu Gebote steht; die Strophe besteht aus vier Gliedern von je 18 Füßen, zwei Tribrachen und 16 Creticis, also im Ganzen aus 54×4 Sylben (216). Ich kann dagegen auf ein anderes Beispiel aufmerksam machen, dessen Composition im Allgemeinen auf den Dand'aka-Gesetzen beruht, aber insofern eigentlich nicht hierher gehört, als die vier Glieder ungleich sind und sich noch eine kleine Abweichung findet. Es findet sich in dem Drama Prabôdhak'andrôdaja im vierten Act (S. 81 der Ausgabe von Herm. Brockhaus). Das erste Glied, sowie alle übrigen drei, beginnt mit zwei Tribrachen; dann folgen im ersten 32 Antibakchien und eine Sylbe, sodaß der erste Theil grade 103 Sylben enthält; im zweiten Gliede folgen nur 15 Antibakchien und eine Sylbe, sodaß dieser 52 Sylben hat; im dritten folgen 21 Antibakchien und eine Sylbe, sodaß dieser aus 70 Sylben besteht; im vierten dagegen folgen 46 Antibakchien und eine Sylbe, sodaß dieser 145 Sylben enthält; die ganze Strophe also 370 Sylben. Man sieht, daß diese Art Composition sich dem Wesen nach der gereimten Prosa der Semitischen Völker nähert, nur daß statt des Reimes der Rhythmus das, die Gleichmäßigkeit formirende, Princip bildet.

Neue Versarten entstehen wiederum durch Verbindung von zwei verschiedenen, etwa wechselnden, Metren, oder vieren zu einem viertheiligen Verse.

In den meisten dieser Versarten, vor allen jedoch in denen der zweiten und dritten Gattung, finden eine Menge von phonetischen Zierathen statt. Am weitesten ist dieses Bestreben im Nalodaja getrieben. Der Reim wird umfassender angewandt, als in irgend einer Sprache; sowol in Beziehung auf die Menge der reimenden Laute, als auf die Stelle, wo er eintreten darf, ist er überaus frei; in den vier Theilen des Verses kehrt er oft viermal wieder, sodaß fast der ganze Vers in einander klingt; ein Beispiel der Art mag für alle genügen:

babhau *sasârasâ* garaḳ'akâ *sasârasâ* rdradhîh'
madhuh' *sasârasâ* ravastadâ *sasârasâ* rtavah'

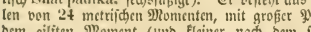
natürlich darf nie ein reicher Reim eintreten[67].

Die Prakrit-Metrik hat insbesondere die zweite und dritte Gattung der Sanskrit-Metra, die beide nach metrischen Momenten in ihr gemessen werden, im Gebrauche, aber außerdem noch eine große Menge derselben Gattung hinzu erfunden. Bei diesen Prakrit-Versen hat Colebrooke sehr häufig die Art, wie sie gelesen werden, ziemlich deutlich hinzugefügt, und wenn erst eine Menge Beispiele vorliegen, durch die sich unser Ohr an die eigenthümliche rhythmische Abtheilung gewöhnen kann, werden wir durch sie auch rückwärts zu der richtigen Lesung der Sanskritmetra gelangen. Die Viertheilung der Stanze herrscht

66) *Colebrooke* in As. Res. X, 445.

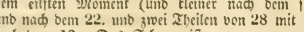
67) Eine besondere Abhandlung über die indische Alliteration, welche jedoch insbesondere aus den Scholien zum Bhattikavja bedeutender Ergänzungen fähig ist, hat *Yates* in As. Res. XX, 135 fg. gegeben; dazu vgl. man Ferd. Benary in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Nalodaja und Lassen in der Vorrede zu G'ajadeva's Gitagovinda.

zwar auch hier vor; doch erscheinen auch Verse von mehr Theilen, z. B. der so sehr wichtige Ch'happâa (sanskritisch Shat'padika, sechsfüßige). Er besteht aus vier Theilen von 24 metrischen Momenten, mit großer Pause nach dem eilften Moment (und kleiner nach dem sechsten?), und nach dem 22. und zwei Theilen von 28 mit der Pause nach dem 13. Das Schema ist:



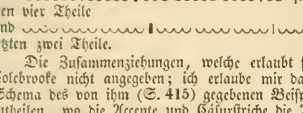
für die ersten vier Theile

und

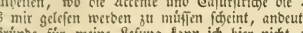


für die letzten zwei Theile.

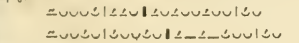
Die Zusammenziehungen, welche erlaubt sind, hat Colebrooke nicht angegeben; ich erlaube mir daher, das Schema des von ihm (S. 415) gegebenen Beispiels mitzutheilen, wo die Accente und Cäsurstriche die Art, wie es mit gelesen werden zu müssen scheint, andeuten. Die Gründe für meine Lesung kann ich hier nicht auseinandersetzen.



(in diesem Verse ist ein Fehler, ich lese cohad'alá statt cóhád'ala, wie im folgenden Fuß)



Aus den Prakritmetren und steter Rücksicht auf die hochgeschätzten Sanskritmetra entwickeln sich endlich die der heutigen Volkssprachen, so hat z. B. das Hindi sehr oft das im Prakrit Doha (sanskr. Dvipathâ) genannte Metrum, welches aus vier Gliedern besteht, deren erstes und drittes aus 13 Momenten besteht, während das zweite und vierte 11 hat. In jedem dieser Glieder zerfallen diese Moren in drei rhythmische Sätze, im ersten und dritten in einen von sechs, einen von vier und einen von drei, im zweiten und vierten in einen von sechs, einen von vier und einen von einer More. Ein von Colebrooke mitgetheiltes Beispiel ließt sich so, wie ich glaube,



Selbst die mit dem Sanskrit ganz unverwandten Sprachen des südlichen Dekhans haben sich der sanskritischen Metrik bemächtigt; natürlich ist hier manches dem Genius der Sprache gemäß modificirt. Der Reim herrscht in allen nach-sanskritischen Poesien vor, allein nicht in diesen so sehr verkünstelten Formen der spätern Sanskritgedichte, sondern mehr, wie es einer mehr im Volksleben wurzelnden Poesie zukommt.

Wir mögen uns also das Verhältniß der indischen Musik und Metrik gegen einander so denken. Bei der ersten Entfaltung des poetischen Lebens treten beide vereint, sich gegenseitig bedingend und durchdringend, in Einheit auf, aber auf einer niedern Stufe der Entwickelung [68]).

Dann erhob sich die Wortrhythmik und hinderte den Gesangston durch sich zum Bewußtsein des Taktes an und für sich zu gelangen, während die Freiheit des musikalischen Vortrags die vollständige Ausbildung der Herrschaft des Versaktes unmöglich machte. So verband sich Musik und Metrik in rhythmischen Sätzen, welche einzeln unter der Herrschaft des Taktes standen, aber nicht eines, den ganzen Vers gleichmäßig durchdringenden. Die Schönheit und Harmonie des Verses beruhte auf richtiger und schöner Anwendung der Pausen und der rhythmischen Accente.

Die Entstehung der indischen Musik setzen wir demnach auf jeden Fall in gleiches Alter mit den ältesten Vedentheilen, indem wir natürlich selbst ein höheres Alter für höchst wahrscheinlich halten. Die Griechen, als sie die Inder kennen lernten, fanden sie sehr für Musik und Tanz eingenommen [69]), und ihre Gedichte zeigen uns, daß bei jeder feierlichen Gelegenheit Poesie, Musik, sowol Vocal- als Instrumentalmusik, und Tanz zur Verherrlichung derselben mitwirkten. Wann die Musik in Indien zum wissenschaftlichen Bewußtsein erhoben zu werden begann, läßt sich nicht genauer bestimmen. Der Samaveda, welcher ganz zum Gesange bestimmt ist, soll schon die diatonische Scala von sieben Tönen kennen. Die Namen derselben, shadg'a, rishabha, gândhâra, madhjama, pank'ama, dhaivata, nishâda, wurden bei Bezeichnung der Töne abgekürzt, so, daß nur die ersten Laute, sha, ri, ga, ma, pa, dha, ni, dazu gebraucht wurden. Diese Bezeichnungsweise ging zur Zeit der engeren Verbindung Persiens und Indiens mit, in der Aussprache der Laute begründeten, Änderungen zu den Persern über, deren ganze Musik — in ihrer wissenschaftlichen Auffassung — sich an die indische zu lehnen scheint. Sie lautet bei ihnen da, re, mi, fa, sa, la, be. Von da kam sie nach Europa durch die Araber, und wurde von Guido von Arezzo in die europäische Musik eingeführt (do, re, mi, fa, sol, la), sodaß auch diese so bedeutende Erfindung sich von Indien herschreibt [70]). Die Instrumentalmusik war ohne Zweifel ursprünglich dem Gesange höchst untergeordnet. Doch gaben Vorspiel, Zwischenspiel und Nachspiel Gelegenheit zu einer besonderen Entwickelung derselben. Sie scheint aber nie eine bedeutende Höhe erreicht zu haben. Es werden vorzüglich rein rhythmische Instrumente erwähnt, Trommeln und Schellen, dazu kommt vor allen die vînâ, eine Art Leier, und einige andere schwache Saiteninstrumente und wenige Blasinstrumente [71]).

Den Tanz betreffend, haben wir weiter keine besondere Nachrichten. Tanz im eigentlichen Sinne verhält sich zur Bewegung des Menschen überhaupt, wie Vers zum Sprechen überhaupt. Der Unterschied besteht darin,

68) Einige Worte über den Vortrag der Veden findet man in As. Res. VIII, 460; eine Vorstellung, wie die epischen Gesänge geklungen haben mögen, kann etwa Ragnar Lodbrok's altes Heldenlied (aus der Mitte des 8. Jahrh.) geben.

69) *Arrian*, Exp. Alex. VI, 3, 10. 70) von Bohlen II, 195. Über die indische Musik verweise ich im übrigen auf den weiter folgenden Artikel Indische Tonkunst vom Director Fink. 71) von Bohlen II, 196. Vgl. auch den später folgenden Artikel Instrumente. Neuere in Nepal gebräuchliche Instrumente finden sich beschrieben in Journ. of Beng. 1837. p. 953.

daß in der Sprache eine mannichfaltigere Rhythmik sich entfaltet, daher in der Entwickelung der Versknnst nach einer gleichmäßigeren gestrebt wird, in der Bewegung dagegen an und für sich zeigt sich eine gleichmäßigere (z. B. im Gange häufig bloßer Takt ohne Rhythmus), daher die Tanzkunst nach Mannichfaltigkeit der rhythmischen Bewegung strebt. Das, was wir Tanz in specie nennen, wo sich ein bestimmtes Gefühl in einer einheitlichen rhythmotaktischen Bewegung ausgesprochen hat (z. B. Walzer, Française, concret-nationelle Ausdrücke der geschlechtlichsinnlichen Bezüge), die sich zum Tanze im weiteren Sinne verhält, wie die Melodie zur Musik, werden wir in Indien in dieser Einheit und Abgeschlossenheit nirgends ausgeprägt finden, so wenig wie überhaupt bei leidenschaftlich-dramatischen Völkern. Der Tanz bei ihnen ist Pantomime, Darstellung des innern Gefühlslebens in der rhythmischen Körperbewegung, mehr bedacht auf die Entfaltung des Wechsels und der Übergänge der Empfindungen, als auf das Festhalten und monotone Ausprägen einer einzelnen. Daher wir auch im Tanze Takt nur in den einzelnen rhythmischen Gängen zu erwarten haben, aber keinen alle diese Gänge in einander verkettenden und beherrschenden.

Baukunst und bildende Künste. Die bildende Kunst hat sich bei allen Völkern aus dem Cultus entwickelt. Daher ist denn die religiöse Anschauung eines Volkes auf die Art und Weise ihrer Entwickelung und auf die Möglichkeit, einen höhern oder niedern Standpunkt in derselben zu erreichen, vom allerbedeutendsten Einflusse. Die theosophische Speculation ist das eigentliche Grundelement der religiösen Entwickelung der Indier, und so großartig sich diese an und für sich entfaltet, so wenig ist es geeignet, einer bedeutenden Entfaltung der bildenden Kunst Vorschub zu leisten. Den Brahmanen, welche als die höchste Verehrung des Göttlichen die Erkenntniß desselben setzten, das Streben nach der Erkenntniß höher stellten, als alle äußere Cultushandlungen, sich in die Waldeinsamkeit und in sich selbst zurückzogen, um diesem Streben ungestört nachzugehen, welche das Göttliche in dem All erkannten, diesen war weder die Möglichkeit gegeben, noch konnte es ihnen Freude machen, diese Idee äußerlich darzustellen, oder etwas dargestellt zu sehen, was von dem, was als das Wesentlichste ihrer Verehrung betrachtet wurde, dem Streben im Geiste, die Verehrung auf einen äußeren Gegenstand hinzuziehen vermocht hätte. Dies schließt keineswegs Versuche aus, die Masse der im Volksglauben vergöttlichten Erscheinungen äußerlich im Bilde darzustellen, aber diese Versuche wurden von denen, welche derselbe Volksglaube für die heiligsten, vielfach der Gottheit bewußten und Gott seienden, Repräsentanten der Gottesidee auf Erden ansah, größtentheils verachtet, auf keinen Fall als etwas Bedeutenderes gehoben, auf jeden Fall, so lange das religiöse Leben energisch im Brahmathume wirkte, nur eben tolerirt. Die theosophische Speculation hatte ferner die Gottesidee an sich so ungeheuer weit von dem gewöhnlichen Menschenthume entfernt, daß wenn ein Versuch gemacht wurde, ihr bildlich beizukommen, dieser Versuch sich genöthigt sah, zu den monströsesten Mitteln zu greifen, wodurch jede Möglichkeit zur wahren Kunst, die das Menschenthümliche als ihre eigentlichste Basis hat, fast schon abgeschnitten wurde. Diese Entwickelung kann uns schon die Wahrscheinlichkeit nahe führen, daß es eine Zeit in Indien gab, wo die bildliche Darstellung von Göttern entweder gar nicht, oder nur überaus vereinzelt geübt wurde. Ganz ähnlich muß es in derselben Zeit mit Tempeln und ähnlichen Gotteshäusern gewesen sein. Es wird sich wol nicht leugnen lassen, daß es zu feierlichen religiösen Gelegenheiten bestimmte Gebäude gab; allein auch diese wurden ja von denen, welche der Volksglaube am höchsten schätzte, den heiligen Anachoreten, fast gar nicht besucht, und feierliche große Opfer, wozu diese erschienen, wurden auf freiem Felde dargebracht. So mag sich uns die Thatsache erklären, zu deren Annahme eine Menge Umstände berechtigen, daß es bei einem übrigens hoch ausgebildeten Culturzustande bis etwa zu dem 6. Jahrh. vor Chr. in Indien weder mit Kunst gebaute Tempel noch künstlich verfertigte Bildwerke gab. Der Sitz der wahrhaft heilig gehaltenen war in den einsam und von einander getrennt errichteten Hütten der waldbewohnenden Brahmanen. In der Zeit, als mit Zersprengung der politischen Einheit Indiens auch die Einheit seiner Cultur und der Einfluß der Brahmanen litt, als sich in den einzelnen Gegenden Indiens der Cultus von Einzelgöttern geltend machte, das gewöhnliche Volksbewußtsein stärker in die Entfaltung des indischen Lebens eingriff, da mögen sich auch die mechanischen Talente zur Ausprägung einer Gottesidee in größeren und kleineren Werken angeregt gefunden haben. Der eigentliche Anfang der indischen Kunst datirt sich, wie so vieles Andere, vom Anfange des Buddhismus. Der Buddhismus hatte zunächst Gegenstände einer Verehrung, an welche sich der, in der Erkenntniß am weitesten vorgerückte, ohne Inconsequenz gemeinschaftlich mit dem Laien wenden konnte. Diese Gegenstände waren durch die Kraft der Erkenntniß gehobene Menschen, Heilige; früh begann der Buddhist alle irdischen Überreste von ihnen zu sammeln, sie selbst und ihre Thaten bildlich darzustellen. Hier war der Kunst das reine Menschenthum, durchdrungen von der Idee der bis zur absoluten Göttlichkeit, dem Aufgehen in und durch den Gedanken, erhebenden Erkenntniß, zum Vorwurf gegeben; und es gibt manche Sculpturdarstellungen des Buddha, welche der Lösung dieser Aufgabe in einem hohen Grade nahe gekommen sind. Ferner unterschieden sich die Buddhistischen Anachoreten von den Brahmanischen dadurch sehr wesentlich, daß sie nicht wie diese getrennt, sondern wie Lehrer und Schüler vereint lebten. Im einsamen Walde waren es auch die Grotten insbesondere, wo sie ihren Aufenthalt gewählt hatten. Sowie der Buddhismus sich zur Herrschaft erhob, gaben nun diese beiden Momente dem Kunsttriebe Veranlassung zu den wunderbarsten Werken. Künstlich wurden die natürlichen Grotten nachgeahmt, und es entstanden auf diese Weise die ungeheuren Grottenwerke, welche für die großen Scharen von Buddhistischen Mönchen, von denen wir aus den chinesischen Berichten wissen, daß sie zu Tausenden beisammen wohn-

ten, Cellen für jeden einzelnen und eine Menge zu andern Zwecken dienende Räume und Anlagen darboten. Über der Erde wurden ebenfalls zu diesem Zwecke dienende Gebäude angelegt. Mit diesen in Verbindung standen Tempel; eine besondere Art von diesen entwickelte sich noch aus der Buddhistischen Sitte, die Reliquien ihrer Heiligen mit großen stûpas (ursprünglich Erdaufwürfen, dann kuppelförmig sich erhebenden steinernen Gebäuden) zu bedecken (wie der berühmte Stupas, welcher seinen alten Namen Manikjala, sanskr. manikshâra, Buddhaasche, bis auf den heutigen Tag bewahrt hat), nämlich die Tempelform, welche man mit dem Namen Pagoden bezeichnet. Der Buddhismus hatte die ganze Brahmanische oder volksthümliche Mythologie in seinen religiös-poetischen Theil aufgenommen. Die Gegenstände derselben dienten zu unsäglichen Verzierungen, brachten aber auch die ganze Monstruosität, mit welcher die indische Phantasie übergewöhnliche, geistige oder physische Eigenschaften auszudrücken zu müssen glaubte, in die Buddhistische Kunstentwickelung, und störten so die Möglichkeit einer rein menschenthümlichen Entwickelung, wie sie in der Darstellung des Buddha und seiner Idee gegeben war. Um dieselbe Zeit, wo der Buddhismus, zur herrschenden Religion erhoben, sein inneres Leben äußerlich, zumal in der Kunst, zu entfalten begann, war Indien in sehr nahe Berührung mit Griechen gekommen, und es ist keinem Zweifel mehr unterworfen, daß, wie so vieles andere Griechische, so auch griechische Kunst vom höchsten Einflusse auf die Entwickelung der indischen war. Wie bei der Entfaltung des literarischen Lebens der große Erfolg des Buddhismus die literarische Thätigkeit des Brahmathums hervorlockte, so ging es auch mit der Kunst. Kaum war sie bei den Buddhisten erweckt, so bemächtigten sich auch die Brahmanen derselben, allein sie bedienten sich der Buddhistischen Formen, welche hier aus entschieden ihnen eigenthümlichen Ideen und Lebensweisen hervorgetreten sind. Diese eigenthümliche Entwickelung der indischen Kunst, deren Hauptwerke die Buddhistischen und dann überhaupt die Grottenwerke bilden, scheint mit etwa 300 vor Chr. zu beginnen; ihre Blüthe mag um die Zeit Christi fallen, und etwa im 5. Jahrh., wo, wie wir jetzt aus Fa Hian's Berichten erkennen können, der Buddhismus schon zu verfallen begann, mögen insbesondere Grottenbauten aufgehört haben. Schon mit dem Anfange der Grottenbauten begann auch die Errichtung großer Werke über der Erde. Viele spätere der Art rühren von den Dschainas her. Diese ältere Bauweise herrschte wol, bis der Einfall der Muhammedaner nach und nach indische Macht und Kunst immer mehr afficirte. Alle diese echt indischen Bauwerke machen einen großartigen, jedoch auch schwerfälligen Eindruck. Die seit dieser Zeit unter Einfluß der Muhammedaner aufgeführten Bauten tragen mehr den Charakter des maurischen Styls, sodaß Tod, vielleicht nicht mit Unrecht, vermuthet, daß der maurische Baustyl in Indien durch eine Mischung Muhammedanischer und indischer Bauweise entstanden sei [72]).

72) Vgl. Blätter für lit. Conversat. (Lpz. 1839.) Nr. 306. S. 1244.

Die neuere Zeit hat keinen bestimmten Charakter und ist in viel zu großer Bedrängniß bis jetzt gewesen, als daß sie an eine weitere Entfaltung der bildenden Kunst hätte denken können. Diese historische Übersicht habe ich hier kurz vorausgeschickt; sie ist größtentheils des vollständigen Beweises fähig, und einige Momente dafür will ich im Folgenden hervorheben; manches bleibt natürlich bei dem jetzigen Stande der Kenntniß von Indien noch Hypothese und muß zukünftigen Forschern zur Kritik überlassen werden.

Die ältesten Denkmale, welche uns bis jetzt in Indien bekannt geworden sind, erweisen sich durch Inschriften und Symbole als rein Buddhistisch. Hierhin sind zu rechnen die Grottenwerke von Khandgiri oder Udajagiri in Cuttack [73]). Es ist dies ein Berg von Quadersandsteinen, nicht eben sehr hoch, aber merkwürdig durch seine Menge von in zwei bis drei Etagen irregulär über einander liegenden Grotten. Diese sind theilweise von Natur gebildet, sodaß die Kunst nur nachhalf, theilweise sind sie aber ganz künstlich. Die Inschriften zeigen, daß sie auf Befehl einzelner Fürsten und Privatleute ausgehöhlt sind; insbesondere werden Fürsten von Kalinga erwähnt. Die Schrift zeigt, daß diese Werke zum großen Theile zu Anfang des 2. Jahrh. v. Chr. gearbeitet sind, zum Theil aber wol schon früher begonnen wurden. Der fromme Sinn einzelner Privaten und Gemeinden, sowie Fürsten, legte hier immer mehr Wohnungen für die, in den Grotten lebenden, Buddhistischen Anachoreten an. Ebenso alt und vielleicht noch älter sind die Grotten von Buddha Gaja. Unter diesem sind zwei von dem eifrig Buddhistischen Kaiser von Indien (von 219—212 v. Chr.) Dasarathas angelegt [74]). Aber auch bei diesen sind die Anfänge gewiß schon viel älter, und so lange der Buddhismus in Blüthe war, wurden die Werke immer mehr erweitert. Noch älter sind die schon von Asoka herrührenden Grottenwerke in Dhauli [75]). Sowie sich in diesen historisch zum Theil bestimmten Werken die einfachen Anfänge der unterirdischen religiösen Bauten zeigen, so führte auch schon Asokas, wie seine Inschriften und Berichte über ihn zeigen, eine Menge Stûpas und vihâras (Buddhistische Tempel) auf. Der älteste Stûpas, welchen wir kennen, ist der von Sanchi, nicht weit von Bhilsa in Malwa [76]). Schrift und Sprache der ältesten Inschriften desselben zeigen, daß er wenigstens um die Zeit von Asokas [77]) Regierung errichtet ist. Auch hier trugen, wie bei den Grotten, eine Menge von Privatleuten insbesondere aus Oug'ein zur Errichtung desselben bei. Dieses Werk insbesondere zeigt schon eine hohe künstlerische Fertigkeit. Von Asoka rühren ferner schon Säulen, Steinpfeiler von ihm selbst genannt, mit Edicte enthaltenden Inschriften her [77]). Nun zeigt der Stûpas von Bhilsa

73) Vgl. Ritter, Asien. IV, 2, 551 fg.; und die Inschriften zum Theil in Journ. of Beng. Decemb. 1837. p. 1072 fg. 74) Vgl. oben S. 76. 75) Beschrieben in Journ. of Beng. May. 1838. p. 434 fg. 76) Abgebildet in Journ. of Beng. 1837. June. p. 460, wo sich auch mehre Inschriften finden; noch andere sind hinzugefügt ebendas. 1838. June. p. 562. 77) Vgl. oben S. 71. Anm. 82.

sowol, als das Capitäl der Allahabadsäule, entschiedene Einwirkung der griechischen Kunst [78]). Schon vor Asokas, und noch mehr unter ihm selbst, war Indien in engere Verbindung mit dem syrischen Reiche getreten. Es hat diese Einwirkung also gar nichts Auffallendes. Wenn es uns erlaubt wäre, diese und andere hierher gehörige Werke zusammenzustellen, so würde man erkennen, daß zu Asokas' Zeit wahrscheinlich für lange Zeit die Formen der heiligen Bauten im Wesentlichen festgestellt waren. Ohne Zweifel reichen ihre Anfänge höher hinauf, wie denn chinesische Angaben einen Stupas erwähnen, welcher schon 292 v. Chr. errichtet sei [79]). Allein eine festere Ausbildung scheinen diese Formen eben dem durch Religion erhöhten Kunstsinn des Asokas und der Einwirkung durch ihn herbeigerufener griechischer Künstler zu verdanken. Mit Asoka beginnen, wie die chinesischen Reisenden berichten, die unzähligen Anlagen von stûpas, Buddhistischen Reliquiendenkmalen, von denen auch uns noch eine Menge erhalten sind, deren Anlage aus verschiedenen Zeiten stammend, etwa bis ins 5. Jahrh. n. Chr. zu reichen scheint [80]). Durch genaue Untersuchung der in ihnen erhaltenen Monumente wird sich die Zeit der Errichtung von manchen einzelnen sehr genau bestimmen lassen. Charakteristisch ist an ihnen, daß sie ganz geschlossene Rundgewölbe mit Rundbogen und Spitzbogen sind [81]). Neben diesen Stupas wurden die Grottenbauten, welche schon bestanden, durch stetes Zusammenwirken einzelner, immer mehr ausgedehnt und neue angelegt. Es würden hier zunächst die Grotten von Carli zu erwähnen sein, wenn Stevenson die Inschriften derselben richtig gelesen hat [82]). Denn eine derselben gibt alsdann als Datum eines Werks in denselben 178 n. Chr. Diese Grotten sind rein Buddhistisch, in religiöser Beziehung überaus einfach. In dem Höhlentempel selbst ist kein einziges Bild, keine Götterscultur, kein sichtbarer Gegenstand der Devotion, als nur der mysteriöse, im Buddhismus eine so bedeutende Rolle spielende, Chattah (Baldachin, sanskritisch kh'atra, Schirm). Danach mag dieser Tempel auf jeden Fall sehr alt sein. Seine Sculpturen sind edel; die Capitäle im Chattah sehr eigenthümlich und schön. Sie haben die Gestalt großer Glockencapitäle (die Glocken sind von großer Bedeutung im Buddhistischen Cultus), darauf Elefanten ihre Rüssel in einander verschlingen, deren jeder zwei männliche und eine weibliche Figur trägt. Dem Haupttempel zur Seite ziehen sich eine Menge kleinerer Grottenwerke, Felsgemächer, Galerien in zwei Stockwerken über einander, von denen mehre ungemein schön ornamentirt sind [83]). Wichtig wird alsdann Bardesanes' (zur Zeit des Heliogabal) Zeugniß über die indische Tempelhöhle, welche einem androgynen Gott (womit nur Siva gemeint sein kann) geweiht war [84]). Da um diese Zeit noch der Buddhismus zu mächtig war, als daß man annehmen dürfte, daß damals schon, wie später (um das 6. Jahrh. n. Chr.) [85]), die Brahmanen sich Buddhistischer Bauten zu ihrem Cultus bemächtigt hatten, so folgt daraus, was sich ohnedies hypothetisch annehmen ließ, daß schon um diese Zeit die Brahmanen anfingen, ähnliche Grottenwerke, wie die Buddhisten, für ihre Gottheiten aufzuführen.

Die Masse von verschiedenen Grottenwerken aufzuzählen oder zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Sie setzen durch ihren ungeheuern Umfang, durch die riesenartige Anstrengung, mit der die Natur bewältigt ist, in Staunen. Die Dimensionen der einzelnen Partien sind großartig, machen aber den Eindruck des Mühvollen, Schwerfälligen. Im Ganzen herrscht, da sie nicht auf einmal entstanden sind, kein Plan darin, sondern es wurde immer mehr von den natürlichen Grotten ins Bereich der früheren Anlagen gezogen. Durch die Entzifferung der altindischen Alphabete, welche weit älter sind, als die allermeisten Partien dieser Anlagen, ist die höchste Wahrscheinlichkeit gegeben, daß sie sich bei fortgehender Untersuchung aus der Masse von in ihnen vorkommenden Inschriften mit großer Genauigkeit historisch werden bestimmen lassen. Die bedeutendsten dieser Werke sind die von Ellora [86]). Diese sind in einen Bergkranz eingehauen, der sich in Halbmondgestalt über eine Stunde weit ausbreitet, dessen Inneres zu einer Menge von Grotten, Tempeln, Wohnungen, im kleinern oder größern, selbst im kolossalen Maßstab, zwei bis drei Stock über einander, mit unsäglicher Mühe ausgearbeitet und mit Sculpturen und Ornamenten überdeckt ist. Es ist so ziemlich allgemeine Ansicht, daß das Ganze nur ein Werk vieler Tausende von Künstlern und Arbeitern, ja eines ganzen Geschlechts von Steinhauern, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, gewesen sein könne; „so zahlreich, so großartig, so schulgemäß fortschreitend vom Rohen bis zum Vollendeteren in vielen Theilen ist dieser Grottenbau ausgeführt." Auch hier erscheint — und genauere Untersuchung wird wol ergeben, in den ältern Partien — der Buddhismus, dann aber auch Brahmanischer, sowol Siva- und Vishnu-, als auch Dreieinigkeitscult. Es ging hier wol, wie bei den viel spätern Denkmalen des Berges von Abu [87]), daß der einmal religiös geheiligte Ort von frommen Fürsten, beim Wechsel der Buddhisten und Brahmanen-Präponderanz, bald mit Buddhistischen, bald mit Brahmanischen Denkmälern geschmückt ward. Zuletzt

78) Die Belagerungsscene in Journ. of Beng. Vol. VI. Pl. XXIX. Vgl. 1838. March. p. 285. Vgl. Aug. 1836. p. 517. March. 1837. p. 235 und C. O. Müller in den Gött. Gel. Anz. 1839. S. 321. 79) Foë Kouë Ki. p. 84. 80) Ich verweise über diese auf die ausgezeichnete Monographie von C. Ritter, Die Stupas (Topen), oder die architektonischen Monumente an der großen Königsstraße zwischen Indien u. s. w. (Berl. 1838). Vgl. Desselben Asien. V, 98 fg. 81) Vgl. C. O. Müller in den Gött. Gel. Anz. 1839. S. 322. 82) Mir ist dies aus manchen Mittheilungen desselben nicht ganz wahrscheinlich, was ich jedoch nicht weiter ausführen will, da die Prüfung für denjenigen, welchem Stevenson's Abhandlung (im Journ. of Beng. Oct. 1834) zugänglich ist — was bei mir nicht der Fall — nach den neuesten Entdeckungen nicht schwer sein kann. Ich kenne sie nur aus As. Journ. (Lond. 1835). Vol. XVIII. p. 73.

83) Ritter, Asien. IV. 1, 674 nach Valentia. 84) Porphyr. ap. Stob. Ecl. Phys. I. 144 (Heeren). 85) Journ. of Beng. 1837. Decemb. p. 1075. 86) Ritter, Asien. IV, 1, 678. von Bohlen II, 78. 87) Vgl. S. 207.

ward er bei Verdrängung des Buddhismus ganz Brahmanisch. Eine kurze Schilderung möge man bei Ritter nachlesen (a. a. O.), längere geben die von ihm angeführten Werke. Aber sie sind alle noch sehr ungenügend, und sowol die wunderbarsten Werke von Elora, als die von Elefante [87]), Salsette [88]), Mahamalaipuram [89]) u. a. unzählige, verdienen viel genauere Untersuchungen.

Von Tempeln über der Erde mögen die ältern bedeutendsten architektonischen Werke auch dem Buddhistischen Cultus angehören. So z. B. der seiner ältesten Anlage nach gewiß sehr frühe, schon von Mahmud dem Ghaznewiden zerstörte, ursprünglich dem Buddhismus gewidmete, aber zur Zeit seiner Zerstörung schon von Sivaiten usurpirte, Tempel von Somnath [90]), der noch in seinen Trümmern einen großartigen Eindruck macht [91]). Es gibt eine Menge ähnlicher Tempel, und die sich daran knüpfenden, theils mündlich, theils schriftlich erhaltenen Legenden scheinen mehrfach historischen Stoff zu enthalten. Es wird dies alles, mit der Zeit sorgsamer untersucht, die Geschichte und Art der indischen Baukunst immer mehr erhellen. Ein sehr alter (der nicht ganz unglaubwürdigen Tradition nach von einem der Maurjas) ist der Buddhistische von Comulmere in Rajasthan [92]).

Aus den Buddhistischen Reliquienbehältern, stûpas, bildete sich die Pagodenform hervor [93]), welche in spätern Zeiten die allgemein kirchliche in Indien ward. Sowie sie das Brahmathum vom Buddhismus herüber nahm, wurde sie natürlich etwas modificirt. Auch diese Werke sind jedoch noch nicht mit hinlänglicher Sorgsamkeit beachtet; insbesondere verdienen auch die sich an sie knüpfenden Traditionen kritische Berücksichtigung.

Die Werke spätester Zeit, in denen indischer und fremdartiger (Muhammedanischer) Baustyl gemischt ist, sind noch sehr unzureichend besprochen [94]). Die neuern Bauten sind kraftlos.

Wo so ungeheure Tempelbauten ausgeführt wurden, konnte es natürlich auch nicht an Kunst in den zum Nutzen bestimmten Bauten fehlen. Die Gedichte und Dramen schildern uns die Paläste und Privatwohnungen als überaus glänzend. Auch sind mehre glänzende Trümmer von Palästen erhalten. Die bürgerliche Baukunst können wir erst im folgenden Abschnitt berücksichtigen.

Sculptur. Die Ausbildung der indischen Sculptur knüpft sich an die Baukunst. Die ältern Werke sind einfacher verziert, aber mit der Zunahme der künstlerischen Fertigkeit scheint auch die Verschwendung von Sculpturzierathen zugenommen zu haben. Die Wände der Grotten sind mit Hautreliefs bedeckt, welche größere und kleinere mythologische Scenen darstellen. Außerdem finden sich Statuen von kleinern, größern und kolossalen Dimensionen; ein Reichthum von Sculpturen entfaltet sich an den Säulensculpturen u. s. w. Die Götter sind, wie schon bemerkt, mit monströsen Auswüchsen versehen, wenn sie in sonst rein menschlicher Gestalt erscheinen; doch werden ihnen auch Thierköpfe u. s. w., gemäß den religiösen Anschauungen, gegeben. Die Thiersculptur scheint fast ausgebildeter zu sein, als die menschliche. Die Formen sind überaus edel gehalten, und man erkennt einen, vom griechischen Geiste erleuchteten, höchst bedeutenden Grad von Kunstfertigkeit. Die menschlichen Formen sind oft verzeichnet, allein es finden sich auch Sculpturwerke, welche man zu den großartigsten dieser Kunst rechnen kann. Ich hebe nur ein Sculpturwerk von Mahamalaipur (Pl. 4 in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II.) und mehre von Elora (ebendas. insbesondere den Siva als Bhairava) hervor. Von Sculpturwerken, in denen sich die Kunst entfalten durfte, scheint man die plumpen Werke des Cultus unterscheiden zu müssen, welche wahrscheinlich nur nach alten Mustern ungeändert gefertigt werden durften, in denen das Wesentliche alsdann war, durch Häufung von Attributen, Symbolen, Vielgliedrigkeit u. s. w., den Gott so übermenschlich als möglich darzustellen [96]). In der Sculptur würde der Buddhismus, vom Brahmathum getrennt, wahrscheinlich eine bedeutendere Höhe der Entwickelung erreicht haben, wie dies seine unter diesem Umstand entstandenen Werke in Java zeigen [97]). Eine bedeutende Entwickelung der Plastik, des Gusses u. s. w., tritt uns nirgends in Indien entgegen.

Die Masse der Farbestoffe, welche sich in Indien finden, gab gewiß früh Veranlassung zur Malerei. Aber auch diese Kunst steigt nur dann über das Maß der technischen Fertigkeit, wenn sich der letztern eine Idee zu bemächtigen weiß. Die erste, welche so energisch wirkt, ist in dem Menschen gewöhnlich die religiöse. Aber dieselben Umstände, welche es hinderten, daß zur Zeit des Brahmathums die Gottesidee in Architektur und Sculptur einging, traten auch bei der Malerei ein. Erst der Buddhismus liebte es, die Thaten und Begebenheiten seines Lehrers bildlich darzustellen, und von da an mag sich eine höhere Entfaltung datiren. Das Drama kennt sie. Welche Stufe die Inder in dieser Kunst im Alterthume erreichten, läßt sich, da Malereien überhaupt und in Indien insbesondere so vergänglich sind, nicht mit Sicherheit bestimmen. Es finden sich Malereien im Tempel von Chandode, welche von Forbes, einem großen Verehrer der indischen Architektur und Sculptur, sehr getadelt werden; die Zeichnung ist schlecht, der Styl hart, uncorrect und Licht und Schatten schlecht vertheilt. Die Kunst zu portraitiren ist etwas höher gestiegen; sie läßt an technischer Fertigkeit wenig zu wünschen, ist

88) Ritter, Asien. IV, 2, 1091. 89) a. a. O. 1099. 90) a. a. O. IV, 2, 322. 91) Vgl. S. 125. 92) Siehe zwei Skizzen in Journ. of Beng. Vol. VII. Pl. L. p. 41. 93) Vgl. *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 670. Vgl. mehre Dschainatempel bei *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 233 fg. 94) Vgl. Ritter, Stûpas an mehren Orten. Um sich die Entstehung bildlich klarer zu machen, vgl. man die III. V. VI. Platte in Transact. of Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. T. II; es ist ein Chaitja (heiliger Feigenbaum) auf einem Stûpas (wie am Klarsten auf Pl. III sichtbar); über die Pagoden vgl. Einiges bei v. Bohlen II, 82. Nouv. Journ. As. 1823. I, 1, 160. 95) *Tod*, Annals of Rajasthan. I, 779.

96) Vgl. von Bohlen II, 197. 97) *Raffles*, History of Java. II, 54.

aber ohne Grazie und Ausdruck. Auch hier würde der Buddhismus, geleitet von der göttlichen Idee, in der er seinen sonst als Menschen gedachten Meister auffaßte, mehr geleistet haben, als die Brahmanische Cultur, welche fast gar keine menschenthümlich-künstlerisch darzustellende Idee besitzt, zu geben vermag[98]).

9) Entfaltung in den materiellen Elementen des Lebens. Ackerbau, Industrie, Handel. Alles spricht dafür, daß die Elemente, welche zur Erhaltung und einer angenehmen Lage des materiellen Lebens dienen — Ackerbau, industrielle Thätigkeiten und Handel — schon seit überaus alter Zeit in Indien zu hoher Blüthe gelangt waren. Das Volk, von dem man schon um 1000 v. Chr. Luxusartikel holte [99]), welches um dieselbe Zeit, wie wir annehmen zu dürfen glaubten, mit Seeschiffen das Meer zwischen Afrika und Ostindien befuhr [1]), hatte zu Hause gewiß in seinem großen Lande eine Menge Distriete, wo die, die nächsten Lebensbedürfnisse betreffenden, Thätigkeiten in großer Blüthe geübt wurden. Schon zur Zeit, wo Herodot und etwas später Ktesias von den Indern erfuhr, zeigen sie sich als ein allseitig, insbesondere in Bezug auf industrielle Thätigkeit, cultivirtes Volk [2]). Als die Griechen unter Alexander Indien genauer kennen lernten, trafen sie es in einem, in Bezug auf alle diese Elemente, überaus blühenden Zustande. Hierbei mag die Kastenverfassung — auch wenn sie nicht das ganze Leben durchdrang — von bedeutender Förderlichkeit gewesen sein. Denn hinderte sie gleich einen höheren Schwung, so mußte die Erblichkeit der Thätigkeit doch zu einer immer leichtern und bessern Ausführung führen. Die alsdann folgende Periode der indischen Geschichte, welche uns durch einheimische Werke bekannt ist, zeigen uns ihre Gedichte in dem Zustande der höchsten Blüthe des materiellen Lebens. Die epischen und dramatischen Gedichte, sowie auch die später hinzutretenden Berichte chinesischer Reisender geben uns Bilder eines allgemein verbreiteten Wohlstandes, ja Luxus. Dieser Zustand mag vorherrschend gewesen sein, bis die Festsetzung des Muhammedanischen Despotismus nach und nach in allen Theilen Indiens immer verderblicher wirkte. Dazu kam noch, daß seitdem die Europäer auf dem Seewege in Berührung mit Indien kamen, sie die rohen Stoffe aus Indien holten und sie nach und nach mit dem, in Europa die industrielle Entwickelung durchdringenden, Schwung zu bearbeiten begannen. So wurde, während der einheimische Despotismus den Ackerbau vernichtete, die indische Industrie durch die Europäer überflügelt. Handel nach Außen war in Indien, jene älteste Periode vielleicht ausgenommen, nie bedeutend. So wurden alle drei Elemente des materiellen Wohlstandes in Indien zerstört, und wo einst der glänzendste Wohlstand geherrscht hatte, findet sich jetzt das drückendste Elend.

Der Ackerbau war bei den Indern als die eigentliche Quelle des Wohlstandes stets in hoher Achtung; selbst die Fürsten sollten sich darin unterweisen lassen. Er förderte eine große Menge Producte zu Tage, welche die Haupthandelsartikel der Inder bildeten und bilden, und in Europa größtentheils unter den indischen Namen bekannt geworden sind. Ein Haupterzeugniß ist der Reis (vrihi), welcher, wie schon früher bemerkt [3]), auf dem Landwege nach dem Westen kam. Er, sowie die ebenfalls vorzüglich gebauten Producte, Zucker (çarkara) und Baumwolle (karpasa), bedarf vieles Wassers und in alten Zeiten war durch Bewässerungsanstalten reichlich dafür gesorgt, daß kein Mangel in dieser Hinsicht entstehe, und jedes Dorf hatte einen Wasseraufseher [4]). Noch jetzt finden sich manche Anstalten der Art [5]), allein viele sind verkommen und daher entsteht jetzt sehr häufig, bei nur etwas trockenen Jahren, allgemeine Hungersnoth. Mehre Cerealien sind freie Erzeugnisse Indiens [6]). Küchengewächse existiren in den verschiedensten Arten. Eine Menge von den Gewürzen Indiens waren im Alterthume, wie jetzt, gesucht, Ingwer (çringavera), Pfeffer (pippali), sowie viele Droguerieplanzen, verrathen durch ihre Namen ihre indische Abstammung. Selbst der Seidenbau war den Indern bekannt [7]). Der indische Kampher war sehr hochgeschätzt, und wurde dem Kaiser von China [8]), sowie in alter Zeit dem Könige von Persien als Ehrengeschenk gesandt. Denn er ist ohne Zweifel das bei Ktesias genannte καρπίον (im Sanskrit karpûra) [9]). Opium bildet bekanntlich jetzt eins der einträglichsten Producte Indiens. Überhaupt ist Indien reich an allen Arten der schönsten, nützlichen sowol als angenehmen Erzeugnissen der Erde [10]).

Die Agriculturinstrumente der Inder sind einigermaßen aus bildlichen Darstellungen zu erkennen. Sie erweisen sich als sehr einfach und sind es so auch noch jetzt. In Bengalen besteht der Pflug aus einem gekrümmten Stück Holz, welches an dem einen Ende geschärft und mit einer Eisenplatte bedeckt ist, die die Pflugschar bildet. Am andern Ende ist eine hölzerne Handhabe, zwei Fuß lang, kreuzweise befestigt; in der Mitte befindet sich ein langes gerades Stück Holz, oft von Bambus, isha genannt, welches zwischen den vorgespannten Ochsen hindurchgeht, und auf die Mitte des Jochs fällt, an welches es mit einem Nagel oder Strick befestigt wird. Das Joch ist sehr sauber, und liegt über dem Nacken der Ochsen, dicht vor dem Höcker; bei jedem Pfluge geht ein Mann, der mit einer Hand den Pflug hält und mit der andern die Stiere am Schwanze leitet und mit einem Stecken treibt. Statt der Dreschflegel dienen zusammengebundene Stiere, welche über eine Quantität Garben geführt werden und

98) Vgl. von Bohlen II, 201. *Montgomery Martin* a. a. O. I, 243. 99) Vgl. oben S. 25 fg.

1) Vgl. oben S. 30. 2) Vgl. oben S. 38 fg., insbesondere die S. 42, Anm. 42 erwähnte Abhandlung von Heeren.

3) Vgl. oben S. 41. 4) von Bohlen II, 112. 5) Vgl. *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 243. 6) von Bohlen II, 113. 7) Ritter, Asien. IV, 1, 437. Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. III, 1, 152. Journ. of Beng. 1837. p. 38. 8) Journ. of Beng. 1837. January. p. 66. 9) *Ctes.* Ind. 28. Heeren (Gött. Gel. Anz. 1834. S. 2059) nimmt es für Rosenöl, worin ich ihm nicht beistimmen kann. 10) Vgl. d. Art. Hindustan und die Zusammenstellung in *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 133 fg.

sie austreten. Zum Mahlen dienen gewöhnlich Handmühlen; doch auch eine Art Wassermühlen [11]).

Das Land liefert, wie schon die Alten bemerkten, zwei Ernten jährlich. Daß man ihm ehemals mit Dünger nachhalf, findet sich, so viel ich mich erinnere, nirgends bemerkt. Jetzt läßt man es, wenn es zu stark ausgesogen ist, einige Zeit brach liegen [12]).

Viehzucht war seit den ältesten Zeiten mit Ackerbau eng verknüpft. Die occidentalischen Schriftsteller der Alten erwähnen dies, und die einheimischen Quellen beweisen es vielfach. Die grauenhafte Geschichte Indiens, seit den Muhammedanischen Eroberungen, hat auch diesen Zweig des Wohlstandes untergraben, und es wird lange dauern, bis sich Indien auch in dieser Beziehung zu seinem alten Flor emporschwingt. Dennoch findet man auch jetzt noch große Heerden von Zugochsen und Schafheerden auf den Gemeindewiesen [13]).

Überaus vorgeschritten war seit den ältesten Zeiten die indische Industrie. Die herrlichen Naturproducte mußten, bei dem angeborenen Talent für mechanische Thätigkeiten überaus früh dazu auffodern, und die Erblichkeit der Thätigkeit führte natürlich zu großer Kunstfertigkeit. Diese Seite der indischen Entwickelung hat von jeher und selbst jetzt noch die größte Bewunderung erregt, und Alle, welche Indien kennen lernen, erzählen mit Staunen, mit wie einfachen Hilfsmitteln die Inder in jeder Art der Industrie die wunderbarsten Werke hervorzubringen vermögen.

Der Reichthum der vegetabilischen Producte gab zunächst Stoff und Farben zu Zeuchen der mannichfachsten Art, und die Verfertigung derselben ist bis jetzt fast noch von keinem Volke übertroffen. Die feinsten Musseline (genannt von Maushala, den Bewohnern von *Masaala*, Masulipatam), Tüll (tulaka [14]) im Sanskrit, Baumwolle), die bei den Alten unter dem Namen *σινδόνες* als sindische (von sindhu) bekannten Baumwollenzeuche, eine überaus große Menge von verschiedenartigen Seidengeweben wurden, so weit uns die Geschichte bekannt ist, in Indien mit größter Kunstfertigkeit gewebt. So einfach der indische Webestuhl ist, so liefert er doch Werke, welche bei großem Umfange kaum sichtbar sind. Wird ein solches Gewebe auf Gras gelegt und der Thau fällt darauf, so ist es nicht mehr zu unterscheiden. Tavernier erzählt von einem 30 englische Yards langen Musselinturban, welcher in einer Cocusnuß lag und so fein war, daß man ihn kaum fühlen konnte [15]).

Auch benutzten sie die Vegetabilien zu mancherlei Arten von berauschenden Getränken; Rum, Arak, Punsch z. B. haben indische Namen: röma, raksha, pank'a. Insbesondere sind sie geschickt in Bereitung von Confituren. Ihre vielfachen Holzarten, Bambus, gaben ebenfalls Veranlassung zu industriöser Benutzung.

Aus dem animalischen Reiche benutzten sie die Wolle zu ebenso ausgezeichneten Geweben, wie die Baumwolle; die Kaschmirshawls (çavala im Sanskrit, eigentlich buntfarbig) waren im Alterthume schon bekannt [16]). Sehr gesucht war in alten Zeiten die eigenthümliche ausgelassene Butter der Inder [17]). Daß sie das Horn (z. B. zu Bogen), Elfenbein u. s. w. verarbeiteten, ist keiner Frage unterworfen.

Der metallische und überhaupt mineralische Reichthum Indiens gab der industriellen Entwickelung den meisten Vorschub. Die feinen Goldschmiedearbeiten der Inder sind noch jetzt berühmt [18]). Ihr Reichthum an Diamanten führte zur Ausbildung der Steinschneidekunst, jedoch mehr im Sinne einer technischen Fertigkeit [19]). Berühmt war die indische Bearbeitung des Eisens schon im Alterthume [20]); die Erfindung des festesten Stahls, Wuz [21]), gehört ihnen. Sie kannten die Kupferscheidung aus Schwefel (çulvàri, Feind des Kupfers), woher das lateinische sulfur (woraus denn folgt, daß dieser Schwefel als indischer Handelsartikel nach dem Westen kam). Erzguß war den Indern schon seit alter Zeit bekannt [22]). Sie — und zwar durch Einwirkung des Buddhismus — erfanden die Kunst des Glockengießens, welche sich mit dem Buddhismus aber nach Hinterindien zog, wo noch in letzter Zeit Glocken von der immensesten Größe gegossen sind. Um dies beiläufig zu bemerken, rührt sowol der Thurmbau, als der Glockenguß aus der Buddhistisch-religiösen Baukunst her, und hat sich durch die Araber von Indien her nach Europa verbreitet. Diese Bearbeitung metallischer Substanzen — deren Anzahl wir nicht herrechnen können — setzt Bergbau in Indien voraus; sichere Zeugnisse dafür kenne ich jedoch noch nicht.

Das Meer lieferte insbesondere Perlen. Die Fischerei und Behandlung derselben war ein Hauptzweig der südindischen Industrie [23]).

Was die größeren Werke der Industrie betrifft, so schildern uns die älteren indischen Werke schöne, prächtig gebaute Häuser; natürlich führte hier Klima, Sitte und finanzielle Verhältnisse der Einzelnen Verschiedenheiten ein. Allein die großen Kunstbauwerke der Inder zeigen, daß ihre mechanischen Kenntnisse bedeutend genug waren, um in der civilen Baukunst Alles zu leisten, was man nur von einem cultivirten Volke erwarten darf. Sie wußten einfach und sicher Gewölbe anzulegen [24]); größere Gebäude führten sie über gemauerten Brunnen auf, die in gewissen Distanzen gegraben und mit Steinen ausgefüllt wurden. Jetzt finden sich nur noch selten schönere Häuser; doch erinnern die, welche sich finden, an eine geschmackvolle Tradition. Sie sind mit Terrassen, Vorhallen, Säulengängen u. s. w. verziert. Die Straßen

11) Vgl. *Montgom. Martin* a. a. O. 247 fg. 12) von Bohlen II, 113. 13) a. a. O. 114. 14) Bei *Arr.* Ind. 7 ist wol *vala* für *rala* zu schreiben; übrigens scheint aus Unkunde einiges Falsche daselbst eingeflossen zu sein. 15) von Bohlen II, 116. *Montgomery Martin* a. a. O. I, 249.

16) Heeren a. a. O. 17) Heeren, Ideen, Indien. 368 a. 18) *Montgomery Martin* I, 252. 19) *Raspe*, Introd. to *Tassies*, Descript. Catal. of engraved Gems. p. XII. 20) von Bohlen II, 117. 21) Royle, über das Alterthum der indischen Medicin, übersetzt von Wallach. 45. 22) *Nearch*, bei *Strab.* XV. §. 67. 23) *Vincent*, Periplus of the Erythrean Sea. I, 108. 109 fg. II, 444 fg. und 371. 24) von Bohlen II, 99.

der Städte sind jetzt und waren auch früher — wie die indischen Gedichte zeigen — ungepflastert [25]). Alleiu sie hatten schon, wie aus ebendiesen hervorgeht, eigene Namen, wurden beleuchtet, und Leute waren angestellt, welche sie rein halten mußten, sowie auch Nachtwächter. Die Straßen waren, nach den ältern Partien jetziger indischer Städte zu schließen, krumm und eng [26]). Daß ein bestimmter Plan in den Anlagen der Städte waltete, scheint aus nichts zu folgen, doch waren die Städte mit öffentlichen Plätzen, Anlagen u. s. w. geziert [27]). Vorgeschrittener war, alten Werken nach zu schließen, die Benutzung von Localitäten, welche durch die Natur schon einigermaßen befestigt waren, zu Festungsbauten [28]). Wie bei den Grottenwerken, hieb man auch hier die Werke größtentheils in den Felsen ein. Chausséebau betreffend, so haben die indischen Religionen die Anlage von bequemen Wegen für ein gutes Werk erklärt, große Straßen existirten seit den ältesten Zeiten, und wir haben bemerkt, wie auch Asokas (263—227 vor Chr.) dafür sorgte. Auch die occidentalischen Alten erwähnen große Kunststraßen in Indien. Es wird sich hier manches Alte erhalten haben, ist aber noch nicht hinlänglich untersucht [29]). Die große Bedrängniß Indiens hat auch in dieser Beziehung fast Alles, was früher geschaffen sein mochte, untergehen lassen. Die große Thätigkeit der Engländer schafft aber jetzt schnell und in weiten Umkreisen Communicationsmittel. Brückenbau ist im jetzigen Hindustan, wo nicht das englische Gouvernement thätig eingreift, überaus mangelhaft. Auch dies war weder in den älteren noch späteren Zeiten so; es ist ebenfalls eine Folge der Bedrängniß der letzten Jahrhunderte. Die große Inschrift von Girnar zeigte, mit welcher Sorgfalt zweierlei Königsgeschlechter den Brücken- und Wasserbau an einem kleinen Flusse besorgten und die indischen Gedichte erwähnen Brücken in Menge [30]), sowie sich Spuren derselben überaus häufig finden. Außer steinernen Brücken kannten die Inder auch Kettenbrücken schon zur Zeit des chinesischen Reisenden Fa Hian.

Den Handel betreffend [31]), so war einerseits Binnenhandel der Inder in Indien selbst, zweitens Handel der Inder mit Auswärtigen. Dieser fand wiederum entweder in Indien selbst statt, oder im Auslande. Was den Binnenhandel in Indien selbst betrifft, so können wir ihn bei einem so hochcultivirten Volke uns nicht anders als schon seit den ältesten Zeiten sehr bedeutend vorstellen. Gegenstand desselben waren einerseits die einheimischen Natur- und Kunstproducte, an deren Genuß bei der nach und nach entstehenden Gleichmäßigkeit der indischen Cultur ganz Indien gewöhnt wurde, ohne daß sie alle Gegenden gleichmäßig, oder überhaupt nur hervorbrachten; dazu kamen denn noch die vom Auslande herbeigeführten Producte, welche die einheimischen Kaufleute von der Küste aus bis in die mittelsten Punkte Indiens verführten. Einen Hauptzweig dieses Binnenhandels bildete, bei dem in Indien in verschiedenen Gegenden nicht selten eintretenden Miswachs, der Kornhandel, welcher schon seit vielen Jahrhunderten von einer eigenen Kaste, Banjaras [32]) genannt, im Dekhan insbesondere, jedoch auch in Nordhindustan betrieben wird. Sie stammen wahrscheinlich aus Marvar in Rajputana, sind aber durch ihre steten kaufmännischen Wanderungen ganz heimathlos geworden. Mitten in dieser Heimathlosigkeit haben sie aber eigene Sprachen, Sitten und Tracht behauptet. Die Anzahl derselben ist sehr groß; im Districte Bareilly (28° 23′ n. Br.) zählte man ihrer 14,000. Sie bedienen sich als Transportmittel der Lastochsen. Sie betrachten sich als Kschatrijas, und zwar als Rajputen. Sie leben in Zelten, verheirathen sich nie mit den Töchtern der Städtebewohner, und bauen selten Acker, nie im Dienste von Andern. Wenn sie ohne Handelsgeschäfte sind, leben sie als Hirten, im Besitze von zahlreichen Viehheerden. Sie gehen stets bewaffnet, sind sehr tapfer und halten auch Diebstahl für ein erlaubtes Handwerk. Bei jeder ihrer Horden befindet sich ein Barde, der die Heldenthaten ihrer Vorfahren besingt. In neueren Zeiten haben sie in den Kriegen der Engländer diese gewöhnlich mit Proviant versorgt. Die alte Zeit kannte, wie es scheint, noch viel größere, das Land durchziehende, Karavanen. Eine Kaufmannskaravane, welche aus Kamelen, Elefanten, Pferden und Wagen besteht, und an deren Spitze sich ein Karavanenführer befindet, kennen wir aus einer längeren Schilderung der bekannten Episode des Mahabharatam, Nalas [33]). Ähnliche Schilderungen von Karavanen werden auch in neueren Zeiten gegeben [34]). Hauptpunkte für den Binnenhandel, sowie den Handel überhaupt, bildeten die heiligen Orte, und Hauptgelegenheiten die großen Feste [35]).

Was den Handel nach und mit Gegenden außer Indien betrifft, so war er einerseits Landhandel, andererseits Seehandel. Den Landhandel zunächst betreffend, so führten große Handelsstraßen, wie Heeren nachgewiesen, vom jetzigen Afghanistan aus, sowol nach den westlichen Gegenden Asiens, als, über den indischen Kaukasus gehend [36]), nach den östlichen und nördlichen. Ob in den ältesten Zeiten, wo wir bei den Indern eine größere geistige und materielle Energie voraussetzen zu dürfen glauben, Inder diese Straßen weiter verfolgten, läßt sich mit Bestimmtheit weder bejahen noch verneinen. Im Anfange der historisch bekannteren Zeit scheinen Inder überaus selten weiter von ihrem Vaterlande sich entfernt zu haben. Ktesias bemerkt, wie wenig Inder er sah, und wir haben schon angeführt, wie spät Indien den Chinesen bekannt ward. Das schließt nicht aus, daß einzelne

25) a. a. O. 100. 26) Vgl. die Schilderung von Benares a. a. O. 101. 27) Ritter, Asien. IV, 1, 503. von Bohlen II, 101 fg. 28) von Bohlen II, 98. Ritter, Asien. IV, 1, 514. 29) von Bohlen II, 109. 30) von Bohlen II, 112. 31) Vgl. Heeren, Ideen, in den die Inder, Phönizier, Babylonier behandelnden Abtheilungen. *Vincent*, Periplus of the Erythrean Sea; von Bohlen II, 121 fg.

32) Ritter, Asien. IV, 1, 687 fg., wo sich auch die Hauptquellen bemerkt finden. 33) Cap. 12 und 13. 34) von Bohlen II, 124. 35) Vgl. Ritter II. 909 fg. und die angeführten Werke. 36) Hier sind Heeren's Untersuchungen von der größten Bedeutung, die wir als bekannt voraussetzen dürfen.

Abenteurer sehr weit vordrangen, wie noch in den letzten Zeiten und jetzt Inder selbst bis Astrachan wandern. Allein die Handelsstraßen scheinen gewöhnlich die Einrichtung gehabt zu haben, daß an bestimmten Stapelplätzen die Karavanen ihre Waaren verkauften, und sie alsdann von den Kaufleuten dieses Stapelplatzes weiter gefördert wurden. Ob es bedeutende Handelsstraßen an der östlichen Seite des Himalaya nach dem Nordosten von Asien gab, ob endlich größere Handelsverbindungen zu Lande mit Hinterindien existirten, läßt sich nicht mit Bestimmtheit entscheiden, obgleich es, da das indische Reich, wie wir schon bemerkten, zu Asokas Zeit bis jenseit des Brahmaputra reichte, und zu einer andern spätern Zeit Bhutan einschloß, nicht unwahrscheinlich ist. Ähnlich war es mit dem Landhandel auswärtiger Nationen nach Indien hin. Die entferntesten Waaren kamen, durch die verschiedensten Völkerhände gehend, in die entferntesten Hände. So gingen insbesondere, seitdem die Perser den Seeweg nach Indien so sehr verkümmert hatten, die indischen Natur- und Kunstproducte, sowie Transitowaaren bis in die entferntesten Westländer und Nordländer, während Indien phönizische, babylonische u. s. w. Kunsterzeugnisse und Pelzwaaren aus dem Norden, sowie vielleicht Seide und anderes aus dem Osten erhalten mochte. Im Ganzen genommen bedurfte Indien, dieses mit den verschiedenartigsten Producten so überaus gesegnete Land, sehr wenig von Außen, und ich gestehe, mit Ausnahme der Pelzwaaren, die in den indischen Gedichten als Luxusartikel vorkommen, nichts nachweisen zu können, von dem man mit Bestimmtheit behaupten könnte, daß es schon vor der genaueren Bekanntschaft mit den Griechen in Indien vom Auslande her zu Lande eingeführt sei.

Das natürlichste Verbindungsmittel zwischen entfernten Gegenden ist das Meer. Wir haben annehmen zu müssen geglaubt, daß, in der Zeit der energischen Entfaltung des innern Lebens, die Inder bis Afrika und Diu Sokotra schifften, und auch Arabien berührten. Der regelmäßige Monsun macht diese Schiffahrt sehr gefahrlos, und ihre Annahme daher keineswegs unwahrscheinlich. Da wir das um die Zeit des Homer in Europa bekannte Zinn (κασσίτερος, sanskr. kastira) als von Indien erhalten nachgewiesen zu haben glauben, das Zinn aber ein Hauptproduct Hinterindiens und der dazu gehörigen Inseln ist, so glauben wir in dieser alten Zeit (um 1000 vor Chr.) selbst eine Seeverbindung zwischen Vorder- und Hinterindien annehmen zu dürfen. Später als die Phönizier und dann die Araber in dem Meere zwischen Indien und Afrika mächtig wurden, als die Fremden selbst kamen, und mit bedeutendem Gewinne für die Inder ihre Producte holten, als die Individualisirung Indiens den Anfang jener, sich späterhin immer mehr steigernden, Indolenz herbeiführte, mögen es die Inder, denen das Ausland wenig bieten konnte, lieber gesehen haben, wenn sie sich von ihrem heiligen Dschambu dvipa nicht zu trennen brauchten. Doch ist das in den Puranen sich findende Verbot, über den Indus zu setzen, oder gar das Weltmeer zu befahren, weder alt, noch jemals in seiner Strenge befolgt [37]). Wir finden in den indischen Gedichten mehrfach Flußschiffahrt erwähnt. Die occidentalischen Alten kennen seit der Zeit, wo Indien mit der Westwelt näher bekannt wurde, indische Schiffe, die nach Westen steuerten, insbesondere z. B. von Barygaza nach Karamania [38]), später werden sie in Sokotra erwähnt. Pseudo-Arrian nennt uns indische Schiffe mit ihren einheimischen Namen, nämlich σάγγαρα, im Sanskrit sangara, welches Kauffahrteischiffe bedeutet, und Kolandiophonta, über dessen ersten Theil ich nicht mit Bestimmtheit zu entscheiden wage; der letzte Theil ist sanskritisch bhânda. ausgehöhltes Gefäß. Diese Schiffe gingen nach Hinterindien [39]). Die Schiffe wurden vom Könige an die Kaufleute vermiethet [40]). Lootsen fuhren den auswärtigen Handelsschiffen entgegen und brachten sie in die Nähe der indischen Häfen. Die Ausladeschiffe nennt der Periplus wiederum mit einheimischen Namen, die jedoch mir noch nicht auf ihre einheimische Form reducirbar sind [41]). Seit der Zeit, wo der indische Handel durch Auffindung des Weges um das Cap der guten Hoffnung aus dem arabischen Meere weggezogen und in directe Verbindung mit Europa gebracht wurde, mußten größere Seefahrten der Inder immer seltener werden. Aber grade um diese Zeit segelten indische Schiffahrer vielfach nach Afrika, und gebrauchten bessere Instrumente, als die Europäer, Compaß, Quadranten, Seekarten u. s. w. [42]). Inder fanden sich vielfach im Auslande [43]); insbesondere auf der Haupthandelsstation vor dieser Zeit, Sokotra. Seit dieser Zeit war der Seehandel der Inder mehr nach Osten gerichtet. Diesen fanden die Griechen, als sie Indien kennen lernten, stets im Gange, und da die europäischen Schiffe sich lange Zeit nicht so weit wagten, so blieb er lange in den Händen der Inder. Er wurde insbesondere von der Küste Coromandel aus betrieben, und die von diesen Gegenden hergeholten Waaren mitten durch Dekhan zu Lande nach der Westküste geschafft [44]). Die Inder, insbesondere Tilangas (aus Telinga), deren Spuren sich vielfach in Hinterindien finden [45]), kamen auf diese Weise nach Hinterindien und den indischen Inseln, und wurden so das Civilisationsmittel dieser Gegenden. Die Vertreibung des Buddhismus aus Vorderindien wirkte hier thätig mit. Indische Künstler wanderten zur See nach Osten hin aus [46]), und die indischen Inseln sind voll von Spuren einer von Indien ausgegangenen Cultur [47]). Die Küstenschiffahrt in Coromandel, Malabar nach den Inseln hat sich bis jetzt sehr lebhaft erhalten, und es werden dazu Schiffe von sehr verschiedenartigem Baue gebraucht [48]).

Was nun die auswärtigen Völker betrifft, welche

37) Vgl. von Bohlen II, 125 fg. 38) Peripl. p. 94 ed. *Vincent.* 39) *Vincent*, Peripl. II, 473 u. c. 40) *Megasthen.* ap. *Strab.* XV. §. 46. 41) Unverkennbar irrt *Wilford*, As. Res. IX, 198. 42) von Bohlen II, 129 fg. 43) Ritter IV, 1, 442. 44) Ritter IV, 1, 917. 518. 45) IV, 1. 38. 46) Journ. of Beng. 1838. May. p. 411. 47) von Bohlen II, 43. 48) Description of the various Classes of Vessels, constructed and employed by the natives

mit Indien in überseeische Verbindung traten, so waren es, vor der persischen Seesperre, außer den Phöniziern die Babylonier. Zur Zeit der Blüthe der persischen Herrschaft gerieth der Handel fast ganz in die Hände der Araber. Nach dem Sturze der persischen Herrschaft bestand die unter ihr mehr aufgelebte Landverbindung einige Zeit neben der sich nun wieder erhebenden Seeverbindung fort, bis endlich Alexandria Hauptstapelplatz ward und die indischen Waaren vorzüglich den Weg nach Ägypten nahmen, ohne daß jedoch die Landstraßen über Babylon nach Palmyra zu verlassen wurden. Dieser Zustand blieb bis zur Zeit der Araber. Nach einer Zwischenzeit von Sperrungen durch Krieg kam der ganze indische Handel in die Hände der Araber, welche sich an der Küste Vorderindiens als Kaufleute festsetzten, und durch die weitverzweigten Reiche ihrer Stammgenossen die indischen Waaren verbreiteten. Alsdann nahmen indirect die italienischen Republiken daran Antheil. Endlich wurde der directe Weg von Europa nach Indien eingeschlagen. Seit der Zeit hatten diejenigen europäischen Nationen, welche in Indien am mächtigsten waren, auch den indischen Handel am meisten in Händen; zuerst die Portugiesen, dann die Holländer, endlich bis jetzt die Engländer. Auch Spanier, Franzosen, Russen, Dänen u. s. w. hatten seit dieser Zeit früher oder später einigen Antheil.

Die Haupthandelspunkte für den Seehandel bildeten natürlich die besten Häfen an den Küsten. In der ältesten Zeit Ophir (supâra) auf der Küste von Malabar; zur Zeit des babylonischen Handels wahrscheinlich ein Hafen in Gujerate; von der Zeit der genaueren Bekanntschaft mit Indien an für die ältere Küstenfahrt Pattala (Pottâla im Sanskrit, Schiffsstation), später der Hafen Barbarike, beide in der Gegend der Indusmündungen. Seitdem durch Hippalus die Benutzung der Monsuns eingeführt ward, segelte man von Arabien gerade aus nach der Küste von Malabar. Zu Pseudo-Arrian's Zeit scheint der Handel hier streng unter der Aufsicht der Küstenfürsten gestanden zu haben, und durfte nur an bestimmten Orten ihres Gebietes betrieben werden. Schiffer wurden, wenn sie z. B. im früher besuchten Hafen Kalliana landeten, mit einer Wache am Bord nach Barygaza (Beroach), dem Hauptstapelplatze, zurückgebracht [48]). In Barygaza liefen die Straßen von Dzene (Ujg'g'ajini), Tagara (Devagiri, jetzt Dowlatabad, jedoch fraglich) und Plithana zusammen, zu Pseudo-Arrian's Zeit, sodaß es den Hauptmarktplatz für die griechisch-römische Schifffahrt bildete. Einen südlicheren Hauptpunkt bildete Muziris, und dann der Busen von Argalus. Allein zu Arrian's Zeiten scheint der ganze Handel in Barygaza concentrirt gewesen zu sein, wo die Griechen sogar die durch Baktrien auf Landweg kommende chinesische Seide, roh und verarbeitet, erhielten [49]). Zur Zeit, als die Portugiesen nach Indien kamen, hatte sich der Haupthandel, gestört durch den Despotismus der im Norden erstarkten Muhammedanischen Herrschaft, mehr südlich nach Calicut, Cochin gezogen. Seit dieser Zeit wurden die europäischen Factoreien die Haupthandelsplätze, Goa, dann insbesondere Surate; seit der Festsetzung der englischen Herrschaft sind die Präsidenten-Residenzen auch die vorzüglichsten Plätze für den Seehandel geworden.

Wollten wir die Verhältnisse des Handels von Indien im Allgemeinen, sowol an und für sich, als insbesondere in Beziehung auf seine Folgen für den Wohlstand von Indien betrachten, so würde hier mancherlei in Berücksichtigung zu ziehen sein, dessen Erwägung der Verfasser dieses Artikels sich nicht gewachsen fühlt. Es wären hier sorgsam alle aus- und eingeführten Handelsartikel je nach den verschiedenen Epochen aufzuzählen. Aus den ältesten Zeiten sind die Nachrichten in dieser Beziehung sehr vereinzelt. Nur Pseudo-Arrian aus der Mitte des 1. Jahrh. nach Chr. verdanken wir etwas genauere Mittheilungen. Die Ausfuhr bildete insbesondere Kupfer, Sandelholz, Elfenbein, Ebenholz, Kostus, Bdellium, Lycium (ein Farbenkraut), Narde, ein nach der indischen Stadt Kaljuna genannter Stein, Sapphire, Seidengespinnst, und andere Formen des Erzeugnisses des Seidenwurms, Musseline von verschiedener Qualität, Indigo, Onyx, Murrhingefäße (chinesisches Porzellain), Pfeffer, Betel (Malabathrum, im Sanskrit tamâlapatra), Diamanten, Rubinen, Perlen, Schildpat u. s. w. [50]). Die Importen sind mancherlei grobe Zeuche, Chrysolith, Korallen, Storax, Libanos, Glas, Silbergeschirr, Münze, Wein, insbesondere italienischer, der am meisten in Indien geschätzt ward, Erz, Zinn, Blei, ägyptischer Lotus, schöne Mädchen für die Harems der Könige u. s. w. Diese Tabelle läßt sich durch einzelne Notizen noch leicht vermehren. Wir unterlassen es, da wir doch keine Vollständigkeit hier erreichen können.

Für die Zeiten des Mittelalters finden wir manche einzelne Daten, welche jedoch noch nicht in Zusammenhang gebracht sind.

Seitdem sich europäische Colonien in Indien festgesetzt haben, werden die Tabellen wieder vollständiger. Ihre Zusammenstellung müssen wir jedoch Artikeln überlassen, welche dem indischen Handel und den indischen Handelsgesellschaften insbesondere gewidmet sind. Wir erlauben uns nur noch einiges in Bezug auf die neueste Zeit darzulegen. Einen Haupthandelszweig bildet jetzt Indigo. Es wird producirt insbesondere von der Präsidentschaft in Bengalen, und trägt jährlich zwischen 2—3,000,000 Pf. St. ein [51]). Die geringe Accise, welche in England auf ihm ruht, hat ihn zu einem der einträglichsten Handelszweige gemacht. Im J. 1824 kostete die Kiste in London 111 Pf. St., 1825 140 Pf. St.; seitdem ist er aber durch die zu große Steigerung der Production sehr gesunken; im J. 1831 kostete er nur 45 Pf. St. die Kiste. Ferner ist Seide von großer Bedeutung; im J 1834 wurden 1,203,685 Lbs. von Indien aus in England

of the Coasts of Coromandel u. s. w. in Journ. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. I, 1—15; mit Abbildungen.

49) *Arr.* Peripl. p. 105 bei *Vincent*. 50) Ebend. 116.

51) Vgl. App. zu *Vincent*, Periplus. I, 1 fg. und II, 4 fg. 52) Das Folgende ist aus Montgomery Martin (History of the british Colonies. X. 379 fg.) ausgezogen.

eingeführt. Der Seidenbau findet zwischen 22—26° n. Br. und 86—90° östl. L. statt. Die beste Seide ist die Gonatea, die schlechteste die Bauleah. Die Baumwolle-Production in Indien hat durch die Rivalität der amerikanischen und durch die Zölle in England sehr gelitten. Nächst kommt Opium, dessen Exportation bis zu den neuesten Vorfällen in China (1839) vorzüglich dahin gerichtet war. Im J. 1833 wurden 23,693½ Lasten im Werthe von 3,000,000 Pf. St. in China eingeschmuggelt. Es ist bekannt, wie endlich die chinesische Regierung diesem Schmuggelhandel ein Ende zu machen sucht, und wie dabei Dinge vorfielen, die China endlich in das Bereich der europäisch-colonialen Politik ziehen werden, was England schon lange wünschte und China mit Recht zu vermeiden suchte. Die indische Zuckerproduction leidet wiederum durch die hohen Zölle. Ähnlich geht es mit Kaffee und Pfeffer; Salpeter ist ein bedeutender Ausfuhrartikel.

So lange Indien unabhängig war, mußte sein Handel überaus viel zur Hebung seines Wohlstandes beitragen. Wir haben oben erwähnt, welche ungeheure Summen zur Zeit des Plinius nach Indien gingen. Die Importe waren in sehr geringem Verhältnisse zu den Exporten. Es floß fast für alles Exportirte baares Geld nach Indien. Die Artikel waren so gesucht, daß die im Westen auf ihnen ruhenden Steuern dennoch einen übergroßen Gewinn dem Handelsmanne abwarfen. Dieser Zustand blieb so ziemlich bis zu den ungefähr gleichzeitig für Indiens Wohlstand eintretenden Schlägen, der Festsetzung von Europäern in demselben und der Entdeckung von Amerika. In letzterem erhielt Indien für viele Artikel einen Rivalen, in ersteren Herren, welche die Productionskraft des Landes methodisch nur für sich ausbeuteten und die Quellen seines Wohlstandes nach und nach zu untergraben begannen.

Die großen Zölle in Europa, die Monopole in Indien haben alle dazu gedient, nur den Zwischenhändler zu bereichern, und selbst dieser wird, da sowol die industrielle Thätigkeit, als selbst die productive bei den bestehenden Verhältnissen keinen Gewinn, sondern nur Schaden sehen, bald auch bei seinen Transportationen, im Fall keine Änderungen in den indischen Handelsverhältnissen eintreten, keinen zureichenden Gewinn finden. Auch hier hat die englische Administration ihre größte Aufmerksamkeit darauf zu richten, daß bei zu großer Vorsorge für das Wohl des Mutterlandes nicht die Quellen des indischen Wohlstandes ganz versiegen. So ungeheuer auch die Vortheile sind, welche Indien, gut verwaltet, zu gewähren vermag, so gibt es doch kaum einen Maßstab, um die Last zu bezeichnen, mit welcher es auf England drücken wird, wenn man es dem vollständigen Ruin seines Wohlstandes, oder vielmehr dem immer mehr überhand nehmenden Elend vollständig anheimfallen läßt.

Nachträglich müssen wir noch einiges über Münzen, Gewichte und Maße bemerken. Man hat lange bezweifelt, daß die Inder in älteren Zeiten die Sitte hatten, Münzen zu schlagen. Noch jetzt dient im gemeinen Leben eine kleine Muschel (Kapardaka, im Hindustanischen Kauri) statt des Geldes, deren Gebrauch schon sehr alt zu sein scheint [53]). Eine Stelle im Pausanias spricht den Indern irrthümlich Münzen ganz und gar ab [54]). Dagegen kennt Pseudo-Arrian einheimische Münzen, und gibt sogar den einheimischen Namen der am Ganges gebrauchten, κάλικες (wol sanskritisch kalita, gezähltes), an [55]). Die Schriften der indischen Literatur beweisen vollständig, daß zu ihrer Zeit Metalle gemünzt wurden [56]). In letzter Zeit aber erst sind altindische Münzen aufgefunden. Die ältesten derselben scheinen in die Zeit zu fallen, wo die Maurjadynastie im Versinken begriffen war [57]). Schon vor dieser Zeit waren die Inder in nahe Berührung mit den griechischen Reichen gekommen, welche sich in ihrer Nähe aus dem großen macedonischen hervorbildeten, und um dieselbe hatten sich griechische Reiche in Indien selbst zu bilden und griechische Münzen mit einheimischen und griechischen Legenden zu schlagen begonnen. Wer die ältesten Münzen Indiens mit diesen griechischen vergleicht, wird keinen Anstand nehmen, zu behaupten, daß die ganze Kunst und Sitte, Münzen zu schlagen, in Indien von den Griechen etwa um die Zeit zwischen dem 3. und 2. Jahrh. vor Chr. entlehnt ward. Ja sie blieb so abhängig von den Griechen, daß die Inder immer von Neuem nachzuahmen anfingen. Die ganze Reihe der indischen Canog'e-Münzen bildete sich aus den indoskythischen Münztypen hervor, die Münzen der Suräshtradynastie schließen sich an die ihnen vorhergegangenen parthischen [58]). Dagegen ist es nicht unwahrscheinlich, daß schon vor der Bekanntschaft mit den Griechen viereckige nach der Schwere bestimmte Stücke Metall als Geld cursirten [59]); an diese Form schließen sich eine Menge griechisch-indischer Münzen. Das Münzenschlagen wurde späterhin — wo die Sitte, die Königsnamen darauf zu setzen, bestand — als ein bedeutendes Regal angesehen, und die Kaschmirgeschichte erzählt, wie ein Krieg zwischen zwei Fürsten darüber entstand [60]). Im Sanskrit finden sich Namen für Münzen von dem kleinsten, selbst eingebildeten, Gehalte bis zu den größten Summen von Lak (laksha) und Crore. Ein Lak besteht aus 100,000 Rupien, oder 10,000 Pf. St.; 100 Lak bilden eine Crore, also 1,000,000 Pf. St., oder, wenn nach Pagoden gerechnet wird, 4,000,000. Eine Pagode, eine Goldmünze mit dem Bilde der Bhagavati, woraus der Name gebildet ist, hat verschiedene Werthe, gewöhnlich 9 Schillinge. Eine Rupie 2 Schill. 3 Pence; eine Goldrupie fast achtmal so viel.

Als kleinste Einheit des Gewichts [61]) wird schon im Mänavadharmaçâstram eins, Namens trasarên'u,

---

53) von Bohlen II, 120. Ritter, Stupas. 197. 54) *Pausan.* III, 12, 3. 55) Im Peripl., vgl. auch *Curt.* VIII, 12. 56) von Bohlen a. a. O. Vgl. Mânavadharm. VIII, 131 fg. 57) Journ. of Beng. Decemb. 1838. p. 1047 fg. Vgl. Gött. Gel. Anz. 1839. S. 1557 fg. 58) Vgl. die Literatur dieser Prinsep zu dankenden Entdeckung bei Lassen, Zur Geschichte der baktrischen u. s. w. Könige. S. 103. 59) Müller in Gött. Gel. Anz. 1838. S. 249. 60) As. Res. XV, 37. 61) Vgl. *Colebrooke* in As. Res. V, 91 fg. Die Useful Tables von Prinsep werden in dieser Beziehung lehrreicher sein, sind mir aber nicht

angegeben, und bezeichnet als das Stäubchen, welches in einem durch ein Gitter fallenden Sonnenstrahle zu unterscheiden ist. Dieses 1296mal genommen, heißt crishnala, und bildet das erste gebräuchliche Maß; sein gewöhnlicher Name ist retti. Zwischen ihm und jener kleinsten Einheit liegen noch vier Abtheilungen. Ein retti ist bei den Juwelieren $^7/_8$ Karat. Beim Goldgewichte machen 5 crishnalas ein masha; 16 Goldmáshakas ein carsha, oder suvarn'a; 4 suvarna machen ein pala oder nishka, 10 palas ein Dharana. Verschieden ist die Zahlenproportion beim Silbergewichte; hier machen 2 crishnalas ein Mashaka; 16 Mashaka ein Dharana; 10 Dharana ein satamana oder pala. Einige Divergenzen und hierher gehörige Angaben möge man a. a. O. sehen, wo auch das Verhältniß der schon erwähnten als Geld gebrauchten Muscheln zum Silber festgesetzt wird. Bei den Getreidemaßen findet sich eine Handvoll (mushti) als Grundmaß. Eins der kleineren Gefäße heißt cud'ava, und hält 432 Cubikzoll. Raummaße gehen von derselben Einheit aus, wie die Gewichte. 8^6 (8 in der sechsten Potenz) dieser kleinsten Einheit bilden eine Fingerbreite; 24 Fingerbreiten bilden ein hasta (Hand), 4 hasta ein dand'a oder dhanush (Bogen, etwa 4 × 18 englische Zoll); 2000 dand'a ein crósa (etwa $2^1/_2$ englische Meilen); 4 crósa ein jog'ana (etwa 10 englische Meilen). Bei den Zeiteintheilungen bildet ein Augenblinzen die kleinste Einheit und heißt nimésha; daraus entstehen mehre größere Eintheilungen; 5,832,000 gehen auf einen Tag und Nacht mittlerer Zeit. Bei einer andern Eintheilungsweise bildet ein Athemzug die Einheit.

10) Schluß. Wir haben somit das indische Leben vom Anfange seiner Geschichte bis zum heutigen Tage kurz darzustellen versucht. Vieles konnte zu sicherer Anschauung gebracht werden; aber in vielem andern mußten wir auch Hypothesen einen Platz einräumen. Die Art der Untersuchung machte es bei diesen ersten Versuche, wo wir uns der größtmöglichsten Kürze zu befleißigen hatten, unmöglich, die Beweise stets an einem Orte zusammenzustellen. Sie liegen zerstreut durch die ganze Darstellung. Das ist der Grund, weswegen wir eine kurze Recapitulation nicht für undienlich halten. Wir glauben erkannt zu haben, daß sich der arische Volksstamm von seinen übrigen Verwandten loslöste und die Gegenden zu beiden Seiten des Indus in Besitz nahm; daß er sich, nachdem er einige Zeit gemeinschaftlich sich zu einer gewissen und nicht unbedeutenden Stufe der Cultur entwickelt hatte, in zwei Völkerschaften, die westlichen und östlichen Arier (Zend- und Sanskritvolk), schied; daß die letztern in Indien sich immer mehr festsetzten, eine oder mehre unverwandte Völkerschaften unterjochten und mit Energie sich zu einer hohen Cultur erhoben. Der Charakter dieser Cultur ward wesentlich Brahmanisch; ihr höchster geistiger Kern theosophische Speculation. Das Leben war fast ganz ein innerliches; alles Lebensblut wurde gewissermaßen zum Herzen getrieben. Eine politische Einheit schien uns um etwa 800 v. Chr. den größten Theil von Indien umfaßt zu haben. Die Anfänge derselben glaubten wir schon ins 14. Jahrh. v. Chr. setzen zu dürfen. Jenes Zurückdrängen des Lebensblutes nach dem Herzen führte etwa um die Zeit des 8. Jahrh. eine Stockung herbei. Durch Individualisirung wurde sie gesprengt. Das Lebensblut rollte wieder durch alle Glieder. Als Ausdruck dieser erhöhten Lebenskraft glaubten wir den Buddhismus zu erkennen. Mit ihm durchdrang Literatur, Kunst u. s. w., das ganze Volk (etwa vom 5. Jahrh. v. Chr.). In diese neue Lebensthätigkeit ging denn auch das Brahmathum ein (etwa von 230 v. Chr.). Die tiefsinnige Richtung der Inder, ihre Concentration auf das innere Leben gab diesem neuen Aufschwunge des Brahmathums größern Erfolg. In dem Kampfe zwischen Buddhismus und Brahmathum, welcher die höchste geistige Blüthe des indischen Lebens hervorrief, verlor jener immer mehr Terrain. An seine Stelle setzte sich das Dschainathum, sich in manchen Beziehungen der indischen geistigen Richtung mehr accommodirend. Aber dieses hat nur eine noch kürzere Glanzperiode. Noch ehe die Muhammedaner in Indien einfielen, war schon der Sieg fast ganz und gar zu Gunsten des Brahmathums entschieden, und es nahte eine geistige Erschlaffung. Der Muhammedanismus beschleunigte diesen Sieg noch, brachte jedoch auch ein neues Ferment ins Leben. Die große Noth und Bedrängniß, welche mit ihm und den europäischen Colonisationen über Indien gebracht wurde, vernichtete endlich auch den materiellen Wohlstand. Die Fiebergluth der fortdauernden Kämpfe hatte die grauenhafte Lage noch nicht fühlen lassen. Jetzt, wo Indien einen seit mehren Jahrhunderten nicht kennen gelernten Frieden genießt, sieht man erst das tiefe Elend, welches sich des ganzen Landes bemächtigt hat. England ist die große und unverkennbar schwere Aufgabe zu Theil geworden, die Wunden zu heilen und Indien zu reorganisiren. Es liegen eine Menge der entgegenkommendsten Elemente in ihm. Das Volk ist das weiseste von allen, die bisher in der Geschichte aufgetreten. Was ihm bisher fehlte, ist männliche Kraft und Gemeinsinn. Ich glaube man darf hoffen, daß die stärkende Macht der englischen politischen Institutionen auch hier das Selbstbewußtsein erhöhen wird. Denn das Klima von Indien verweichlicht die Inder nicht. Ihre Todesverachtung und Tapferkeit ist von den Engländern, den besten Würdigern dieser Tugenden, stets mit hohem Lobe hervorgehoben. Welch reiche Elemente der Wiedergeburt die physische Beschaffenheit von Indien darbietet, bedarf keiner Bemerkung.

So wollen wir denn dieses Volk, dessen Entwickelung bei allen bizarren Sonderbarkeiten, Mängeln und Schwächen dennoch die höchste Achtung einflößt, verlassen, indem wir wünschen, daß die schwere Krise, die jetzt in ihrer ganzen Kraft dasselbe ergriffen, sich zum Guten wende.

II. Hinterindien.

Hinterindien ist uns in den allermeisten Beziehungen noch eine wahre terra incognita. Europäer sind bis

zugänglich. Vgl. *Montgomery Martin*, History of the british Colonies. I, 235.

jetzt nur bis zu den Punkten gedrungen, zu welchen sie die letzten Kriegsläufte, Seefahrt, oder, jedoch seltener, und zwar nur wenige Gesandte, Flußschiffahrt stromaufwärts brachten. Die einheimischen Quellen für Nachrichten sind wegen der nicht großen Verbreitung einheimischer Literatur und der unter Europäern sehr geringen Kenntniß der hinterindischen Sprachen bisher ebenfalls noch ohne Förderung für unsere Kenntniß gewesen. Manches für die Kenntniß der östlichen Gegenden von Hinterindien Bedeutende enthalten chinesische Quellen, aber auch dieses ist bis jetzt für Europa nur in geringem Verhältniß zugänglich geworden. Für die westlichen und südlichen Partien werden uns indische und arabische Quellen über ältere Zeiten wahrscheinlich etwas mehr Auskunft später gewähren. Nicht ganz unbedeutende Beiträge haben ältere und neuere Reisende und Missionaire geliefert. Was sich aus allen diesen mit Sicherheit oder größerer Wahrscheinlichkeit gewinnen ließ, ist von Berghaus und Ritter[62]) in ihren vortrefflichen Behandlungen Hinterindiens benutzt, denen wir vorzüglich folgen werden. Dazu ist bis jetzt weniges von größerem Belang getreten, und dieses bezieht sich auf specielle Partien Hinterindiens, welchen wir an diesem Orte, wo wir uns auf die allgemeinen Gesichtspunkte beschränken müssen, keine besondere Betrachtung widmen können. Die Anordnung unserer Behandlung wird hier im Allgemeinen dieselbe sein, wie bei Vorderindien. Doch wird sie, da keine eigenthümliche Cultur hervortritt, kein politisches Band dieses ganze Gebiet je vereinigte, einen ganz andern Eindruck machen. Einige Partien, Geographie, Bevölkerung, welche wir dort übergehen durften, weil sie in diesem Werke schon behandelt waren, fodern hier ebenfalls unsere Behandlung. Wir werden uns aber beschränken, alles unter einem allgemeinen, Hinterindien im Ganzen im Auge habenden, Gesichtspunkte zu betrachten, indem wir, wie dort, ein genaueres Eingehen den speciell den einzelnen staatlich oder geographisch geschiedenen Partien dieses Landes gewidmeten Artikeln überlassen. Im Äußern wird hier der Unterschied eintreten, daß, während in Vorderindien, wo alles seit den ältesten Zeiten sich immer nach einer Einheit hindrängt, der allgemeine Gesichtspunkt die Einzelnheiten in sich umfassend, in der Behandlung einen bedeutendern Umfang erfoderte, hier, wo seit den ältesten Zeiten eine Vereinzelung herrscht, die allgemeine Betrachtung mager ausfallen wird, und nur durch die specielle ein anschauliches Bild des Gesammtlebens erlangt werden kann. Diese aber müssen wir, der Anordnung dieses Werkes gemäß, den einzelnen Artikeln, wie schon bemerkt, überlassen, auf die wir demnach im Allgemeinen zur Ergänzung verweisen.

1) Geographie. In den neuesten Zeiten hat man Assam und theilweise die südlich davon liegenden Landschaften von dem eigentlichen Hinterindien getrennt, für welches man im Allgemeinen die Parallele des Wendekreises als nördliche Grenze setzte. In der That wird hierdurch und durch die übrige geographische Configuration dieser Ländermasse eine gewisse geographische Einheit in sie gebracht. Allein andererseits wirken ungefähr ähnliche Culturverhältnisse in jenen nördlichen Landen, wie in diesen südlichen, und sie stehen zu ihnen in geographischer Beziehung nicht ganz unähnlich, wie die Himalayaländer, Kaschmir z. B. oder Nepal zu Vorderindien. Wie wir daher diese vom vorderindischen Leben ganz durchdrungenen Länder nicht von einer Gesammtbetrachtung Vorderindiens zu trennen wagen, so folgen wir auch hier der ältern Abtheilungsweise.

Die Grenzen von Hinterindien sind auf der Ost- und Südseite ganz, und auf der Westseite theilweise, durch das Meer bestimmt. In dieses zackt es sich in drei Spitzen hinein, weswegen es in der indischen Weltanschauung die Gestalt eines dreifach getheilten, vielfach ausgeschnittenen Lotosblattes einnimmt. Im Osten wird es von den chinesischen Gewässern, im Westen von den bengalischen umfluthet, im Süden liegt ihm der sundische Archipelagus vor. Im Norden wird es immer breiter und tritt in Zusammenhang mit der großen asiatischen Continentalmasse. Im Westen kann man als seine natürliche Grenze zunächst die sich mit denen des Ganges zusammendrängenden Mündungen des Brahmaputra betrachten; dann dessen Stromlauf in seinen nordöstlichen und nordwestlichen Biegungen aufwärts folgen bis etwa Gojalpara, von da an folge man nordostwärts dem Laufe des sich hier in den Brahmaputra ergießenden Monas oder Bonask bis zu der hohen Grenzgebirgskette, welche die Scheide gegen Bhutan zu bildet. Diese Kette, eine Fortsetzung des Himalayazuges, bildet zugleich in einem nordöstlichen Zuge die Nordgrenze von Hinterindien; Sodsja (95° 42′ ö. L., 27° 25′ n. Br.) ist einer der nordöstlichsten Punkte; Berghaus nimmt im Allgemeinen 28° 25′ als nördlichsten Scheidepunkt an. Von da zieht sich die Grenze südöstlich und dann ganz östlich, wo zum größten Theile Bergzüge eine Naturgrenze bestimmbar machen, die Hinterindien von China scheidet, bis zum chinesischen Meere. Die ganze Strecke dieser Landgrenze von Hinterindien ist geographisch so gut, wie noch gar nicht untersucht[63]). Die staatlichen und ethnographischen Grenzen griffen natürlich in verschiedenen Zeiten verschiedentlich in einander über. Als westlichsten Punkt können wir mit Berghaus die Stelle des Brahmaputra nehmen, wo er sich, aus Assam hervortretend, südlich wendet (87° 35′ par. L.); den östlichsten Punkt bildet das Cap Avarella (107° 4′ 15″ par. L.). Die drei südlichsten Spitzen sind im Westen das Cap Negrais (15° 58′ n. Br.), die mittlere Tandjong Buruß, die südlichste Spitze der malaiischen Halbinsel (10° 15′ n. Br.); im Osten die Landspitze Kambodja (8° 40′ n. Br.), welche drei Spitzen in einem eigenthümlichen Verhält-

62) Berghaus, Asien. Lief. I. II. Ritter, Asien. III. und IV, 1.

63) Vgl. Genaueres bei Berghaus I, 24. Einige noch in den geographischen Werken unbenutzte Beiträge gibt aus chinesischen Quellen in Bezug auf die Grenzen zwischen China und Birma *Davis* in Transact. of the Roy. As. Soc. of Gr. Br. and Irel. II, 90 fg.

nisse von ungefähr 7:7 von Süden nach Norden zurückweichen.

Die Küstenentwickelung dieser Ländermasse nimmt eine Strecke von 1467 teutschen Meilen ein, die Landgrenze 565. Der Umfang der Gesammtheit also 2032. Der Flächeninhalt beträgt etwas über 40,000 □ Meilen. Die Pässe, welche durch die die Landgrenze im Norden bildenden Berge führen, sind noch nur Hörensagen nach den Europäern bekannt. Ein Hauptpaß führt von Ava nach China (Provinz Yünnan), von der Stadt Bhammo über Yong tschang fu nach Yün nan fu, und scheint eine Hauptpassage zu sein; denn auf ihr findet der Handelsverkehr zwischen China und Hinterindien statt. Auch führen andere Passagen, mehr östlich aus China nach Siam und Laos; aber alle werden als außerordentlich schwierig geschildert; man kann sich auf ihnen zum Transport nur der Saumthiere bedienen.

Den orographischen und hydrographischen Anblick des Landes betreffend, so bildet die nördliche Grenzkette bis zum Durchbruche des Brahmaputra die eine Seite des durch diesen Fluß formirten Thals, auf dessen anderer Seite im Süden des Brahmaputra sich ebenfalls eine Bergkette findet. Das durch diese Naturgrenzen im Süden und Norden bestimmte Thal, welches westlich bis zur Südbiegung des Brahmaputra reicht, bildet in geographischer Beziehung die Alpenlandschaft Assam (im Sanskrit asâma, das Unvergleichliche). Der Brahmaputra entsteht durch den Verein von drei Quellströmen, Dihong, Dibong und Brahma-kund oder Bor-Lohit, welcher etwa acht geographische Meilen unterhalb Sodija stattfindet (27° 50′ n. Br., 90° 30′ ö. L. v. Gr.); von hier strömt er jenes Thal bildend, in westlicher Richtung bis Gojalpara (90° 40′ ö. L. v. Gr., 26° 11′ n. Br.). Hier tritt er zwischen dem Berge Malughur im Norden und Paglanath im Süden hervor, um sich südwärts nach der Tiefebene von Bengalen zu wenden. Paglanath bildet das Nordende eines Berglandes, welches nach seinen Einwohnern die Garoberge genannt wird. Dieses besteht aus einem Gemisch von Bergen, die sich sehr steil zu einer Höhe von 1000—3000 Fuß erheben; an sie schließt sich eine ganze plateauartige Berglandschaft, welche sich bis an die chinesische Grenze hin fortsetzt. Südlich von ihr beginnen die, das eigentliche Hinterindien gestaltende, Berg- und Flußzüge, welche ihren Lauf nach Süden zu nehmen. Zunächst die Küstenketten von Arakan, welche vom Cap Negrais im Süden nach Norden zu in mehren Parallelzügen ansteigen und sich an jenes Bergplateau anlehnen. Die mittlern Gegenden sind hier überaus unbekannt. Der Hauptfluß ist der Koladyng, Strom von Arakan, entspringend in den südlichen Verzweigungen des Berglandes von Munipur. Diese erste geographische Abtheilung Hinterindiens ist die zwischen dem Brahmaputra- und Iravadifluß liegende, dessen Quelle noch nicht bekannt ist [64]); seine Mündung ist unter Rangun. Mit jener Küstenkette ungefähr parallel läuft das Scheidegebirge von Ava, oder das Scheidegebirge zwischen dem Iravadi westlich und dem Saluaen östlich; auch dessen Quelle ist noch nicht erforscht; sie liegt in Süd-Yünnan in China auf der Grenze von Oberlaos; bei Martaban fließt er in einen nach diesem Orte genannten Meerbusen. Das dritte Gebirge ist das siamesische, oder das Gebirge zwischen dem Saluaen und dem Menam (mündet bei Bangkok). Bis 18° n. Br. bildet es eine Hochgebirgslandschaft; von da an streicht es in gemilderten Formen, jedoch immer als Scheidegebirge jener Gewässer, südwärts und constituirt die malaiische Landzunge, bis zum 11° n. Br., wo es in der Niederung der Landenge Krah gänzlich unterbrochen zu werden scheint. Jenseit von dieser Landenge beginnt das ebenfalls südwärts streichende malaiische Gebirge, welches man in Beziehung auf die Eintheilung Hinterindiens nach Fluß- und Bergscheiden als Fortsetzung des siamesischen betrachten darf. Den vierten Bergzug bildet das Scheidegebirge zwischen Siam im Westen und Laos-Cambodja im Osten; es scheidet das Flußgebiet des Menam von dem des Maekhaun (Cambodjastrom). Die nördliche Wurzel dieses Gebirges liegt in den südlichsten Schneegebirgen Yünnans, zwischen 23°—24° n. Br.; seine nördlichen Verzweigungen sind unbekannt; südwärts senkt es sich schon zwischen 12°—13° n. Br. in die ebne Landschaft von Tschantabon zum siamesischen Golf herab. Der Maekhaun, ein höchst bedeutender Strom, ist schon in der chinesischen Provinz Yünnan schiffbar [65]), sein Lauf im Übrigen aber sehr unbekannt; er mündet in der Gegend von Saigan. Das östlichste der Meridiangebirge, welche Hinterindien von Norden nach Süden durchschneiden, ist das kochin-chinesische Küstengebirge. Es scheidet die Küstenlandschaft vom Flußgebiete des Maekhaun. Der südliche Grenzpunkt dieses Küstengebirges ist das Cap St. James (10° 16′ 4″ n. Br., 105° 44′ ö. L. Par.); wo seine Verzweigung im Norden beginnt, ist ungewiß; wahrscheinlich zwischen den problematischen Quellen des Maekhaun und Sangka oder Strom von Tongking, welcher im Meerbusen von Anam mündet. Das Grenzgebirge von Tongking gegen China hat die Richtung von Westen nach Südosten, und kann als südlicher Parallelzug der Ju lingkette betrachtet werden.

Das Klima und die Beschaffenheit des Bodens ist in einem so ausgedehnten Landstrich — welcher jedoch zum beiweiten größten Theile der heißen Zone angehört — natürlich höchst verschiedenartig, und genauere Beobachtungen fehlen noch vollständig. Das Klima der nördlichsten Gegend, des Brahmaputrathals, ist insbesondere für den Fremdling ungesund, wegen der Masse stehenden Wassers. Der höchste Wasserstand ist hier gewöhnlich im Mai; mit dem Sinken des Wassers beginnt eine frische Vegetation. Wäre dieses Thal nicht so sehr entvölkert, so würde es seinem sanftritischen Namen asâma, das Unvergleichliche, durch seine Fruchtbarkeit Ehre machen. Jetzt ist es aber zum größten Theile durch undurchdringliche Jungles, größtentheils Bambuswaldungen, bedeckt, und nur $^1/_6$ des Bodens angebaut. Die nordwestliche Gebirgslandschaft zwischen Assam im Norden und

64) Ritter III, 908.

65) Ritter III, 748.

Dschittagong im Süden ist in dieser Beziehung noch wenig erforscht. Das Plateau von Munipur (zwischen 24—25½° n. Br.) hat ein kühleres, gesunderes Klima, als der unter gleicher Breite liegende Theil von Bengalen. Der Himmel ist hier fast immer heiter, selbst in der Regenzeit selten umwölkt; der Regen sing nach einer Beobachtung gegen die Mitte März an, und dauerte bis zur Mitte des Mai. Das Thermometer stieg im März nicht über 24° Reaumur und fiel bis über 10°; im April war der mittlere Stand 20°; im Juni und August 21° 33′. Das Land ist als Grenzland zwischen dem Birmanenreiche und Asam häufigen Zerstörungen ausgesetzt gewesen, ist aber von Natur sehr fruchtbar, und bedarf nur eines dauernden Friedens, um sich zu heben. Auch das westlicher liegende Cachar ist sehr fruchtbar; das an dieses westlich grenzende Jynteah ist in den Berggegenden sehr gesund; die Sumpfgegenden sind aber voll Fieberluft; es ist wenig bebaut und eignet sich mehr zur Weide. Das südlichere Land von Sylhet (Srihatta im Sanskrit), unter 25° n. Br., hat ungemein wechselnde Temperaturen. In der kühlen Jahreszeit wechselt der Stand des Thermometers zwischen 15°—21° R. Die Wärme nimmt im März zu, wird aber durch Stürme, Hagel, Regen gemildert. Im Juni steigt das Thermometer selten über 20°—21° R. Bleibt der Regen aus, so steigert sich die Hitze auf 28°—29° R. Im August und September hören die Regen auf, aber es herrscht Schwüle. October ist der heißeste Monat. Dann folgen Nebel während der ganzen kühlen Jahreszeit. Erdbeben sind nicht selten. Dieses Niederland ist sehr ungesund. Tipera (tripura) südlich davon, zwischen 24°—23° n. Br., ist an seinen Ostgrenzen mit Junglen überwachsen, im Westen aber reich und fruchtbar. Das südlich davon gelegene Küstenland zwischen 23°—21° ist feucht und hat eine überaus üppige Vegetation. Das südlichere Küstenland bis zum Cap Negrais hat eins der ungesundesten Klima. Die Regenperiode dauert vom April bis zum November; die Vegetation ist sehr üppig, die Cultur gering. Die klimatischen Verhältnisse der östlich folgenden großen hinterindischen Reiche sind in Beziehung auf das Innere wenig bekannt; etwas genauer an den Küsten. Die Gegend von Rangun ist eine tropische von gemäßigtem Klima. Die heißesten Monate sind März und April, wo das Thermometer von 18° bei Sonnenaufgang, bis über 30° in der Mittagsstunde steigt. In der Nacht ist es sehr kühl. Die Regenzeit beginnt Anfang Juni und dauert bis in die Mitte des October. Die dabei eintretenden kühlen Winde sind Fremden sehr gefährlich. Der Boden war hier steril, könnte aber ohne bedeutende Anstrengung sehr fruchtbar gemacht werden. Der Boden am Iravadi aufwärts ist zuerst schlecht bebaut, aber nicht unfruchtbar; jenseit Pegu aber wird der Anbau häufiger; um Yan da bo beginnt eine ausgezeichnete Cultur, welche sich in ihrem Culminationspunkt in der Gegend von Ava zeigt. Die periodischen Regengüsse hören hier schon in der Mitte Septembers auf. Der nördlichste District am Meerbusen von Martaban hat ein sehr gesundes Klima; die Regenzeit beginnt Ende Mai oder Anfang Juni und dauert bis September; im November beginnt die kühle Jahreszeit und dauert bis Ende November. Das Thermometer hält sich alsdann zwischen 21°—12° R. In den drei heißesten Monaten steigt es dennoch nie über 26°. Die Winde kühlen die Temperatur. Der Boden ist sehr fruchtbar. Die südlicher liegende Provinz Tavoy ist minder fruchtbar. Tenasserim, wiederum südlicher, hat ein kühles und sehr gesundes Klima; die mittlere Temperatur zu Mergui ist 23° R. in den heißesten Monaten von März bis September. Die starken Regen beginnen Mitte Juni und dauern bis September. Das Land ist noch fast ganz mit Waldwildniß bedeckt, und wenig angebaut. Die malaiische Halbinsel betreffend, so ist auf der vorliegenden Insel Penang (5° 16′ n. Br.) die nasse Jahreszeit sehr kurz, von Anfang September bis Ende November. December und Januar sind die kühlsten, Juni und Juli die heißesten Monate. Malacca hat ein sehr gleichförmiges gesundes Klima und ist gut angebaut. Die an der Südspitze vorliegende Insel Singapore (1° 17′ 22″ n. Br.) hat ebenfalls einen geringen Jahreszeitenwechsel. Die Regenmonate sind December und Januar, wo es zugleich am kühlsten ist; die trocknen Monate, April und Mai, sind die heißesten. Im J. 1825 war der niedrigste Stand des Thermometers 17½° und der höchste 25½° R. Dieses Klima ist sehr gesund. In den Landen östlich vom siamesischen Gebirge ist das Klima von Bangkok genauer beobachtet. Die Regenzeit begann im Mai. Die Hitze stieg bis auf 28°—29° R. Dieser Zustand dauerte bis Anfang Juli. Dann wurde das Wetter heiter bis Ende August. Im März und April war das schönste Wetter. Die kühlen Monate sind December und Januar, in denen das Thermometer bis 18° R. fiel. Die Siamesen unterscheiden drei Jahreszeiten: 1) den Anfang der Kälte (kleiner Winter, December, Januar); 2) Anfang der Hitze (Februar, März, April) und 3) Anfang der großen Hitze (Mai, Juni u. s. w. bis December); der Wechsel der atmosphärischen Bewegungen, Monsuns genannt, macht die fortdauernde Hitze erträglich. Die Bodenbeschaffenheit ist nur zu beiden Seiten des Menamflusses etwas genauer bekannt. Die östlichste Ländermasse Hinterindiens hat, zwischen 8°—11° n. Br., die nasse Jahreszeit, wie in den tropischen Ländern überhaupt, von Ende Mai bis September, mit Sturm u. s. w.; die trockne Jahreszeit, mit milder, klarer Luft, nimmt die größere Hälfte des Jahres ein. Das Thermometer stand in Saigun Ende August fast ganz gleichmäßig den ganzen Tag; Morgens 21°, Mittags 22°, Abends 21° R. Zwischen 11°—18° n. Br. bildet die cochinchinesische Gebirgskette eine Wetterscheide und bewirkt, wie im Dekhan, die Entgegensetzung der Jahreszeiten, sodaß hier bei Südwest-Monsun die trockne Jahreszeit vorherrscht, bei Nordost-Monsun die nasse; letztere dauert von Ende October bis März. In Hué (Hauptstadt von Cochinchina) war daselbst die größte Sommerhitze (in 29 Jahren) nicht über 31½° gestiegen und die stärkste Kälte nicht unter 11° R. gefallen. In der Provinz nördlich von 18° sind die Jahreszeiten, wie in den übrigen tropischen Continenten Asiens, die dem directen Einfluß des Monsuns ausgesetzt

sind. Die Regenzeit fällt Mai bis August. Die Hitze ist sehr groß und auch die Kälte oft sehr scharf.

Bodenerzeugnisse betreffend, so ist Hinterindien in Bezug auf seine Binnenländer zwar noch sehr wenig erforscht, allein alles deutet auf einen überaus großen Reichthum in dieser Beziehung. Die Mineralien betreffend, so findet sich Goldsand zunächst in einem Nebenflusse des Brahmaputra, im Dhunsiri (Donhiri) in Asam, auf der Ostseite des Küstengebirges von Arakan, einiges in dem Iravadi, in der Provinz Martaban; Gold in großer Menge auf einem Theile der malaiischen Halbinsel, sodaß sie ihren Namen Aurea Chersonesus bei den Alten rechtfertigt, und endlich in Tongking. Silber findet sich ebenfalls in vielen Gegenden, ferner Eisen; Zinn insbesondere auf der Halbinsel und den hinterindischen Inseln, Kupfer, Blei u. s. w.; ferner Edelsteine, wie Agathe, Sapphire, Diamanten, Rubinen, endlich Salz, Steinkohle u. s. w. Die Vegetation betreffend, so ist Reis das Hauptproduct Hinterindiens; er wächst fast in allen Theilen desselben, und würde auch in mehren, wo er noch nicht gebaut wird, einträglich sein; Pfeffer findet sich in sehr vielen Theilen angebaut, Zuckerrohr, dessen Fabrication zu Zucker jedoch erst in neuern Zeiten in Siam eingeführt ward, Baumwolle, Tabak, Zimmt in Cochinchina insbesondere, Thee ebendaselbst und auch in Asam, Arakan, Kardamom in Siam insbesondere u. a. Obst ist in allen Theilen Hinterindiens reich gebaut, z. B. Ananas, Orange, Bitchi u. s. w. Die Wälder bieten in vielen Gegenden große Ausbeute, insbesondere in Cambodja Zimmerholz und anderes, eine Menge Farbenstoffe; Seidenbau ist in Asam und Cochinchina insbesondere herrschend. Das Thierreich betreffend, so ist Hinterindien im Allgemeinen sowol mit Hausthieren, als wilden Thieren, vielfach versehen; in einigen Gegenden jedoch mehr, in andern weniger. In Asam dient der gemeine Ochse als Ackerstier, Schafe sind sparsam, Ziegen sehr selten; ebenso Pferde. Esel gibt es gar nicht. Von wilden Thieren werden wilde Büffel und Elefanten, die sich in ganz Hinterindien finden, erwähnt. Auf dem südlichern Bergplateau und nach der Westküste Hinterindiens zu finden sich auch Panther, Leoparden, wilde Eber, Tiger; südlicher beginnen die eßbaren Vogelnester; Austern und Fische finden sich an den Küsten in Menge. Im Birmanenreiche erscheinen außer den schon erwähnten wilden Thieren auch Rhinoceros. Hirschearten finden sich in ganz Hinterindien; doch soll es an eigentlichem Wild ärmer sein, als Vorderindien. Vielerlei Geflügel erscheinen fast allenthalben; Affen beginnen in der Provinz Martaban zahlreich zu werden; hier auch wilde Ziegen u. s. w.; weiter südlich nimmt die Menge des Wildes und der Thierarten sehr zu; sehr viele Eigenthümlichkeiten, welche schon, wie die ganze malaiische Halbinsel, in die Australwelt hinüberweisen, hat die Fauna der südlichsten Punkte, wie Singapore's. In Hinterindien, jenseit der malaiischen Halbinsel, erscheint das hinterasiatische Pferd, eine sehr kleine Race; Affen erscheinen auch hier in großer Menge. In Cochinchina kommt noch eine kleine Art Hunde hinzu, welche gegessen werden. Pfauen, Papageien und hühnerartige, sowie andere Vögel, finden sich vielfach in allen Theilen Hinterindiens. Die Masse dieser, sowie der verschiedenartigen Fischarten, lassen sich hier nicht anmerken.

Eintheilung Hinterindiens nach den herrschenden Völkern. I. Fast die ganze Westseite Hinterindiens ist jetzt im Besitze der Engländer und bildet einen Theil der Präsidentschaft Bengalen, nämlich der östliche Strich längs dem Brahmaputra von Goyalpara (26° 11′ n. Br.) sammt dem daran stoßenden District Silhet, dem südlich davon gelegenen Tiperah und dem noch südlicheren Dschittagong. Diese Districte wurden schon lange zu der Präsidentschaft Bengalen gerechnet. Dschittagong grenzt östlich an das birmanische Reich, südlich an Arakan, westlich ans Meer, nördlich an Tiperah; es hat 2987 englische □Meilen; es ist seit 1760 im Besitze der Engländer. Tiperah, im Süden von Dschittagong und dem Meere begrenzt, im Westen vom Flusse Megna und dem Districte Dhacca Jelalpur, im Norden von letzterm und Silhet, und im Osten von einem von unabhängigen Bergvölkern bewohnten Hügelland, hatte 1801 750,000 Einwohner. Die Engländer erhielten es 1765. Die nördlichern Partien längs dem Brahmaputra gehören zu den bengalischen Districten Dacca Jelalabad und Mymunsingh. Silhet liegt östlich und nördlich von Tiperah und Mymunsingh, und jenem schon erwähnten Hügelland; im Norden und Osten begrenzen es wilde Bergvölker. Im J. 1784 hatte es 2861 englische □Meilen. Durch den Frieden von Yandabo 1826 wurde den Engländern ferner von den Birmanen abgetreten:

1) Arakan und die vorliegenden Inseln, mit 660 teutschen □M., südlich von Dschittagong, jedoch nicht in seiner ganzen Ausdehnung bis zum Cap Negrais, sondern nur bis ungefähr Yambooyeday.

2) Martaban, beginnend jenseit des Saluaen (unter 19° n. Br.), und sich, die Provinzen Ye, Tavoy und Tanasserim begreifend, an der Westküste des nördlichen Theils der Südspitze von Hinterindien herabziehend bis zum 11° n. Br. Der Flächenraum dieses Territoriums beträgt 1331 □M.

Um dieselbe Zeit ungefähr (1825) übernahmen die Engländer von den Holländern das Territorium von Malacca, 66 □M. Diese letzterwähnten Erwerbungen der Engländer in Hinterindien bilden ein Territorium von etwa 2087 □M.

Im J. 1829 hatten sie vom Rajah von Djohor (einem Malaienstaate) Singapor erhalten, 16 □M., und schon 1786 die Insel Pulo Penang in Besitz genommen; 13 □M.

Parallel mit den Besitzungen der Engländer an der Westgrenze laufen weiter östlich die Staaten einiger unabhängigen Fürsten und Völker, welche aber zum großen Theil ganz abhängig von England sind, wie dies ihre Stellung zwischen dem mächtigen vorderindischen Reiche der Engländer und dem hinterindischen der Birmanen nach und nach mit sich brachte. Das nördlichste dieser Länder ist Asam, dessen unteren Theil seit dem Frieden von Yandabo, wo das Birmanenreich allen Ansprüchen auf Asam entsagte, die Engländer zu ihren Besitzungen rech-

nen. Ganz Asam (in Ober-, Unter- und Mittelasam getheilt) schätzt Berghaus zu 1199 □M. Südlich von diesem liegt das Land der Garos (Currybarry) mit 208 □M., im Westen an die englischen Besitzungen stoßend; östlich an diese stößt Catschar oder Akabat mit 171 □M.; weiterhin östlich folgt Gentiah (Dyntean) mit 208 □M.; dann östlicher die Nagas mit 108 □M.; endlich östlich von diesem Munipur oder Cassay mit 309 □M., welches im Osten durch das Birmanenreich begrenzt wird; im Süden ebenfalls und durch die englischen Besitzungen, und im Osten ebenfalls sich bis an die englischen Besitzungen ausdehnt. Diese indo-chinesischen Fürstenthümer und Häuptlingschaften umfassen ein Areal von etwa 2196 □M.

Eine zweite Reihe von kleinen unabhängigen Staaten liegt auf der malaiischen Halbinsel, nämlich auf der Westküste: Perak, Salangore, Rumbo, und auf der Ostküste Djohor und Pahang. Diese haben mit den dazu gehörigen kleinern Inseln einen Flächeninhalt von 1534 □ Meilen.

Wir wenden uns wieder nach der Nordgrenze Hinterindiens, wo südlich von Mittelasam und der chinesischen Grenze, und östlich von Munipur und den englischen Besitzungen in Hinterindien das birmanische Reich beginnt. Seine Grenzen sind noch fast nach keiner Seite hin genauer zu ermitteln; im Osten stößt es an das Reich von Siam; im Süden reicht es an die Bai von Bengalen und den Meerbusen von Martaban. Nach Crawfurd geht es in Westen bis 93° ö. L. v. Gr., im Osten bis 98° 40′ ö. L. v. Gr., im Norden bis 26° oder 27° n. Br., im Süden bis 15° 45′ n. Br. Der Flächeninhalt wird von Berghaus nach den hypothetischen Grenzen auf 10,566 teutsche □M. angegeben. Der größere Theil dieser Masse (8715 □M.) bildet die unmittelbaren Länder dieses Reiches; den kleinern Theil bilden tributaire Gebiete (1851 □M.). Die unmittelbaren Länder sind: 1) das Land der Mranmas (so nennen sie sich selbst, also Birmanen κατ' ἐξοχήν) um Ava; dann 2) das der Talain um Pegu; 3) Kasi San und Mrelapschan (Ko-schan-pri), an der Ostgrenze; 4) birmanischer Antheil von Cassay im Westen; 5) Jo Pri im Nordwesten; 6) der seit 1826 verbliebene Rest von Martaban. Die zinspflichtigen sind Khiaen, Kung kys in Nordwest an den Quellen des Arrakan und die Gebiete der Mishmis, Abors, Singhos, Bor Kampti in Norden.

Längs der ganzen östlichen Seite des Birmanenreiches, sich in die Halbinsel Malacca hineinziehend, dehnt sich das Reich von Siam aus. Auch hier sind die genauern Grenzen nicht anzugeben, im Norden reicht es an China, im Süden an die freien malaiischen Staaten, im Osten an das Reich von Anam. Die äußerste Nordgrenze wird auf 21° n. Br. gesetzt; die südliche auf 5° n. Br. Die westliche 97° 50′ ö. L. v. Gr. Die östliche etwa 105° ö. L. v. Gr. Den Flächeninhalt berechnet Berghaus zu 13,330 □M. Die unmittelbaren Besitzungen des siamesischen Reiches (7307 □M.) sind: 1) das eigentliche Siam, der südliche Theil des Ganzen bis zum Meerbusen von Siam mit den hier vorliegenden Inseln; 2) ein Theil von Cambodja, der südöstliche Theil des Ganzen. Die zinspflichtigen Länder (6023 □M.) sind: 1) die zu Siam gehörigen Theile von Laos, der nördliche und nordöstliche Theil des Ganzen; 2) vier Malaiienstaaten auf der Halbinsel Malacca, nämlich auf der Westküste Queda, auf der Ostküste Patani, Colantan, Tringanu.

Längs der östlichen Seite des continentalen Theiles von Siam zieht sich von Nordwest nach Südost zu herab das Reich von Anam. Im Norden wird es von China, im Osten und Süden vom Ocean begrenzt. Nördlich wird es bis 23° n. Br. ausgedehnt; der westlichste Punkt an der Südküste ist 103° 13′ ö. L. v. Gr., der östlichste das schon oben bestimmte Cap Avarella. Der Flächenraum dieses Reiches beträgt 9703 □M.; es besteht aus drei Hauptabtheilungen, Tongking im Norden, Cambodja im Süden und Cochinchina in der Mitte.

Bevölkerung. Was zunächst die Anzahl der Bevölkerung Hinterindiens betrifft, so gibt es keine genaue Angaben darüber, sondern ihre Ansetzung beruht auf rein hypothetischen Annahmen. Früher nahm man sie sehr hoch an; aber die seitdem etwas zugenommene Kenntniß von Hinterindien bewies, daß das Land im Ganzen sehr dünn bevölkert sei. Für das birmanische Reich nimmt Berghaus 4,759,000 Seelen. Der am meisten bevölkerte District der drei Residenzstädte, Ava, Sagaing, Amarapura, enthält 354,000; die Stadt Ava selbst nur 25,000. Die Provinzialhauptstädte Rangun 12,000, Prome 8000, Bassein 5000, Martaban 1500.

Dem Reiche von Siam gibt dieselbe Autorität 5,465,300 Seelen. Die Hauptstadt Bangkok hat etwa 100,000 Einwohner.

Dem Reiche von Anam gibt derselbe 11,906,000 Einwohner. Die Residenz Hué soll 20—30,000 Einwohner haben. Kesho, welches die volkreichste Stadt ist, wenigstens 200,000; Panompeng, die neue Hauptstadt von Cambodja, soll 25—30,000 Einwohner haben, und Saigun hat 60,000.

Die von dem birmanischen Reiche an England abgetretenen Partien sammt deren Besitzungen auf und neben der malaiischen Halbinsel schätzt Berghaus mit zu Grundelegung einiger genauerer Data, als bei den einheimischen Reichen zu Gebote stehen, zu 415,000 Einwohnern.

Die Zahl der Einwohner der nordwestlichen unabhängigen, aber unter britischem Schutz stehenden, Fürstenthümer nimmt Berghaus zu 220,000 an; die der freien Malaiienstaaten zu 208,000. So stellt sich folgende Übersicht heraus:

Nr.	Name der Reiche und Staaten.	Areal in teutschen □Meilen.	Absolute Volksmenge.	Auf eine teutsche □Meile.
1.	Birma	10,566	4,759,000	450
2.	Siam	13,330	5,400,800	405
3.	Anam	9,703	11,906,000	1227
4.	Britische Besitzungen .	2,087,5	415,000	199
5.	Indochinesische Fürstenthümer	2,196	220,000	100
6.	Malaien-Staaten . .	1,534,8	208,000	135
	Totalsumme	39,417,3	22,908,000	581

In dieser Übersicht ist das hierher gehörige Areal von Dschittagong und Bengal, östlich vom Brahmaputra, nicht mit aufgenommen, dagegen ist hier das Areal der Inseln mit hinzugezählt, welches sich im Ganzen auf 475 teutsche □M. beläuft. Die Provinz Dschittagong soll nach frühern Angaben (1820) 300 □ M. Land und nach einer, ohne Zweifel übertriebenen, Schätzung 1,200,000 Einwohner haben. Die Provinz Silhet wurde 1801 zu 492,945 Einwohnern geschätzt [66]). Für die Einwohnerzahl von Tiperah und den nördlichern englischen Besitzungen an der östlichen Seite des Brahmaputra finde ich nicht einmal so ungenaue Bestimmungen der Einwohnerzahl.

Die Einwohner zerfallen in Angehörige von verschiedenen Völkerschaften. Diese zerfallen zunächst in zwei Classen: 1) Völkerschaften, welche und insofern sie irgendwo in Hinterindien zusammenhängende Sitze eingenommen haben; 2) Angehörige a) von außer-hinterindischen Völkerschaften, oder b) inner-hinterindischen Völkerschaften, welche sich aus ihren eigentlichen Sitzen entfernt und in denen anderer festgesetzt haben.

Wir berücksichtigen zunächst die Namen und Sitze der erstern. Das herrschende Volk des Birmanenreiches nennt sich Mranma (auszusprechen Byamma); sie bewohnen das Plateauland von Ava (Aenwa) zu beiden Seiten des Irawaddi und Khiaenduaen, bis wo jener sich spaltet und ein Delta bildet. Diese Bjammas (Birmanen) leiten sich aus Arakan (eigentlich Rakhaïn, zu sprechen Yakhaïn) ab, dessen Bewohner auch die Groß-Mranmas genannt werden. Zwischen dem Nordtheile von Arakan und dem Hauptsitze der Birmanen liegt der Sitz der Jo (geschrieben Ro), eines abgesonderten Zweiges der Mranmas. Nördlich davon wohnen die Aengiin. Auf der Westseite dieser Gegenden zieht sich, oft unterbrochen, vom 24° n. Br. bis zum Cap Negrais die Völkerschaft der Khiaen, Kyen, welche sich selbst Kolun nennen. Auch diese Völkerschaft [67]), wenngleich in einigen Punkten von den Mranmas verschieden, erweist sich als mit ihnen dem Stamme nach zusammengehörig. Dasselbe gilt von den Bewohnern von Dschittagong und den Bergbewohnern von Tipperah im Allgemeinen, obgleich bei den letztern sich auch bedeutende sprachliche Verschiedenheiten zeigen. Die Häuptlinge unter letztern scheinen von Hinduabkunft zu sein. Zwischen dem Gebiete von Tipperah und dem der Khiaen wohnen die kriegerischen Kungkis oder Kukis. Die nordwestliche Bergregion der indo-chinesischen Häuptlinge bewohnen als einheimische Völkerschaften die Asamesen, welche jedoch in dem nach ihnen genannten Gebiete, in welchem sie die herrschende Volksmasse bilden, der Zahl nach nicht den vierten Theil bilden. Unter ihnen wohnen die Doms, welche am zahlreichsten sind, Kolitas, Kutch, Keyot, Chateya; weiter östlich wohnen die Moamariya, die Miris, Khampti, Singhos; südlich unter Asam auf dem westlichen Ende des Hochlandes wohnen die Garos (Garrows); der letztern Physiognomie ist chinesisch, sonst sind sie bisher wenig bekannt; neben ihnen wohnen die von ihnen sehr verschiedenen Cossyahs, welche jedoch dennoch dem chinesisch-birmanischen Volksstamm zugezählt werden zu müssen scheinen. Dann folgen die Cathsharis in dem Stufenlande des Barak nordwärts gegen Asam. Östlich aber in einer langen Strecke von 27° bis 23° wohnen die Nagas. Weiter östlich in dem Tafellande Munipur wohnt eine Bevölkerung, welche zu der Classe der Shanvölker zu gehören scheint [68]). In Ava wurde ihr Land Moythay genannt. Von Tiperah etwas nach Süden zu wohnt die Völkerschaft, welche bei den Bengalen Mugg heißt, sich selbst aber, wie die Birmanen, Mranma nennt. Unter ihnen wohnen die Morung, deren Sprache mit der der Birmanen Ähnlichkeit hat. In den östlichen Theilen des Arakangebirges, in den Bergwäldern des Plateau's von Ava zwischen Prome und Taunu und im Irawaddidelta leben die Caraen, auch Cariannes, Kariang, Karayn u. s. w. und ähnlich genannt. Ihre Sprache weicht wesentlich von der der Birmanen ab. Verwandt mit ihnen sind die etwas nördlicher wohnenden Plau. Das Volk von Pegu heißt in der Landessprache Mon, Moan, Män. An der Küste zwischen 16°—10′ n. B. wohnt ein mit den Mranmas gleichstämmiges Volk, das sich nach der Hauptstadt Tanaenfari (Tanasserim) nennt. Im Birmanenreiche leben auch noch mehre wilde Völker zerstreut, welche weder ihnen selbst, noch den übrigen jetzigen Hauptstämmen der indischen Bevölkerung verwandt sind.

Die Siamesen nennen sich selbst Thai, Freie, und ihr Land Muan-Thai, Land der Freien. Der Name Siam scheint von den Birmanen herzustammen, die die Siamesen Shan nennen. Diese Siamesen bewohnen das eigentliche Siam, allein die Shan- oder Taynation im Allgemeinen zieht sich bis hoch in den Norden der Halbinsel, wo wir sie schon in Munipur erwähnten; östlich von letzterm wohnen die Casi-Shan, oder Tay-Loum, deren Sprache von der siamesischen wenig abweicht; südlich von diesen wohnen die Mrelap-Shan. In den Bergwäldern dieser, von der Shan- oder Tayrace besetzten, Gegenden wohnen die Lowas, welche mit den Karaen verwandt sind. Ihre Sprache, soweit wir sie bis jetzt kennen, ist mit der siamesischen nah verwandt, welches nicht für die Ansicht spricht, daß sie die ursprünglichere Bevölkerung dieser Weltgegend gebildet hätten. Sie sind sehr verzweigt, indem sie sich auf dem ganzen Grenzgebirgslande zwischen China und Hinterindien finden; ferner auf dem siamesischen Gebirge zwischen 15°—19° n. Br.; ferner als Urbewohner im südlichen Theile des Cochinchinagebirges; endlich sogar am Tavoy bei der Abspitzung Hinterindiens zur malaiischen Halbinsel. Die Hauptsitze der Lowas ist das nach ihnen benannte Laos, getheilt in Oberlaos (Lowa Shan), Mim Shan um die Stadt Zaenmae, ferner Laenzaen Shan (das südliche Laos), südöstlich von letzterem. Südlich von letzterem wohnt das Volk der Kam-mer, Einwohner

66) *Hamilton*, Description of Hindostan, I. 195. 67) Vgl. Ritter IV, 1, 279. Berghaus, Asia. I. Memoire S. 79.

68) Ritter IV, 1, 566.

von Cambodja, deren Sprache von denen der umliegenden Völker ganz verschieden ist.

Die Bewohner der östlichsten Gegenden Hinterindiens heißen bei den Mranmas Kio katchin, woraus von den Portugiesen Cochinchina gebildet ward. Den größten Theil bewohnen die Anamesen und Tonkinesen, verwandt an Sprache und allem Übrigen. Die südlicheren Theile bewohnen die schon erwähnten Lowas, Kammer. Außerdem lebt in den Bergen insbesondere ein noch sehr unbekannter Volksstamm Moy.

Die Bewohner der Halbinsel Malacca betreffend, so wohnen bis zum siebenten Grad noch die Thay. Von da an südlich wohnen die seit dem 11. Jahrh. von Sumatra aus eingewanderten Malaien. Unter 8° findet sich eine Negerrace, die Samangs.

2) Was die eingewanderten betrifft, so sind aus Hindustan insbesondere viele Inder in die Westgegenden gezogen; in spätern und letzten Zeiten auch nach Ava und den Haupthandelsorten des birmanischen Reiches und den englischen Besitzungen. Chinesen findet man überaus vielfach. Indische Insulaner sind vorzüglich in die Malaienstaaten gewandert. Araber, Armenier, afrikanische Neger, Perser finden sich ebenfalls. Von Europäern sind Portugiesen und Nachkommen von diesen fast in allen Hauptküstenorten Hinterindiens zahlreich. Europäer anderer Nationen finden sich als Kaufleute in den Handelsorten.

Betrachten wir die hinterindischen Völker ihrer Abstammung und Verwandtschaft nach, so ergibt sich die Hauptmasse der Bevölkerung Hinterindiens als eine große Völkerfamilie. Sie nähern sich in ihrer physischen Gestalt der Mongolenrace Centralasiens. Ihrem ganzen Wesen nach können wir den Hauptstock der Bevölkerung — die Anamesen, die Shan- oder Tayvölker, die Lowas, die Kammer und die Mranmas — als nahe Verwandte der Chinesen betrachten, mit denen sie auch in ihrer Sprache, deren wesentlichem Charakter nach, übereinstimmen. Dabei erheben sich aber im Einzelnen wiederum charakteristische Verschiedenheiten, durch welche aus der Gesammtfamilie einzelne Volksmassen als Völkerindividuen hervortreten. In Beziehung auf physischen Bau reiht sich an diese Völkermasse auch die malaiische; allein sie stimmt wiederum in so vielem andern nicht überein, daß es schwerlich erlaubt ist, sie mit dem chinesischen Volke in so nahe Verwandtschaft zu bringen, wie jene. Höchstens kann man sie auch als zur mongolischen Race gehörig betrachten. Bei diesen Untersuchungen kommt aber fast alles auf sorgsame Berücksichtigung der Sprachen an, und da hierin von andern nur höchst oberflächliche Bemerkungen vorliegen, ich selbst aber mit diesen Sprachen nicht hinlänglich bekannt bin, so wird die genauere Erörterung dieser Fragen noch für die Zukunft — wo mehr Hilfsmittel sich eröffnen werden — zu verschieben sein.

Außer dieser mongolisch-chinesisch-hinterindischen Familie und der mongolisch-malaiischen, deren Sitze auf einen sehr kleinen Theil Hinterindiens beschränkt sind, in welchen sie erst vor etwa sieben Jahrhunderten eingewandert zu sein scheinen, werden innerhalb Hinterindiens mehre kleine Völkerschaften erwähnt, welche ganz von dem herrschenden Stock verschieden sind oder sein sollen. Sie sind gewöhnlich auf sehr enge Grenzen und Bergwildnisse beschränkt. Es ist nicht unmöglich und sogar nicht unwahrscheinlich, daß sie Überreste einer Bevölkerung sind, welche vor dem Eindringen und der Festsetzung der mongolisch-chinesischen Völkermasse die herrschende in Hinterindien war. Allein zu diesem Zwecke müßte man den Beweis führen können, daß diese an verschiedenen Stellen erscheinenden Völker wie völlig verschieden von der jetzigen Hauptbevölkerung, so unter sich verwandt seien. Es liegt ein beachtungswerther Umstand in dieser Beziehung vor; nämlich noch in Asam erscheint die Völkerschaft der Doms, welche auch in Kamaun als negerartig erwähnt wurden[69]), und mit den Australnegern verwandt sind, von denen sich auch auf der Halbinsel von Malacca, wie schon am angeführten Orte bemerkt wurde, Überbleibsel finden, nämlich die Samang. Schon oben (a. a. O.) ist von der Vermuthung gesprochen, daß die Australneger, jetzt auf die Südseeinseln beschränkt, einst mehr nach Westen gewohnt haben mögen. Bildeten sie vor Einwanderung der jetzigen Hauptbevölkerung einen Theil der Ureinwohner Hinterindiens? Die andern, von diesen neuen abweichenden, Völkerschaften müssen jedoch auch sehr verschieden sein von den Australnegern. Denn deren leicht in die Augen fallende Kennzeichen werden bei ihnen, z. B. den Kas (zwischen Cambodja und Südlaos), den Pyu, Dhanu, Dhanau, Zalong, Tschalom, Pasa u. a. im Birmanenreiche und den Moy in Anam, nicht erwähnt. Auch hier ist jedoch alles noch ganz unerforscht.

Den physischen Bau der hinterindischen Völkerfamilie betreffend, so sind sie im Allgemeinen etwas kleiner, als die sogenannte kaukasische Race. Die Hautfarbe ist heller, als bei den Asiaten westlich vom Ganges; bei den meisten ist sie gelb; bei den obern Ständen durch Schminke fast goldfarbig. Ihre Textur ist sehr weich, sanft und glänzend. Die nährenden Gefäße gehen meist zur Oberfläche, überladen das Zellgewebe und bilden eine Masse Fett. Die Muskulartextur ist im Allgemeinen weich, lar, schlaff; selten feiner geformt. Die Glieder sind oft noch größer, als die der Europäer, kurz, dickstämmig; die Hüften insbesondere stärker, wodurch die Gestalten im Allgemeinen den Charakter der untersetzten annehmen. Der Durchmesser im Becken ist sehr breit. Das Gesicht ist sehr breit, glatt, die Backenknochen breit, prominirend, sanft, gerundet. Der Zwischenraum zwischen den Augenbrauen ist ganz flach und ungewöhnlich breit, die Augen klein. Die Öffnung der Augenlider ist ziemlich linear. Der Unterkiefer ist lang, unter dem Gelenke sehr voll, sodaß er dem Gesichte ein viereckiges Ansehen gibt. Die Nase ist mehr klein als platt, die Nasenflügel nicht besonders ausgedehnt, bei den Malaien gegen die Spitze zu am breitesten. Der Mund ist breit, die Lippen dick, der Bart sehr dünn. Der Vorderkopf ist an sich schmal, gegen die Seiten hin wird er aber breit. Der Haarwuchs reicht tief in das Gesicht hinab. Die

69) Vgl. oben S. 10.

Form des Schädels ist sehr eigenthümlich. Der Durchmesser von der Stirn rückwärts ist sehr kurz, daher seine Cylinderform. Das foramen occipitale steht so zurück, daß von da bis zu dem Genick des Halses öfter nur eine gerade Linie ist. Der Obertheil des Schädels ist oft ganz ungewöhnlich flach. Die Haupthaare sind schwarz, dick, grob und schlaff; bei den Malaien kräuseln sie sich etwas.

In intellectueller Beziehung erweist sich diese ganze Völkerfamilie als völlig schwunglos und ohne schöpferische Phantasie. Die niedern Geistesskräfte, mühevolle, auf dem Wege der weiter entwickelnden Vernunft fortgeführte, Ausbildung von andersher Gegebenem scheinen dagegen ihre ursprüngliche Anlage. Es fehlt ihnen an eigenen Ideen und an geistvoller Fortbildung fremder; ihre Thätigkeit ist nur auf materielle, rationelle Benutzung beschränkt.

Die einzelnen Völkerindividuen weichen von dieser allgemeinen Charakterisirung natürlich wiederum in manchen Beziehungen mehr oder weniger ab. Die Anamesen sind der Natur nach der kleinste Schlag der hinterindischen Bevölkerung; sie sind stämmig und untersetzt. Von mehren Gemessenen betrug die mittlere Höhe 5 Fuß 2½ Zoll engl., das Mittel der Armlänge 12′ 4″, der Umfang des Brustkastens an der breitesten Stelle 2′ 9″. Ihre Gesichtsform ist mehr rund. Die Kinnlade tritt nicht so stark hervor, wie bei den Siamesen und Malaien. Vorderkopf und Stirn sind kurz und klein. Ihre Augen sind mehr rund, als die der Chinesen und Siamesen, auch klein, aber lebendiger, meist schwarz. Die Nase ist klein, aber gut gebildet, nicht platt und ohne weitere Ausbreitung der Nasenflügel. Der Bart am Kinn ist dünn, vollständiger der Schnurrbart. Das Haupthaar ist schwarz, hart, lang, dicht; der Nacken kurz, die Hautfarbe gelb. Die Gliedersormen sind gut proportionirt. Ihre Brust ist breit und schön gewölbt, aber kurz, die Hüften breit. Dieses Volk ist sehr fröhlichen Sinnes. Der Despotismus beschränkt jede geistige Entwickelung zu sehr, als daß man mit Bestimmtheit sagen könnte, daß sie in dieser Beziehung ihren Nachbarn in Hinterindien überlegen sein würden. Doch ist dies sehr wahrscheinlich.

Die Siamesen, Tay- oder Shanrace, sind von ihren Nachbarn wiederum sehr distinguirt. Sie sind etwas größer als die Malaien und Chinesen, aber kleiner als die Hindus und Chinesen. Die Mittelgröße ist 5′ 3″. Der Gliederbau proportionirt; der Schädel ist, wie bei der ganzen Race, besonders durch die gerade Fläche des Hinterkopfes, das Gesicht durch seine Breite auffallend. Die Nase ist klein und nach Vorn rund. Der Mund nicht besonders vorstehend, die Lippen dick. Die Augen klein, mit schwarzer Iris und gelblichem Umkreis. Die äußern Augenwinkel sind etwas nach Oben geschlitzt. Die Backenknochen prominirend. Das Haar tief ins Gesicht hinabgehend, schwarz, straff, grob, reichlich. Der Bart ist dünn und wird ausgerissen. Der Unterkiefer breit, die Hautfarbe hellbraun. Die Physiognomie im Ganzen ist grämlich, düster, die Haltung träge, schwerfällig, und ebenso ihr geistiger Charakter träg und indolent.

Der Stamm der Mranma ist von diesen hinterindischen Völkerschaften der körperlich und geistig kräftigste — bei welchem Urtheile man jedoch zu berücksichtigen hat, daß wir bei den weiter östlichen Völkerschaften fast nur die Küstenbevölkerung kennen gelernt haben, während man bei den Birmanen schon tiefer ins Binnenland vorgedrungen ist. Sie sind kurz gebaut, stämmig, gut proportionirt, ihre Farbe ist braun. Ihr Haupthaar nicht sehr abweichend vom Charakter der übrigen hinterindischen Völker. Dagegen haben sie mehr Bart und sind auch am Körper behaarter. In Hinsicht auf intellectuelle Ausbildung scheinen sie mehr Anlagen, als die Siamesen, zu haben, aber doch eben nicht höher zu stehen.

Die in zertheilten Trümmern weitverzweigten Lowas sind, ihren Besonderheiten nach, sehr unbekannt. Sie werden von Gutzloff Shan genannt, und ihre Sprache soll der siamesischen nah verwandt sein. Sie scheiden sich der Hautfarbe nach in weiße und schwarze Laos. Die Männer sind (d. h. in einigen Gegenden) von keiner besondern Größe, oder Stärke, die Weiber sind sehr schön, ohne den chinesischen oder mongolischen Charakter der Gesichtszüge. Sie sind viel behaarter als ihre stammverwandten Völker.

Die Völker auf dem Bergplateau im Westen von Hinterindien zwischen dem birmanischen und englischen Reiche betreffend, so sind die Garos von plumper Gesichtsbildung, mit Ausnahme der Häuptlinge, welche aber, wie bemerkt, hindusischen Ursprungs sind. Sie, sowie die Cacharis, lehnen sich durch Sprache und physische Bildung, z. B. durch die Besonderheit des schiefgeschlitzten Augenlids, an den birmanischen und chinesischen Menschenschlag. Die neben diesen Völkern wohnenden Cossyahs haben grade diese Besonderheit nicht, sowie sie sich auch durch anderes von ihren Nachbarvölkern scheiden sollen. Dagegen erweisen sie sich aber durch den Charakter ihrer Sprache — das schlagendste Beweismittel für Völkerverwandtschaft — natürlich nur in geübten Händen — als zu dieser Völkerfamilie der Monosyllaben gehörig. Die Kukis unterscheiden sich ebenfalls von ihren Nachbarn, erweisen sich aber durch ihre Gesichtsbildung als zu derselben chinesisch-hinterindischen Familie gehörig. Sie sind meist zwergartig von Gestalt, breitschultrig, mit verhältnißmäßig schlanken Gliedern, dunkelbraun von Hautfarbe. Die Physiognomie ist voll Ausdruck, ungestüm und furchtlos. Die Stirn niedrig, die Augen klein, Nase platt, chinesisch, Mund klein, Ohren groß. Die eigentlichen Asamesen haben sich so sehr mit Hindus gemischt und ihre Institute angenommen, daß ihr bestimmter Charakter nicht gut zu unterscheiden ist. Neuere Untersuchungen erweisen sie als zu den Shan oder Tai gehörig [70]). Die übrigen Völkerschaften Asams erweisen sich aber noch jetzt als zu der großen hinterindischen Völkerfamilie gehörig, mit wahrscheinlicher Ausnahme der Doms. Entschieden zeigt sich die chinesische Physiognomie noch in den Kolitas. Von den östlichern Völkern Asams wissen wir noch sehr wenig. Die Moamariyas

70) Vgl. Journ. of Bengal. 1837. p. 17

werden Hindus genannt, was schwerlich richtig ist. Die Khampti, von Osten her eingewandert, sind ein sehr schöner Menschenschlag, ob von der ganzen hinterindischen Völkerfamilie verschieden, darüber finde ich nichts Genaueres. Die Mischmis sind gut gebaut, von athletischer Statur und kurzhaarig (crop-haired) [71]). Über kleinere Stämme verweise ich auf Ritter und Berghaus.

Die Malaien wollen neuere Forscher nicht mehr als eine besondere Menschenrace gelten lassen, sondern zählen sie der mongolischen Race bei, dessen südlichstes Glied sie bilde. Sie unterscheiden sich nach diesen von den andern hinterindischen Hauptvölkerschaften weniger durch Körperform, als durch geistige Eigenschaften: Sprache, Lebensart, Sitte und alles, was durch die Gemüthsart bedingt wird. Die vollständige Verschiedenartigkeit der malaiischen Sprache und des geistigen Lebens zieht jedoch auf jeden Fall eine überaus scharfe Grenze zwischen den Malaien und der chinesisch-hinterindischen Bevölkerung, welche genauer zu bestimmen und zu untersuchen noch der Zukunft überwiesen werden muß. Der Statur nach sind sie etwas kleiner als diese. Viele Stämme von ihnen sind zu einem, jedoch unbedeutenden, Grad der Cultur gelangt; von diesen unterscheiden sich aber die wilden (wie die Orang-laut in der Gegend von Singapore) durch Sprache, obgleich diese etwas gröber ist, so gut wie gar nicht, sondern nur durch ein plumperes Aussehen. Die Malaien stehen den Chinesen in Hinsicht ihrer Kenntnisse, Künste, Industrie und Civilisation nach, sowie in Statur, Stärke und gutem leiblichen Aussehen; dagegen sind sie ihnen an Tapferkeit, Unternehmungsgeist überlegen und mit brennender Imagination begabt. Sie zeigen selbst in ihrem jetzigen Zustande der Erniedrigung (sie sind zum großen Theile Piraten) große Eigenschaften: Trieb nach Unabhängigkeit, Ehrgefühl, Heftigkeit bei Beleidigungen; bei ihren Handlungen Überlegung und Nachdenken.

Die nichtchinesisch-hinterindischen Völkerschaften betreffend, so ist es, wie bemerkt, noch nicht erwiesen, ob die Doms in Asam den Charakter der Australneger, wie die in Kamaun zeigen. Die Samang und Bila dagegen werden als zu der Negerrace gehörig, geschildert, welche sich von den Andamaneninseln ostwärts bis Neuguinea, auf den Inseln zerstreut, verbreitet, und durch dunkle Farbe und krauses Wollhaar (papuah) ausgezeichnet ist. Diese Samang sind jedoch nur in geringer Zahl auf der malaiischen Halbinsel verbreitet. Von den Kas, Moys wird nichts Festes berichtet.

2) Geschichte. Die Quellen für die Geschichte von Hinterindien sind zwiefacher Art: 1) einheimische, 2) fremde Nachrichten. Die einheimischen betreffend, so finden sich in den größern hinterindischen Reichen Annalen; allein die siamesischen waren bis vor Kurzem noch ganz unbekannt [72]), und die der Reiche von Anam finde ich noch nirgends erwähnt; aus den birmanischen haben wir dagegen kurze Auszüge; allein ihre historischen Nachrichten scheinen erst mit dem 14. Jahrh. aus der mythischen Auffassung hervorzutreten [73]). Eine Geschichte von Laos aus einheimischen Berichten ist uns in letzter Zeit zugekommen [74]). Diese Geschichtsversuche sind erst eine Folge der mit dem Buddhismus nach Hinterindien gebrachten Cultur, schließen sich eng an diesen und suchen ihn mit Hinterindien sogleich, oder so kurze Zeit als möglich nach seinem ersten Auftreten, welches der ceylonesischen Annahme gemäß — denn von Ceylon kam er nach Hinterindien — 543 v. Chr. gesetzt wird, zu verbinden. Dadurch erhält diese ganze Geschichte einen mythischen Anstrich. In spätern Zeiten treten zu den Annalen Inschriften, insbesondere die der Glocken; von diesen sind uns die von Rangun [75]) und Arakan [76]) bekannt. Andere Inschriften finden sich in den Ruinen der größern Städte, welche früher Residenzen waren, sind aber noch nicht benützt. Auch von Asam findet sich ein einheimisches historisches Werk, aber ebenfalls mehr mythischen Inhalts. In der malaiischen Literatur ist die Geschichte ganz mit Fabeln überdeckt [77]). Die fremden Nachrichten betreffend, so sind für die ältern Zeiten nur die chinesischen von Bedeutung, aber auch von sehr hoher. Leider sind bis jetzt nur die, welche sich auf die östlichste Partie Hinterindiens beziehen, bekannt. Später werden auch die europäischen Nachrichten wichtig, insbesondere seitdem die Portugiesen nach Hinterindien kamen.

Wenn sich die Geschichte von Hinterindien jetzt auch noch so gut wie gar nicht geben läßt, so erkennt man doch deren Hauptmomente und Epen schon. Sie zerfällt zunächst in die Zeit vor und die Zeit nach Einführung des Buddhismus. Wann dieser aber eingeführt ward, läßt sich noch gar nicht mit Sicherheit bestimmen, wahrscheinlich etwa seit dem 7. Jahrh. n. Chr. Für die letztere Epoche tritt eine neue Abtheilung durch die Umschiffung des Caps der guten Hoffnung ein, welche, wie für die ganze Welt von Bedeutung, so auch insbesondere für Hinterindien von wichtigen Folgen war.

Die erste Epoche: Anfang der Geschichte Hinterindiens bis zur Einführung des Buddhismus, liegt zum größten Theile ganz im Dunkeln. Es ist zweifelhaft, ob jene mehrfach erwähnte Australnegerrace die ursprünglichere Bevölkerung Hinterindiens war, zweifelhaft, ob mit ihr vereint noch eine andere Menschenrace, verschieden von der jetzigen Hauptbevölkerung, diese Ländermasse besaß, wahrscheinlich zwar, daß die jetzige Hauptbewohnerschaft, die mongolisch-chinesische Race, dessen Hauptstheile die Shan- oder Taynation und die Mranmas zu sein scheinen, eine eingewanderte sei, aber

71) Zu Ritter und Berghaus Behandlung derselben nach frühern Nachrichten kommen nun noch die Mittheilungen in Journ. of Bengal. 1837. p. 325 von Griffith. 72) A chronological account of the kings of Siam, obtained from the reighthul heir to the Siamese empire, now residing as druggist in Ava, wird als von Burney eingesendet im Journ. of Bengal. 1835. p. 179 erwähnt; allein wenn diese chronologische Tafel abgedruckt ist, so ist das Heft, in welchem sie sich findet, nicht nach Göttingen gekommen.

73) Ritter, Asien IV, 1, 285; eine Mittheilung aus dem Maha Yazawen wen dan gyee in Journ. of Bengal. 1838. p. 400. 74) *Richardson* in Journ. of Bengal. p. 55. 75) As. Res. XVI, 270. 76) Journ. of Bengal. 1838. p. 237. 77) *Crawfurd*, History of the Indian Archipelago II, 48.

völlig ungewiß, in welche Zeit diese Wanderung zu setzen sei.

Als Vorderindien sich zu seiner uns bekannten größten Höhe unter Tschandraguptas und seinen nächsten Nachfolgern erhob, war es ohne Zweifel von einigem Einfluß auf seine östlichen Nachbarn. Daß Asokas (263—227 v. Chr.) bis an den Brahmaputra und südlich über den größten Theil des Küstenreichs östlich vom bengalischen Meerbusen geherrscht habe, folgt aus den Mittheilungen des Hiuan Thsang [78]). Diese Theile, wol ungefähr dieselben, welche auch jetzt von den Engländern noch zu ihrem vorderindischen Reiche gerechnet werden, fügen sich von selbst zu einem in Vorderindien bestehenden mächtigen Reiche, indem dessen Ansprüchen erst das östlich vom Brahmaputra beginnende Bergplateau in seiner südlichen Fortsetzung im Rücken von Arrakan eine Grenze setzt. Ob der Buddhismus schon damals über diese Grenzen vorgedrungen sei, ist fraglich; wol aber mußte das hochausgebildete indische Leben, wie bekanntlich im Westen auf die westlichen Anwohner des Indus, so auch im Osten auf die des Brahmaputra, einwirken. Zwar lassen die spätern Annalen Hinterindiens schon um diese Zeit den Buddhismus von Magadha aus nach Hinterindien kommen. Es ist aber keiner Frage unterworfen, daß diese Angaben ganz mythisch sind. Bemerkenswerth ist, daß der Mahawanso bei seiner Erwähnung der von dem Buddhistischen Concilium abgesandten Buddhistischen Missionaire keine Mission nach Hinterindien erwähnt, ebenso wenig geschieht dies in der Asokainschrift. Wir dürfen daraus folgern, daß keine bedeutendere, vom Staate berücksichtige, Verbindung mit Hinterindien um diese Zeit bestand. Die mythische Geschichte der, wie die Birmanen angeben, ältesten Residenz des Birmanenreiches, Takoung am Iravaddi (23° 30′), leitet zwar deren Gründung von einem schon vor Gautama Buddha aus Kapilavastu (dem Geburtsorte des Gautama) ausgewanderten König aus dem Çakja (dem des Gautama)-Geschlecht; allein es ist mir unerklärlich, wie Lassen diesem Mythus, welcher so ganz das Streben zeigt, die ältesten Sagen über das birmanische Reich mit der Geschichte und dem Geburtsorte des Gautama Buddha zu verknüpfen, die geringste historische Wahrscheinlichkeit zusprechen konnte, und daraus auf eine vorbuddhistische, Brahmanische Cultur am Iravaddithale schloß [79]). Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Takoung einst wirklich die erste Residenzstadt des Birmanenreiches war. Dafür spricht seine nördliche Lage an Iravaddi, welche uns den Weg zeigt, den die einwandernden Mranmas in ihre neuen Wohnsitze verfolgten; allein die Königsreihe von Takoung ist rein mythisch und aus den von den Buddhisten überkommenen Schriften zusammengestoppelt. Das zeigen die Namen der Könige, die zum größten Theile geographische Namen von Vorderindien sind, z. B. Zaboodeepa (für sanskr. g'ambudvîpa), Kalinga, oder sonst dort bekannte, z. B. auch ein König Maurija gewissermaßen eine Contraction der vorderindischen Maurjadynastie. Daher ist es auch bloßer Mythus, wenn die birmanischen Annalen 60 Jahre nach Gautama Buddha das Reich Prome gründen lassen. Diese wie andere Mittheilungen schließen sich so eng an die Buddhistischen, aus Indien überkommenen, Nachrichten, daß man mit Bestimmtheit behaupten darf, daß vor der Einführung des Buddhismus bei den Mranma ihre Geschichte eine tabula rasa war, und daß man nachher diese Lücke durch Verbindung der Buddhistischen Überlieferungen, welche sich auf Vorderindien bezogen, mit Landessagen bei den Mranma aufs Gerathewohl auszufüllen suchte.

Wie ohne Zweifel schon unter dem größten der indischen Kaiser Asokas eine friedliche Einwirkung auf die hinterindischen Völker im Westen stattfand, und entweder unter ihm, oder schon vor ihm die erwähnten Theile der hinterindischen Ländermasse mit dem indischen Reiche verbunden wurden, so fand etwas später als diese Zeit eine, theils friedliche, theils auch kriegerische Einwirkung von einem der größten Kaiser von China, Tschin Schihoangti († 210 v. Chr.), von Osten her statt. Seitdem dieser seine Colonisationen im Süden des Nan Ling begann, tritt Cochinchina (bei den Chinesen Co tchen ching) als Grenz- und Küstenland nach und nach hervor, und wird, sowie auch das nördlicher gelegene Tongking, durch chinesische Ansiedelungen aller Art bevölkert, cultivirt und bebaut. Beide bilden Provinzen von Südchina, Cochinchina unter dem Namen Liny. Diese Staaten empfingen damals ganz die chinesische Civilisation. Mehre Feldzüge wurden von China aus dahin gemacht, unter andern 42 n. Chr., wo Tongking für die Handynastie erobert ward, und als Grenzzeichen gegen Cochinchina zwei Kupfersäulen am Berge Fan mao aufgestellt wurden.

Im Westen wird sich der Einfluß Indiens auf das westliche Hinterindien im Fortgange der Zeit immer gemehrt haben. Die vielfachen Kämpfe, welche dort gegen das Ende der Maurjadynastie durch die Auflösung des großen Kaiserreichs, Festsetzung der Griechen, Skythen, Parther eintraten, werden, wie dies in Indien später entschieden oft eintrat, z. B. in Bezug auf Nepal gewiß ist, manche Häuptlinge bewogen haben, sich Sitze jenseit des Brahmaputra zu erkämpfen. Dadurch wurde indische Herrschaft und Cultur in diesen Gegenden, wenn dieses nicht schon früher geschehen war, um diese Zeit wenigstens fixirt; daß dies schon um etwa das 5. Jahrh. nach Chr. der Fall war, beweisen folgende Umstände. In der Inschrift des vorderindischen Kaisers Samudragupta, dessen Zeit wir zwar nicht genau fixiren konnten, aber doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit um 400—450 n. Chr. setzten, erscheinen für diese westlichen Gegenden, welche Samudragupta als seinem Scepter unterworfen aufzählt [80]), echt sanskritische Namen: Samâtata [81]), Tad'avakra und Kâmarupa, welches die Gegend von Dschittagong aufwärts

78) Vgl. oben S. 117 und 118. 79) Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes I, 228; die Stellen über Takoung sind aus dem Maha Yazawen im Journ. of Bengal. 1836. p. 160 ausgezogen.

80) Vgl. oben S. 104 fg. 81) So ist für Samata in der Inschrift zu lesen, was ich oben zu bemerken vergaß.

bis etwa Govalvara und dann östlich das Brahmaputrathal bis etwa Bhishenath, das jetzige Unterassam, umfaßt. Diese Gegenden waren bis um diese Zeit hindurch und die dort herrschenden indischen Häuptlinge hatten sich dem großen vorderindischen Reiche entweder gezwungen oder freiwillig, um im volksverwandten Verband zu bleiben, angeschlossen.

In den Ostgegenden dauerte die chinesische Herrschaft einige Jahrhunderte fort, aber im J. 263 n. Chr. empörte sich einer der Großen in Cochinchina, riß dieses Gebiet von China los, und bildete daraus ein eigenes Königreich Linyi. Manche innere Kämpfe zerrütteten es zwar, aber es wußte sich doch im Ganzen unabhängig zu erhalten. Mit China trat es in freundlichen Verkehr durch Tributsendung.

Im Westen finden wir einige Zeit später vorderindische Cultur vollständig stabilirt. Hiuan Thsang (um 640 n. Chr.) erwähnt einen König von Kamarûpa (Unterassam), welcher Brahmane ist und den Namen Kumâra führt [82]). Östlich von Kamarûpa gab es damals, wie derselbe berichtet, in den Bergen keine großen Königreiche. Wie es die ganze Natur dieser Gegenden mit sich bringt, und auch noch jetzt der Fall ist, so werden auch schon damals kleine Häuptlingschaften sich in diesen naturfesten Gegenden unabhängig zu behaupten gewußt haben. Von diesen östlichen Bergen dehnten sich Barbarenstämme, wahrscheinlich die damals ganz uncivilisirten Mranma, nach Südwesten hin. In zwei Monaten konnte man die Südgrenze von Chou erreichen, aber auf schwierigen Wegen [83]). Wäre Chou das Land der Yo zwischen dem jetzigen Arakan und dem eigentlichen Birma, jetzt zu dem Birmanenreiche gehörig? Alsdann hätte es damals ein Reich gebildet, welches sich bis an die Meeresgrenze erstreckte, was nicht unwahrscheinlich. Samâtata wird bei Hiuan Thsang blos als besonderer District des östlichen Indiens, nicht als besonderes Reich erwähnt; es ist die Gegend von Bulluah, oder Dschittagong gar. Die weiter östlichen, schon am angeführten Orte bemerkten, Namen lassen sich zum Theil nicht genauer bestimmen.

Bei dem auf so sonderbare Weise von einem chinesischen Gesandten mitten in Indien geführten Kampfe (648 n. Chr.) zeigt sich auch der Kö.nig von Kamarupa unterwürfig gegen diesen (vgl. oben S. 113).

Schon etwa ein Jahrhundert vor dieser Zeit hatte sich Ceylon, wie Cosmas Indicopleustes zeigt, zum Weltemporium, zum Hauptverbindungspunkt zwischen den Welten im Westen und Osten der mittlern asiatischen Landspitze (Vorderindien) erhoben. Die byzantinischen Schiffer kamen vom Westen, wie die hinterindischen und chinesischen von Osten zu diesem Hauptstapelplatz [84]). Ceylon war damals zugleich Sitz des Buddhismus und der höchsten indischen Bildung. Dem Buddhismus war aber eine besondere Lust zu Missionen eingeprägt. Jene Umstände konnten nicht verfehlen, diese zu begünstigen, und wir können wol mit Bestimmtheit annehmen, daß insbesondere um diese Zeit indische Bildung und Buddhismus von Ceylon aus nach Hinterindien drangen. Genauere Nachrichten würden uns wahrscheinlich zu Gebote stehen, wenn die chinesischen Annalen von Funan (d. h. den Südländern, zu denen auch Tongking gehört) schon für diese Zwecke ausgebeutet wären [85]). Hier sollen sich wichtige Mittheilungen über die Geschichte von Cambodja vor dem 7. Jahrh. n. Chr. über die Einführung der indischen Gebräuche und der Brahmanenschrift in demselben vorfinden, und auch über den Handel der Indier und der Thsin (Byzantiner) längs dem indischen Meere um diese Gestadeländer bis China. Im J. 616 n. Chr. trat Cambodja zum ersten Male mit China in Verbindung, indem es Tribut sandte. Es hieß damals Tchinla und wird als abhängig von Funan (der Verwaltung der chinesischen Südländer) geschildert.

Der König residirte in Yi che na (?), einer Stadt mit 20,000 Häusern. Im Lande gab es noch 30 Städte, deren jede mehre Tausend Häuser hatte. In jeder residirte ein königlicher Gouverneur. Alle drei Tage empfängt der König, der einen ausgebildeten Hofstaat besitzt, auf einem Divan sitzend, der mit fünf Arten Gewürzen und sieben Arten Edelsteinen geschmückt ist. Die Säulen der Pavillons bestehen aus geädertem Holz, die Wände sind mit Elfenbein und Goldblumen geschmückt und der ganze Anblick ist prachtvoll. Im Westen davon liegt das Königreich Tchhi thu (d. h. rothe Erde, Siam); das Königreich Thsan pan ist ihm eng verbunden. Mit Linyi (Cochinchina) liegt es in beständigem Krieg. Dieses Thsan pan ist das Land, welches Hiuan Thsang etwa 24 Jahre später mit einer, den sanskritischen Ursprung dieses Namens klar darlegenden, Benennung: Ma ho tchen pho nennt, welches sanskrit. mahâk'ampa ist; dieser Name ist bis jetzt in Tsiampa am Küstenstrich um das Vorgebirge St. James erhalten. Schon dieser echt sanskritische, oder wenigstens indische, Name um 616 n. Chr. zeigt, daß das Inderthum damals in dieser Gegend von der allerbedeutendsten Einwirkung geworden war. Allein die chinesische Darstellung fügt auch weiterhin schon hinzu, daß viele der Einwohner, welche klein von Gestalt und dunkel von Farbe seien, dem Cultus des Buddha zugethan sind, andere folgten der aus China stammenden Religion des Tao-sse. Somit haben wir also im J. 616 n. Chr. die erste Nachricht vom Buddhismus in den südöstlichen Gegenden Hinterindiens. Daß er nicht aus China, sondern aus Vorderindien, oder am ersten von Ceylon hierher gedrungen sei, dafür entscheidet wol der daneben vorkommende indische geographische Name und der Umstand, daß sich der Buddhismus im übrigen Hinterindien durch seine später häufig vorkommende religiöse Verbindung mit Ceylon, durch Übereinstimmung seiner und der ceylonesischen Daten über Gautama Buddha als aus Ceylon ent-

82) Vgl. oben S. 113.
83) Foë Kouë Ki. p. 388.
84) Vgl. oben S. 115.
85) Im Pian yi tian. 89. Bd. und Youan kian louë han. 233. und 234. Bd. der königl. par. Bibl. *Ab. Remusat*, Description du Royaume de Cambogo in Nouv. Mel. As. 1829. T. I. p. 75.

stammend ausweist. Da wir nun hier 616 n. Chr. schon den Buddhismus bestehend finden, so werden wir auch der siamesischen Vulgairâra Glauben schenken dürfen, welche mit dem J. 638 n. Chr. (1181 nach Buddha) beginnt, und dieses Jahr als das der Einführung des Buddhismus, wahrscheinlich als Staatsreligion (wo sie also unter Privaten schon lange verbreitet sein konnte), angibt. Diese Âra ist zugleich im Birmanenreiche im Gebrauche und im Lande von Arakan; sie heißt in einer alten Inschrift von Pugan die Makha-Âra, so ohne Zweifel nach den Mugs genannt, einem Zweige der Mranma, welcher noch jetzt den zahlreichsten und gebildetsten Bestandtheil der Arakanesen ausmacht [86]). Was als Grund dieser Âra bei den Siamesen ausdrücklich angegeben wird, gilt auch ohne Zweifel für diese Âra in den übrigen Gegenden Hinterindiens, wo sie, wie wir eben bemerkten, im Gebrauch ist. Sie bezeichnet die Einführung des Buddhismus allenthalben. Allein es läßt sich schwerlich annehmen, daß in diesem großen Gebiet von Arakan bis an die Ostgrenze von Siam der Buddhismus zu gleicher Zeit eingeführt sei. Es ist vielmehr höchst wahrscheinlich, daß diese Âra nur die Einführung des Buddhismus an einem dieser Orte bezeichnet; von diesem ging der Buddhismus dann nach den übrigen Gegenden mitsammt dieser Âra, wie er denn auch seine ältern Âren allenthalben hin mitnahm, nämlich die des Buddha (543 v. Chr.) und die des Salivahana (78 n. Chr.) [87]). Da nun diese Âra die Makhaâra heißt, die Mugs aber nur in Arakan vorkommen, so können wir daraus schließen, daß diese Festsetzung des Buddhismus in Arakan zuerst stattfand [88]). So sehen wir denn gegen die Mitte des 7. Jahrh. den Buddhismus schon am westlichen und östlichen Ende Hinterindiens etablirt. Hieraus können wir wol zunächst schließen, daß die Mugs, deren Sprache und Bildung noch jetzt in Arakan die ausgebreitetste ist, damals schon eine höchst bedeutende Stellung einnahmen. Ihre älteste Geschichte ist fast ganz in Fabeln gehüllt. Daß sie oft politisch mit ihren Stammverwandten, den Birmanen, welche sich die großen Mranmas und die Arakanesen die kleinen Mrammas nennen, verbunden waren, scheint dennoch hindurch zu leuchten. Die Residenz während dieser Vereinigung war Chambolao, wol in Südwest von Arakan.

Im Birmanenreiche herrschte um diese Zeit die Dynastie von Pugan (Pagham Miu). Die birmanische Chronologie, hier ohne Zweifel noch mythisch, läßt sie mit einem mehrfach entstellten Namen, welcher deutlich ein sanskritisches Samudra-râg'a ausdrücken soll, im J. 79 n. Chr. beginnen. Dieses ist aber der Anfang der Âra des Salivahana [89]), und wir sehen also hier eine bloße Übertragung der von den Buddhisten erhaltenen vorderindischen Geschichte auf Hinterindien. Diese Anfänge, sowie die noch ältere Geschichte der Dynastie von Prome, welche schon 443 v. Chr. (grade 100 Jahre nach Gautama Buddhas Nirvana, zur Zeit des angeblichen zweiten Buddhistischen Concils) begonnen wird, aber im indischen Mittelreiche (majjima, im Sanskrit madhjama) spielt, und indische Könige, z. B. selbst Chan-ta-kut-ta (im Sanskr. K'andragupta), als birmanische aufzählt, muß man daher ganz unberücksichtigt lassen. Daß aber Pugan wol schon um das 7. Jahrh. bedeutend war, zeigen die schon aus dem 9. Jahrh. in seinen glänzenden Trümmern sich vorfindenden vielfachen Inschriften.

Der südöstliche Staat Hinterindiens, Cambodja, zahlte den Chinesen fort Tribut; nach 713 n. Chr. theilte er sich in einen See- und einen Landdistrict. Der König des gebirgigen Landdistricts führte den Titel Thsiei khiu; die Residenz des wasserreichen Seedistricts war Pho-lo-ti-pa. Von Cochinchina, welches seit seiner Befreiung von chinesischer Herrschaft (263 n. Chr.) in freundlichem Verkehr mit China blieb, wird bis zu dem großen Raubzuge des plünderungssgierigen chinesischen Kaisers der zweiten Songdynastie, Yangti, nichts Bedeutendes berichtet. Damals wurde die Residenz von Cochinchina geplündert und Tchentching (806 n. Chr.) die neue Residenz, wonach der frühere Name des Reiches, Linÿ, umgewandelt ward.

In Tongking waren zuerst die Chinesen Herren geblieben. Später (n. 700 n. Chr.) kam es unter Herrschaft der Pilokokönige von Taliju in der chinesischen Provinz Yünnan. Gegen 850 war es eine Zeit lang unter Oberhoheit des Königs von Nantschao, welcher Ngan nan (Annam) und dessen Hauptstadt Kiaotschi (Kecho) besetzt hatte, aber 866 kamen die Tongkinesen wieder unter die Chinesen [90]). Nach dem Sturze der Thangdynastie (907 n. Chr.) riß es sich von China's Supremat los. Es verfiel darauf in Anarchie und ward eine Beute einheimischer Usurpatoren, der Familie der Ting, welche durch Tributzahlung an China sich dessen Anerkennung verschaften, und den Titel Kung Vang (König vom zweiten Rang) führten.

Im westlichen Hinterindien scheinen die sich erhebenden birmanischen Fürsten zu bedeutenderem Ansehen um diese Zeit gelangt zu sein. Die Inschrift des mächtigen vorderindischen Kaisers aus dem Pâlageschlecht, Deva Pala Deva [91]), welcher wol um 900 regierte, zeigt uns diesen zwar als Herrn von Nepal, Hassa und Bhutan und andern Bergvölkern in dieser Gegend, aber selbst Kamarupa erscheint nicht mehr als seiner Oberhoheit unterworfen, und noch weniger die südlicher davon an der Ostseite des Brahmaputra gelegenen Länder. Ob hier schon birmanische oder Shanfürsten sich festgesetzt, oder die ältern vorderindischen Häuptlinge sich vom Mutterlande unabhängig erklärt hatten, läßt sich nicht entscheiden. In diese Zeit fällt der Glanzpunkt des birmanischen Reiches in Pugan, wie die schönen Tempel zeigen, welche aus ihr insbesondere herrühren. Sie sind alle Buddhistisch, aber mit Aufnahme des Brahmanischen Pantheon. Auch hier finden sich die

86) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1837. Nr. 188. 189. S. 1879, wo z. 5 für vor Chr. zu lesen ist nach Chr. 87) a. a. O. 88) Dasselbe habe ich auch schon a. a. O. ausgesprochen. 89) a. a. O. 1878.

90) Ritter, Asien. III, 734. 91) Vgl. oben S. 121. 122.

Grottenbauten der Buddhistischen Asketen. Um dieselbe Zeit blühte das Reich von Arakan und herrschte auch mehrfach über Ava. Diese Verhältnisse blieben bis 1061 n. Chr., als sich eine Tribus der Thum, aus dem obern Gebirgslande des Kaladynestromes, der Herrschaft von Arakan bemächtigte und dadurch fortgesetzte Kriege mit der birmanischen Dynastie von Ava herbeiführte.

Gegen das Ende des 11. Jahrh. trat die Blüthe des Cambodjareiches ein. Cochinchina ward von ihm eine Zeit lang erobert, und es verwandelte seinen frühern Namen Tchinla in Tchanla. Ebenso bemächtigte es sich des Staates von Thsan pan und Tongking. Damals galt ein Sprüchwort „reich wie Tchinla." Die Hauptstadt von diesem Cambodjareiche hatte 70 Li im Umfange, der Palast darin war überaus prachtvoll, die Felder sehr fruchtbar. Die Geschenke, welche die Gesandten nach China brachten, bestanden in Elefanten, Elfenbein, Jazpanholz, gelbem Wachs, Rhinocerushörnern, Ebenholz, gelbadrigem Holz, einem Räucherwerk, Edelsteinen und Pfauenfedern. Dafür erhielten sie kaiserliche Patente für den König, den chinesischen Kalender, seidene Stoffe ꝛc.

In Tongking tritt nach jener Periode der aus Anarchie hervorgegangenen Schwäche und Abhängigkeit von China und Cambodja, ein kriegerischer König, Li-ki-en-te, auf (1075 n. Chr.), welcher in einen Krieg mit China verflochten ward, und bis Kuangsi vordrang. Allein er wird zurückgedrängt, und chinesische Truppen verfolgen ihn und verheeren sein Land bis zum Sangka (Fu leang kiang). Nach vielen, fast ein Jahrhundert dauernden, Fehden kam es 1164 zum Frieden, in welchem Li ki ent so als König von Ngannan (Anam) anerkannt ward. Seine Herrschaft ging bald darauf auf ein anderes Tongkinggeschlecht, die Dynastie der Tchin, über. Um dieselbe Zeit regierte in Cochinchina (1166—1170) ein König Tseou yana, welcher, wol aus Eifersucht, gegen das durch den Handel so sehr blühende Cambodja, seinem Volke Handelsverkehr mit China zu eröffnen suchte, und als Mittelstation die Insel Haïnan wählte. Allein seine Handelsagenten wurden dort zurückgewiesen, und obwol er sich erbot, allen etwanigen Schaden zu ersetzen, wurde ihm als Frembling dennoch jeder Zugang zu China untersagt. Hierauf wandte er seinen Grimm gegen Cambodja, welches er angriff und verheerte. Allein es folgten nun Fehden zwischen beiden Staaten, welche bis zu Ende des 12. Jahrh. dauerten, und die theilweise Unterwerfung Cochinchina's unter Cambodja herbeiführten.

Im folgenden Jahrhundert verwüsteten die großen Mongolenzüge auch einen bedeutenden Theil Hinterindiens, ohne daß dies jedoch dem großen mongolisch-chinesischen Reiche unterworfen wurde. Bei dem allgemeinen Schrecken, der den Namen der Mongolen damals begleitete, unterwarf sich der junge König von Tongking, Tchin koua ping mit Namen, im J. 1277 dem mongolischen Gebieter von China. Als aber Khublai Khan die Tributzahlung auf jede drei Jahr in Gold, Silber, Elfenbein, Rhinocerushorn ꝛc. bestimmte, ihm ferner anbefahl, geschickte Mediciner, Astronomen, Muhammedanische Kaufleute, Schreibekünstler und eine Landkarte Tongkings nach China einzusenden und einen mongolischen Großen als kaiserlichen Commissair und Residenten (Talona) am Hofe von Tongking aufzunehmen, gerieth der König von Neuem in Schrecken. Er starb aber bald und sein Sohn und Nachfolger Tchin ge hiven hatte den Muth, sich einem Durchmarsche eines mongolischen Heeres zu widersetzen, welches zur Eroberung von Cochinchina bestimmt war. Nun wurden drei große Feldzüge der Mongolen gegen Tongking geführt, 1280, 1285, 1287. Allein ohne Glück. Indem die Mongolen zu rasch aus den Gebirgsdefileen vorrückten, wurde ihnen der Rückzug abgeschnitten. Die Hitze des, den Mongolen unerträglichen, Klima's und die Tapferkeit der Tongkinesen zwang sie jedes Mal mit bedeutendem Verluste zum Rückzuge. Die Chinesen und Mongolen baten den Kaiser, diese abenteuerlichen Züge in die Fremde aufzugeben, und der König von Tongking, obgleich Sieger, that sein Möglichstes, den Frieden herbeizuführen. Er behandelte die mongolischen Gefangenen und Kranken mit dem größten Wohlwollen und gelobte als Tribut dem chinesischen Kaiser eine Statue von Gold. Nach seinem Tode († 1290) und dem des Khublai Khan († 1294) wurde der Friede hergestellt, und dauerte bis zu Ende der Mongolendynastie (1368). Die Tongkingkönige wurden von China anerkannt, und schickten einen Tribut, welcher in geringen Geschenken bestand, an den chinesischen Hof. Damals hatte Tongking 13 Departements, mit 52 Städten vom ersten und 219 vom zweiten und dritten Range.

Auch in Cochinchina versuchte Khublai Khan mongolische Herrschaft zu begründen, aber ebenfalls vergeblich. Der damalige König von Cochinchina, Po-yeou pou la tcheou, hatte, sobald sich die Mongolen in China befestigt hatten, Tribut an Khublai Khan (1280) abgesandt. Seine Gesandten waren ehrenvoll aufgenommen. Aber dessen ungeachtet suchte Khublai Khan mongolische Tribunale und Gouvernementseinrichtungen in Cochinchina einzuführen. Er schickte 100 Gardisten in Tigerhäuten (ihrer Uniform) und 1000 mit Goldschilden dahin, um gute Mannszucht zu halten, und errichtete Inspectionen für die vier Meere daselbst. Seinen Zweck zu verfolgen wurde er insbesondere wol dadurch bestimmt, daß der letzte Sprößling der aus China vertriebenen Songdynastie nach Cochinchina geflohen war. Allein der junge König von Cochinchina wollte sich dieser Erniedrigung nicht unterwerfen. Es kam zum Kriege, in welchem die chinesische Flotte sich der Hauptstadt bemächtigte. Die Königspartei flüchtete sich in die Berge, befestigte sich dort, und ermordete, mit Gewalt oder List, die in das Land immer von Neuem eindringenden Mongolenheere. Mit dem Tode Khublai Khan's (1294) kehrte auch in Cochinchina der frühere Friedenszustand und das alte Tributverhältniß zu China zurück.

Aus dieser Zeit (1295—1297) ist uns die Schilderung Cambodja's, welches uns hier zum ersten Male unter diesem Namen (im Chinesischen Kan phu tchi) erscheint, durch einen dahin geschickten chinesischen Gesandten bewahrt [92]). Der Gesandte landete, zunächst von der

92) *Ab. Remusat*, Nouv. Mel. As. I, 100 sq.

Hauptstadt Cochinchina's kommend, an der Küstenprovinz in Cambodja, welche Tchha-nan heißt. Hier wechselte man die Barken und fuhr 10 Tage stromaufwärts (den Maekhaum) über eine Menge seichter Stellen. Alsdann erreichte man die Hauptstadt. Diese, wol wo jetzt Pontaipret oder Eauwek liegt, hatte gegen zwei Stunden im Umfange; fünf doppelte Thore, und ringsum Gräben, Wälle und große Brücken. Die große Brücke hatte auf jeder Seite 54 Idole von Stein, sehr große Statuen, Feldherren gleich, mit drohenden Mienen. Die Brückenbogen sind von Stein, figurirt, mit Schlangen, die neun Köpfe haben. Über den Stadtthoren sind große Buddhaköpfe in Stein gehauen, mit fünf Gesichtern, die nach Westen schauen (als nach Buddha's Stammland); das mittlere trägt eine Goldkrone. Zu beiden Seiten der Thore sind Elefantensculpturen. Auch die andern Städte haben Steingebäude und Steinmauern, auf deren Höhen man öfter regulair gepflanzte große Bäume wahrnimmt. In einer Gegend ist ein Goldthurm erbaut und umher 20 Steinthürme und über 100 Steinhäuser, alle nach Osten gekehrt. Auch eine Goldbrücke ist hier, mit goldenen Löwen, und das Palais des Königs ist voll Goldreichthum. Auch die Häuser der Prinzen und Mandarine sind groß und weitläufig, aber sie sind alle mit Stroh gedeckt. An einem See zeigt man einen liegenden Buddha, aus dessen Nabel eine Quelle hervorsprudelt. Der König des Landes trägt eine Krone von Gold, mit Perlen und Diamanten, die Hände und Füße voll Ringe und Opale; er geht baarfuß und seine Sohle ist roth gefärbt; nur er hat das Vorrecht, sein Haupt mit gestickten Tüchern zu umwinden. Die Mandarine seines Hofes waren, wie in China, in Classen getheilt; doch hatten sie andere Titel und Vorrechte, wie die Abzeichen goldener Palankine, ein, zwei oder vier goldener Sonnenschirme, oder silberner, solcher, die von chinesischer Seide gefertigt sind u. s. w. Sie sind dreierlei Religionen ergeben; die Yanki (? ob aus sanskrit. bandhja verderbt) oder die Buddhapriester, Tchoukou, deren Schrift auf Palmblättern, und die der Tao sse, welche hier Pa sse heißen. Das Volk ist häßlich, dunkelfarbig, doch gibt es unter den Frauen auch Schönheiten, hellfarbig, wie Jaspis (wie der chinesische Reisende sagt, in dessen Augen der Jaspis nicht so dunkel geschienen haben muß, wie er gewöhnlich aussieht). Der König hat fünf Frauen und 3—5000 Concubinen. Diese gehen nie aus und parfümiren sich mit Santal, Moschus u. s. w. Die Töchter der Reichen verheirathen sich schon im siebenten bis neunten Jahre, die der Ärmeren im eilften. Vor der Ehe findet, nach herkömmlichem Gebrauch, die Entweihung der Jungferschaft durch die Priester statt. Ihre Sitten sind roh. Zum Sklavendienst kaufen die Reichen sich 10, 20 bis gegen 200 Wilde aus den benachbarten Wüsten und Gebirgen. Diese Wilden nennt man Tsung (d. h. Hunde). Wenn man sie in die Stadt führt, wagen sie in kein Haus zu treten, und dürfen sich nur in den untern Theilen eines solchen sehen lassen. Ihre Herren nennen sie pato (Vater), ihre Gebieterinnen mi (Mutter), und unterwerfen sich ganz demüthig ihrer Bestrafung. Niemand vermischt sich mit ihnen; sie gelten für unrein. Den einmal Entlaufenen legt man eiserne Ringe um Hals und Arme. Die Sprache der Kanphutchi ist, nach dem Urtheile des Chinesen, verschieden von der ihrer Nachbarn, der Cochinchinesen und Siamesen (dies ist jedoch nicht ganz richtig). Der Cambodjastrom (maekhaun) durchzieht große Plainen voll dichter Waldungen. Diese, voll alter Baumstämme, Klettergewächse und dichter Gehege, sind für Menschen unzugänglich. Man höre daselbst nur das Geschrei von Vögeln und vierfüßigen Thieren. Hier und da zeigen sich lichte Stellen, wo Heerden weideten, aber kein Culturland. Das Land von hohen Gebirgen auf vier Seiten umgrenzt, sei voll Elefanten und Rhinocerosheerden, voll seltener Vögel und kostbarer Holzarten und reich an vielen Producten. In der nassen Jahreszeit, vom Mai bis October, schwellen alle Flüsse so an, daß das Wasser bis zu den Wipfeln der Bäume steigt, und die Einwohner sich auf die Berge flüchten müssen. In der trocknen dagegen, November bis April, werden die Flüsse so seicht, daß sie nur noch für kleine Barken fahrbar bleiben. Das Land wird ohne Pflug und Hacke und ohne Dünger bearbeitet. Die Aussaat gedeiht von selbst schon unter dem Wasser hervor. Das Land bestand aus 90 Districten, deren jeder einen Commandanten hat. Viele chinesische Schiffer und auch Deserteure befestten sich hier als Handelsleute und kamen leicht zu Gewinn." Diese Schilderung ungefähr macht der chinesische Reisende. Man erkennt daraus, daß die Cultur auf die Küstengegenden beschränkt gewesen zu sein scheint, hier aber den ganzen äußern Glanz entfaltete, welchen der Despotismus, indem er eine fremde Cultur — hier die chinesische und indisch-buddhistische — zu seinem Instrument benutzt, um das Volk in desto tiefere Unculture zu stürzen, wenn Lage und Umstände ihn einigermaßen begünstigen, für einige Zeit zu erringen und darzulegen vermag.

Die mongolischen Angriffe beschränkten sich nicht auf die Ostseite Hinterindiens, sondern sogar schon früher, als nach Osten, hatten sie sich auch auf das westliche und mittlere Hinterindien gerichtet. Der bedeutendste war der Zug Khublai Khan's gegen das birmanische Königreich Ava im J. 1272 n. Chr. Die Geschichte kennt noch einen frühern Einfall von chinesischer Seite ins birmanische Reich (1233), allein jener spätere durch Marco Polo bekannt, führte die Chinesen am weitesten nach Süden Das Königreich Ava (bei den Chinesen Mien) ward durch ihn an China tributpflichtig. Aus dieser Zeit soll noch die birmanische Provinz im Südwest von Ava bis heute ihren chinesischen Namen Taruk mau (d. h. chinesische Landzunge) haben. Eine birmanische Inschrift von Sagain erwähnt ebenfalls, daß einer der Birmanenherrscher im J. 1277 von einem chinesischen Heere besiegt sei. Auch in dieser Gegend scheinen bis zu Khublai Khan's Tode Fehden mit den Chinesen bestanden zu haben. Nach dessen Tode ward ein freundlicher Verkehr wieder hergestellt. Im J. 1297, berichten die chinesischen Annalen, habe der König von Ava, Tatiya, seinen Sohn mit Tribut (gewöhnlicher, im Chinesischen nichts bedeutender, Ausdruck bei Erzählung friedlichen Verkehrs mit

andern Völkern) nach China geschickt und sei freundlich aufgenommen.

In diesem Jahrhundert gingen auf der äußersten Südspitze Hinterindiens, sowie in der Nordwestgegend ebenfalls, bedeutende Veränderungen vor. Im Süden nämlich wanderten die Malaien ein. Denn alle neuern Untersuchungen führen zu dem Resultate, daß die Malaien, obgleich jetzt Hauptbevölkerung der von ihnen Tanah Malaya, Land der Malaien, genannten Halbinsel, doch hier nicht ursprünglich ihre Sitze hatten, sondern von Menangkabao, einem Distrikte in der Insel Sumatra, eingewandert sind [93]). Die Geschichte dieses Staates vor 1160 n. Chr. ist durch keine historischen Nachrichten zu ermitteln. Einheimische Sagen erkennen als ältern Sitz der Malaien von Hinterindien die Gegend des Flusses Malayo in Sumatra, welcher vom Maha-Meru (ganz sanskritisch) herab durch das Königreich Palembang fließt. Die Könige vom Palembang verbindet die Sage wieder mit Vorderindien, und zwar mit der Dynastie von Vig'ajanagara. So unhistorisch diese letztere Verbindung im Einzelnen ist, so zeigt doch die malaiische Sprache, in welcher, obgleich sie vom Sanskrit rein verschieden ist, 16 Theile reines Sanskrit sind (die Namen für Staat, Könige und andere Gegenstände höherer Ordnung), daß Sanskritvölker auf die Bildung des Malaienvolkes vom größten Einflusse waren. Wie nach Java und andern Inseln des indischen Archipelagus, Inder der höhern Classen, wahrscheinlich zuerst Buddhisten, gedrängt durch die in dem Vaterlande beginnenden Verfolgungen, später auch Anhänger des Brahmanischen Cultus auswanderten, so ohne Zweifel auch nach Sumatra. Diese Wanderungen mögen vom 5. bis 12. Jahrh. n. Chr. zu setzen sein, der Zeit der höchsten Blüthe der indischen Cultur. Nach allen ihren Colonien brachten die Inder die Resultate ihrer hohen Cultur, mischten sich mit der bildungsfähigen Bewohnerschaft dieser Inseln, unter welcher eben die Malaien die höchste Stellung einnahmen, und gründeten Staaten, welche für die Geschichte des Archipelagus von hoher Bedeutung wurden. Einer dieser Staaten war der von Menangkabao, dessen Macht einst wol ganz Sumatra umfaßte. Denn noch lange, nachdem sich schon andere Staaten auf den Trümmern derselben erhoben hatten, behauptete dennoch der Sultan, so genannt seitdem die Malaien zum Islam übergetreten waren, früher mit sanskritischem Titel Mahârâg'a, von Menangkabao eine nominelle Suprematie über die übrigen Fürsten von Sumatra. Der Unternehmungsgeist, die Tapferkeit und die insulare Lage der meisten dieser malaiischen Staaten machte aus ihnen Seemächte, und von dem Aufblühen ihrer Staaten bis zur Ankunft der Europäer in diesen Gewässern (etwa vom 12. bis zum 16. Jahrh.) scheinen sie in ihnen die Thalassokratie gehabt zu haben. Fast alle malaiischen Colonien im Archipelagus leiten sich direct oder indirect von diesem Staate Menangkabao ab.

Ihre älteste Colonisation auf der malaiischen Halbinsel setzen die Malaien ins J. 1160 n. Chr. Als Führer dieser Colonie nennen sie Çri-Touri-Bouwana; ihre erste Colonie war Singapura (im Sanskrit. Sinhapura, Löwenstadt) an der Südspitze der malaiischen Halbinsel. Diese Gegend hieß damals Oudjong Tanah. Land der Oudjong. Die Malaien hießen zum Unterschiede von den übrigen Bewohnern Orang de-bawah angin, Volk des Südens oder unter dem Winde, welcher letztere Name sich bei den persischen Autoren in der Übersetzung Zyrbad (unter dem Winde) erhalten hat. Um diese Zeit muß eine bedeutende Ersetion in diesen Gewässern stattgefunden haben. Denn in sie fällt auch (1159 n. Chr.) die Gründung des Reiches Padjedjaran in Java. Singapore wuchs schnell zu bedeutender Blüthe heran und erweckte die Eifersucht der mächtigen Fürsten von Madjapahit in Java. Der Gründer starb 1208. Sein Nachfolger Paduka Vikaram Wira (ganz sanskritischer Name) regierte bis 1223. Çri Rama Vikaram alsdann bis 1236. Çri-Maha Râg'a regierte bis 1248. Dessen Nachfolger, Śri Iskander Shah in den malaiischen Historien genannt, hatte vier Jahre gegen die ganze Macht des Reiches von Madjapahit zu kämpfen. Im J. 1252 sah er sich genöthigt, den Sitz des malaiischen Reiches mehr nach Norden zu verlegen, und gründete Malacca. Um dieselbe Zeit vollendete jenes javanesische Reich seine Eroberung des Königreiches Indradgiri in Sumatra.

Çri Iskander Shah regierte in Malacca bis 1274. Sein Nachfolger, Sultan Magat, regierte nur bis 1276 und war der letzte malaiische König, welcher der alten, von Hindustan überkommenen, Religion anhing. Dessen Sohn, Sultan Mahommed Shah, nahm den Islam an. Er benutzte seine lange Regierung, bis 1333, um seine Religion zu verbreiten, und erwarb sich dadurch eine große Berühmtheit. Seine Herrschaft war sehr ausgedehnt. In der malaiischen Halbinsel umfaßte sie Djehor, Patan, Kedak und Perak (ging also etwa vom ersten bis zum neunten Grad nördl. Br.); dann die nah gelegenen Inseln Langkawi und Buton und in Sumatra die Districte Campar und Aru. Er hatte ein Bündniß mit dem Könige von Arakan geschlossen und brachte seine Staaten zur höchsten Blüthe.

In dem 13. Jahrh. scheinen endlich die eigentlichen Asamesen, die Ahomdynastie (Asam wird nämlich im Lande selbst Ahom gesprochen), von Osten her eingewandert zu sein [94]). Sie gehören zur Shannnation. Die Sagen, welche Hamilton zukamen, lassen sie vor vielen Menschenaltern vom Himmel nach dem Berge Tschorai Korong, der südlich von der alten Residenz von Asam, Gargong, liegt, kommen. Als ihre Führer werden zwei Brüder genannt, Khunlai und Khuntai. Das eigentliche Asam soll damals unter 12 Häuptlinge getheilt gewesen sein. Khuntai soll im Ganzen nur ein Gefolge von 43 Personen mitgebracht haben, bestehend aus einem geistigen Führer (Deodhaing), zwei Danggariyas (Gefährten),

93) Vgl. außer Ritter und den bei ihm angeführten Werken auch Walckenaer, Le monde maritime (Par. 1819) I, 41.

94) Journ. of Bengal. 1837. Jan. p. 17; daselbst werden uns auch Hoffnungen auf zukünftige Mittheilungen aus den alten asamesischen Chroniken gemacht.

einem Dugara (Thürhüter), einem Dehinga (Koch), einem Laha (Ziegenhirt), einem Sandike (Wasserschöpfer) und 36 Hatimurijas (dieses bedeutet später Befehlshaber von 1000 Mann). Die vorgefundenen Häuptlinge sollen sich ihm gutwillig unterworfen haben. Von diesem stammt die Hauptlinie der Könige von Asam. Sein Bruder Khunlai gründete die Dynastie in Nora. Von Khuntai leitete sich Tschukapha ab, welcher in der von Hamilton mitgetheilten Liste sogleich auf ihn folgt, und ich weiß nicht, auf welche Autorität zum Zeitgenossen von Khublai Khan gemacht wird [95]). Die Sagen machen ihn zu einem großen Helden, der die von seinem Vorgänger gegründete Herrschaft ausdehnte und befestigte, und von seinen Vasallen als usuma (sankrit. asâma), Oberherr, anerkannt ward, woher das ganze Land seinen Namen erhielt. Von folgenden Königen theilt Hamilton Namen mit, allein keine Nachrichten. Erst nachdem sich die Muhammedaner in Vorderindien festgesetzt hatten, fangen historische und kriegerische Berührungen mit Asam wieder an. Der erste, welcher Asam den Muhammedanischen Waffen zu unterwerfen suchte, war Hosain Shah, König von Bengalen (im Anfange des 14. Jahrh.). Er fuhr mit Reiterei und Fußvolk auf Booten den Brahmaputra hinauf. Der König von Asam wagte im offenen Felde keinen Widerstand, sondern zog sich in die Berge zurück. So kehrte Hosain selbst siegreich zurück; allein sein in Asam zurückgelassenes Heer kam bei Beginn der Regenzeit in die schwierigste Lage. Die anschwellenden Wasser schnitten alle Verbindung unter ihm ab, und die aus ihren Bergen hervorbrechenden Asamesen, sowie die um diese Jahreszeiten in Asam entstehenden und für Fremde tödtlichen Epidemien, vernichteten es gänzlich. Ein ähnliches Schicksal hatte ein Heer von 100,000 Reitern, welches unter Mahomed Shah (1325—1351) gegen Asam gesendet wurde.

Aus dem 12. Jahrh. ist die erste, einigermaßen sichere, Nachricht über Siam. Was die siamesischen Annalen enthalten mögen, ist noch nicht bekannt. Damals war die Residenz des Reiches Siam in Lakontai nicht weit von der Grenze von Laos. Der Anfang der Geschichte ist die Einführung des Buddhismus (deren allgemeines Datum 638 n. Chr.). Der damalige König wurde Krek genannt. Von ihm an sollten bis 1824 60 Könige auf dem Throne gesessen haben. Aber in keinem Lande hat es wol eine so ungeregelte Thronfolge und einen so häufigen Dynastienwechsel gegeben, als in Siam, und dadurch mußte die Führung der Reichsannalen nur sehr erschwert werden. Im J. 1350 wurde die Regierung nach der neugegründeten Capitale Puthia (wol das sanskritische Ajodhja) verlegt.

Im Birmanenreiche war gegen 1300 die Dynastie von Panya zur höchsten Blüthe gelangt; im J. 1356 zerstörte ein König aus ihrem Geschlechte die frühere Residenz Pugan. Neben ihr erhob sich von 1322 an eine neue, die vierte birmanische, Dynastie zu Sagaing. Sie blühte jedoch nur kurze Zeit. Im J. 1364 wurde Sagaing und Panya zerstört, und die fünfte birmanische Dynastie folgte nun mit ihrer Residenz in Ava. Wir können wol im Ganzen hieraus schließen, daß bis dahin sehr häufige Fehden kleinerer Dynastien in dem birmanischen Reiche stattfanden, welche sich gegenseitig unterjochten. Neben Ava bestand schon um diese Zeit das Reich Pegu in Blüthe. Die Könige der Birmanen hatten damals auch stete Kämpfe mit den damaligen Herrschern von Arakan, von denen manche von ihnen vertrieben wurden, und in Bengalen Schutz und Hilfe fanden, durch welche sie sich ihres Reiches wieder bemächtigten. So König Ju mu wai (von 1306—1330). Dieser verlegte, nachdem er zurückgekehrt war, die Residenz von Chambolao nach dem heutigen Arakan, und zahlte Tribut an Hindustan.

Im Osten von Hinterindien blieben die Königreiche Tongking, Cochinchina und Cambodja mit China, wie unter der Mongolendynastie, so auch im Beginn der Mingdynastie (1368) in freundschaftlichem, tributpflichtigem Verhältnisse. In dieses trat auch Siam. Alle diese Staaten sandten Tribut nach China, und erhielten dagegen chinesische Kalender. Die Streitigkeiten zwischen Tongking und Cochinchina suchten die chinesischen Kaiser friedlich zu vermitteln. Der Zustand in Tongking wurde aber gegen 1400 durch Li ki li, welcher fast das ganze Geschlecht der einheimischen Tchindynastie ermordete, vollständig geändert. Er machte sich zum Herrscher von Tongking, und nur zweien aus dem Stamme der Tchin gelang es, seinen Verfolgungen zu entkommen und in China und dem Königreiche Laos Hilfe und Beistand gegen den Usurpator zu erhalten. Allein ehe noch dieser Beistand denselben stürzte, starben sie. Das chinesische Hilfsheer drang auf zwei Straßen, von Yünnan und Kuangsi aus, unter den Generalen Tchangpu und Mouchin durch die Grenzpäße und Gebirgsstraßen 1406 in Tongking ein, besiegte die Rebellen und stellte schon 1407 den Frieden in Tongking wieder her. Da aber Niemand aus der legitimen, der Tchindynastie, existirte, so wurde Tongking in eine chinesische Provinz verwandelt, und erhielt Tchangpu als Generalgouverneur. Tongking wurde zugleich mit den chinesischen Institutionen versehen, mit seinen Tribunälen, Mandarinen, Gouverneuren von drei Classen, Einnehmern, Truppen, Commandeuren, Festungscommandanten, Intendanten der Heerstraßen, Flotten und des Handels; 7000 Tongkinesen wurden an den chinesischen Hof gesandt, um dort chinesische Bildung zu erhalten und sie in ihr Vaterland zurückzubringen. Der Kaiser von China überfüllte Tongking mit Wohlthaten, pensionirte die Witwen und Waisen, machte den Soldaten reiche Geschenke, belohnte die treuen Anhänger, welche sich vor den Rebellen in das Gebirgsland gegen Westen zurückgezogen hatten, und ehrte die Grabmäler der Tchin. Im J. 1409 reichte der Gouverneur von Tongking eine Landkarte und Statistik seines Gouvernements in China ein. Nach letzterer enthielt diese Provinz damals gegen 19,000,000 Einwohner, also beiweitem mehr, als jetzt das ganze Reich von Anam, von welchem sie kaum den dritten Theil bildet. Aber die Milde und

95) a. a. O.

das Wohlwollen der chinesischen Regierung konnte die tapfern Tongkinesen dennoch nicht mit dem Verluste ihrer Unabhängigkeit versöhnen. Unruhen und Rebellionen traten allenthalben hervor, und die Rebellen wurden von den Nachbarstaaten Cochinchina und Laos, welche die chinesische Macht sich nicht so nahe wünschten, auf jede Weise unterstützt. Schon gegen 1450 wußte Li ti, unter dem Scheine eines Sprößlings aus der Dynastie der Tchin, sich die Souverainität zu verschaffen. Er errichtete zwei Residenzen, deren eine Kiaotcheou er Tongking, das heißt die Ostresidenz, nannte, woher dieses Reich, früher Nannan (Anam), den Namen Tongking erhielt. Ein Nachfolger von ihm, Lybao, ein kriegerischer Fürst, machte sich allen seinen Nachbarn furchtbar. Cochinchina, welches seit der Mingdynastie in fortdauernd gutem Einverständniß mit China geblieben war, und dessen König Itatafa (1373) sich durch Besiegung der Piraten Verdienste um den Handel in diesen Gewässern erworben hatte, lag in steten Fehden mit Tonking. Unter Lybao wurden sie 1471 durch eine entscheidende Schlacht zum Nachtheile der Cochinchinesen entschieden. Das Haus der Könige von Cochinchina wurde ausgerottet, und dieses Königreich hörte auf, selbständig zu sein. Erst im vergangenen Jahrhunderte trat es wieder selbständig in die Geschichte Hinterindiens. Auch das Reich von Laos wurde von Lybao besiegt und seine Könige verjagt. Das Reich von Tongking erreichte damals seine höchste Blüthe.

Im engsten Verbande mit China war seit der Ming-Dynastie (1368) das Reich von Cambodja. Chinesische Mandarine residirten daselbst, welche die nach oder in Cambodja reisenden oder wandernden Chinesen inspicirten. Diejenigen von diesen, deren Reisepässe nicht von den chinesischen Mandarinen visirt waren, oder sonst falsch befunden wurden, wurden auf Befehl des Königs von Cambodja arretirt und in Ketten geworfen. Dies geschah wol vorzüglich, weil sie aus der in China besiegten Partei der Mongholen bestanden. Für diese Nachgiebigkeit wurden die Könige von Cambodja mit großen Geschenken belohnt; unter diesen werden 19,000 Schalen von Porzellan genannt. Der König von Cambodja sandte dagegen einen Tribut nach China, in 59 Elefanten und 60,000 Pfund Parfüms bestehend. Dafür erhielt er ein Patent. Bis 1435 wurde der Tribut regelmäßig gesendet. Das Ansehen der Chinesen in Cambodja wuchs dabei so sehr, daß der Eingeborene, welcher einen Chinesen tödtete, stets mit dem Tode bestraft werden mußte, wogegen ein Chinese, welcher einen Eingeborenen tödtete, diesen Mord mit Geld lösen konnte, oder, wenn ihm dies fehlte, als Sklave verkauft wurde. Von 1435 an hemmten die Feindseligkeiten der Cochinchinesen den Verkehr und die regelmäßigen Tributsendungen nach China. Der nächste Einfluß des Sturzes des cochinchinesischen Reiches (1471) auf die Stellung von Cambodja ist uns bei dem bisherigen Mangel an Geschichtsquellen unbekannt.

Im Königreiche Malacca folgte 1333 Sultan Mohammed Shah, der jedoch nach kurzer Regierung vom Könige von Arakan ermordet ward. Sein Nachfolger, Sultan Mozafer Shah (1334—1374), war einer der weisesten Fürsten im Malaienreiche. Er ließ ein Gesetzbuch ausarbeiten, welches noch jetzt als Rechtsbasis gilt. So bedeutend Malacca damals auch war, so war es doch erst die dritte Stadt in diesen Gegenden. Für die mächtigste galt damals die Capitale der Dynastie Madjavahit in Java, für die zweite Pasé in Sumatra. Gegen 1340 erregte die stets wachsende Macht von Malacca die Eifersucht des Königs von Siam. Zweimal überzog er das Land mit Krieg und belagerte Malacca selbst. Allein er wurde besiegt. Der Sohn von Mozafer, Sultan Mansour Shah, vermehrte das Reich durch die Heirath einer Prinzessin, welche ihm das Königreich Indradgiri in Sumatra als Mitgift einbrachte. In seiner langen Regierung von 1374—1447 führte er Kriege mit mehren Nachbar- und Inselstaaten. Sein Nachfolger, Ala-Wa-Eddin, regierte bis 1477; allein unter ihm scheint das Reich von Malacca auf einige Zeit in die Hände des damals sehr mächtigen Siam gekommen zu sein.

Siam war um dieselbe Zeit auch in steten Kriegen mit dem ebenfalls sehr blühenden Pegu. Früher hatten beide Staaten zu Wasser und zu Lande freundschaftlichen Verkehr gehabt. Allein gegen die Mitte des 15. Jahrh. hatte ein Schiff von Pegu einen Raub an dem Idol des Gottes Samsay in Yuthia begangen, welches von den siamesischen Priestern schlecht bewacht ward. Darauf folgte Miswachs in Siam. Vergeblich foderte der König von Siam das Idol zurück. Der König von Pegu behauptete, das Bild habe die Irreligiosen von Siam freiwillig verlassen, und seine Zuflucht zu der frommen Priesterschaft von Pegu genommen. Darüber entbrannten Kriege zwischen beiden Nachbarstaaten, welche in jährlichen Überfällen und wechselseitiger Verheerung ihrer Staaten bestanden. Beide Königreiche wurden dadurch sehr geschwächt.

Von den westlichen und nordwestlichen Gegenden Hinterindiens ist aus dieser Zeit nichts zu berichten. Zwischen Ava und Arakan, sowie Arakan und Hindustan, scheinen friedliche und feindliche Verhältnisse ohne bedeutenden Belang gewechselt zu haben.

Als die Portugiesen zehn Jahre nach der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung (1498) zuerst in den hinterindischen Gewässern erschienen, regierte in Malacca Sultan Mahmud Schah (seit 1477). Er hatte von den Schandthaten der Portugiesen gehört, welche die europäische Sitte des Handelszwangs und bewaffneten Handels, welcher aus dem Charakter des europäischen Mittelalters sich entwickelt und die ältere friedliche Handelsform zerstört hatte, auch nach dem Orient übertrugen; er beschloß daher, durch Nachstellungen diese Fremden, welche 1508 unter Anführung des Diego Lopez di Sequeira mit einer Flotte vor Malacca erschienen, von sich zu entfernen. Die List gelang nur theilweise. Der Commandeur der Flotte entkam, jedoch nicht ohne Verlust. Dies reizte die Portugiesen zur Rache, welche jedoch um einige Jahre verschoben ward. In der Zwischenzeit hatte Malacca Angriffe von Seiten der Siamesen auszuhalten, welche aber siegreich zurückgeschlagen wurden. Nicht so glücklich war

es gegen die Portugiesen, welche am 1. Jul. 1511 unter Alphonso Albuquerque mit 19 Schiffen und 1400 Mann vor Malacca erschienen. Mahmud hatte den König von Pahang zu Hilfe gerufen, und vertheidigte Malacca mit 30,000 Mann. Den ersten Foderungen Albuquerque's genügte Mahmud; dies bewegte jenen aber nur, sie noch höher zu spannen. Er foderte zuletzt Bezahlung der Kriegskosten und Land, um eine Feste anzulegen. Dieses verweigerte Mahmud; nun kam es zum Kampfe, in welchem europäischer Muth und Kriegskunst in kurzer Zeit den Sieg über die asiatische Menge davon trug. Der König Mahmud zog sich nach dem Süden der malaiischen Halbinsel zurück, wo er Djeor zu seiner Residenz machte. Die Portugiesen befestigten sich in Malacca. Die Beute, welche sie hier machten, war ungeheuer. Das Ansehen der Portugiesen in diesen Gewässern erhob sich schnell zu seiner höchsten Stufe. Ihre Colonisationsplane waren jedoch stets mehr auf die Gewürzinseln gerichtet, sodaß Hinterindien, wenngleich dadurch, daß der Handel in diesen Gewässern von den Portugiesen usurpirt ward, in seiner Blüthe gestört, doch in Beziehung auf seine Unabhängigkeit im Allgemeinen nicht gefährdet ward. Die vielfach an den Küsten gestifteten Missionen beginnen sogleich im Anfange des 16. Jahrh. Allein bedeutenderen Fortgang hatten sie erst im folgenden Jahrhunderte von 1624 an, wo Pater de Rhodes an die Spitze des Missionswesens in Tongking und Cochinchina trat. Die Jesuiten, welche sie leiteten, mischten sich mehrfach auch in die politischen Händel. Allein weder in religiöser noch in politischer Beziehung konnten sie sich eines, längere Zeit dauernden, Erfolges rühmen. Sehr häufig wurden sie verjagt, wo sie sich alsdann nach Macao zurückzogen, von wo sie in kurzer Zeit wieder in das Reich Tongking zurückkehrten. In den übrigen Theilen Hinterindiens waren ihre Bemühungen noch von geringerem Erfolge, obgleich sich eine gute Gelegenheit dazu darbot. Die gegenseitige Schwächung der Siamesen und Peguer hatte nämlich die letzteren bewogen, ihre Zuflucht zu den tapfern Portugiesen zu nehmen. Diese setzten sich dadurch in Pegu fest, hielten die Macht dieses Reiches einige Zeit durch ihre Tapferkeit aufrecht, erregten aber durch ihren Übermuth, ihre Anmaßungen und Grausamkeit einen solchen Haß der Eingeborenen gegen sich, daß sie plötzlich von diesen überfallen, theils ermordet, theils aus dem Lande gejagt wurden.

Mit Siam traten die Portugiesen nach der Eroberung von Malacca in Verbindung. Im J. 1522 stand dieses auf der höchsten Stufe seiner Macht. Damals war von den Malaien in Tanasserim ein portugiesischer Commandeur, Domingos di Seiras, gefangen genommen und nach Siam als Gefangener geschickt. Dort erhob er sich in die Gunst des Königs und zum Feldherrn von Siam. Dieses beherrschte den größten Theil des östlichen Theiles von Hinterindien sammt Pegu, den größten Theil der Südspitze von Hinterindien und selbst Arakan. Im Innern war es jedoch mehr von wilden Thieren, als von Menschen bewohnt. Die Völker von Laos waren wenigstens nominell unterworfen. Allein in Siam folgten sich Revolutionen auf Revolutionen, welche die Zustände schnell veränderten. Im J. 1567 überfielen die Birmanen von Ava Siam, und behaupteten sich in dessen Besitz bis 1596. Um dieselbe Zeit ungefähr, oder wol schon 1560, fielen die barbarischen Laos unter Anführung portugiesischer Missionaire in das damals noch blühende Reich Cambodja ein. Zehnjährige Kriege und Verwüstung vernichteten diese Blüthe vollständig. Endlich gelang es einem übriggebliebenen Sprößlinge des Königshauses mit Hilfe eines Portugiesen, Jacopo Velosio, die Barbaren wieder zu vernichten und die alte friedliche Verbindung mit China wieder herzustellen. Allein die Größe von Cambodja war seit dieser Zeit dahin.

Sowie hier die Portugiesen nur Zerstörung hervorriefen, ohne etwas Neues, Dauerndes zu gründen, so allenthalben, wo sie einigermaßen Eingang fanden. Wenn man gleich nicht behaupten kann, daß sie allein der Grund waren, der die Blüthe, in welcher sich die Küstengegenden Hinterindiens und die Inseln bis auf ihre Ankunft befanden, vernichtete, so ist es doch keinem Zweifel unterworfen, daß ihre Einmischung vorzüglich dazu beitrug, die desolaten Zustände hervorzurufen, welche seit etwa 1500 in ganz Hinterindien um sich greifen und bis 1600 stets im Zunehmen begriffen gewesen zu sein scheinen. In diesem Jahrhunderte waren die Vorderindien nächstgelegenen Länder Hinterindiens, wie Dschittagong und Tiperah, auf einige Zeit den afghanischen Herrschern von Delhy (die von 1450—1526 herrschten) unterworfen. Während der Zeit der Mongolenkämpfe (von 1526 an) fielen sie jedoch wieder an die Buddhistischen Könige von Arakan, zu deren Reich auch Dschittagong in den Annalen des Kaisers Akbar gerechnet wird (gegen 1600). Damals herrschte in diesen Gegenden nach derselben Quelle weder Islam noch Hindulaube. Brüder und Schwestern konnten sich unter einander verehelichen; nur Mutter und Sohn nicht. Den Priestern, welche Walli hießen, ward unbedingter Gehorsam gezollt. Die Weiber erschienen bei Hofe als Gewaffnete und führten das Regiment; die Männer führten den Haushalt. Im J. 1618 wurde Dschittagong von Portugiesen zum ersten Male besucht. Der König von Arakan suchte sie dort anzusiedeln, um durch sie und Mugs Einfälle in Bengalen zu machen, wobei es vorzüglich auf Sklavenfang abgesehen war. Im J. 1638, zur Zeit des Schah Jehan, ging ein Mughäuptling von Dschittagong, der mit dem Könige von Arakan verfeindet war, zum Großmoghul über und trat unter dessen Schutz. Allein diese Oberherrschaft blieb damals noch nominell. Erst unter seinem mächtigen Nachfolger wurde bei Gelegenheit der über Sujah's Aufnahme [96]) entstandenen Kriege diese Provinz vollständig unterworfen, und verblieb den Muhammedanern, bis sie 1760 den Engländern unterworfen ward. Seit 1690 entstanden in Arakan innere Unruhen zwischen den Prinzen, welche dieses Reich immer mehr schwächten.

In dem erwähnten Jahre 1638 hatten auch die Assamesen, gereizt durch die früheren Angriffe der Herrscher von Hindustan, einen Einfall in Bengalen gewagt, allein

96) Vgl. S. 140.

sie wurden zurückgeschlagen und verloren momentan einige ihrer Grenzprovinzen. Unter Aurengzeb versuchte dessen Vezier Mir Jumla die vollständige Unterjochung von Assam. Ein ungeheures Heer rückte von Gutch Bahar aus gegen Assam vor. Gegen das grobe Geschütz und die furchtbare Schlachtordnung der Muhammedaner konnten die Assamesen nicht ausdauern. Städte und Festungen fielen rasch in die Hände der Sieger. So kam das Heer, fast ohne Widerstand zu finden, nach Ghergong, der Hauptstadt von Assam. Der Zweck der Expedition schien erreicht, und es wurden alle Anstalten zur Provinzialeinrichtung von Assam getroffen. Allein die Assamesen hatten sich in die Berge zurückgezogen. Von dort umschwärmten sie die Positionen der Muhammedaner, schnitten ihnen Lebensmittel ab und unterbrachen ihre Verbindungen. Dieses Ungemach wurde durch den Eintritt der Regenzeit noch erhöht. Krankheiten brachen ein, und in kurzer Zeit sah sich das Heer zum Rückzuge gezwungen. Auf diesem wurde der allergrößte Theil desselben vernichtet. Bei dieser Gelegenheit gingen auch die schon früher erworbenen Grenzprovinzen von Assam wieder verloren. Mir Jumlah selbst kam in Folge der ausbrechenden Krankheiten um. Dem damaligen Könige von Assam geben die Berichte schon einen sanskritischen Namen (Raja dhvag'a Sinha (Djedjedj Sing); allein die einheimische Liste der Könige, der Nachfolger von Khuntai, scheint ihn noch mit einheimischem Namen Tchukun zu nennen. Bis dahin hatte die Brahmanische Religion noch keinen bedeutenderen Eingang in Assam gefunden. Aber schon unter dessen Sohn wurde der Brahmanische Cultus als Staatsreligion eingeführt und zwar, wie es scheint, durch eine weibliche Intrigue. Seine Mutter war nämlich eine Hindu-Concubine. Diese Umwandlung war für Assam vom allerbedeutendsten Einfluß. Die Assamesen, bis dahin tapfer und kriegerisch, verwandelten sich in eine feige, heuchlerische Nation. Die Regierung, welche bis dahin einen einfachen, geraden Gang genommen hatte, wurde durch Intriguen immer verwirrter und ungeordneter. Die einheimische Sprache der Assamesen wich nach und nach der bengalischen, welche von den zu immer größerer Bedeutung heranwachsenden Brahmanen und andern Hinduern eingeführt und Hof- und Staatssprache ward. Diese brachten auch die damalige hindustanische Civilisation nach Assam. Der erste Brahmanische König von Assam nannte sich Gadadhar Singha. Schon unter seinen Söhnen brachen Unruhen aus. Der älteste, Kana, wurde entsetzt und geblendet; von dem jüngsten, Rudra, existiren die ersten assamesischen Münzen, deren älteste 1695 nach Chr., die jüngsten 1712 geschlagen sind. Unter ihm entstanden Streitigkeiten unter denen, welche für Brahmanen in Assam galten. Diese führten zu genauer Untersuchung der Rechtstitel von allen, und viele wurden von dieser Kaste ausgeschlossen. Der König selbst ließ sich einen Brahmanen aus Vardhamana in Bengalen kommen; dieser brachte ein Gefolge mit. Die assamesische Jugend wurde nach Nuddia, nördlich von Calcutta, zur Erziehung in eine Hinduanstalt gesandt.

Die Verhältnisse zwischen Pegu und Siam waren auch im 17. Jahrh. feindlich geblieben. Gegen die Mitte desselben waren die Siamesen in ihrem Feldzuge gegen Pegu so glücklich gewesen, daß sie alle Länder südlich von Martaban, welche damals tributpflichtig an Pegu waren, eroberten. Dieses Unglück bewog die Peguer, die Hilfe der Birmanen (wahrscheinlich der Könige von Ava) in Anspruch zu nehmen. Die vereinten Flotten und Heere beider Staaten besiegten auch die Siamesen; allein es folgten nun Streitigkeiten zwischen Ava und Pegu. Die Birmanen tödteten den König von Pegu, vernichteten dessen Macht und zerstörten die beiden Hauptstädte Pegu und Martaban. Die Schiffe wurden in der Mündung des Martabanstromes versenkt, um diesen unzugänglich für die siamesische Flotte zu machen. So blieb der Zustand bis zum Jahre 1709.

In diesem Jahrhunderte ward die Macht der Portugiesen in diesen Gewässern gänzlich gebrochen. Ihre Besitzungen geriethen zum größten Theil in die Hände der Holländer, so auch Malacca im J. 1641, wobei diese letzteren von den malaiischen Königen von Djehor und andern kleinen Districten unterstützt wurden, diese aber alsdann durch ihre Handelsmonopole und andere Arten von Bedrückungen in demselben rohen und uncultivirten Zustande erhielten, in welchem sie sie vorfanden.

In Siam, welches seit 1596 die Birmanenherrschaft wieder abgeschüttelt hatte, hatten die Portugiesen bedeutenden Einfluß gewonnen. Ein volles Jahrhundert war der Siamhandel in ihren Händen gewesen. Die Vicekönige von Goa, die Gouverneure von Malacca, die portugiesischen Geschäftsträger und Bischöfe waren am siamesischen Hofe stets ehrenvoll empfangen und reich beschenkt. Die Portugiesen hatten freien Handel und freie Religionsübung im Lande, und siedelten sich vielfach im Lande an. Aber auch hier mußten sie den Holländern weichen. Als sie deren Handel mit Siam durch Kapereien zu zerstören suchten, ergriff der König von Siam (1624) die Partei der Holländer. Es wurde Beschlag auf die portugiesischen Schiffe gelegt. Die Spanier erklärten nun dem Könige von Siam den Krieg. Dies hatte den Einfluß, daß die Portugiesen den freien Zutritt zum Palast und zur Residenz verloren, den sie früher besessen hatten. Ihre Ansiedelung sank in Armuth; neue Portugiesen blieben aus und die alten vermischten sich mit den Eingeborenen. So sanken sie zu der verachteten Classe der katholischen Christen herab, welche seit der Zeit bis jetzt als Dolmetscher, Unterhändler, Spione u. s. w. dienen. Ihre Vorrechte erhielten die Holländer; sie durften in der Hauptstadt ein Waarenhaus errichten, setzten ihre eingeführten Waaren dort ab und führten die siamesischen Producte aus, insbesondere nach ihren Handelspunkten in den dortigen Gewässern, wodurch Siam zu einer bedeutenden Mittelstation für ihren Verkehr ward. Im J. 1627 setzte eine Revolution eine neue Dynastie auf den Thron. Unter des Usurpators Sohn, der ein ausgezeichneter Fürst war, gelang es einem griechischen Abenteurer, Constantin Phaulkon, dem Sohne eines Gastwirths aus Cephalonien, der mit einem englischen Schiffe als Quartiermeister nach Siam gekommen und in siamesische Dienste getreten

war, sich zum ersten Minister, Prahklang, empor zu schwingen. Er faßte den kühnen Entschluß, unterstützt von den Jesuiten, welche ihn zum Katholicismus convertirt hatten, sich durch Hilfe europäischer Verbindungen zum Herrscher von Siam zu machen. Zu diesem Zwecke bewog er den König, eine Gesandtschaft an den Hof Ludwig's XIV. zu senden (1684). Diese wurde durch zwei französische (1685—1688) erwidert. Eine französische Flotte mit 500 Mann erschien zugleich, welcher der Hafen Bangkok übergeben ward, um dort zu garnisoniren und Festungswerke einzurichten. Der Plan der Jesuiten und Phaulkon's war, sobald der König, der an der Wassersucht krank darnieder lag, gestorben sei, den rechtmäßigen Nachfolger zu ermorden, und einen schwachen Adoptivsohn des Königs an seine Stelle zu setzen; dann sollte Phaulkon selbst den Thron besteigen. Dieser Plan wurde verrathen, der Abenteurer mit seinem Anhange ermordet. Die französischen Truppen mußten fliehen. Die Jesuiten-Patres wurden als Gefangene zurückgehalten, und viele Mitschuldige und Verdächtige von den königlichen Prinzen mit Knütteln (jedoch aus Sandelholz, aus Etikette wegen ihrer Abstammung) zu Tode gepritgelt. Der König starb vor Verdruß und sein General benutzte die allgemeine Verwirrung, um sich der Herrschaft zu bemächtigen (1689). Der Verdacht gegen die Europäer nöthigte auch die Engländer, damals ihre Factorei in Yuthia aufzugeben. Nur die Holländer blieben ungestört und ihre Handelsloge gelangte seit 1690 zur höchsten Blüthe.

In Laos herrschten damals einheimische Könige, von denen man jedoch nicht viel mehr weiß, als daß sie in beständigen Kriegen mit ihren Nachbarn, Siam und Cambodja insbesondere, lebten. Im J. 1640 ward ihre Hauptstadt Chiamay, 70 Lieues nördlich von der Grenze von Siam, vom Könige dieses Landes zerstört, später aber (noch vor 1670) ward sie vom Könige von Ava, der sich damals schon Pegu unterworfen hatte, wieder hergestellt.

Von Cambodja's Schicksalen in diesem Jahrhunderte ist uns nichts bekannt; Cochinchina blieb unter der Oberherrschaft der tongkinesischen Könige, allen Qualen eines rohen Despotismus ausgesetzt, den seine ihm dem Namen nach gebliebenen, einheimischen Könige keinen Widerstand entgegenzusetzen wagten. Für Tongking wurden 1683 die Grenzen nach China zu vom chinesischen Kaiser Khangbi fixirt.

Im 18. Jahrh. herrschten in Assam Frauen, drei des Siwa Singha, welcher der Nachfolger von Rudra eigentlich war, aber zu Gunsten seiner Frauen resignirte, um einer Prophezeiung zu entgehen, welche ihm nur eine kurze Regierung vorhersagte. Er übte gar keine Regierungsgewalt, sondern, wenn eine seiner Frauen starb, wurde er nur auf den Thron gesetzt, um eine andere zu heirathen, zu deren Bestem er sogleich die Regierung resignirte. So herrschten drei Frauen von ihm, die letzte, wie Münzen zeigen, noch 1743. Auf ihn folgte sein jüngerer Bruder, Pramatta, 1744. Pramatta's Nachfolger (1749—1769) neigte sich zu den Sitten der Moslems. Ihm folgte sein Bruder Lakshmi, unter welchem das assamesische Reich schnell seinem Verfalle entgegenging. Er gerieth in Streit mit der geistlichen Macht, und dieses führte einen Aufruhr des niedern Volkes herbei, den er nur mit Mühe dämpfen konnte. Ihm folgte sein Sohn Gaurinath, dessen Münzen von 1780—1794 gehen. Er war zu schwach, um sich gegen die aufrührischen Bewegungen zu halten. Der geistliche Führer derselben jagte ihn vom Throne und setzte einen seiner Neffen (1792) darauf. Gaurinath flüchtete zu den Engländern, und diese führten ihn 1793 wieder zurück. Während der Empörung der Menge, an deren Spitze Mahamari stand, waren die bedeutendsten Assamesen auf eine Insel im Brahmaputra geflüchtet. Unter ihnen erhob sich einer, Namens Bura Gohaing, ein Mann von höchst bedeutenden Talenten, welcher nach Abzug der Engländer sich des Königs annahm, die Rebellen unterdrückte, aber sich auch der ganzen Staatsgewalt bemächtigte. Nach Gaurinatha's Tode erhob er einen Knaben, dessen Rechtmäßigkeit zweifelhaft war, auf den Thron und regierte in dessen Namen. Dieser starb aber noch als Knabe 1810, und Bura Gohaing, durch Verschwörungen, welche er auf das Blutdürstigste bestrafte, stets in Gefahr, erhob dessen Bruder auf den Thron.

Das Reich von Pegu muß sich nach 1709 wieder von dem Joche der Birmanen befreit haben. Es scheint sogar zu bedeutender Macht wieder emporgestiegen zu sein. Denn die Peguer führten siegreiche Kriege mit den birmanischen Herrschern von Ava, und führten deren König 1733 gefangen nach Pegu. Seit dieser Zeit schmachtete das ehemalige Reich von Ava unter dem Joche der Peguer gegen 20 Jahre. Da erhob ein birmanischer Bauer aus Mokshobo (zu sprechen Montzabo) die Fahne des Aufruhrs. Er sammelte eine Schar Anhänger, verjagte die Peguer und bestieg den Thron unter dem Namen Alaongh'hura, d. h. zum Buddha bestimmt, gewöhnlich Alompra geschrieben. Er war schlau, ehrgezig, tapfer und glücklich, im Cabinet und auf dem Schlachtfelde ausgezeichnet. Kaum in seinem Reiche befestigt, wandte er seine Waffen gegen seine Nachbarstaaten. Pegu ward 1757 erobert und zerstört; sein Gebiet mit dem birmanischen Reiche vereinigt. Er eroberte auch Martaban, Tavoy und Tanasserim, und führte einen glücklichen Krieg mit Siam, dessen König er gefangen nahm. Er starb 1761. In seinem Testamente bestimmte er, daß seine sieben Söhne einer nach dem andern regieren sollten, wodurch er den Grund zu vielen Unruhen legte. Schon sein Nachfolger regierte unter beständigen Revolutionen. Dessen Bruder regierte von 1764—1776; er hieß Chang p'hra chang (zu sprechen Seng p'hya shen, d. h. König des weißen Elefanten). Er war wieder sehr kriegerisch. Er verwüstete Munipur 1774 und führte eine Menge Gefangene von da weg. Auch gegen Siam führte er glückliche Kriege und eroberte dessen Hauptstadt, ohne jedoch besondere Vorkehrungen zur Behauptung dieses Reiches zu machen. Allein das ganze Königshaus, dessen Dynastie seit 1690 auf dem Throne gesessen hatte, ward theils ermordet, theils gefangen weggeführt. Daher erhob sich, sobald das Birmanenheer zurückgezogen war, ein

Chinese, Sohn eines reichen Kaufmanns, welcher sich beim Anfange des Birmaneneinfalls nach Tschen ta ban zurückgezogen und durch seine Wohlthaten eine große Menge Menschen an sich gefesselt hatte; er stellte sich an die Spitze einer Insurrection, vertrieb die noch zurückgebliebenen Birmanen, vernichtete ihre Partei und bemächtigte sich des vacanten Thrones unter dem Namen Phiatak, und legte Bangkok als neue Hauptstadt an. Dieser Usurpator war tapfer, klug, verständig, stand dem Volke in seiner Noth bei, hielt sich gegen die Prätensionen eines siamesischen Prinzen, welcher den Thron kraft Erbfolge in Anspruch nahm, und schlug einen neuen Einfall der Birmanen (1771) glücklich zurück.

Der König der Birmanen machte sich auch Süd-Laos tributpflichtig. Im J. 1765 brach auch ein Krieg mit China aus, mit welchen die birmanischen Reiche oft in Feindschaft sich befunden hatten [97]). Der Grund zu diesem Kriege möge wegen der Ähnlichkeit mit dem, welcher jetzt die Veranlassung zu den Streitigkeiten zwischen den Engländern und Chinesen gab, hier eine Stelle finden. Nach einigen Handelsstreitigkeiten zwischen den Grenzbehörden von Ava und China wurde zufällig bei einem Zusammenlaufe ein Chinese von einem Birmanen getödtet. Die Chinesen foderten Auslieferung des Mörders. Die Birmanen weigerten diese und straften ihn nach ihrem Rechte mit einer Geldsumme. Damit erklärten sich die chinesischen Behörden nicht zufrieden. Birmanische Unzufriedene, die nach China geflohen waren, suchten die Feindschaft zu steigern, und 1765 rückten 50,000 Mann Infanterie und 10,000 Reiterei vor Kyaing toun, dessen Gouverneur sich den Chinesen sogleich anschloß. Die Birmanen rückten ihnen — nach den birmanischen Quellen — mit 20,000 Mann Infanterie, 200 Elefanten und 2000 Reitern entgegen und schlugen sie zweimal (1766). Im folgenden Jahre rückten die Chinesen mit 250,000 M. Infanterie und 25,000 M. Reiterei ein. Auch dieser Einfall ward zurückgeschlagen. In demselben Jahre machten die Chinesen aber noch einen neuen Versuch mit 600,000 M. Infanterie und 60,000 Pferden. Die Birmanen wurden zuerst geschlagen, dann waren sie glücklicher, und verdrängten die Chinesen wiederum (1768). Gegen Ende von 1769 kamen die Chinesen wieder von Neuem — wiederum mit einem in den birmanischen Annalen ohne Zweifel stets an Zahl ins Ungeheure übertriebenen Heer. Es kam aber nach einigen Negociationen zum Frieden (1769), der jedoch nicht ganz ausgeführt ward; daher die friedlichen Verbindungen zwischen China und den Birmanen nicht ganz wieder hergestellt wurden.

Auf Chang p'hru chang folgte 1776 sein Sohn Senkusa. Er hatte stets mit Rebellionen seiner Oheime und Neffen zu kämpfen. Im fünften Jahre seiner Regierung wurde er von seinem Oheime gestürzt und erfäuft. Aber dieser behauptete sich nur sieben Tage. Ihn traf dasselbe Schicksal durch Alompra's dritten Sohn, Padun mang, der von 1791—1817 regierte, nachdem er sich durch die furchtbarsten Grausamkeiten auf dem Throne befestigt hatte. Dadurch schien ihm die bisherige Residenz so entheiligt, daß er sie von Ava nach einer neu angelegten Stadt Amarapura verlegte (1783), wohin er die Bewohner von Ava auszuwandern zwang. Dann überfiel er das, durch innere Unruhen geschwächte, Arakan und verband es auf verrätherische Weise mit seinem Reiche. Er wollte auch Siam erobern (1786), allein sein Versuch mislang.

In Siam hatte jener Chinese, der sich des Reiches 1769 bemächtigt hatte, nachdem er manche weise Einrichtungen getroffen, plötzlich seine Sinnesweise geändert und durch Tyrannei, Geiz und unsinnige Grillen alles gegen sich aufgeregt; man hielt ihn für verrückt. Einer seiner Generale, Chakri, der in Cambodja commandirte, empörte sich, zog wider ihn zu Felde, stürzte ihn, ließ ihn hinrichten und erhob sich selbst zum Herrscher (1782). Er scheint kurze Zeit darauf gestorben zu sein, und es folgte ihm sein Sohn, welcher bis 1809 regierte. Unter ihm war es, daß der schon erwähnte gleichzeitige birmanische König (1786) mit einem starken Heere an die Grenzen von Siam rückte; er floh aber, ohne sie zu überschreiten. Doch blieben die Birmanen in dem darauf folgenden Krieg (1786—1793) Herren von Tanasserim und der Seeküste.

Diese Feigheit des Birmanenkönigs führte Aufstände der tributairen Fürsten von Laos herbei, welche sich frei machten und Grenzkriege gegen das birmanische Reich führten. Nur der unkriegerische Sinn des Siamesenkönigs rettete das birmanische Reich vom Untergange. Unter ihm wurde der gesandtschaftliche Verkehr mit China wieder hergestellt.

In den östlichen Reichen Hinterindiens ging in den ersten Dreiviertheilen des 18. Jahrh. keine bedeutende Veränderung vor. Die Tonzkinesen schlossen sich immer enger an die chinesische Politik. Im J. 1725 verlieh der Kaiser von China dem damaligen Könige von Tongking die Investitur. Über Cochinchina erhielten sie bis 1774 ihre, später jedoch mehr nominelle, Obergewalt. Cochinchina selbst zog dem schon ganz gesunkenen Reiche Cambodja, in einem Kriege desselben mit Siam (1717), zu und erhielt dafür, selbst von Tongking abhängig, eine Art Süzerainité über dasselbe. Gegen 1750 bemächtigte es sich einiger Provinzen desselben.

Allein eine vollständige Umwandlung trat 1774 ein. In Cochinchina, welches bis jetzt an Tongking tributair gewesen war, hatte der Despotismus und die Tyrannei der Großen eine allgemeine Unzufriedenheit herbeigeführt. Im J. 1774 brach eine Empörung in einem Regimente aus, welche nach blutigen Grausamkeiten und einem dreißigjährigen Kriege das cochinchinesische Reich zum bedeutendsten und mächtigsten in Hinterindien erhob. Die Haupttheilnehmer der Revolution waren drei Brüder, die drei Tayfongs (Bergleute) genannt; der älteste derselben, Nhac, siegte in dem ersten Gefecht und nahm in dem zweiten den damaligen alten König gefangen. Dessen Familie wurde hingerichtet, nur der Königin Mutter gelang es, mit ihrem zweiten Sohne Gialong in die Wäl-

97) Diese Kriege werden nach birmanischen Annalen, insbesondere der von 1765 erzählt in Journ. of Beng. 1837. p. 121. 405. 542.

der zu entkommen. Die drei Tayfongs drangen siegreich in Tongking ein, dessen König China zu Hilfe rief. Ferner eroberten sie Saigun in Cambodja, wo sie 20,000 Einwohner, welche von des Königs Partei waren, tödteten, und der älteste die Herrschaft übernahm. Ehe das chinesische Heer in Tongking einrückte, hatten sie schon die Wege zerstört, den Proviant vernichtet und andere Vorkehrungen getroffen, durch welche dasselbe — 100,000 Mann stark — zum Rückzuge genöthigt wurde. In Folge dieses Rückzuges wurde Friede mit China geschlossen und der zweite der Tayfongs, Longniang, als König von Tongking und Cochinchina anerkannt, wofür er sich zum Tribut an China verpflichtete.

Den Prinzen Gialong und die Königin hatte der apostolische Vicar von Cochinchina, der Bischof Adran vom Franziskanerorden, begleitet, und sie mit Rath auf alle Weise unterstützt. In Saigun gelang es ihnen, Anhang zu finden; ein Sieg verschaffte dem Prinzen die Krönung, und gegen 1778 befand er sich, unter dem Namen Caungshung, im Besitze eines Theils von Cambodja. Der Bürgerkrieg wüthete furchtbar; ebenso Hungersnoth. Seegras war das Hauptnahrungsmittel. In Hué verkaufte man öffentlich Menschenfleisch. Der König Caungshung suchte sich zunächst des Hafens Quinhon zu bemächtigen, welcher in der Hand der Rebellen war. Er hatte zu diesem Zwecke europäische und chinesische Schiffe gekauft; allein er wurde 1781 zurückgeschlagen, und sah sich wieder zur Flucht genöthigt. Er flüchtete zuerst mit wenig Gefährten nach der Insel Phukok im Golf von Siam und, da er sich hier nicht sicher glaubte, zum Könige von Siam, der ihn wohlwollend aufnahm. Er nahm bei ihm Kriegsdienste und unterstützte ihn mit seiner Tapferkeit gegen die Birmanen. Der Bischof Adran wirkte, so weit er konnte, in seinem Erbreiche zu seinen Gunsten, und wandte nun auch seine Blicke nach Europa. Im J. 1787 reiste er mit des Königs Sohne nach Paris, um Ludwig XVI. um Hilfe anzugehen. Der französische Hof erblickte hier eine Aussicht, sich dieselbe Stellung in Hinterindien zu verschaffen, welche die Engländer in Vorderindien einnahmen. Es wurde ein Offensiv- und Defensivvertrag zwischen Frankreich und Cochinchina geschlossen, in welchem jenes seine thätige Hilfe versprach, um dem rechtmäßigen Herrscher von Cochinchina sein Reich zu verschaffen, dafür aber das Versprechen einer Abtretung eines festen Stück Landes mit einem Hafen erhielt. Frankreich bestimmte als Kriegscontingent 20 Kriegsschiffe, fünf Regimenter französischer Truppen und zwei aus den asiatischen Besitzungen, sowie eine Million Dollar. Diese Projecte störte der bald danach erfolgende Ausbruch der französischen Revolution. Während dessen hatte der König von Siam die versprochene Hilfe dem herumirrenden Könige nicht geleistet, und dieser sich misvergnügt wieder nach Phukok zurückgezogen. Der jüngste der Tayfongs hatte sich zum Herrn von Central- und Nord-Cochinchina gemacht, auch Tongking erobert (1788), ein dem Könige von Tongking zu Hilfe gesendetes chinesisches Heer von 40,000 Mann geschlagen, und sich unter dem Namen Longniang als König von Quantung ausrufen lassen.

Aber auch Gialong hatte sich wieder in eine glückliche kriegerische Unternehmung eingelassen und sich Saiguns bemächtigt. Dort stieß Adran nach seiner Rückkehr mit einem Gefolge von europäischen Officieren zu ihm (1790). Diese Volontairs disciplinirten die einheimischen Truppen, bildeten eine Marine und legten Festungen an. Zwölf Jahre dauerte der Bürgerkrieg und endete 1802 mit vollständiger Besiegung der Usurpatoren. Der eine der drei Brüder, Longnhung, war 1791 oder 1792 in Hué gestorben. Über die Anerkennung seines unmündigen Sohnes war Krieg zwischen den beiden ältern Brüdern ausgebrochen, in dessen Folge der älteste, Nhac, immer mehr Terrain verlor. Dadurch erhielt Gialong Gelegenheit, diesem Quinhon abzunehmen. Nach dessen Tode (1796) befand sich Gialong im Besitze des größten Theils des Landes außer Hué; diese Stadt fiel 1802 in seine Hände. Bald darauf eroberte er auch den größten Theil von Tongking. Gialong zeigte allenthalben die größte Tapferkeit. Dabei war er klug, fein, human, voll Achtung gegen Fremde, ein eifriger Anhänger der Religion des Confucius, aber tolerant gegen das Christenthum; mit der chinesischen Literatur war er sehr vertraut; seine Marine suchte er auf jede Weise zu vergrößern. Sein steter Rath war Adran. Die Fremden verglichen ihn mit Peter dem Großen. Er führte viele Verbesserungen in seinem Reiche ein. Er legte Salpeterfabriken an, ließ Straßen und Kanäle bauen; legte Pflanzungen von Betel und Arekabäumen, Zuckerplantagen, Pechsiedereien an, setzte Preise für Seidenzucht aus, ließ Eisenminen bearbeiten, baute Hochöfen, errichtete Gewehrfabriken, Eisenschmelzen, Stückgießereien, führte europäische Artillerie und Taktik ein, u. s. w. Im Jahre 1800 hatte er ein Heer von 140,000 disciplinirter Truppen. Er führte eine neue Gerichtsordnung ein, schaffte die Tortur ab, legte Schulen an, schickte Missionäre aus. Auch hatte er die Absicht, die Insel Hainan zu besetzen und nach vollständiger Unterwerfung Tongkings in China einzufallen; allein dieser Plan wurde durch große Geldsummen von Seiten des chinesischen Hofes abgewendet. Alle seine guten Einrichtungen jedoch waren wol nur dem Einflusse des Bischofs Adran zuzuschreiben. Denn kaum war dieser gestorben, so zeigte sich sein Charakter in einem ganz andern Lichte.

Das schon sehr zusammengeschmolzene Reich von Cambodja fiel im Jahre 1786 unter die Oberherrschaft von Siam. Nachdem nämlich dessen König Ongtong gestorben war, bemächtigte sich dessen Schwiegersohn der Regentschaft, trat unter den Schutz des Königs von Siam und brachte die unmündigen Prinzen nach Bangkok. Dieses Verhältniß dauerte bis 1809, wo ein Neffe des letzten Königs sich eines Theils des Landes bemächtigte. Der Regent rief die Siamesen, jener Neffe die Cochinchinesen zu Hilfe. So wurde Cambodja in zwei Theile zerrissen. Im J. 1822 kam durch Tractat mit Siam der größte Theil von Cambodja in die Hände von Cochinchina, jedoch so, daß ein nominaler König von Cambodja blieb.

Wir kommen zu der neuesten Geschichte Hinterin-

diens. Im Birmanenreiche hatte 1819 Jng she men die Regierung angetreten und die Residenz wieder nach Ava verlegt. Streitigkeiten an der Nordwestgrenze gaben ihm Gelegenheit, seine Macht hier zu erweitern. Er besetzte Munipur, um von da Einfälle in Assam und Cachar zu machen. In Assam hatte bei den fortdauernden Unruhen ein Geflüchteter die Hilfe der Birmanen schon 1816 in Anspruch genommen und war an der Spitze eines birmanischen Heeres, kurz nach dem Tode des allmächtigen Bura Gohaing, zurückgekehrt, und an dessen Stelle als Minister getreten. Er wurde ermordet und die Birmanen schickten 1819 ein neues Heer nach Assam. Des Bura Gohaing Sohn hatte an allen Intriguen fortwährend Antheil und einen Thronprätendenten aufgestellt. Nachdem die Birmanen Assam besetzt hatten, flüchtete er mit diesem zu den Engländern. Sie suchten unter den vortheilhaftesten Bedingungen den Beistand der Engländer, während die Birmanenpartei in Assam ihre Auslieferung verlangte. In Assam wurde der von den Birmanen gehaltene König Tschandra Kant ihrer Oberherrschaft überdrüssig. Die Birmanen setzten daher einen andern König an seine Stelle. Der geflüchtete Prätendent wagte einen Einfall von Bhotan aus, wurde aber geschlagen. Ebenso der König Tschandra Kant. Bei letzterer Gelegenheit verletzten die Birmanen die englische Grenze. Diese Kämpfe dreier sich bekriegender Parteien dauerten in Assam einige Zeit fort; seit 1822 aber kam es in ungestörten Besitz der Birmanen und es wurde sogar an die Stelle des nominalen Königs, welchem die Birmanen bisher diese Würde gelassen hatten, einer der birmanischen Häuptlinge mit der höchsten Gewalt bekleidet. Schon früher waren häufig Mißverständnisse zwischen der birmanischen und englisch-ostindischen Regierung eingetreten. Sie häuften sich natürlich, je näher die birmanische Macht dem englischen Gebiete kam. Der brutale Übermuth der Birmanen machte Versuche zu friedlichen Unterhandlungen fast jeder Zeit unmöglich. In der That schmeichelte sich der birmanische Hof mit dem abenteuerlichen Project, das englische Reich in Indien stürzen zu können und traf dazu eine Menge kriegerischer Veranstaltungen. Die birmanischen Vorposten waren schon bis nach Dschttiagong vorgedrungen. 1824 (5. März) erklärten die Engländer den Krieg. Die Birmanen wurden rasch aus Assam gedrängt; zugleich wurde eine Flotte nach Rangun gesandt, welches sich den 19. Mai 1824 ergab. Die birmanischen Heere wurden nun von den Grenzen zur Vertheidigung des eigentlichen Reichs herbeigerufen. Allein sie hielten nirgends Stand. Binnen 14 Tagen wurde ihr Heer dreimal zurückgedrängt. Die Häfen von Mergui, Tavoy und Martaban wurden von den Engländern genommen. Am 24. Febr. räumten die Birmanen schon Prome. Nur die Witterung und vergebliche Unterhandlungen hinderten die Engländer in ihrem Siegeslauf. Endlich drangen sie bis Yandabo vor, nur unter unbedeutenden Scharmützeln, da die Birmanen ihre eigenthümlichen Verschanzungen, Stockaden genannt, gewöhnlich bei Annäherung der Engländer sogleich verließen. Bei Yandabo begannen neue Friedensunterhandlungen, welche nach langen Verzögerungen am 24. Febr. 1826 zum Frieden führten. In Folge desselben leisteten die Birmanen Verzicht auf die nördlichen Gebirgsstaaten, welche fast alle unter englischen Schutz kamen, traten Arakan sammt den Inseln Ramri und Cheduba und dem Landstrich Sandoway an England ab, sowie die drei Südprovinzen Ye, Tavoy und Martaban. Die andern Artikel betreffen Kriegskosten, Handelsfreiheiten und anderes Unbedeutendere.

Die Engländer sind durch diese Erwerbungen in Beziehung auf Hinterindien in eine Stellung gerathen, welche der in Vorderindien gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht unähnlich ist. Dschittagong, Sylhet, Assam und überhaupt ihre nordwestlichen Besitzungen in Hinterindien, sind gleichsam ihre Präsidentschaft Calcutta, die Südprovinzen Ye, Tavoy, Martaban gleichsam die Präsidentschaft Madras. Um dieselbe Zeit ungefähr erwarben sie Malacca von den Holländern; 1819 hatten sie schon Singapora besetzt und schon 1786 die Insel Pulo Penang.

Im Birmanenreiche herrscht für jetzt eine bedeutende Erbitterung gegen England. Ein Thronwechsel ist eingetreten, aber der neue Regent soll höchst unbedeutend sein. Der Übermuth des Birmanen wird nur dazu beitragen, ihre vollständige Vernichtung als politische Macht zu beschleunigen.

In Siam war 1809 ein neuer Regent auf den Thron gekommen, der bis 1824 regiert hat. Seinen Antritt bezeichnete er damit, daß er 117 Häuptlingen der Siamesen, welche sich in den Kriegen gegen Birma ausgezeichnet und daher sein Mistrauen erweckt hatten, den Kopf abschlagen ließ. Später regierte er mit Milde. Während der ganzen Zeit seiner Regierung dauerte der kleine Krieg mit Birma fort, der in Verwüstung und Menschenfang besteht. Seit 1824 regiert Crom-Chiat, der ein Begünstiger des Fortschritts, Handels und Verkehrs mit Fremden sein soll. In Siam ist die Furcht vor einheimischen militairischen Revolutionen so groß, daß die Könige bisher keine stehenden Heere von Bedeutung zu halten wagten. In letzter Zeit sind zwischen den Engländern und Siamesen Streitigkeiten in Beziehung auf ihre Grenzen auf der Ausspitzung nach der malaiischen Halbinsel zu und über das Königreich Quedah entstanden, sodaß man sieht, daß sich auch hier ein Zündstoff vorbereitet, der die Engländer nöthigen wird, ihre Herrschaft in Hinterindien weiter auszudehnen.

In dem dritten Reiche von Hinterindien, Cochinchina, oder vielmehr, seit seiner vollständigen Restauration, Anam, regierte Gialong seit des Bischof Adran's Tode sehr tyrannisch; er suchte sein Volk arm zu machen, weil er von Armen leichter, als von Wohlhabenden Gehorsam erwartete. Er starb 1819. Ihm folgte sein illegitimer Sohn. Er zeigte den Antritt seiner Regierung dem französischen Hofe an, welcher in Anam einen bedeutenden Einfluß erworben hatte, ihn aber seit der Restauration der Bourbons nach und nach vollständig verlor. Von China nahm der neue König die Investitur als König zweiten Ranges an. Der jetzige König heißt Minh-Menh. In letzter Zeit trat in Cochinchina eine Christenverfolgung ein, welche das Zeugniß gibt, daß der europäische Ein-

fluß, welcher grade hier so feste Wurzeln geschlagen zu haben schien, völlig vernichtet ist. Es liefert dies, wie die ganze Geschichte von Anam seit seiner Restauration, einen neuen Beweis, daß die Resultate der europäischen Civilisation in den Händen der orientalischen Despoten für Asien nur verderblich wirken.

Asien kann zu einer höhern Stellung in der Weltgeschichte nur durch europäische Herrschaft gelangen, und alle Zeichen der Zeit weisen darauf hin, daß diese, wenn nicht Europa selbst dem Despotismus anheimfällt, dort gegründet werden wird.

---

3. Sehen wir uns nach der Entwickelung und Gestaltung der Elemente des menschlichen Lebens in Hinterindien um, so tritt uns eine traurige Erscheinung entgegen. Unsere Kenntniß von Hinterindien ist zwar im Allgemeinen noch sehr unbedeutend, dennoch scheint aber mit Bestimmtheit das Resultat hervorzubrechen, daß der beiweitem größte Theil der hinterindischen Bevölkerung nicht allein keiner eigenthümlichen höhern Entwickelung aus sich selbst fähig gewesen sei, sondern selbst die Resultate fremder Civilisation zwar aufnahm, aber nicht bei sich zu naturalisiren wußte, sodaß sie nach kurzer Blüthe, welche gleich nach ihrer Verpflanzung eingetreten zu sein scheint, verdorrten, und als bloße kahle Äste verknöchert und triebunfähig stehen blieben. Eine Ausnahme scheinen in dieser Beziehung blos etwa die Malaien zu machen, welche mit höheren Culturanlagen begabt zu sein scheinen. Die Birmanen, Siamesen, Anamesen und die Bewohner der nördlichen und nordwestlichen Gegenden Hinterindiens scheinen jeder höheren schöpferischen Schwungkraft bar zu sein. Wenigstens liegt uns bis jetzt nichts vor, was eine höhere eigenthümliche Entfaltung der Elemente des menschlichen Lebens zu irgend einer Zeit bei ihnen bewiese. Wie viel man auch bei dieser Erscheinung auf Rechnung des Klima's, des geistmordenden Despotismus und anderer ungünstiger äußerer Verhältnisse setzen mag, man wird sich nicht enthalten können, dennoch zur Erklärung derselben einen gewissen Grad von Culturunfähigkeit bei der Shan- und Mranmarace, der eigentlichen und unter sich engverwandten Bevölkerung von Hinterindien, annehmen zu müssen. Was wir hier im Allgemeinen einleitend bemerken, werden einige Worte über die Gestaltung der Elemente des menschlichen Lebens im Einzelnen bestätigen. Wir wünschen, daß Hinterindiens Zukunft uns Lügen strafen möge, aber, seine Vergangenheit, so sehr sie uns auch nur in allgemeinen Umrissen bekannt ist, wird es schwerlich vermögen.

3) Religion. Wir haben schon oben bemerkt, daß das Hauptdatum für die Einführung des Buddhismus in Hinterindien und zwar zunächst in Arakan 638 nach Chr. sei. Um diesen Zeitpunkt herum wird er sich nach und nach in den verschiedenen Küstenstrichen zuerst festgesetzt, und dann auch sich ins Binnenland gezogen haben. Was die tatarisch-chinesische Bevölkerung Hinterindiens früher für eine Religionsform hatte, läßt sich nicht mit größerer Entschiedenheit bestimmen. Einen Fingerzeig darüber gibt uns der alte Cultus der, wie wir oben bemerkten, gegen das 13. Jahrh. eingewanderten neueren Assamesen, deren Anführer ein Idol, den Gott Chang, mit sich brachte, der in seiner Familie erblich blieb und selbst nach Annahme des Brahmathums, welches in Assam erst im 17. Jahrh. geschah, sich in einem gewissen Ansehen erhielt. So trägt der König dasselbe bei der Krönung um den Hals hängend. Die Verehrung dieses Götteridols wird durch Deobhaings, Abkömmlinge der mit Khuntai gekommenen Priester, besorgt, deren Zahl jedoch jetzt bis auf 20 Männer und Weiber reducirt ist. Diese machen aus ihrem Cultus ein Geheimniß, stehen jedoch beim Volke noch in hoher Achtung. Ihr Oberpriester Deobhaing Boruja trägt die königlichen Insignien. Dieser Cultus ist vielfach von Vischnucultus angesteckt. Ob man diese Einwirkung erst von der letzten Annahme des Brahmanischen Cultus (im 17. Jahrh.) ableiten darf, ist jedoch sehr fraglich. Denn wir haben bemerkt, daß, während der Periode vorderindischer Macht, Kâmarupa, oder Unterassam stets in enger Verbindung mit Vorderindien stand, und gegen 640 nach Chr. Brahmathum daselbst bestand. Dieses mögen auch die neueren Assamesen, als sie dort eindrangen, vorgefunden und nach und nach ausgerottet haben, ohne daß sie sich jedoch seinem Einflusse ganz entziehen konnten.

Dieser ältere Cultus des Chang war Götzendienst, das heißt, eine Religion, die, völlig innerhalb des religiösen Gefühls stehenbleibend, sich mit den übrigen geistigen Energien des Menschen nicht vermittelt und daher nicht zum Bewußtsein erhoben wird. Ein solcher Götzendienst bleibt häufig ohne sichtbaren, fast immer ohne wohlthätigen Einfluß auf das Leben, und ein Muhammedanischer Autor sagt daher im 17. Jahrh. von den Assamesen, die damals das Brahmathum noch nicht angenommen hatten, daß sie gar keine Religion hätten. Er schildert sie als Menschen von niedriger Denkart, ohne Grundsätze; jeder folge nur seinen Neigungen, überlasse sich dem Laster, und kenne keinen Göttercultus.

Ähnlich wie dieser ältere Götzendienst der Assamesen, war auch wol der Cultus der übrigen Shanrace, ehe der Buddhismus festen Fuß faßte. Auch hiervon finden sich selbst jetzt noch Spuren. So haben z. B. die Singpho auf den nördlichen Bergen Hinterindiens den Buddhismus von Süden her erhalten aus dem oberen Iravaddithale, und fast in allen Dörfern Tempel des Gautama Buddha. Daneben bestehen aber noch Überbleibsel eines älteren Cultus. So vergöttern sie ihre im Kriege gefallenen Heroen und bringen ihnen Opfer als Penaten, was sich mit dem friedlichen Charakter des Buddhismus wenig verträgt. Einem Mogh Deota (d. h. großem Gott, wol sanskritisch Mahâdevatâ), Gott der Elemente, Wolken, Steine, bringen sie bei jeder Noth, wie Hunger, Krankheit u. s. w., blutige Opfer, wie Büffel, Schweine u. s. w., ganz gegen den Geist des unblutigen Buddhismus. Die Häute der geopferten Thiere hängen sie als Zeichen der Frömmigkeit in ihren Hütten auf. Sehr möglich wäre übrigens, daß wie der Name Mahâdevatâ (vgl. Mahâdêva als Name des Siva im Sanskrit) sanskritisch

ist, so dieser Cultus aus jener Zeit stammte, wo sich vom Brahmanischen Kâmarûpa aus Brahmathum weiter nach Osten verbreitet gehabt hätte.

Eine andere Spur des älteren Götzendienstes hat sich auch bei den Cossyahs erhalten. Diesen sind seltsam geformte Steine, Felsen, Berge und Ströme, auch Bäume und Wälder heilige Gegenstände, denen sie Opfer bringen. Wahre Fetischanbeter sind auch die Khjan im Birmanenreiche und andere.

Aus diesem Götzendienste, von welchem sich bei genauerer Untersuchung der hinterindischen Bevölkerung wol noch mehr und charakteristischere Spuren finden werden, vermochten diese Völker keine wahre Religion zu entwickeln. Sie nahmen daher die ihnen aus der Fremde zugebrachten Religionsformen an; die westlicheren Völker wurden hier abhängiger von den in Indien geschaffenen Religionsformen, die östlicheren von den chinesischen. Bei den malaiischen Völkerschaften fand zuerst indischer Cultus Eingang, wurde aber später, wie schon früher bemerkt, vom Islam verdrängt. Seitdem die Portugiesen in den Hinterindien umgebenden Gewässern herrschten, und mit hinterindischen Staaten in Verbindung traten, hat auch das Christenthum vielfach in denselben Eingang gefunden; die bedeutendste Anzahl von Proselyten erhielt es in späterer Zeit in Cochinchina.

Allein ein Volk, welches nicht fähig war, oder nicht fähig gewesen wäre, eine eigene mit den übrigen geistigen Entwickelungen sich harmonisch verbindende Religionsform zu gestalten, ist auch nicht fähig, eine fremde mit Energie zu ergreifen und sich wahrhaft anzueignen. Bei einem Volke, das nur des Götzendienstes fähig ist, muß jede innerhalb ihrer eigenen Entwickelung noch so wahre Religion zu einem Götzendienste herabsinken. Die erste Erscheinung auf fremdem Boden mag auf kurze Zeit ein höheres Leben in ihr hervorrufen. Dieses wird jedoch immer sehr einzeln stehen und bald wieder entschlummern. Dieses scheint bei der hinterindischen Bevölkerung im Allgemeinen der Fall gewesen zu sein.

Von dem continentalen Theile Vorderindiens aus scheint — mit Ausnahme von Assam und vielleicht auch den diesem Lande zunächst gelegenen Districten — kein religiöser Einfluß von Bedeutung auf Hinterindien geübt zu sein. Der Buddhismus wurde, wie die Überlieferungen und noch mehr die Übereinstimmung in Bezug auf die Sprache und den Inhalt der heiligen Schriften beweisen, von Ceylon aus eingeführt, welches früh der Sitz des starr-dogmatischen Buddhismus ward. Beachtenswerth ist hierbei jedoch, daß neben der Sprache der heiligen Schriften, dem Pali, auch ein bedeutender Fonds von Sanskrit nach Hinterindien übertragen ist [98]). Wir dürfen nach allen früheren Untersuchungen über den Buddhismus nicht zugeben, daß aus dieser Erscheinung gefolgert werden dürfe, daß schon vor der Einführung des Buddhismus um etwa 638 nach Chr., eine ältere von Indien aus stattgefunden habe (denn wir glauben ja eben erkannt zu haben, daß die älteste schriftliche Abfassung der Buddhadoctrin in der Palisprache niedergelegt ward); sondern es folgt eben daraus, daß die Einführung zu einer Zeit stattfand, wo sich das Sanskrit schon so sehr als gelehrte Sprache und Instrument der höheren Cultur in Vorderindien festgesetzt hatte, daß selbst die Buddhisten sich genöthigt sahen, ihre heiligen Schriften in diese Sprache zu übersetzen. Diese Festsetzung war aber gegen das 4. Jahrh. eingetreten, wie uns schien [99]). Entschiedene Spuren des Brahmathums finden sich — natürlich stets mit Ausnahme des assamesischen — nur in Siam und zwar in der Nähe von Bangkok, wohin wol einst wirkliche Brahmadiener ausgewandert sind. Denn das ganze Brahmathum ist schon wegen seiner Kastengesetze, welche eine bestimmte Abstammung als Hauptrequisit fodern, seinem inneren Kerne nach jedem Bestreben, Proselyten zu machen, fremd. Bei dem Buddhismus dagegen, der den Kastenunterschied aufhob, ist das Missionswesen ebenso eng mit der Religion verbunden. Im Allgemeinen ist die göttliche Heiligung, die der Buddhismus mit vieler Mühe und vielem Eifer den Brahmanen entriß, den Fürsten zu Theil geworden, welche diese Lehre annahmen. Sie betrachten sich als eine Art Buddhas.

Buddhismus findet sich in Arakan als herrschende Religion, im ganzen Birmanenreiche und in Siam. Ebenso war er früher der herrschende Cultus im ganzen Reiche von Anam; jetzt aber ist er hier fast nur auf die niedern Volksclassen beschränkt, während die höhern chinesische Religionsformen, insbesondere die des Confucius, angenommen haben.

Das religiöse Leben, welches der Buddhismus in Hinterindien schuf, hat wenig Erbauliches. Ceylon, von wo der Buddhismus gekommen war, scheint zwar stets in näherer Beziehung mit dem Ursitze des Buddhismus, Kapilavastu und dem Lande der geistvollen und tiefsinnigen Magadhâs geblieben zu sein, allein die Resultate seines Denkens nahm es fertig auf. Ceylon selbst scheint keinen geistig thätigeren Antheil an der Fortentwickelung des Buddhismus, den wir den indischen Protestantismus nennen dürfen, genommen zu haben. Wenn es erlaubt ist, kleinere Entwickelungskreise der Menschheit mit größeren zu vergleichen, so nimmt Ceylon dieselbe Stellung zu dem Protestantismus von Kapilavastu ein, die England zu dem Protestantismus, wie er in Wittenberg entstand und sich in Nordteutschland fortentwickelt. So erhielten die Hinterindier den Buddhismus schon in einer erstarrtdogmatischen Form, aus dem der Geist des Protestantismus gewichen war, während eine glanzvolle Hierarchie sich stabilirt hatte. Aus dieser todten Form konnte selbst bei einer lebensvolleren Menschenrace, als die hinterindische war, nichts Bedeutendes mehr hervorgehen. Ihre Blüthe scheint in Hinterindien nur in einem hohen kirchlichen Glanze bestanden zu haben, und auch dieser dauerte nur wenige Jahrhunderte.

In Arakan, wo ohne allen Zweifel der Buddhismus wol am frühesten Platz griff, hatte er schon gegen 1600 nach Chr. so sehr allen Einfluß auf das Leben verloren,

93) Ritter, Asien. III, 1157.

99) Vgl. S. 246.

daß in dem dazu gehörigen Dschittagong die Religion der Bevölkerung weder Muhammedanisch noch hindusch war. Leibliche Geschwister heiratheten sich unter einander, ein Incest, den der so sehr moralische Buddhismus nie zugelassen hätte. Ob man hierin ein Überbleibsel des früheren Götzendienstes sehen darf, wage ich jedoch nicht zu entscheiden. In Arakan selbst finden sich eine Menge Pagoden zum Dienste des Buddhistischen Cultus. Eins der bedeutendsten Bauwerke ist aus dem 14. Jahrhunderte. Ein sehr heiliger Wallfahrtsort ist auf der Spitze eines hohen Berges, wo man eine Fußtapfe Buddha's verehrt, eine Localisirung der ceylonesischen Fußtapfe (auf dem Adamspik) in größerer Nähe. Pilger aus allen Theilen des Reiches verrichten hier ihre Gebete. Auf dem Gipfel des Berges steht die Pagode Shoe-Chatah. Umher liegen eine Menge vergoldete Kiums, Priesterwohnungen. Eine Menge Glocken zeigen die Verehrung der Pilger an. In den verschiedenen Residenzen des birmanischen Reiches zeigt sich der Glanz der Buddhistischen Hierarchie ebenfalls in einer Menge Gebäuden, von denen viele schon in Trümmern liegen. Überhaupt ist die Anzahl der Tempel sehr groß. Jeder kleine Häuptling baut einen Tempel, als Mittel zur Seligkeit. Dagegen ist die Achtung gegen die Priester, Rahans (sanskritisch arhantas) und Phung gyis nicht so bedeutend. Die Doctrinen und Ceremonien sind im Allgemeinen die Buddhistischen, wie sie sich überall bei den Buddhisten finden, nur in Unbedeutenderem abweichend. Allein die philosophischen Partien der Religion sind wenig studirt. Außer dem Tempeldienst umgeht man monatlich am Neumonde die Thore der Stadt, verkündet die Buddhagebote, moralische Vorschriften, fodert die Ältern zu sorgfältiger Erziehung ihrer Kinder auf, und diese umgekehrt zum Gehorsam gegen jene. An der Spitze dieser Procession schreitet der Henker mit der Ruthe und dem Stricke zum Hängen, in Begleitung seiner Knechte und Trommeln, Garden, Herolde, deren einer eine Proclamation verliest. Das ist die Gestalt, die Asokas Edicte hier angenommen haben. Die Priester sind Cölibataire, getrennt von allen politischen Geschäften, durch freiwillige Almosen ernährt; sie leben größtentheils in Klöstern. Ihre Zahl ist sehr groß. In der Umgebung von Ava gab es allein 20,000. Ebenso gibt es auch, jedoch in geringerer Anzahl, Nonnen, Thi la schen genannt. Es sind größtentheils alte Weiber. Denn wer heirathen kann, verläßt das Gelübde wieder. Sie scheren den Kopf kahl, tragen weiße Kleider und leben nicht geachtet in kleinen Hütten. Die Priester betteln nicht, wol aber die Nonnen. Ihr Oberhaupt ist Wut myo Wun. Diese Gestalt hat hier das Buddhistische Kloster- und Anachoretenleben angenommen.

Trümmer von großen und prächtigen Buddhistischen Bauwerken zeigen sich in ungeheurer Menge, insbesondere in Pugan; der älteste Tempel sollte von einem König von Pugan erbaut sein, der schon von 167 bis 242 nach Chr. regiert hätte; diese Angabe wird schwerlich richtig sein. Wäre sie es, so wäre die Einführung des Buddhismus schon über 500 Jahre älter, als wir annehmen zu dürfen glaubten. Allein daß sie es nicht sei, dafür spricht der Umstand, daß die Zeit der an Alter folgenden Tempel zwischen 846 bis 864 gesetzt wird, also fast siebenhundert Jahre später [1]). In Rangun befindet sich die berühmte Pagode Shoe dagon (das goldene Haus), ein Hauptwallfahrtsort, welcher die Legende ein Alter von 2300 Jahren gibt. Ebenso hoch wird das Alter des goldenen Hauses in Pegu angesetzt. Allein dies geschieht blos, um ihre Entstehung so nahe als möglich an die Erscheinung Buddha's zu rücken.

In Siam und in Pegu heißen die Buddhapriester Talapoinen (von talapatra, Palmyrablatt, dem Sonnenschirm, weil die Priester stets einen solchen tragen). Diesen Namen erhielten auch die Einwohner von Laos von Pegu aus, daher es sehr wahrscheinlich ist, daß die weiteren, östlicheren und nördlicheren hinterindischen Länder den Buddhismus zunächst von Pegu aus bekamen, wie denn auch dieser Küstenstaat früh zu höherer politischer Bedeutung herangewachsen zu sein scheint.

Die Buddhareligion in Siam ist sehr gehaltlos geworden. Die Hauptlehre ist die der Seelenwanderung geworden und hat den größten Einfluß auf das Leben gewonnen; daher ein sehr ausgebildeter Todtencultus. In ihren Denkmalen preisen die Siamesen ihre Eroberer, Helden, Könige. Sie besingen sie in Romanzen und malen sie in ihren Tempeln und sonst ab. Der Religionscultus ist ihnen nur Geschäftssache und Unterhaltung. Den meisten Ernst zeigen sie bei den Todten. Deren Behandlung ist nach dem Rang des Verstorbenen verschieden. Die Ärmsten werden ohne Weiteres ins Wasser geworfen; die Wohlhabendern werden verbrannt, und den Rest ihrer Gebeine bleicht man in den Feldern oder gibt sie den Raubthieren preis. Weiber, die im Zustand der Schwangerschaft sterben, werden erst begraben, dann aber wieder ausgegraben und verbrannt. Das Verbrennen der Leichen geschieht auf pyramidal-erbauten Scheiterhaufen. Vorher wird aber häufig alles weiche Fleisch abgeschnitten, um damit den Hunden, Geiern und andern Raubthieren, von denen ihre Tempel auf eine ekelhafte Weise angefüllt sind, ein verdienstliches Almosen zu spenden. In den höhern Ständen werden die Leichen vor dem Verbrennen einbalsamirt. Die Asche wird nach dem Verbrennen mit Teig zusammengeknetet und zu einem kleinen Buddha-Idol geformt, das man vergoldet oder gefirnißt in den Tempeln aufstellt.

Das Tempel- und Priesterwesen hat in Siam einen eigenthümlichen Einfluß auf das Volksleben erlangt, der an die älteste Form des Buddhismus noch erinnert, wo jeder Buddhist das Asketenleben wählte. Jeder Siamese muß in seinem Leben auf einige Zeit in den Priesterstand treten, selbst der König muß 2—3 Tage Talapoine sein und während dessen Almosen sammeln. Die Großwürdenträger müssen mehre Monate in diesen Stand treten. Sonst kann Jeder ein- und austreten, wann er will. Bei der Einweihung finden Tonsur, Ablution, Processionen,

1) Vgl. die Schilderung der Trümmer von Pugan bei Ritter, Asien. IV, 1, 213 fg.

Gebete, Almosensammeln u. s. w. statt. Es ist gewissermaßen eine Confirmation.

Die Talapoine haben im Ganzen noch die Buddhistische Klosterordnung erhalten. Sie leben von 10—100 zusammen in einem Kloster im Cölibat und klösterlicher Disciplin. Sie zerfallen in sechs Abstufungen; ihre Kleidung ist die allgemein Buddhistische, nämlich gelb. Sie zahlen keine Abgaben und stehen überhaupt in großem Ansehen. Nonnenklöster in eigentlichem Sinne gibt es in Siam nicht, allein es besteht hier ein Verein von armen Weibern, Lungki genannt, die von Almosen leben und die Talapoine bedienen.

Außer vielen Tempeln gibt es in Siam auch mehre Wallfahrtsorte, an denen ein Fußtapfen des Buddha verehrt wird. Der Dienst in den Tempeln hat wenig Erbauliches. Der Haupttempel in Bangkok, genannt Phra chet ta pou, d. h. Nationaltempel, füllt sich an Festtagen mit Volk aller Art, Männern, Weibern jung und alt. Sie beginnen fröhliche Conversationen, zünden ihre Weihrauchkerzen an, auch ihre Cigarren, werfen sich nieder, machen ihre Ceremonien, tummeln sich umher, bringen Opfer, hängen den Idolen seidene und andere Stoffe und Schleier an, verbrennen ihr Goldpapier, blasen ihre Liedchen auf einer Pfeife u. s. w. und gehen dann wieder. Die Weiber zeichnen sich hier, wie allenthalben, durch thörichte Devotion aus und bieten sich sogleich zu temporären Ehen an. Talapoine sieht man im Tempel nicht.

Anam ist nach Finlayson's Urtheil de facto ganz ohne Religion. Es finden sich in Anam keine Lehrer, keine Priester, kein religiöser Unterricht. Die wenigen Priester, welche sich vorfinden, ebenfalls Talapoine genannt, haben kein Ansehen. Es finden sich als Cultusorte kleine elende Tempelchen. Das gemeine Volk hängt der Buddhalehre an. Aber der Cultus manifestirt sich fast gar nicht weiter als durch kleine sitzende Buddhaidole. Ob, wie man vermuthet, die Buddhalehre im Reiche von Anam erst durch chinesischen Einfluß eingeführt sei, ist sehr zweifelhaft. Doch ist der Einfluß von China auf diese östlichern Theile Hinterindiens, so weit wir deren Geschichte kennen, stets von der allergrößten Bedeutung gewesen. Daher denn auch die höhern Stände Bekenner der Religion des Confucius sind. Auch diese vermochte jedoch nicht höheres religiöses Leben zu wecken. Statt dessen findet sich eine Masse von Aberglauben. Furcht erweckt der Gedanke an die Zukunft. Deren und andere Schrecknisse abzuwenden, greift man zu mancherlei nichtigen Ceremonien, welche fast bei allen Ständen verschieden sind. Doch tritt auch hier der Todtencultus insbesondere hervor.

So sehen wir, wie der Buddhismus, diese freieste Geburt des sich zur Geistesfreiheit zu erheben versuchenden Inderthums, hier zu todtem nichtigem Ceremoniell versunken ist, tief unter die grauenhaftesten Erscheinungen des Geist knechtenden Brahmathums, in denen sich doch immer noch Lebensgluth zeigt. So versinkt jeder Protestantismus, welcher sich im Namen des freien Geistes proclamirt und dann dem Geiste Schranken setzen will. Denn das Dunkel drängt nothwendig zum Lichte, aber das Dämmerlicht nimmt der Mensch, sobald er zur Indolenz zurücksinkt, gern für das volle Tageslicht.

Die Malaien haben jetzt den Islam angenommen und sind eifrige Moslem. Allein der Islam hat, nach dem Urtheil eines genauen Kenners, Thomas Raffles, nur nachtheilig auf sie gewirkt. Die Cultur der dieser Conversion vorhergegangenen Periode war, wie Baudenkmäler, Institutionen und Sagen beweisen, viel bedeutender. Damals herrschte unter ihnen indischer Cultus, höchst wahrscheinlich vorzüglich Buddhismus, aber auch, jedoch in beschränkterem Verhältniß, Brahmathum.

4) Staat und Recht. Sowie die eigentlich hinterindische Völkermasse, die Shan- oder Tai- und die Mranma-Nation in Religion zu keiner selbständigen Entfaltung des eignen oder aus der Fremde zugebrachten religiösen Lebens gelangte, so zeigt sie sich in Beziehung auf Entwickelung des Rechtsgefühls im Allgemeinen fast auf den ersten Stufen der Barbarei. Da diese Völkermasse sich durch Krieg in Besitz ihrer jetzigen Heimath gesetzt hat, so war damit die Monarchie als nothwendige Form gegeben. Sie entwickelte sich zuerst in despotisch herrschenden Häuptlingsschaften, die sich einander so lange unterwarfen, bis ein einzelner in Besitz der despotischen Macht innerhalb einer durch Natur oder eigne Kraft oder endlich fremde Schwäche sich bildenden Grenze despotisch herrschte. Ein Stände-Unterschied kraft Geburtsrechts scheint bei dieser Menschenrace, wo sie erobernd auftrat, unter den Eroberern selbst, nicht existirt zu haben. Bei den wenigen Bestandtheilen desselben, welche das Brahmathum annahmen, bildeten sich Kastenunterschiede, so z. B. in Assam, aber in ihren Unterscheidungen herrscht mehr die Stamm-Verwandtschaft oder -Verschiedenheit vor. Die Assamesen nehmen als herrschende Bevölkerung den ersten Rang ein. Die legitimen Abkömmlinge Khuntais bilden den Adel und haben alle obere Würden. Die Kolitas und Kutsch treiben Handel und alle Arten von Gewerben. Das Brahmathum betrachtet sie daher als reine Sudras. Eine Menge anderer Volksabtheilungen gilt für mehr oder minder unrein. Die Brahmanen selbst stammen größtentheils aus Bengalen. Indem die Eroberer eine ihnen nicht stammverwandte Völkermasse unterwarfen, war eigentlich ein neuer Ständeunterschied gegeben. Allein diese Menschenrace, von Charakter sehr grausam, scheint die alten Einwohner stets bei einer Eroberung zum größten Theil ausgerottet zu haben, und da der sich unter ihnen in der furchtbarsten Form entwickelnde Despotismus alle außer dem König als Sklaven ansieht, so konnte sich natürlich kein besonderer Unterschied unter diesen Völkermassen, selbst wenn die ältere sich in bedeutenderer Anzahl erhalten hätte, ausbilden. Die, welche von dem bei einer Eroberung eintretenden Blutbade übrig blieben, konnten sich mit den Eroberern mischen, da weder Religion, noch eine andre scharf ausgeprägte Form der geistigen Elemente des Menschen, einer solchen Mischung entgegentrat. So zerfällt im Allgemeinen die Hauptpopulation nur in den Herrscher und seine Sklaven. Diese letzteren haben natürlich auf mancherlei Weise erwor-

bene Privatsklaven. Daß auch zwischen den Unterthanen mehre persönliche Unterschiede sich bilden, versteht sich von selbst. Sie hängen aber alle von der Willkür des Despoten ab. Der Stock und blutige Strafen sind die Regierungsmittel. Furcht vor Empörung ist das einzige Band, welches die Fürsten einigermaßen zügelt.

In Cochinchina (Anam) nimmt der Despotismus, wie allenthalben, den Titel einer patriarchalischen, landesväterlich gesinnten Regierung in Anspruch; allein dies mindert seinen eigentlichen Charakter nicht im Geringsten. Wie China allenthalben auf Cochinchina vom größten Einfluß ist, so auch in Beziehung auf Gouvernement. Hier, wie dort, ist der Bambus die Hieroglyphe der Regierung. Die Beamten, Mandarine, sind, wie in China, in zehn Classen getheilt; die beiden ersten bilden den Rath des Königs. Diese Classen bilden eine Art erblichen Adels, so jedoch, daß der Sohn eines Beamten stets an und für sich um eine Classe tiefer steht, als der Vater. So können die Beamtengeschlechter wieder in das gemeine Volk zurücksinken.

An der Spitze der Verwaltung steht ein Rath von sechs Ministern. Jede Provinz hat einen Militair-Mandarin und zwei Civil-Mandarine zu Gouverneuren, welche alle drei zusammenwirken müssen. Jede Provinz hat ferner drei Departements (Huyen), jedes Departement vier Districte (Zu), jeder District seine Dörfer. Jede Bauerschaft wählt ihren Bauermeister, der die Steuern einzutreiben hat.

Jeder Eingeborene ist hier und in Siam zum Staatsdienste verpflichtet; vom 18. bis zum 60. Jahre kann der Staat über jeden Mann verfügen. Im eigentlichen Cochinchina muß jeder dritte Sohn der Familie auf drei Jahre Soldat werden und erhält alsdann auf ebenso viele Jahre Urlaub. In der der Rebellion mehr ausgesetzten Provinz Tongking nur alle sieben Jahre. Diese Conscribirten dienen nicht blos als Soldaten, sondern werden zu den mannichfachsten Staatsverrichtungen verwandt, zu Bauten, als Schiffer, als Diener der höhern Beamten u. s. w.

Die Kriegsmacht besteht aus einer Garde von 30,000 Mann und einer Linie von 24,000; außerdem gibt es noch 25 Regimenter Legionäre und eine Menge Provinzialtruppen. Cavalerie fehlt, weil das Terrain nicht dafür paßt. Die Marine besteht aus 200 Kanonierböten von 16 bis 22 Kanonen und kleinern Schiffen. Die effective Macht des Königs, welcher im J. 1822 regierte (Gialung), bestand nur aus 40—50,000 Mann. Der Sold besteht aus Geld und Reis. Ihre Waffen sind Musketen, ihre Kleidung leicht. Sie sind, obgleich klein, doch abgehärtet, stark, gelehrig und gehorsam. In den Händen der Franzosen würde Cochinchina eine bedeutende Macht geworden sein. Jetzt werden die Schöpfungen der Franzosen, dem Despotismus dienend, ohne auf Selbstbewußtsein im Volke ruhende Wurzel, bald wieder, wie im Orient stets, so lange das Volk Sklave ist, dahingestorben sein.

Die Einkünfte des Staates bestehen in Kopfsteuer, Landtare, Frohndienst, Contributionen und Zoll auf die ausländischen Waaren. Die Kopfsteuer beträgt für jeden Mann vom 15. Jahre an $1^1/_{10}$ Quan, wovon ein Quan in den Schatz kommt, das Zehntel an den Steuersammler. Einige Monopole betreffen den Absatz von Zimmet, Cardamomum, Adlerholz u. s. w. Die Gesammtsumme der Staatseinkünfte ist unbekannt. Im Schatz sollen 7,140,000 Dollar in Gold liegen und außerdem andere Werthe, die unbekannt sind.

Die Gesetze sind, wie die in China, aber schlechter und mit mehr Willkür gehandhabt. Bambus und Bastonnaden kehren in allen Gradationen der Staatshierarchie als Zuchtmittel wieder.

In Siam ist die Despotie noch ärger; denn in Cochinchina herrscht wenigstens eine kleine Rücksicht auf das althergebrachte Herkommen und eine gewisse Nacheiferung China's. Der milde Buddhismus ist, wie fast im ganzen Leben, so auch im Gouvernement ganz ohne Einfluß geblieben. Da der König selbst Talapoine einige Zeit gewesen sein mußte, so ist er nicht minder Oberhaupt der Kirche wie des Staates. Der König ist so heilig, daß kein Siamese seinen Namen auszusprechen, oder zu schreiben wagt. Er ist sogar nur wenigen Gliedern seiner Familie bekannt. Er, wie auch der König von Cochinchina, gelten, so lange sie herrschen, für unsterblich. Für Majestätsverbrechen gilt es daher, dem König von Siam, so lange er lebt, einen Thronfolger zu ernennen und diese Ehrfurcht hat eine Menge Unruhen herbeigeführt. Sein Titel ist Koung loung, „Herr über Alles," alles an ihm führt das Epitheton „golden." Der Volksglaube, auf die Metempsychose gestützt, nimmt an, daß sein Leib von einer schon seligen Seele bewohnt sei, die durch die Verdienste in einem frühern Leben sich diese hohe Staffel im gegenwärtigen erworben habe. Wenn er stirbt, so wird das aus seiner Asche geformte Idol göttlich verehrt.

Adel, Aristokratie, oder sonst eine Mittelstufe zwischen dem König und dem Volke, d. h. seinen Sklaven, besteht hier gar nicht. Jeder Unterthan gehört der allgemeinen Conscription zu jeder Art von Staatsdienst an. Er muß vom 21. Jahre an $^1/_3$ jedes Jahrs activen Staatsdienst leisten. Von diesem Frohndienste sind nur die Talapoinen ausgenommen, was außer religiösen Gründen dazu beigetragen haben mag, daß jeder Siamese eine Zeit lang in diesen Orden tritt. Ebenso sind die chinesischen Ansiedler davon ausgenommen, und zahlen statt dessen eine gewisse Summe. Überhaupt sind die Chinesen besser gestellt, als die Siamesen. Frei von diesen Diensten sind auch die Sklaven, die öffentlichen Beamten und jeder Hausvater, der schon drei dienstfähige Söhne hat. Auch kann man sich durch Stellen von Sklaven, Geldsummen, Naturalien u. s. w. davon loskaufen. In frühern Zeiten waren die Unterthanen zu sechsmonatlichem Frohndienste gezwungen. Die jetzige Milderung soll erst vom Großvater des Königs, der 1822 regierte, herrühren.

Die dienende Volksmasse zerfällt in zwei Abtheilungen, deren eine die rechte, die andre die linke Hand des Königs heißt. Jede ist wieder in Unterabtheilungen von je 1000, 100, 10 getheilt, mit einem Aufseher an der Spitze.

Die hohen Würdenträger zerfallen in 9 Abtheilungen, welche durch ihre Titulaturen sich unterscheiden.

Die Hauptstadt steht unter der unmittelbaren Verwaltung des Königs, die Provinzen unter Vicekönigen (Chaoumang); die entferntern Besitzungen unter erblichen tributairen Fürsten.

Die Einkünfte gehen aus den Frohndiensten, Regalien, Monopolen, Antheil am Handel, Zöllen, Taxen, u. s. w., welche alle mit großer Willkür ausgeschrieben werden, hervor. Die Naturalien, die Verpachtung der Fischereien, die Monopole von Pfeffer, Zucker, Benzoin, Alcoholz, und fast alle werthvolle Waaren, die Fabrication des Arak, tragen am meisten ein. Jeder Obstbaum muß eine Abgabe zahlen. Die Gesammteinnahme wird zu 3,144,000 Pf. Sterl. geschätzt, von denen jedoch nur 685,000 Pf. St. baar gezahlt werden, das Übrige in Naturalien. Der Staatsschatz ist dagegen nicht reich; er hat gegen 240,000 Pf. St. vorräthig.

Von einer wirklichen Justiz ist in einem so despotischen Staate kaum die Rede. Im Allgemeinen ist sie in den Händen der Administrativbehörden. Bei Appellationen wird eine Art Gericht gebildet. Drei Gesetzbücher werden erwähnt, eins vom J. 1773, ein anderes von 1614 und ein drittes von 1053. In diesem bezieht man sich auf ein noch älteres von 561 nach Chr.

Die Armee ist schlecht organisirt, und aus Furcht vor Rebellionen, außer im Kriege, nicht zahlreich. Gegen 30,000 Mann sind mit Schwert, Lanze und Muskete bewaffnet, größtentheils Infanterie. Ihre Kriege laufen auf Hinterlist und Scharmützel hinaus.

Im Birmanenreiche zerfällt die Population in sieben, durch Privilegien und Thätigkeit gesonderte, Classen; nämlich 1) die königliche Familie, 2) die Beamten; 3) die Priester, 4) Kaufleute, 5) Ackerbauer, 6) Sklaven, 7) die Aussätzigen, Verstoßenen. Diese Unterschiede sind jedoch zum größern Theile nicht erblich. Von den Beamten sind nur die tributairen Häuptlinge besiegter Länder im erblichen Besitze ihrer Titel und Ämter. Die übrigen Beamten können aus den niedrigsten Volksclassen genommen werden, werden besoldet, nach Willkür entlassen und vererben weder ihre Titel noch ihre Besitzungen auf ihre Kinder. Die Priester, Talapoine, sind schon oben erwähnt. Die Kaufleute werden, sowie sie ein gewisses Vermögen erworben haben, in die Classe der Reichen einregistrirt. Dadurch erhalten sie das Privilegium, nicht blos den gewöhnlichen, sondern außerdem außerordentlichen Erpressungen unterworfen werden zu können. Auch, wenn sie verarmen, behalten und vererben sie ihren Titel, da öffentliche Geschenke für den König damit verknüpft sind. Die Prinzen und Minister borgen bei ihnen Geld, ohne es je zurückzuzahlen. Die Ackerbauer sind gemeine Landbauer und Eigenthümer; die Classe der ersteren ist am zahlreichsten.

Jeder Birmane ist Sklave des Königs. Seine Dienste kann der König jeden Augenblick in jeder Form, als Soldat, Künstler, Ackersmann u. s. w. in Anspruch nehmen. Jeder ist an seine Scholle gebunden. Nur zu kurzer Abwesenheit erhält er Urlaub. Weiber erhalten diesen nie, und selbst den Töchtern von Fremden wird er nur gegen bedeutende Geldsummen verstattet. Die Dienste der Unterthanen sind nicht wie in Siam regulirt, sondern wenn deren gefodert werden, so decretirt sie der Lut d'han und beauftragt Unterbeamte mit der Execution.

Die Sklaven, welche wir als die sechste Classe der Population aufführten, sind entweder Schuldner oder erbliche Sklaven. Die erstern geben sich selbst in Sklavendienst, bis ihre Schuld getilgt ist. Kinder müssen auf diese Weise die Schuld der Ältern abdienen. Weiber sind zum Concubinat verpflichtet, sobald die Schuld 25 Tical übersteigt. Erfolgt die Geburt eines Knaben, so ist die Schuld getilgt. Die erblichen Sklaven sind Kriegsgefangene, die entweder vom Könige geschenkt, oder auf dem Markte gekauft sind. Selbst wenn sie sich loskaufen, dürfen sie das Land nicht wieder verlassen. Der Sklaven- oder ist übrigens bei den Birmanen im Ganzen sehr mild.

Die Aussätzigen bestehen aus Pagodensklaven, den Verbrennern der Todten, Henkern und Gefängnißwärtern, Aussätzigen, Incurablen, Verstümmelten und Lustdirnen. Sie haben keine bürgerlichen Rechte, dürfen die Tempel nicht besuchen und die Pagodensklaven dürfen sich nicht mit andern Classen des Volkes verheirathen, nicht mit ihnen essen und sich nicht einmal neben sie setzen. Die Lustdirnen werden, wenn sie ihr Gewerbe aufgeben, wieder in den übrigen gesellschaftlichen Verband aufgenommen.

Die Regierung ist ganz despotisch. Der König hat Willkür über Leben und Eigenthum eines Jeden. Sein Titel besteht aus 21 Sylben, welches in der monosyllabischen Sprache schon eine große Menge von Tugenden und Eigenschaften ausdrückt. Der König geht nie unter das Dach eines seiner Unterthanen, selbst nicht seines Bruders. Diesem Gebrauche folgen auch die Beamten, insofern sie nie in das Haus eines Beamten treten, welcher einen niedrigern Rang hat, als sie. Am Feste Lent, im October, das drei Tage dauert, und das neue Jahr beginnt, müssen alle Prinzen, höhere und niedere Würdenträger sich vor ihm demüthigen, um Verzeihung bitten und reiche Geschenke darbringen. Eine der besondern Vergnügungen des Königs ist, auf den Schultern starker Menschen zu reiten, denen musselinene Zügel durch den Mund gezogen werden, an denen er sie lenkt.

In Siam und in Birma steht ein weißer Elephant in unmittelbarer Beziehung zu dem Könige, weil nach Buddhistischem Glauben die Seelen großer königlicher Vorfahren in weiße Elephanten übergehen. Sie werden, sobald sie sich zeigen, gefangen und zu Hofe gebracht, wo sie einen Palast und reiche Bedienung, sowie vielen Schmuck erhalten [2]).

Die Administration im Birmanenreiche geschieht durch zwei Räthe, den geheimen Rath des Königs und den öffentlichen Staatsrath, Lut d'han. Dieser besteht aus vier Räthen Wan gyi (Würdenträger). Diese entscheiden über Alles. Doch kann Appellation an den ganzen Rath stattfinden und dieser des Königs Gegenwart fodern. Jeder

2) Vgl. außer Ritter auch *Hamilton*, Description of Hindostan. II, 780.

der vier Räthe hat seine Stellvertreter, Wun dauk, und diese ihre Secretaire. Der Staatsrath decretirt im Namen des Königs, ohne daß dessen Unterschrift oder Bestätigung angegeben wird. Er steht jedoch unter directem Einflusse des geheimen Rathes, der auch aus vier Personen Atwen Wun und 30 Secretairen besteht. Der Priesterstand ist völlig ohne weltlichen Einfluß, ohne Güter und ohne Hierarchie.

Das Reich ist in viele Provinzen von ungleicher Größe vertheilt; diese in Districte mit Städten und diese wieder in Dörfer und Weiler. Jede der Unterabtheilungen heißt Myo. Jede Provinz erhält ihren besondern Namen von der Hauptstadt und Residenz des Gouverneurs, und ebenso jede andere Abtheilung von einem Orte. Der Gouverneur der Provinz heißt Myo Wun und hat die Justiz, die Finanzen, sowie die ganze Militair- und Civilgewalt. Unter ihm stehen die übrigen Provinzialbeamten. Alle Geschäfte werden in einer offenen Halle abgemacht. Statt des Salairs erhalten die Beamten Anweisung auf Ländereien, das heißt, auf die Arbeit einer bestimmten Anzahl Landbauern. Der königliche Palast hat vier Gouverneure, deren jeder einem Thore vorsteht und über 1000 Mann befehligt. Die Städtegouverneurs haben eine beschränkte Jurisdiction. Bei den Gerichten ist die Tortur allgemein; auch kommen Gelderpressungen durch die Kerkermeister vor. Ordalien sind ebenfalls im Gebrauch; allein es hängt hierbei Alles vom Operateur ab, der sich bestechen läßt. Die Strafen sind, wie in jeder Despotie, hart und grausam. Eine der gelindesten ist das Schmieden in 8 bis 9 Eisenfesseln. Außerdem existiren Geldstrafen, Geißelung, Verstümmelung, ewige Sklaverei; die Todesstrafen sind Ersäufen, lebendiges Begraben, Vorwerfen zum Fraß wilder Thiere, Spießen u. s. w. Geldbestechungen sind die einzige Hilfe gegen diese Grausamkeiten und allgemein im Schwunge. Außerdem muß jede Handlung des Richters und jeder Eidschwur bezahlt werden.

Die geschriebenen Gesetze sind, nach Crawfurd's Urtheil, nicht ohne Verdienst, aber sie werden nicht in den Gerichtshöfen angewendet, und höchstens, der Curiosität wegen, einmal nachgeschlagen. Sie heißen Shoe mea (der goldene Prinz); auch der Manuedor, Wandana und Damawilatha werden angeführt, allein nach den Proben zu urtheilen, ist es entweder der indische Text gar nicht, oder er ist sehr verändert.

Die Gerichtsverwaltung ist sehr arbitrair, voll Plackereien und kostspielig, ohne daß sie ihren Zweck erreicht.

Die Polizei ist so schlecht, daß, so lange das Land bekannt ist, es voll Räuber war.

Die königlichen Befehle dringen kaum über den Bezirk der Hauptstadt und sind im übrigen Lande unbekannt.

Der Militairstand ist von den übrigen nicht geschieden. Selbst die Civilbeamten müssen als Militairs dienen, und so jeder Birmane, wenn man seiner habhaft wird. Exercitium, Conscription gibt es nicht. Auf eine Ordre des Staatsraths wird die Bewohnerschaft einer Provinz zu Soldaten gepreßt und steht meist unter Befehl ihrer Beamten. Sie wird auf Staatskosten bewaffnet und genährt; Sold erhalten sie nicht. Diese undisciplinirten, rohen, unkriegerischen Haufen sind nur den noch unkriegerischern einheimischen Tribus furchtbar. Sobald sie den Feind erblicken, laufen sie davon, wenn nicht dieser ihnen in der Flucht zuvorkommt. Ihre Waffen sind plump und schlecht; ebenso ihr eigen fabricirtes Pulver. Geschickt sind sie dagegen im Aufwerfen von Verschanzungen; sie wählen das Terrain dazu sehr gut, befestigen sie auch nicht übel, wagten aber nirgends, sie gegen Europäer zu vertheidigen. Dennoch ist der Birmane durch seinen physischen Bau zum Soldaten sehr tauglich, und gute Führung und Disciplin ließe mit ihm viel ausrichten. Dies wird sich zeigen, sobald das birmanische Reich in englischer Gewalt sein wird. Diese Zeit wird, wenn nicht ganz besondere Umstände dazwischen treten, nicht lange mehr ausbleiben, und selbst wider Willen der Engländer von ihnen benutzt werden müssen. Cavalerie hatten die Birmanen erst seit der Zeit, wo sie die nordwestlichen Grenzländer ihres Reiches, Munipore, Cassey, unterworfen hatten. Aber diese Cavalerie war nicht minder werthlos, wie die birmanische Infanterie.

Das Finanzwesen ist Raub und Erpressung. Directe Abgaben nach Größe und Fruchtbarkeit des Bodens fehlen; sie werden nur nach Verhältniß des Besitzers und der Familienzahl eingetrieben. Alle Prinzen, Beamte, Günstlinge sind auf diese Grundsteuer angewiesen. Sie sind temporäre Herren ihrer Assignationen. Allein, um sie zu erhalten, müssen sie am Hofe große Summen erlegen, und da ihr Besitzstand sehr unsicher ist, so müssen sie eilen, durch die grausamsten Erpressungen so schnell als möglich sich Capital und Gewinn zu sichern. Am schlimmsten leiden die Provinzen, welche königlichen Prinzen zugewiesen werden. Außerdem können auf alle Gegenstände Taxen gelegt werden; Häuser, Köpfe, Obstbäume, Fischteiche, gedörrte Fische, Salz, Schwalbennester u. s. w. werden besteuert. Die Gold- und Silberminen, Edelsteingruben, Teakhölzer, Zollgebühren und Anderes sind Regal. Die Einkünfte werden von den Beamten eingetrieben, die, wo sie hinkommen, Alles aussaugen. Der Schatz zahlt weder ihnen, noch fast sonst irgend Geld. Zu jeder außerordentlichen Ausgabe — wie Bauten, Gesandtschaften, Krieg — werden besondere Steuern ausgeschrieben. Die Summe derselben ist den Beamten überlassen. Diese unterschlagen natürlich auch den größten Theil der Einkünfte.

Der Schatz war bei alle dem sehr gering und schien Crawfurd nicht über 575,000 Pf. St. angeschlagen werden zu dürfen. Das jährliche Einkommen schien nicht über 25,000 Pf. St. zu betragen.

In Assam, haben wir schon bemerkt, existirt der Verbündete des Brahmathums, der Kastenunterschied. Die Regierungsform ist hier durch Einfluß des Brahmathums etwas mehr stabilirt, aber die eigentliche Macht doch nur unter sehr wenige Familien getheilt, und der Despotismus ebenso toll, wie in den übrigen Theilen Hinterindiens.

Der König ist, der Theorie nach, ununschränkter Herr. Alle, welche durch legitime Heirath von Rudra

Singh (regierte um 1700) abstammen, sind zur Erbfolge fähig, wenn sie nicht irgendwie am Körper verunstaltet oder entstellt sind, oder eine Narbe haben. Daher wurde es Grundsatz, alle Prinzen, welche man von der Succession ausschließen wollte, auf eine leichte Weise zu entstellen; auch wurden diese Prinzen gefangen gehalten. Die Krönung des Königs wird sehr feierlich vollzogen; auf dem Berge Tshorai Khorong, wo der Stammvater der Familie, Khuntai, zuerst erschien, pflanzte der neue König einen Baum, die ficus religiosa. Dann wird heiliges Wasser über ihn und seine Frau, welche auf einem Gerüste stehen, unter welchem sich so viel lebendige Thierspecies, als man herbeischaffen konnte, befinden, ausgegossen, sodaß es auf die unter ihnen befindlichen (ein Mensch, ein Elefant, ein Pferd u. s. w.) herabträufelt. Dann erhält er das Schwert Hyang dang und erschlägt einen Büffel damit. Früher, vor Rudra Singh, war es Sitte, daß er einen Menschen damit tödtete. Dann erhält er Geschenke u. s. w.

Drei Oberstaatsräthe, Gohaing, haben in Assam die ehrenvollste Stelle; allein sie dürfen keine Befehle geben, sondern sind nur verpflichtet, dem Könige mit ihrem Rathe beizustehen, wenn er ihn begehrt. Diese obersten Würden sind in dem erblichen Besitze dreier Familien; doch kann der König jedes beliebige Mitglied der Familie zu ihrem Amte ernennen. Der vierte Großbeamte ist der Bara Boruya oder Großsecretair. Dieser hat, verfassungsmäßig, die ganze executive Gewalt, sowol bürgerliche, als militairische; an seinen Gerichtshof wird in allen Sachen appellirt, außer wo es die Diener der drei erblichen Oberstaatsräthe betrifft. Er muß unter den Mitgliedern von vier dazu bevorrechteten Familien von dem Könige gewählt werden. Er hat 100 Dienstleute und bezieht eine Menge Sporteln aus allen Rechtshändeln u. s. w. Unter diesem stehen zunächst sechs Tshoruga Fukons, welche sein Rathscollegium bilden. Der König hat ferner zwölf Radjkhaojas (wol sanskr. Râg'akâjas, königliche Leibwächter), welche je 3000 Mann commandiren. Dann gibt es noch eine Menge anderer Beamten in der Hauptstadt, deren Aufzählung hier zu weit führen würde.

Das Militair besteht aus einheimischen Truppen, die aus allen Kasten genommen werden, und aus Söldnern aus dem westlichen Indien. Das Heer steht unter einem Gohaing.

Das Land von Assam ist von dem Könige zum größten Theile an Payiks, eine Art Kronbauern, verliehen, und sie sind dafür verpflichtet, den dritten Theil des Jahres (wie in Siam) für den König, oder denjenigen, welchem sie der König verleiht, ohne Kost und Lohn zu arbeiten. Für letzteres können sie sich jedoch auch durch Zahlen einer gewissen Geldsumme abfinden. Da jeder nur ein Drittel des Jahres dient, so gehören zum vollen Dienste drei solcher Bauern, welche man dann einen vollen Payik nennt. Einem solchen vollen Payik werden gegen 14 Morgen Landes verliehen, die die nicht im Dienste stehenden Familienglieder bearbeiten. Diese Kronbauern werden Beamten untergeordnet, welche nach der Anzahl der ihnen zugegebenen Dienstleute in vier Classen zerfallen; die der ersten haben 1000, die der zweiten 100, die der dritten 20, die der vierten 10; allein diese Zahlen sind jetzt nur nominal. Die Ländereien der Beamten sind zinsfrei und werden von diesen Dienstleuten bearbeitet; außerdem erhalten sie auch Geschenke. Diese Payiks können auch von ihren Beamten zum Kriegsdienst aufgerufen werden; doch geschieht dies selten, weil sie zu feig sind. Diese Überweisung der Payiks bildet den Sold der Beamten; außerdem beschäftigt der König viele derselben auf seinen eigenen Besitzungen und zu sonstigem eigenen Gebrauche.

Die Provinzialregierung betreffend, so steht das eigentliche Assam oder Mittelassam (von der Scheidung des Brahmaputra in zwei Arme, den Lohit und Dihong, bis zur Mündung des Dhunsiri) unter der unmittelbaren Regierung des Bara Boruya. Er hat zwei Beamte unter sich, welche die Justiz und die Finanzen verwalten. Diese erhalten Landgüter und Payiks. Die Provinz Kamrup (Unterassam, vom Dhunsiri bis an die westliche Grenze Assams) steht unter einem Fukon, welcher aus denselben vier Familien gewählt werden muß, aus denen der Bara Boruya. Er hatte von der Occupation dieser Provinz durch die Briten ein Rathscollegium von sechs Fukons neben sich, welches ihn beschränkte. Die Ländereien in dieser Provinz sind außer an Payiks auch an Radjas vertheilt, deren Würde in gewissen Familien erblich ist; doch kann sie der König jedem Mitgliede der Familie verleihen. Sie sind die ursprünglichen kleinen Häuptlinge des Landes, und sind verpflichtet, eine bestimmte Anzahl von Payits zu stellen. Was nicht zum Unterhalte von diesen von ihrem Territorium nöthig ist, können sie nach Willkür bestellen. Sie haben die niedere Jurisdiction und stehen in Kriegszeiten an der Spitze ihrer Bauern. Die dritte Provinz, Oberassam, dehnt sich von Mittelassam bis an die Ostgrenze des Reiches. Ihre Verhältnisse sind noch nicht bekannt.

Beamte, Zollpächter, freie Grundeigenthümer maßen sich allsammt das Bestrafungsrecht an. Eigentlich steht es nur den höhern Beamten und Radschas zu. Von ihnen findet Appellation an die drei Provinzialgerichte statt, welche vollständige Criminal- und Civiljurisdiction bis zur Verhängung der Todesstrafe haben. Letztere kann nicht ohne schriftliche Bewilligung des Königs vollzogen werden. Bestechung ist sehr häufig, die Strafen streng. Capitalverbrechen sind Verrath, Mord, Nothzucht, Männerschändung und absichtliche Fehlgeburt. Außer für Rebellion können die Strafen abgekauft werden. Die Capitalstrafe erstreckt sich auf die ganze Familie eines Empörers, Ältern, Brüder, Schwestern, Weiber und Kinder. Die Hinrichtungsweisen sind sehr verschieden und grausam. Spießen, Durchsägen zwischen Bretern, Zerschlagen mit Hämmern oder glühenden Hauen. Kleine Diebereien werden mit Geißeln oder Ohr- und Nasenabschneiden gestraft. Die Civiltrechtspflege ist viel schlimmer, als die criminelle. Hier ist Bestechlichkeit allgemein.

Die Finanzverwaltung ist unter aller Kritik. Geschenke sind die Haupteinnahmen. Dabei bedienen sich die Beamten, die in Assam sehr viel Macht besitzen, der

größten Erpressungen. Die Zölle und Hauptrevenüen sind größtentheils verpachtet.

Die Bergvölker im Süden von Assam stehen in Bezug auf Staat und Recht noch auf einer Stufe, die sich dem Naturzustande nähert. Die Garos z. B. zerfallen in Clans mit je drei erblichen Häuptlingen. Die im Clan vorfallenden Streitigkeiten werden von den Häuptlingen in einer Versammlung, zu welcher auch die Familienväter gezogen werden, entschieden. Blutrache gilt hier, wird aber abgekauft. Fallen Streitigkeiten zwischen verschiedenen Clans vor, so kommt es, im Falle sich die Häuptlinge nicht unter einander verständigen, zum Kriege. Die Häuptlinge haben eine Menge Sklaven, die übrigen Glieder des Clans sind Freie.

Ganz eigenthümlich sind unter den Garos die Eheverhältnisse, die den Frauen überaus bedeutende Vorrechte einräumen und sich der tibetanischen Polyandrie zunächst anschließen, obgleich schon im eigentlichen Charakter, der gleichzeitigen Vielmännerschaft, abweichend. Die jüngste Tochter eines Häuptlings ist die Erbin der Häuptlingschaft, und überträgt ihr Erbe auf ihren Ehemann. Stirbt dieser, so heirathet sie dessen Brüder u. s. w.; sind alle Brüder todt und der Vater zu alt, so kann sie sich einen Mann aus einer andern Familie wählen und auf ihn alles Erworbene sammt den Kindern übertragen. Bei andern ist wie bei den Naïren [3]) derjenige Schwestersohn sein Erbe, welchen seine Witwe zum Manne wählt. Gebiert eine Unverheirathete, so bringt es ihr keine Schande. Ehebruch der Frau gibt dem Manne nicht das Recht, seine Frau zu entfernen, außer im Fall er ihr all ihr Eigenthum und ihre Kinder mitgibt. Eine Frau dagegen kann ihren Ehemann jeden Augenblick verlassen, einen andern heirathen und ihm das ganze Besitzthum ihres frühern Mannes sammt den Kindern zubringen. Auch die Frau eines Häuptlings kann ihren Mann mit denselben Rechten verlassen, ist aber verpflichtet, einen andern Mann aus seiner Familie zu wählen. Indem ich diese Gebräuche aufführe, kann ich die Vermuthung nicht unterdrücken, daß sie uns die indischen Sagen von einem oder mehren Frauenreichen, welche wir schon erwähnt haben [4]), erklären. Da ferner das eine indische Frauenreich uttara (nördliches) Pândja heißt, und in der Nähe des südlichen Pandjareiches die Naïren noch jetzt ähnliche Gebräuche haben, endlich die fünf Pandusöhne in dem Mahabharata polyandrisch mit einer Frau verheirathet sind, so liegt hier ein Zusammenhang vor, der alle Beachtung verdient.

In kleine Häuptlingschaften zerfallen auch die Cossyahs; einer der mächtigsten ist der König von Djyntia. Dieser muß in wichtigern Angelegenheiten die Königin-Mutter, die Districtshäuptlinge und die Staatsbeamten zu Rathe ziehen. Letztere beide stellt er zwar an, aber hierbei muß er die sehr kriegerische und unruhige Volksstimme berücksichtigen, und dadurch erhalten jene einen bedeutenden Einfluß auf ihn. Im Kriege stellt er 5000 Bogenschützen auf, seine Leibwache im Frieden ist unbedeutend. Jedes Dorf hat seinen Häuptling, dessen Gewalt aber von den Dorfbewohnern sehr beschränkt ist. Die Erbfolge ist wie bei den Garos. Ähnlich ist es bei den Kukis. Doch herrscht, in Beziehung auf Erbfolge, das Recht der Erst- und Letztgeburt. Nur der älteste und jüngste Sohn erben. Die übrigen erhalten nichts.

In Munipur, dessen schöne Flächen das Volk verweichlicht haben, herrscht Despotismus.

Die Malaien waren zur Zeit ihrer Blüthe (vom 13. bis 16. Jahrh.) ein bis zu einem gewissen Grade civilisirtes Volk. Sie haben, als sie den Islam annahmen, auch die Gesetze des Koran in Bezug auf Ehe, Erbrecht, Religion mehr oder weniger angenommen. Doch hat sich daneben auch ein nationales und locales Recht erhalten, Undang Undang genannt. Dieses stimmt in den meisten Malaienstaaten mit einander überein. Es betrifft Gouvernement, Handel, Hafenleben, Eigenthum, Sklaverei, Civil- und Criminalgesetze. Auf der malaiischen Halbinsel haben sich die Undang Undang von Tringanu und Patani erst nach den Gesetzen von Singhapura und dann nach denen von Djehor gerichtet (den Hauptstädten vor Colonisirung und nach Verlust von Malacca); die von Patani sind stark mit siamesischen Gesetzen vermischt. Eine der Hauptgrundlagen ist der Codex maritimus, welchen der Sultan von Malacca im J. 1276 redigiren ließ. Er gilt noch jetzt überall bei den östlichen Malaienstaaten. Wo er nicht ausreicht, ergänzen ihn die Institutionen von Djehor. Er stellt das Verhältniß der Schiffsherren und der Steuerleute unter sich und zu den Beamten auf dem Lande fest, sowol ihre Pflichten, als Rechte; dann handelt er von den Schiffen, ihrem Aus- und Einlaufen und ihrer Verproviantirung; dann von Hafenrechten, Handel, Schiffbruch, Sklavenfang und Verhältniß zu den Sklaven. Der Vertilgungskrieg, welchen die Portugiesen gegen die Malaien führten, hat sie zu Piraten größtentheils gemacht.

Das Gouvernement gründet sich auf das Feudalwesen, und bis jetzt noch wird die Oberhoheit von Menang cabao (in Sumatra) anerkannt. Die Person und Familie des regierenden Prinzen werden hoch geehrt. Ihr Adel besteht aus Häuptlingen mit einem zahlreichen Gefolge von Hörigen, über deren Dienste sie gebieten. Ihre Civil- und Polizeiinstitute sind ein Gemisch von nationalen, oder vielmehr indischen, welche mit malaiischen gemischt waren, ehe der Islam Eingang gewann, und Muhammedanischen Gebräuchen, die in größern Staaten in Statuten gesammelt sind, in kleinern dem Herkommen überlassen bleiben. Nächst dem Adel bilden die Freien eine besondere Classe und endlich die Sklaven.

5) Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung u. s. w. Den Charakter der Hauptrace der hinterindischen Bevölkerung, der tatarisch-chinesisch-hinterindischen Race, der Shan- und Mranmanation, betreffend, so ist jetzt Indolenz ein Hauptkennzeichen desselben, ebenso Stumpfsinn bald in höherem, bald geringerem Grade, beides theils wol angeboren, theils Folge des Klima's, theils endlich des, jede freiere Bewegung beschränkenden, Despotismus. Doch sind die verschiedenen Völkerschaften

3) Vgl. oben S. 242. 4) Vgl. S. 90. 116.

unter sich auch mehr oder weniger verschieden. Die fremde, theils von China, theils von Indien her ihnen zugebrachte Cultur scheint nie so tiefe Wurzeln bei ihnen, wenigstens bei dem größten Theile der Bevölkerung, geschlagen zu haben, daß sie den ursprünglichen Charakter und seinen eigenthümlichen Entwickelungsgang bedeutender oder auf länger dauernde Zeit zu afficiren, oder gar zu ändern vermocht hätte. Genauere Kenntniß fehlt uns noch zu sehr, um mit Bestimmtheit eine allgemeine Charakteristik geben zu können. Wir beschränken uns daher, einige Beobachtungen über die einzelnen Völkerschaften, die in dieser Rubrik zu behandelnden Gegenstände betreffend, hervorzuheben.

Die Anamesen zeigten sich genauern Beobachtern durchgängig als ein lebhaftes, freundliches, zuvorkommendes Volk, ohne brutalen Hochmuth, Neugier und mit guter Lebensart. Im Gesicht wechselt der Ausdruck, überraschend schnell von einem Gegensatz in den andern überspringend. Die Charaktere der Individuen waren sehr übereinstimmend, wie dies einerseits bei Völkern, in denen die Gewalt des individuellen Bewußtseins noch nicht hervorgetreten ist, in der That der Fall ist, andererseits aber fremden Beobachtern bei allen, selbst gebildeten, Völkern mehr der Fall zu sein scheint, als er es wirklich ist. Die Anamesen sind sehr schwatzhaft, heiter, voll Humor, scherzhaft, sanft, gelehrig, ein sehr quartiges Volk. Wenn man ihnen zusieht, sollte man sie für das glücklichste Volk halten. Aber ihren Leichtsinn müssen sie oft genug durch wohlgezählte Bastonnaden büßen, die jeder im Rang höhere dem unter ihm stehenden zumessen lassen darf. Überhaupt ist durch den Despotismus jedes edlere Gefühl im Volke erstickt. Sie sind sehr eitel und halten sich nächst den Chinesen für das erste Volk auf Erden. Diesen suchen die Großen durch Affectation einer, ihnen unnatürlichen, Ernsthaftigkeit nachzueifern. Die Beamten sind — eine Folge des Despotismus — raubsüchtig. Das gemeine Volk zeigt sich gegen Fremde sehr dankbar. Grausamkeit ist diesem ebenfalls fremd. In den Ehen sind sie treu und der geringste Fehltritt wird criminell bestraft. Die Unverehelichten leben dagegen in der freiesten Vermischung, ohne Makel für die Zukunft. Die Männer heirathen mit 20 Jahren, die Reichen schon früher. Die Frauen werden den Ältern abgekauft. Auffallend ist, daß hier das Verhältniß der Frauen zu den Männern stärker sein soll, als irgendwo; fünf Mädchen auf einen Knaben; — es ist wol ein Zeichen der Schwäche der Männer. Abtreibung der Frucht gilt für kein Verbrechen; auch Kindermord wird nicht als Mord betrachtet. Die Frauen gehen zwar frei umher, genießen aber keine Achtung. Der Mann darf seine Frau zu Tode prügeln. Liebe ist selten. Die Frauen ziehen die Gunst der Fremden vor. Da der Militairdienst die Männer so lange Zeit (vom 18. bis 60. Jahre) in Anspruch nimmt, so liegen die meisten Arbeiten den Frauen ob. Sie pflügen und säen, bauen und beschiffen die Flüsse, sind Schmiede, weben, führen den Handel, und der Weibertaglohn wird ebenso hoch bezahlt, als Männerarbeit. Sie sollen wahre Amazonen sein und selbst im Kriege mitfechten.

Die Siamesen missfielen den europäischen Beobachtern beiweitem mehr, als die fröhlichen Anamesen. Jene sind knechtisch gesinnt, raubgierig, habsüchtig, träge, feig, stumpfsinnig, eitel, hochmüthig. Ihre knechtische Unterwürfigkeit nimmt ihrer Gestalt, ihrem Betragen und ihrer Sinnesweise jeden Schein von Freundlichkeit, Männlichkeit, Ernst, Anmuth und Grazie. In Gegenwart eines Ministers vom fünften Range lagen dessen Leute zu Boden gestreckt vor ihm, wisperten ihre Antworten, kaum den Kopf erhebend, ganz leise; Utensilien brachten sie auf den Knien rutschend herbei. Dieser Minister selbst mußte vor einem natürlichen Sohne des Königs wie ein Hund kriechen. Der erste Minister hatte von den Prosternirungen, die er vor dem Könige zu machen hat, schwarze Flecken an Knie und Ellenbogen. Bei der Audienz, welche den englischen Gesandten zu Theil ward, lag Alles, was zum Hofe gehörte, von dem Thronerben an bis zu den Beamten, seiner Rangordnung gemäß zu Boden gestreckt; kein Glied rührte sich, kein Auge richtete sich auf die eintretenden Fremden, kein Flüstern. Alles war wie in einem Gotteshause. Am Ende des Audienzsaales war ein leerer Raum gelassen. Hier befand sich 15 Fuß hoch ein Goldthron, wie ein Altar eingerichtet. Ein Vorhang öffnete sich und aus einer Nische trat der Königsthron, darauf der König, starr und unbeweglich wie eine Buddhastatue, wie denn auch das ganze Ceremoniell dem Buddhacultus nachgeahmt war. Der König, ganz in Goldbrocat gekleidet, war ohne Kopfschmuck, ohne Juwelen und Perlen, hatte aber Krone und Scepter und Fliegenwedel neben sich. Die Reden, welche der König an die Gesandten richtete, wurden leise von einem der niedergeworfenen Höflinge nach dem andern wiederholt, bis sie an den Dolmetscher kamen, der sie übersetzte, und so ginzen auch die Antworten zurück. Die tolle Tyrannei ist so zur Gewohnheit geworden, daß sie in den, die darunter leiden, ihre Hauptvertheidiger findet. Man kennt und will es nicht anders. In Beziehung auf die bürgerlichen Tugenden, Friedfertigkeit, Kindesliebe, Verträglichkeit in der — in ganz Hinterindien polygamischen — Ehe werden den Siamesen keine bedeutenden Vorwürfe gemacht. Lügen und Verstellung ist aber allgemein. Überhaupt nimmt die Verschlechterung des Volkes in den höheren Ständen immer mehr zu. Von natürlich-feiner Lebensart gibt es in Siam keine Spur. Ihre Feigheit ist mit großer Grausamkeit gegen ihre Feinde gepaart. Unter ihnen selbst kommen keine Fehden vor und keine Selbstrache. Bei alledem halten auch die Siamesen sich für das erste Volk der Welt.

Die Birmanen sollen im Frieden ein mildes, sanftes, harmloses Volk sein; im Kriege aber sind sie wüthig und grausam. Ehrgefühl kennen sie, in Folge des willkürlich despotischen Verfahrens, welches die an und für sich entehrendsten Strafen für die nichtigsten Ursachen anwendet, nicht. Eisenstrafe und Peitschenhiebe können nur Lächeln, wie bei Schulknaben, hervorrufen. Sie treffen den ersten Minister, wie den gemeinsten Bettler, und jener tritt nach erduldeter Strafe in seinem frühern Rang und Macht ungeschmälert wieder auf. Überhaupt sind die

Birmanen fast noch ganz und gar im Zustande der Barbarei. Sie, sowie die Talain und Khyen, haben auch noch die Sitte des Tättowirens, jedoch nur bei Männern. Es werden Löwen, Tiger, Affen, Dämonen und Anderes eingeätzt. Auch die Siamesen, Arakanesen, Laos, Kambodjen und Cassayer haben diese Sitte von den Birmanen angenommen. Große Ohrlöcher bilden sie sich, um Ringe, Holz, Papierrollen und Anderes, selbst Cigarren während des Rauchens, hineinzustecken. Die Sitte des Rauchens ist bei beiden Geschlechtern allgemein, und Kinder werden schon vom dritten Jahre daran gewöhnt.

Die Arakanesen sind kriegerischer und in Beziehung auf Ehe sehr locker. Als Kaufleute sind sie sehr betrügerisch.

Die Assamesen waren früher tapferer, als seit Einführung des Brahmathums. Es werden ihnen eine Menge Laster vorgeworfen, Rachsucht, Verrätherei, Falschheit. Stirbt ein König, Oberhaupt, oder Vornehmer überhaupt, so würden früher seine Weiber, sein Gefolge, Diener, einiges von seinem Hausgeräthe ꝛc. mit ihm begraben.

Die Bergvölker betreffend, so sind die Garos von milder, sanfter Gemüthsart, obgleich ihr finsterer Blick das Gegentheil anzudeuten scheint. Aber Trunkenheit ist bei ihnen sehr häufig. Höchst kostspielig sind ihre Leichengebräuche. Es werden eine Menge Leute zweimal bewirthet, zuerst bei Verbrennung der Leiche, alsdann, wenn die Knochen in einen Fluß geworfen werden. Stirbt ein niederer Häuptling, so wird einer seiner Sklaven erschlagen und dessen Kopf mit ihm verbrannt, stirbt aber ein höherer, dann suchen dessen Sklaven einen Hindu zu fangen, der dasselbe Schicksal hat.

Die Cossyahs gelten für verrätherisch, grausam, rachsüchtig und feig. Die Nagas sind wild und blutdürstig. Die Geburt eines Kindes wird mit einem Gastmahle, Gesang und Tanz gefeiert; bei einem Knaben fünf Tage lang, bei einem Mädchen drei Tage. Ist ein Kuki entstellt oder impotent, so gibt er seine ganze Habe auf und zieht von Thür zu Thür, um sich durch Gesang oder Tanz sein Brod zu erbetteln. Stirbt Jemand, so muß seine Witwe ein ganzes Jahr bei seinem Grabe zubringen. Die Gräber der im Kriege Gefallenen werden mit großer Ehrfurcht betrachtet und besonders eingehegt.

Die Kleidung der Anamesen ist noch das alte Costüm der Chinesen, ehe diese die tatarische annehmen mußten. Sie ist bei beiden Geschlechtern sehr ähnlich, passend und bequem, aber nicht elegant. Sie gehen von Kopf bis zu Fuß bekleidet, sie tragen weite hängende Beinkleider, darüber zwei bis drei lose Oberkleider mit langen Ärmeln und Überhängen, die bis zu den Hüften oder Knieen reichen. Reichere hängen noch einen seidenen Mantel darüber, häufig schwarz, mit Silber verziert. Das Haupthaar wird lang getragen, in einen Knoten geschürzt und auf den Kopf zusammengebunden. Die Turbane unterscheiden die Stände. Zur Trauer wird ein weißer Turban getragen. Baumwollenstoffe werden selbst nicht von Ärmeren getragen. Diese haben grobe Seidenstoffe. Zeuch mit emblematischen Drachen ist nur Tracht des Königshauses (der König heißt officiell der große Drache). Zur Regenzeit tragen sie Hüte und Oberkleider von dicht zusammengenäheten Palmblättern, die wasserdicht sind. Die Nationalfarben sind, wie in China, gelb und orange. Das Kauen von Areka, Betelpfeffer ist hier, sowie in ganz Hinterindien, allgemein; ebenso Tabakrauchen. Ihre Wohnungen sind groß und bequem, aus Erdwällen aufgeführt, größtentheils mit Ziegeln, seltener mit Palmblättern gedeckt; es sind bald nur halboffene Hallen, in denen sie ihre Geschäfte abmachen, Waaren feil bieten u. s. w. In dem hintern Raume ist ihr Hausaltar und in der zweiten Hälfte sind die Wohnzimmer. Diese, sowie die Einwohner sind sehr unreinlich. Auch ihre Speisen sind sehr greulich. Krokodile, faule Eier, schon halbausgebrütete Küchlein, faule Fischbrühen und Ähnliches genießen sie als Delicatessen.

Die Kleidung der Siamesen ist sehr sparsam; die meisten gehen halb nackt, und selbst die höhern Stände tragen sehr wenig Zeuch; Kopf und Füße werden nie bedeckt, Brust und Oberkörper selten. Die jungen Weiber nur bedecken die Brust, die alten lassen selbst diese unbedeckt und schlingen nur ein Tuch um Hüfte und Schenkel. Ein Stück Seide oder Baumwollenzeuch, 5 — 7 Ellen lang, wird faltig um den Körper gewickelt bis zu den Knieen, die wieder unbedeckt sind. Ein anderes hängt wie eine Schärpe um den Oberkörper. Die Lieblingsfarben sind dunkle. Weiß ist auch hier Trauerfarbe und der Ornat der Tempeldiener, wie des Ordens der Bettelnonnen. Der größte Kopfputz eines Mannes ist ein kahl geschorener Kopf; doch muß auf der Spitze ein Haarbüschel struppig stehen bleiben. Die Weiber schneiden das Haar kurz ab. Sie tragen keine Turbane, sondern spitze Mützen, oder gar keine Kopfbedeckung. Putz und Ornamente lieben die Siamesen nicht. Die Nägel lassen sie lang wachsen und färben sich die Haut goldgelb.

Die Birmanen tragen sich anständiger, als die Siamesen; ihren andern Nachbarvölkern stehen sie, in Rücksicht auf Bekleidung, weit nach. Viele Theile des Leibes bleiben noch unbedeckt. Die Hauptbekleidung bei den Männern ist die um den Schenkel; darüber haben sie einen Rock mit Ärmeln; die Haare lassen sie wachsen und umwinden den Kopf mit Tüchern. Die Frauen tragen einen Rock, der vorn offen steht und bei den Armen sehr kurz ist. Die Haare flechten sie zusammen. Die Sonnenschirme sind allgemein im Gebrauch; ihre Form und Farbe bezeichnet den Rang der Beamten. Weiß und Gold ist die königliche Farbe. Strümpfe und Schuhe werden nie getragen, höchstens Sandalen.

Die Assamesen binden ein Stück Zeuch um den Kopf, eins um die Schultern und eins um die Lenden. Schuhe und Beinkleider kennen sie nicht.

Die Hauptbestandtheile der Bekleidung des Garos sind Leibgürtel und Turban. In der kalten Jahreszeit tragen sie einen Mantel aus Baumrinde (aus celtis orientalis). In den Ohrläppchen tragen sie schwere Ringe von Glockenmetall. Die Frauen tragen einen Gürtel, der nie bis ans Knie reicht. Der Busen ist unbe-

deckt. Die Kukis gehen, mit Ausnahme eines Gürtels, größtentheils ganz nackt.

Die jetzigen Malaien sind mit Gewalt aus einem früheren höheren Culturzustand herabgedrückt. Ihre größtentheils seeräuberische Lebensweise hat ihrem Charakter Rohheit, Wildheit, Grausamkeit, alle mit dieser Lebensart verbundenen Laster, gegeben. Als Schiffer sind sie kühn. In ruhiger Lebensweise aber indolent, nachlässig, sorglos. Die Malaien in Singhapore und Malacca stehen etwas höher, als die blos von Raub und Fischfang lebenden. Jene haben Häuser, Gärten und Agricultur, auch einige Handwerke. Die Wohnungen von diesen sind fast mehr Boote als Hütten. Die Kleidung ist weit und anständig, wol ein Einfluß des Islam.

6) Wort und Schrift; Literatur; Kunst. Die geistigen Entfaltungen der Bevölkerung Hinterindiens in der Sprache sind sehr unbedeutend. Ihre eigenen Sprachen sind zur Bildung einer Literatur fast gar nicht entwickelt worden. Was sie Literaturähnliches haben, ist — mit Ausnahme der Malaien — fremd, bei den westlicheren Völkern mehr von Vorderindien, oder vielmehr Ceylon herübergekommen, bei den östlicheren von China.

Die Sprachen[5]) betreffend, so ist, wie der Grundstock der Bevölkerung den Chinesen nahe verwandt ist, so auch höchst wahrscheinlich, mit Ausnahme der malaiischen, ihre Grundsprache. Sowie die chinesische Sprache, so sind auch fast alle Sprachen Hinterindiens zunächst monosyllabisch, ohne Inflexion und mit höchstem Einflusse der Aussprache. Näher zusammen stimmen die Sprachen von Tongking, Cochinchina und Cambodja. Die materiellen Bestandtheile dieser Sprache sind leicht von Fremden zu erlernen; aber die Aussprache, das heißt, die verschiedenen Arten der Betonungen, durch welche die Sylben ihren distinguirend significativen Charakter annehmen, sollen fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzen. Die Sylbe ma z. B. heißt Mutter, Haut, See, Ziege, Reis, Teufel, Geist, und diese Bedeutungen distinguiren sich durch die Modulation der Stimme.

Die anamesische Sprache hat weder Genera, noch Numeros, noch Casus, weder Moden, noch Tempora, noch Conjugation in unserm Sinne, sondern alle diese Begriffsmodificationen werden durch den Gebrauch von Partikeln, oder Wortstellung, wie in den übrigen monosyllabischen Sprachen, ersetzt. Die Wortstellung beruht im Allgemeinen auf denselben Principien, wie in den übrigen monosyllabischen Sprachen. Das Adjectiv steht hinter dem Substantiv. Bei Verbindung von zwei Substantiven ist das letzte genitivisch; in letzterer Beziehung stimmt das Anamesische mit dem Thay (auch Malaya), weicht aber ab vom Barmanischen. Das Verbum substantivum wird sehr häufig nicht ausgedrückt, sondern, als dem Adjectiv inhärirend, angesehen. Der Nominativ steht vor dem Verbum; die Präposition vor dem Worte, auf welches sie sich bezieht; das Adverb adhärirt dem Worte, welches es modificirt, Relative fehlen ganz und copulative Conjunctionen werden ausgelassen. Da die Anamesen ebenso formell und ceremoniell in ihren Höflichkeitsformen sind, wie die Chinesen, ebenso sorgsam in detaillirter und langweilig-präciser Bezeichnung der Grade von Respect und Ehre, die sie jeder Person schuldig sind, der verschiedenen Verhältnisse von Fremdheit, Bekanntschaft, Nachbarschaft, entfernter, naher Verwandtschaft, Magistrat, und des verschiedenen Ranges der Obrigkeit und Ämter, so besteht ein großer Theil der Eigenthümlichkeit des Anamesischen in den verschiedenen Weisen, die bezüglichen Verhältnisse zwischen dem Sprecher und der angeredeten Person auszudrücken. Daher hat die Sprache eine Masse persönlicher Pronomina zur Bezeichnung dieser Verhältnisse und eine Menge umschreibender Phrasen. Nomina appellativa, Bezeichnungen von Amt, Würde, Verwandtschaft u. s. w., müssen so oft wie möglich an die Stelle der einfachen Pronomina gesetzt werden. Der Mann, im Gespräche mit seiner Frau, braucht nicht, wenn er von sich spricht, die Pronomina tau, ta oder gua, welche Ich bedeuten, sondern unh, welches älterer Bruder heißt. Die Frau nennt sich tói, Aufwärterin, oder éng, jüngere Schwester. Ähnlich ist es in allen übrigen Verhältnissen. Die Accente, welche, wie schon bemerkt, von der allerhöchsten Bedeutsamkeit sind, machen die Sprache fast zu einem Gesange; der erste Portugiese, welcher sie kennen lernte, meinte Vögelgezwitscher zu hören. Diese Verschiedenheit der Accente gibt zu einer Menge von Dialekten Veranlassung, welche selbst nahegelegene Districte oft nöthigen sollen, zur Schrift ihre Zuflucht zu nehmen, um sich mit einander zu verständigen. Die Sprache von Cochinchina wird Jüan genannt.

Die Sprachen von (eigentlich) Cambodja und Laos sind noch wenig bekannt; jene scheint der Thaysprache — deren Hauptsitz in Siam ist — nahe verwandt zu sein. Dasselbe scheint mit der letzteren der Fall zu sein, obgleich die Siamesen sie für verschieden erklären. Die Laossprache hat die Eigenthümlichkeit, weder l noch r zu haben.

Die Thaysprache ist, wenn man diese und andere entfernter oder näher verwandte Dialekte dazu rechnet, über ein bedeutendes Gebiet verbreitet. Von der Küste bis China und vom Birmanen- bis zum anamesischen Reiche ist sie herrschend. Das eigentlich siamesische Volk theilt sich in zwei Hauptabtheilungen, T'hay und T'háy-j'háy; von diesen soll die letztere die ältere und einstmals sehr cultivirt und im Besitze der Herrschaft gewesen sein; von ihr sollen noch viele Monumente existiren, mit Inschriften, welche jetzt Niemand zu erklären vermöge. Die geschriebene Sprache dieser beiden Abtheilungen ist nicht wesentlich verschieden. Aber der gesprochene Dialekt ist bei den T'háy-j'háy stärker accentuirt, als bei den eigentlichen Thay, den jetzigen Herren des siamesischen Reiches. Letztere wohnen mehr westlich, jene mehr östlich vom Menam.

Die Thaysprache hat den eigentlichen Charakter des Monosyllabischen, die Bedeutungsaffection durch Accent

5) Vgl. auch Comparison of the Indo-Chinese Languages by *Brown* in Journ. of Beng. 1837. Decemb. p. 1023 und *Morton*, Remarks. 1838. Jan. p. 56.

in einem sehr hohen Grade. Der chinesischen Hofsprache soll sie sehr nahe verwandt sein. Ihr Bau ist einfach und kunstlos, und beruht auf dem Princip der Nebeneinanderstellung, welche der der anamesischen nahe verwandt ist. Relative gibt es auch hier nicht. Der Nominativ geht auch hier dem Verbum, dieses dem von ihm regierten Casus vorher. Stehen zwei Substantive neben einander, so ist das zweite genitivisch; auch in Bezug auf Adjectiv und Adverb gilt der Gebrauch, wie im Anamesischen. Auch ihre Sprache klingt sehr gesangartig.

Die barmanische Sprache [6]), von der die von Pegu, Môn genannt, dialektisch verschieden sein soll, ist ebenfalls rein monosyllabisch, bildet aber durch Aneinanderrücken einsylbiger Wörter polysyllabische Wörter.

Die einfachen Nomina dieser Sprache zerfallen in drei Classen: 1) solche, welche, ihrem eigentlichen Begriffe nach, sowol Verba, als Adjectiva sein und Substantiva und Adverbia werden können, und nur durch ihre Stellung in der Rede und Affixe sich als eins dieser Redetheile distinguiren. Sie drücken eine Zuständlichkeit aus. So heißt kaunh [7]) gut, als Verbum gut sein, reduplicirt kaunh-kaunh wird es Adverb, mit Präfix a akaunh, Substantiv: ein Guter, Güte u. s. w. Dieser Art Wörter bilden den Hauptbestandtheil der barmanischen (geschrieben Mranma, gesprochen Byamma-) Sprache. Sie sind größtentheils Monosylladen, wenige disyllabisch. Man nennt sie Wurzeln, und ein Verzeichniß derselben gibt Schleiermacher [8]); 2) solche Wörter, welche nicht als Verba oder Adjectiva gebraucht werden, z. B. lû, welches nur Mensch bedeutet; 3) solche, welche den Indeclinabeln anderer Sprachen entsprechen und ihre Inflexionen ersetzen. Mehre von diesen können auch zur ersten Classe gehören, andere scheinen einst dazu gehört zu haben, aber durch den Gebrauch auf ihre bestimmte Bezeichnung beschränkt zu sein.

Aus den einfachen Wörtern bildet man Composita, theils durch Verbindung von Synonymen, um die Bedeutung mehr zu fixiren, theils durch Verbindung verschieden bedeutiger; letztere Möglichkeit nähert die birmanische Sprache der polysyllabischen, obgleich die Verschmelzung der verschiedenen Grundelemente selten eine formal-innige geworden ist.

Derivata gibt es im Barmanischen fast gar nicht. Nur die schon erwähnte Adverbbildung durch Reduplication und die Substantivbildung durch Präfix a, sowie einige andere unsichere Spuren, kann man hierher rechnen.

Die Casusbezeichnungen der Nomina werden durch Postpositionen ausgedrückt. Das Pluralzeichen ist tó und wird zwischen das Nomen und die Casuspartikel gesetzt. Die natürlichen Geschlechter werden durch Zusätze, welche männlich und weiblich bedeuten, bezeichnet. Sonst zerfallen die Nomina nicht nach dieser Unterscheidung in verschiedene Classen.

Als Adjectiva können die Nomina der ersten Classe dem Substantiv, welches sie bestimmen, sowol vorhergehen, als folgen; im erstern Falle wird eine Partikel zwischen beide geschoben, welche ungefähr welcher bedeutet, z. B. kaunh-si-lu, eigentlich gut welcher Mensch, d. h. guter Mensch. Auf diese Weise entstehen wieder gewissermaßen Composita, an deren Ende ihre Casuspartikel und Ähnliches gesetzt wird, z. B.

{lu mrât mha} vom ausgezeichneten Menschen, {lû mrât to mha} {M. ausg. (Plural) (Ablat.)}

{kûeh rûh tih} toller Hund.
{Hund toll (männlich)}

Bei den Pronominibus tritt auch im Barmanischen das Ceremoniöse der hindu-chinesischen Sprachen hervor, indem die eigentlichen Pronomina größtentheils von Wörtern verdrängt sind, welche den Rang und das gegenseitige Verhältniß der Sprechenden ausdrücken sollen.

Die Verba sind die einfachen Zuständlichkeitswörter, welche durch Verbindung mit verschiedenen Partikeln und Affixe die Numeri und Tempora zu bezeichnen fähig gemacht werden. Die Person wird immer durch Hinzufügung der Pronomina angemerkt, oder ist aus dem Sinn zu suppliren. Ihrer verschiedenen Bedeutung nach sind sie Activa, Neutra oder Passiva, letzteres Genus kann auch durch Hilfszeitwörter gebildet werden. Da die einfachen Wurzeln in diesen monosyllabischen Sprachen leicht misverstanden werden können, so verbindet man deren mehre, wodurch der gewünschte Sinn fixirt wird. So heißt pan schaffen, hat aber noch mehr Bedeutungen, daher verbindet man, um diesen Begriff auszudrücken zi (etwas in seinem regelmäßigen Lauf aufhalten) — paenh (ausbreiten) — pan (schaffen) — zaen (setzen, stellen). Auch zur Modificirung der Bedeutung der Hauptwurzel werden andere hinzugefügt. Auf diese Weise werden die Derivativen und mit Präpositionen componirten Verba der polysyllabischen Sprachen ersetzt und auch andere Begriffsmodificationen der Hauptwurzel ausgedrückt. Die Hauptwurzel steht in solchen Fällen stets an der Spitze, z. B. pru (machen) — lo (wünschen) — si (Verbalzeichen) bedeutet thun wollend (Desideratívum). In dieser Zusammensetzung gibt der Gebrauch manchen Wurzeln eine andere Bedeutung, als sie als einfache Wurzeln haben; z. B. rit trunken seiend bedeutet in der Zusammensetzung zurückbleibend sein z. B. pru-rit-si. etwas (zu) spät thuend sein.

Man unterscheidet fünf Formen für die gegenwärtige Zeit, ebenso viel für die vergangene, deren drei erste jedoch auch für das Präsens gelten und zwei für das Futurum. Jede dieser 12 Formen hat zwei Abtheilungen, eine, welche Vertraulichkeit und Verachtung ausdrückt, und eine zweite, welche Achtung und Ehrfurcht. Durch Zusatz von nachgesetzten Partikeln werden die Modi gebildet, Gerundivum, Infinitiv, Suvinum, Participia, Subjunctiv, Conditio-

6) Eine Grammatik derselben findet sich in *A. A. F. Schleiermacher*, De l'influence de l'écriture sur le language (Darmst. 1835). p. 105 fq. 7) Ich muß mich begnügen, die Wörter blos mit unsern Buchstaben zu schreiben, da die diakritischen Zeichen, welche Schleiermacher zur genaueren Unterscheidung der Laute gebraucht, in unsern Typographien nicht vorräthig sind. 8) a. a. O. S. 319—403.

nal, Imperativ, Précativ und Interrogativ; der Negativ erhält der Partikel vorn.

Bei der Satzbildung kommt im Allgemeinen zuerst das Subject, dann kommt das regierte, dann das regierende Verbum; einige Besonderheiten können wir hier nicht durchgehen.

Die Sprache von Arakan soll nicht wesentlich verschieden sein von der Mranmasprache. Allein die Aussprache ist so abweichend, daß sich beide Völker nicht mit einander verständigen können.

In Assam wird jetzt allgemein Bengali gesprochen, allein die alte einheimische Sprache (die Ahom für Asam, denn s geht in h über), welche nur noch bei den Priestern cultivirt wird, gehört zu dem Stamme der Thay-Sprachen, welche sich noch bei den Khamtis, Shyans, Laos und den Siamesen findet. Genaueres ist uns, außer was wir bei der siamesischen anmerkten, noch eben nicht bekannt [9]).

Von den Sprachen der Bergvölker zwischen Assam, Birma und Arakan wissen wir noch wenig mehr, als daß sie ebenfalls monosyllabisch sind und sich mehr oder weniger zum Mranma neigen.

Die malaiische Sprache [10]), von der wir endlich noch zu reden haben, ist eine der auf Erden am weitesten verbreiteten. Sie reicht von Madagascar bis zu der Osterinsel (etwa von 70° — 270° der Länge) fast 200 Grade. Die Wurzeln dieser Sprache sind größtentheils dissyllabisch, allein in ihrer übrigen Entwickelung hat das Malaiische eine bedeutende Ähnlichkeit mit den indochinesischen Sprachen. Die zweisylbigen Primitiva können auch hier als Verba, Nomina, Adverbia, Präpositionen, Conjunctionen oder Interjectionen dienen, wenn die Verbindung der Rede ihre momentane Bedeutung fixirt. Auch verbindet man Präfixe und Affixe damit, um entweder den Sinn fester zu bestimmen, oder Derivata aus ihnen zu bilden, z. B. سايڠ, sâjan, bedeutet Mitleid, mitleidig, Mitleid fühlen, ach (Interjection des Mitleids); جالن, dâlan, heißt gehen, Spaziergang, Weg, Reise, Straße u. s. w.; davon wird gebildet برجالن, berdâlan, sich auf die Reise machen, برجالنن, berdalânan, Reise. Wie im Indo-Chinesischen verbindet man Synonymen zu einem Compositum, um die Bedeutung genauer zu bestimmen, verschieden bedeutige, um sie zu modificiren. Reduplication dient, wie im Indo-Chinesischen oft, zur Bildung von Adverbien, aber auch zu andern Zwecken, z. B. zur Bildung eines unbestimmten Plurals, eines Intensivs u. s. w.

Inflexionen der Primitivwörter hat diese Sprache so wenig wie die Indo-Chinesischen. Nur euphonische, quantitative oder accentuelle Veränderungen treten bei der Verbindung mit Affixen, Präfixen oder der Reduplication ein.

In Beziehung auf den Accent unterscheidet sich das Malaiische höchst wesentlich von den monosyllabischen Sprachen. Während in diesen der Accent die Seele des Worts ist und in seinem Wechsel fast Vögelgezwitscher oder Gesang wird, ist er im Malaiischen schwach und kann sogar, was ihn am stärksten von dem Monosyllabischen unterscheidet und ganz dem der polysyllabischen Sprachen nähert, von einer Sylbe auf die andere übergehen. Ebenso — und auch dies ist ein höchst wesentlicher Unterschied von den monosyllabischen Sprachen — kann eine von Natur kurze oder lange Sylbe ihre Quantität ändern.

Jedes Wort, primitiv oder derivirt, hat eine accentuirte Sylbe und zwar, wenn es keine Affixe hat, nur eine. Der Accent ruht bei affixlosen Wörtern auf der letzten oder vorletzten Sylbe, häufiger jedoch auf der vorletzten. Sylben, welche kurz sind und auf einen Vocal schließen, sind für den Accent zu schwach. Kein primitives Wort kann zwei lange Sylben haben. Diese Form kann nur in Wörtern mit Affixen vorkommen.

In den Nominibus wird Geschlecht, Numerus und Casus entweder durch Wiederholung, oder Stellung, oder Zusatz von besondern Wörtern bezeichnet. Das Substantiv drückt, unbezeichnet, den Plural aus; um den Singular zu bezeichnen, wird ein Wort, welches Einheit bedeutet, vor dem Substantiv hinzugefügt. Zur Bezeichnung des Accusativ, Nominativ, Genitiv genügt gewöhnlich die Wortstellung, andre casuelle Beziehungen werden durch Präpositionen markirt. Der Nominativ steht gewöhnlich vor dem Verbum, bisweilen auch dahinter, der Accusativ stets dahinter. Von zwei oder mehr neben einander stehenden Substantiven steht das folgende stets in Abhängigkeit vom früheren, z. B.

{bekas käku hariman}
{(der) Druck (der) Tatze (des) Tigers}.

Diese Coordination drückt die Verhältnisse aus, die die andern polysyllabischen Sprachen bald durch ein einfaches, bald durch ein componirtes Substantiv, bald durch zwei Substantive, bald durch Substantiv und Adjectiv bezeichnen.

Was das Geschlecht betrifft, so werden nur die natürlichen, wie im Indo-Chinesischen unterschieden. Neutra gibt es nicht, und mit Ausnahme von Wörtern, welche für die nächsten geschlechtlichen und verwandtschaftlich-geschlechtlichen Personen fixirt sind, sind alle malaiischen Nomina an und für sich geschlechtlos. Selbst in diesen geschlechtlich-verwandtschaftlichen Worten ist das Malaiische auffallend arm. Sie haben z. B. nur ein Wort für Bruder und Schwester, und dieses eine Wort ist nicht malaiischen Stammes, sondern aus dem Sanskrit herübergenommen, nämlich سودارا, sudâra, entsprechend dem sanskritischen sahôdara; ebenso haben sie nur ein, ebenfalls dem Sanskrit entlehntes, Wort für Knabe und Mädchen بودق, budaq, entsprechend dem sanskritischen putraka. Die Verschiedenheit des Geschlechts wird durch Zusätze, welche männlich und weiblich ausdrücken, bezeichnet.

9) Vgl. Journ. of Beng. 1837. January. p. 13. 10) Eine Grammatik derselben findet sich bei Schleiermacher a. a. O. S. 409 fg.

Ebenso ist das Adjectiv ohne diese Unterschiede; es wird hinter das Substantiv gestellt, welches es bestimmt; bisweilen wird, wie im Barmanischen, das Pronomen dazwischen gesetzt, welches welcher bedeutet. Sind diese verbundenen Wörter Plurale, so wird die Mehrheit nur bei einem derselben bezeichnet. Steht das Adjectivum davor, so ist das Verbum substantivum zu suppliren; vorangestellt wird es auch, im Fall es durch ein Adverb näher bestimmt ist. Comparativ und Superlativ werden durch Präfixe gebildet, letzterer auch durch Reduplication des Adjectivs.

Bei den Pronominibus tritt auch im Malaiischen die ceremoniöse Unterscheidung nach dem Range hervor. Sie unterscheiden weder Geschlecht noch Numerus, doch sind einige mehr für den Singular, andre mehr für den Plural im Gebrauch. Statt der Pronomina personalia werden auch Substantiva angewendet, welche die Rangverschiedenheit besser ausdrücken.

Die malaiischen Verba, sowol einfache als mit Präfix oder Affix componirte, bezeichnen das Particip, den Infinitiv, das Präsens, das Passivum, oft auch das Futurum, ohne daß man zu diesem Zwecke ein besonderes Merkmal gebrauchte. Doch wird dies angewendet, sobald man auf eine präcisere Weise das Particip, oder ein Tempus ausdrücken will. Eine eigentliche Conjugation gibt es demnach nicht, sondern es dienen mancherlei Wörter zu genauerer Bestimmung, so z. B. die Verba Substantiva, einige Adverbia, Präpositionen u. s. w.

Sowie die hinterindischen Völker fast das ganze Büchen Cultur, welches sie haben, fremdem Einfluß verdanken, so haben auch ihre Sprachen dem Einflusse der Fremden, welche diese Cultur zu ihnen verpflanzten, nicht widerstehen können. Sie sind allsammt — die einen mehr, die andern weniger — mit fremden Bestandtheilen gemischt. Die fremden Völker, welche auf die hinterindischen einwirkten, sind die Chinesen und das Sanfkritvolk, später in Beziehung auf die Malaien auch die Araber. Ob von der chinesischen Sprache sich Spuren in größerer Anzahl im hinterindischen Wortschatze finden, wird sich erst bei genauerer Kenntniß aller dieser Sprachen entscheiden lassen. Denn sie sind mit dem Chinesischen zu nahe verwandt, als daß man Alles, was mit dem Chinesischen Ähnlichkeit hat, von China aus überkommen halten darf, da es sich auch aus der ursprünglichen Verwandtschaft, als ein den Chinesen und den hinterindischen Völkern gemeinsames, herschreiben kann. Bei der absoluten Verschiedenheit der hinterindischen Sprachen von dem Sanskrit und den daraus derivirten Sprachen treten die aus letztern herübergekommenen Bestandtheile aber desto greller hervor.

Hier ist es vor Allem der Pali-Dialekt, die heilige Sprache der Buddhisten, welcher sich mit der Buddhistischen Doctrin über den größten Theil von Hinterindien verbreitete, die eigentlich heilige und Gelehrtensprache daselbst ward und gewiß einst in demselben Umfange war, wie in Vorderindien, seit etwa dem 4. Jahrh. n. Chr. das Sanskrit. So nur läßt sich erklären, wie er selbst in die Volkssprachen so tief einzudringen vermochte, wie es in Hinterindien geschehen ist. Außer dem Pali ist das Sanskrit selbst von bedeutendem Einflusse in Hinterindien gewesen. Die Sanskritwörter, die in den religiösen Schriften der Siamesen im Gebrauch sind, sollen sich zu den Paliwörtern in denselben verhalten, wie 3:7. Ich kann den Einfluß des Sanskrits nicht Brahmanischer Einwirkung in Hinterindien zuschreiben, sondern halte ihn für später, als die Einwirkung des Pali und auch aus dem Buddhismus hervorgegangen. Wir glaubten schon früher anerkennen zu müssen, daß die Buddhisten in Vorderindien, seit der Zeit, wo das Sanskrit sich allgemein als Sprache höherer Cultur geltend machte, sich genöthigt sahen, auch ihre heiligen Schriften ins Sanskrit zu übersetzen. Derartige Übersetzungen brachten Buddhistische Colonisten aus Telinga nach Hinterindien, wo schon früher der Buddhismus von Ceylon aus mit der Pali-Sprache eingeführt war. Das Sanskrit bildet auch die Hauptbeimischung des Malaiischen, in welchem es $^{18}/_{100}$ des Wortschatzes umfaßt; $^{2}/_{100}$ in dieser Sprache soll das Arabische bilden und $^{2}/_{100}$ bilden Javanesisch, Telinga und Persisch. Die Wörter des eigentlichen Malaya sollen nur $^{27}/_{100}$ Bestandtheile umfaßen, und die übrige Hälfte des Malaiischen sind Wörter des großen polynesischen Sprachstammes, welcher die Malaien der ganzen indischen Australwelt umfaßt.

Alle diese fremden Bestandtheile werden einigermaßen nach dem Charakter der sie aufnehmenden Sprachen umgebildet. Im Barmanischen z. B. klingen die polysyllabischen Wörter, wie Composita von Monosyllaben; doch können wir dies hier nicht weiter verfolgen.

Schrift. Die Schriftarten, welche die hinterindischen Völker gebrauchen, sind alle von Fremden entlehnt. In Anam (Cochinchina und Tonking) ist das chinesische Alphabet im Gebrauch und zwar in gedruckten Büchern durchgängig. Außerdem haben sie dort aber noch ein besonderes Alphabet, welches den Chinesen unverständlich ist. Es ist wol das, welches ganz aus chinesischen Elementarcharakteren besteben, aber Abweichungen in den Combinationen derselben haben soll [11]). Die Malaien haben, seitdem sie zum Islam übertraten, die arabische Schrift mit Modificationen der Zeichen und Laute angenommen. Die übrigen Schriftarten Hinterindiens stammen allsammt aus Vorderindien und sind mit dem Buddhistischen Cultus wol von Ceylon und von Telinga aus herübergebracht, in Hinterindien den dortigen Sprachen angepaßt und mit Fortgang der Zeit mehr oder minder modificirt. Das Siamesische soll 38 Consonanten und eine Menge Vocale und Diphthonge haben. Diese drücken die Laute genau aus. Die Pali- und Devanagari-Schriftcharaktere sollen im Siamesischen gemischt sein [12]). Das barmanische Alphabet schließt sich ganz eng an das Altpali der Schrifttafel von Prinsep im Journal of the Asiatic Society of Bengal (1838. March. 1838. p. 276.

---

11) Vgl. As. Res. X, 263 und Ritter, Asien. III, 971.
12) Ritter a. a. O. 1159. As. Res. X, 246 abweichend.

nr. 10), nur daß sich die eckige Schrift in eine Rundschrift verwandelt hat, wie es denn auch Zà-louh (Rundschrift) heißt. Mit dem barmanischen Alphabet in den Zügen fast ganz übereinstimmend ist das alt assamesische (Abom), das der Khamti, Shyan und von Laos, welche ebenfalls im Journ. of Bengal zusammengestellt sind [12]). Das barmanische Alphabet hat 12 Vocale und 32 Consonanten. Allein die Aussprache der Buchstaben weicht von ihren ursprünglichen Lauten sehr ab. Das Alphabet von Arakan ist dem Barmanischen sehr ähnlich, (letztres ist höchst wahrscheinlich von Arakan her zunächst zu den Barmanen gekommen); Einiges jedoch auch abweichend [13]).

Literatur. Alle hinterindischen Völker haben bis jetzt wenig Culturfähigkeit verrathen. Wie ihnen aus der Fremde eine gewisse Cultur zugebracht wurde, so scheinen sie einige Zeit von ihr beherrscht worden zu sein, allein, ohne daß sie feste Wurzel schlagen konnte, trieb sie in Hinterindien selbst überaus wenig Früchte und scheint bald wieder abgestorben zu sein.

Die fremd eingebrachte Sprache, welche den Buddhismus begleitete, das Pali, ward in dem beiweitem größten Theile Hinterindiens die Sprache der höhern Cultur, indem es dieselbe Stelle sich verschaffte, wie das Sanskrit in Vorderindien, das Arabische unter den Bekennern des Islams, das Latein im Mittelalter. Es ward und ist selbst jetzt noch die Sprache der Religion, Gesetze, Wissenschaft und überhaupt aller höhern geistigen Erfertionen in der Schrift. Im Reiche Anam, welches sich stets enger an China anschloß, ist das Chinesische das Studium der auf höhere Cultur Anspruch machenden geworden. Bei den Malaien in Folge der Annahme des Islam, das Arabische [14]).

In Anam heißen die heiligen Schriften Sék King, die, welche sich auf Civilgegenstände beziehen, Sék Chuw. Die ersten beziehen sich auf die Erschaffung der Welt, die Natur des Geistes, die verschiedenen Classen vernünftiger Wesen und moralische und metaphysische Theologie. Beide Arten von Werken scheinen aber eher der chinesischen als der eigentlich anamesischen Literatur anzugehören. Denn Sek bedeutet Buch, Chuw chinesisches Alphabet, und King ist der Name des Buches, welches in China von Studirenden zuerst gebraucht wird. Dagegen bestehen zahlreiche Tru-yèn (Charitra im Sanskrit, Aufführung) im Anamesischen, welche den Gegenstand ihrer dramatischen Darstellungen bilden, in denen die Anamesen den Chinesen nicht nachstehen.

Das alte tonkinesische Gesetzbuch ist im höchsten Styl des Chinesischen abgefaßt. Es existirt davon auch eine anamesische Übersetzung. Die anamesische Sprache ist eines kühnen Ausdrucks fähig.

Laos, welches neben Arakan der erste Sitz des Buddhismus in Hinterindien gewesen zu sein scheint (Siamesen und Barmanen wollen den Buddhismus von da empfangen haben), hat eine eigene Nationalliteratur, welche jedoch nicht studirt wird. Ihre besten Werke sind in Prosa, Lebensgeschichten, Riesen- und Feenmährchen. Ihre Religionsschriften sind in Pali und werden von ihren Priestern wenig verstanden.

Die Siamesen legen nur Werth auf ihre heiligen Bücher in Pali, welches bei ihnen mit seinem provinziell-indischen Namen Pasa makatta (das heißt bhâsha und magadha, Magadhasprache, nach dem Königreiche Magadha, dem Hauptsitze des vorderindischen Kaiserreichs) genannt wird. Der größte Theil dieser Bücher ist auf 1 bis 1½ Fuß lange Palmblätter mit einem eisernen Griffel eingeritzt. Die Züge werden dann durch eingeriebenes, schwarzes Pulver lesbar gemacht. Außerdem gibt es Papiermanuscripte. Jeder Tempel hat eine Bibliothek von Palischriften, die jedoch stets nur eine geringe Anzahl ausmachen.

In der Thay, der eigentlich siamesischen Sprache, gibt es ebenfalls eine Menge Compositionen, und zwar zunächst zahlreiche Gesänge und Gedichte, mythologischen und historischen Inhalts. Selbst mehre siamesische Fürsten werden wegen poetischer Thätigkeit gerühmt, und viele ihrer Werke sind erhalten. In ihren Compositionen streben sie entweder nach einem einfachen, klaren Erzählungsstyl, oder nach einem unzusammenhängenden, abgerissenen, mit kurzen, kräftigen Gedanken. Ihre medicinischen Werke werden für sehr alt ausgegeben. Alle Autoren mischen, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen, das Thay vielfach mit Pali. Drei Hauptwerke beziehen sich auf die Staats- und Rechtsordnung. Der Pra-Tam-non ist eine Sammlung der Institutionen der frühern Könige von Siam; der Pra-Tam-Ra enthält die Constitution des Reiches, die Titel, die Würden und Prärogative der Beamten; der Pra-Raja-Kam-manot enthält Zusätze und ist etwa 180 Jahre alt.

Die siamesischen historischen Werke geben mit großem Detail und noch größerer Übertreibung die Geschichte von Siam während der letzten 1000 Jahre (sie beginnt um 638, das Datum der Hauptæra, von der schon mehrfach die Rede war). Mit weniger Präcision geben sie die Geschichte von den 400 vorhergehenden Jahren bis zur Gründung der Stadt Maha Nakhón. Auch sollen die Annalen der Thay Thay-Dynastie noch existiren.

Die Romane der Siamesen sind mit Ausnahme von dem herübergenommenen Stoffe des Ramajana nicht-vorderindischen Inhalts. Leyden zählt 41 populäre Compositionen der Art auf. Auf ihnen ruhen die siamesischen Dramen wiederum. Eins dieser Dramen haben wir in letzter Zeit näher kennen gelernt [16]). Es wurde in Gegenwart eines englischen Agenten zu Phoonga auf Junkceylon aufgeführt. Sein Titel war Ramakean, und es war eine dramatische Behandlung des Ramajanam. Diese Art von Dramen heißt im Siamesischen Len khou.

Phra Ram (Çri Rama) und sein Affengeneral Houlaman (Hanuman) erschienen, von Affen begleitet, auf

13) 1837. January zu S. 17. 14) Dasselbe findet sich As. Res. V, 143. 15) Im Folgenden liegt *Leyden*, On the Languages and Litterature of the Indo-Chinese nations in As. Res. X, zu Grunde.

16) Journ. of Beng. 1838. July. p. 598.

der Bühne. Zur Rechten war ein Thron für den König und zur Linken ein erhabener Platz für Thotsakan (der zehnköpfige Ravana). Dieser erscheint in Begleitung seiner Frau und Gefolge. Die Acteure trugen Masken und sprachen nicht, sondern machten nur Gesticulationen zu dem, was einer hinter den Coulissen vorlas (ähnlich fast wie in den Canticis der Römer). Der Dialog ist oft lebendig, erhält aber durch den Vortrag in Versen etwas Monotones. Eine Musikbande füllte die Zwischenacte aus und accompagnirte Schlachten und andere Scenen. Der Tanz, welcher von Knaben in Mädchentracht aufgeführt ward, paßte genau zur Musik und war sehr lebendig und angenehm. Das Costum war Flitterputz, aber ebenfalls passend geordnet. Phra Ram hatte eine grüne Maske, der Affenkönig Sugriva (Sukrip) eine goldene. Bei einem Scharmützel wird dem Affengeneral Hanuman, zum großen Vergnügen des Publicums, von der Gegenpartei sein langer Schwanz abgejagt.

Das Thay benutzt in den Compositionen eine große Mannichfaltigkeit von Metren, die oft in denselben Stücken wechseln. Das häufigst bei den Siamesen, Birmanen und Arakanesen gebrauchte Metrum heißt rap und besteht aus vier langen Sylben, erlaubt jedoch auch Einschiebung von kürzern. Andere bestehen aus 5, 6, 7, 8 langen Sylben mit derselben Licenz [17]).

Die Birmanen sind in Literatur nicht weiter fortgeschritten, wie die übrigen hinterindischen Völker. Ihre Sprache enthält jedoch eine Menge Werke in Bezug auf Religion, Astrologie, Mythologie, Medicin, Recht und Geschichte. Allein ihre Historien lehnen sich eng an die vorderindischen, ihnen durch Buddhistische Quellen zugekommen [18]). Sie haben fünf Aren; zwei Buddhistische, die älteste von 691 vor Chr. Geb. von Gautama's Großvater an gerechnet; die zweite ist die ceylonesisch-buddhistische von Gautama's Tod an, 543 vor Chr. Geb. Eine dritte brachte der Buddhismus ebenfalls mit, nämlich die des vorderindischen Salivahana von 78 nach Chr. Geb. Die vierte ist die Makha-Ara (die Einführung des Buddhismus in Arakan betreffend) von 638 nach Chr. Geb. Diese vier Aren finden sich fast in allen Buddhistischen Staaten Hinterindiens. Eine fünfte ist den Birmanen besonders, welche im J. 1436 nach Chr. Geb. beginnt [19]). Leyden zählt 36 birmanische Schriften auf; vier findet man auch in Mackenzie's Sammlung erwähnt [20]).

Wie es übrigens mit der wissenschaftlichen Cultur des birmanischen Reiches im Allgemeinen stehe, kann man daraus abnehmen, daß man seit alten Zeiten an dem Hofe von Ava Brahmanen aus Vorderindien anstellt, welche den Kalender zu redigiren haben. Dieser ist hier sowol, als in Siam, ohne Zweifel von den indischen Buddhisten herübergebracht und stabilirt. Der Tag beginnt in Siam mit Sonnenaufgang, und wird von da bis zum Mittag in sechs Wachen getheilt und in ebenso viel vom Mittag bis zum Sonnenuntergang. Vom Untergange bis Mitternacht sind zwei Wachen und ebenso viel von da bis Sonnenaufgang. Bei den Birmanen [21]) liegen dieselben minutiösen Zeiteintheilungen bei der Zeitordnung zu Grunde, wie in Vorderindien, und es sind auch die indischen Namen erhalten, wie pran für sanskritisch prâṇ'a, kana für sanskritisch kshaṇ'a u. s. w. Der Tag wird vom Morgen bis zum Abend gerechnet und zerfällt in vier Abtheilungen. Die siebentägige Woche haben sowol die Siamesen als Birmanen ebenfalls von Vorderindien her erhalten. Auffallend ist hierbei, daß die Namen für Sonntag und Montag im Birmanischen wol übersetzt sind, während die Namen der übrigen nur die etwas umgewandelten indischen sind:

	Sanskritisch	Siamesisch	Birmanisch
Sonntag	ravivâra	athit (für sanskr. aditja, Sonne)	ta-naen-ga nüö
Montag	k'andravâra	chan (für chandra)	ta-naen-la
Dinstag	angâravâra	angkhan	naen-ga
Mittwoch	buddhavâra	phut	buddahüh
Donnerstag	garuvara	prahat (aus vrihaspati, einem andern Namen des Jupiter)	krasapatèh (wol auch für Vrihaspati)
Freitag	çukravara	suk	sauk-kra
Sonnabend	çanivâra	san	zanè.

Die Monate haben bei den Siamesen und Birmanen abwechselnd 29 und 30 Tage. Bei den Birmanen (und so wol auch bei den Siamesen) fangen sie stets mit dem Vollmonde an. Bei den Birmanen werden sie mit den indischen Zodiakalnamen bezeichnet, und haben auch noch besondere Namen und zwar:

1) tan-kûh	ungefähr	April,	hat	29	Tage,	auch genannt	meissa,	entsprechend	sanskr.	mêsha, Widder,
2) ka-zon	"	Mai	"	30	"	"	preissa	"	"	vrîsha, Stier,
3) na-jon	"	Juni	"	29	"	"	meton	"	"	mithuna, Zwilling,

17) Bei Leyden (a. a. O. 252—256) findet man Proben aus dem Siamesischen, Birmanischen und Arakanesischen in diesen Metren. 18) Vgl. Gött. Gel. Anz. 1837. St. 138. 1390. 1398. 19) Vgl. Genaueres a. a. O. 20) Bei *H. H. Wilson*, Catalogue of the Mackenzie-Collection. II, 149. 21) *Schleiermacher*, De l'influence etc. p. 292.

4) wâ-zo	ungefähr	Juli	hat	30	Tage,	auch	genannt	karakat,	entsprechend	sanskr. karkat'a, Krebs,
5) wa-kaun	"	August	"	29	"	"	"	sein	"	" sinha, Löwe,
6) tau-sa-laenh	"	Sept.	"	30	"	"	"	kan	"	" kanjâ, Jungfrau,
7) sa-taenh-kjût	"	Oct.	"	29	"	"	"	tû	"	" tulâ, Wage,
8) tau-zaun-mon	"	Nov.	"	30	"	"	"	preizza	"	" vrick'ika, Skorpion,
9) nat-tân	"	Decbr.	"	29	"	"	"	danu	"	" dhanu, Bogen,
10) pra-sôl	"	Jan.	"	30	"	"	"	makâra	"	" makara, Seethier,
11) ta-pô-tuae	"	Febr.	"	29	"	"	"	kom	"	" kumbh'a, Gefäß,
12) ta-paunh	"	März	"	30	"	"	"	mein	"	" mîna, Fisch.

Die Siamesen benennen die Monate nach der Zahlenordnung. Das Jahr hat demnach 354 Tage, und um es mit dem Sonnenjahre in Harmonie zu bringen, wird zunächst in jedem dritten Jahre ein Schaltmonat von 30 Tagen, bei den Siamesen nach dem achten, bei den Birmanen nach dem vierten Monat eingeschoben. So wird das mittlere Jahr 364 Tage, wodurch noch eine neue Intercalation nothwendig wird. Diese wird auf königlichen Befehl von Zeit zu Zeit im Birmanenreiche vollzogen und einige Tage am Ende des dritten Monats eingeschoben. Bei den Siamesen ist der 60- und 12jährige Cyklus im Gebrauche.

Wir hätten uns zu der Literatur von Arakan zu wenden; allein, obgleich schon der Umstand, daß in diesem Lande die Kunst zu schreiben beiweitem mehr verbreitet ist, als in irgend einer Gegend Hinterindiens, ja genau genommen, ganz allgemein ist, zu zeigen scheint, daß einst hier ein nicht so unbedeutendes literarisches Leben war, so ist uns doch über die Literatur von Arakan noch so gut wie gar nichts bekannt.

Daß auch in der eigentlichen Assam- (Ahom-) Sprache Werke noch jetzt existiren, ist bekannt; allein eine genauere Untersuchung derselben steht noch zu wünschen.

Die malaiische Literatur erhielt ihre Gestalt seit Einführung des Islams. Es existiren eine Menge Werke in ihr. Originalität fehlt ihr, wie ohne Zweifel allen hinterindischen Literaturen. Prosa ist vorwaltend; Poesie wenig. Die beliebteste und ihnen eigenthümliche Compositionsart ist der Pantun, vierzeilige Stanzen mit wechselnden Reimen; die ersten beiden Zeilen deuten bildlich an, was die beiden letzten in sentimentaler, leidenschaftlicher oder moralischer Beziehung bestimmter aussprechen. Solche Pantuns recitiren die Malaien oft stundenlang im Wechselgesang, indem das Schlußwort des einen das Stich- und Anfangswort für den folgenden abgibt, bis der eine nicht antworten kann und, wie dies poetische Spiel sich ausdrückt, todt ist. Eine andere Art von Compositionen heißen Sayer (vom arabischen Shaiar). In diesem Versmaße werden moralische Gedichte, didaktische Werke, beschreibende Poesien und legendäre oder heroische Erzählungen abgefaßt. Ihre Prosa enthält nur Romane oder Erzählungen einzelner historischer Begebenheiten, heroische Thaten, deren Stoff indische, arabische, auch einheimische Erinnerungen hergeben. Crawfurd erklärt diese Werke für monoton, geistlos und kindisch. Auch Dramen und einige andere Geisteserzeugnisse werden in der malaiischen Literatur erwähnt.

Kunst. Liebe zur Musik wird bei den Siamesen insbesondere hervorgehoben, und sie sollen sich in dieser Kunst vor ihren Nachbarn vortheilhaft auszeichnen. Ihre Musik ist sehr lebhaft und dem Europäer angenehmer, als jede andere orientalische. In ihrem Gesange fand man Ähnlichkeit mit der schottischen und irischen Sangweise. Ihre Instrumentalmusik soll ihnen jedoch erst von den Peguern zugekommen sein, und diese werden als Erfinder von Instrumenten genannt, die den europäischen nahe kommen.

Die Malaien werden ebenfalls als sehr musikalisch gerühmt.

Baukunst und Sculptur brachte wol der Buddhismus, so weit er sich verbreitete, über Hinterindien, und die Trümmer älterer Residenzen, z. B. Pugan, zeigen, daß die Baukunst früher hier in hoher Blüthe stand. Die Tempel der Siamesen sind eher einem Kinderputzwerke ähnlich, als einem religiösen Gebäude. Die Tempelmauer und Unterbauten sind von Backsteinen mit Mörtel; der Oberbau von Zimmerholz, die Ornamente und eine Menge von Thürmchen vergoldet. Diese Pyramiden und Spitzen sind oft äußerst künstlich, aber geschmacklos und ohne Würde. Die Tempel sind nur durch ihre schön ausgewählte Lage, künstliches, aber phantastisch gearbeitetes Holzschnitzwerk und reiche Vergoldung ausgezeichnet. Die Paläste sind in chinesischem Styl gebaut.

In der Bildnerei sind die Siamesen sehr, in der Malerei gänzlich zurückgeblieben. Die Buddha-Idole werden nur sitzend dargestellt; höchst selten werden sie aus Stein gehauen. Gewöhnlich modellirt man sie aus einer Gypsmasse, welche übergoldet wird. Die besten werden aus Erz gegossen, und im Erzguß ist man in Hinterindien vielfach vorgerückt.

In Arakan zeigen sich alte, wahrhaft kolossale und ausgezeichnete Festungsbauten; Trümmer von bedeutenden Tempeln und Buddhistische Excavationen zeigen sich insbesondere in Pugan; in Cambodja waren um 1295 ganz ausgezeichnete Bau- und Sculpturwerke, und auch sonst werden sich mit genauerer Durchforschung von Hinterindien Trümmer aus der durch den Buddhismus geweckten Culturzeit finden, welche jedoch nur wenige Jahrhunderte gedauert zu haben scheint, um alsdann einer immer mehr um sich greifenden Barbarei Platz zu machen.

7) Ackerbau, Gewerbe, Handel u. s. w. Bei der durch den Despotismus und die vielfachen Kriege eingetretenen Entvölkerung hat der Ackerbau sehr gelitten. Nur in der Nähe von Hauptstädten steht er in größerem Flor, und selbst da, z. B. im Umkreise von einer Stunde von Ava, findet sich bauliches, aber unbebautes Land.

Der unsichere Besitz, da alles Land als der Krone gehörig betrachtet wird, kann auch nicht zu sorgsamerer Bestellung einladen, und so hat, wie das Volk von Hinterindien, so auch sein Boden noch keine Geschichte, seine Benutzung im größern Styl, von der sich ihm nahenden Zukunft zu erwarten. Die Ackerbauwerkzeuge im Birmanenreiche sind von China und Laos her eingeführt.

Die Gewerbe nehmen in keinem Theile von Hinterindien eine großartige Stellung ein, sodaß sie sich dem Fabrikenwesen näherten. Sie befriedigen nur die nächsten Bedürfnisse und machen Einfuhr von fast jeder Art von Gegenständen nothwendig. Die Grobschmiede in Assam, welche größtentheils zur Classe der Kolitas und Kotsch gehören, verfertigen Schlösser, Opfermesser, Lanzen, Nägel u. s. w.; allein Scheeren sind noch unbekannt, und auch diese Arbeiten Neuerungen. Die einheimischen Handwerker verfertigten nur Pflugscharen, Sicheln, Beile u. s. w., alles plump und grob. Die Goldschmiede erhalten, wenn sie etwas arbeiten sollen, das Metall, von welchem sie einiges als Zahlung für ihre Mühe behalten. Die Kupferschmiede sollen in der Bearbeitung von Glockenspeise sehr geschickt sein. Die Zimmerleute machen mancherlei Haus- und Schiffsgeräthe. Die Weiber aller Classen, von der höchsten bis zur niedrigsten, spinnen und weben die im Lande gezeugte Seide, und von diesen Stoffen wird auch eine Menge ausgeführt. Auch Baumwollenweber gibt es in Assam, welche aber aus der Fremde stammen. Viele Drechsler finden sich, die in Elfenbein und Horn mancherlei Künstliches arbeiten. Aus Elfenbein werden auch Fächer, Kämme und manche chinesische Künstleien gearbeitet. Matten werden fabricirt, und so noch manches Andere. Spinnerei und Weberei von Baumwolle findet sich auch bei den Garos. Die Cossyahs sollen bedeutende Geschicklichkeit in der Baukunst, besonders im Brückenbau, zeigen. Auch weben sie Seidenstoffe.

Die Birmanen sind in allen Zweigen der Industrie sehr zurück. Eins ihrer Hauptgewerbe ist das Reinigen, Spinnen, Weben und Färben der Baumwolle. Dies verrichten die Frauen. Die einzigen männlichen Arbeiter im Lande sind die gefangenen Cassayer. Ihre Gewebe sind sehr grob, und sie können ihre einheimischen Arbeiten nicht so billig liefern, als die englischen Fabrikate sind. Die feinsten Seidengewebe werden in Amarapura gefertigt. In Khyen wird besser in Seide gearbeitet. Ihre Farben sind nicht dauerhaft; ihre Muster streifig und quadrirt; alles sehr roh; das Drucken verstehen sie nicht. Dagegen sind die Birmanen überaus geschickt in der gemeinen Töpferei. In Metallarbeiten sind sie sehr zurück. Das Schmelzen verstehen sie nicht gut und die Bereitung des Stahles gar nicht. Im Lande der Shan, insbesondere Laos, ist man hierin viel weiter vorgerückt; hier versteht man sogar Antimonium zu bereiten. Die Metallgießerei, welche bei den Siamesen weit gediehen ist, verstehen die Birmanen gar nicht. Gold- und Silberornamente werden in allen birmanischen Städten gearbeitet, aber geschmacklos; noch mehr sind sie in der Juwelierkunst zurück. Dreierlei Papiere benutzten sie, aber nur eins wird im Lande fabricirt, eine Art Pappe. Die zweite, Löschpapier, beziehen sie aus Ober-Laos, die dritte, farbige Papiere, aus China.

In Siam sind die Gewerbe, obgleich weiter fortgeschritten, als im Birmanenreiche, doch ebenfalls auf einer sehr niedrigen Stufe. Bei dem ungeheuern Despotismus, welcher jeden Unterthan als den Sklaven des Königs in Anspruch nimmt, ist es ein Unglück, in irgend einer Thätigkeit mehr als das Gewöhnliche zu leisten. In diesem Falle bemächtigt sich der König, oder einer der Großen des Meisters. Daher ist die mögliche Industrie, welche der Naturreichthum des Landes darbietet, fast ganz und gar in den Händen von Fremden. Geschickte Goldarbeiter finden sich nur im Königspalast, aber ihre Arbeiten sind stationair. Zink- und Erzarbeiten erhalten die Siamesen aus China. Die reichen Eisenminen Siams sind erst durch die Chinesen zu größerer Ausbeute gekommen. Diese haben in neuerer Zeit überhaupt viele Industrie in Siam entwickelt und Eisenhämmer und Eisenwaarenfabriken angelegt. Die Weberei in Seide und Baumwolle ist natürlich, da die Arbeit der Männer fast ganz vom Despotismus in Anspruch genommen wird, in den Händen der Frauen verblieben. Sie ist schlecht und ebenso die Kunst zu färben. Druck ist auch hier unbekannt. Das seit so vielen Jahrhunderten eingeführte chinesische Porzellan hat keinen Trieb zur Nachahmung erweckt. Die Töpferei ist ganz mittelmäßig geblieben, und so steht es auch mit allen übrigen Gewerben. Die Architektur der Häuser ist zwar für das Klima ausreichend, aber sehr ärmlich und leicht zerstörbar.

Auch im anamesischen Reiche ist der Fortschritt in Gewerbsthätigkeit gering; doch überragen sie die übrigen hinterindischen Völker, und stehen nur den Hindu, Chinesen und Japanesen nach. Sie ahmen vorzüglich den Chinesen nach. In Tongking werden grobe Baumwollenzeuche gefertigt, die mit den europäischen Fabrikaten den Preis halten können. Feinere Indiennes haben sie aber nicht; auch ist ihnen der Zeuchdruck unbekannt. Farbige Zeuche sind ihrem Geschmacke zuwider, daher sie keine Färbereien haben. Die Seidenzucht und Seidenweberei ist am ausgebildetsten, aber in beiden Beziehungen stehen sie den Chinesen weit nach. Tongking war früher wegen seines feinen Firnisses und der damit lackirten Waaren berühmt. Die Kunst Metalle zu schmelzen und zu bearbeiten ist ihnen seit lang her bekannt; allein sie sind dennoch nicht weit genug darin vorgerückt; so können sie gar keine Feuerwaffen bereiten, weil sie nicht die Kunst verstehen, Stahl gehörig zu härten. Sie arbeiten daher auch besser mit Kupferinstrumenten, die sie von den Chinesen erhalten, als mit ihren selbstfabricirten Stahlinstrumenten. In Gold- und Silberarbeiten sind sie sehr geschickt, können jedoch nicht gut poliren. In der Baukunst, Fortification, Anlage von Magazinen, Pulverfabriken u. s. w. haben sie durch Unterricht der Franzosen, welche in den letzten cochinchinesischen Bürgerkriegen sich dort aufhielten, bedeutende Fortschritte gemacht.

Handel. Mit Ausnahme der Zeit, welche zunächst nach Uebertragung des Buddhismus in Hinterindien eintrat, und wol von einem bedeutenderen Aufschwunge aller

Thätigkeiten begleitet war, als sich jetzt auch nur ahnen läßt, und mit Ausnahme der Blüthe des Malaienstaates — also etwa im Ganzen vom 12. bis 16. Jahrh. — scheint der Handel von Hinterindien vorzüglich in den Händen von Fremden gewesen zu sein. Die Ostküste von Vorderindien, Ceylon, China, später die Araber, dann die Europäer, zunächst Portugiesen, dann insbesondere Holländer, und endlich die Engländer scheinen die meisten Handelsvortheile von dort gewonnen zu haben. In jener Mittelzeit einheimischer Handelsblüthe waren Pegu und Malacca, sowie manche Städte im cochinchinesischen Reiche und Cambodja Hauptthandelsplätze.

In Assam haben zwei Priester aus der Brahmanenkaste, welche von Bengalen aus eingewandert ist, das Monopol des Alleinhandels zwischen Assam und Bengalen. Die Gegenstände, welche von Bengalen ausgeführt werden, sind insbesondere Salz, feine Hülsenfrüchte, Ghiu (eine Art Butter), Zucker, Korallen, Juwelen und Perlen, europäische Messerschmied- und Glaswaaren, Gewürze, Farbewaaren, Kupfer, Mennige, englische Wollenwaaren, Taffet, Benares-Seidenzeug, Satin, gold- und silbergewirktes Zeuch, Muscheln, Musselin. Von Assam wird ausgeführt: Lack, Seide, Tuch, Krapp, schwarzer und langer Pfeffer, weißer Baumwollensamen, Elfenbein, glockenmetallenes Geschirr, Senfsamen, eiserne Äxte, Sklaven, Thaikolfrüchte. Die Einfuhr beträgt etwa 228,300 Rupien, die Ausfuhr etwa 130,900.

Im Birmanenreiche dietet das niedere Land eine ausgezeichnete Binnenschiffahrt dar. In den obern Provinzen dagegen sind die Handelscommunicationen sehr erschwert. Aus Laos und Yünnan kommen Karavanen. Die Schiffer laden in den Küstenstädten Reis, Salz, fremde Waaren u. s. w. und bringen sie nach Ava, den Irawaddi aufwärts. Aus Laos bringen die Ochsenkaravanen rohe Seide, Firniß, Sticklack, Elfenbein, Wachs, lackirte Waaren, Metalle, Gold, Blei, Zinn und Schwerter, und nehmen jene Waaren mit zurück. Der Hauptmarkt für diesen Karavanenhandel ist Piek, zwei Meilen von Ava. Sonstige Handelsartikel sind Erdöl, Salpeter, Kalk, Baumwolle, etwas Seidenzeuche, rohe Schmiedewaaren, etwas Metallgeschirre, lackirte Waare, Palmzucker, Catechu, Zwiebeln, Tamarinden. Der Handel nach China zu ist bedeutend, aber in den Händen chinesischer und Muhammedanischer Kaufleute, und nicht continuirlich, sondern auf bestimmte Messen beschränkt. Die chinesische Karavane besteht aus Saumthieren, kleinen Pferden, Eseln und Maulthieren. Diese kommt bis Ava, die Hauptmesse ist aber in Bhamo. Die Einfuhren sind verarbeitetes Kupfer, schönes Auripigment, Quecksilber, Zinnober, Eisengeräthe, Kupferdraht, Zinn, Blei, Alaun, Silber, Gold, Töpferwaaren, Gemälde, Teppiche, Rhabarber, vorzüglich viel rohe Seide, Sammet, Liqueurs, Honig, Moschus, Grünspan, getrocknetes Obst, Papier, Fächer, Sonnenschirme, Schuhe, Kleider. Auch lebendige Thiere, wie Hunde, Fasanen, Enten u. s. w. Die Ausfuhr von Ava nach China besteht in Baumwolle, einer Menge Schmuckfedern, eßbaren Vogelnestern, Elfenbein, Rhinoceros- und andern Hörnern, Sapphiren, Serpentin und englischen Wollenwaaren. Den Werth aller Exporten und Importen schätzt man auf 700,000 Pf. St.

Der Centralpunkt des Seehandels ist Rangun. Die Exporte aus dem Birmanenreiche sind zum Theil einheimische Producte, zum Theil aus dem asiatischen Continent auf die Birmanenmärkte gebrachte Gegenstände; insbesondere Teakholz, Catechu, Sticklack, Wachs, Elfenbein, Gold, Silber, Auripigment, Rubine, Sapphire, Pferde und rohe Baumwolle. Die Ausfuhr der edlen Metalle ist eigentlich verboten, aber dieses Verbot wird umgangen. Die Importen sind insbesondere englische, sowol europäische, als indische Fabrikate, Metallwaaren, Pulver und Feuerwaffen, Baumwollegewebe, Areka- und Kokosnüsse. Seit 1811 insbesondere ist der Handel von Rangun sehr gestiegen; im J. 1826 liefen 56 Schiffe von dort aus, und die Importen und Exporten betrugen etwa 300,000 Pf. St.

In Siam ist der Handel, trotz aller Hemmungen, des Mangels an Energie, dennoch insbesondere durch die, so überaus günstige, Lage des Landes sehr bedeutend. Für den Binnenhandel gibt der Menam eine schöne Schifffstraße. Im November insbesondere kommen auf ihm die Boote in Bangkok an, welche in Laos im August abgefahren sind. Sie bringen Korn, Salz, Baumwolle, Sapanholz, Öl, Zimmerholz u. s. w. Nach Nord und Süd und Ost bestehen freundliche Handelsverbindungen mit den Nachbarländern, nach Westen mit Birma weniger. Cambodja bringt Gummigutti, Kardamomen, Sticklack, Firniß, Hörner, Häute, Felle. Von China kommen grobe Wollenwaaren, chinesische und englische Tücher, Zeuche, Kurzwaaren, Geräthe von Kupfer, Blei, Gold.

Den Centralpunkt für den Seehandel bildet die Hauptstadt Bangkok, in der engsten Verbindung mit dem chinesischen Meere und durch Passagen über die malaiische Halbinsel mit dem bengalischen Busen. Eingeführt werden hier mit bedeutendem Gewinn weiße Baumwollenzeuche, wohlfeile wollene Tücher, Feuergewehre und Glaswaaren. Der europäische Handel mit Siam war lange Zeit unterbrochen, und hebt sich erst seit letzter Zeit wieder. Das Opium, obgleich Contrebande, wird auch hier von Bengalen aus eingeschmuggelt und wirft bedeutenden Gewinn ab. Den Küstenhandel mit dem Auslande haben größtentheils chinesische Handelsleute in ihren Händen. Der directe Verkehr mit China selbst ist dagegen ein Monopol des Königs, der jährlich zwei Dschunken mit Waaren nach Canton schickt und daselbst Zollfreiheit genießt. Die Siamesen sind übrigens gegen Seefahrten sehr abgeneigt. Den Handel mit China unterhalten jährlich etwa 140 Dschunken mit 35,000 Tonnen Last. Der Küstenverkehr Bangkoks verbreitet sich über die siamesischen Häfen in Osten und Westen, die von Cambodja, Cochinchina und den indischen Archipelagus. Er besteht im Zusammeln der Landesproducte insbesondere. Bedeutender ist der mit dem Archipelagus, insbesondere mit den Häfen Patani, Tringano, Pahang, Singapora, Malacca, Penang, Batavia, Sumatra u. s. w. Die Exporten dahin sind Zucker, Reis, Öl u. s. w., die Importen indische und britische Fabrikate, Opium, Glas u. s. w.

Etwa 200 Dschunken mit 28,125 Tonnen Last beschäftigt dieser Handel. Die Zahl der siamesischen Seeleute mag zwischen 10—12,000 Mann betragen. Die europäischen Schiffe müssen in Bangkok doppelt so viel Abgaben als die chinesischen zahlen. Dennoch würde der Handel sehr gewinnreich sein, wenn nicht der König so viel Monopole für sich behielte, wodurch der Handel auf jede Weise zum Schaden der Fremden und ohne Nutzen für den Einheimischen gehemmt wird.

Die Cochinchinesen dürfen so wenig wie die Siamesen ohne besondere Erlaubniß in die Fremde gehen. So ist der ausländische Handel fast ganz und gar in den Händen der Fremden. Der Binnenhandel ist nicht unbedeutend. Er wird theils auf den Strömen von Cambodja und Tongking betrieben, theils die Seeküste entlang. Die Haupthandelspunkte sind Kangkao und Saigun in Cambodja, Nathrang, Phuyer, Quinhone, Fai so und Hué in Cochinchina und Kecho in Tongking. Zwischen Saigun und Hué sind stets 2000 Dschunken in Thätigkeit. Der Auslandshandel ist bis jetzt auf China, Siam und Singapore beschränkt. Für China bildet Kecho den Hauptmarkt; auf diesem Wege kommen auch einige englische Waaren. Mit Siam, auf Bangkok beschränkt, bildet Saigun den Vermittlungspunkt. Er ist in den Händen der siamesischen Chinesen und jetzt in Folge der Zerwürfnisse über Cambodja schwach; 40—50 Dschunken unterhalten ihn. Von Siam kommt Eisen, Tabak, Opium, europäische Waaren u. s. w. Dahin gebracht werden Matten, rohe und gewebte Seide u. s. w. Von Singapore aus unterhalten den Handel mit Cochinchina etwa 26 Dschunken, größtentheils von in Singapore ansässigen Chinesen geführt. Vor den cochinchinesischen Bürgerkriegen waren europäische Factoreien in diesem Reiche, aber der Handel ward unterbrochen und ist seit der Zeit noch nicht wieder in Gang gekommen. Daher sieht man in Saigun, welches seiner Lage nach ein Haupthandelsplatz werden könnte, noch fast gar keine europäischen Waaren. Der Handel ist hier noch nicht bedeutend. Man konnte den auswärtigen Handel von Saigun nur auf 7000—8000 Tonnen schätzen.

Auf der malaiischen Halbinsel war einst Malacca Mittelpunkt des Weltverkehrs. Als die Portugiesen im J. 1511 davor erschienen, war der Hafen voller Schiffe; auch eine chinesische Dschunkenflotille fand sich da. Unter den Portugiesen erhielt sich sein Glanz noch. Unter den Holländern (seit 1640) schwand er ganz dahin, und jetzt ist keine Spur mehr davon da. Sein jetziger Handel ist auf die Ausfuhr seiner eigenen Producte und die Einfuhr seiner eigenen Bedürfnisse beschränkt, da sich nördlich und südlich von ihm höchst bedeutende Emporien erhoben haben. Die Einfuhr betrug 1828 1,081,782 Rupien, die Ausfuhr 672,211.

Jene bedeutenden Emporien sind nördlich die Insel Pulo Penang, seit 1786 im Besitze der Engländer. Ihre Handelsverbindungen betreffen Calcutta, Madras, Bombai, England, China, Java, Ceylon, Siam, die Küste Tenasserim, Atschin (in Sumatra), Queda und einige nahe Häfen; im J. 1828 betrug die Einfuhr 5,223,872 Rupien, die Ausfuhr 3,600,900. Die Geldeinfuhr betrug 832,232, die Geldausfuhr 719,876. Opium und eßbare Vogelnester sind Haupthandelsartikel. Opium ist Monopol der englischen Regierung und bringt eine Revenue von 40,000 Dollars.

Das südliche Emporium bildet Singhapore, seit 1818 von den Engländern colonisirt und 1824 in ihrem Besitz anerkannt. Seine Lage ist zum Handel überaus ausgezeichnet, und es wird wol einer der allerwichtigsten Handelspunkte werden, wie es denn schon jetzt in der kürzesten Zeit alle Erwartungen übertroffen hat. Schon im J. 1823 hatten die Exporten aus dem dasigen Hafen einen Werth von 5,568,000 span. Dollars.

1824	betrugen die	Importen	1,455,509	Pf.	St.,	die	Exporten	1,390,268,	im Ganzen	2,845,717 Pf. St.
1825	"	"	1,323,917	"	"	"	"	1,228,786	" "	2,552,703 " "
1826	"	"	1,361,978	"	"	"	"	1,388,306	" "	2,875,800 " "
1827	"	"	1,488,599	"	"	"	"	1,387,201	" "	2,875,800 " "
1828	"	"	1,961,120	"	"	"	"	1,804,660	" "	3,765,780 " "
1829	"	"	2,121,559	"	"	"	"	1,876,250	" "	3,997,809 " "
1830	"	"	1,875,350	"	"	"	"	1,826,634	" "	3,701,984 " "
1831	"	"	1,780,994	"	"	"	"	1,565,157	" "	3,346,151 " "

Der Verkehr hat hier sechs Hauptrichtungen: 1) nach England, 2) nach Britisch-Indien, Neuholland und andern europäisch-indischen Colonien, 3) China, 4) Siam und Cochinchina, 5) den fernern Inselvölkern des Archipelagus, 6) der unmittelbaren Nähe von Singapore.

Nach England (London und Liverpool) kamen im J. 1826 schon 15 Schiffe aus Singhapore. Sie brachten Antimonium, Aniseföl, Benjamin, Kampher, Cassia u. s. w. Überaus bedeutend ist der Handel mit Calcutta. Um die hohe Bedeutung dieses sich erst entwickelnden Handelsplatzes zu erkennen, setzen wir noch eine Tabelle des Werthes der Einfuhr und Ausfuhr nach den verschiedenen Ausgangspunkten in den J. 1830—1831 und 1831—1832 her.

Länder.	Einfuhr.		Ausfuhr.	
	1830—31	1831—32	1830—31	1831—32
England in sp. Dollars	1,161,945	1,514,664	5,535,576	5,037,926
Übriges Europa	75,301	81,302	99,637	20,976
Südamerika	31,563	6,016	—	—
Mauritius u. s. w.	5,897	7,068	18,484	12,661
Calcutta	1,215,958	1,072,852	1,061,636	879,559
Madras	48,733	141,049	135,714	148,576
Bombai	105,625	91,575	193,125	172,501
China	2,857,505	2,433,959	899,305	735,412
Java	1,135,025	978,978	542,389	359,639
Rhio	49,915	92,216	61,648	75,039
Siam	200,007	243,980	149,447	212,180
Cochinchina	37,717	126,402	40,778	223,405
Ceylon	12,724	7,341	14,849	—
Atschin u. s. w.	77	35,229	725	—
Sumatra	187,397	151,589	167,511	165,285
Malaiische Halbinsel	375,595	320,271	410,693	310,145
Straßen	40,424	27,904	30,583	24,044
Celebes	234,346	173,917	258,924	167,716
Borneo	244,176	209,637	192,229	178,016
Bally	71,142	53,471	102,829	52,596
Manilla	204,153	40,303	164,700	33,328
Cambodja	17,638	9,055	14,624	7,700
Andere Häfen	110,871	118,135	175,875	124,748
Total:	8,458,731	7,936,974	8,271,223	6,941,542

In den Jahren 1833—1834 fuhren 475 Schiffe unter europäischen Flaggen in den Hafen von Singhapore.

Noch eine neue Colonie der Engländer ist in ihren von Birma abgetretenen Besitzungen südlich von Martaban gegründet, Amherstown, welche zwar jetzt noch nicht von hoher Bedeutung geworden ist, aber durch ihre Nähe an die Stromgebiete des Saluaen und Iravaddi eine bedeutende Zukunft verspricht.

Noch Weniges haben wir über die Münzen in Hinterindien hinzuzufügen. Im anamesischen Reiche heißt das Geld Sapek und war früher aus Erz, jetzt ist es aus Zink und so groß, wie ein englischer Schilling; darauf ist des Königs Bildniß. 60 Sapek sind 1 Mas; 10 Mas 1 Kwan; 600 Sapek 1 Ratan. Gold und Silberstücke werden mit Stempeln versehen. Ein spanischer Dollar gilt 1½ Kwan nach dem Zolltarif der Regierung.

In Siam sind Kauris (Muscheln) die Scheidemünzen, sie heißen hier Bik. 200 sind 1 P'hainung, 2 P'hainung 1 Songp'hai, 2 Songp'hai 1 Fuang, 2 Fuang 1 Salung, 4 Salung 1 Bat oder Tikal, 80 Tikal 1 Catti, 100 Catti 1 Pikul. Die wirklichen Münzen sind schlechtes Silberblech mit einem Stempel; das Gold wird zugewogen.

In der Straße von Malacca, auf der malaiischen Halbinsel ist der spanische Dollar die Hauptmünze, auch der holländische six dollar u. s. w. Daneben Scheidemünzen aus verschiedenen Nachbarländern.

Die Birmanen haben keine geschlagenen Münzen. Die Metalle werden an Zahlungsstatt zugewogen. Kleinere Summen werden mit Blei, größere mit Silber und Gold bezahlt. Diese werden evaluirt.

In Assam sind nach Einführung des Brahmathums auch die bengalischen Münzen nachgeahmt.

Hiermit schließen wir die kurze Übersicht von Hinterindien. Mit ziemlicher Gewißheit geht daraus hervor, daß die hinterindischen Völker eigentlich noch gar keine Culturentwickelung gehabt haben. Die kurze Blüthe, welche aus ihrer Geschichte hervorschimmert, scheint nur die Küstenstädte betroffen zu haben und die nächste Folge fremder Colonien gewesen zu sein. Im eigentlichen Volke griff sie fast nicht mehr Wurzel, als die carthagische Cultur der spanischen Küstenstädte in Iberien, die griechische der Küstenstädte am schwarzen Meer unter den Scythen, und ähnliche Erscheinungen in der Geschichte. Wol bemächtigten sich despotische Könige fremder Culturmittel, um ihre Herrschaft noch mehr zu strängen und ihre Unterthanen von jeder Cultur noch entfernter zu halten; aber dem Volke blieb jede höhere Entfaltung seiner geistigen Kräfte fern. Denn nur das gestärkte Selbstbe-

wußtsein jedes einzelnen im Volke, in welchem er sich als Glied einer Gesammtheit fühlt, führt zur Cultur. So lange dieses fehlt, sind alle culturähnlichen Erscheinungen nur momentan. Ein solches Gefühl kann unter keinem so unbeschränkt despotischen, rein in der Willkür eines einzelnen stehenden Staatenverhältniß, wie es Hinterindien bisher zeigte, erwachen. Diese Staatenverhältnisse müssen vernichtet werden zum Heil der Menschheit, und England ist von der Geschichte bestimmt, auch hierher den Funken der Freiheit von seinem Altar aus zu tragen. Mögen Tausende darunter leiden, die einzelnen Menschen sind nichts gegen die Menschheit. Englands Fuß wird manche scheinbare Blüthe zertreten, aber wo er sich hinstellt, erblüht die Freiheit, die einzig dem Menschen die stetige Entfaltung seiner Kräfte zu sichern vermag. Hinterindien hat keine Vergangenheit, es ist das Land der Zukunft und seine Zukunft ruht in den Händen Englands.

III. Die indischen Inseln.

Zunächst treten eine Menge Inseln in geographische Beziehung zu den beiden Indien und vervollständigen so gleichsam die indische Welt vom geographischen Standpunkt aus. Diese Inseln sind 1) solche, welche den indischen Continenten unmittelbar vorliegen, fast wie abgesprungene Theile derselben oder in den von ihnen gebildeten Meerbusen, dem bengalischen und siamesischen sich befinden; 2) die Gruppe der großen Inselmassen, welche fast wie ein großer, aus einander gesprengter und von Australien und Neu-Guinea losgerissener Continent sich darstellen und gewöhnlich unter dem Namen Inseln des indischen Archipelagus erwähnt werden. Diese Gruppe wird im Süden durch den indischen Ocean, im Westen durch denselben, die Straße von Malacca und das chinesische Meer und im Osten durch den großen Ocean begrenzt. Sie bildet fast ein sphärisches Dreieck, dessen Basis im Süden Sumatra, Java, Floris und Timor bilden; die Schenkel bilden Borneo und Palawan u. s. w. im Westen, die Molukken, Mindano u. s. w. im Osten, und die Spitze die Philippinen. Von jenen ersten, Indien zunächst gelegenen, Inseln ist Ceylon die bedeutendste, welche zu Vorderindien in vielen Beziehungen in demselben Verhältnisse steht, wie England zum continentalen Europa.

Diese Inseln allsammt und ferner die ganze große Inselstraße, welche sich vom indischen Archipelagus bis zu der Oster-Insel nach Osten hin fortsetzt und sogar die weit abgerissene und den westlichsten Punkt bildende Insel Madagascar stehen aber ferner in einer Culturbeziehung zu Indien, welche bei der einen Insel mehr, bei der andern weniger hervortritt.

Die bedeutendste Stellung in dieser Rücksicht nimmt Ceylon ein. Früh ward es — der Sage nach um die Zeit der Erscheinung Buddha's und zwar in demselben Jahre — von Vorderindien, und zwar Kalinga aus, colonisirt. Noch ist es fraglich, ob diese Colonie die Insel menschenleer fand, oder die eigentlichen Ureinwohner in sich absorbirte. Die Sage läßt die Insel vor Einführung der indischen Colonie nur von wilden Thieren und Dämonen bewohnt sein. Handelsverbindungen mit dem an köstlichen Producten so reichen Ceylon müssen gewiß schon viel älter sein, wie das Vorkommen des Hauptproducts von Ceylon, des Zimmts, im Westen beweist. Zu Asokas' Zeit (etwa 250 v. Chr.) nahm Ceylon den Buddhismus an und wuchs seit der Zeit schnell zu einem bedeutenden Cultur- und Handelsstaate heran. Etwa im 5. Jahrh. n. Chr. hatte es als Hauptstation des Handels die bedeutendste Blüthe erreicht und erhielt sich lange in dieser hervorragenden Stellung. Damals war zugleich Indien selbst in vollster Blüthe; aber schon begannen die Bedrückungen des Buddhismus und das Übergewicht des Brahmathums daselbst. Handel insbesondere, wol auch politische und religiöse Gründe, letztere mehr in Vorderindien, insbesondere in Telinga wirkend, scheinen etwa vom 8. Jahrh. an immer mehr indische Colonien theils nach Hinterindien, theils nach den Inseln des indischen Archipelagus geführt zu haben. Hier finden sich zwei Aboriginer-Racen[22]), eine braune mit langem Haar und eine schwarze mit wolligem Haar. Jene zeigt sich sehr culturfähig, diese hat die bisherige Geschichte hindurch sich in vollständig uncultivirtem Zustande erhalten. Mit dem culturfähigen Theil scheinen sich die indischen Colonien leicht verbunden zu haben. Aus dieser Amalgamation gingen die Culturstitze in Java und Sumatra zunächst hervor. Von hier aus verbreitete sich diese Mischcultur mit mehr oder weniger Erfolg über jenen großen Inselzug.

Diese Übersicht muß an diesem Orte genügen. Eine eindringendere Behandlung der Elemente des Lebens dieser indischen Inselwelt sowol im engern als im weitern Sinne läßt sich nicht von einem allgemeinen Standpunkte aus geben, sondern muß den, den einzelnen Inseln gewidmeten, Artikeln überlassen werden, auf welche wir demnach verweisen *). (*Theodor Benfey.*)

---

22) *Crawfurd*, History of the Indian Archipelago. I, 18.

*) Wir machen hier auf einige Druckfehler im Art. Indien aufmerksam: S. 15 Sp. 1 Z. 24 von oben lies: *nâçakas* für *nâgakas* — S. 17 Sp. 1 Z. 18 von unten lies: die für das — S. 17 Sp. 2 Z. 26 von oben lies: nun für nur — S. 18 Sp. 2 Z. 23 von oben lies: 288 für 278 — S. 28 Sp. 2 Z. 4 von unten lies: 400 für 300 — S. 58 Sp. 1 Z. 14 von oben zu Pâtâla vgl. weiterhin S. 508, wo die richtige Ableitung — S. 72 Sp. 2 Z. 11 vgl. weiterhin S. 118, Sp. 1 — S. 97 Sp. 2 Z. 1 zu Sornatos vgl. S. 290 — S. 102 Sp. 2 Z. 31 lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 105 Sp. 1 Z. 20 vgl. S. 320. Anm. 81 — S. 105 Sp. 2 Z. 8 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 106 Sp. 1 Z. 11 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 106 Sp. 1 Z. 6 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 109 Sp. 2 Z. 11 von unten lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 111 Sp. 2 Z. 15 von oben lies: nach Chr. für vor Chr. — S. 118 Sp. 1 Z. 2 von oben lies: Kamarupa, jetzt unter-Assam und streiche „der District — Shirpur" — S. 125 Sp. 1 Z. 33 von oben setze einen Punkt vor: Mutra — S. 129 Sp. 2 Z. 5 von unten lies: 1211 für 1011 — S. 159 Sp. 1 Z. 10 von oben lies: oder Religionen für Religion — S. 162 Sp. 1 Z. 8 von oben lies: Upanischad für Uparischad — S. 164 Sp. 2 Z. 15 von oben lies: Entfaltung für Enthaltung — S. 170 Sp. 1 Z. 12 von unten lies: Açvinau für Açrinau — S. 184 Sp. 1 Z. 2 von unten lies: späte für spät — S. 240 Sp. 2 Z. 15 von unten lies: finden für fanden — S. 241 Sp. 1 Z. 27 von oben lies: solchen für

INDIENNES werden in der französischen Handelssprache die feinen ostindischen und die europäischen mit Figuren bemalten Kattune oder Zitze genannt; auch pflegt man den aus solchen Zeuchen gemachten Schlafröcken diesen Namen zu geben. Endlich heißen auch so die wegen ihrer vorzüglichen Güte bekannten sogenannten Orgelinen, welche im ehemaligen Languedoc verfertigt werden. (*Fr. Thon.*)

INDIER, INDIANER. Die kupferfarbigen Bewohner Amerika's erhielten den Namen von Indiern in Übereinstimmung mit der Ansicht der frühesten Entdecker jenes Welttheils, die in ihm lange Zeit das äußerste Ende des gewürzreichen östlichen Indiens gefunden zu haben glaubten, ein Irrthum, der von Vielen mit Hartnäckigkeit festgehalten, nur dann erst schwand, als die Fortschritte der geographischen Entdeckungen in den südöstlichen Archipeln Asiens und an der Westküste Südamerika's das Vorhandensein eines großen Oceans außer Zweifel gesetzt hatten. Die höchst eigenthümlichen Erscheinungen im inneren und äußeren Wesen der von den Entdeckern vorgefundenen Bevölkerung zog zeitig die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich, und wir begegnen daher unvollkommenen ethnographischen Schilderungen in den Schriften der ersten Eroberer, Versuchen zur philosophischen Erklärung aber in den Werken der nicht gereisten, ausgezeichneten Gelehrten der ersten Hälfte des 16. Jahrh., die, wie unter Andern der Secretair Ferdinand's und Isabella's, Peter von Anghiera, den ernstesten Antheil an der Staunen erregenden Entdeckung einer neuen Welt nahmen, und mit größtem Fleiße alle dahin bezügliche Nachrichten sammelten [1]). In der damaligen Beschränktheit geographischer Kenntnisse lag der Grund der durch die kupferfarbenen Amerikaner hervorgerufenen Verwunderung, denn etwas diesen Ähnliches war noch nirgends beobachtet worden. Der letztere Umstand und das unerklärlich erscheinende Alleinstehen der amerikanischen Menschheit führte um so schneller auf Versuche von Erklärungen des Ursprungs der Indier, je weniger wahre anthropologische Untersuchungen in der Richtung jener Zeit lagen, und man nach Maßgabe herrschender religiöser Überzeugungen und politischer Absichten ungeneigt war, den Amerikanern volle Menschenrechte zuzugestehen, oder ihre Sitten einer philosophischen Forschung werth zu achten. Die Geschichte der über den zuerst genannten Gegenstand angestellten Untersuchungen bietet innerhalb der ersten zwei Jahrhunderte nach Entdeckung Amerika's wenig Genügendes. Fast alle diese Arbeiten verlieren an Nützlichkeit durch das einseitige Festhalten an einer für unverletzlich geltenden Grundansicht, die man zuerst um die Mitte des 18. Jahrh. zu verlassen wagte, die aber dennoch selbst in unsern Zeiten zahlreiche Anhänger hat. In den Versuchen, die Urgeschichte unseres Geschlechts und der von ihm bewohnten Erde zu erläutern, treten zwei Ansichten sich schroff und unversöhnlich entgegen. Wir mögen sie die kirchliche und die naturhistorische nennen. Die erste hält sich an die biblische Schöpfungsgeschichte, die zweite findet in jener höchstens einzelne Andeutungen einer geläuterten Naturanschauung, wie sie die Gebildeteren unter den Priestern besessen haben mögen, sieht sich aber, auf Ergebnisse tiefer Forschung gestützt, in der Nothwendigkeit, ein eigenes, völlig verschiedenes System aufzustellen. Die Versuche der Ausgleichung zwischen beiden haben nie genügende Resultate gehabt, und sind im Ganzen als überflüssig zu betrachten. Huldigen wir mit dem Mittelalter der biblischen Ansicht, so sind wir gezwungen, die Indier der neuen Welt als Stämme zu betrachten, die aus der gemeinsamen und einfachen Wurzel des gesammten Menschengeschlechts hervorgingen; wir müssen daher annehmen, daß der Neger Afrika's, der Malaie Asiens und der Kaukasier eine Wiege gehabt haben, und daß sie mittels physischer Einflüsse grabweise die äußeren Charaktere erlangt haben, durch welche sie jetzt auffälligst unterschieden dastehen. Bekennen wir uns dagegen zu der naturhistorischen Ansicht, so erblicken wir in den Hauptracen des Menschengeschlechts eine in jedem Welttheile ursprünglich entstandene Bevölkerung, die ebenso als eigenthümliche und selbständige Form aus der Hand des Schöpfers hervorging, wie die einem jeden Welttheile ausschließlich angehörenden charakteristischen Gestalten des Thier- und Pflanzenreichs. Wer für die erste dieser Meinungen sich erklärt hat, bekämpft die entgegengesetzte als eine den Schöpfer entehrende, indem diese eine mehrfache Erschaffung der Menschheit voraussetzt, die man also gleichsam als verunglückte Versuche, als Verbesserung gemachter Fehler ansehen müsse. Es dürfte aber diese Schlußfolge schon darum eine unrichtige sein, weil überall in der Natur ein Streben nach höchster Mannichfaltigkeit hervortritt, und in der Abstufung des Organischen, welche mit Bestimmung, Bedürfnissen und natürlichem Wohnort der Geschöpfe in Einklang steht, einer der kräftigsten Beweise der höchsten Macht und Güte liegt. Die Herleitung aller Menschen von einem einzigen Paare setzt, da doch die große, an das Specifische grenzende Verschiedenheit der Racen nicht abzuleugnen ist, einen Grad von physischer Einwirkung Behufs der Verwandlung des Urtypus voraus, den wir, gemäß unserer heutigen Naturkenntnisse, weder annehmen können, noch dürfen. Allerdings äußert das Klima und noch mehr die durch dasselbe bedingte Lebensweise unverkennbaren Einfluß auf die Gestaltung des Menschenkörpers und auf

---

solche — S. 249 Sp. 1 Z. 1 von unten schiebe als vor Composita ein — S. 249 Sp. 2 Z. 7 von oben schiebe zu der zweiten nach dhâ ein.

1) *Petri Martyris ab Angleria*, De reb. Oceanic. et Orbe novo decad. tres (Basil. 1533). Der Enthusiasmus, mit welchem dieser sehr geistreiche Geschichtschreiber die Entdeckung Amerika's ergreift (Epist. 133. 134. 135, und besonders im Briefe 152 an Pomponius Lätus) als ein Ereigniß, das die Zustände Europa's und die geistige Richtung der Zeit mächtig verändern müßte, hat auch nach 300 Jahren nicht minder rührende Wirkung als die unverkennbar sich aussprechende Trauer über die Kürze des Lebens für den Einzelnen, der nicht hoffen durfte, das große und rühmliche Werk der Entdeckung bis zu dem Grade der Vollständigkeit gelangen zu sehen, der kaum in unserer Zeit erreicht, über die Welt des Columbus helles Licht verbreitet hat. Wir wüßten diesen merkwürdigen Ergießungen des Anghiera aus der damaligen Periode kaum etwas entgegen zu stellen.

psychischen Charakter, allein nicht jenseit der Grenzen, welche die Natur selbst festgesetzt hat. Sehen wir, wie höchst beständig der Racencharakter in unsern Zeiten sich verhält, ist es auf der andern Seite erwiesen, daß seit dem historischen Alterthume keine bemerkliche Veränderung in Farbe und Gestalt des Negers und Kaukasiers vorgegangen sind, so sind wir auch zu dem Schlusse berechtigt, daß sich dieses stets ebenso verhalten haben müsse, folglich ihre Verschiedenheiten als ursprüngliche anzusehen sind. Daß der Neger vor 4000 Jahren dem heutigen Bewohner Guinea's vollkommen geglichen habe, geht aus uralten Bildwerken hervor [2]), und ebenso wenig fehlt es an Beweisen, daß andere Racen sich in Bezug auf Physiognomie, Haarwuchs, Hautfarbe und Körpergröße getreu geblieben sind, so lange sie ohne ganz ungewöhnliche Vermischungen fortbestanden. Die Menge der auf uns gekommenen ägyptischen, indischen, griechischen und römischen Denkmäler aller Art, die über 3000 Jahre alten Mumien, endlich die Aussagen der ältesten Schriftsteller legen dieses Zeugniß ab. Gegen Perioden von solcher Länge sind die drei Jahrhunderte seit Amerika's Entdeckung von keinem Gewicht, allein es müßten sich doch bereits Spuren der Veränderung an der dorthin verpflanzten europäischen Bevölkerung ergeben, wäre diese bis auf vollkommene Umwandlung des Racentypus ausdehnbar. Mit Ausnahme einiger unwesentlichen Modificationen, die jedoch nicht größer, oder kaum so beträchtlich sind, als diejenigen, welche im Laufe der Zeit die Nachkommen der im europäischen Süden angesiedelten Normannen erfahren haben, sind die Descendenten der Conquistadoren des 15. und 16. Jahrh. noch jetzt den Europäern völlig gleich [3]). Die vornehmeren Familien Peru's und Chile's tragen wol sogar jene weiße Farbe, die man in Amerika noch immer als natürlichen Adelsbrief anzusehen gewohnt ist, und die den edelsten Zweigen des kaukasischen Stammes als eigenthümlicher Charakter zukommt, in höherem Grade, als ihre in Europa geborenen Vorfahren. Zwar dürfte wol kein Neger Amerika's bei der großen Sterblichkeit seiner durch Sklaverei gedrückten Race unter seinen Vorfahren mehr als fünf bis sechs in der neuen Welt geborene Generationen zählen können; allein, wo ein dem afrikanischen diametrisch entgegenstehendes Klima auf ihn einwirkt, wie im Norden der Vereinigten Staaten, sollte nach einigen Menschenaltern schon Vermischung des Urtypus, wäre er überhaupt möglich, an ihm bemerklich werden. Der Neger Pennsylvaniens ist aber im Wesentlichen seinem Stammverwandten von der Westküste Afrika's ebenso ähnlich geblieben, wie der seit 200 Jahren unter den Hottentotten lebende holländische Bauer den Seinen. Wollten wir dem Klima nach Vorgange des Alterthums den ausgedehnten Einfluß zuschreiben, der gradweise ofteologische Charaktere umwandeln, alle Besonderheiten der Farbe und sonstigen Attribute der Racen aufheben und an ihre Stelle andere setzen könnte, so würde uns das Vorkommen und Fortbestehen von schwarzen Völkern in kalten Ländern, oder von weißen in der unmittelbaren Nähe der unter einem glühenden Himmel lebenden schwarzen Menschenstämme (Mauren neben Negern) als Beweis der Unrichtigkeit des ganzen Satzes entgegentreten. Die Natur erkennt selbst die Unverletzlichkeit der Racen an, und will sie nicht verschmolzen wissen bis zum Untergange der sie auszeichnenden Charaktere [4]). Hat sie zwar dem Producte der Kreuzung zweier sich fremden Menschenracen die Fortpflanzungsfähigkeit nicht versagt, wie den Bastarden, die im Thierreiche durch Ausartung des Geschlechtstriebes, im domesticirten Zustande durch Beschränkung desselben,

2) *Cuvius*, Recueil d'antiquités étrusques, égyptiennes etc. Supplem. Tom. VII. (Par. 1767). tab. LI. no. 1 et 2. p. 200. tab. LXXXI. no. 3 et 4. p. 285.

3) Wenn der westindische Creole, namentlich der spanischen Inseln, welcher doch zu den ältesten Amerika's gehört, sich durch eine eigenthümliche Schlaffheit und kürzere Lebensdauer von dem Europäer unterscheidet, so liegt der Grund nicht sowol ausschließlich in der Einwirkung des Klima's, oder gar, wie allerdings behauptet worden ist, in einer unmerklichen Aufnahme des den Indier bezeichnenden Charakters, sondern in seinen bürgerlichen Verhältnissen und seiner Lebensweise. Die Ausschweifungen aber doch der rasche Lebensgenuß in den Antillen verträgt sich nicht mit langer Lebensdauer. Es ist bemerkt worden (*Coulomb* in den Mémoir. de l'Institut. II. p. 380 suiv.), daß auf Martinique, wo die Temperatur selten geringer ist als 20° R., die Creolen gewöhnlich kaum die Hälfte der Arbeit in einem Tage liefern können, die sie in unsern Klimaten vollständig leisten würden. Einmal beweist dieses noch keine Ausartung, wenigstens nicht den Verlust des europäischen Racencharakters, denn auch in unserm Welttheile vermögen die südlicheren Völker nicht dieselben anstrengenden Arbeiten auf die Dauer zu ertragen, denen sich der teutsche Bauer bis zum Greisenalter unterzieht, und zweitens wird ein zwischen schwarzen Sklaven erwachsener, mehr oder minder verwöhnter Mensch, schon darum weniger fähig sein, körperliche Mühen dauernd auszuhalten, weil er nicht gewöhnt gewesen, seine Kräfte zu gebrauchen und folglich zu erhöhen. Die ärmeren weißen Creolen von Cuba und die weißen Brasilier sind in Entfernung von großen Städten und unter einem heißen Himmel ein ebenso hart arbeitender, verhältnißmäßig zu den Umständen vielleicht noch mehr kräftiger Schlag Menschen, als irgend einer des mittlern Europa.

4) Es ist kaum glaublich, daß irgend Jemand von der Umbildung des Weißen in einen Neger ernstlich überzeugt sein könne, seit die genauen Arbeiten Sömmering's, Meckel's, Fr. Cuvier's, Everard Home's und And. die wichtigen anatomischen Unterschiede zwischen ihm und dem Kaukasier nachgewiesen haben. Sie sind so auffällig, daß Virey sich verführen ließ, jenen als Repräsentanten einer Species im naturhistorischen Sinne, nicht einer Race allein, hinzustellen. (*Virey*, Hist. natur. du genre humain. [Par, 1824.] II. p. 32) Mit dem Indier verhält es sich anders, indem sein körperlicher Charakter ihn nicht ganz so schroff von andern Völkern scheidet. Daß dieser aber darum nicht minder unveränderlich sei als der des Negers, daß sogar geringere Untervarietäten des amerikanischen Stammes kleine Eigenthümlichkeiten, die sie von andern unterscheiden, bewahren, ergibt sich aus der täglichen Erfahrung. Die Abstufungen der braunen Hautfarbe, namentlich größere Dunkelheit derselben, erhalten sich unter allen Umständen. Humboldt erwähnt dunkel gefärbter Indierstämme auf den kalten Hochebenen Mexico's, und folgert hieraus die Unveränderlichkeit typischer Eigenthümlichkeiten, indem jene wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden einstens einwanderten. Um die Amerikaner von Asiaten oder sogar vom ersten Menschenpaare ableiten zu können, hat man ihre Hautfarbe für Product des Klima's erklärt, eine leicht widerlegbare Annahme. (Humboldt, Versuch über den politischen Zustand von Neuspanien. I. S. 115. Maxim. v. Neuwied, Reise in Brasilien. [Frankf. 1821.] II. S. 67.)

oder durch Eingriffe des Menschen entstehen, so bestrebt sie sich doch, den ursprünglichen Typus auch unter den Mischlingen unseres Geschlechts zurückzuführen. Es ist eine in den Colonien allgemein bekannte Thatsache, daß Mischlingsfamilien, gleichviel, ob Mestizen oder Mulatten, sich selbst überlassen, nach wenigen Generationen den Charakter der Übergangsform verlieren und zum ursprünglichen Typus wiederkehren. Zwar ist das Gesetz dieses Herganges noch nicht genügend festgestellt, doch scheint der Rückfall die herrschende Form zu sein, d. h. daß eine mehre Geschlechtsfolgen hindurch nur mit ihres Gleichen zeugende Zahl von Mestizen endlich die reine Form des amerikanischen Stammes zurückerhält. Diese sind die wichtigsten der Gründe, die in großer Zahl und von unwidersprechlichen Thatsachen unterstützt, die zoologische Geschichte unseres Geschlechtes, auf welche als eine selbständige Wissenschaft wir hier verweisen müssen, aufführt, um die ursprüngliche Verschiedenheit der großen Menschenstämme zu beweisen. Wer jedoch eine solche anzuerkennen sich gezwungen sieht, kann auch der Annahme nicht länger entgegen sein, daß die kupferfarbenen Menschen Amerika's für den von ihnen bewohnten Welttheil geschaffen sind, ihm ebenso eigenthümlich angehören, als die besondern, sonst nirgends vorkommenden und ausgezeichneten Gruppen des Thier- und Pflanzenreiches. Wie viele der noch vorhandenen Völker der neuen Welt als Reste jener ursprünglichen Bevölkerung anzusehen sein mögen, wie viele von ihnen möglicherweise eingewanderte sein könnten, ist eine andere Frage, die wir, so weit es das fast undurchdringliche Dunkel des Gegenstandes gestattet, weiter unten zu erwägen haben werden.

Den Schriftstellern, die in den beiden ersten auf die Entdeckung Amerika's folgenden Jahrhunderten sich mit der Frage über die Abstammung der Indier beschäftigten, trat eine doppelte Schwierigkeit entgegen. Es fehlte ihnen an den anatomischen und physiologischen Anschauungen, deren unsere Zeit sich freuet, und sie wollten oder durften sich nicht über den Mythus von einem ersten Menschenpaare erheben. Zu glauben, daß diesem bei historischen Untersuchungen schon darum kein Gewicht einzugestehen sei, weil er sich unter allen Völkern auf verschiedene Weise wiederholt, lag der Gesinnung jener Zeit fern. Man nahm auf biblische Autorität einen Ursitz der Menschheit an, der aber mit jenen, unter sich sehr verschiedenen, in welche andere Nationen ihre Wiege verlegen, nichts gemein hat [5]). War man dieser unbequemen Grundlage wegen schon zu den gewaltsamsten Folgerungen und den gewagtesten Hypothesen gezwungen, so wurde der Gang der Untersuchung noch dadurch um so beschränkter, daß man in jener, an selbständiger Forschung armen, Zeit sich gewöhnt hatte, den Schriften der Römer und Griechen ein ungebührliches Gewicht zuzugestehen, und von einseitiger Verehrung gegen sie erfüllt, nichts für gut oder glaublich hielt, was sie nicht gebilligt, oder was sie unerwähnt gelassen hatten. Die Masse der sich aufdrängenden Thatsachen und Nachrichten aus der neuen Welt, die bei dem damaligen Zustande des Wissens höchst überraschend sein mußten, versuchte man auf jene classischen Vorbilder zurückzuführen, schmückte sie aus, wie unter andern die Sage von den Amazonen, oder verwarf sie als Fabeln. So erklären sich die wunderlichen Bemühungen, um die Abstammung der Indier von Völkern der alten Welt, oder sogar die Bekanntschaft der Alten mit Amerika nachzuweisen, Arbeiten, an welchen wir jetzt nur die außerordentliche Vertrautheit der Verfasser mit den classischen Schriftstellern bewundern können, eine Art von Gelehrsamkeit, die freilich wol in jener Zeit leichter zu erlangen war, als in der das Feld des Wissens bis in das Unübersehliche ausdehnenden Gegenwart. Die Idee, daß Amerika eine „neue Welt" sei, verglichen mit der östlichen Halbkugel, daß es später geschaffen sei, war zeitig entstanden, und hatte sich selbst denkender Köpfe bemächtigt, die jene übermächtige, ewig grünende Vegetation, jene Beständigkeit des milden und sonnigen Tropenklima's, jene herrlichen, aber menschenleeren Einöden, deren Anblick selbst auf die Roheren der Entdecker begeisternd einwirkte, nur mit dem Begriffe der jugendlichen Frische vereinbar glaubten, und selbst in der vulkanischen Thätigkeit des neugefundenen Welttheils, die sie mit der scheinbaren Erstarrung derselben Kräfte in Europa verglichen, einen Beweis des dort kaum beendeten Processes der Erschaffung erblickten [6]). Aus solchen Anschauungen mußte sich nothwendig die Idee entwickeln, daß die amerikanische Menschheit ungleich später, als die der alten Welt, entstanden sei, und da solche Annahme mit dem Glauben an einen Ursitz des gesammten Geschlechts sich nicht vertrug, so galt es nun, die Einwanderung zu erklären. Je unbekannter aber im 16. Jahrh. die nordwestlichen Küsten Amerika's waren, und je vorherrschender die Meinung sich gestaltete, daß dort nirgends eine große Annäherung zwischen dem alten und neuen Continente bestehe, um so schwieriger wurde die Beantwortung jener Frage, und darum sind es grade die frühesten Schriftsteller, welche die unhaltbarsten Vermuthungen aufstellen. Es würde schwer sein, irgend eine Nation der alten Welt zu finden, von welcher der Ursprung der amerikanischen Bevölkerung nicht hergeleitet worden wäre. Wir müssen uns begnügen, die hauptsächlichsten jener Ideen hier kurz aufzuführen, denn die umständliche Entwickelung derselben kann, da sie für unsere Zeit keinen Werth haben, höchstens in einer kritischen Geschichte der geographischen Kenntniß einen Platz finden. Columbus, welcher geraume Zeit den Glauben festhielt, das Salomonische Ophir entdeckt zu haben, oder in den Küsten von Japan sich zu befinden, konnte keine Zweifel über die asiatische Abstammung der Amerikaner hegen. Andere sahen in diesen die Nachkömmlinge der Bewohner von Plato's verlorener Atlantis, hielten wol

5) Humboldt, über die Urvölker von Amerika, in Bieſter's neuer berlin. Monatschrift. März 1806. S. 199.

6) Über die physikalische Unrichtigkeit des Namens „neue Welt" sprechen sich aus Humboldt a. a. O. S. 190. Malte-brun, Neuestes Gemälde von Amerika, übersetzt von Greipel (Leipzig 1832). S. 7.

gar Amerika für identisch mit jener fabelhaften Insel, ein Glaube, welcher zeitig seine Gegner fand [7]). Francisco Hernandez de Cordova, der Entdecker von Yucatan (1517), wollte in der Gegend des Cap Catoche und auf der Insel Acuzamil Kreuze aus Holz und Blech auf den Gräbern und in den Tempeln der Eingeborenen gefunden haben, aus welchen sogleich auf Abstammung von Spaniern geschlossen wurde, die zur Zeit der großen maurischen Einfälle unter König Rodrigo in der neuen Welt Sicherheit gesucht hätten. Begründeten die Spanier hierauf ein altes Besitzrecht Amerika's, so wollten die Portugiesen nicht zurückbleiben, und verbreiteten die Sage, daß schon im J. 1547 ein portugiesischer Schiffer nach westlichen Inseln verschlagen worden sei, wo er sieben Städte fand, deren Bewohner jedoch Portugiesisch gesprochen hätten [8]). Der mit Etymologien spielende Dominikanermönch Garcia nimmt absichtliche und zufällige Einwanderungen zu Land und See an, und läßt die Indier ein Gemisch von Nachkömmlingen der verlorenen zehn Tribus der Israeliten, der Carthager, der alten Bewohner von Ophir und der Atlantis, der Griechen, Phönizier, Chinesen und Tataren sein; gewiß eine bequeme Weise der Ableitung, um mit keiner Partei in Streit zu gerathen! Weit vorsichtiger hatte geraume Zeit vor diesem uns unbrauchbaren Schriftsteller der vielgereiste Acosta die Frage behandelt, denn er entscheidet nicht über den Weg der Einwanderer, sondern erwägt die Möglichkeit der Einwanderung überhaupt in einer oder der andern Richtung. Daß irgend ein Volk absichtlich nach Amerika über das Meer geschifft, erklärt er für unmöglich. Seine Meinung ist in der Kürze die, daß die Amerikaner aus Asien stammen, indem beide Welttheile entweder zusammenhängen, oder doch nur durch eine schmale Meerenge getrennt sind. Im Übrigen läßt er, mit einer in seiner Zeit seltenen Abneigung gegen gewaltsames Generalisiren, die Einzelnheiten auf sich beruhen [9]). Jean Lery und Gomara suchen die Vorväter der Amerikaner in den vor Josua fliehenden Kanaaniten, während die Mehrzahl der älteren spanischen Schriftsteller sich nicht von der Idee losreißen kann, daß die von Salmanassar weggeführten Stämme der Israeliten nach mancher Wanderung und dem Vergessen des eigenen Ursprungs aus Asien nach Amerika gezogen wären. Theophrastus Paracelsus versuchte den Knoten zu zerhauen durch die Annahme eines amerikanischen Adam, eine damals kühne und vielfach getadelte Hypothese. Auch die Engländer machten Anspruch auf die Ehre, Amerika bevölkert zu haben, denn schon zu Walter Raleigh's Zeiten war das Gerücht verbreitet, daß Worte der Sprache von Wales auf den virginischen Küsten gehört worden, und die viel bezweifelte Reise des Madoc ap Owen nach Nordamerika setzte man in Verbindung mit angeblich schon damals (1170) gegründeten Colonien von Europäern, aus welchen demgemäß innerhalb weniger Jahrhunderte Indier geworden sein müßten, indem seit der Zeit, wo die westlichen Gegenden der Vereinigten Staaten von gewissenhaften und gebildeten Reisenden genauer untersucht worden, jene Sagen von blonden Völkern des Innern ihre ehemalige Geltung ganz verloren haben, wenn sie auch von leichtgläubigen oder das Sonderbare liebenden Männern verfuchsweise, selbst in den letzten Jahren, wieder aufgefrischt wurden [10]). Vornehm absprechend trat Hugo Grotius in einem Werke auf, welches über Ursprung der Amerikaner so unhaltbare Hypothesen aufbauet, daß unparteiische Zeitgenossen ihre Mißbilligung auszusprechen nicht anstanden, Andere die Widerlegung unternahmen. Er verwirft die Einwanderung aus Asien, ohne überzeugende Gründe beibringen zu können, leitet auf gleiche Art die Eingeborenen der nördlichen Hälfte der neuen Welt von scandinavischen Völkern, großentheils sogar von den Teutschen, ab, und läßt die ersten Bewohner Mittelamerika's aus Habessinien, die Peruaner aus China kommen. Ständen nicht andere und sehr gewichtige Gründe diesen Vermuthungen, die ziemlich sorglos hingeworfen sind, entgegen, so würde schon bei genauer Vergleichung

7) Wenn auch die Atlantis von manchen jener Schriftsteller als untergegangen oder als Erzeugniß einer lebendigen Phantasie angesehen wurde, so glaubte man doch aus dieser Sage mit Bestimmtheit auf die Bekanntschaft der Alten mit Amerika schließen zu dürfen (*Fr. Greg. Garcia*, Origen de los Indios del nuevo mundo [Valenc. 1607]. p. 47), obgleich frühere Untersucher sich dagegen ausgesprochen hatten, z. B. *Acosta*, Hist. natur. de las Indias [Sevill. 1590]. L. I. c. 12. p. 48 und c. 22. p. 76. 77. Die angebliche Kenntniß Amerika's unter den Römern wurde besonders aus einigen Stellen der Classiker gefolgert, unter welchen die berühmteste sich findet bei Seneca (Medea. Act. I. s. fin.). Hierher gehören aber noch als mißverstandene Autoritäten die Stellen bei Seneca (Quaest. natur. L. I. „Quantum enim est quod ab ultimis litoribus Hispaniae usque ad Indos jacet? Paucissimorum dierum spatium si navem suus ventus implevit"), bei *Horat.* Epod. Od. XVI und andere mehr. Man sprach sogar von römischen Münzen aus dem Zeitalter Augusts, welche in südamerikanischen Goldbergwerken gefunden worden sein sollten (*Garcia* p. 429), eine jedenfalls erfonnene Geschichte, während es nachgewiesen ist, daß alte in unsern Zeiten um Nasville im Staate Tenessee aufgefundene, angeblich aus den ersten Jahrhunderten unserer Ära stammende Münzen, dort in Verbindung mit englischen Geldsorten, wahrscheinlich durch den Indiern entlehnende Colonisten vergraben worden sind. (Transactions of the American Antiquarian Soc. of Worcester [Mass. 1820]. I. p. 119.) 8) Die Sage von den christlichen Symbolen in Yucatan erwähnt und verwirft *Gomara*, Hist. gener. de las Indias (Ansver. 1554). p. 68. 70.

9) Die Übersicht seiner Meinungen gibt *Garcia* p. 485. Von Acosta gehört hierher der größere Theil des ersten Buches. 10) Humboldt, Reise in die Aquinoctialgegenden ꝛc. IV. S. 314, und besonders in Bezug auf jene Reisen des Mittelalters die Alles umfassenden Untersuchungen desselben in: Examen critique de l'histoire de la Géographie du nouveau continent etc. (Paris 1835—1838. 4 Bde., teutsch von Ideler [Berlin 1835]). Über die Indier, welche die Sprache von Wales sprechen, hat sich noch vor wenigen Jahrzehnten der amerikanische Bürger Owen Williams vernehmen lassen, jedoch auf eine, die Wahrheit der von ihm gemeldeten Umstände sehr verdächtigende Art. Seine Nachrichten von den angeblichen aus Wales abstammenden Nationen der Brydones und Chabogees sind in einem Briefe vom 11. Febr. 1819 enthalten, der zuerst in der Révue encyclopédique (No. 4. p. 162) erschienen, von Neuem abgedruckt wurde in dem von Lacépède geschriebenen Artikel Homme des Diction. des scienc. naturelles (Par. 1821). Tom. XXI. p. 392. Auch findet sich welsche Einwanderung erwähnt in Hakluyt's und Purchas' Sammlungen.

chung chronologischer Angaben ihre Unhaltbarkeit sich ergeben müssen. Es sollen nach Grotius die norwegischen Familien, welche vor der Tyrannei Harold Harfager's (im J. 879) nach Island entflohen, und von da aus Grönland colonisirten (984), über Nordamerika sich bis Panamá verbreitet und große Reiche gestiftet haben. Die Begründung des ersten mexicanischen Reiches, durch die Tolteken, fällt aber in den Anfang des 7. Jahrh., und die Ankunft des mit ihnen stammverwandten Volkes der Chichimecos, welches einen festen Staatenverband zu Wege brachte, kann nicht später als auf das J. 720 gesetzt werden [11]). De Laet, dem eine für jene Zeit groß zu nennende Kenntniß Amerika's zu Gebote stand, wie auf das Überzeugendste aus seinem Hauptwerke über die neue Welt hervorgeht, wagt sich dennoch nicht an die Beantwortung der vielfach angeregten Frage. Seine Meinung ist im Allgemeinen folgende: daß die zahlreiche Bevölkerung Amerika's nicht vor einem halben oder ganzen Jahrtausend erst entstanden sei, sondern unmittelbar nach Zerstreuung der Völker und Verwirrung der Sprachen sich gebildet habe; zwar sei es möglich, daß später noch Einzelne ihren Weg absichtlich oder zufällig nach Amerika gefunden; allein es könne dieses nur vor Christi Geburt möglich gewesen sein; die Erwägung der von den Einwanderern gewählten Straßen sei zwar von Wichtigkeit, allein vor allem müsse erst die Annäherung Amerika's an Asien nachgewiesen, jene Erdgegend genau gekannt sein, und ebenso der Raum zwischen der Westküste und Neuguinea; nach Prüfung dieser Umstände und Vergleichung der geschichtlichen Nachrichten über Völkerwanderungen (der alten Welt) sei erst ein Urtheil möglich, Vermuthungen ohne solche Grundlage verwerflich (a. unten a. D. S. 71). Georg Horn sah den Gegenstand nicht mit derselben Ruhe und demselben Vertrauen auf künftige Aufklärung an, sondern entwickelte seine zum Theil eigenthümlichen Ansichten mit einem beträchtlichen Aufwande von Gelehrsamkeit. Sich stützend auf die große Unähnlichkeit des Physischen, schließt er die Neger und die scandinavischen und celtischen Völker von den Begründern der amerikanischen Menschheit aus, und verwirft aus andern Gründen die Einwanderung der Römer, Griechen und Hindustaner. Er glaubt beweisen zu können, daß die Phönizier nach Südamerika geschifft wären und dort Colonien begründet hätten (a. unten a. D. S. 129), daß drei größere Expeditionen von ihnen veranstaltet worden, deren erste noch vor Untergang der Platonischen Atlantis, letzte ungefähr auf Salomo's Zeiten falle, und daß die Kenntniß dieser Pflanzstädte nur durch Handelspolitik und Neid nebenbuhlender Völker verloren gegangen sei. Den Norden Amerika's sollen Skythen und Hunnen bevölkert haben, Chinesen aber von den Mongolen verdrängt (im J. 1260), über das Weltmeer nach der Westküste gesegelt sein, wo sie im J. 1270 das mexicanische Reich neu begründeten und später auch die Monarchie der Incas errichteten. Es liegt in dem letzten Theile dieser Ansichten Manches, was die Forschungen unserer Zeit als nicht unwahrscheinlich nachgewiesen, und namentlich ist das Zusammentreffen geschichtlicher Begebenheiten in Mexico mit den Wanderungen der Chinesen ein nicht unwichtiger Umstand [12]). Die so weit entwickelte Geschichte der Meinungen über den in Rede stehenden Gegenstand hätte noch durch manchen Zusatz vermehrt werden können [13]). Sie beweist, wie wenig die Resultate einer Forschung genügen können, die auf unsicherer Grundlage sich zu erheben sucht, denn nirgends führt sie auf Thatsachen, die zur Ergreifung der aufgestellten Meinung apodiktisch zwingen könnten. Die Fabeln, welche die Einbildungskraft der Einzelnen zu reizen vermochten, oder der bequemen Leichtgläubigkeit zusagten, finden sich, wenn auch unter veränderter Gestalt und oft mit entgegengesetzten Nutzanwendungen bei allen jener Schriftsteller vor. Sonderbar bleibt es im Ganzen, daß man sich über den hoffnungslosesten Untersuchungen aller derer, zu welchen die Geschichte unseres Geschlechts aufsodert, so abgemüht hat, daß man Amerika durchaus eine Bevölkerung von Außen verschaffen zu müssen meinte, ihren Ursprung gewaltsam abzuleiten unternahm, während man im Mittelalter sonst zufrieden war, die vorgefundene

11) Des H. Grotius Abhandlung wurde fasweise abgedruckt und mit widerlegenden Commentaren versehen von dem als Geographen und Naturforscher sehr verdienten Niederländer Jan Laet (*Jo. de Laet*, Notae ad dissert. *Hugonis Grotii* de orig. gentium americanarum (Amstel. 1643). Grotius fand sich durch diese im höflichen Tone geschriebene Widerlegung so belebigt, daß er in einer, sogar mit Schimpfworten untermengten, zweiten Dissertation, den Laet auf das Heftigste angriff. Laet antwortete mit nicht geringer Bitterkeit in einer: Responsio ad dissertat. secund. *Hug. Grotii* de orig. gent. americ. (Amstelod. 1644). Georg Horn (De Originibus americanis libri quatuor (Hag. Com. 1652]) stimmt mit Laet darin überein (p. 18), dem H. Grotius nicht einmal „eine mittelmäßige Kenntniß amerikanischer Verhältnisse" zuzuschreiben. Ältere auf denselben Gegenstand bezügliche Werke sind: *Henricus Horbius*, Diss. de originibus americanis (Lips. 1669). *Claudius Aschenius*, Diss. de orig. gentium novi Orbis prima (Strenguesii 1676). *Rob. Comtaei Nordmanni* Diss. de origin. gentium americanarum (Amstelod. 1644).

12) Horn (a. a. O. S. 261) unterstützt seine Vermuthungen mit einer chronologischen Tafel. Zwischen der Auswandereung der Chinesen und der Gründung des Aztekenreiches herrscht allerdings eine Coincidenz; mit dem letzten Ereignisse beginnt die mexicanische Geschichte zuerst eine geregelte Form anzunehmen. Der Scharfsinn und die geduldige Forschung Horn's sind neuerdings rühmend anerkannt worden von Malte-brun a. a. O. S. 89. 13) Mit Übergehung der von den spanischen Schriftstellern oft ganz kurz angeführten Meinungen von in Teutschland kaum bekannten mönchischen Autoren setzen wir schließlich noch folgende hinzu. Die verlorenen israelitischen Stämme hat Adair (History of the american Indians [Lond. 1775]. p. 15—220) mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit zu Stammvätern der Amerikaner zu machen versucht, obgleich schon Acosta (L. I. c. 25) sich lange vorher gegen diesen Glauben mit ziemlich guten Gründen erhoben hatte. St. Marc Lescarbot (Histoire de la nouv. France etc. [Par. 1618]) nimmt an, Noah oder seine Söhne haben auf ihrer Schiffahrt Amerika berührt, und findet an Laet (a. a. O. S. 108—122) einen scharfen Kritiker. Der Letztere geht auch die Gründe durch (S. 122—131), die den englischen Philologen Edward Brerewood (Enquiry touching the diversity of languages and religions [Lond. 1654], cap. 13) bewogen hatten, den asiatischen Ursprung der Amerikaner zu statuiren.

Einwohnerschaft neu entdeckter Länder als eigenthümliche anzuerkennen. Die schon erwähnte Ansicht, daß Amerika in ungleich neueren Zeiten aus dem Meere getreten sei, als Europa, und seine insulare Lage mögen vor allen jene Geistesrichtung veranlaßt haben. Nicht zufrieden mit den Schwierigkeiten der Erklärung des amerikanischen Ursprungs, hat man sogar andere, ebenso unüberwindliche, Fragen hinzugefügt, nachdem die Archipel des großen Oceans genauer bekannt geworden. Der mittels tausend Hypothesen endlich bevölkerte Welttheil sollte auswandernde Haufen nach Polynesien gesendet haben [14]), ja es sollten sogar Mexicaner an den Küsten Spaniens lange vor Columbus gelandet, andere Amerikaner in die Nordsee verschlagen worden sein.

Verlassen wir diese unersprießlichen Untersuchungen, die nach der Überzeugung der größten Forscher nicht in das Gebiet der Geschichte gehören [15]), die nur da erst beginnt, wo mehr als willkürliche Muthmaßung vorhanden ist, und vor der Entstehung einer Bevölkerung ihren Anfang nicht nehmen kann, so drängt sich zunächst die Frage auf, welches Alter der amerikanischen Menschheit zuzuschreiben sein möge? Ihre Beantwortung hat auch dann noch ungemeine Schwierigkeiten, wenn man sie auf enge Grenzen zurückführt, und nur die Völker der Betrachtung als Urvölker unterwirft, die von den Spaniern als Besitzer des Bodens angetroffen wurden, indem das Wort Urvolk, wie schon Schlözer erwies, keine historische Bedeutung hat, sobald man mit ihm die ersten Bewohner eines Landes überhaupt zu bezeichnen unternimmt. In der alten Welt werden solche Untersuchungen durch schriftliche Urkunden oder doch durch Denkmäler erleichtert, von welchen einige bis in die frühesten Zeiten der dortigen Menschheit hinaufreichen, und in ihrer, dann rohen und einfachen Gestalt, die ersten Versuche darstellen, Ereignisse auf die Nachwelt zu bringen, die man durch Schriftzüge vor dem Untergange zu retten noch nicht verstand. Weiterhin nehmen sie an Zahl und Deutbarkeit zu, stehen unter sich in Verbindung und haben es der geduldigen Forschung und scharfsinnigen Combination möglich gemacht, lange Reihen von geschichtlichen Begebenheiten zu entwickeln, oder die Wahrheit alter Überlieferungen nachzuweisen. Hierzu kommt, daß die, in der östlichen Welt jedenfalls weit früher, als in der westlichen, entwickelte Gesittung, und die schöneren Anlagen der Völker, der Erhaltung alter Nachrichten ebenso günstig gewesen ist, als der Umstand, daß die Civilisation weit ausgedehnter Länder nie auf einmal unterging. Wurde ein Volk durch politische Schicksale oder durch ungewöhnliche Naturereignisse von seiner früheren Höhe herabgeworfen, zum größeren Theil vernichtet, mit andern verschmolzen, oder doch in den Zustand ursprünglicher Wildheit zurückgestürzt, so überschritt innerhalb historischer Zeiten die Katastrophe nie bestimmte örtliche Grenzen, und es blieben auf den verbundenen großen Continenten genug glücklichere Nationen, um das Andenken der Verschollenen auf die Nachwelt zu bringen. In Amerika findet von diesem Allen das Gegentheil statt. Die Zahl der Denkmäler ist nicht groß und dazu nur auf Gegenden beschränkt, die dem Flächenraume nach kaum den vierten Theil des ganzen Welttheils ausmachen. Eine chronologische Verknüpfung zwischen ihnen ist unmöglich, denn sie gehören zwei, durch einen weiten und denkmallosen Zeitraum getrennten, Perioden an. So jung die Geschichte jener Völker sich verhält zu der unseren, denn mit irgend annähernder Gewißheit läßt sie sich nicht einmal bis zum Anfange der christlichen Zeitrechnung verfolgen, so unsicher wird sie ferner durch den Mangel geschriebener Nachrichten. Die unvollkommenen Versuche der Mexicaner durch Hieroglyphen auf Agaverollen das Andenken ihrer Zeiten zu erhalten, sind von geringem Werthe, aber die einzigen in jenem Welttheile gemach-

14) Die Idee, daß der größte Theil der Inseln des großen Oceans von Südamerika aus bevölkert worden sei, beruht theils auf der Übereinstimmung gewisser Sitten, theils entstand sie, als man mit der Richtung der dort herrschenden Winde bekannter wurde, die fast immer von Osten wehend, eine Einwanderung von Asien her, also aus Westen, sehr unwahrscheinlich machen. Die Ähnlichkeit der Sitten ist aber keineswegs bedeutend, und auf andere Art leicht erklärbar; zwischen den Sprachen Amerika's und Polynesiens besteht durchaus keine Verwandtschaft und der körperliche Charakter der Eingebornen beider Welttheile ist so verschieden, daß selbst Vergleichung nicht möglich ist. Die das Meiste für sich habende Ansicht betrachtet die Polynesier als Reste eines großen Volkes, welches einst einen Continent bewohnte, der durch große Erdrevolutionen in Inseln zerrissen worden, von welchen die vulkanischen und Urgebirgsgruppen noch übrig sind, während eine große Zahl der kleinen Eilande späterer Entstehung sind, wie besonders Beechey bewiesen hat. Den Mittelpunkt der polynesischen Bevölkerung bilden hinsichtlich der körperlichen Ähnlichkeit und Gleichheit der Sprachen und Sitten die Archipel der Societäts- und Freundschaftsinseln, denn je näher der Umfangslinie jener Inselwelt, um so mehr verschwindet der reine Charakter der polynesischen Race, bis er in Neuholland nicht länger zu erkennen ist. Wären Colonien aus dem einstigen Continent im großen Ocean nach Amerika übergegangen, oder von daher eingewandert, so hätte dieses zu einer Zeit geschehen müssen, wo entweder beide Continente sich sehr näherten, oder wo gar zusammenhingen. Es ist aber diese Speculation als vorhistorisch der Untersuchung wenig würdig. Einwanderung von Amerikanern nach Polynesien zur See, nachdem die Inselgruppen bereits gebildet, ist ungeachtet der günstigen Ostwinde darum nicht anzunehmen, weil die dem amerikanischen Festlande am nächsten liegenden westlichen Eilande immer noch durch ein 12—15,000 engl. Meilen breites Meer getrennt sind. Die Meinung, daß amerikanische Indier absichtlich nach so vereinzelten Punkten des Weltmeers gesegelt wären, ist darum unstatthaft, weil ihre Schifffahrt, namentlich an der Westküste, auf der niedrigsten Stufe stand, als die Spanier dorthin kamen. Es findet sich zwar bei Acosta eine Stelle, welche besagt, der große Ocean sei viel von den Ureinwohnern Amerika's befahren worden, und nach alten Überlieferungen hätten die Indier von Ica und Arica sogar weit entlegene westliche Inseln besucht, allein diesem widerspricht Alles, was über den armseligen Zustand der Seefahrt unter den Peruanern von den Zeitgenossen Pizarro's aufgezeichnet worden ist. Verschlagene Fischer aber wären an Hunger und Durst gestorben vor Erreichung der nächsten Inseln. (Vgl. *Moerenhout*, Voyage aux Iles du grand Océan [Par. 1837]. Tom. II. chap. IV. besonders p. 241—249.) Entgegengesetzte Ansichten hegt der englische Missionair Williams (Narrative of Missionary-Enterprizes in the South-Sea islands (Lond. 1837) der freilich eine Adamitische Abstammung des Menschengeschlechts vertheidigt.

15) Humboldt, Berlin. Monatschr. a. a. O. S. 190.

ten [16]), wenn anders jene noch weit roheren Figuren, die an Felswänden Südamerika's vorgefunden werden, nicht hierher gerechnet werden. Mündliche Überlieferungen waren von je her unter jenen Völkern selten, denn um sie zu schätzen und heilig zu bewahren, muß ein Volk Gemüth und Phantasie besitzen, welche dem Indier fast völlig abgehen. In der Mitte roher Stämme fanden die Spanier nur zwei auf der Stufe chinesischer Halbcultur befindliche Völker, und selbst diese besaßen nur schwankende, kaum einige Jahrhunderte hinaufreichende Sagen von Ereignissen, denen aber, wie dieses unter Ungebildeten überall geschieht, ein ungleich größeres Alterthum zugeschrieben wurde, als sie in Wahrheit besaßen. So unvollkommen diese Traditionen schon im 15. Jahrh. sein mochten, so haben wir sie noch mehr verfälscht und verstümmelt vor uns, da sie zuerst durch die spanischen Eroberer auf uns gekommen sind. Höchst selten findet sich unter diesen ein Mann von besserer Abkunft und Erziehung; die Meisten waren rohe Kriegsknechte, denen Europa zu enge schien für ihre Sucht nach Abenteuern und Gold. Mancher Bericht rührt von Mönchen her, einer mit seltenen Ausnahmen damals besonders unwissenden, vorurtheilsvollen und bigotten Classe. Ihre Aussagen widersprechen sich so häufig, tragen so oft den Ausdruck der Verkleinerungssucht oder des absichtlichen Verschweigens der Wahrheit, und sind mit so manchen nachweisbaren, aus Nachlässigkeit entstandenen Irrthümern erfüllt, daß man nur mit Mistrauen sich ihrer als Autoritäten bedienen kann. Die Völker sind als solche schon lange unter der Herrschaft der Weisen untergegangen, deren Traditionen noch einigen Werth hatten. Der belesene Reisende weiß ungleich mehr von den Überlieferungen der alten Perwaner, als der jetzt lebende Nachkomme derselben, der selbst den Fall des Incareiches zu einem mit tausend Abgeschmacktheiten vermengten Mythus umgeschaffen hat, und die gewöhnlichsten Fragen des Fremden über die Vorzeit nicht begreift.

Wären nicht zahlreiche andere Gründe vorhanden, um den Glauben an die mehrfache Wiederherstellung der Cultur auf den Trümmern einer alten Civilisation zu rechtfertigen, so würde schon die Ungleichartigkeit der auf uns gekommenen Bauwerke darauf hinweisen. Die Denkmäler Amerika's zerfallen in zwei Classen; in Monumente einer vorgeschichtlichen Zeit, und in solche, die in Mexico seit dem 7., in Peru seit dem 12—13. Jahrh. errichtet worden sind. Die ersteren tragen nichts bei, um das Dunkel der amerikanischen Vorzeit zu erhellen; denn diese liegt in unerfaßbarer Öde da, wie das weite Meer in sternlosen Nächten, und gestattet nur beängstigenden Ahnungen Raum. Solche Gefühle erzeugten diese, den cyklopischen an Riesenhaftigkeit gleichkommenden, Trümmern, selbst in den schwer erregbaren Menschenstämmen, die wir heute als Urvölker der neuen Welt anzusehen gewohnt sind. In den ungeheuern Mauern von Tiahuanuco am See von Titicaca, deren Zweck Niemand zu deuten verstand, sahen die Unterthanen der Incas das in einer Nacht errichtete Werk von Riesen, und mit abergläubischer Scheu näherten die Indier Nordamerika's sich jenen wunderbaren Erdwällen und von der Natur nicht hervorgebrachten Hügeln, deren Erbauung sie einem übermenschlichen Geschlechte zuschrieben. In Gegenden, wo die Entdecker der Vorzeit nur zahlenarme Stämme vorfanden, die sich gleichsam in der Unendlichkeit der Wälder verloren, haben neuere Forscher die gemeinsamen Grabstätten ganzer Familien zu Tausenden auf engen Räumen vertheilt, nachgewiesen. Noch merkwürdiger ist es, daß in großen Ländern die unverkennbarsten Spuren einstiger Civilisation sich darbieten, wo gegenwärtig die mindest gesitteten und unfähigsten des kupferfarbenen Menschenstammes hausen. In den Grabesbenen von Varinas, wo eine stehende Bevölkerung ohne Viehzucht und Ackerbau sich nicht erhalten könnte, findet sich gleichwol, außer zahlreichen Begräbnissen, eine fünf Meilen lange Straße auf Dämmen, die auch über die höchsten Überschwemmungen hervorragt. Solcher Werke sind aber die gegenwärtig zwischen dem Apure und Meta wohnenden Indier nicht fähig. Auch in den wildesten jener Urwälder am östlichen Fuße der Anden, deren Bewohner selbst den Incas so erschienen, wie einst den Griechen die Hyperboräer, und in niedrigster Wildheit umherstreiften, während auf dem Hochgebirge Civilisation herrschte, und eine an sich unnatürliche Theokratie Unterwerfung unter Gesetze und Staatseinrichtungen erzwang, auch da ergeben sich Spuren, wenngleich nicht allgemeiner Gesittung, doch gewiß einer Annäherung an dieselbe in lang vergangenen Zeiten. Es haben die untergegangenen Geschlechter versucht, durch kunstlose Sculpturen an Felswänden die Kunde ihrer Zeit zu erhalten, vielleicht durch solche Geheimschrift das Andenken ihrer Heerführer oder Priester den Nachkommen überliefern wollen. Ein solches Bestreben liegt den rothen Menschen fern, die jetzt in jenen Öden herumirren; kaum haben sie den Körper eines Stammesgenossen in flacher Grube verscharrt, so ist auch sein Name dem Gedächtniß entzogen; die Horde wandert weiter, und die nächste Geschlechtsfolge kennt weder die Ruhestätte der Väter, noch ehrt sie ihr Andenken. Von welchen Zeiten zeugen die erst vor wenigen Jahren aufgefundenen mit uralten Bäumen bewachsenen Ruinen von Palenque, und wer wird den Zustand und die geistige Richtung der Erbauer zu deuten vermögen? Welche umfangreiche lautlos daliegende Städte mögen künftige Reisende noch auffinden in den Ebenen Neumexico's, zur Bestätigung der undeutlichen Gerüchte, die schon in den ersten 50 Jahren nach dem Falle des Montezuma unter den Spaniern verbreitet waren [17])? An diese Denk-

16) Montezuma erhielt von diesem Papierfurrogat alljährlich 16,000 Ballen, die ihm von fünf Städten als Tribut geliefert wurden.

17) Über die Denkmäler der frühesten Perioden Peru's und Mittelamerika's vgl. die Art. Lucas S. 381, Pachacamac und Palenque. Bei der Eroberung von Chiapa fanden die Spanier ungemein große, seit uralten Zeiten in Trümmern liegende Gebäude (*Garcia* l. c. l. II. c. 1. §. 4. p. 95), ebenso bei Guamanga am Flusse Vinaque (*Ciesa*, Chronica del Peru. c. 78). Die Ruinen von Tiahuanaco beschreiben Ciesa (c. 105), und Acosta gibt (l. c. l. VI. c. 14) die Maße der ungeheuern Steine an, die man zu

mäler reihen sich die einer neueren, innerhalb der christlichen Zeitrechnung liegenden Periode, jedoch ist es nicht immer möglich, sie von den älteren zu unterscheiden, indem, mit Ausnahme eines und des andern

Mauern verwendet hatte. (Vgl. auch *Garcil.* Comm. real. l. III. c. 1. *Ulloa*, Resumen histor. fm 4. Bande seiner Relacion hist. del viage etc. [Madrid 1748]. p. XIX. §. 34.) über die Befestigungen, ovale oder kreisförmige Erdwälle zum Theil von großem Umfange, die große Steinmauer zwischen dem kleinen und großen Sciotofluſſe (sie ist 6300 Toisen lang), endlich über die an Gestalt sehr abändernden Grabeshügel, von welchen zwischen der Mündung des Ohio, dem Illinois, des Missouri und San Francisco allein an 3000 vorhanden sein sollen, finden sich die besten der neuen Berichte und Untersuchungen in den oben angeführten Transact. Amer. Antiq. Soc. 1820. Vol. I. und übersicht des hierher Gehörenden bei Humboldt, Reise. V. S. 304 fg. Die Kunststraße auf den Llanos von Varinas erwähnt Humboldt a. a. O. III. S. 268. Die Sculpturen an Felsenwänden sind in den Waldbedenen des äquatorialen Südamerika seit länger als einem Jahrhundert schon von Reisenden erwähnt worden, und jedenfalls weit zahlreicher, als man bisher wußte, da sie sich nicht sowol an den großen Strömen, sondern mehr in abgelegenen Gegenden und an Seitenflüssen vorfinden, die wegen des Zustandes unaufhörlicher Befehdungen von schwächeren Horden der Sicherheit wegen mehr besucht worden sein mögen, als die Allen bekannten und zugänglichen Gegenden. Außerdem kommen auch nur in größerer Entfernung von den Ufern des Amazonas, Paraguay und ihrer Confluenten Felsen von hinreichender Größe und Stärke vor, um die Versuche sinnbildlicher Darstellungen mittels Eingrabung zu gestatten. Der den peruanischen Anden genäherteste Ort dieser Art ist der Pongo des Huallaga. Von den dort angeblich vorhandenen Schriftzügen ist jedoch von der Wasserfläche aus nichts mit Deutlichkeit zu erkennen, und der Padre Girbal bezweifelte bereits ihre Existenz. Bei der Höhe und Unzugänglichkeit der Felswand ist diese Sache nicht zu entscheiden. Am Paztaza und Marona sollen nach Bericht der reisenden Krämer von Maynas solche Inschriften häufig sein. Martius (Reise in Brasilien. III. S. 1284) beschreibt die von ihm in Menge am Japura entdeckten Sculpturen, und bildet andere, am Rio de San Francisco vorkommende ab. Humboldt (Reise. III. S. 408. IV. S. 315) fand ähnliche am Orinoko, und gibt seine Ansichten (IV. S. 516) über diesen Gegenstand. Ein großer Theil solcher Figuren scheint vor der Zeit großer Überfluthungen, oder während derselben in die Felsen eingehauen worden zu sein. Unter allen Beweisen ehemaliger Civilisation ist das Vorhandensein dieser oft in den härtesten Felsen eingegrabenen Figuren einer der schwächsten. Man kann aus ihnen nur das hohe Alter der Bewohnthеit dieser Gegenden folgern und vielleicht auch eine minbere Gleichgültigkeit gegen die Zukunft als der heutige nur in der Gegenwart lebende Indier verräth; allein wir vereinen uns mit Martius in der Ansicht, daß aus diesen Sculpturen kein besonderer Grad von Kunstfertigkeit und Kenntnissen hervorgehe. Die Gegenstände der Darstellung sind wenige und solche, wie sie sich der Phantasie ungebildeter Menschen, die in der Natur groß geworden, am ersten aufdrängen, Mond, Sonne, Figuren von Menschen und Thieren, Waffen, und willkürlich hingeworfene, wol bedeutungslose Linien aller Art. Indessen bleibt so viel gewiß, daß die gegenwärtigen Indier unter keiner Bedingung ein so mühsames Werk unternehmen würden, sei nun seine Bedeutung, welche sie wolle, und daß ihnen also thätigere und dem thierischen Streben noch dem Zustande gedankenlosen faulen Hinbrütens minder ergebene Geschlechter vorausgegangen sein müssen. Das mit der Steigerung der Civilisation zunehmende Bedürfniß der Aufzeichnung, wenn auch Anfangs nicht von abstracten Gedanken, doch von Thatsachen, hat die Mericaner nicht allein, sondern auch ihre uns unbekannten Vorfahren (z. B. in Palenque), zeitig auf die Erfindung einer Hieroglyphenschrift geführt, die mit großer Geläufigkeit angewendet wurde. (Vgl. *Humboldt*, Vues des Cordilleres et des monuments anciens des peuples indigènes de l'Amérique. p. 57 sq. p. 72—76.)

mericanischen Monuments, der Baustyl die zwei großen Epochen amerikanischer Cultur nicht mit der Schärfe bezeichnet, die an den Alterthümern der östlichen Welt, die Festsetzung ungleich kürzerer Zeiträume gestattet. Zwischen den Zeiten, in welchen die beiden Classen jener Denkmäler entstanden, liegt eine Periode der Verwilderung, die von unbestimmbarer Dauer ist, und über deren Veranlassung, plötzliches Eintreten oder gradweise Zunahme keine Meinung ausgesprochen werden kann. Diese Zeit des Verfalls ist es, welche die peruanische Sage bezeichnet, wenn sie von dem, eine neue und heilbringende Ordnung einführenden Halbgott Manco Capac spricht, und in Mexico findet sie ihr Ende mit der Festsetzung der civilisirten Tolteken in der Mitte eines tiefgesunkenen Volkes. Seit diesen Ereignissen und dem Wiederaufleben menschlicher Sitte beginnt erst die Geschichte jener Länder, denn von da an wird es zuerst möglich, eine gewisse chronologische Reihe zu verfolgen. Die Hieroglyphen der Mericaner setzen die Ankunft der Tolteken in das 7. Jahrh. Dieses eingewanderte Volk begründete den Staat, dessen Civilisation sich immer mehr hob, aber um die Mitte des 11. Jahrh. verschwindet es auf einmal aus der Geschichte auf unerklärliche Weise, und von Neuem riß, wenigstens theilweise, Verwilderung ein. Ein ihm verwandter Stamm, der aztekische, zieht im 14. Jahrh. von Norden her auf den Hochebenen Mexico's ein, und errichtet das Reich, welches Cortez im J. 1521 zerstörte. Der peruanische Staat ist aber bedeutend jünger, als der der Tolteken, wenn auch um 100 Jahre älter, als der der Azteken; denn nach Angabe der zur Zeit der Pizarros lebenden Peruaner hatte er kaum 400 Jahre bestanden, und war folglich um die Mitte des 13. Jahrh. begründet worden. Diese Perioden Mexico's und Peru's bezeichnen das, was man im historischen Sinne des Wortes das Alter der amerikanischen Menschheit nennen kann. Sie fallen, verglichen mit der Zeitrechnung der Völker in der östlichen Halbkugel, in sehr neue Zeiten, und gelten nur in einem beschränkten Länderraume des westlichen Continents. Über der Geschichte aller jener Menschenstämme, die sich nicht unter der Herrschaft der Incas und der Fürsten Mexico's befanden, liegt ein undurchdringliches Dunkel, das um so mehr zunimmt, je mehr die Forschung in die Länder einzudringen versucht, deren kälteres Klima und ärmere Natur der menschlichen Entwickelung minder günstig war. An den nördlichen Zuflüssen des Amazonas und am Oronoko finden sich die letzten undeutlichen Spuren einer in den entlegensten Zeiten dort einheimisch gewesenen Civilisation. Im Süden dieser Grenze und im Osten der Anden verschwinden diese ebenso, wie in den nördlichen und nordwestlichen Gegenden Nordamerika's, und zuletzt erscheinen die armseligen Bewohner wie Wesen von gestern, selbst ohne Tradition und gleichgültig gegen das Geschick, das ihre Voráltern, wie man annehmen muß, entweder aus besseren Heimathen vertrieb, oder in erneute Wildheit stürzte. Während unter diesen Stämmen die Forschung nie zu einem gedeihlichen Erfolge führen kann, hat sich ihr, hinsichtlich des Bildungsgrades derjenigen Völker

Amerika's, die man historische nennen kann, ein günstigeres Feld entwickelt. Schon aus den schwer erklärbaren, gemeiniglich als Befestigungen angesehenen Erdaufwürfen im mittleren Nordamerika geht wenigstens eine starke Bevölkerung jener Gegenden in den frühesten Zeiten, aus den Trümmern von Tiahuanuco, ein bedeutender Grad von physikalischen Kenntnissen hervor; denn dürfen wir den Messungen Acosta's trauen, so hat man an den Ufern des Sees von Chucuito einst Steinblöcke weit fortbewegt, deren Cubikinhalt über 4000 Fuß betragen würde. Die in der Zeit der Incas selbst errichteten Gebäude verbinden Einfachheit mit großer Festigkeit, außerordentlichen Umfang mit strenger Beobachtung des Ebenmaßes, und zeugen von einem außerordentlichen Fleiße, der den Peruanern den Mangel eiserner Werkzeuge ersetzen mußte. So viel über die Bauwerke und Antiquitäten der Bewohner Mexico's in den Perioden der Tolteken und Azteken schon geschrieben worden, so bleibt doch noch Manches zu erläutern übrig, aber Alles deutet auf einen weit höheren Grad von Bildung, als irgend ein heutzutage lebender kupferfarbener Stamm besitzt, oder, wie zu glauben steht, zu erreichen fähig sein möchte. Den Beweis weit gediehener astronomischer Kenntnisse liefern die noch vorhandenen beiden Steine mit Thierkreisen, aus welchen Antonio de Leon y Gama und Al. v. Humboldt nachwiesen, daß die Tolteken das Sonnenjahr genau gekannt, und (wie Gama behauptet) durch Einschaltung von Tagen dem Jahre nicht allein die gegenwärtig in Europa in solcher Theilung herrschende Genauigkeit zu geben, sondern ihren Cyclus auf 104 Jahre voraus zu berechnen verstanden, ein Verfahren, welches genaue Aufzeichnung langjähriger Beobachtungen voraussetzt. Aus den Teocallis, jenen Pyramiden, die mit dem Cultus der Tolteken und ihrer Nachfolger zusammenhängen, und die sich überall finden, so weit jene in ihren Wanderungen vordrangen, ergibt sich eine eigenthümliche und hohe Richtung des Geistes, denn ein wenig begabtes Volk unternimmt, auch bei großer Menschenzahl, keine Riesenwerke, wie die Pyramide von Cholula, deren Inhalt 7,146,000 Cubikyards gleicht, und die mit Porphyrtafeln belegt war. Die Regierung mußte eine wohlbefestigte sein und ungewöhnliche Mittel besitzen, die das Volk, und wäre dieses auch noch so willig gewesen, zur Leistung von Diensten bei öffentlichen Unternehmungen verwenden, und solche Werke zur Vollendung führen konnte [18]).

Die Betrachtung dieser Civilisation, die man eine isolirte nennen muß, so lange man sich der Hypothesen über den ehemaligen Zustand der Einwohner des übrigen Amerika enthält, veranlaßt die Frage der frühesten Wanderungen jener Völker. Es würde gelten, nachzuweisen, auf welchem Wege die Gesittung von Land zu Land drang, wie die Völker sich verbreiteten, und wie es geschah, daß der beiweitem größere Theil der letzteren entweder die angebotene Bildung sich nicht zu eigen machte, oder die schon erlangte von sich warf, und endlich in kleinen Haufen aufgelöst neue Heimathen suchte. Unvermerkt würde man bei dieser Untersuchung auf die unbeantwortbaren Fragen über die Abstammung der Ureinwohner im strengen Sinne hingeführt werden, setzte man der Speculation nicht feste Grenzen durch die Annahme, daß in jedem Welttheile Ausgangspunkte der Civilisation vorhanden sein können, wo diese ohne fremdes Zuthun unabhängig, wenngleich auf langsame Weise, sich entwickelt hat. Vermag die Geschichte diese nicht immer mit Genauigkeit nachzuweisen, so gibt es doch andere Mittel, um mindestens die von ihnen gleichsam strahlenförmig ausgehende Verbreitung der Colonien darzuthun, so weit dieses überhaupt da mit Sicherheit geschehen kann, wo es an geschriebenen Urkunden der frühesten Zeiten gänzlich mangelt. Die Sprachforschung ist es, durch welche noch am meisten einiges Licht über die ursprünglichen Verwandtschaften der Amerikaner verbreitet worden ist. Die Anwendung etymologischer Regeln hat manche Schwierigkeiten, und mag in der Hand des Ungeübten zu vielen und starken Fehlgriffen Veranlassung geben; allein sie genügt zur Erlangung allgemeiner Resultate. Die mühsamen Vergleichungen der Idiome der neuen Welt, wie sie von Männern betrieben worden, die mit der umfassendsten linguistischen Kenntniß eine große Vertrautheit mit Erdbeschreibung und Geschichte verbanden, und durch philosophische Ansichten sich leiten ließen, haben in Amerika mehre Verwandtschaftsgruppen der Nationen nachgewiesen; allein es ist gleichfalls außer Zweifel gesetzt, daß Verhältnisse im Großen zwischen einzelnen weit von einander entfernten Völkern jenes Welttheils nicht bestehen [19]). Der Erforschung der Ähnlichkeit von Dialekten kleiner und roher Stämme, stehen nicht nur viele Hindernisse entgegen, sondern ihre Resultate würden immerdar schwankende bleiben. Die Sprache der Moros am östlichen Fuße der bolivischen Anden hat mit der von den Maypures am Orinoko gesprochenen die auffallendste Ähnlichkeit [20]). Kühn würde es mindestens heißen müssen, aus diesem Umstande die nahe Verwandtschaft, vielleicht die Identität beider Stämme, herleiten zu wollen, die durch weite Entfernung und zahlreiche Völkerschaften getrennt sind. Die in der Urzeit erfolgte Auflösung großer Völker Südamerika's in nach allen Richtungen wandernde Horden unterliegt ebenso wenig dem Zweifel, als die vom 7. bis zum 13. Jahrh. in Nordamerika fortdauernde Strömung der Nationen aus dem Norden nach Süden, aber hier und dort ist es unmöglich, die Einzelnheiten dieser Zersplitterungen und Wanderungen zu erfassen, weil Kriege ganze Stämme vernichtet, andere verdrängt haben mögen, die Annäherung der colonisirenden Weißen Auflösungen, Vermengung und Fluchten unter den Völkerschaften hervorbrachten, bis die gesammte Menschheit jenes Welttheils auf eine Weise durch einander geworfen war, die von einem geistreichen Schriftsteller

18) Die hier behandelten Fragen berührt auch Vater, Untersuchungen über Amerika's Bevölkerung aus dem alten Continente (Leipz. 1810).

19) J. S. Vater, Mithridates (Berl. 1812). III. S. 379.

20) Ebendas. III. S. 517. Martius, Abhandl. vom Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens (Münch. 1832). S. 82.

ler treffend mit dem Zustande der Gebirgsformationen unserer Erde verglichen wurden, welche durch den Ausbruch großer Naturkräfte in chaotische Verwirrung gesetzt sind [21]). In der nördlichen Hälfte Amerika's findet sich ein einziger Ausgangspunkt der Wanderungen jener Völker, die den Europäern bei der Entdeckung als Bewohner des Landes erschienen. Seine Lage mit Genauigkeit angeben zu wollen, wäre ein Versuch den Schleier einer Vorzeit zu lüften, die uns in unerreichbarer Ferne liegt. Daß er aber irgendwo im Innern von Neucalifornien oder westlich vom Felsengebirge gelegen, lassen viele Umstände vermuthen, welche die vor einem halben Jahrhunderte neu aufgelebte, jedoch schon von den frühesten Schriftstellern ausgesprochene Meinung unterstützen, daß diese, im Nordwesten Amerika's wohnenden Völker, die späteren Eroberer des Landes von Canada bis zur Erdenge von Darien, ursprünglich aus Asien gekommen seien. Erstaunen erregend ist der Umfang der auf diesen Gegenstand gerichteten Forschungen, allein nur der Satz ist bis zur Überzeugung festgestellt worden, daß die Bewohner Grönlands und Labradors mit den des nordöstlichen Asiens und den Aleuten und Kurilen ein und dasselbe Volk ausmachen. Ob die Einwanderer ein noch älteres Volk, als ihr eigenes, im Besitze des Landes vorfanden, es verdrängten oder sich mit ihm verschmolzen, wer mag darüber einen Ausspruch thun? Von ihren Sitzen an der Nordwestküste ergossen sie sich in periodischen Strömen nach Süden, Südosten und Nordosten, begründeten dort das Reich der Tolteken, und zerstreueten sich hier in kleinere Völkerschaften, die den nothwendigen Folgen der Vereinzelung und Abgeschiedenheit erlagen, ihre Sprachen veränderten oder verarmen ließen, und im Kampfe mit einem ungünstigeren Klima in Wildheit versanken, während die größere Hälfte der Wanderer, dem allen Menschen einwohnenden Instinct, den Süden zu suchen, gehorsam, nach dem Wendekreise zog, und dort sich rasch zur höheren Civilisation erhob. Zahlreiche Überlieferungen beweisen die Richtung der Wanderung im angegebenen Sinne nicht minder, als der Umstand, daß schon die ersten Weißen die Bevölkerung der atlantischen Küsten dünn verstreuet bemerkten, aber von ihrer nach Westen hin zunehmende Zusammendrängung Kunde erhielten [22]). Häufig erneuetes Aufbrechen eines oder des andern Stammes störte die Ruhe und brachte Kriege hervor, und daß auch die im Norden angesiedelten Völker von der Sehnsucht nach dem Süden ergriffen, zeitig große Züge unternahmen, läßt sich aus der Ankunft der siegreichen Karaiben folgern, die nicht nur in Florida sich festsetzten, sondern, von Insel zu Insel gehend, zuletzt den Continent von Südamerika erreichten [23]). Ähnliches geschah auch in jenen Gegenden, die sich bereits einen hohen Grad von Civilisation zugeeignet hatten. Die aus den nordwestlichen Regionen sich folgenden Ströme erschütterten mehrmals den Staat der Tolteken (gegründet gegen 667) und brachten die Cultur in neuen Verfall. So erscheinen die Chichimeken im J. 1170, die Nahualteken 1178, die Acolhuis und Azteken 1196, sämmtlich Völker derselben Abstammung [24]), die aber nicht eines gleichen Grades der Bildung sich erfreuten, zum Theil, wie die Azteken, bis zu ihrer Ankunft im Lande Anahuac nach Art der Wilden in Felle gekleidet einhergingen und das rohe, mit Entbehrungen verknüpfte Leben von Jägervölkern führten. Während nördlich vom Isthmus die Wanderung der Völker in einer vorherrschenden Richtung und von einem gemeinsamen Punkte ausgehend, mit Sicherheit angenommen und sogar verfolgt werden kann, und nur genauer Jahresangaben entbehrt, verhält sich dieses ganz anders in der südlichen Hälfte Amerika's. Mit Ausnahme Peru's fehlt es überall an deutlichen oder glaubwürdigen Überlieferungen, aber dennoch ist auch da unverkennbar, daß mehre Ausgangspunkte der Völker vorhanden gewesen. Vergleicht man die fast unbegreifliche Verwilderung

21) Vater a. a. O. S. 339. Derselben Ansichten über diese asiatische Abstammung ebendas. S. 352 fg. übereinstimmung asiatischer und amerikanischer Sprachen wies nach: *Smith Barton*, New views of the origin of the tribes and nations of America (Philad. 1797). Dasselbe war geschehen von *Thomas Jefferson*, Notes on the State of Virginia (Lond. 1787), der aber (p. 162) mit sinnreichen, wenn auch nicht haltbaren, Gründen zu der Folgerung kommt, es sei Asien von Amerika aus bevölkert worden. Die geographische Verkettung der Sprachen der alten und neuen Welt hat Malte-brun (a. a. O. S. 41) in einer übersicht zusammengestellt aus gleicher Absicht.

22) Vater a. a. O. S. 357.

23) Umgekehrt ist behauptet worden, daß die Caraiben ursprünglich am Orenoko gewohnt und von da aus nördlich bis auf die Antillen gezogen wären. Von den Brasiliern wurden sie stets sehr gefürchtet, und sie scheinen Raubzüge bis in die Nähe des Amazonenflusses unternommen zu haben. Sie gelten nicht allein bei den ersten als Einbringlinge, sondern sie selbst betrachten alle im Süden ihrer jetzigen Wohnsitze angesiedelten Völker als Fremde. (C. Quandt, Nachricht von Surinam und seinen Einwohnern u. s. w. [Görlitz 1807.]) Die Verbreitung dieses Volkes im 16. Jahrh. war ungleich größer als jetzt (*Humb.* Essai polit. I. p. 83), indem sie stets strebten, sich die Nachbarvölker unterthan zu machen. (*Gili*, Saggio di Stor. Americ. I. p. 40.) Nach Vespucci (*Grynaeus*, Nov. Orbis edit. 1532. p. 145) bedeutet ihr Name in ihrer eigenen Sprache einen weißen Mann.

24) Die Geschichte der Wanderung der mexicanischen Völker von Nordwesten her hat umständlich entwickelt *Clavigero*, Storia antica del Messico (Cesena 1780). I. I. 2. Er beweist, daß alle jene Stämme eines Ursprungs waren, durch Gründe, welche Vater (a. a. O. III. S. 67—75) wiederholter Prüfung unterwirft, und meistens als überzeugende anerkannt. Die von Clavigero festgestellten Perioden der mexicanischen Ereignisse setzt den Untergang der Monarchie der Tolteken auf das Todesjahr ihres Königs Topiltzin, 1051, und bemerkt, daß das letztere später fallend nicht angenommen werden dürfe, weil sonst Widerspruch mit den Traditionen der nachher eingewanderten Chichimeken und Acolhuis entstehe. Dagegen hat aber ein neuer Schriftsteller (Capt. Betch im Journ. roy. geogr. society [London 1837]. VII. P. I. p. 10) eingewendet, daß innerhalb einer Periode von kaum 400 Jahren das Toltekenreich sich nicht zu der Größe habe entwickeln können, die aus seinen Monumenten (z. B. den Pyramiden von Cholula und Teztihuacan) hervorgehe, also älter sein müsse. Daß die Tolteken viel weiter nach Süden vorgedrungen sind, also eine weitere Herrschaft ausgeübt haben müssen, als die 120 Jahre nach Topiltzin's Tode und der Auflösung des Staates einwandernden Stämme, deren einer, die Azteken, im J. 1325 die Stadt Mexico begründete, geht daraus hervor, daß man die alte Sprache der Tolteken in Gegenden verbreitet fand, in welche die später eingewanderten Völker nicht vorgedrungen sind. Vater a. a. O. S. 70.

und Zersplitterung des beiweitem größten Theils der dort hausenden Völker, so möchte man zu der Annahme geneigt werden, daß sie die Reste einer uralten Bevölkerung, das heißt einer solchen sind, deren Entstehung und Blüthe lange vor die Zeit fällt, wo Einwanderer von Nordwesten her über Nordamerika sich verbreiteten, und daß sie große Katastrophen überlebt haben. Zwischen ihnen hätte sich gleichsam ausnahmsweise in zwei Ländern (Cundinamarca und an dem Ufer des Titicaca) eine höhere Civilisation ausgebildet, denn alles, was sonst von der Gesittung anderer Gegenden zur Zeit der Eroberung durch die Spanier erzählt wird, möchte sehr in Zweifel zu ziehen sein [25]). Nähme man der Analogie Nordamerika's gemäß an, daß die civilisirenden Völker eingewandert waren, so würde man leicht zu dem Schlusse kommen, daß alle jene Nationen, die im Osten der Anden wohnen, und so weit unsere Kenntniß von ihnen zurückreicht, stets dasselbe Schauspiel der Erniedrigung und Wildheit darboten, Trümmer der ältesten Bevölkerung Amerika's darstellen. Der physische Unterschied zwischen den Gebirgsbewohnern Peru's, den einstigen Unterthanen der Incas, und den Horden der östlichen Flachländer bis zum atlantischen Meere, ist freilich nicht so groß, um eine solche Vermuthung zu rechtfertigen, da die Extreme durch viele Übergänge vermittelt sind; allein aus der Geschichte dieser Völker ergibt sich eine große Ungleichheit der Civilisationsfähigkeit, ein starres Stehenbleiben hier, ein schnelles Emporstreben dort, welche doch auf moralische Unähnlichkeiten einer wichtigeren Art deuten, als man allein durch Geltendmachung klimatischer Einflüsse erklären kann. Entschieden ist aber diese Unähnlichkeit, wenn wir den südamerikanischen Indier mit dem nordamerikanischen vergleichen, und daher hat schon zeitig die Idee einer völlig ungleichen Abstammung beider vielfachen Beifall gefunden [26]). Von der ernsten Männlichkeit, der schärferen Denkkraft, der Phantasie und dem dichterischen Talent der nordamerikanischen Indier ergeben sich keine erheblichen Spuren unter den Stämmen des guaranitischen Ursprungs. Man muß jene als einer höhern Race angehörend auch dann noch betrachten, wenn man nicht Alles unbedingt glaubt, was Reisende älterer und neuerer Zeit bis auf diejenigen herab, die in dem untergehenden Menschenstamme einen Gegenstand dichterischer Schilderung sahen, von ihnen erzählten, und wenn man die Aussprüche verwirft, die seit Pauw's und Raynal's Zeiten der Theorie wegen die Südamerikaner in Masse den Thieren gleichstellten [27]). Wie sich dieses nun auch verhalten möge,

25) Hierher gehört die angebliche Civilisation der chilenischen Eingeborenen, die fast ganz auf der Autorität Molina's in seiner bürgerlichen Geschichte von Chile (*Jos. Molina*, Saggio sulla storia civile del Chili [Bologna 1782]) beruht, und nach Allem, was in neuern Zeiten bei jenen Indiern gefunden worden, sehr übertrieben ist. Die von Molina innerhalb der Grenzen des spanischen Chile angeführten Völkerschaften (Coquimbanos, Quillotanos u. s. w.) haben entschiedener Weise schon zu seiner Zeit nicht mehr bestanden. Ercilla kann als Dichter, der besonders die classische Epopöe nachzuahmen sich bestrebte, und seine Indierhäuptlinge lange und schöne Reden halten läßt, kein Gewicht zugeschrieben werden. Daß indessen die Chilenen mehr Cultur besessen haben mögen, als die Eingeborenen Paraguay's, ist darum wahrscheinlich, weil sie mit dem bis zum Maulesfluss reichenden Gebiete der Incas grenzten, und obwol Feinde desselben, so weit sie den kriegerischen Araucanos sich zuzählten, doch wol von der nachbarlichen Civilisation berührt worden sein mögen.

26) Die Identität der Race der Indier in beiden Hälften Amerika's ist von Vielen behauptet worden. Humboldt (Essai politique. I. p. 82. 89. 90) findet einmal große äußerliche Ähnlichkeit, außerdem aber Übereinstimmung der osteologischen Charaktere am Schädel. Diesem scheint aber doch die Schädelbildung mehrer erst in neuesten Zeiten genau erforschter südamerikanischer Völker entgegenzustehen, z. B. der Botocuden, bei welchen sich zu Folge der vom Prinzen von Wied (Reise. III. Taf. 1) gegebenen Abbildung der Gesichtswinkel zu 69° 30' verhält, eine, wie auch Blumenbach (ebendas. S. 70 und Decades craniorum Tab. 58) erwähnt hat, an den Orangutang anstreifende Bildung. Daß der als allgemein angenommene Charakter einer sehr niedrigen und engen Stirn in Nordamerika keine ausnahmlose Geltung finde, daß die alten Mexicaner sogar Stirnen von „unnatürlicher Breitenentwickelung" besessen, suchte ein Reisender neuerdings zu beweisen aus alten Terra-cotta-Büsten. (Vetch a. a. O. S. 8.) D'Orbigny (Comptes rendus des séances de l'Acad. des Scienc. 1838. II Sem. p. 571) findet bei nahverwandten Völkerstämmen abweichende Schädelbildung. Oldenborp (Gesch. der Missionen der evangelischen Brüder auf den caraib. Inseln ꝛc. [Barby 1777]. S. 22) vergleicht die Stirnwölbung der Caraiben der europäischen. Wien (a. a. O. I. S. 486) findet einen großen Unterschied zwischen Schädeln der nord- und südamerikanischen Völker. Georg Forster (Gesch. der Reisen an die nordwestl. und nordöstl. Küste von Amerika) nimmt nur eine Race an, ebenso Ulloa (Noticias americanas. p. 308), dessen Urtheil aber durch anatomische Gründe nicht motivirt ist. Die zeitig beobachtete Ähnlichkeit der Indier mit den Mongolen (auch *Humb.* Essai polit. I. p. 89. *Volney*, Tableau des Etats unis. Oeuvres II. p. 437; englisch von M. C. B. Brown [Philad. 1804] mit werthvollen Anmerkungen Barton's), tritt eigentlich nur da hervor, wo man auch andere Spuren der Einwanderung der Urbewohner aus einem andern Welttheile bemerkt, d. h. in Nordamerika, wenig oder gar nicht im östlichen Peru oder Brasilien. Von vieler Wichtigkeit ist es aber, daß Clavigero, ein geborener Amerikaner, es für unmöglich erklärt, jene zwei großen Abtheilungen der kupferfarbenen Menschenrace auf einen Stamm zurückzuführen (Vater a. a. O. III. S. 363), eine Meinung, zu welcher sich auch Herrad aus etymologischen Gründen bekennt. Vater stellt (S. 376) die wenigen Worte zusammen, die den Bewohnern beider Hemisphären gemein sind. Daß mittels somatischer Charaktere die Frage der Verschiedenheit nördlicher und südlicher Amerikaner je entschieden werden könne, muß ganz bezweifelt werden, da die Ansichten über Einfluß des Klima's u. s. w. auf Modification des Körpers nie zu vereinen sind, außerdem auch die Grundlage eines zuverlässigen Ausspruches, d. h. Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Beobachtung unter Gesichtspunkten einer aufgeklärten Physiologie, ermangeln. Es bleibt daher die Ansicht, daß eine Verschiedenheit des Ursprungs und daher der Race stattfinde, eine hypothetische, die aber darum nicht weniger für sich hat, als die entgegengesetzte.

27) In den Werken der frühesten Beschreiber des amerikanischen Continents wird den Eingeborenen meistens ein thiergleicher Charakter zugeschrieben. Robertson, der sich überhaupt zum Generalisiren hinneigt, und eine eigene Theorie von dem Übergange der Menschheit aus dem wilden und primitiven Zustande zu dem civilisirten befolgte, bestreitet in seiner Geschichte Amerika's die Ansprüche der Indier auf ehemaligen Besitz von höherer Civilisation, Künsten und Staatseinrichtungen besserer Art. Er sieht sich daher genöthigt, selbst die erstaunlichen Bauwerke der Mexicaner herabzuwürdigen. Zu dichterisch und lobpreisend wurde der Charakter und die Civilisation der Indier in neuesten Zeiten genommen von den nordamerikanischen Schriftstellern Washington Irving, Cooper und Jam. Athearn Jones (Traditions of the northamerican Indians. [London 1830].

so sind doch folgende Punkte des Ausganges dieser Völker unverkennbar. Zu Folge der Mythologie der Muyscas (Mozcas) von Cundinamarca lebten die ältesten Bewohner im Zustande großer Wildheit, als ein Greis bei ihnen erschien, der aus den östlichen Ebenen heraufgestiegen, schon durch seinen Bart auf fremden Ursprung schließen ließ. Er gerieth mit seinem Weibe in einen Streit; aus Rache überschwemmte diese das Land, allein Bochica siegte und wurde zum Begründer eines Staates, dessen Civilisation und Macht nicht hinter der Monarchie der Incas zurückblieb, und als Mittelpunkt der Sittigung im Norden Quito's angesehen werden muß. Peru hatte schon einmal eine bessere Zeit gesehen, als im 12. Jahrh. von Osten kommend Manco Capac einzog, wahrscheinlich in Begleitung einer mit ihm ausgewanderten Schar (vgl. Incas S. 384). Die Hochebene des Titicaca wird daher zum Ausgangspunkte, wenn auch nicht der ganzen Bevölkerung, doch der späteren Cultur des Landes. Daß die Incas nicht von Norden herbeiziehende Abkömmlinge jener Tolteken waren, die auf einmal und in der unbegreiflichsten Weise aus der mexicanischen Geschichte verschwinden, geht aus Vergleichung der Chronologie hervor[28]). Ihr Einfluß dehnte sich immer mehr aus, und galt zuletzt vom Maule in Chile bis Pasto, sodaß alle kleine Völkerstämme in eine Nation verschmolzen wurden, und schon die Conquistadoren wenige Sagen abgesonderten Herkommens vorfanden. Politik veranlaßte eine gewaltsame Verbreitung einer Sprache; was sonst noch Eigenthümliches den Bewohnern entlegener Provinzen geblieben sein mochte, ging unter der spanischen Herrschaft verloren, und daher erscheinen die Peruaner als ein ziemlich gleichartiges Volk, über dessen ursprüngliche Bestandtheile gegenwärtig keine Forschungen angestellt werden können. Das Gegentheil von allem diesem wird bemerklich bei Betrachtung der Nationen, welche das weite Land vom Platastusse bis an den Orinoko, vom Fuße der Anden bis zur atlantischen Küste bewohnen. Das mächtige Volk der Tupis behauptete einst das Land zwischen dem Paraná und Paraguay; wahrscheinlich befand es sich im Besitze einer gewissen Civilisation, als es aus unbekannten Gründen sich zu zerstreuen begann. Theils durch andere Horden hindurch, theils dieselben mit sich verschmelzend, drang es vor bis nördlich vom Amazonas, gab aber so weit westlich als Maynas Zweige ab, die, im fremden Boden wurzelnd, ihren Ursprung noch jetzt deutlich verrathen. Merkwürdig ist es, daß, ungeachtet dieser großen, und gewiß nicht immer glücklichen, Wanderungen, die Sprache der Tupis sich erhielt. Sie gibt heutzutage den sichersten Maßstab, um die außerordentliche, nach allen Richtungen und vor Ankunft der Portugiesen erfolgte, Zersplitterung und vor Zerfallen des Volkes zu beurtheilen. Mit dem im größeren Theile des nördlichen Brasiliens und in Paraguay gesprochenen Idiom haben die Dialekte der Eingeborenen am Huallaga, so weit die Einführung des peruanischen Quichua noch nicht alles Andenken verwischt hat, so viele Verwandtschaft, daß sich die Cocamas, Yurimaguas u. s. w., ohne Schwierigkeit mit den Brasilliern besprechen: Die Omaguas, berühmt durch ihre Sitte, die Köpfe der Neugeborenen platt zu drücken und ihre Reisen auf den großen Flüssen ihres Welttheils, sind nur ein Stamm der paraguayschen Tupis. Sie sind unter allen am fernsten vorgedrungen, unter dem Namen der Aguas sogar in Venezuela unter 10° nördl. Br. gefunden worden[29]). Es bleiben freilich noch manche zahlenarme Stämme übrig, die von dem guaranitischen oder Tupivolke sich unterscheiden, und noch niedriger als dieses stehen und mitten unter ihm leben. Ob sie Reste einer alten verdrängten und aufgelösten Nation sind, muß dahingestellt bleiben, denn so weit in unsern Zeiten dergleichen Forschungen überhaupt noch möglich sind, muß man es als Gewinn ansehen, wenn es gelingt, wenigstens die größten jener Völkergruppen auf einen gemeinsamen Ursprung zurückzuführen. Ein dritter Verbreitungspunkt scheint irgendwo im Süden, wahrscheinlich wol in den milderen Thälern am Fuße der Anden von Chile, zu suchen zu sein. Von ihm wären die Araucanos der Spanier (d. h. die zwischen dem Biobio und Valdivia wohnenden Stämme) und die minder bekannten Horden der Anden, ein Theil der Patagonen und die Chiloten

III Vols. Sagen, zum Theil von vielem Interesse, die aber oft den Werken Heckewälder's und Charlevoix entnommen sind). Auch Volney (Tableau des Etats unis) hat wol öfters die Indier zu sehr als Dichter betrachtet. Auf das mittelalterliche Urtheil über jene Völker werden wir unten zurückkommen müssen, übergehen aber die vielen in den Ver. Staaten herausgekommenen Romane, in welchen Indier auftreten, als der Geschichte unwürdige Autoritäten.

28) Über Civilisation und astronomische Kenntniß der Muyscas vgl. *Humboldt*, Monum. p. 128. 244 etc. *Luc. Fernandez Piedrahita*, Histor. gen. del N. R. de Granada. *Gumilla* II. p. 225. *Herrer.* D. VI. L. V. c. 6. Die Tolteken verschwinden genau um das Jahr 1051, also 100 Jahre vor dem Auftreten Manco Capac's. (Humboldt, Berl. Monatschr. a. a. O. S. 205.)

29) Die südliche Abstammung der mächtigen und zahlreichen Omaguas hat Condamine (Rélat. de son voyage. p. 70) dadurch zweifelhaft gemacht, daß er annimmt, es seien die am obern Amazonas um San Paulo wohnenden Omaguas eigentlich am östlichen Abhange der Anden von Quito zu Hause, von dort der spanischen Verfolgungen wegen entflohen. Fr. Xav. Veigl (Gründliche Nachricht über die Verfassung der Landschaft Maynas u. s. w. in Ch. G. von Murr, Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika [Nürnb. 1785]. S. 79) rechtfertigt die Annahme der Einwanderung von Süden auf den großen Flüssen. Die Omaguas haben ehedem eine viel größere Verbreitung gehabt als gegenwärtig, wo sie als diesen Namen führendes Volk am Marañon im Dorfe Omaguas und Pevas eberhaft und in San Paulo unterhalb der brasilischen Grenze vorkommen, denn noch zu P. Acreiva's Zeit (1637, vgl. *Acuña* bei *Gomberville*, Rélat. de la rivière des Amazones [Par. 1682]. cap. 51) wohnten sie bis zum Juruá hinab. Bei den Portugiesen heißen sie Cambevas, was gleichbedeutend mit Omaguas (Plattköpfe, „Indias cabezas chatas" der früheren spanischen Geschichtschreiber) sein soll. Condamine (a. a. O. S. 72) versichert zwar, es herrsche, dem Klange nach, keine Verwandtschaft zwischen der Omagua- und Tupisprache, allein diesem widerspricht die Erfahrung, die wir erwähnten, die leichtigkeit nämlich, mit welcher die Yurimaguas sich mit Brasilien verständlichen. Über die Verbreitung der Tupis schrieb umständlich Martius (Reise. III. S. 1096 und S. 1194) und gab eine Karte der muthmaßlichen Wanderungen am Ende der oben angeführten Abhandlung; Vater a. a. O. III. S. 599, wo auch die hierher gehörenden Citate aus Herrad' Werken zu finden sind.

ausgegangen. Sie halten sich für Stammverwandte, obgleich sie häufig in gegenseitige Kriege verwickelt sind. Ihre Sprachen stimmen sehr überein [30]), und ausgemacht ist es, daß die nomadischen Horden der Gebirge und östlichen Pampas, die Pehuenches, mit den eigentlichen Araucanos und den Ackerbau treibenden Huilliches, die bis jenseit Chiloë wohnen, ohne Schwierigkeit sprechen. Die Chilenen versichern, daß zwischen der Sprache der Pehuenchen und Moluchen ein so beträchtlicher Unterschied nicht herrsche, wie zwischen dem Spanischen und Portugiesischen [31]).

Die Beantwortung der zweiten Frage über die Ursachen dieser Wanderungen bis zur äußersten Zersplitterung und des gänzlichen Verfalls der amerikanischen Menschheit ist noch ungleich schwieriger, als die eben abgehandelte erste der Verbreitung. Vermag man Gegenden mit einiger Sicherheit nachzuweisen, wo die Bevölkerung einst gedrängt wohnte, und sogar gesittet war, so ist es vollkommen unbegreiflich, warum diese in Horden aufgelöst nach allen Richtungen sich zerstreute. Man kann nicht bei der Einwirkung europäischer Colonien stehen bleiben, denn wenn auch an vielen Orten, wie einst am Amazonas, Völkerschaften in große Fernen zurückgewichen sind, so stehen solche Ereignisse doch in keinem Verhältnisse zu der schon von den Entdeckern mit Verwunderung erwähnten Menge kleiner Nationen und verschiedener Sprachen. Die Geschichte der alten Welt bietet kein Beispiel einer ähnlichen Zertrümmerung der Bevölkerung eines großen Landes. Ob ein unerrathbarer Ausbruch von Naturkräften ein so allgemeines Wehe über die Amerikaner gebracht, daß sie alle Bande des öffentlichen Lebens zersprengten, und von Grauen erfaßt in kleinen Gesellschaften in die Einöden entflohen, ob eine jener Pesten, wie die war, welcher vielleicht die Tolteken erlagen, mehrfach hereingebrochen ist, ob vielleicht ungeheuere Massen in Kriegen gegen einander wütheten, bis nur geringe, heimathlose, verwilderte Reste übriggeblieben, denen selbst das Andenken des Ursprungs entschwunden war — wer mag dieses enträthseln? Soll man annehmen, daß in Folge dieser entsetzlichen Katastrophe der allerfrühesten Zeit, selbst die Geistesfähigkeiten der Indier sich so abstumpften, daß sie nicht einmal im Stande waren, auf den Trümmern ihres Volksthumes ein neues zu errichten, und in jenen Zustand der Ungeselligkeit, der gegenseitigen Feindschaft und der stets zunehmenden Neigung zu neuen Trennungen versielen, der mehr als irgend etwas anderes für den Amerikaner bezeichnend ist? Aufgelöst, wie jene gesammte Menschheit jetzt dasteht, ohne Liebe zum Boden, ohne Volksgefühl, unverträglich und theilnahmlos, melancholisch und träge, gleichgültig gegen die Zukunft, glaubt man in ihr ein altersschwaches Geschlecht zu sehen, das, als es sich überlebt hatte, die geselligen Bande löste. Seitdem mit gegenseitiger Aufreibung beschäftigt, oder lebenverkürzenden Lastern verfallen, bietet es vielleicht die Hand zur Vollstreckung jenes Naturgesetzes, welches am Ende von des Lebens Kreislauf, ebenso für das Einzelne, als das Ganze, Tod und Auflösung gesetzt hat, damit für eine neue Schöpfung Raum werde, und diese auf den bald verschwindenden Resten kräftig emporwachse. Können wir die Ansicht nicht von der Hand weisen, daß im Moralischen der amerikanischen Menschheit der Ausdruck der Greisenhaftigkeit deutlich vorherrsche, so sehen wir in der Gesammtheit ihrer Zustände zum ersten Male das Verfahren, dessen die Natur sich bedient, um die uralte Bevölkerung ganzer Welttheile langsamen aber sicheren Schrittes aus der Reihe der Wesen zu entfernen. Wer mag sagen, ob dieses uns mit Grauen erfüllende Schicksal nicht auch den weitverbreiteten kaukasischen Stamm nach Durchlaufung seiner Bahn dereinst erwarte?

In physischer Hinsicht trägt der Amerikaner ebenso einen unterscheidenden Charakter, als er in Hinsicht seiner geselligen Zustände und der Räthsel seiner Geschichte unter den Völkern der übrigen Welt isolirt dasteht. Es ist ein altes, aus der Zeit der Entdecker Amerika's herstammendes, aber immer wieder aufgefrischtes Vorurtheil, daß alle Bewohner der neuen Welt sich so ähnlich seien, daß es genüge, Einen gesehen zu haben, um Alle zu kennen. Wie unter den kaukasischen Völkern, so herrscht auch unter den amerikanischen ein großer Unterschied, der nicht selten an benachbarten Stämmen scharf hervortritt, sich nicht allein auf Gesichtsbildung, sondern auch auf Hautfarbe, Körpergröße und Constitution erstreckt. Der Eingeborene der peruanischen Anden ist klein und schwach gebaut; unmittelbar neben ihm wohnen die Cholonen, Xibitos, Cocamas und Yurimaguas, die hoch und gut gewachsen, großer Anstrengungen fähig sind, und östlich reiht sich an diese der kleinere, unansehnliche und oft häßliche Schlag der halbcivilisirten Indier der brasilischen Niederlassungen. Ähnliche Beispiele sind in Menge ge-

30) Thomas Falkner, Beschreibung von Patagonien. Aus dem Engl. (Gotha 1775.) S. 124. 31) Die armseligen Bewohner des Archipels des Feuerlandes sind noch zu wenig gekannt, vielleicht aber Überreste eines aus großer Ferne dahin versprengten Volkes. Nach der von Falkner gegebenen ethnographischen Übersicht würden sie jedoch einen Zweig der Patagonier ausmachen. Wir können die Frage der Verbreitung, die mit der Eintheilung in große Völkergruppen verbunden ist, nicht verlassen, ohne kürzlich die Ansichten zu erwähnen, welche über diesen Gegenstand Alc. d'Orbigny vorläufig bekannt gemacht (a. a. O.) und in einem besondern Werke speciell zu behandeln versprach. Er nimmt drei Racen an: I. Die ando-peruanische, welche in drei Zweige zerfallen würde, 1) den peruanischen (vier Nationen, von Atacama wahrscheinlich bis Gundinamarca verbreitet, indem unter dem Namen der Quichuas wol die Bewohner des alten Ineareiches verstanden sein dürften); 2) den andinischen, fünf Nationen (Antisien; scheint Oberperu zu bezeichnen); 3) den araucanischen, zu welchem die Feuerländer, zwei Nationen. II. Die Pampas-Race. 1) Zweig der eigentlichen Pampas; sieben Nationen (Patagonen, und die Völker so weit nördlich als die Abiponer und Lenguas); 2) Zweig der Chiquitos; zwölf Nationen; 3) Zweig der Moxos; sieben Nationen. III. Brasilisch-Guaranitische Race. Ein Zweig; zwei Nationen. Es sind den Racen und Zweigen Diagnosen nach zoologischer Sitte hinzugefügt, allein sie entbehren jene Schärfe, die man von solchen Phrasen verlangt, und die schwerlich da zu erreichen sein wird, wo die physischen Charaktere so in einander übergehen, daß es unmöglich wird, die Grundform anzugeben. Der Theilungen scheinen zu viel und einige nicht natürlich zu sein; es würde darauf ankommen, sie durch etymologische oder historische Gründe zu rechtfertigen, in diesem Falle der Naturforschung die einzigen und sichern Mittel.

sammelt worden, und werden um so auffallender, je entlegener von einander die Wohnsitze der in Vergleichung gebrachten Nationen sind [32]). Ist es auch nicht in Zweifel zu ziehen, daß ein Typus herrsche, so scheint dieser doch mehr in dem geistigen Ausdrucke der Indierphysiognomie, als in den materiellen Bestandtheilen derselben zu liegen. Überall spricht aus diesen Gesichtszügen ein düsterer, theilnahmloser Ernst; sie tragen das Gepräge der Trauer und Gedrücktheit, ohne auf Wildheit zu deuten, beleben sich unter dem Einflusse gewöhnlicher Erregungen auf kaum bemerkliche Weise, und werden völlig stumpf oder finster, selbst bei Männern von kriegerischen und freien Stämmen, sobald bei Mangel äußerer Reizung jener Zustand des Hinbrütens eintritt, in welchen der Indier leicht verfällt, und der ihm stets willkommen zu sein scheint. Je gedrückter oder roher die Stämme sind, je mehr sie durch erbliche Feindschaften anderer oder durch die Verfolgung der Weißen gelitten haben, um so scheuer und unstäter ist ihr Blick, um so niedriger der Ausdruck ihrer Gesichtsbildung. Selbst das Gefühl der Unabhängigkeit drückt dieser keinen edleren Stempel auf, sondern spricht sich nur in strengen, rohen Zügen aus, denen aber oft ein gewisser Anstrich von Gutmüthigkeit sich zugesellt. Bei den in Dienstbarkeit lebenden Stämmen verschwindet dieses Charakteristische, und wird von einer melancholischen Miene vertreten [33]). Die Feststellung einer Definition des Racencharakters begegnet somit manchen Schwierigkeiten, wenn man Einzelnheiten in derselben berücksichtigt verlangt, die bei der großen Verschiedenheit der Stämme nothwendig nicht überall dieselben sein können. Gegen den bekannten von Blumenbach angegebenen Charakter: „Menschen, lohfarb oder zimmtbraun (bald wie Eisenrost oder angelaufenes Kupfer) mit schlichtem, schwarzem Haare und breitem, aber nicht plattem Gesichte, sondern ausgewirkten Zügen," würde nichts einzuwenden sein, wäre auf die feststehende und auszeichnende Bildung der Stirne Rücksicht-genommen, die bei keinem andern Stamme der großen Menschenfamilie so sehr nach Hinten eingedrückt und kurz erscheint, bei keinem äußerlich durch den tief herabgehenden Haarwuchs ebenso beschränkt ist. Die Haare sind lang, sträff, von stärkerem Durchmesser, als im braunhaarigen Europäer, stehen dicht, und haben wirklich bei einigen Stämmen, z. B. den chilenischen, etwas an die Pferdemähne Erinnerndes. Sie unterliegen der Abänderung fast gar nicht, während die Hautfarbe sehr schwankt, und dürfen daher mehr für typisch bezeichnend gelten, als diese. Unbeständiger ist das ehedem als ausnahmlos angesehene Hervorragen der Jochbögen, und Gleiches gilt von der schiefen Stellung und geringen Weite der Augenliderspalte, indem große und runde Augen in Südamerika häufig bei den noch unabhängigen Völkern gefunden werden, während jene mongolische Bildung im Nordwesten die vorherrschende zu sein scheint. Die Augenbrauenbögen stehen weit hervor, die Augenhöhle ist tief, und die Hirnschale erscheint seitlich etwas abgeplattet [34]). Die Farbe der Iris ist dunkel, denn was von blauäugigen Indiern ehedem häufiger als jetzt gemeldet worden, bedarf noch sehr der Untersuchung. Abweichender von der Mongolenbil-

32) *Humboldt*, Essai polit. II. p. 381. 382. Die große Unbeständigkeit der Physiognomien der Brasilier erläuterte W. C. v. Eschwege (Journal von Brasilien [Weim. 1818]. I. S. 163), und auf dieselbe Weise sprach sich über die Nord- und Südamerikaner Bavayssé aus. (Reise nach Trinidad u. s. w., übers. von E. A. W. v. Zimmermann [Weim. 1816]. S. 187.) Es dürfte wol keinen Kleisenden geben, der nach längerem Aufenthalte in Amerika das Urtheil völliger Gleichartigkeit der Amerikaner unterschreiben möchte, wie es Cieza, Garcia, und später sogar noch Ulloa (Notic. amérie. p. 308) fällten. Auch Molina (Storia naturale del Chili [Bologna 1781]. p. 47) sagt, daß die Völker des außertropischen Südamerika gegenseitig sehr unähnlich seien, und zwar mit allem Rechte, denn während Rengger (Reise in Paraguay [Aarau 1835]. S. 104) die Physiognomie der vorherrschenden Völker Paraguay's für entschieden mongolisch erklärt, können wir versichern, daß solche Bildung unter den chilenischen Indiern nicht oder sehr unbeutlich vorkommt. Eine gewisse Familienähnlichkeit der Horden desselben Landes, z. B. des östlichen Peru's oder Guyana's, ist nicht zu verkennen. Die Ausbildung und Fortpflanzung derselben wird (*Humboldt* a. a. O. S. 192) von der Abgeschiedenheit der Stämme, ihrer gegenseitigen Feindlichkeit und der daher entstehenden Unmöglichkeit des Heirathens außerhalb des verwandten Kreises hergeleitet. Die Thatsache und die aus ihr gezogene Folgerung stimmen mit dem, was man über Indier weiß, und mit den physiologischen Erfahrungen, allein die letzteren lehren auch die auf solche Weise entstehenden Ausartungen kennen. Vielleicht liegt grade in diesem Verhältnisse der Grund der geistigen Bedeutungslosigkeit und Verwilderung der Amerikaner. 33) Die Physiognomie der nordamerikanischen Eingeborenen hat Volney (a. a. O. II.) zum Gegenstande einer sehr treffenden Beschreibung und Unterschidung gemacht, indessen dürfte dieses Bild auf die Südamerikaner nur beschränkte Anwendung erhalten. Rengger liefert das Portrait der Stämme von Paraguay (a. a. O.), und verbessert manche Angabe Azara's (Reise nach Südamerika [Berl. 1810]) Schilderungen der Puri's (Neuwied, Reise. I. S. 137) Miranhas (Martius III. S. 1243) Caraiben (*Humboldt*, Reise. III. S. 401. 493 u. s. w.), Bewohner der Nordwestküste (*Forster* a. a. O. III. S. 63, um die Identität aller Racennachzuweisen), der Paraguaner (melancholischer Ausdruck, Azara a. a. O. S. 177. 211. 229), der brasilischen Völker (Eschwege a. a. O.), der Peruaner (*Ulloa*, Notic. amér. II.), der Chaymas (*Humboldt*, Reise. II. S. 189) beweisen die Verbreitung der oben als allgemein angeführten Gesichtsbildung.

34) Wenn überhaupt kein zu großes Gewicht auf geringere Abweichung der Schädelbildungen, Behufs anthropologischer Vergleichung gelegt werden sollte, so gilt dieses besonders von den amerikanischen, die von ihrer ursprünglichen Form theils durch große Kreuzungen weit von einander wohnender Stämme, zu Abweichungen gebracht, theils durch willkürliches Eingreifen der Menschen verändert worden ist. Die Wanderungen der Autochthonen lassen sich dort als erstaunlich weite nachweisen. Da jede Nation der Erde, zumal im wilden Zustande, sich bestrebt, den Charakter ihres Körpers oder ihrer Gestaltung hervorzuheben, durch künstliche Mittel sogar zu erhöhen bis zur Übertreibung, so darf es nicht in Verwunderung sein, daß Amerikaner die Abplattung ihres Schädels durch jene gewaltsamen Mittel schon an Säuglingen hervorzubringen versuchen, welche seit dem Anfange des 16. Jahrh. vielfach beschrieben worden ist, und großen Völkern zu besondern Namen (z. B. Omaguas) verhalf. (Gomara, Cieza, Condamine [Mém. acad. scienc. 1745. p. 247]. Abbildung der hiezu gebrauchten Instrumente von Artaud im Journ. de physique. 1791. August. p. 32.) Dieser lange fortgesetzte Gebrauch kann es wol hervorgebracht haben, daß Kinder mit natürlich deformirten Schädeln geboren wurden, ebenso wie Verstümmelungen der Hausthiere, mehre Generationen hindurch fortgesetzt, endlich als erbliche auftreten. Vater (a. a. O. III. S. 316) macht aufmerksam auf die, in Folge der Vermischungen zeitig stattgefundene, Abweichung des Schädels der alten Griechen von der Urform.

dung, als irgend ein anderer Theil, ist die Nase, die stets hervorragt, oft fein gebildet ist, aber darum nicht bei der Mehrzahl der Stämme, jener Form des Habichtschnabels folgt, die man aus Gewöhnung als die typische der nordamerikanischen Völker annimmt. Der Raum zwischen der Nasenwurzel und Oberlippe ist kurz, der Mund meistens groß, bei den rohesten Völkern, z. B. den Botocuden, auch dann noch thierisch gestaltet, wenn man die gewaltsame Erweiterung durch Lippenpflöcke in Abzug bringt; die Lippen aber ragen nie halb so wulstig hervor, als am Neger, und in ihrem Umkreise liegt häufig ein gutmüthiger oder freundlicher Ausdruck, der mit dem trüben oder kalten Blicke der Augen im unterjochten Zustande, der Rohheit im Ansehen des freien Indiers wenig harmonirt. Die Zähne stehen dicht, sind gleichförmig und erhalten sich gesund und ziemlich vollzählig bis in das Alter, so lange nicht durch Nationalsitten, z. B. durch Ausziehen einzelner, durch Spitzfeilen oder Färben, Verderbniß gewaltsam herbeigeführt wird; ob dieses aus dem einfachen Leben resultire, oder der Race ebenso als Charakter angehöre, als das Feststehen des Kopfhaares und späte Ergrauen desselben, mag unentschieden bleiben. Die Creolen erleiden in demselben Klima sehr frühzeitig Verluste von Zähnen, ebenso in Brasilien als auf den Anden, und in den Vereinigten Staaten besitzen Frauen von mehr als 30 Jahren selten erträgliche Zähne. Das Kinn ist klein und rund; indem es bedeutend zurücktritt erhält das nach Oben ebenfalls zurückweichende Profil eine starke Krümmung und gleichsam etwas dem Vogel Ähnliches. Die Hände und Füße sind bei den meisten Indiervölkern auffällig klein, besonders die ersteren; die letzteren behalten wie bei allen Menschen, die keine Fußbekleidung tragen, eine ungewöhnliche Biegsamkeit und Beweglichkeit der Zehen; es ist jedoch ungerecht, hierin eine Annäherung des Indiers an die Quadrumanen zu muthmaßen. Die Schenkel sind stark, die ganzen untern Extremitäten etwas gekrümmt, jedoch beiweitem nicht so auffällig wie im Neger, oder wie in den alten Ägyptern, deren Misgestaltung schon Aristoteles besprach. Die Brust tritt rund und hochgewölbt hervor, der ganze Körperbau ist untersetzt, die Formen sind rund, die Muskeln zwar wol ausgebildet, allein eine Neigung zur übermäßigen Fettbildung außerordentlich selten. Die Geschlechtstheile der Männer sind kleiner, als am Neger, wie schon Blumenbach erwähnt hat, und daher herrscht in den sittenlosen Landstrichen des Südens, wo selbst Weiße im polygamischen Verhältnisse leben, der Glaube, daß der Vorzug, den die Indierweiber den Weißen geben, zunächst aus Sinnlichkeit entspringe. Weiter die allgemeine Schilderung des Körperbaues der Amerikaner auszudehnen, verbietet die große, obenerwähnte Mannichfaltigkeit in der Bildung der Stämme. Bleiben wir bei einigen der auffallendsten Abweichungen stehen, so ergibt sich die Unmöglichkeit, ihrer bei einer allgemeinen Schilderung zu gedenken. Das gemeinhin mit der Bezeichnung einer Kupferfarbe belegte Colorit der Haut ist im Indier, eben weil es dunkel ist, einer weit größeren Abstufung unterworfen, als das weiße des Europäers. Der Abstand der Färbung zwischen einem sonnengebräunten sicilischen Landmann und einem Stadtbewohner Englands drückt nicht den Unterschied aus, der zwischen einem schwärzlichen Botocuden und einem lichtbraunen, fast weißen Passé herrscht. Die in der Mitte liegenden Abstufungen sind um so unmöglicher zu verfolgen, als sie von dem Klima nicht bedingt, keineswegs in regelmäßiger Ordnung sich an einander reihen. Der Mexicaner ist schwarzbräunlich, der auf gleicher Höhe lebende Indier von Quito ungleich heller; in Guatemala und um Acapulco, dessen Klima von Humboldt für das wärmste der Welt erklärt wurde, wohnt ein helles, auf den südlichsten Inseln von Chile ein braunes Volk. Es scheint, daß nach den Polen hin die Färbung bestimmter werde, denn während sie ohne deutlichen Grund bei den dem Äquator näher lebenden Stämmen hin- und herschwankt, treten die Autochthonen des Feuerlandes und der Ufer des Kupferflusses in dem dunkeln Naturkleide auf, welches sonst allen Indiern als das eigenthümliche zugeschrieben wurde. Den vorherrschenden Ton der Färbung der Amerikaner mit Worten zu beschreiben, ist nicht leicht, und nicht mit Unrecht ist der Ausdruck kupferfarben getadelt worden. Es ist ein Braun, welches auf der einen Seite in das Gelbliche, auf der andern in das Schwärzliche übergeht, und allerdings nicht mit der Kupferfarbe verglichen werden sollte. Am unpassendsten ist hinsichtlich der Mehrzahl dieser Völker der schon im 16. Jahrhunderte gemachte Vergleich ihrer Hautfarbe mit einer „reifen Quitte." Das Vorkommen ganz heller oder sogar völlig weißer Stämme wird häufig erwähnt, allein theils beruht es auf Übertreibung der Spanier, die als olivenfarbene Menschen zu einem Urtheile nicht geschickt waren, theils auf Misverständniß von Stellen der ältesten Berichte [35]). Nicht minder einseitig sind die Ansich-

35) Es kommen innerhalb eines kleinen Umkreises nicht selten große Abstufungen dieser Farbe vor (*Gumilla*, Hist. de l'Orenoque, trad. franç. [Avign. 1758]. I. p. 102); aber man muß den Ausdruck nicht unbedingt nehmen, wenn Missionaire der Vorzeit von weißlichen Indiern sprechen; es soll das nur so viel als minder braun bedeuten. Die frühesten Beschreiber Amerika's reden von weißen Eingebornen der Küste von Paria (*Petr. Martyr*, Ocean. Dec. I. L. VI. [ed. Basil. 1533. p. 15. vers. §. C. et p. 16. rect. §. B.] *Gomara* c. 74), wahrscheinlich, wie Humboldt zuerst bemerkte (Reise. III. S. 245), in Folge eines Misverstehens eines Berichts des Ferdinand Columbus (in *Churchill*, Collect. II. p. 536. 584). Die alten von Vibaurre, Molina (Saggio etc. ed. 2. p. 293) u. A. aufgefrischten Sagen eines weißen Volkes im Südosten von Valdivia, den Boroanos, sind als Mährchen anzusehen. Es sollte diese weiße Bevölkerung mitten unter den Araucanen durch Holländer entstanden sein, die zu der Zeit, wo Expeditionen, nach Art der Filibustier ausgerüstet, die Westküste besuchten (Ende des 16. bis Ende des 17. Jahrh.), gescheitert und gefangen worden wären. Weiber sollen blaue Augen haben in Guyana (Barbot nach Neuwied a. a. O. II. S. 4), dasselbe beobachtete auch Azara (Voyage. II. p. 76), jedoch nur an einzelnen Individuen des Volkes der Guyanas am Uraguay. Major J. Pike schildert (Voyage au nouveau Mexique etc. traduit par *Breton* [Par. 1812]. II. p. 145) die Lipanis, ein Volk der Nordwestküste, als schön, weiß und blondhaarig; und ebenso die Menomoner. (I. S. 151.) Diese letzteren Autoritäten sind allerdings von Gewicht, allein sie beweisen nur ein sehr beschränktes Vorkommen so hell gefärbter Indier. Martius (III. S. 1204) findet in den

ten, die man ehedem hatte von dem Einflusse der Luft, der atmosphärischen Temperatur und der Lebensweise auf die braune Farbe der Indier. Daß Färbung bei ganzen Racen erblich sei, nie im Ganzen derselben, wol aber an Individuen Veränderungen erleiden könne, ist durch Beobachtungen außer Zweifel gestellt. Es fällt somit die Menge jener Discussionen zu Boden, in welcher besonders ältere Schriftsteller sich gefielen, um Hautfarbe der Amerikaner als etwas Zufälliges, durch äußere Einflüsse Hervorgebrachtes geltend zu machen. Man ist genöthigt, dieses braune Colorit der amerikanischen Race, trotz seiner Abstufungen, als bezeichnend und dem Typus angehörend zu erkennen. Kälte bleicht dasselbe ebenso wenig, als Bedeckung der Körperoberfläche gegen Einwirkung der Sonnenstrahlen. Wenn die Kinder der Indier weiß zur Welt kommen, was von mehren zwar erzählt wird, aber entschieden bei den tropischen Stämmen nicht der Fall ist, indem die Kinder derselben Anfangs sehr gelb sind, und schon nach acht bis zehn Wochen den Ältern völlig gleichen, so nimmt die Intensität ihrer Färbung nicht durch äußere Einflüsse, sondern in Gemäßheit des angestammten Charakters nach und nach zu [35]). Die Oberfläche der Haut ist fein und weich, bei Weibern nicht selten so sammetartig, wie bei den Negern, nirgends mit Haar bewachsen, minder trocken, als im Europäer, aber nicht so ölig, wie am Afrikaner. Zwar spricht man von einer eigenthümlich riechenden Hautausdünstung der Amerikaner, jedoch ist diese kaum so auffällig, als an starken, schwarzhaarigen Männern europäischer Herkunft, und daher nicht mit jener der Neger zu vergleichen. An den Genitalien entsteht zwar mit Eintritt der Pubertät, welcher bei der ganzen Race sowol in den warmen als kalten Gegenden zeitig fällt, die gewöhnliche Bekleidung von Haaren, allein sie wird überall durch Ausziehung entfernt. Die in warmen Klimaten doppelt große Nothwendigkeit körperlicher Reinlichkeit mag diese Sitte veranlaßt haben, indem sie auch auf die weißen Weiber in Brasilien und Peru übergegangen ist; indessen wird sie auch bei den Eingeborenen der kältern Gegenden Nordamerika's gefunden. Das durch die ersten Spanier verbreitete Vorurtheil, daß die Indier bartlos seien, hat lange vollen Glauben er-

Passés vom Japurá bedeutende Annäherung an das kaukasische Vorbild. Blaue Augen kommen als große Seltenheit (wol kaum mit heller Färbung verbunden), selbst unter den schwärzlichen Botocuden vor. (Neuwied II. S. 4.) Westliche Völkerschaften wurden an der Nordwestküste gefunden von Portlock (Reise nach der Nordwestküste in der angeführten Sammlung von Forster im 3. Theile), Dawidoff (Chwostoff und Dawidoff, Reise nach Amerika; teutsch von Schulz [Berlin 1816]) und Marchand (Voyage autour du monde. [Par. an VI.] Vol. II. p. 167. 170). Eine besonders weiße Färbung zeichnet die Guaicas, Guaharibos, Guaynares und Mariquitares aus, Völker, die sämmtlich die obersten Gegenden des Orinoko bewohnen, sonst aber alle Racencharaktere der Indier tragen, weder Schwächlinge noch Albinos sind. (Humboldt, Reise. IV. S. 492.) Ähnliches wird bemerkt von den Cumangotos, Maypures, Mapojos und einigen Tamanakenhorden. Besonders starke Abweichungen von der sogenannten kupferrothen Farbe, die man die amerikanische Étoree nennen könnte, ist schon zeitig als etwas Besonderes von den Indern angekannt worden. Unter den vielen Ausartungen des Menschengeschlechte, die Cortez in des Montezuma Palast gezeigt wurden, „den Riesen, Buckligen, Verkrümmten und Mißgeformte," erfüllten „Albinos, Männer, Weiber und Kinder, die ganz weiß waren, und ebenfalls Augen und Haare seit ihrer Geburt besaßen" mehre große Säle. (Herrer. Dec. II. L. VII. c. 10.) Der Eindruck, den die ersten Spanier durch ihre weiße Farbe und Bärte auf die Amerikaner überall machten, ist an hundert Orten der alten Schriftsteller erwähnt.

36) Gegen die oben verworfene Überschätzung klimatischer Einflüsse hat sich schon Ulloa (Notic. américe. p. 307) richtig und überzeugend ausgesprochen. Zwei bis drei Monate alte Kinder haben genau die Erzfarbe der Indier, und zwar in den klimatisch am meisten verschiedenen Theilen Amerika's. (Humboldt, Reise. III. S. 250.) Wir können hinzusetzen, zwar aus mehrmaliger persönlicher Erfahrung, daß einen bis zwei Tage alte Kinder der Indier, sowol am Biobio als Amazonas, einen Grad von dunkelgelber Färbung entwickelten, den man an einem gesunden Kinde kaukasischen Stammes wol nie gesehen hat. Sie gleichen den Mestizen, wurden aber schnell braun. Ob die Farbe zuerst an den Geschlechtstheilen, der Handfläche und den Fußsohlen zu dunkeln beginne, wie von den Negern gesagt wird, ist noch unentschieden. Die Eskimos und Lappen (als fremder Race angehörend, schon erkannt von Linné [Fauna suecica. Lugd. Bat. 1746. ed. sec. Holm. 1761] bei Aufzählung der skandinavischen Bevölkerung) sollen nach Missionsberichten weiß geboren, erst zur Zeit der Pubertät dunkelbraun werden, gehören aber einem andern Menschenstamme an. Daß Kleidung keinen Einfluß übe, sagt Humboldt (a. a. O.), wogegen der Prinz v. Neuwied (II. S. 56) sogar einen mit der Jahreszeit in Verbindung stehenden Wechsel der Hautfarbe bei einem Botocuden anführt. Wenn Volney (Tableau etc. II. p. 435) sagt, daß Indier von Canada durch eingeriebene Kräutersäfte sich bräunen, so darf dieses nur als örtliche Sitte gelten, die auf die Nationalfarbe nicht dauernd einwirkt, sondern wie jede Weise u. s. w. der Zeit nicht widersteht. Besonders dunkle Völker, die gleichsam negerartig sind, hat schon Gomara (p. 84 b.) erwähnt; sie waren Sklaven des Häuptlings von Quarreca, und sind nirgends weiter angetroffen worden; von demselben Stamme (es waren Wilde, „truces et feroces") meint P. Martyr (Ocean. Dec. III. L. I. edit. 1533. p. 44. vers. §. C.); gescheiterte afrikanische Seeräuber hätten ihn begründet. Alle wilde Stämme der neuen Welt pflegen ihre Haut zu bemalen, seltener zu tättowiren. Man leitet diese Sitte nicht sowol aus Nothwendigkeit, sondern aus Gefallsucht her. Bisweilen dient aber der Anstrich der Haut als Wehr gegen Insectenstiche, z. B. die blaufärbende Brühe der Genipa americana in Maynas und Nordbrasilien. Roth ist die vorzugsweise angewendete Farbe (Humboldt, Reise. III. S. 447 fg.), namentlich die Bereitungen des Orleans und der Bignonia chica *Wlk*. Blau wird zum Schmuck selten angewendet, doch tättowiren sich die Juris am Japurá blau. Bunte Thonarten vertreten oft die Stelle vegetabilischer Farben. Der Zweck dieser Malerei ist oft der, sich den Feinden furchtbar zu machen; so bei allen kriegerischen Stämmen vom Eismeere bis zur Magelhaensstraße. Tättowirung nach Art der Polyneser ist seltener; bei den Horden der Nordwestküste fanden jedoch Vancouver und Peroufe dieselbe sehr ausgebildet; da sie unverwischlich ist, so ersetzt sie Nationaleorarden, und dient unter nackten Völkern, um den Freund vom Feinde zu unterscheiden. (Martius III. S. 1279.) Diesen Verschönerungsversuchen gehören noch die vielfachen Verstümmelungen und künstlichen Mißbildungen an, die der Indier an seinem Leibe zeigt; Pflöcke in Lippen und Ohren bei den Botocuden; löffelförmige Hölzer zwischen Lippe und Zahnfleisch bei den Wilden des Nukka-Sundes; Durchbohren der Nase bei den canabischen Stämmen, der Nasenflügel bei den Mitanhas, der Lippen, um Hauer von Wildschweinen hineinzustecken, bei den Muras; Verlängerung des Ohrlappens bei den Ticunas und alten Peruanern; Binden, um die Waden hinabzudrücken, bei den Caraiben; einschneidende Schnüre um Hand- und Fußgelenke bei den Peruanern und den Puris; Abschneiden eines Fingergliedes u. s. w. Eine andere Bedeutung haben aber die Suspenserien und Hülsen des Penis (die Tacanhobas) bei Camacans, Botocuden u. s. w., oder das Zusammenbinden der Vorhaut bei Patachos.

halten. Es entstand theils aus der Sitte, das Barthaar auszurupfen, theils ist wirklich der Bartwuchs der zwischen den Wendekreisen lebenden Stämme nicht so stark, als bei dem Kaukasier, entwickelt sich namentlich nie als Backenbart, und die einzelnen Haare sind im Vergleiche zu dem Kopfhaare dünn und weich. Es gibt jedoch Völker, bei welchen ein kleiner Bart über den Lippen gepflegt wird, z. B. in der Umgegend der Stadt Mexico und an der Nordwestküste. Aus dieser Beschaffenheit des männlichen Kinnes eine allgemeine Schwäche der Organisation folgern zu wollen, wie es ehedem wol geschah, ist zu weit gegangen, indem die Erfahrung das Gegentheil beweist, und außerdem zahlreiche asiatische Völker, z. B. die Tataren, bei unbestreitbarer Kräftigkeit wenig Bart besitzen [37]). Die Körperconstitution der Amerikaner ist im Allgemeinen eine gute. So weit sich bei dem Mangel genauer Verzeichnisse urtheilen läßt, die übrigens immer nur von dem in der Mitte der Weißen, unter Druck und unnatürlichen Einflüssen lebenden Indiern gelten würden, ist die Lebensdauer kürzer, als in den gemäßigten Gegenden Europa's, und am kürzesten unter den wilden Stämmen, von welchen dasselbe, wie von den größern Thieren der von Menschen dicht bewohnten Gegenden gilt, daß selten eins derselben den naturgemäßen Tod im physiologischen Sinne des Wortes erleide. In hohen Gebirgen, z. B. in den Anden Peru's, sind einzelne Fälle von Alter über 100 Jahre bemerkt worden, und im Allgemeinen lebt der Bewohner dieser Gebirge länger, als jener, der sich in den Missionen der heißen Waldregion aufhält. Die Lebensdauer würde weit länger sein, ohne die zahlreichen Ausschweifungen, besonders im Trunk, die des Indiers höchsten Genuß ausmachen. Gegen klimatische Abwechselungen ist er viel empfindlicher, als der Europäer, was vielleicht aus seinem Hautsystem sich ableiten läßt, ebenso wie eine höchst auffällige Neigung zu Hautkrankheiten, zum Theil von ganz eigenthümlicher Art, die trotz der größten Reinlichkeit und besonders des häufigen Badens ihn ergreifen, hin und wieder zu den endemischen Plagen gehören. Es erklärt sich hierdurch, warum er gewissen Feldarbeiten so leicht erliegt, und die Versetzung nach Europa um so schwerer verträgt, je wärmer sein Vaterland war. Abgehärteter sind die nordamerikanischen Völker gegen solche Einflüsse, und die Anwohner der nordwestlichen Küste und des Magelhaenslandes mögen in ihrem Schmuze Schutz finden [38]). Die Körperstärke der Amerikaner ist mit Unrecht herabgesetzt worden, na-

37) Volney (Tableau I. p. 447) meint, daß die Nordamerikaner schwächer seien, als die in demselben Lande geborenen Weißen. Es dürfte dies aber gewiß nicht von der Fähigkeit, anhaltende Entbehrungen zu erdulden, zu verstehen sein. Schwächliche Constitution wird den Indiern (Südamerika's) zugeschrieben von Robertson (Geschichte von Amerika [Leipzig 1777]. I. S. 333) auf die Autorität des Bischofs Las Casas (Breve Relacion. p. 4), die in diesem Falle nichts entscheidet, des Oviedo (Hist. gener. de las Indias. L. III. c. 6, wo aber zur Erklärung der großen Sterblichkeit der Eingeborenen ganz andere Ursachen, namentlich die spanischen Bedrückungen, angeführt werden), und *Herrer.* D. I. L. IX. c. 5, wo allein gesagt ist, daß ein Neger mehr Arbeit zu leisten vermöge als drei Indier. Zu der Zeit, wo es noch gebräuchlich war, jede Naturerscheinung mechanisch zu erklären, wurde der Mangel an Bart als Folge gewisser Nahrungsmittel angeführt. Sowie nun aber der Amerikaner auch in diesem Falle sich benutzt, die ihm charakteristisch frisch zusammenden Zeichen künstlich hervorzubringen, indem er seinen dünnen Bart ausreicht, so pflegt er um so sorgfältiger den eigenthümlich starken Wuchs des Haupthaares. Die meisten südamerikanischen Stämme tragen es lang, und sind auf dasselbe stolz, ein Gefühl, welches sich auch unter den in Civilisation Lebenden erhält, die man nicht mehr beschimpfen kann, als durch das Abschneiden des Haares. (*Ulloa*, Viage. L. V. c. 5. §. 659.) Die patagonischen Stämme befolgen denselben Gebrauch; die Pehuenchen werfen im Gefecht das lange losgebundene Haar über das Gesicht, um dem Feinde furchtbarer zu werden; langes Haar und selbst langen Bart fanden ältere Reisende auch bei den Anwohnern der Magelhaensstraße. (*Galeno*, Viage al Estrecho de Magelhaens. p. 331 nach *Malte-brun.*) Die Botocuden tragen das Haar nach Unten glatt verschnitten, oben als Krone. Nur die nordamerikanischen Stämme rasiren den Kopf, so weit das Skalpiren unter ihnen Sitte ist, lassen aber auf dem Wirbel einen Schopf stehen, um dem siegreichen Feinde jenes Geschäft zu erleichtern. Rothe Haare sind wol noch nicht unter echten Amerikanern beobachtet worden. Hinsichtlich der „Indios barbudos," welche Missionaire bald hier, bald da gefunden haben wollen, dürfte wol das eben über die weißen Indier Gesagte Anwendung verdienen. Zu den unzweifelhaft bärtigen Völkerschaften sind die Bavibais in Mexico zu rechnen (*Humboldt*, Essai polit. II. p. 410), die Guaranis nach Azara und die Chepewyans nach Mac Kenzie.

38) Mehre Individuen von mehr als hundertjährigem Alter (Peruaner oder Quiteños) kannte Ulloa (Viage. L. VI. c. 6. §. 962). Unter den epidemischen Krankheiten stehen die Pocken oben an, die in Mexico bereits 1518 die furchtbarsten Verheerungen anrichteten. (*Herrer.* D. II. L. III. c. 14.) Auf Hispaniola war dieses Übel schon ein Jahr früher als periodisch wiederkehrendes beobachtet worden (Ebend. D. II. L. II. c. 15), ergriff aber in jenen Zeiten keinen Europäer (Ebend. a. a. O. und D. II. L. X. c. 20), weshalb Cortes von den Mexicanern als ein Wesen angestaunt wurde, welches von der Vorsehung zu höhern Zwecken aufgespart werde, und die frühesten Geschichtschreiber die Krankheit als amerikanische, nicht von Europa eingeführte, ansahen. (Ebend. D. II. L. X. c. 20.) Zur Zeit Herrera's, welcher 1596 sein großes Geschichtswerk auf Befehl Philipp's II. von Spanien zu schreiben anfing (Carta dedicatoria an Philipp III. vom 20. Oct. 1601, die aber in der Ausgabe von Nic. Franco [Madrid 1725] nur in der Einleitung steht), folglich nur einhundert Jahre nach der Entdeckung hatten die Pocken (in Verbindung mit andern Krankheiten?) bereits die Ufer des Golfs von Mexico und die Antillen fast ganz entvölkert. (D. I. L. I. c. 5.) Sie haben sich seitdem über ganz Amerika verbreitet, und sind in manchen Gegenden endemisch. In die Wälder des Amazonas drangen sie, nach Rodriguez, spät ein, wahrscheinlich dahin verpflanzt durch Indier der Anden, welche die Missionaire begleiteten. Eine der furchtbarsten Epidemien decimirte die Indierstämme im Westen des Mississippi im J. 1838. Viele starben ganz aus. Nach Pará kam sie vielleicht erst gegen Anfang des vorigen Jahrhunderts. (Martius, Reise. III. S. 921.) Die Einimpfung der Kuhpocken ist außerhalb der Vereinigten Staaten überall noch sehr nachlässig betrieben worden, und kann sich nicht auf die wilden Stämme ausdehnen. Die brasilische Regierung hat mehre Male schwache Versuche zur Absperrung angesteckter Districte gemacht. Die fenderbare Fleckenkrankheit der Yucus beschreibt und bildet ab Martius (III. S. 1147). Übrigens sind Brustkrankheiten überall häufig (*Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 364. *Lafitau*, Moeurs des Sauvages. II. p. 360), ebenso entzündliche Nervenfieber (Chavalongo in Peru genannt), Wechselfieber, Leberverhärtungen (die am Zapurá die Mehrzahl befallen), Augenübel von Verletzungen, mehr aber bei Wald- als Steppenvölkern (Neuwied II. S. 56), Hämorrhoidalleiden in allen wärmeren Gegenden Südamerika's (bicho do cu der Brasilier), und in ungesunden Gegen-

mentlich in den Zeiten, wo die Goldgier der Conquistadoren ihnen unmenschliche Anstrengungen zumuthete, und später, als es darauf ankam, die Einführung der Negersklaven zu rechtfertigen. Betrachtet man die Schwierigkeiten, welche das überaus rohe Verfahren beim Bergbaue den Arbeitern in Amerika entgegensetzt, und die Ausdauer und Anstrengung, die ihre Überwindung erfodern, so sieht man sich gezwungen, in dieser Beziehung den eingeborenen Bergleuten, die meistens Indier sind, größere Fähigkeit zuzugestehen, als den europäischen. Schwach kann man gewiß einen Menschen nicht nennen, der wie der nordamerikanische Krieger, ohne Nahrung erstaunliche Entfernungen in Eilmärschen durch weglose Wälder zurücklegt, oder wie der Pampasindier acht Tage hinter einander täglich 15 teutsche Meilen reitet, oder endlich wie der Anwohner des Amazonas und Orenoko Stromfahrten unternimmt, die ihn zwingen, bei unzureichender und wenig nahrhafter Kost, während zwei bis drei Monaten gegen die raschen Gewässer zu rudern. Man ist sogar so weit gegangen, zu behaupten, daß die Amerikaner „mehr Beständigkeit als Stärke besäßen," „mehr zu Raubthieren als arbeitenden Menschen geschaffen schienen," ohne zu bedenken, daß die fortwährende Ausübung irgend einer mit der Lebensweise zusammenhängenden Anstrengung den betroffenen Gliedern eine besondere Geschmeidigkeit geben muß. Während die Männer der Stämme, die jetzt bis weit hinter den Obersee gedrängt sind, als Fußgänger sich auszeichnen, entwickelt der Bewohner von Paraguay und Chile eine jenem fremde, aber außerordentliche Geschicklichkeit im Reiten, wird aber im Klettern mit affenartiger Schnelle es den Horden vom Ucayale nicht gleichthun. So sollen nach alten, aber viel wiederholten, Angaben die amerikanischen Autochthonen wenig essen, und dieses eine Folge der Leichtigkeit sein, mit welcher sie in den tropischen Gegenden die Nahrungsmittel erlangen [39]). Aus der geringern Stärke des Geschlechtstriebes der meisten dieser Völker ist ebenfalls große Schwächlichkeit gefolgert worden, obgleich die Erfahrung zeigt, daß Zeugungslust keinesweges vom Klima und ähnlichen Einflüssen allein bedingt wird, sondern nach ihren verschiedenen Modificationen einen Theil des typischen Charakters der Racen ausmacht. Im Allgemeinen ist auch das monogamische Verhältniß das vorherrschende, jedoch läßt sich eine Zunahme der Neigung zur Vielweiberei im Maße, wie die Wärme der Heimathsländer zunimmt, nicht nachweisen, und die größere Leichtigkeit der Selbsterhaltung in gesegneten Gegenden hat keinen Einfluß auf häufigere Zeugung, indem die Indier des nördlichen Brasiliens, ebenso wie die von Kanada, selten mehr als drei Kinder aus einer Ehe erhalten. Die Verirrungen des Geschlechtstriebes, von welchen besonders die ältern Schriftsteller viel erzählten, und die nicht in Abrede zu stellen sind, kommen ebenso unter sehr rohen und im Mangel lebenden Horden, als denjenigen vor, welche in entgegengesetzter Lage sich befinden. Wir begegnen ihnen in Canada, auf den Bergen von Quito und in den Wäldern am Amazonas und Paraguay [40]). Im Widerspruche

39) Robertson (I. S. 334) wiederholt nach Herrera (D. I. L. II. c. 16), daß ein Spanier mehr Nahrung bedürfe als zehn Eingeborene. Es müßte in der That der Appetit der Conquistadoren so grenzenlos gewesen sein, als ihre Goldgier, denn an Gefräßigkeit thut es einem Indier unserer Zeit gewiß kein Weißer gleich. Sie erkennt keine Grenzen als die völlige Erschöpfung aller Vorräthe; die bis zur Bewegungslosigkeit angefüllten Botocuden lassen sich zur Erleichterung mit den Füßen treten. (Neuwied II. S. 21. 26. I. S. 144.) Keiner versteht zu sparen, schwelgt heute, darbt morgen. Als eine krankhafte Ausartung dieses Appetits ist das Erdessen anzusehen. (Neuwied II. S. 55. Humboldt, Ansichten der Natur. S. 143. Reise. IV. S. 557. Martius, Reise. III. S. 1149. Analyse der eßbaren Thonarten. Ebend. S. 1777.) Diesem gegenüber steht das Vermögen, lange zu fasten, z. B. bei Kriegszügen, oder wenn die Enthaltung von Speisen eine freiwillige ist, z. B. aus religiösen Gründen, wie schon bei den alten Mexicanern, wo die Priester fünf Tage lang nur einmal täglich essen durften, vor Begehung großer Feste (*Acosta* L. V. c. 28. p. 386), welches auch in Peru gewöhnlich war (Ebend. L. V. c. 17. p. 343), wo aber das Fasten die zur Erschöpfung getrieben wurde, und zur Zeit des Festes Ytu sich über das ganze Volk erstrecte (a. a. O. p. 344) und die Stelle jeder andern Speise von Yuyos (Stegräsern, Laminarien) vertreten wurde (*Herrer.* D. V. L. IV. c. 6); oder wenn es geschieht, um Proben männlichen Muthes und Ausdauer abzulegen, wie bei den Indiervölkern Nordamerika's, wo nach dem einstimmigen Berichte alter und neuer Reisender jeder mannbare Jüngling unter vielen andern Qualen auch Hunger leiden muß, um zur Aufnahme unter die Krieger sich zu qualificiren, was auch bei den Mexicanern durch sechszigtägiges Fasten allein erreicht werden konnte (*Herrer.* D. II. L. VI. c. 17); endlich wenn Aberglaube, z. B. um Jägerglück zu erlangen, veranlaßt zur entkräftenden Enthaltung von Speisen, wie bei den Chonen am Hualiaga; oder ohne irgend einen nachweisbaren Grund, wie bei den Yurus. (Martius III. S. 1175.) Wir müssen Martius (III. S. 1318) völlig beistimmen, wenn er sagt, daß die Indier auch ohne Fleischnahrung kräftig bleiben; es gilt dieses nicht allein von den Botocuden (Neuwied I. S. 336), sondern von allen tropischen Horden, die der Jagd weniger ergeben sind als die den Polen genährten, und können Charlevoix' (Nouv. France. III. p. 179) Muthmaßung nicht billigen, wenn er die angebliche Schwäche canadischer Völker vom Mangel animalischer Nahrung ableitet. Eine Ungereimtheit ist es beilaufig noch, wenn den Indiern sogar Unfähigkeit zu gewissen Körperbewegungen angedichtet wurde, z. B. daß sie nicht schwimmen können, was Southey (Hist. of Brazil. [Lond. 1810]. I. p. 282) von den Aymorés (Botocudos) erzählt.

40) Daß die Indier im Allgemeinen weniger Neigung zum geschlechtlichen Umgange an den Tag legen, als andere Menschenracen, ist an so vielen Orten behauptet worden, daß es genügen mag, zwei Autoritäten (*Hennepin*, Descript. de la Louisiane et moeors des Sauvages [Par. 1683]. p. 32 und *Falkner*, Descript. of Patagonia [Hereford 1775]. p. 125) anzuführen, um zu beweisen, daß dieselbe Erscheinung an beiden Enden Amerika's beobachtet worden ist. Die Geschlechtsreife tritt frühzeitig ein, bei Mädchen mit dem eilften bis zwölften Jahre in Peru und Brasilien, nicht minder aber auch an der kalten Nordwestküste, und es ist ein Widerspruch

den dieselben Krankheiten, die auch den Europäer befallen, folglich beweisen, daß der Indier nicht von dem verderblichen Einflusse gewisser Örtlichkeiten oder Klimaten seines Welttheils ausgenommen sei. Nach neuen Forschungen scheint das gelbe Fieber, oder eine ihm verwandte Krankheit schon lange vor der Eroberung in Mexico einheimisch gewesen zu sein. Das Alter bringt dieser Race weniger Gebrechen, als dem unsern, und spricht sich auch ungleich weniger durch Veränderung im Äußern aus. So fand es auch Martius (a. a. O. III. S. 1152) bei den Stämmen des Japurá, Humboldt (III. S. 192) bei den Chaymas, Long bei den Kanzas u. s. w.; nur Rengger (a. a. O. S. 106) versichert, daß die Paraguayer ungemein häßlich würden.

gegen die behauptete körperliche Unvollkommenheit der Indier haben aber die Schriftsteller aller Zeiten von der großen Seltenheit von Krüppeln unter ihnen mit Verwunderung gesprochen. Eine so auffällige Erscheinung hat viele Erklärungsversuche veranlaßt. Piso meinte, daß das Aufwachsen im freien Zustande und entfernt von jenen übeln Einflüssen, denen die Civilisation unsere Kinder aussetzt, regelmäßige Ausbildung des Körpers befördere; Robertson sucht in dem von jeher angegebenen Tödten mißgestalteter Neugeborner und in der durch rohe Lebensverhältnisse herbeigeführten Sterblichkeit schwacher Kinder die Erklärung. Am wahrscheinlichsten leitet man aber die Seltenheiten von Mißgestalten aus dem Umstande ab, daß Neigung zur Erlangung derselben nicht erblich übergetragen werden kann, wo alle die Rücksichten wegfallen, die in Europa einem verwachsenen oder kränklichen Mädchen einen Mann verschaffen, und den Grund zum Entstehen ganzer Generationen mißformter Wesen legen[41]). Die Sitte, Neugeborene zu tödten, mag hin und wieder vorkommen, ist aber jedenfalls ungerechterweise als allgemeiner Zug aller Indiervölker angenommen worden.

Mit dem Übergange zu der geistigen Beschaffenheit der amerikanischen Autochthonen betreten wir ein Feld der Untersuchung, auf welchem schon seit Entdeckung des Welttheils sich Meinungen geltend zu machen gesucht haben, die nicht leicht schroffer entgegenstehend sein können. Wir finden bei einigen der frühesten der amerikanischen Geschichtschreiber den Eingebornen einen Charakter angedichtet und eine Unfähigkeit zugeschrieben, die sie nicht allein auf die unterste Stufe der Menschheit, sondern sogar noch tiefer, als diejenigen Thiergeschlechter setzen würde, bei welchen scharfer Instinct und Abrichtungsfähigkeit vorhanden sind, und bei andern spricht wiederum eine humane, bisweilen wol eine allzugünstige, Ansicht sich aus. Allgemein bekannt ist es, daß eine päpstliche Bulle den Zweifel lösen mußte, ob die Indier überhaupt zum Menschengeschlechte zu rechnen seien[42]). Ist es schwer, die verschiedenen Angaben älterer und neuer Zeiten über die Körperlichkeit jener Race zur Erlangung eines allgemeinen Bildes zu vereinigen, so ist die Schilderung des Psychischen fast unmöglich, wo Vorurtheil, Unwissenheit oder Nebenabsicht abwechselnd die verschiedensten Meinungen über einen Gegenstand hervorriefen, dessen richtige Erfassung unter allen Verhältnissen einen klaren Blick und tiefe Forschung erforderten. Die große Ausdehnung des Welttheils hat in der physischen Beschaffenheit jener Menschheit so manche Verschiedenheit hervorgebracht, daß die Zahl der Allen gemeinsamen körperlichen Eigenthümlichkeiten keine sehr große ist, jeder

gegen die über sehr viele amerikanische Völker gesammelten Nachrichten, wenn Benj. Rush (Medical inquiries etc. [Philad. 1789]. I.) behauptet, es würden die Mädchen der nordamerikanischen Stämme erst mit dem 18. bis 20. Jahre mannbar. Der Verlust der Zeugungsfähigkeit fällt bei peruanischen Indiern noch vor das 40. Jahr. Gegen Buffon, de Pauw u. A. hat besonders Robertson (I. S. 339) die Ansicht vertheidigt, daß jene geringe geschlechtliche Neigung Folge äußerer Verhältnisse sei. Der Glaube an thierische Ausschweifungen der Amerikaner ist unter den älteren Geschichtschreibern so allgemein, daß man fast in jedem Stellen finden kann, wo Sodomie und Bestialität als Züge der Volkssitten aufgeführt werden. Eine der merkwürdigsten steht bei Oviedo (L. III. c. 6 in der seltenen, mit gothischen Buchstaben zu Salamanca von Juan de Junta 1547 gedruckten Ausgabe Fo.xxvii): „Nach der Versicherung Aller, welche das ganze Indien oder einen Theil desselben kennen, fehlten und fehlen in keiner Provinz der Inseln oder des Festlandes Sodomiten, die, abgesehen von ihrer Gdyendienerei, vielen so häßlichen Lastern ergeben sind, daß man sie wegen ihrer Schändlichkeit nicht ohne Ekel und Scham erwähnen hören kann, und ich sie wegen ihrer Zahl und Schmutzigkeit nicht zu beschreiben vermag." Es wird dort auf die Indier die Stelle der Genesis, Cap. 6, angewendet, ihre Untersuchung als nothwendige und verdiente Folge der allgemeinen Verderbniß angesehen, für ein Gottesgericht erklärt, indessen auch auf sehr treuherzige Weise der Kampf der Mönche um die Herrschaft über die Eingeborenen beschrieben. Sodomie war Volkssitte bei den Bewohnern von Quito (*Cieza* c. XLIX. p. 99), wo die Conquistadoren Olmos und Pacheco mit härtester Strafe das Laster verfolgten; ein fürchterliches Strafgericht verhing Balco de Balboa über funfzig ergriffene Sodomiten (putos) des Landes Quareca; die er von Hunden zerreißen (aperrear) und dann verbrennen ließ (*Gomar.* p. 84. b.); wir finden Sodomie ferner in Brasilien (Collecção de noticias para a historia e geografia das nacoes ultramarinas que vivem nos dominios portuguezes [Lisboa 1825]. III, 1. p. 282); bei der riesengroßen Bevölkerung der Punta Santa Elena, die deshalb durch himmlisches Feuer verzehrt ward, wie die benachbarten Stämme erzählten (*Cieza* c. LII. p. 104. b.); ferner in verschiedenen Provinzen von Merico, wo, während man in Tlascala dieses Verbrechen mit dem Tode bestrafte, dasselbe in Xcatlan öffentlich und straflos verübt wurde (*Herrer.* D. II. l. 6. c. 16 und D. III. l. 3. c. 15); so auch in Tierra firme, in Cali, auf Hispaniola (ebend. D. VI. l. 3. c. 16. D. I. l. 3. c. 4). Die Muyscas bestraften Sodomie, ebenso die Nicaraguas (ebend. D. III. l. 4. c. 7. *Gomar.* p. 264), die Letzteren mit Steinigung, darum, weil es im Lande eine Kaste anerkannter Freudenmädchen gab. Von diesen finden sich auch Spuren in der peruanischen Geschichte; die Pamparunas waren solche Geschöpfe, aber sehr verachtet. (*Garcil.* Comm. real. L. IV. c. 14.) Unter den Indiern der Andengegenden Peru's ist Sodomie noch jetzt gewöhnlich, übrigens wol kaum mehr als unter den Weißen jenes Landes, wo die von solchen Unthaten ein Geschäft machenden Menschen, die man Freudenjünglinge nennen könnte, durch gewisse Merkmale sich auszeichnen, und mit dem Namen Maricones belegt werden. Die Conquistadoren fanden in Coro eine Kaste von Männern, die zu solchen Zwecken dienten, aber dafür auch im Häuslichen die Weiberrolle zu übernehmen gezwungen waren (*Herrer.* D. IV. l. 4. c. 1), oder durch Kleidung sich auszeichnen mußten (*Oviedo* L. III. c. 5). Auch unter den nördlichen Indiervölkern kommen sehr wollüstige Sitten vor (*Charlev.* III. p. 423) und Lastau (a. a. O. I. p. 52 suiv.), der hierin eine Ausartung religiöser Ansichten erblickt.

41) *Piso*, Histor. natur. Brasil. (Lugd. Bat. 1648). p. 6. Robertson (I. S. 341), der aber der Theorie wegen einer Stelle bei Ulloa (Viage. L. V. c. 5. §. 659), wo von blinden, stummen und lahmen Indiern die Rede ist, eine viel zu ausgedehnte Bedeutung gibt. Kindermord erwähnen Herrera (D. VII. l. 9. c. 4), Xaara (a. a. O. II. p. 93. 116. 152. 156), Abtreiben der Leibesfrucht viele der älteren Quellenschriftsteller; Martius (Rechtszustand S. 68) leitet daher die Kränklichkeit der Weiber roher Stämme am Japurá. Nach Rengger (a. a. O. S. 153) veranlaßt besonders der Nahrungsmangel die Weiber wilder Horden Paraguay's zur künstlichen Hervorbringung der Fehlgeburt. Die geringe Fruchtbarkeit der Indierehen meint derselbe Reisende den Männern beimessen zu müssen, da die Weiber, als Concubinen von Weißen, viele Kinder bekommen. 42) Die Bulle Paul's III. vom 4. Jun. 1537 beschibt, die Indier „utpote veros homines" anzusehen und zu behandeln. Sie fehlt im Bullarium magnum romanum (Rom. 1730 sq.) und wurde wahrscheinlich gegen die Mönche erlassen. (*Herrer.* D. II. L. II. c. 15. *Torquemada*, Monarquia indiana [Madrid. 1723]. III. p. 198. *Azara*, Voy. II.)

Versuch einer allgemeinen Schilderung aber um so mehr dem Widerspruche ausgesetzt sein muß, je weniger durch ihn die zahlreichen Abweichungen berücksichtigt werden. Wie ungleich stärker müssen aber diese Verschiedenheiten in psychischer Hinsicht hervortreten! Fast möchten wir es für unmöglich erklären, eine Charakteristik der gesammten kupferfarbenen Menschenrace zu geben, und halten es, der Gerechtigkeit wegen, für angemessen, diejenigen Züge allein hervorzuheben, welche, so weit dieses der Zustand der ethnographischen Kenntnisse unserer Zeit zu behaupten erlaubt, dem Indier von den Quellen des Missouri ebenso zukommen, wie dem heimathlosen Patagonen. Wir müssen hierbei die Frage zur Seite liegen lassen, ob die eigenthümliche Entwickelungsstufe der geistigen und gemüthlichen Eigenschaften des Indiers auf Unvollkommenheit eines jugendlichen Alters, oder Abstumpfung der greisenhaften Periode des Lebens deute, ob jene ganze Bevölkerung als Keime, welche in der Zukunft zu kräftigen Stämmen heranzuwachsen bestimmt waren, oder als Trümmer anzusehen ist. Im Allgemeinen ist der Unterschied zwischen den Indiernationen gemäßigter und äquatorialer Klimaten nicht zu verkennen. Es gilt auch, da die viel besprochene Beobachtung, daß diejenigen Länder, in welchen die Selbsterhaltung keine Anstrengung voraussetzt, der psychischen Entwickelung minder günstig sind. Daher zeigten stets die Eingebornen Chile's, der peruanischen Anden, der Hochebene von Mexico und der Länder am Mississippi und St. Lorenz einen kräftigern Charakter und mehr Empfänglichkeit für Cultur, als die Völker Brasiliens. Es ist von je her Sitte gewesen, die Verstandeskräfte der Indier in Zweifel zu ziehen. Man ging wol meistens von falschen Beobachtungen aus, oder nahm den zum Sklaven gemachten Wilden zum Musterbilde, der dem Drucke der Verhältnisse nicht jene psychische Kräftigkeit entgegenzusetzen hatte, die den Kaukasier auch im Unglücke nicht leicht völlig verläßt. Da, wo in diesem muthiger Widerstand sich entwickelt, und in dem Maße, wie die Hindernisse sich mehren, die Geisteskräfte sich anspannen, selbst bis zur Alles wagenden Verzweiflung, hüllt sich der Indier in starre Gleichgültigkeit und ergibt sich einer Lethargie, die in der That den Beobachter zu allgemeinen Zweifeln an seiner Verständigkeit führen kann. Können wir nun auch ebenso wenig das Urtheil unterschreiben, welches die Indier mit den Kaukasiern in geistiger Beziehung auf dieselbe Stufe stellen will, so erfodert es die Gerechtigkeit anzugeben, welche ihrer intellectuellen Fähigkeiten geringer sind. Sie vermögen mit abstracten Begriffen sich nicht vertraut zu machen, und daher erklärt sich ihre sehr große Gleichgültigkeit gegen höhere Religionslehren, sowie die rohe Beschaffenheit ihrer kosmogonischen Ansichten, von welchen uns viele aufbehalten sind. Unter den Eingebornen der höhern, den Stürmen des 16. Jahrh. in Peru entkommenen, Familien haben Einzelne zwar die Wissenschaften ergriffen, sogar Schriften geliefert, allein nicht ein Beispiel ist verzeichnet von Leistungen im Felde der Mathematik [43]). So beschränkt sich auch die Beurtheilungskraft dieser Menschen auf ein begrenztes Feld, und erklärt, was man von ihrem Stumpfsinne und ihrer Gleichgültigkeit gesagt hat. Wer unfähig ist zur Bildung einer langen Reihe von Schlüssen, oder sie nur mittels ungewöhnlicher Anstrengungen herstellt, der wird auch nur in der Gegenwart leben, um die Zukunft, sie mag nun Freuden oder Leiden verheißen, sich nicht bekümmern, wenn er ihre mögliche Gestaltung aus den Vorgängen des Augenblicks abstrahiren soll. Es kommt allerdings noch Mangel an Phantasie hinzu, aber aus dieser Vergesellschaftung entwickelt sich ein Grad von Unerregbarkeit, der der Sittigung um so mehr entgegen ist, als er die Mittel, wodurch Einwirkung möglich wäre, beschränkt. Wenn die mahnenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigt sind, so verschwindet das Andenken an den folgenden Tag, und nur die Völker machen eine Ausnahme, die durch die Gewißheit eines langen Winters und Hungers während desselben zur Sammlung von

43) D'Orbigny (a. a. O. S. 569) achtet die Geistesfähigkeiten der Amerikaner denen aller andern Völker gleich. Unfähigkeit für abstracte Begriffe erwähnte schon Condamine (Voyage p. 54), Zahlenverhältnisse werden sehr schwer oder gar nicht begriffen, z. B. Chamas (Humboldt II. S. 205); indessen beruht es auf einem Misverständnisse, wenn behauptet wird (Condamine S. 67), es gebe Völker, die nicht über drei zählen könnten, oder denen die Zahl Zwanzig die höchste sei. (*Herrer. D. I. L. III. c. 3.*) Humboldt hat sich weitläufig über diesen Gegenstand verbreitet. (Monum. americ. II. p. 229 sq. Vgl. auch Adair a. a. O. S. 77, rücksichtlich der sonst besser begabten Nordamericaner.) Für den Begriff Gott fanden die spanischen Missionaire nirgends ein Wort, wol aber sehr viele, den Weltenregierer bezeichnende, auf augenfällige Eigenschaften bezügliche Epitheta, wovon auch das spanische „Dios" in allen, in den Landessprachen geschriebenen Gebeten u. s. w., aufgenommen werden mußte. Reisende sind selten aus Amerika wiedergekehrt, ohne die Überzeugung erlangt zu haben, daß die Eingeborenen mindestens beschränkter sind an Fähigkeiten, als unser Stamm. Es fehlt ihnen die schnelle Auffassung und geistige Beweglichkeit der Weißen. Einen unumstößlichen Beweis liefert die Geschichte selbst, indem aus Allem, was mit Genauigkeit beobachtet worden, hervorgeht, daß die Starrheit der Indier stets dieselbe gewesen sein müsse, denn wenigstens innerhalb eines Jahrtausends ist nirgends höhere Bildung bleibend einheimisch gewesen, vielmehr ergeben sich auch da stets erneute Rückfälle zur Wildheit, wo Ausländer, der Heroenzeit angehörend, Manco Capac, Bochica, Quetzalcohuatl und der Amalivaca der Tamanakenhyoden, theils gütlich, öfters aber mit Gewalt, Civilisation eingeführt, Reiche begründet hatten. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß unter den Häuptlingen unzähliger Horden, während einer bis zur dunkeln Urzeit hinaufreichenden Periode, keiner als großer Eroberer aufgetreten ist, und keiner ein geschichtliches Andenken sich begründet hat. Die gleichförmige Fortdauer dieser wilden Urzustände kann nicht allein von der physischen Beschaffenheit der neuen Welt abgeleitet werden, denn wenn auch der gewaltige Einfluß auf die Bildung bürgerlicher Gesellschaften nicht verkannt werden kann, welchen der Mangel an Pferden und Hornvieh haben mußte, so beweist doch die Erfahrung, daß die unabhängigen Horden weder in bürgerlicher noch sittlicher Beziehung Fortschritte gemacht, noch höhere Fähigkeiten entwickeln, seit sie im Besitze von Heerden sich befinden. Reisende, welche die Eingeborenen Amerika's und Polynesiens aus Erfahrung kannten, haben nicht angestanden, den letzteren den Vorzug unbedingt einzuräumen, indem sie eine viel höhere Culturfähigkeit zeigen. (*B. Aug. Searle*, Narrative of a nine months residence in New-Zealand [Lond. 1832].) Lange vor Ankunft der Europäer besaßen jene Völker geordnetes Verfahren des Landbaues. Die raschen Fortschritte zur Civilisation, welche die Sandwichinsulaner in nur vierzig Jahren gemacht, sind bekannt.

Vorräthen im Sommer gezwungen sind. Daher entwickelt der brasilische Indier noch weit mehr, als irgend ein anderer, den Zug des Leichtsinns, und ist am wenigsten zum Bürgerthume geeignet, dessen er als des Verbandes Vieler zu gegenseitiger Unterstützung im Übrigen nicht bedarf. Wer aber die Zukunft nicht zu erfassen vermag, den wird auch ihre Nichtgewährung wenig bekümmern. Daher die Ruhe, oder richtiger das dumpfe Hinbrüten, mit welchem der schwer erkrankte oder tödlich verwundete Indier den Tod herannahen sieht, und zum Theil die Gleichgültigkeit des Kriegsgefangenen bei nordamerikanischen und chilenischen Stämmen, der jedoch auch aus Stolz und Ansichten von männlicher Würde, wie sie sich unter rohen Nationen überall wiederholen, dem unvermeidlichen Untergange ohne einen Laut der Klage entgegentritt. Nothwendig ergibt sich aus dieser Beschränktheit auch Widerwillen gegen alle Bestrebungen, die erst in späterer Zeit ihre Früchte verheißen und irgend vermieden werden können. Die Faulheit der Indier ist ebenso sprüchwörtlich, als ihre Sorglosigkeit, und sie trägt sogar nicht selten den Sieg über die Neigungen davon, deren Befriedigung eine größere Anstrengung erheischt. So mächtig der Reiz des Branntweins auf jene Menschen ist, so entsagen sie doch seinem Genusse, wenn er durch mehrtägige Arbeit allein erlangt werden kann, und keine Aussicht vorhanden ist, das Getränk vor Erfüllung der Aufgabe zu erhalten. Wir leiten aus derselben Quelle der Kurzsichtigkeit das Schwelgen im Überflusse, dem Alle ergeben sind, die Ruhe, mit welcher der darauf folgende herbe Mangel ertragen wird, und die Gleichgültigkeit gegen Verbesserung der eigenen Lage, gegen Eigenthum und bürgerliche Verfassung. Man kann ihnen lebhafte Einbildungskraft ebenso wenig zuschreiben, als scharf richtenden Verstand. Die Sagen von der Weltanschauung und die religiösen Begriffe sind einfach und ohne poetischen Schwung bei der Mehrzahl jener Völker; sie waren selbst in Mexico und im Reiche der Incas von keiner der übrigen Bildung angemessenen Bedeutung [44]), und was in den Liedern brasilischer Völkerschaften sich ausspricht, mahnt an die Regungen einer unbehilflichen, immer zu dem Gewöhnlichsten zurücksinkenden Phantasie. Nur die nordamerikanischen Stämme machen, wenn anders ihren aufgezeichneten Reden Glauben beizumessen ist, eine Ausnahme; an den, die Äquatorialgegenden bewohnenden, Völkern gehen selbst Naturerscheinungen unbemerkt vorüber, so lange sie nicht die Veranlassung zu Leiden geben, und die niedrigen, oft schmuzigen, Vergleiche, die sie mit ihnen anstellen, beweisen die stumpfe und unpoetische Auffassung. Aus dieser Starrheit resultirt aber auch ein hoher Grad von Geduld, und die Fähigkeit, das einförmigste Leben ohne Verstimmung zu ertragen. In Südamerika nennt man die Arbeiten, die, indem sie sehr gleichförmig sind und den Geist nicht beschäftigen, dennoch lange Zeit erfodern, Indierarbeiten, z. B. jene Gewebe aus Wolle, die in den Anden verfertigt werden, jene mühsamen Schnitzwerke, mit welchen die wilden Stämme ihre Waffen verzieren, jene künstlichen Geflechte aus Pferdehaar, die der Patagonier und Pampasindier an seinem Reitzeuge anbringt [45]). Da das Bedürfniß der Beendigung der Arbeit und des Übergangs zu etwas die Geisteskräfte mehr Beschäftigendem nicht gefühlt wird, so ist auch die Unvollkommenheit der gebrauchten Instrumente sehr gleichgültig, und auf die zeitraubendste Art wird dasjenige endlich zu Stande gebracht, was der bewegliche Europäer nicht zum zweiten Male unternehmen würde, ohne vorher seinen Scharfsinn zur Entdeckung der Mittel angestrengt zu haben, die ihm eine raschere Vollendung und größere Vollkommenheit seines Werkes verheißen. Die Vergleichung der ältesten und neuesten Berichte beweist, daß die Eingebornen Amerika's innerhalb der drei lezten Jahrhunderte in ihrem Verfahren, sei es im Ackerbau oder in Verfertigung ihrer Geräthschaften, keine erhebliche Veränderung eingeführt haben, und daß sie selbst da ihrer altgewohnten Weise den Vorzug lassen, wo sie, von Weißen umgeben, Gelegenheit zur Vergleichung besaßen. Die einzigen nachweisbaren Unterschiede zwischen ihrem ehemaligen und heutigen Leben haben die Einführung von Feuergewehren in Nordamerika, die Verbreitung von Viehheerden in Südamerika hervorgebracht, indem die erstere die Art

44) Ungeachtet gewisser Übereinstimmung in den Sagen selbst, ist doch ihre einfache, um nicht zu sagen rohe, Weise der Ausschmückung auffällig, wenn man sie mit den glänzenden Phantasiebildern östlicher Völker und der Griechen vergleicht. Die Bewohner von Xiascala glaubten, daß die nach der ersten Zerstörung der Erde übergebliebenen Menschen zu Affen verwildert wären, und die Sprache verloren hätten. (*Herrer.* D. II. L. VI. c. 15.) In Mechoacan herrschte die Meinung, das erste Menschenpaar sei aus Lehm gemacht gewesen, sei beim Baden zerschmolzen und wäre von Neuem aus Asche verfertigt worden. (Ib. D. III. L. III. c. 10.) Die Wettencebauer Amalivaca und Pechi der Tamanaken versuchten, jedoch umsonst, die Gewässer des Orinoko zugleich in doppelter Richtung fließen zu machen (Humboldt, Reise. IV. S. 519); ersterer zerschlug seinen Töchtern die Beine, um sie zum sitzenden Leben und zur Bevölkerung der Welt zu zwingen. Es sind nicht diese Begebenheiten es selbst, aus welchen man die stumpfe Einbildungskraft der Indier abnimmt, sondern die örtliche Färbung, die ihnen gegeben wird. Nur bei den Peruanern finden sich Spuren einer zeitig wieder untergegangenen Idee höherer Art über die Erdrevolutionen. Ihre Mamacocha ist das Meer (*Garcil.* Comment. real. L. VI. c. 30), und sie beteten dasselbe an, da sie es für das Alles erzeugende Element ansahen, aus dem sie selbst entstanden wären. Der peruanische Urgott Con (*Gomara* p. 168. b.) ist vielleicht eben auch das Meer, und Symbol der Zerstörung der Erdoberfläche durch das Wasser. In der Sage vom Überflusse großer Reptilien (Ebend. S. 169) möchte man eine Erinnerung entdecken an jene untergegangene Schöpfung riesiger Saurier, die in einer früheren Periode die Erde bewohnten; vielleicht auch in der Meinung der Xiascalaken, daß einst Riesen die Erde bevölkerten, deren Knochen versteinert gefunden werden. Die Sage einer Sündfluth wiederholt sich überall in Amerika, was schon Acosta (L. VI. c. 19. p. 451) bemerkt hat. Jedes Volk hält sich aber für das Urvolk und ändert die Erzählung von der Zahl, Rettungsart und Ansiedelung der entkommenen Individuen. In den bergigeren Gegenden ist der Landungspunkt immer der höchste Berg, bei den Betoconden, den Bewohnern eines ebenen Landes, sind es die höchsten Palmen. (*Faconcellos*, Noticias curiosas do Brasil. p. 52 gibt überdieß der brasilischen Überlieferungen.)

45) *Ulloa*, Viage. L. VI. c. 6. §. 934.

der Kriegführung und Jagd, die letztere die Lebensweise insofern verändert hat, als sie die heimathlosen und ehedem wahrscheinlich im größten Elende lebenden, Jägerhorden im Süden des Wendekreises, zu Nomaden umgestaltete. Es wird somit erklärlich, warum selbst die besser geleiteten Versuche der Civilisation so wenig Erfolg gehabt haben, denn Beispiele einer freiwilligen Emporschwingung, wie sie die nunmehr ausgetriebenen Stämme Georgiens geben, sind äußerst selten. Selbst die Jesuiten fanden es zweckmäßig, die Bewohner ihrer Missionen bei der gewohnten Weise zu lassen, und gewöhnten sie nur mit größter Mühe zu einer den Umständen nach unerläßlich gewordenen verschiedenen Betreibung gewisser Geschäfte. Geringe und langsame Erregbarkeit charakterisiren den Indier. Auch er liefert den Beweis, wie ungegründet das Vorurtheil sei, welches den Eingebornen kalter Gegenden für minder leidenschaftslos als den der warmen Himmelsstriche erkärt. Wir mögen die Indier, so weit sie noch im ursprünglichen Zustande verharren, der Masse nach als Bewohner milder oder warmer Klimaten ansehen, denn gegen die Stämme des äquatorialen Amerika's gehalten, sind die im höhern Norden und Süden lebenden Nationen wenig zahlreich. Mag es sein, daß bei dem isolirten Leben kleiner Horden in der Mitte der Wälder sich ungleich weniger Berührungen ergeben, als im Stande der Civilisation und der Existenz unter zusammengedrängten Tausenden, so ist dennoch die Seltenheit großer Gemüthsbewegungen am Indier augenscheinlich und auffallend. Nur der höchste Grad des Schmerzes erpreßt von ihm eine Klage, und die plötzliche und starke Beleidigung bringt ihn allein zur Aufwallung, die aber keine Dauer hat. Gleichsam als fühlte er, daß diese Unerregbarkeit ihn ebenso typisch bezeichnet, als manche seiner körperlichen Eigenthümlichkeiten, sucht er sie durch künstliche Gewöhnung und Selbstbeherrschung noch entschiedener auszubilden. Den kriegerischen Stämmen Canada's gilt jede laute Aufwallung als ein Zeichen weibischer Leidenschaftlichkeit, und sie empfehlen den in den Männerbund aufgenommenen Jünglingen vor allen den starren, unbeweglichen Ernst des Mannes unter allen Umständen sich zu bewahren. So geschieht es, daß der Indier theils aus wirklicher Unempfindlichkeit, theils aus Grundsatz, selten weint; er frißt, wie ein Häuptling vom Japura sagte, seine Thränen [46]). Hat aber einmal die Idee erlittenen Unrechts sich seiner bemächtigt, so verläßt sie ihn bei aller anscheinenden äußern Ruhe nicht wieder, bis seine rege gewordene Rachsucht Befriedigung gefunden. Er verliert das Ziel dann nicht aus den Augen, verfolgt den Beleidiger mit Unermüdlichkeit und mit der schlauen Heimlichkeit des Raubthieres, und ist um so schwerer zu versöhnen, je fester sein Geist den einmal ergriffenen Eindruck hält, und je weniger er fähig ist, zwischen der Form einer Handlung und der Absicht und Veranlassung derselben zu unterscheiden [47]). So bedarf es auch auf der andern Seite der kräftigsten Reize, wenn an die Stelle gleichgültiger Ruhe Fröhlichkeit treten soll. Je gewaltsamer aber die Mittel sind, um so wilder und gemüthloser ist diese Freude, sodaß ihr Anblick wol schon zu der Meinung Veranlassung gab, daß auf den Indier selbst im Augenblicke des Genusses ein dunkles Bewußtsein seiner geistigen und gemüthlichen Unvollkommenheiten laste, das ihn wie ein unverscheuchbares Gespenst verfolge, und nur den bis zur Betäubung gesteigerten Reizen weiche [48]). Ein

46) Martius a. a. O. III. S. 1319. Unempfindlichkeit mag in Fällen unabwendbaren Leidens oft die Ursache des dumpfen Hindrütens sein (ebend. III. S. 1274), aber die herausfordernde Kälte, dem siegreichen, in Martern sich erschöpfenden Feinde gegenüber, hat oft ihren Grund in Eitelkeit, die sich zwar nicht so stark ausspricht, wie im Neger, aber selbst im Missionsleben den Zwang erträglich macht, ein den Jesuiten wohlbekannter und von ihnen benutzter Zug.

47) Die grausamen Hinrichtungen der Kriegsgefangenen unter nordamerikanischen Völkern sind in allen ältern Werken bis zum Überdrusse geschildert worden. Jene werden erst gepräuelt und gesteinigt (*Lapitau* II. p. 256), dann getödtet; von den Cherokesen bei langsamem Feuer gebraten (ebend. II. p. 274); in Mexico wurden sie ein Jahr lang wohl verpflegt und mußten dann unter sehrungleichen Bedingungen um ihr Leben kämpfen. Die rachsüchtige Neigung der Indier hat Blutrache unter ihnen zum herrschenden System erhoben. Daher auch ihre endlosen Kriege, bei welchen eigentlicher Muth nicht vorausgesetzt werden kann, da sie Buschkriege sind, und jede List erlaubt ist. Auch den Weibern theilt sich diese Gesinnung mit; unter den Brasilianern bestrichen diese die Kinder mit dem Blute geschlachteter Gefangener (*Lery* ap. *de Bry* et *Merina*, Collectio peregrination. in Indiam etc. [Francof. 1590]. III. p. 210), in Nordamerika vermehren sie die Martern derselben; sie ziehen sogar in den Krieg, daher die Sage von Amazonen (*Condamine*, Voy. Zusammenstellung derselben; *Gili*, Saggio etc. I. p. 145—154; *Acuña* c. 71; *Herrer*. D. VI. L. IX. c. 2; *Grynaeus*, Nov. orb. p. 69; Kritik derselben: Martius III. S. 1092; Humboldt IV. S. 336) entstanden ist. Die greuliche Gewohnheit der Anthropophagie ist mehr aus einer thierischen Rachsucht als aus Appetit und Nahrungsmangel herzuleiten. Sie ist nicht so sehr verbreitet, wie alte Schriftsteller wollen, mehr in warmen als kalten Gegenden einheimisch. Oft schämen sich die Völker derselben, gestehen sie ungern ein (Botocuden, Neuwied II. S. 52; nicht so die Miranhas, Martius III. S. 1249), und mitten unter Kannibalen gibt es Völker, welche diese Sitte verabscheuen (Humboldt IV. S. 369), daher auch alte Gesetze, welche die ersteren zu Sklaven machen, diese für Freie erklären. Menschenfresser sind außer den genannten Völkern noch die Umauas an den Quellen des Japura, die Puris in Brasilien, die Caliseeas und Capachos am Ucayale. Auch über die Tödtung hinüber erstreckt sich die Rachsucht, denn das Andenken ihrer Befeidigung sucht der Botocude (Neuwied II. S. 51) und der Mundrucu (Martius III. S. 1314) durch den mumisirten Kopf des Feindes sich zu bewahren; nicht ganz dieselbe Bedeutung hat der Scalp für nordamerikanische Krieger. 48) Die Indier sind große Trinker in allen Gegenden (*Gumilla* I. p. 275), und zwar wol nicht allein in Folge des Umganges mit Weißen, denn schon die Incas gaben Gesetze gegen Trunkenheit, und alle Andenvölker kannten die Bereitung der Chicha aus Mais. Indessen fand Humboldt (IV. S. 134) an den Guahibos ein den Branntwein zurückweisendes Volk, gewiß eine Seltenheit! Auch die Rohesten des tropischen Amerika verstehen berauschende Getränke zu bereiten; sei es aus der Wurzel der Jatropha, der Frucht der Banane, dem Zuckerrohr oder Palmenfrüchten, z. B. der Mauritia. Meth aus Honig machen die Camacans (Neuwied II. S. 232). Nicht zufrieden mit diesen Reizungen haben sie die Coca ersonnen (umständlich Pöppig, Reise. II. S. 209 fg.), bringen durch verschnupften Rauch von Tabak mit narkotischen Blättern vermengt, Raserei hervor (*Oviedo*, Chron. de las Indias. L. V. c. 2. fol. XLVII.), schnupfen das „teuflische Pulver des Niope" (*Gumilla* I. p. 202. Humboldt, Reise. IV. S. 576), oder tödten sich sogar durch den in die Nase geblasenen Wahnsinn erregenden

warmes und tiefes Gefühl haben selbst die entschiedensten Vertheidiger an den Indiern vermißt. Nicht allein unter dem egoistisch machenden Drucke der Weißen, sondern auch in der Mitte seiner uneroberten Forste, zeigt er wenige oder keine Theilnahme an den Leiden der nächsten Verwandten, selbst nicht der Glieder seiner Familie, und dieser Zug der Hartherzigkeit nimmt an ihm in dem Maße zu, wie die Natur seines Vaterlandes ärmer ist, und dem Einzelnen die Erhaltung erschwert. Wenn die Unversöhnlichkeit des schwer Begreifenden dort Blutrache als das einzige Mittel der Ausgleichung ansieht, und den Gefangenen unter tausend Martern hinrichtet, so verhängt Unempfindlichkeit gegen fremdes Wehe hier das traurigste Loos über den Sklaven, der das Unglück hatte, seinem auf Menschenraub ausziehenden Nachbar in die Hände zu fallen. Wollte man es versuchen, mit wenigen Worten das Bezeichnende am Geist und Charakter des Amerikaners hervorzuheben, so müßte, um Ungerechtigkeit zu vermeiden, ein Unterschied gemacht werden zwischen dem, was als Eigenthümlichkeit der Race anzusehen ist, und dem, was als Folge der Lebensverhältnisse sich ausgebildet hat. Es dürfte sich dann ergeben, daß das Begreifungsvermögen der rothen Race beschränkter und langsamer, die Phantasie stumpfer, das Gemüth viel weniger erregbar ist, als im kaukasischen Stamme, und daß man leicht dahin kommen kann, aus diesen unverschuldeten Zuständen die Mehrzahl der Züge zu erklären, die, abgerissen hingestellt, es oft veranlaßt haben, daß einem ganzen Zweige unseres Geschlechts ursprüngliche Verdorbenheit zugeschrieben, und ihm, den gleichsam von des Weltregierers Hand absichtlich Erniedrigten, die Gesammtheit jener Eigenschaften des Verstandes und Herzens abgestritten worden, welche dem ewigen Willen gemäß, die Scheidelinie zwischen dem Menschen und der Thierheit darstellen sollten.

Die Schilderung der gesellschaftlichen und bürgerlichen Zustände der rothen Menschenrace wird wegen der Mannichfaltigkeit der Gegenstände die Allgemeinheiten nicht überschreiten dürfen, die aus den gemeinsamen Zügen geistiger Beschaffenheit bei allen Stämmen sich ähnlich darlegen. Einer vergleichenden Ethnographie Amerika's müßte es aufbehalten bleiben, die Einzelnheiten zu berücksichtigen, die abweichenden Erscheinungen zu erwähnen, und ihre Ursachen zu enthüllen. Der politische Zustand der Amerikaner, gegenüber den erobernden Weißen, bedingt das Hervortreten oder die Verwischung der nationalen Eigenthümlichkeiten. Die Spanier und Portugiesen theilten als Besitzer der größten Länderstrecke alle Eingeborene in drei Classen: Indier, die mit den Weißen verschmolzen sind, wie in den Anden von Peru, in Mexico und einigen Provinzen Brasiliens, die aber ebendeswegen hinsichtlich ihrer Sprache, Sitten und Denkart bedeutend vom eigentlichen Typus abweichen, von den Fremden Vieles angenommen haben, obgleich kaum jemals das Gute: Indier, die sich dem Zwange unterworfen haben, der sie an Wohnorte bindet, wo Weiße regieren, sei es als bürgerliche Beamte oder als Missionaire, und wenigstens dem Namen nach, obgleich nicht ausnahmslos, Christen sind (Indios reducidos, aldeiados): Indier, die im unabhängigen Zustande meist in größern Entfernungen von den europäischen Colonien wohnen, und daher an Charakter und Sitten die wenigste Veränderung erlitten haben (Indios infieles, bugres). Die letztern mögen wieder in solche getheilt werden, die sich feste Niederlassungen begründet haben, und nicht leicht aus einem gewissen Bezirke herausgehen (Indieles domiciliados), und andere, welche heimathlos herumirren, (de corso). Die beiweitem größte Zahl der unabhängigen Stämme ist aber domicilirt, und bauen diese auch keine Dörfer, wie Arickaras, Mandans und ähnliche, durch das Klima gezwungene, Stämme des innersten Nordamerika, oder wie die Horden am Ucayale, am Madeira und in Guyana, wo dem rohesten aller gesellschaftlichen Zustände, dem Herumirren verstreueter Familien, wenigstens der Himmel nicht entgegen ist, so behaupten sie doch ein Gebiet als unverletzliche Heimath. Unaufhörlich herumstreifende, land- und besitzlose Nationen sind selten, werden von den übrigen entweder als geächtet betrachtet und mitleidlos verfolgt, wie ein armseliger Stamm des Felsengebirges, oder ungern gesehen und vielleicht sogar gefürchtet, wie die Muras am Amazonas, die Payaguas, die Pest von Paraguay, oder die Mischlingshorden in den südlichen Pampas. Bei allen amerikanischen Völkern herrscht dieselbe Neigung zum unabhängigen Leben, und da dieses um so leichter zu erlangen steht, je kleiner die Gesellschaften, je entfernter die Nachbarn sind, so spalten sich die Stämme in das Unendliche, die kleinen Haufen leben dann ohne Berührung mit andern, und auf solche Weise mag sogar durch Vergessen und Umwandeln des ererbten Idioms im Laufe der Zeit die merkwürdigste aller Sprachverwirrungen entstanden sein. Indem diese Sinnesweise nicht aller Orten durch natürliche Beschaffenheit des Landes gleichmäßig unterstützt wird, modificirt sich auch die Neigung zur Ungeselligkeit und zum heimathlosen Leben. Es ergeben sich daher weniger Trennungen unter den außertropischen Stämmen, und sogar Versuche zur Bildung einer Nationalität, während die größten Zerstückelungen in den äquatorialen Wäldern beobachtet werden [49]). Das Maß der Liebe zur Unabhängigkeit bestimmt die Wahl der Lebensweise, durch welche jene gesichert wer-

Staub der Parica, des Samens einer Inga. (Martius III. S. 1074. 1193.) Man hat in dieser unglücklichen Neigung einen Grund der Entvölkerung zu suchen, was auch von nordamerikanischen Stämmen in ihren Unterhandlungen mit der Regierung der Ver. Staaten mehrfach ausgesprochen worden ist.

49) Der Bund der fünf Nationen in Canada war eins der wenigen Beispiele von Verbindung auf politischen Grundlagen. Er beweist die größere Tüchtigkeit des Charakters und die höheren Fähigkeiten jener Völker (Lavaysse S. 154), die zur Ansicht ihrer verschiedenen Abstammung Veranlassung gab. In Südamerika wird Auflösung der Völker durch Bewahrung erblicher Feindschaften vermehrt, wie sie existiren zwischen Botocuden und Patachos (Neuwied II. S. 44. 45), Muras und Mundrucus (Martius III. S. 1070), verschiedenen Stämmen Paraguay's u. s. w., eine von Humboldt (IV. S. 366) erklärte Erscheinung.

den mag, und daher treiben die ununterjochten Völker Brasiliens, obgleich unter einem günstigen Himmel lebend, wenig Ackerbau, sondern pflanzen vorzugsweise diejenigen Gewächse, die sich nach Entfernung des Besitzers nicht sogleich verlieren, vielmehr auch in verwildertem Zustande noch einige Zeit lang Früchte tragen; in den kalten Regionen überlassen sich die Eingebornen ganz der Beschäftigung als Jäger und Fischer. Wo das Wanderleben mit der Erhaltung zusammenhängt, und nicht allein aus dem Streben nach dumpfer Abgeschiedenheit herrührt, entwickelt sich im Kampfe mit den zahlreichen Hindernissen und einer unfreundlichen Natur das Gefühl des Stolzes und der Selbständigkeit, und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn wir beide bei canadischen und patagonischen Völkern finden, sie aber bei dem Brasilier vermissen, auf welchen das Leben in feindlicher, aber mühelofer Einfamkeit nur nachtheilig wirkt, indem es das Einschlafen der ursprünglich beschränkteren Fähigkeiten gestattet. Doch läßt sich eine geographische Grenze für das Vorherrschen dieser nomadischen Neigung nicht festsetzen; neben den stets wandernden und daher auch räuberischen Pehuenches wohnen die Huilliches in steinernen Häusern und von sorgfältig cultivirten Feldern umgeben [50]). Nur die Kenntniß der frühesten Geschichte könnte über solche Erscheinungen Aufklärung geben, indem sie uns zeigte, was jene Völker gewesen, ehe die Ankunft der Weißen sie in Besitz der Pferde versetzte, auf welchen sie jetzt die Steppen des Diamante durchfliegen, oder den Krieg von Buenos Ayres bis über die Anden verbreiten. Im Übrigen möchte die Eintheilung der gesammten rothen Race in Fischer, Jäger und das Land bauende Völker nicht zulässig sein, denn mit Ausnahme der beiden äußersten Enden des großen Continents ist nirgends ein Volk gefunden worden, dem Ackerbau vollkommen fremd gewesen wäre, vielmehr beweist das Beispiel der nordamerikanischen Völker, daß Jagd und Agricultur zugleich getrieben werden, indem der Mann der ersten sich allein unterzieht, die Weiber aber der letztern vorstehen. Da bei einem so rohen Zustande der bürgerlichen Gesellschaft auf fremde Hilfe nicht zu rechnen ist, so gelten auch die besten Bestrebungen des Indiers jenen auf die Erhaltung gerichteten Arbeiten; er entwickelt vielen Scharfsinn bei Verfolgung von Thieren, hat in allen Klimaten Methoden erdacht, um den Fang zu erleichtern [51]), und bildet auf den Ruf eines guten Jägers sich nicht wenig ein; aber im Feldbaue ist er nachlässig, und hat durchaus keine Neigung, die Zahl seiner Nahrungspflanzen zu vermehren; noch weniger mag er durch persönliche Anstrengung seinen Feldern die Gestalt einer festen Ansiedelung geben, durch gleichmäßige Bearbeitung sich ihrer fortdauernden Ertragsfähigkeit versichern, oder gar sie zu einem werthvollen Erbe erheben, denn die Art der im tropischen Amerika allgemein gültigen Cultur [52]) bringt häufiges Verlassen des angebauten und Urbarmachung eines neuen Landstückes mit sich. Die Idee des Eigenthums ist darum aber jenen Völkern nicht fremd, wie ehedem wol behauptet worden [53]), denn selbst das Jägervolk betrachtet sein Gebiet als unverletzlich und bekriegt den auf ihm erscheinenden fremden Stamm; allein sie hat in Bezug auf den Einzelnen die Festigkeit noch nicht erlangt, welche den Begriff von arm und reich erzeugen, und somit Veranlassung zur genauesten Verbindung Aller geben müßte, die etwas zu verlieren haben. Diese Gleichstellung Aller und die Abwesenheit eines eigentlichen Interesse hat der Begründung von Staaten, oder doch der Vereinigung Vieler zu einer Gesellschaft entgegengestanden. Nur persönliche Eigenschaften vermögen zur Würde des Häuptlings zu erheben, doch ist dessen Macht weder unbedingt, noch sehr groß, obwol ihm, wenn er an der Spitze nordamerikanischer Stämme ergraute, in den Rathsversammlungen eine entscheidende Stimme zusteht. Ungeachtet der Abwesenheit einer der häufigsten Veranlassungen zum Unfrieden, eines Interesses nämlich, welches auch vom Absichtlosen leicht zu verletzen wäre, sind Kriege überaus häufig, und scheinen, besonders im Norden, nicht zu den Übeln, sondern den nothwendigen Ergebnissen der Existenz gerechnet, und als Bedürfnisse gesucht zu werden. Erbliche Feindschaften ergeben sich an vielen Orten; ihre als heilige Pflicht angesehene Bewahrung ist einer der traurigsten Züge im Gemälde der amerikanischen Menschheit. Sucht die Natur auf diese Weise sich einer ihr zur Bürde gewordenen Race zu entledigen, oder sind dies dunkle, zum Instinct gewordene Erinnerungen an ein vor undenklichen Zeiten erfahrenes Unrecht, das vielleicht der Zertrümmerung einer alten Cultur vorherging, und beide Partien in den Abgrund stürzte? Mag es nun das Geschick sein, welches den Amerikaner zur Selbstaufreibung drängt, oder nur die Laune und das Gefühl einer rohen Kraft, so hat

50) Eigentliche Nomaden finden sich nur auf den großen Steppen zwischen den Arkanfas und den Felsenbergen; sie sind im Besitze von Pferden alleinz Nomaden, welche Pferde, Rindvieh und Schafe besitzen, gibt es in Südamerika nur in Paraguay, Chaco, den südlichen Pampas und den Anden von Chile. Vor dem 16. Jahrh. konnte es aus Mangel brauchbarer Thiere keine Hirtenvölker geben; die von den Peruanern sogar verehrten Lamas (*Carcilasso*, Comm. real. L. I. c. 10 L. II. c. 19) sind Schafen oder Rennthieren in jener Hinsicht nicht zu vergleichen. Die rohesten Stämme haben nur ein Thier zum Gefährten gewählt, den Hund, halten diesen für das nützlichste Thier (die Camacans nach Cazal), in Peru (Huanca) wurde er einst sogar göttlich verehrt, und neuerdings im Archipel des Feuerlandes bemerkt. 51) Als sinnreiche Erfindungen erwähnen wir mit übergehung der Fallen für wilde Thiere u. s. w. besonders das Blasrohr (Cerebatana) im äquatorialen Amerika und die vergifteten Pfeile (über diese Gegenstände vgl. die neueren Berichte bei Humboldt [IV. S. 447 fg.], Martius [in Buchner's Repertorium der Pharmacie. XXXVI. 3. Heft], Pöppig und Reichel [in Meinlich, Pharmaceutisches Centralblatt. (Leipzig 1836). II. S. 671], wo auf ältere Schriftsteller verwiesen ist); den Cassa und die Balas der Pampasindier; das Betäuchen der Fische durch Vergiften der Bäche mit Pflanzensäften (*Piso* L. IV. c. 83. *Bancroft*, Nat. hist. of Guyana. p. 108. Martius III. S. 1063).

52) *Geoffroy St. Hilaire*, Sur l'agriculture des Brésiliens in Ann. Mus. Tome XIV. 53) Robertson I. S. 389. Das Eigenthum ist aber oft gemeinschaftlich (*Gumilla* I. p. 265); Ernten werden wenigstens bei den Peruanern gemeinschaftlich aufbewahrt (*Acosta* L. VI. c. 15. p. 422).

Religion mit diesen Uneinigkeiten nichts zu thun, indem der fremde Glaube gleichgültig ist, und in der Hauptsache die religiösen Ansichten sich unter allen jenen Völkern gleichen. Nur die Rohheit der Vorstellungsweise macht den Unterschied. Völliger Mangel an aller Religion ist bisher nur bei einem Stamme, den Miranhas im nördlichen Brasilien, angegeben worden; man hat ihn für unmöglich gehalten, selbst im niedrigsten Zustande bürgerlicher Bildung; freilich hat man aber die Spuren abergläubischer oder furchtsamer Ahnung einer höhern Macht, die bei einigen Völkern Alles ausmachen, was an höheres Bewußtsein erinnern könnte, eben auch als Religion betrachtet. Im Allgemeinen steht es fest, daß nur wenige jener Nationen vermocht haben, sich zu der Idee eines, das Gute liebenden und unermüdlich wohlthätigen Princips, dem keine der menschlichen Unvollkommenheiten anhängt, emporzuschwingen. Vielmehr spielt ein böser Geist häufig die erste Rolle, steht nach jener rohen Mythologie in ewigem Kampfe mit dem guten, und bei einigen Völkern Südamerika's, z. B. den Peruanchcs, den Horden des Ucayale, den Botocuden ꝛc., erscheint selbst der höchste Weltregierer als ein launisches und Furcht erregendes Wesen, dessen Gunst durch Opfer erhalten, und dessen nur gedacht wird bei Gelegenheit eines erlittenen Unglücks. Eine vollkommene Ähnlichkeit des Glaubens findet übrigens innerhalb enger physischer Grenzen dort ebenso wenig statt, als Übereinstimmung der Sprachen. Auch hier gibt sich die Zersplitterung der ganzen Race, der Mangel an Volksthümlichkeit der Gruppen kund, und zumal da am Meisten, wo die unbegreiflichste Spaltung geschehen ist, und die Neigung zu ihr noch fortdauert, nämlich in Südamerika. Die Ticunas sind dem rohesten Götzendienste ergeben, die Passés sind Deisten. So zeigt sich auch eine merkwürdige Verschiedenheit in den Ansichten von einer Unsterblichkeit der Seele, von Seelenwanderung oder einem Zustande künftiger Belohnung und Bestrafung, und hierauf beruhen die sehr abändernden Ceremonien des Begräbnisses. Eine völlige Nichtachtung des Leichnams eines Verwandten dürfte kaum irgendwo unter jenen Völkern beobachtet worden sein; allein von dem einfachen Vergraben des Körpers bis zu der Sitte, die Skelette mit sich zu führen, oder wol gar die pulverisirten Knochen in Getränken zu genießen, wo nicht (was kaum glaublich) die ganzen Körper zu verzehren, gibt es unendlich viele Abstufungen [54]). Je mehr die Religion auf Furcht vor feindlichen Wesen begründet ist, um so wichtiger ist die Rolle der Mittelspersonen, welche die Versöhnung herbeiführen, oder den höchsten Willen errathen können. Daher ist keine Horde ohne eine solche, die aber nicht in der tröstenden und menschlichen Gestalt des sich selbst nicht erhebenden Priesters, sondern in der eines Zauberers auftritt, der sich des Verkehrs mit den feindlichsten Mächten der Geisterwelt rühmt, auf seine Landsleute den größten Einfluß ausübt, und oft selbst an eigne hohe Macht glaubt [55]). Gemeiniglich sind diese Menschen zugleich die Ärzte der Horde, denn überall ist die Idee verbreitet, daß innere Krankheit nur Werk der Zauberei sei, und nur durch solche bekämpft werden könne. Es wird diesen Zauberern, so lange sie die Meinung für sich zu erhalten verstehen, eine bedeutende Achtung erwiesen, oft Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten des ganzen Stammes gestattet. Als höchste Erhebung dieses Systems, jedoch mit bedeutenden Annäherungen an die Formen civilisirter Nationen der alten Welt, mag die Theokratie der Incas gelten; ein Versuch, dieselbe Höhe zu erreichen, legt sich dar im Systeme der Mexicaner, welches aber darum nicht über Polytheismus gelangte, und nie eine moralische und menschliche Form gewann, weil der kräftigere und unabhängigere Volkscharakter die Priester zwang, zu Furcht und grenzenlosem Blutvergießen ihre Zuflucht zu nehmen, um sich den alten Einfluß zu erhalten. An diese Übersicht des im öffentlichen Leben sich manifestirenden Charakters des Indiers reihet sich naturgemäß die Schilderung seines durch gleiche Motiven bestimmten häuslichen Lebens. Die einfachste Form der Gesellschaft, der Hausstand, durch regelmäßige Verbindung der Geschlechter ist zwar überall vorhanden, obgleich die ältesten Schriftsteller von Völkern erzählen, die in thierischer Polygamie gelebt haben sollen, allein ihre Entwickelung zeigt viele Abstufungen, und selbst da, wo sie als Monogamie am gesteigertsten auftritt, bleibt sie immer noch hinter dem Ehen- und Familienleben der europäischen Völker moralisch zurück. Der Grund dieser Erscheinung ist die Ungleichheit der Berechtigung beider Geschlechter, die unbeschränkte, sogar auf Meinung einer höheren Abstammung beruhende Au-

54) Hinsichtlich der Beurtheilung der religiösen Meinungen der Indier ist auf die Schriftsteller des 16. und 17. Jahrh., die meistens Spanier und Portugiesen sind, kein Vertrauen zu setzen. So bigott war der Tadel, daß man zur eigenen Beruhigung jenen Urvölkern eine dunkle Kenntniß des Christenthums unterschob (vgl. oben Anmerk. 8 und *Torquemada* II. p. 445. *Garcia* p. 122. *Herrer.* D. IV. L. IX. c. 7. D. V. L. IV. c. 7). Völliger Mangel an Religion ist nirgends gefunden worden (*Walkenaer* ad *Azara*, Voy. II. p. 34 Note), aber meist wurde nur ein böses Wesen verehrt (*Oviedo* L. III. c. 1. *Bancroft* p. 309. Neuwied II. S. 58. Giesa und Gemara an sehr vielen Orten); dabei herrscht aber große Ungleichheit der Ansichten in allen minder wesentlichen Punkten (z. B. in Nordamerika [*Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 343], in Südamerika [Martius III. S. 1196]); denn wenn auch Unsterblichkeit der Seele allgemein angenommen wird, so sind doch die Ideen der Seelenwanderung und der Art des Lebens nach dem Tode bei jedem Stamme anders, und führen folglich zu einer unendlichen Mannichfaltigkeit der Begräbnißceremonien, auf die wir nicht einmal durch Citate zu verweisen Raum haben, deren größte Ausartung aber das von Rodriguez geschilderte Verfahren der Coramas war, die Knochen der Verstorbenen zu verzehren. Es hängt hiermit die Tödtung hinterlassener Weiber (vgl. d. Art. Incas und *Oviedo* L. V. c. 3. *Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 421. *Herrer.* D. I. L. III. c. 3) oder der erkrankten Verwandten (bei den Majorunas, Monteiro §. 148) zusammen.

55) Schilderung solcher Zauberer bei Gomara (p. 115. b.); sie berauschten sich in Mexico, um Orakelsprüche zu geben (*Acosta* L. V. c. 25. p. 272); einflußreich in Peru (*Garcil.* Comm. real. L. I. c. 14); ihre Stellung unter den brasilischen Horden ist eigenthümlich (Martius, Rechtszustand. S. 50); waren Ärzte in Hispaniola (*Oviedo* L. V. c. 1) und zugleich Augurn in Nordamerika (*Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 361).

torität des Mannes, und die Verachtung des Weibes als eines unvollkommenern, natürlich untergeordneten Wesens. Die Weiber der Indier erscheinen überall als Sklavinnen, denen der größte Theil der zur Erhaltung des Hausstandes nöthigen Arbeit aufgebürdet wird, und denen hierbei weder eine Stimme zusteht, noch als Belohnung Theilnahme an den Vergnügen des Mannes gestattet wird. Sie sind nicht nur den Befehlen des Mannes unbedingt unterworfen, sondern allen Ausbrüchen seiner rohen Laune ausgesetzt, und finden dabei in dem Herkommen keinen Schutz, sollten sie es wagen, öffentlich gegen den Mann vor dem Haupte oder den Ältesten der Horde klagend aufzutreten. Es wiederholt sich dieses Verhältniß im Allgemeinen bei allen Völkern da in der widrigsten Form, wo überhaupt die menschliche Cultur am weitesten zurücksteht; aber selbst unter den Stämmen des Missouri, wo eine gegenseitige Neigung der Geschlechter, die auf bessern als einfach thierischen Motiven beruht, in der Jugend vorzukommen scheint, auch unter diesen ist die Ehefrau eine arbeitende Sklavin. Bei der Mehrzahl jener Völkerschaften ergibt sich keine Spur der Liebe im höhern Sinne, und Martius hat die völlig gegründete Bemerkung gemacht, daß der Kuß, „die Ergießung menschlicher Gefühle," unter den brasilischen Eingebornen völlig unbekannt sei. Die Zuneigung der Familienglieder ist nicht groß, indem das kalte und rohe Verhältniß zwischen Mann und Weib die Grundfesten zeitig zerstört, auf welchen das Gebäude eines glücklichen und geregelten Familienbandes sich allein erheben kann [56]). Die Kinder sind selten als Segen anzusehen, und werden hin und wieder mit größter Gleichgültigkeit verkauft [57]). Wenn die Pflege der Kranken im Allgemeinen vernachlässigt wird, so ist dieses jedoch nicht als Beweis einer vollkommenen Gefühllosigkeit gegen die Regungen anzusehen, die der Wilde aus Gewöhnung für seine nächsten Umgebungen, wenigstens nicht minder empfindet, als der ungebildete oder durch Verhältnisse gehärtete Europäer, sondern wir erblicken hier die Folgen des wilden Lebens überhaupt; Hilflosigkeit, und daher Hoffnungslosigkeit, die in Verbindung mit frühzeitig erlangter Nichtachtung des eigenen Schmerzes auch den fremden gleichgültig anzusehen gestatten und sogar rathen. Die Tödtung altersschwacher Individuen verliert, obgleich völlig unvereinbar mit unsern Begriffen, einen Theil ihrer Gräßlichkeit, wenn sie unter solchem Gesichtspunkte betrachtet wird. Stets bleibt jedoch das Bild einer Indierhaushaltung, wäre es auch unter den mindest uncivilisirten Stämmen, weit entfernt von dem dichterischen Ideal eines Naturzustandes. Das Elend der Uncultur tritt stets irgendwo hervor, und ohne zu dem Extreme der Bewohner des Magellhaenslandes zu greifen, finden sich in dem häuslichen Leben der Creeks und Choctaws, und der Indios mansos von Peru und Brasilien, so civilisirt auch diese zu nennen sein mögen, dennoch so viele Beispiele von Rohheit und Willkür, von Ausschweifungen und gelegentlichem Darben, von genußloser oder oft gefahrdeter Existenz, von Mangel an herzlicher Zuneigung und egoistischer Abschüttelung der Sorge für Andere, daß man mit schwerem Herzen von diesem Schauspiele sich abwendet.

56) Die Ehe hat unter den brasilischen Horden keine bürgerliche Bedeutung, entsteht sich also auch dem richterlichen Ausspruche des Häuptlings (Martius, Rechtsbegr. S. 52); denn wenn auch das Weib gekauft wird von den Ältern (bei den Chilenen Pöppig I. S. 383; in Nordamerika *Lafitau* I. p. 560; *Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 285; bei den rohesten Horden Brasiliens Martius I. S. 387; bei den Abiponen Dobrizhofer, Gesch. der Abiponer [Wien 1784]. II. p. 214; in Florida, für den Jagdertrag des Bräutigams, *Herrer*. D. IV. L. IV. c. 7), so gilt sie nachher um so mehr als Eigenthum des Mannes, mag von diesem verkauft werden, ist verachtet (*Gumilla* I. p. 153), darf an den Vergnügungen der Männer nicht Theil nehmen, wird von ihrem Gatten für Lohn an Andere prostituirt (Martius, Rechtsbegr. S. 66), im Verdachte der Untreue aber verstümmelt (*Charlevoix*, Nouv. France. V. p. 420) oder sonst verwundet (Neuwied II. S. 38), in Peru getödtet (*Acosta* L. VI. c. 18. p. 427). Es ist kein Wunder, daß die Weiber oft ihre weiblichen Kinder tödteten, um ihnen ein ähnliches Loos dereinst zu ersparen (*Gumilla* II. p. 233. 238. *Herrer*. D. VII. L. IX. c. 4). Ein treffendes Bild des Haushaltes wilder Horden entwarf Martius (III. S. 1071), aber um so erfreulicher ist es, sich von diesen düstern Darstellungen des Indiergemüthes zu den schönen, aber seltenen Zügen wenden zu können, wie sie derselbe Reisende (III. S. 1002) von Menancia, Humboldt von einer Indierin des Atapabo erzählt. Von Polygamie der Caraiben spricht Oviedo (L. V. c. 5); Monogamie herrscht vor im Norden und auch in warmen Gegenden Amerika's; Vielweiberei fand bei Botocuden (Pr. Neuwied (II. S. 83). 57) Die Liebe zu den Kindern ist nirgends groß, wenigstens nicht bei den Männern; denn wenn Gumilla (I. p. 211) dieses behauptet, so geht aus der sogleich nachher angeführten (p. 212) Sorglosigkeit um das Treiben der Kinder, gewiß Gleichgültigkeit hervor. (*Lafitau* I. p. 602.) Auf der einen Seite verkauft der Vater seine Nachkommenschaft bei den Botocuden (Neuwied I. S. 143) und ähnlichen Stämmen, war ehedem dazu sogar berechtigt (in Mexico wegen der geringfügigsten Veranlassung [*Herrer*. D. IV. L. VI. c. 9], in der Provinz Tepeaca, wenn ihn Mangel drückte [ibid. D. IV. L. IX. c. 8], in Nicaragua, wie es scheint, in der greulichen Absicht, Menschenopfer für die Tempel zu liefern [ibid. D. III. L. IV. c. 7], ein auch in Mexico und Peru [*Garcilasso*, Comm. real. L. I. c. 11. *Acosta* L. V. c. 19. p. 349] gewöhnliches Verbrechen), und auf der andern Seite sehen wir wieder den größten Mangel an Ehrerbietung, Nichtachtung und Gleichgültigkeit der Kinder gegen die Ältern (*Gumilla* I. p. 212. *Charlevoix*, Nouv. France. III. p. 309. Martius III. S. 1268), die es erklärlich macht, wie am Ende die Söhne dahin kommen können, daß sie die altersschwachen Väter, wenn auch auf deren Bitte, tödten. (Die Majorunos und Mundrucus [Martius III. S. 1195 und 1310]; die Algonquins [*Volney*, Tableau. p. 408]; die Tupis verzehrten diese Erschlagenen [*Fasconcellos*, Chronica do Brazil. p. 87]; ebenso die Cocamas [*Rodriguez*, Amazonas y Maranon. p. 109] und der Sage nach auch die Califeeas am Ucayale.) Die Weiber, die wie überall unter den rohen Völkern stets einen milderen Charakter entwickeln (Martius III. S. 1247), nehmen sich begegen der Kinder meist mit vieler Liebe an, und wo dieses weniger geschieht, liegt der Grund in der sklavischen Abhängigkeit der Frauen, die auf jede Weise den Männern gefällig zu sein gezwungen sind. Ein merkwürdiges Beispiel von Schonung der Frau durch den Mann, und von Liebe zu den Kindern, die sogar bis in das zwölfte Jahr gestillt wurden, gibt dagegen die Sittengeschichte der alten Floridaner. (*Herrer*. D. VI. L. I. c. 2.) Es wäre zu weit gegangen, wenn man den Indiern in diesen Beziehungen alles menschliche Gefühl absprechen wollte, allein ausgemacht ist es, daß eben dieses nicht so hervortritt, wie im Europäer, theils weil überhaupt eine große Unempfindlichkeit dem Amerikaner eigen ist, theils auch weil die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse der Entwickelung der schönsten der häuslichen Tugenden entgegen sind.

Die Erziehung der jüngern Kinder ist der Mutter ganz überlassen, um den Sohn fängt der Vater nur dann sich zu bekümmern an, wenn er erwachsen genug ist, um an den Kriegszügen oder den Jagden Theil nehmen zu können. Die Mutter benutzt die Töchter zu Gehilfinnen ihrer schweren Mühen, und weiht sie zeitig in die traurige Bestimmung ein, die ihrer nach geschehener Verheirathung wartet. Wenn man erwägt, daß die Kinder ihren Neigungen allein folgend, ohne Leitung und Beschränkung von Seiten der Ältern aufwachsen, so ergibt es sich leicht, daß von der angeblichen Ehrerbietung der erstern gegen die letztern nicht viel zu halten sein könne. Unter den nordamerikanischen Stämmen bezeugt allerdings der junge Mann dem ältern große Achtung, und ordnet sich ihm unter, indessen ist dieses nicht die Sache des Herzens oder kindlicher Pietät, sondern des Herkommens, welches dem erfahrenen Krieger einen höhern Rang einräumt, als dem jungen, und jede Vorcilichkeit des letztern als des Mannes unwerth betrachtet, wol gar mit entehrender Strafe belegt, weil Tapferkeit unter so kriegerischen Völkern die geschätzteste, für das Ganze nothwendigste, Eigenschaft ist. In allen übrigen Beziehungen herrscht aber unter den Mitgliedern eines Stammes völlige Gleichheit; alle Indier gleichen sich darin, ein Joch, wäre es auch das der geregeltsten Regierung, ungern zu ertragen, und sich ihm, wo es irgend möglich ist, zu entziehen. So tyrannisch der Mann in der Mitte seiner Familie auftritt, so widerwärtig ist ihm die Beschränkung des eigenen Willens. Man hat gewissen Stämmen des Nordens republikanische Verfassung und Sinnesweise wol mit Unrecht zugeschrieben; sie finden sich entschiedenerweise im Süden nicht, denn Alles, was von der künstlichen Staatsmaschine der Araucanos gefabelt worden ist, läßt sich zurückführen auf Bündnisse, welche raubgierige Horden ihres Vortheils wegen schließen, die aber, wie die Erfahrung sattsam bewiesen hat, nach Laune oder Umständen schnell wieder gelöst werden. Vielmehr ist die Regierung der Häuptlinge nicht selten despotisch, und veranlaßt das weitere Zerfallen des schwachen Stammes in Äste, die bald darauf sich als Feinde behandeln lernen, oder doch als Fremde sich ansehen, sodaß alles Unerfreuliche, was in den häuslichen Verhältnissen der einzelnen Familien beobachtet wird, auch im Zustande ganzer Nationen und im Großen sich wiederholt, ihren Untergang beschleunigt, oder doch ihre Erhebung verhindert [58]).

Wir übergehen alle fernere Erörterung der Lebensweise, der Sitten, des Kunstfleißes, der öffentlichen und häuslichen Einrichtungen der vielen Völker, welche, in sich wenig zahlreich, mit ihren Namen große ethnographische Verzeichnisse erfüllen, indem diese Eigenthümlichkeiten vom Klima und von örtlichen Verhältnissen bedingt, nur bei Schilderung der einzelnen Hauptstämme, auf die wir verweisen müssen, an ihrer Stelle sind. Indessen bleibt noch übrig, die gegenwärtige Lage der amerikanischen Menschheit besonders da, wo sie mit Weißen in naher Berührung ist, zu betrachten, und die wahrscheinliche Zukunft der ganzen Race kurz zu erwägen. Seit der Entdeckung Amerika's hat der Ureinwohner selten den Zoll einer menschlichen Theilnahme, von den immer weiter um sich greifenden Weißen empfangen. Wurden zeitig genug die Stimmen besserer Männer laut zu Gunsten des grausam Unterdrückten, so finden wir in diesen Darlegungen mehr den Unwillen über Verletzung alles göttlichen und menschlichen Rechts, als den Ausdruck des innigen menschlichen Mitleids; denn das düstere, wortlose Leiden des Indiers ist nicht geeignet, den abgehärtetern Zeugen zu rühren; es wird entweder nicht bemerkt, oder gering geachtet, weil man innern Schmerz mit äußerer Gleichgültigkeit nicht vereinbar meint. Häufig, wo nicht überall, blickt an solchen Orten die Überzeugung durch, daß der Indier ein Mittelding zwischen Mensch

58) Wem persönliche Erfahrungen über die südamerikanischen Indier zu Gebote stehen, der kann auch nicht umhin, dem von Martius (III. S. 934. 935) über sie ausgesprochenen Ansichten beizupflichten. Die amerikanische Menschheit ermangelt der Perfectibilität, und die Eigenthümlichkeiten ihres geistigen Wesens müssen somit im Beobachter Bedauern hervorrufen, dürfen aber nicht jene Ausbrüche des bittersten Widerwillens, der Gehässigkeit und der Ungerechtigkeit veranlassen, denen wir in den spanischen Schriftstellern überaus häufig begegnen, wenn von Beurtheilung des Indiers die Rede ist. Als ein solches Beispiel geben wir die Schilderung der Amerikaner, wie sie gegen 1520 der Dominikanermönch Thomas Ortiz entwarf: „Die Indier des Festlandes essen Menschenfleisch, und sind wilder, als irgend eine Menschengattung. Unter ihnen gibt es kein Recht. Sie gehen nackt einher, haben keine Liebe, keine Scham. Sie gleichen den Eseln, sind dumm, närrisch, verrückt; legen ebenso gleichgültig die Hand an sich selbst, als sie andere tödten. Die Wahrheit sagen sie nur, wenn sie ihnen nützen kann. Sie sind unbeständig und wissen nichts von Überlegung, sind undankbar im höchsten Maße und Freunde der Veränderung. Auf Trunkenheit bilden sie sich viel ein, denn sie machen Weine aus Kräutern, Wurzeln, Früchten und Körnern; berauschen sich mit Rauch und gewissen Kräutern, wodurch sie in Wahnsinn versetzt werden. Sie üben bestiale Laster; Gehorsam und Höflichkeit wird den Gealterten und den Vätern durch Jüngere und Söhne nie erwiesen. Für Belehrung haben sie ebenso wenig Empfänglichkeit als für Züchtigung; verrätherisch, grausam und rachsüchtig verzeihen sie niemals und verfolgen die Religion mit erbitterter Feindschaft. Faul und tölerisch, diebisch, lügnerisch, von beschränkten Fähigkeiten und niedriger Denkart, haben sie weder Treue noch Glauben und keinen Sinn für Ordnung. Der Mann ist der Frau nicht treu, und die Frau nicht dem Manne. Der Hexerei, Zauberei und Schwarzkunst ergeben, feig wie die Hasen, schmutzig wie die Schweine, essen sie Läuse, Spinnen und rohe Würmer, wo sie dergleichen finden, und haben weder die Gesinnung noch das Benehmen von Menschen. Wenn sie die eben erlernten Lehren unseres Glaubens vergessen haben, so sagen sie, daß solche Dinge für die Castilier seien, nicht für sie, und daß sie weder ihre Götter noch ihre Sitten zu verändern Lust hätten. Sie haben keinen Bart, und wächst ja ein solcher, so reißen sie ihn aus. Mit Erkrankten haben sie kein Mitleid, denn wären es auch Verwandte und Nachbarn, so verlassen sie dieselben in der letzten Stunde, oder tragen sie in den Wald, geben ihnen einige Brodrinden und Wasser, und überlassen sie da dem Tode. Je älter sie werden, um so schlechter werden sie auch; denn wenn sie auch bis zum zehnten oder zwölften Jahre aufsehen, als wollten sie einige Sitten und Tugenden erlangen, so werden sie von diesem Alter an zu rohen Thieren. Mit einem Worte, Gott hat nie ein Volk erschaffen, welches ohne allen Zusatz von Herzensgüte und Verständigkeit, ebenso wie dieses in Lastern versteckt, im viehischen Wesen versunken war. Mag die Welt nun urtheilen, was das Loos einer Rebe von solcher Beschaffenheit sein solle." (*Gomara* p. 291.)

und Thier sei, und durchaus keine Fähigkeit besitze, Civilisation, wenn auch im geringsten Grade, sich anzueignen. Diese Gesinnung ist es, die unter den Noberen der Colonisten stets die allein geltende war, und alles Unglück herbeiführte, dem wir die Race unterliegend erblicken. In der gesetzlosen Zeit der ersten Eroberung, wo Europa die Hefen seiner Bevölkerung über das Meer sendete, verbanden sich die roheste Unwissenheit, religiöser Fanatismus und unbegrenzte Habgier, um das Sklavenloos über die Bevölkerung zu verhängen, um das Urtheil der Ausrottung über Alle auszusprechen, die sich dem Schicksale zu folgen weigerten. Unstreitig sind ursprünglich die Indier nicht so bösartig gewesen, wie sie auf den Grenzen der Colonien später erschienen, denn aus der Geschichte geht hervor, daß die ersten Weißen fast überall freundlich oder sogar mit Ehrfurcht empfangen wurden, und daß selbst unter kriegerischen Völkern dem Ausbruche des Kampfes gemeiniglich Reizungen oder leicht vermeidliche Mißverständnisse vorausgegangen waren. Die wahrhaft unglaubliche Barbarei der Eroberer unterliegt leider keinem Zweifel, wenn auch die Zahl ihrer Opfer übertrieben worden sein mag. Es wurden diese Zustände nach und nach in Europa bekannt, und ungeachtet der an sich geringen Humanität des 16. Jahrh. erhoben sich einflußreiche Männer für die Indier und verschafften ihnen Schutzgesetze, die aber jenseit des Meeres wenig geachtet wurden. Ein Kampf der schlechtesten Leidenschaften erhob sich, und durch einen Sieg des Unrechts verloren die Indier die ihnen vorher ausdrücklich zugesprochene Freiheit. Den bekannten großen Bestrebungen des Bischofs von Chiapo, Bart. las Casas, gelang es zwar, die Aufhebung dieser Sklaverei herbeizuführen, aber auf Kosten der seitdem doppelt unglücklichen Afrikaner. Seitdem (1517) sind die Eingebornen zwar nicht mehr als Sklaven angesehen worden, allein durch Einführung besonderer Bevorrechtungen (Encomiendas) gelang es, mit Umgehung des Gesetzes, eine Leibeigenschaft zu begründen, die nur dem Namen nach von Negersklaverei unterschieden, über die nichts als einen Eroberungszug kostenden Indier eine viel schonungslosere Behandlung brachte, als über die theuer bezahlten Schwarzen. Zwar hoben spätere Gesetze, die überhaupt, soweit sie von Spanien ausgingen, die Indier zu schützen bestimmt waren, und von menschlicher Theilnahme zeigten, die Knechtschaft der Eingebornen auf, allein unter dem Vorwande des Staatsdienstes dauerten die Mißhandlungen fort bis zum Falle der spanischen Macht. Nicht allein die Bewohner der alten Monarchien von Peru und Mexico wurden durch dieses Loos betroffen, sondern auch die Völker, die sich gegen die Eingriffe dieser Nachbarn vorher zu vertheidigen verstanden hatten, oder von diesen ungestört geblieben waren. Die Begierde nach Sklaven veranlaßte von allen Colonien aus Einfälle in das Innere, die unter gewissen Formen gesetzlich unternommen, es zeitig dahin brachten, daß die auf solche Beute ausgehenden Eroberer, von beiden Meeren her im Innern Südamerika's auf einander trafen. Man verstand diese Raubzüge mit der Religion scheinbar zu verbinden, und daher haben sie ungerügt bis in verhältnißmäßig neue Zeiten fortgedauert[59]). Den weltlichen Eroberern folgten

59) Die Sklaverei der Indier begründete sich im Anfange keinesweges auf königliche Befehle. Es war vielmehr die Willkür der rohen und gierigen Colonisten, welche an allen Orten die angetroffenen Eingeborenen zu Leibeigenen machte, und über sie ein Loos brachte, welches viel trauriger war, als das der Neger zu irgend einer Zeit. Zum ersten Male wurde Sklaverei gesetzlich ausgesprochen über die Caraiben im J. 1504, „weil sie der Sodomie, Abgötterei und dem Menschenfressen ergeben waren." Sie hatten ein Paar Klöster der Dominikaner und Franziskaner in Cumana zerstört und viele Spanier getödtet. Andere Indier waren aber ausdrücklich von diesem Spruche ausgenommen (*Gomara* p. 290 b.), jedoch den Colonisten zum Frohndienste überwiesen, und die erste von der Regierung selbst ausgegangene Vertheilung der Eingebornen zu solchen Zwecken war die durch Rodrigo de Albuquerque im J. 1514 auf Hispaniola vorgenommene. (*Herrer.* D. I. L. X. c. 12 weitläufig.) Er verfuhr dabei mit größter Grausamkeit, und hatte nur den Zweck eigener Bereicherung im Auge. Es entstand ein Streit über diese Sache, indem die Dominikaner sich der Indier annahmen (der erwähnte Ortiz macht keine Ausnahme, denn er spricht nicht von allen Indiern, sondern den Caraiben der Tierra firme,) und deshalb mit den Franziskanern sich verunreinigten. (*Herrer.* D. I. L. VIII. c. 11. *Oviedo* L. III. c. 6.) Ferdinand statuirte 1513 die Sklaverei der Indier, tadelte die Dominikaner wegen Einmengung und billigte die Repartimientos. (*Herrer.* D. I. L. IX. c. 14.) Las Casas hat in seinen Schriften ein Denkmal seines feurigen Eifers für die Indier, aber auch seiner sanguinischen Unbesonnenheit hinterlassen. Nach manchem harten Kampfe und wechselnden Hoffnungen starb er als Dominikanermönch auf Hispaniola, von den Zeitgenossen theils gehaßt, theils als ein ungläubiger Planmacher betrachtet, und von gleichzeitigen Geschichtschreibern (Oviedo und Gomara) nichts weniger als mild beurtheilt. Der Plan des las Casas, eine Colonie auf friedlichem Wege in der Mitte der Indier von Cumana zu begründen, hatte im J. 1521 ein trauriges Ende gefunden, und die Gegnerschaft war um so thätiger, ihren Zweck zu erreichen. Man stützte sich auf den Ausspruch des Ortiz und anderer Mönche, und legte diese Ansichten durch Garcia Loayfa, Beichtvater Karl's V., der Regierung vor. Der Kaiser, der im Gesetze von Valladolid vom 26. Jan. 1523 sogar verboten hatte, Krieg gegen die Eingeborenen zu führen, um sie zu bekehren, befahl nun aus Madrid im J. 1525, die Indier als Sklaven anzusehen. Die übrigen Dominikaner fuhren aber fort, von den Kanzeln herab gegen diese Verordnung zu eifern. Es wurde 1531 ein neuer Bericht verlangt, und Fray Rodrigo Minaya wirkte die oben erwähnte Bulle Paul's III. aus. Der Kaiser hatte den Dr. Figueroa beauftragt, den Stand der Dinge zu erforschen, Gelehrte und Beamte in Amerika zu befragen. Dreizehn Räthe gaben nun ein Gutachten, welches Karl V. bewog, von Neuem die Freiheit der Indier auszusprechen. Wie gekränkt in ihrem Interesse sich die Eroberer hierdurch fühlen mochten, erhellt theils aus ihren Vorstellungen an die Regierung des Mutterlandes, theils aus dem offenen Widerstande gegen die Ausführung des Gesetzes, wie denn unter andern die Manifeste der Partei des Pizarro, zur Zeit des peruanischen Bürgerkrieges, die Emancipation der Indier ganz besonders als den Grund des Abfalles angeben, und sie für schreienden Unbank erklären. Es wurden nun zwar Auswege getroffen, die Sklaverei aber von Philipp II. von Neuem verboten. Auch dieses Edict mußte 1611 zurückgenommen werden, und die Indier galten nun als rechtmäßige Sklaven, die man in den Wäldern zu entführen vermochte, während es verboten war, die Eingeborenen der ältern Colonien und ihre zwischen den Weißen geborene Nachkommenschaft ihrer Freiheit zu berauben. Von dieser Zeit an häufen sich die Verordnungen außerordentlich, denn je menschlicher die Absichten der europäischen Regierung sich darlegten (z. B. Gesetz Philipp's III. den 10. Oct. 1618), um so mehr suchte man sie in den Colonien zu umgehen, und daher die sich immer erneuernden Vorschriften und Einschärfungen, die sich in den Leyes de las Indias und übersicht-

die Mönche, deren Niederlassungen, was man auch im Allgemeinen gegen sie einwenden mag, unstreitig eine Wohlthat für das arme Geschlecht des innern Amerika's waren, wenn man sie mit den Encomiendas vergleicht. Der zwischen den zwei Parteien der Weißen ausgebrochene Kampf entschied sich meistens zu Gunsten der einflußreichen Priester, und daher befand sich mindestens die Bevölkerung des tiefern Innern lange Jahre unter dem milden Kirchenregimente. Die Vertreibung der Jesuiten (aus Brasilien 1759, aus den spanischen Colonien 1776) führte eine neue Umwandlung der Verhältnisse herbei. Eine Civilregierung herrschte von nun an ebenso über die Missionsländer, wie sie schon lange in den ältern Provinzen allein gegolten hatte, brachte aber in ihrem Gefolge theils Bedrückungen, theils Mißgriffe, durch welche die eingeborene Bevölkerung an Zahl abnahm, sei es, indem sie physisch unterlag, oder sich in die Wildnisse zerstreuete. Die neuen Regierungen haben außer den Namen an diesen Verhältnissen wenig geändert, dehnen aber aus Schwäche und innerer Zerrissenheit ihr Gebiet nicht nur nicht aus, sondern lassen allsährlich große Districte in den Zustand ursprünglicher Wildheit zurückfinken. Auf die Stämme, welche zur Zeit des Falles der europäischen Macht ihre Unabhängigkeit in Südamerika behaupteten, ist seitdem nicht weiter eingewirkt worden, mindestens nicht in der Absicht, um sie zu gesitteten Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen; vielmehr würde, wären die äußern Mittel dieselben, das System der Entradas vollkommen wieder aufleben, indem die brasilischen Grenzbewohner, auf den anarchischen Zustand des Reiches gestützt, kleinere Raubzüge gegen die unabhängigen Völker von Neuem vorgenommen haben. Diese häufigen kurzen Unterbrechungen gegen ihre unabhängigen Nachbarn geführt worden, hin und wieder werden Übereinkünfte getroffen, die Kaziken werden Bundesgenossen, ihre Stämme erhalten alljährlich ein Geschenk, aber selten dauert der Friede lange Zeit. Führt man auch den Krieg auf sehr schonungslose Weise, so hat man doch nicht mehr versucht, die Gefangenen zu Sklaven zu machen. Der Unmenschlichkeit der Spanier ist die Entvölkerung Amerika's zugeschrieben worden, zum Theil mit großer Übertreibung. Ein neuer Berichterstatter, Juan Miller (Memorias del general Miller etc. [Londres 1829]. II. p. 194), behauptet, daß Peru zur Zeit des Vicekönigs Toledo (1551) eine Bevölkerung von 8,280,000 Seelen besessen habe, indem er auf die Angabe jener Zeit von 1,560,000 Seelen nur auf die reifen Männer bezogen wissen will. Ähnliche Behauptungen hat hinsichtlich der schnellen Austilgung der Eingeborenen der großen Antillen, besonders aber Cuba's, schon las Casas aufgestellt, deren Unrichtigkeit aber nachgewiesen worden ist. (*Humboldt*, Essai politique. I. Reise. VI. S. 104.) Man kann sich auf die statistischen Angaben Gomara's u. A. m. ebenso wenig verlassen, denn sie widersprechen sich. Während der Dominikaner Fr. Luis Bertran (1555—1569) noch von 200,000 Indiern Cuba's spricht, läßt sie Gomara 1553 schon völlig ausgerottet sein. Indessen ist die grausenhafte Barbarei der Conquistadoren nicht in Abrede zu stellen, obgleich spanische Geschichtschreiber sie geleugnet (Humboldt a. a. O. S. 107) oder wol gar mit Lob erhoben haben (*Garcia* p. 162). D'Orbigny (a. a. O.) schätzt die ganze Indierbevölkerung Amerika's (1838) ohne genauere Angabe auf zwei Millionen; diese niedrige Zahl führt aber zu der Vermuthung, daß nur die Ureinwohner Südamerika's gemeint sein können, obgleich auch dann noch jene Angabe, die auf einer uns ganz unbekannten Berechnung beruht, nicht genügen könnte. Humboldt (Reise. VI. S. 219) schätzt im J. 1829 sämmtliche Menschen der amerikanischen Race auf mehr als 8½ Millionen.

lich (bis 1650) in den Werken der spanischen Publicisten, besonders Solorzano's, finden, auf welche wir verweisen müssen. Dr. *D. Juan de Solorzano Pereira*, Politica indiana (Madrid 1648, auch edit. Amberes 1703) und lateinisch: De Indiarum occidentalium inquisitione, acquisitione, retentione et gubernatione (Lugd. Bat. 1672. fol.) II Vol. *Antonio de Ulloa*, Noticias secretas de America etc. publicadas por *D. Dav. Barry* (Londres 1826) an vielen Orten. *Humboldt*, Essai politique. I. Man verstand die Gesetze zu umgehen, indem man Mita und ähnliche berüchtigte Frohndienste über die Eingeborenen verhing, die ungeachtet aller diese Verhältnisse regelnden Vorschriften der spanischen Regierung dennoch mit grausamer Willkür und Gewissenlosigkeit behandelt wurden, wie aus der Beschwerdenschrift des Tupac Amaru, die bei Gelegenheit des gefährlichen Aufstandes von 1783 erlassen wurde, deutlich hervorgeht. Später wurde zwar der Einfluß der Mönche sehr mächtig, und harte Kämpfe wurden, meistens zum Besten der Indier, ausgefochten zwischen den Missionairen und Colonisten; allein die glücklich gedeihenden Schöpfungen der Jesuiten fielen nach Ausweisung des Ordens in die Hände der Civilregierung, und von dieser Zeit datirt eine neue Periode der Unterdrückung, denn wenn man auch keine Encomiendas gab, wie im 16. und 17. Jahrh., d. h. Abenteurern gestattete, Landstriche zu erobern, die Einwohner zu Sklaven zu machen, und als Lehensmann der Regierung über die Unterjochten zu schalten, wenn man sogar Einfälle mit bewaffneter Hand in das Gebiet freier Horden verbot und zu bestrafen drohte, so vermochte man doch jene zahllosen Mißbräuche nicht zu beseitigen, die alle auf Bedrückung des Indiers zielten, und mit der schlaffen und schlechten Administration gleichsam verwachsen waren. Zwar haben die Revolutionen der spanischen Colonien gleich Anfangs die Gleichstellung der rothen und weißen Einwohner ausgesprochen, allein nur in der Form, denn in Peru, Colombien und Mexico ist der Indier heutzutage fast ebenso bedrückt, als einst unter den Spaniern. In den portugiesischen Besitzungen ist man von jeher fast noch grausamer mit den Indiern umgegangen, und namentlich dauert ungeachtet aller Gegenbefehle in den abgelegenen Provinzen der Wuchrkrieg, Menschenraub und Sklavenhandel, von den Greisen geführt und betrieben, ebenso fort, wie im 17. Jahrh., wo die Paulistas vom Meere bis zum Paraná und von Minas bis zum Guaporé zogen, um Eingeborene zu rauben. (Über diese Verhältnisse Brasiliens berichtet umständlich *Martius* III. S. 925—984.) Die Behandlung der Eingeborenen glich sich überall in den ersten zwei Jahrhunderten; die friedliche Ansiedelung William Penn's macht eine der wenigen Ausnahmen. In Nordamerika, wo die Engländer menschlicher verfuhren und Sklaven zu machen nicht versuchten, gab das Besitzrecht des Landes zu sehr blutigen Kriegen Veranlassung. Die Ver. Staaten sind zwar nach sehr gerechten Gesetzen verfahren, und haben es sich ernstlich angelegen sein lassen, auf die Urbevölkerung wohlthätig einzuwirken, allein durch Tractate und Kauf haben sie die Indier jetzt über den Mississippi zu wandern gezwungen, wo sie, ungeachtet der Anstellung besonderer Commissaire, die sogar die Kriege der Stämme unter einander zu verhüten suchen, raschen Schrittes der Auflösung entgegengehen. Mit Ausnahme früherer Kriege hat in Canada meistens ein gutes Verhältniß zwischen Colonisten und Indiern geherrscht, deren kriegerischer Charakter übrigens jeden Versuch der Unterjochung im spanischen Sinne unmöglich gemacht hätte. Seit Errichtung der großen Pelzhandelsgesellschaften dienen die Indier sich vermiethend theils als Jäger, theils verkaufen sie wenigstens den Ertrag ihrer unabhängigen Jagden, und sind sonst vollkommen frei, aber in gutem Vernehmen mit den Nachbarstaaten. Hinsichtlich der Behandlung der Nationen, die noch immer ihre Unabhängigkeit in der Nähe der ehemaligen spanischen Colonien behaupten, z. B. in Neumexico, Neucalifornien, Darien, an den Confluenten des Amazonas, in Chile und Patagonien, sollten zwar die noch nicht widerrufenen spanischen Gesetze gelten, allein das Verfahren wird ganz von den Umständen des Augenblicks bestimmt. Kriege sind von den Republiken des Plata und Chile mit

Veränderungen ihres Looses hat über die Indier der ehemaligen Missionen ebenso viel Unheil gebracht, als über die nicht unterjochten Stämme. Die ersten sind in eine Menge von Lastern verfallen, und seit Generationen unfähig zur Rückkehr in das unabhängige Leben der Wälder, schleppen sie ihre Existenz bei steter Abnahme ihrer Zahl hin, mit allen sittlichen Gebrechen der Weißen begabt, und ohne eine Tugend ihrer wilden Landsleute. Diese erliegen nicht minder den neuen Verhältnissen; wo sie es selbst wünschen, vermögen sie sich in Berührung mit den Weißen der äußersten Grenzen zu setzen, die sonst durch Gesetze überwacht wurden, und empfangen von diesen bisher unbekannte Laster, oder werden zu Sklavenhändlern, wie am Japurá und an andern Flüssen Brasiliens, abgesehen von ihrer Schutzlosigkeit gegen die Willkür ihrer Nachbarn. In Nordamerika hat sich von je her der Indier dem Weißen entschiedener entgegengesetzt; allein es war natürlich, daß der ungleiche Kampf ihn endlich aus seiner Heimath vertreiben mußte. Wo Raleigh vor 300 Jahren mit Häuptlingen unterhandelte, denen er Macht und Glanz im freilich übertriebenen Maße zuschreibt, da erheben sich jetzt Städte der Weißen, an Schönheit und Reichthum den berühmtesten Europa's gleich. Unsere Zeit sah die letzten Reste der Hunderte von untergegangenen Nationen ihre Heimath verlassen, und über den Mississippi nach Westen wandern. Wo die Europäer viel später ihre Herrschaft begründeten, an der Nordwestküste, zeigen sich ähnliche Erscheinungen. Zwar ist da der Vertilgungskrieg des 16. Jahrh. nicht geführt worden, allein die Nähe der Europäer genügt, um die Stämme auch ohne Einführung neuer Laster und Entzündung innerer Kriege zu vertilgen. Nur da, wo große örtliche Hindernisse den Zugang erschweren, Armuth des Bodens und Unfreundlichkeit des Klima's die Weißen zurückschrecken, erhalten sich die Ureinwohner noch im ungestörten Besitze ihres Landes, und leben in gewohnter, meist sehr wilder, ihrer Vermehrung nicht zuträglicher Weise. Der Widerstand der wenigen kriegerischen Nationen, die sich in fruchtbaren Gegenden ununterjocht behaupten, der Araucanos, der die nördlichsten Provinzen Merico's und die Ebenen am Fuße der Felsenberge bewohnenden Stämme, wird leicht besiegt werden, wenn es den Colonien an Raum für die Bevölkerung zu gebrechen beginnt, und diese ernstliche Anstrengungen nöthig finden. Die letzten freien Reste werden sich im Magelhaenslande und nach dem Eismeere zu erhalten, da dorthin die Colonisten durch nichts gelockt werden. Alle Übrigen werden nach und nach unter die Herrschaft des fremden Geschlechts gerathen, aber ebendeswegen ihrem Untergange mit um so schnellern Schritten entgegengehen. Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß der kupferfarbene Mensch die Verbreitung europäischer Civilisation in seiner Nähe nicht verträgt, sondern in ihrer Atmosphäre, ohne durch Trunk, epidemische Krankheiten oder Kriege ergriffen zu werden, dennoch wie von einem giftigen Hauche berührt, ausstirbt. Die zahlreichen Versuche der Regierungen haben Sitte und Bürgerthum unter jener Race nie einheimisch machen können, denn ihr fehlt die nöthige Perfectibilität. Dieser Mangel macht die durchdachten und menschenfreundlichen Plane der Erziehung zu nichte, die in den Schriften geistreicher oder wohlwollender Männer niedergelegt sind, und rechtfertigt den Vergleich jener Menschheit mit jener, eine eigenthümliche Physiognomie tragenden, aber niedrigern Vegetation, die das dem Meere entstiegene Land zuerst in Besitz nimmt, aber in dem Maße, wie höher ausgebildete und kräftigere Pflanzen sich entwickeln, sich vermindert und zuletzt auf immer verschwindet. Wie sehr das menschliche Gefühl sich gegen eine solche Annahme auch sträube, so glauben wir doch in den Amerikanern einen, von der Natur selbst dem Untergange geweihten Zweig unseres Geschlechtes zu sehen. In den leergewordenen Raum tritt eine geistig vorzüglichere, bewegliche, aus dem Osten stammende große Familie. Wie diese, ihrer Bestimmung zur allgemeinsten Verbreitung gehorsam, sich ausdehnt und die entlegensten Wildnisse sich unterwirft, so legt die Urbevölkerung sich zum Todesschlafe nieder, und verschwindet selbst aus dem Gedächtnisse des neuen Volkes. In weniger als einem Jahrhundert wird vielleicht die Forschung über die ersten Bewohner eines ganzen Welttheils dem Gebiete der Archäologie überwiesen werden müssen, und dann erst wird das Tragische und Räthselhafte ihres Schicksals begriffen und tief empfunden werden. (*E. Pöppig.*)

INDIFFERENTISMUS oder INDIFFERENZ bezeichnet im weitern Sinne überhaupt die Denkungsart, welche keinen Unterschied (Differenz) in Bezug auf die Wahl zwischen mehren verschiedenartigen Gegenständen der Beurtheilung annimmt, ihren Werth mithin dahingestellt sein läßt, und für keinen ein besonderes Interesse hat. In diesem Sinne bezeichnet Indifferenz so viel wie Gleichgültigkeit, Theilnahmlosigkeit überhaupt. Im engern Sinne wird der Indifferentismus gewöhnlich auf die religiöse Denkungsart bezogen, welche entweder theoretisch die Verschiedenheit von sogenannten positiven Religionen als bloßen statutarischen Institutionen für unerheblich, auch wol sie für gleich wenig begründet erklärt, indem das Wesentliche der Religion doch nur in dem sogenannten Denk- oder Vernunftglauben (s. Rationalismus) enthalten sei, oder welche praktisch die Beobachtung des sogenannten äußern Gottesdienstes selbst, z. B. Besuch der Kirche, Abendmahlsfeier u. dergl. m., für unwesentlich und gleichgültig erklärt (sogenannter kirchlicher Indifferentismus, Unkirchlichkeit). Übrigens kann man sehr verschiedene Arten des Indifferentismus unterscheiden, z. B. einen philosophischen Indifferentismus, wie derselbe sich in der Ataraxie oder Beifallszurückhaltung der alten Skeptiker (s. d. Art. und Pyrrhon) und in der Skepsis überhaupt zeigt; einen moralischen Indifferentismus, der den Unterschied zwischen gut und böse für eine bloße Täuschung oder politische Erfindung erklärt, wie z. B. die sogenannten Encyklopädisten und andere französische Philosophen thaten (vgl. Krug, Ethik S. 16); einen politischen Indifferentismus, der alle Verfassungen für gleichgültig hält, nach Pope's bekanntem und neuerdings mit Vorliebe von der bekannten Partie der Reaction gepredigtem Spruch: „for forms of

government let fool's contest, the best administred is the best;" einen physischen, der keinen Unterschied zwischen Lust und Unlust, einen ästhetischen, der keinen zwischen dem Schönen und Häßlichen annimmt, oder gegen beides gleichgültig ist (s. d. Art. Apathie); auch einen scientifischen, der gegen alle Systeme oder Theorien gleichgültig ist, und sich besonders unter den sogenannten Empirikern und Routiniers findet. Philosophisch betrachtet erscheint eigentlich jeder Indifferentismus als etwas Unnatürliches, sowie moralisch als etwas Verwerfliches. Bei einem geistig gesund organisirten und gehörig entwickelten Menschen kann überhaupt eigentliche Indifferenz als bleibender Gemüthszustand nicht vorkommen, und in ihm können keine gleichgültigen Gefühle entstehen (Ch. E. Schulze, Psych. Anthropol. S. 296. 3. Ausgabe); jeder solche wird nothwendig unter zwei verschiedenen Gegenständen der Erkenntniß, des Glaubens u. s. w., dem Einen einen größern Werth beilegen, als dem Andern, und rein gleichgültig in jeder Beziehung kann einem Menschen eigentlich nichts sein, sondern Alles ist Gegenstand der Neigung oder Abneigung in unendlich verschiedenen Modificationen oder Graden. Was wir gleichgültige Dinge nennen, sind eigentlich uns unangenehme Dinge, deren Widerwärtigkeit jedoch nicht in so hohem Grade in unserm Bewußtsein vorkommt, daß wir ihre Entfernung wünschen (vgl. Schulze a. a. O. S. 297). Für die höhere geistige Ausbildung ist Entschiedenheit für das als solches erkannte Wahre, Schöne und Gute nothwendige Grundbedingung, mithin aller Indifferentismus in diesen Beziehungen immer Zeichen eines geistigen Mangels. „Wer nicht mit mir ist, ist wider mich!" „Wer weder warm noch kalt, wird ausgespien!" „Des echten Mannes Wesen ist Parteilichkeit" (Göthe in der Pandora). So verordnete auch mit Recht das Solon'sche Gesetz Ehrlosigkeit als Strafe für den politischen Indifferentismus (die Apragmosyne), der, wenn Parteien im Staate entständen, nur ruhig zusehen und nicht selbstthätig mit eingreifen würde. Selbst bei dem sogenannten kirchlichen Indifferentismus zeigt sich zugleich immer wenigstens ein Mangel an politischem Gemeingeiste und Vaterlandsliebe; denn, da kein Staat ohne Religion und Kirche bestehen kann, so müßte jeder Bürger schon aus Patriotismus (theils um Andern nicht ein böses Beispiel zu geben, theils um sich der höchsten Gemeinsamkeit des Lebens mit seinem Volke, der religiösen, fortwährend lebendig bewußt zu bleiben) alle Unkirchlichkeit vermeiden, und, falls die bestehenden äußern Formen ihrer Unvollkommenheit wegen ihm nicht zusagten, dahin mit allem Eifer wirken, daß bessere an ihre Stelle treten, durchaus aber nicht in vornehmem Indifferentismus sich von ihnen ganz lossagen (vgl. Fries, Religionsphilos. am Schlusse. Bretschneider, über Unkirchlichkeit u. A.). (*K. H. Scheidler.*)

INDIFFERENZ, 1) Philos., s. Indifferentismus; 2) Physik. Indifferenz nennt man ein neutrales Verhalten eines Körpers gegen gewisse, von andern Körpern herrührende, Einwirkungen. So ist z. B. Glas indifferent gegen die Einwirkungen eines Magneten. Chemisch indifferent ist ein Körper in Beziehung auf einen andern, wenn beide keine chemische Verwandtschaft zu einander haben, und deshalb auch nicht chemisch auf einander einwirken können. (*J. Müller.*)

INDIG. Indigo, Pigmentum Indicum. Anil. Engl. The indigo; holl. Indigo; franz. L'indigo; span. Indigo, Anil; port. Aniliera, Anil; ital. Indaco; arab. Nile und Nir, Maluj, Tarron, Malab Ameri; jav. Tom; chin. Lun-tsao; cochinchin. cham nho la Lour. ist eine im Handel vorkommende Pflanzenfarbe, die in ihren Eigenschaften nicht allein von den übrigen Pflanzenfarben, sondern auch von den Pflanzenstoffen im Allgemeinen abweicht, und vorzüglich in Ost- und Westindien aus mehren Arten daselbst wachsender Indigopflanzen durch eine künstliche Darstellung abgesondert und als Farbenmaterial gewonnen wird.

Blaufärbende Indigopflanzen, darunter vorzüglich der Waid, waren in Europa schon seit den ältesten Zeiten im Gebrauche, obgleich der Indig erst später in ausgeschiedenem Zustande aus ihnen bereitet wurde. Schon die Griechen und Römer kannten den Waid und brachten ihn, durch eine leichte Gährung verändert, wie dies noch jetzt bei uns der Fall ist, in Handel. Indischen Indig erhielten die Römer aus Indien, gebrauchten ihn aber blos als Malerfarbe, da sie ihn nicht auszulösen verstanden. Plinius erwähnt desselben unter dem Namen Indicum. Die Eigenschaften, die er von ihm gibt, passen auf unsern Indig. Er sagt davon, daß er schwarz aussähe, gerieben mit Wasser verdünnt aber eine Mischung von Blau und Purpur zeige, im Feuer mit purpurfarbiger Flamme verbrenne und häufig mit Taubenmist verfälscht sei.

Nach dem Verfalle des römischen Reichs scheint er geraume Zeit blos in einigen Theilen Italiens bekannt gewesen zu sein. Er kam damals über Ägypten und Syrien vornehmlich nach Venedig. Die frühern Vorstellungen und Umstände, welche Dioskorides, Galen, Paulus Ägineta und Andere mittheilten, veranlaßten Canerarius in seinem Werke „de Atramentis etc.," welches im J. 1619 zu Venedig erschien, des Indigs zu gedenken. Er sagt: Diese Substanz heißt in der gemeinen Sprache „Endego," und wird von den Kaufleuten aus Indien nach Alexandrien in Ägypten und nach Syrien gebracht, von woher sie nach Venedig, dem Marktplatz der ganzen Welt, wie er sich ausdrückt, übergeführt wird. Von Venedig aus verbreitete er sich nach den Städten Teutschlands. Giovanni Ventura Rosetti, welcher unter dem Namen Plietho im J. 1549 seine Färbekunst herausgab, gedenkt darin des Indigs gar nicht. Allgemeiner wurde der Gebrauch desselben in Europa betrieben, als der Weg nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden wurde, wo die Holländer in der Mitte des 16. Jahrh. denselben aus Ostindien zu uns brachten, aber erst zu Anfange des 17. Jahrh. allgemeiner bekannt wurde. Im J. 1631 brachten die Holländer aus Batavia auf fünf Schiffen 333,345 Pfund Indig, welcher über fünf Tonnen Goldes geschätzt ward.

In Teutschland fand der Gebrauch des Indigs An-

fangs vielfachen Widerspruch, besonders von Seiten der Schwarzfärber, welche die neuen Kunst- und Schönfärber, die ihn einführten, und die Anfangs theils aus Italien, theils aus den Niederlanden eingewandert waren, mit Zunftzwang verfolgten. Der Reichstag zu Regensburg und mehre Regierungen verboten ihn. Der Kurfürst Johann Georg I. von Sachsen wurde um das J. 1650, sowie der Herzog von Gotha, Ernst der Fromme, um das J. 1666 bewogen, denselben bei willkürlicher Strafe an Gut, Ehre und Leib als eine schädlich fressende Teufelsfarbe zu verbieten. In Nürnberg mußten die Färber sogar jährlich schwören, nur mit Waidblau zu färben. Nicht besser erging es ihm in Frankreich, wo Heinrich IV. im J. 1609 seinen Gebrauch bei Todesstrafe untersagte, woselbst noch unter dem großen Colbert die Anwendung desselben einige Zeit ganz verboten, nachher nur mit dem hundertfachen Gewicht Waid gestattet wurde, bis Duffay's Versuche im J. 1737 dessen Gebrauch freigaben, wodurch dieses schätzbare Farbmaterial von Tag zu Tag mehr Eingang in den europäischen Färbereien gewann, sodaß jetzt der Waid dadurch fast ganz verdrängt wurde.

Die verschiedenen Pflanzen, aus welchen der Indig als Satzmehl gefällt wird, sind: a) Indigofera tinctoria, Färberindig, Anil oder gemeine Indigpflanze in Ostindien, und vorzüglich in Hayti mit Sorgfalt und in großer Menge gebaut. Diese Pflanze erreicht eine gewöhnliche Höhe von zwei Fuß, und wenn sie nicht beschnitten wird, trifft man sie zuweilen auch Mannes hoch an. Der Stengel ist in viele aufrechtstehende Zweige getheilt, an welchen gefiederte Blätter sitzen, welche eiförmig, bläulich angelaufen und einander gegenüber gestellt sind. Aus den Blumenwinkeln schießen kurze Blumenröhren hervor. Der Kelch ist einblätterig, weit und fünfsach eingeknebt. Die Blumen sind gelb und rothbunt, und wachsen in Trauben, die kürzer sind, als die Blätter, in deren Winkeln sie stehen; auf sie folgen sichelförmig gekrümmte, mit kurzen silbergrauen Härchen bedeckte, gefiederte Hülsen. Der Same ist dunkelgrün oder schwärzlich. Die Flügel der Blumen sind roth, das Schiffchen hingegen gelb. Die Pflanze verbreitet des Abends einen starken Geruch. b) Indigofera disperma *Linné*, wilde oder zweisamige Indigpflanze, wächst in Ostindien und Amerika. Sie wird weit größer als die vorige; der Stengel ist aufrecht, die Blätter sind gefiedert, mit ovalen, stumpfen und schönen grünen Blättchen, welche, wie jene der Indigofera tinctoria, etwas mit der Hand gedrückt, steif werden, und unter einigem Geräusch zerbrechen. Die zerstreuten Blumen haben einen süßlichen Geruch, die rundlichen, unterwärts liegenden Schoten enthalten fünf bis sechs Samen. Die Pflanze enthält mehr Indig, als Indigo tinctoria, und soll nach glaubwürdigen Versicherungen den Guatimalonindig liefern. c) Indigofera Anil. Anil. Sichelfruchtige Indigpflanze strauchartiger Natur, wächst in Ostindien und Amerika wild und angebaut. Linné nennt sie deswegen Anil, weil sie mit der Indigo tinctoria, Indigo disperma und Indigo argentea viele Ähnlichkeit besitzt, von welchen Sorten sie sich außer der Figur der Blätter noch dadurch unterscheidet, daß sie überhaupt kleiner ist. Die Hülsen sind krumm und spitzig, die Blätter gefiedert, ihre Blättchen lanzenförmig und unten haarig. Die Blumentrauben sind kurz. d) Indigofera argentea *Linné*, silberfarbene Indigpflanze, auch Bestandindigpflanze, wächst in Ägypten, Arabien, Ostindien, und ist in Amerika einheimisch. Die Pflanze hat mit der Indigo tinctoria viele Ähnlichkeit, unterscheidet sich aber von derselben dadurch, daß ihre Blätter sowol, als ihre Zweige, mit einem silberfarbigen Filze bedeckt sind, und die Samenschoten nur drei Samenkerne enthalten. Man hält diese Pflanze für reichhaltiger an blaufärbendem Pigment, als die Indigo tinctoria. e) Indigofera hirsuta, weißhaarige, zottige Indigpflanze, in Ostindien, Ceylon, Ghafundupyali, Guyana ꝛc., häufig vorkommend. Diese Pflanze ist hochstämmig, haarig, starkästig, mit wollenen, weißlichen, umgekehrt ovalen, außen größern Blättchen versehen, welche borstenförmige Ansätze haben, mit spannenlangen, wolligen Blumenähren, und viereckigen, wollenen Schoten mit kleinen weißlichen Samen. f) Indigofera pseudo-tinctoria, Färberindigpflanze, wächst in Ostindien, wo, nach Dr. Heyne, daraus der beste Indig bereitet wird. g) Indigofera cinerea, aschgraue Indigpflanze, wächst in Ostindien. h) Indigofera sericea, seidenartige Indigpflanze, und Indigofera erecta, aufrechtstehende Indigpflanze, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen wird. i) Indigofera angustifolia, schmalblätterige Indigopflanze, in Ostindien und Südafrika. k) Indigofera glabra, glatte Indigopflanze, ist in Ostindien, Malabar und Ceylon ursprünglich zu Hause, und daselbst unter dem Namen Anil von Madras bekannt. l) Indigofera enneaphylla, kleine fünfblätterige Indigpflanze, die in Ostindien vorkommt, und auf den Bergen des Vorgebirges der guten Hoffnung einheimisch ist. m) Indigofera arcuata, krummfrüchtige Indigpflanze, in Ostindien zu Hause. n) Indigofera caudicans, weißliche ostindische Pflanze. o) Indigofera mexicana, mexicanische Pflanze, die durch Südamerika verbreitet ist. p) Indigofera coerulea *Roxburgh*, himmelblaue Pflanze, in der Telingassprache Caruili, die einen schönen Indig gibt. q) Indigofera Cytisoides, cytisusartige Indigpflanze, und Indigofera angustifolia, schmalblätterige Pflanze, welche auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angetroffen werden. In demselben Lande kommen noch vor: Indigofera psoraloides, pforalartige, und Indigofera procumbens, liegende Indigpflanze. Indigofera trifoliata, dreiblätterige Indigpflanze, wächst in Ostindien. In Europa, namentlich in Teutschland und Frankreich, benutzt man für gleichen Zweck Isatis tinctoria, Waid (s. Isatis tinctoria). Mit den hier angegebenen gibt es gegen 60 Arten der Indigpflanzen. Die obengenannten sind jedoch diejenigen, welche in den Colonien in Ostindien und Amerika am häufigsten angebaut werden. Im Allgemeinen lieben die Indigpflanzen einen guten, aber nicht zu fetten Boden, und enthal-

ten in beißen Klimaten und in warmen Jahren mehr Farbestoff, als in minder warmen. Die Indigpflanze ist perennirend, dauert 10 Jahre und länger aus; da aber nur die Blätter der jungen Pflanzen viel blaues Pigment enthalten, so erneuert man die Pflanzen in Ostindien alle Jahre. Le Gaur de Flair bemerkt ausdrücklich, daß schon zweijährige Pflanzen weniger Indig geben, als einjährige. Die Blätter der ältern Pflanzen geben zwar mehr Saft, aber weniger Farbestoff, als die der jüngern. Es werden jährlich drei Schnitte vorgenommen, wovon der erste den besten, der letzte hingegen den geringsten Indig liefert. In Ländern hingegen, wo das Klima nicht sehr heiß ist, entwickelt sich der Farbegehalt in der Pflanze in einem Jahre nicht vollkommen, daher die Ernte erst im zweiten Jahre vorgenommen werden kann. In Mexico wird die Indigpflanze in einem leichten, wohl durchgearbeiteten Boden, der keiner Überschwemmung ausgesetzt ist, cultivirt. Man wählt lieber abhängige Orte, weil diese Lage der Felder dem Regenwasser keinen Aufenthalt gestatten, welches die Indigpflanze verderben würde und die Überschwemmungen verhindert, welche sie mit einem schädlichen Schlamm bedecken würden. Übrigens kann das niedere und platte Land auch zu diesem Anbau benutzt werden, wenn man Rinnen und Gräben zur Ableitung des Wassers anbringt, und wenn man die Vorsicht gebraucht, erst nach der Regenzeit, welche die Überschwemmungen veranlaßt, den Anbau vorzunehmen. Man legt den Samen in kleine Gräben, welche mit der Haue zwei bis drei Zoll tief, einen Fuß von einander entfernt, und so gerade als möglich gemacht sind. Man muß beständig Sorge tragen, das Unkraut auszurotten, welches die Indigpflanze sehr leicht ersticken würde. Ob man sie schon zu jeder Jahreszeit anfäen kann, so zieht man doch gemeiniglich den Frühling vor. Die Feuchtigkeit macht, daß die Pflanze in drei oder vier Tagen aufgeht. Sie erlangt in zwei Monaten ihre Größe. Man schneidet sie mit sichelförmigen Messern ab, wenn sie zu blühen anfängt, und dieser Schnitt geschieht von sechs zu sechs Wochen. Die Pflanze dauert für den Gebrauch zwei Jahre, nach dieser Zeit rottet man sie aus und pflanzt sie frisch. Da die Indigpflanze das Erdreich bald entkräftet, weil sie nicht Luft und Thau genug durch ihre Blätter anzieht, um die Erde zu befeuchten, so ist es für den Pflanzer vortheilhaft, einen weiten Raum zu besitzen, der mit Bäumen besetzt bleibt, bis man für nöthig findet, sie umzuhauen und ihren Platz mit dem Indig zu besetzen, denn man muß sich die Bäume wie Saugröhren vorstellen, durch welche die Erde und die Luft wechselsweise ihre Nahrungskräfte mittheilen, als Saugröhren, wodurch die Dünste und die Säfte sich wechselsweise anziehen und in ein Gleichgewicht setzen. Wenn demnach der Baumsaft durch die Wurzeln aus der Erde bis an die Zweige steigt, so ziehen die Blätter die Luft und Dünste an sich, welche durch die Fasern des Baumes umlaufen und wieder zur Erde kehren, und ihm an Thau wieder geben, was sie an Nahrungskraft verlieren. Diesem wechselseitigen Einfluß zufolge geschieht es, daß man neben Anlegung von Bäumen, welche die Felder fruchtbar erhalten, um Indig darin zu säen, diejenigen Felder, die zu dieser Pflanze gebraucht worden, mit Kartoffeln bedeckt, deren kriechende Zweige die Erde frisch erhalten, und deren Fäulniß die Fruchtbarkeit erhält und erhöhet. Die Indigpflanze ist in ihrem ersten Wachsthume manchen Zufällen ausgesetzt: zuweilen verbrennt sie die Sonnenhitze, zuweilen erstickt sie in diesen Gegenden Amerika's ein eigner Wurm, der sie umspinnt; es finden sich auch manche, deren Stiel durch den Stich eines andern sehr gemeinen Wurms vertrocknet und zusammenfällt, oder deren Blätter, die den eigentlichen Werth ausmachen, in 24 Stunden durch die Raupen abgefressen werden. Dieser letzte häufig vorkommende Übelstand hat zu dem Sprüchwort Anlaß gegeben, „daß die Indigpflanzer reich schlafen gehen und arm aufstehen."

Raynal beschreibt noch ein Verfahren, wie die Indigpflanze in jenem Theile von Amerika gebaut wird. Er sagt: „In diesen schönen Gegenden, wo jede Besitzung eine Ausdehnung von 15—20 Meilen hat, wird alle Jahre ein Theil dieses großen Raumes für den Indigbau benutzt. Um diese Absicht zu erreichen, muß man blos die Gesträuche, welche die Felder bedecken, verbrennen, und dann den Boden ein einziges Mal ohne eben viele Anstrengung umackern. Diese Arbeiten geschehen im Monat März, einer Jahreszeit, in der es unter diesem herrlichen Himmelsstriche sehr selten regnet. Ein Mann zu Pferde wirft hierauf den Samen auf die nämliche Art, wie man das Getreide in Europa säet, aus. Bis zur Ernte beschäftigt sich Niemand mehr mit der Pflanze; daher geschieht es auch, daß sie auf dem einen Orte aufgeht, an andern aber nicht, oft durch das umsichgreifende Unkraut erstickt wird, während sie durch fleißiges Ausputzen erhalten worden wäre." Dieses ist auch die Ursache, weswegen die Spanier, als sie noch im Besitze ihrer amerikanischen Besitzungen waren, auf einem Platze von drei oder vier Meilen weniger Indig, als andere Nationen auf ebenso viel Fauchert, gut zubereiteten Boden, erhielten. Raynal schätzt den Ertrag, welcher jährlich von Mexico nach Europa gebracht wird, auf 6000 Centner Indig.

In Guyana und der amerikanischen Terra firma wird Indigofera hirsuta vorzüglich cultivirt, weil das dortige Klima dieser Pflanze am meisten zusagt, indem andere von zarterer Natur nicht gedeihen würden. Die Blätter werden vom ersten und zweiten Schnitte verwendet. Sie können sechs Wochen, ja zwei bis drei Monate alt sein, ohne Nachtheil an Färbestoff. Die Einsammlung kann sowol bei trockenem Wetter, als in der Regenzeit vorgenommen werden; auch können die Blätter und jungen Zweige mehr oder weniger längere Zeit schon geschnitten, der Sonne oder dem Regen ausgesetzt sein, oder auch im Schatten gelegen haben. Übrigens enthalten die jungen Blätter weniger Pigment, als die ältern, wenn diese nur nicht zu hart sind. Im trockenen Jahr enthalten diese Pflanzen mehr Farbestoff, als im nassen. Auf alle diese Umstände müssen die Indigbereiter Rücksicht nehmen, und die Pflanze nach Beschaffenheit derselben bald längere, bald kürzere Zeit in der Gährungskufe lassen. Die jungen Pflanzen gähren früher, als diejeni-

gen, die schon härter und zäher sind, daher müssen die erstern auch kürzere Zeit in der Gährungskufe gelassen werden. Wollte man z. B. Pflanzen von zwei Monaten mit viermonatlichen zusammen in die Kufe bringen, würden diese noch nicht fermentiren, wenn jene schon über die Grenzen der Gährung hinaus wären. Die frisch geschnittenen Pflanzen gähren später als solche, welche einige Tage alt sind. Es ist sogar zu bemerken, daß sich bei den verschiedenen Theilen der Pflanze derselbe Unterschied auch an den Tag legt, man sieht, daß die Ausziehung der Blätter schneller, als der der Zweige erfolgt.

In Ostindien, China, Japan, Java, den Inseln Madagascar u. s. w., wo der Indig aus verschiedenen Indigpflanzen erhalten wird, erfodern die Pflanzen im Allgemeinen ein warmes Klima, einen mehr festen, etwas feuchten Boden, der ganz vom Unkraute gereinigt ist. In Furchen oder Löcher, die etwa einen Fuß von einander entfernt liegen, werden immer zehn bis zwölf Samenkörner geworfen, und äußerst vortheilhaft ist es, wenn bald nach der Aussaat ein gelinder Regen die junge Pflanze bewässert.

In Ostindien säet man die Pflanze, nachdem im October, November und Anfang December gepflügt worden, in der letzten Hälfte des März, Anfang April, wenn der Boden weder heiß, noch trocken ist, was für die Pflanze nachtheilig sein würde. Der Boden muß leicht sein, es darf nur wenig Regen von Zeit zu Zeit fallen, dagegen ist Sonnenschein weit nöthiger. Man rechnet 12 Pfund Samen für einen Acre Land. Die Pflanze wächst schnell und kann Anfangs Juli zum ersten Male geschnitten werden, ja in einigen Gegenden geschieht es schon Mitte Juni. Die Kennzeichen, ob die Reife eingetreten, sind: das Hervorbrechen von Blüthenknospen; brechen diese auf und entfaltet sich die Blüthe, so enthält die Pflanze die größte Menge Pigment und liefert das reichlichste Product. Ein anderes Zeichen entnimmt man von den Blättern; biegt man nämlich ein Blatt um, sodaß es doppelt gelegt wird, und es bricht, so ist die Pflanze reif, doch ist dieses Zeichen zu sehr von der Beschaffenheit des Bodens abhängig, ob nämlich die Pflanze ein üppiges oder verkümmertes Wachsthum hat. Fällt viel Regen, so wächst die Pflanze schneller, enthält aber weniger Indig, dagegen vermehrt Sonnenschein die Production sehr. Der erste Schnitt ist der beste, nach zwei Monaten wird der zweite, hierauf ein dritter, ja vierter Schnitt gemacht, von stets abnehmender Beschaffenheit der Productionsfähigkeit an Indig. Die Blätter werden mit einem Winzermesser oder einer Sichel vorsichtig gewendet, damit der Indigstaub, welcher auf denselben sitzt, nicht abgestreift wird. Der größte Feind der Indigpflanze in Ostindien sind die Raupen, die öfters ganze Plantagen in einigen Stunden abfressen.

Das Nerium tinctorium, färbender Rosenlorbeer des Dr. Rorburgh, welches in Ostindien zu Hause ist, ist ein Baum von mittlerer Größe. In der Sprache der Hindus heißt er Tsit encallo. Er hat einen nicht geraden Schaft, der an einem ausgewachsenen Baume 1—1½ Fuß im Durchmesser hält, und eine Höhe von 11—15 Fuß erreicht; er trägt viele Blätter, die an kurzen Stielen einander gegenüberstehen, eine ovale zugespitzte Form haben, schön blaß und blaßgrün gefärbt aussehen. Jedes Blatt ist sechs bis zehn Zoll lang und drei bis vier Zoll breit. Das Nerium wächst in Ostindien gemeiniglich in wüsten bergigen Gegenden, wo man oft nichts als Klippen und Stein findet. Die Blätter sind für die Indigbereitung schon im Monat April tauglich, allein die beste Farbe geben sie im Mai und Juni. Zu Ausgang des Augustes hört der Baum auf zu treiben, die Blätter bekommen ein falbes Aussehen und fallen nach und nach ab, ohne daß in demselben Jahre frische auswachsen. Die Zeit, wo man Indig machen kann, dauert daher nur vier bis fünf Monate. Wenn man die Blätter pflücken läßt, und nur die besten nimmt, so gewinnt man einen viel schönern Indig, als wenn sie unter einander, wie sie sind, gebraucht, und auch die Spitzen der jungen Zweige dazu genommen werden. Die Blätter lassen sich frisch, aber auch dann gebrauchen, wenn sie welk und beinahe trocken geworden sind. Am besten sind sie aber den ersten oder zweiten Tag nach dem Abnehmen. Läßt man sie zu welk oder gar dürr werden, so liefern sie im ersten Falle nur einen schlechten Indig, und im zweiten nur eine schmuzigbraune Masse; hierdurch unterscheidet sich das Nerium von den Indigpflanzen, welche unbeschadet ihres Farbestoffs aufbewahrt und in getrocknetem Zustande dieselbe Quantität Indig, als frische Blätter geben. Die Blätter des Neriums unterscheiden sich auch dadurch, daß sich ihr Farbestoff nicht durch kaltes Wasser ausziehen läßt, hingegen mit heißem Wasser das Ausziehen desselben leicht von statten geht. Es gehören indessen dazu ganz andere Anstalten, als bei der gewöhnlichen Indigpflanze, und das, worauf hier das Meiste ankommt, ist die Feuerung. Diese muß man so wohlfeil als möglich einrichten können, besonders da es nicht genug ist, die Blätter blos abzubrühen. Die Blätter, welche Tags zuvor gesammelt worden, bringt man in kupferne Kessel, sodaß sie damit voll werden, und wenn die Blätter leicht auf einander liegen, füllt man die Kessel einige Zoll hoch vom Rande mit kaltem Wasser, wozu sich hartes Quellwasser am besten eignet, welches theils zur Vermehrung, theils zur Güte des Indigs beiträgt. Hierauf macht man Feuer unter den Kessel, gibt eine lebhafte Hitze und erhält diese so lange, bis die Brühe auf der Oberfläche dunkelgrün aussieht, beim Ausgießen aber eine schöne hellgrünlichgelbe Farbe zeigt, die Blätter anfangen gelb zu werden, und die Hitze ungefähr 150—160° Fahrenheit beträgt. Während der Zeit müssen die Blätter — ungeachtet des blauen Schaumes auf der Brühe — in einem fort durch einander gerührt werden, damit sie eine gleichförmige Hitze bekommen. Das Rühren dient auch, um das kohlensauere Gas aus der Brühe fortzuschaffen, denn je mehr sich dieses entwickeln kann, um so besser geht der ganze Proceß von statten. Das Feuer unter den Kesseln muß man hervornehmen, ehe noch die angeführten Merkmale völlig eintreten, und wenn man mehre Kessel voll Blätter hat, so müssen sie in den Stand gesetzt werden, daß man die Brühe daraus zu

gleicher Zeit in die Rührküpe schaffen kann. Beim Ablassen der Brühe in die Rührküpe läßt man sie durch ein härenes Tuch gehen, damit alles von den Blättern zurückbleibt, und sowie dies geschehen ist, wird sie nun auf die gewöhnliche Weise gerührt oder geschlagen, damit sich der Indig körnen kann. Zu dieser Manipulation bedarf man höchstens 30 Minuten. Man setzt jetzt das Kalkwasser hinzu, während die Flüssigkeit noch warm ist. Auf das Ganze nimmt man ungefähr $^1/_{10}$ und mischt es gehörig darunter, wodurch sich der Indig bald körnt und ein zeitiger Niederschlag gebildet wird. Die obenstehende Flüssigkeit, welche in der Regel wie ein reiner Maderawein aussieht, wird davon abgelassen, und im Übrigen, wie bei der gewöhnlichen Indigbereitung verfahren. Zu einem Pfund Indig sind im Allgemeinen 2—300 Pfund Neriumblätter erforderlich, doch kommt es immer auf die Jahreszeit und Witterung an, wann sie eingesammelt worden.

D. Roxburgh setzt einen höhern Werth auf das Nerium, als auf die Indigoferapflanzen. Es findet sich dasselbe nicht nur auf der ganzen Küste von Coromandel — und die Gegend, wo es wächst, ist im Umkreise größer, als St. Domingo (Hayti) — sondern auch auf der malabarischen Küste, und wird häufig, da diese sehr gebirgig ist, dort angetroffen. D. Scott entdeckte es auf der Insel Salsel. Übrigens hat das Nerium vor den Indigpflanzen noch den großen Vortheil, daß es keinen so gut gebauten Boden und keinen so mühsamen und theuern Anbau bedarf. Die Pflanze ist weniger Anfällen ausgesetzt, und wird, so viel bis jetzt bekannt, auch durch keine Krankheit, noch durch Insekten oder andre Thiere beschädigt.

Indig aus Polygonum tinctorium. Die französische Regierung hatte aus China schöne Indigproben erhalten, welche aus der Pflanze Polygonum tinctorium gezogen worden. Stanislaus Julien, Professor der chinesischen Sprache am Collège de France, übersendete der Akademie die Übersetzung einiger chinesischen Werke, worin die Art des Verfahrens, das man in China anwendet, um den Indig aus der Pflanze „Län," so nennt man dort P. t., zu gewinnen, weitläufig beschrieben wird. Alle verschiedenen Varietäten von Län werden in China durch Samen fortgepflanzt, mit Ausnahme der Pflanze, die man Tscha-lan nennt und deren Fortpflanzung durch Wurzelreißer geschieht.

Im sechsten Monat fängt man an, die Samenkörner zu sammeln und im siebenten Monat schneidet man die Körper der Pflanze ab, um die blaue Farbe zu bereiten, die in China „Tien" genannt wird. Hat man viele Blätter und Stengel, so legt man alle zusammen in ein Bassin, das in die Erde gegraben ist, und gut verkittet sein muß. Hat man dagegen wenige Blätter, so legt man sie in hölzerne Eimer und läßt sie mit Wasser sieben Tage lang einweichen, die blaue Farbe strömt dann von selbst heraus. Man mischt dann unter die klebrige Wassermasse eine gewisse Quantität Kalk und rührt darauf die ganze flüssige Masse mit einem Bambusstock, worauf die blaue Farbe sich absondert. Der Schaum auf der Oberfläche der Gefäße wird sorgfältig gesammelt, man läßt ihn an der Sonne trocknen und heißt ihn „Tien-hoa" oder „Blume des Blaus." Das schönste Blau, das man aus dem Polygonum gewinnt, hat den Namen „Piao-Kang." Die Darstellung dieses Verfahrens ist aus dem berühmten Werke „Thien-Kong-Kai-We" gezogen, welches sich in der pariser Bibliothek befindet. Die aus China angekommenen Saamenkörner des Polygonum tinctorium wurden in Montpellier gesäet und in der Sitzung der Akademie vom 28. Oct. 1838, theilte Berard aus Montpellier Proben von Indig mit, die er aus dieser auf französischen Boden versetzten Pflanze China's gewonnen hatte. Der von Berard gewonnene Indig scheint von sehr schöner Qualität zu sein.

Bereitung des Indigs in den Indigofabriken. Man befolgt, um den Indig aus den Pflanzen darzustellen, zwei Verfahren: entweder scheidet man denselben aus den Blättern der frisch geernteten durch Gährung, oder aus den getrockneten, durch Aufguß. Letzteres Verfahren gewährt manchen Vortheil.

In Westindien bedient man sich zur Indigbereitung dreier Gefäße, der Weich- oder Gährungskufe, der Schlagkufe und der Setzkufe. Sie stehen so neben einander, daß die Flüssigkeit von den ersten größern in die zweite kleinere abgelassen werden kann. Meistens sind sie von Backsteinen gebaut und gut verkittet. Das Schlagen oder Rühren in der Schlagkufe geschieht mittels einer Walze, an der Schaufeln, Rührlöffel oder Rührkasten befestigt sind, welche letztere vorgezogen werden, da sie die Flüssigkeit mehr in die Höhe heben und mit der Luft in Berührung bringen. Neger-, Pferde- oder Wasserkraft dienen als Treibkraft.

Will man die Arbeit beginnen, so füllt man die Weichkufe $^2/_3$ voll reines Flußwasser, trägt so viel in Bündel gebundene Indigpflanzen ein, daß das Wasser noch einige Zoll hoch über ihnen steht, und beschwert sie etwas. Es erfolgt bald eine lebhafte, mit Luftentwickelung begleitete Gährung, die man ungehindert fortgehen läßt, bis die oben grün gewordene Flüssigkeit kupferfarben anläuft, ein etwas schwachsäuerlicher Geruch wahrnehmbar wird, und man bemerkt, daß der Farbestoff Neigung zeigt sich zu fällen. Gewöhnlich erfolgt dieses nach 9, bei ganz heißer Witterung aber nach 6, bei kalter nach 20 Stunden. Man untersucht die unten aus dem Hahn ablaufende Flüssigkeit, da diese schneller gährt als die obere. Die Flüssigkeit wird jetzt in die Schlagkufe abgelassen, wo sie anhaltend geschlagen oder gerührt wird, bis röthlich blaue Flecken entstehen. An den meisten Orten gießt man vor dem Schlagen Kalkwasser zu, um die gebildete Kohlensäure zu sättigen und den Indig besser zu fällen. Wenn der Zeitpunkt eingetreten, wo die Farbetheile sich mit blauer Farbe ausscheiden, hört man mit Schlagen auf, läßt die Flüssigkeit nach ungefähr zweistündiger Ruhe in die Setzkufe ab, wo sich die farbigen Theile niedersetzen, und nachdem man später die obenstehende Flüssigkeit abgelassen hat, in Seihbeutel oder leinene Säcke zum Abtropfen gefüllt, zuletzt in Kasten ausgebreitet und im Schatten getrocknet werden.

Kurz vor dem völligen Austrocknen knetet man den Satz, um ihm mehr Festigkeit zu geben, und schneidet ihn in längliche Vierecke. Will man reinen Indig haben, so wäscht man den Bodensatz vor dem Trocknen einmal oder mehrmals mit Wasser aus, wodurch viele gelbe Theile entfernt werden.

Der an der Luft vollkommen getrocknete Indig würde sich aber beim Verpacken in die Fässer nicht halten, da er noch immer Feuchtigkeit zurückhält; um diese zu entfernen, läßt man ihn schwitzen. Zu diesem Zweck wird er in Fässer geschichtet, mit Baumblättern oder Tüchern gut bedeckt, und so drei bis vier Wochen an einem mäßig warmen Orte stehen gelassen. Schon nach einigen Tagen verbreitet er einen angenehmen Geruch, später bedeckt er sich mit weißen Punkten, oder mit einem dünnen Anfluge von Schimmel. Man nimmt ihn nach Verlauf dieser Zeit heraus, reibt den Schimmel ab und läßt ihn an der Luft vollends trocknen. Er ist dann schön blau und sammetartig. Kupferfarbig wird er erst, wenn er noch etwas mehr austrocknet.

In den ostindischen Factoreien, wenn der Indig aus frischen Blättern bereitet wird, befinden sich zwei große Cisternen, die Sohle der einen über der der andern, sodaß man die Flüssigkeit aus erstrer in letztere ablassen kann. Die obere heißt Gährungskufe, ist 20 Fuß lang und breit, 3 Fuß tief; die untere Schlagkufe, ebenso breit als erstere, aber $^1/_3$ länger.

Eigentlich gehören zu dem Bestande einer Indigmanufactur zuerst mehre große gut ausgemauerte Gruben oder Kufen, um die Indigpflanze darin einzuweichen, wodurch dann der Niederschlag des Farbestoffs hervorgebracht wird, ferner ein Siede- und ein Trockenhaus und das Wohnhaus des Pflanzers. Eine Einrichtung dieser Art von 10 Paar solchen Gruben, wie man sie jetzt häufig in Bengalen antrifft, die ungefähr 12,500 Pf. Indig liefert, welcher an Ort und Stelle einem Werthe von 2500 Pf. St. gleicht, kostet gegen 1500 Pf. St. Die abgeschnittenen Pflanzen, wie sie vom Felde kommen, werden in die Gährungsküpe geschichtet, sodaß letztere bis auf 5 oder 6 Zoll vom Rande damit gefüllt wird. Damit bei der Gährung das Kraut nicht über die Ränder des Behälters gehalten werde, indem ein bedeutendes Steigen stattfindet, werden Geflechte von Bambus quer über die Oberfläche der Stengel gelagert und durch einfache mechanische Vorrichtungen angedrückt, hierauf das nöthige Wasser hinzugepumpt, jedoch nur bis auf eine Höhe von 3—4 Zoll unter dem Rand der Kufe. Sehr bald tritt eine Gährung ein, die in 11 bis 15 Stunden vollendet ist, jedoch hängt diese Zeit von der äußern Temperatur ab, von dem herrschenden Wind, dem Wasser und der Reife der Pflanzen. Der Westwind, sowie jeder heftige Wind, kühlt ab, heiterer Himmel begünstigt die Verdünstung, bewirkt also dasselbe. Neun bis 10 Stunden nach dem Einschütten des Krauts wird der Zustand der Kufe untersucht, es zeigen sich Schaumblasen, die sich in Form kleiner Pyramiden erheben; Anfangs sind sie weiß, sie werden aber binnen kurzem graublau, dann tief purpurroth. Die Gährung wird nun heftiger, die Flüssigkeit steigt sehr, ist gleichsam im Kochen, zahlreiche Blasen steigen auf, ein kupferfarbener dicker Schaum bedeckt die Oberfläche. So lange die Flüssigkeit noch steigt, unterbricht man die Gährung nicht, wenn dieselbe aber nicht mehr zu steigen scheint, zapft man sie in die untenstehende Schlagkufe ab. Ganz besonders ist aber nöthig, die Flüssigkeit nicht länger über dem Kraut gähren zu lassen, lieber eher die Gährung zu unterbrechen, freilich verliert man dann etwas an Product, aber die Qualität fällt besser aus. Die Flüssigkeit hat eine glänzend gelbe Farbe, welche, wenn die Ausscheidung des Indigs anhebt, grün wird. Die mittlere Temperatur ist durchschnittlich 85° — F. = 29,5° C., das specifische Gewicht der Flüssigkeit an der Oberfläche 1,0013, am Boden 1003.

Sowie die Flüssigkeit in die Schlagkufe gezapft worden, arbeiten 10 Mann mit schmalen, vier Fuß langen Schaufeln dieselbe durch einander, ganz so wie beim Rudern (man hat auch Schaufelräder angebracht); zwei andre Arbeiter räumen die Rüstbäume, die Bambusgeflechte von der Gährungskufe weg, schaffen das Kraut aus derselben, welches getrocknet als Brennmaterial gebraucht wird, reinigen die Kufe und legen frisches Kraut ein. Das abgegohrene Kraut sieht noch grau aus, hat aber mehr als $^3/_4$ des Gewichts bei der Gährung verloren, im Ganzen 12 bis 14⅜ an festen Bestandtheilen. Eine und eine halbe Stunde lang wird die Flüssigkeit in der Schlagkufe stark durchgearbeitet, dann fängt der Indig an, sich in Krümchen zu ballen und abzuscheiden; dies ist der Zeitpunkt, um beurtheilen zu können, ob bei der Gährung ein Fehler stattgefunden, wonach der Grad des Durcharbeitens der Flüssigkeit sich richten muß. Sind nämlich Fehler vorgefallen, so schäumt dieselbe beim Schlagen mehr, ein Löffel voll Öl macht aber den Schaum verschwinden; sie zeigt dann beim Beginn der Arbeit eine rothe Farbe; bilden sich rundliche große Körner, so wird mit dem Schlagen fortgefahren und genau aufgemerkt, ob dieselben kleiner werden; werden sie dann so klein wie kleiner Sand, das Wasser klar, so läßt man den Indig sich absetzen. Hat eine Küpe zu lange gegohren, so bedeckt eine dicke fettige Schaumkruste die Flüssigkeit, welche selbst durch eine Flasche Öl nicht verschwindet; in einem solchen Falle muß weniger heftig geschlagen werden. Sobald die Körnchen rund werden und sich abzusetzen beginnen, das Wasser sich klärt, muß mit der Arbeit aufgehört werden. Der Schaum zertheilt sich von selbst in einzelne kleine Partien, die auf der Oberfläche der Flüssigkeit treiben, alles Kennzeichen, daß die letztere zu lange gegohren hat. Dagegen ist eine Kufe, die gehörig gegohren hat, leicht zu bearbeiten, es schäumt zwar die Flüssigkeit auch bedeutend, allein der Schaum verschwindet alsbald, wenn die Körnchen sich bilden. Die Farbe der Flüssigkeit, welche aus der Gährungskufe in die Schlagkufe abgelassen wurde, ist hellgrün; sobald aber die Körnchen groß und rund zu werden anfangen, nimmt das Wasser die Farbe von Maderawein an. Darauf, nachdem noch eine kurze Zeit lang geschlagen worden, bildet sich ein kleines

rundes Korn, welches sich aus dem Wasser klar abscheidet, keine Trübung oder Schaum ist noch vorhanden.

Der Zweck des Schlagens ist ein dreifacher, erstlich wird dadurch eine große Menge Kohlensäure entfernt, die sich in der Flüssigkeit befindet, zweitens wird der sich entwickelnde Indig dadurch mit dem Sauerstoff der atomosphärischen Luft in möglichst große Berührung gebracht, wodurch er sich oxydirt und blau färbt, drittens werden die Indigtheilchen zu Körnern oder Flocken geformt. Um die Ausscheidung zu beschleunigen, setzt man wol Kalkwasser hinzu, welches aber durchaus nicht unumgänglich nöthig und meistens jetzt nicht mehr angewendet wird.

Vor der Schlagkufe ist vorn ein Pfosten eingesetzt, in welchem sich 3 bis 4 Zoll weite Löcher in verschiedener Höhe befinden, die während der Arbeit mit Pflöcken versehen sind. 2 bis 3 Stunden nach Beendigung des Schlagens hat sich der Indig ziemlich vollständig niedergeschlagen, worauf der oberste Pflock 18 Zoll unter dem Rand gezogen und das Wasser abgelassen wird, darauf der folgende u. s. w.; die Beschaffenheit des Wassers wird untersucht, denn aus ihr kann ein sichrer Schluß auf die Ausführung beider Processe gemacht werden. Ist das Wasser abgelaufen, so steigt ein Arbeiter in die Kufe, kratzt allen Niederschlag nach einer Ecke und schöpft den Brei in eine Rinne, die denselben nach einem Gefäß neben dem Wasserkessel leitet, welches 20 Fuß lang, 3 breit und tief ist. Aus demselben wird, wenn aller Brei beisammen ist, derselbe in den Kessel gepumpt, ein Beutel vor dem Pumprohr hält alle fremde Körper, die in das Gefäß gefallen sein könnten, auf. Sobald als die Flüssigkeit im Kessel kocht, verschwindet der Schaum, sie nimmt ein blattiges Ansehen an. Durch das Kochen wird der Indig nicht allein von dem gelben Extractivstoff möglichst befreit und dichter gemacht, sondern gewinnt auch noch an Feuer. Hierauf läßt man dieselbe etwa nach 3 bis 4 Stunden in den Sammelkasten, welcher für 12 Paar Küpen in den Factoreien eine Größe von 20 Fuß Länge, 10 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe hat und mit einem falschen Boden, 2 Fuß tief, unter dem obern Rand versehen ist. Dieser Kasten steht in einem gemauerten Bassin, dessen Sohle nach einer Ecke geneigt ist, um das abträufelnde Wasser bequem ablappen zu können; im Innern ist derselbe mit einem dichten baumwollenen Zeuch ausgeschlagen, um den Indig zurückzuhalten, während das Wasser durchläuft. So lange als das Wasser trüb durchläuft, wird es mittels einer Handpumpe zurück in den Kasten gepumpt, bis es ganz klar läuft. Man bedeckt dann den Indig mit einem andern Stück Zeuch, um Schmuz abzuhalten. Am andern Morgen thut man die abgetropfte Masse in einen starken Preßbeutel und preßt alles Wasser aus. Darauf wird der Preßbeutel sorgfältig entfernt, das Stück gepreßten Indig von 3 Zoll Stärke in Stücke von 3 Zoll ins Gevierte mittels eines Messingdraths geschnitten, auf Herden in einem Trockenhause getrocknet, alle 2 bis 3 Tage gewendet, während des Trocknens setzt sich leicht ein weißlicher Anflug an, welcher abgebürstet wird. Hier und da, besonders an der Küste Coromandel, läßt man die Indigwürfel schwitzen, um die im Innern verhaltenen Wassertheile herauszutreiben. Nach drei Monaten sind sie dann trocken und zur Ausfuhr geeignet.

Nach angestellten Versuchen erhielt die Luft, welche gegen die Mitte des Gährungsprocesses sich entwickelt, 27,5 kohlensaures Gas, 5,8 Sauerstoffgas, 66,7 Stickstoffgas, beim Aufhören der Gährung 40,5 kohlensaures Gas, 4,5 Sauerstoffgas, 55,0 Stickstoffgas. Wahrscheinlich verwandeln die gährenden Blätter den Sauerstoff der Luft in kohlensaures Gas, daher die große Menge des Stickstoffgases; übrigens erzeugt sich auch aus den Blättern selbst kohlensaures Gas. Kohlenwasserstoffgas findet sich nicht in der während der Gährung entbundenen Luft. Daß beim Schlagen der Flüssigkeit in der Schlagkufe, wodurch der Indig in blauen Flocken und Körnchen sich abscheidet, Sauerstoffgas aus der Luft absorbirt wird, ist durch Versuche ermittelt; ebenso hat man gefunden, daß Sonnenschein die Ausscheidung des blauen Indigs befördert. Aus 1000 Gewichtstheilen der Flüssigkeit aus der Gährungskufe, deren spec. Gewicht 1003 betrug, war der blaue Niederschlag 0,75 Theile; eine solche Ausbeute wird bei der Fabrication im Großen für eine reichliche gehalten, die gewöhnliche beträgt nicht über 0,3; wendet man aber Kalk als Füllungsmittel an, so ist natürlich das Gewicht des Niederschlags bedeutender, herrührend von einem Niederschlag eines gelben Extractivstoffs der etwa 20 bis 47 Tausendtheile der Flüssigkeit beträgt, und eine dunkelbraune Farbe, ein kleberähnliches Aussehen, unangenehmen Geruch, bittern Geschmack besitzt; er wird an feuchter Luft feucht und löst sich in Wasser auf, ohne Zersetzung zu erleiden. Diese Substanz wird durch Alkalien, Kalk, Galläpfelaufguß und Bleizucker gefällt. Demnach enthält meist aller Indig, auch wenn zur Ausscheidung kein Kalk angewendet würde, etwas Kalk, indem die Pflanzen selbst, oft auch das Wasser, etwas Kalk enthalten.

Das zweite Verfahren besteht darin, den Indig aus den getrockneten Blättern darzustellen. Man trocknet die reifen Pflanzen 2 Tage lang im Sonnenschein von 9 bis 4 Uhr, drischt sie, um die Blätter von den Stengeln zu trennen, und bewahrt erstere, bis zur Anstellung der Einweichkufen, gesammelt in Magazinen auf. Die frisch getrockneten Blätter müssen ohne Flecken sein und sich zwischen den Fingern leicht zerreiben lassen. Im getrockneten Zustande erleiden die Blätter innerhalb vier Wochen eine materielle Veränderung, die schöne grüne Farbe derselben hat sich in ein lichtes Bleigrau umgewandelt, und bevor diese Farbenveränderung eingetreten, geben die Blätter kein Pigment ans Wasser ab, dagegen die möglichst größte Menge, wenn die bleigraue Farbe sich zeigt; später nimmt die Menge der Ausbeute immer mehr ab.

Um aus den trocknen Blättern Indig zu bereiten, verfährt man folgender Gestalt: Man weicht in der Einweichkufe dieselbe mit einem sechsmal größern Vo-

tumen Wasser ein, und läßt unter stetem Umrühren, um die schwimmenden Blätter niederzudrücken, zwei Stunden lang weichen. Nach Verlauf jener Zeit wird das schön grüne Wasser in die Schlagkufe abgezapft; denn läßt man es länger über den Blättern stehen, so schlägt sich Indig nieder und wird dadurch verloren. Heißes Wasser, welches Einige empfohlen haben, ist nicht nöthig. Das Verfahren mit trockenen Blättern hat den Vortheil, daß man aus den in Vorrath zur günstigen Zeit eingesammelten, unabhängig von der Witterung, Indig bereiten kann, daß ferner die leicht zum Nachtheil ausschlagende Gährung durch eine weit kürzere Digestion ersetzt wird.

Der ostindische Indig wird in der Präsidentschaft Bengalen und den von derselben abhängigen Provinzen von 20 bis 30 Grad nördlicher Breite in der Provinz Tinnevelly und dem Gouvernement Madras gebaut. Der aus Bengalen eingeführte zerfällt in zwei Hauptsorten, der wirkliche Bengal- und der Oude- oder Audh-Indigo; der erstere ist das Product der südlich gelegenen Provinzen Bengalen und Bahar, letzterer der der nördlich gelegenen Gegenden. In dem Delta, welches die Mündungen des Ganges bilden, wird der beste und meiste Indig gebaut. Die Pflanze dauert dort nur ein Jahr, indem die jährlichen Überschwemmungen solche jedesmal zerstören. In den höher gelegenen innern und westlichen Provinzen werden von der Pflanze zweimal Ernten genommen, wodurch den erstern Provinzen hinlänglich Same zugeführt werden kann.

Der Anbau des Indigo ist übrigens sehr unsicher zu nennen, nicht allein was Wachsthum der Pflanze von Jahr zu Jahr betrifft, sondern weil diese Masse Indigpflanzen nicht jedes Jahr dieselbe Quantität und Qualität des Farbestoffs hergibt. So betrug z. B. das 1825—1826 erzeugte Quantum Indig 10,730,000 Pf., während das Jahr darauf nur 6,700,000 Pf. gewonnen wurden. Im J. 1828 wurden 11,000,000, 1829 nur 7,500,000 Pf. erzeugt. Das Durchschnittsquantum dieser letztgenannten Jahre ist daher 9,000,000 Pf. und kann vorläufig als Jahreserzeugniß der Provinz Bengalen betrachtet werden. Madras ist mit einer jährlichen Durchschnittsquantität von 438,275, Manilla mit 367,200 und Batavia mit 152,000 Pf. anzunehmen.

Übrigens wird in den britischen Colonien, namentlich in Bengalen, die Zubereitungsart des Indigs seit mehren Jahren mit mehr Sachkenntniß, Geschicklichkeit und hinlänglichem Capital betrieben, wodurch außerordentliche Vortheile gewährt werden, sodaß die Cultur und Zubereitung dadurch zur höchsten Wichtigkeit gelangte und jetzt in diesem Lande einen der ersten, wo nicht den ersten, Handelsartikel ausmacht.

Über den afrikanischen Indig gibt Adanson in seinen Reisen an, daß die Eingeborenen die Blätter mit ihren Zweigen, wenn sie noch zart sind, zerstoßen und Kuchen daraus machen, welche an der Sonne getrocknet werden. Wenn sie davon beim Färben Gebrauch machen wollen, zerstoßen sie die Kuchen, geben das Pulver in Gefäße und kochen es mit Wasser beim Feuer. Hierauf nehmen sie denselben weg, tauchen ihre zu färbende Baumwolle und Seide ein, wodurch sie blau werden. Mungo Park sagt in der Beschreibung seiner Reise nach Afrika, daß die Negerinnen, um ihre Kleider dauerhaft blau zu färben, die Blätter der Indigpflanze einsammeln, frisch in einem hölzernen Mörser zerstoßen und in einem großen irdenen Krug mit einer starken Holzaschenlauge, wozu man bisweilen auch Urin nimmt, vermischen. In dieses Gemisch wird hernach das Zeuch eingetaucht und so lange darin gelassen, bis es die rechte Schattirung angenommen hat. Wenn der Indig besonders reichlich gedeiht, so sammelt man die Blätter und trocknet sie an der Sonne, beim nachherigen Gebrauch wird eine hinreichende Menge der getrockneten Blätter in Pulver verwandelt und mit der eben angeführten Lauge vermischt.

Die verschiedenen im europäischen Handel vorkommenden Indigarten sind:

a. Indigo Guatimalo. Die beste amerikanische Sorte; sie wird in lederne Suronen von ungefähr 100 Pf. verpackt. Man unterscheidet flores sobre saliente und Cortex, die sich an Werth ungefähr wie 5 zu 7 und 10 verhalten. Eine die flores an Güte übertreffende Sorte, die aber selten vorkommt, wird Tisani genannt. Der Caracas-Indig, auch La Guayra, wird größtentheils über letztern Hafen ausgeführt. Er kommt jährlich dort dreimal zu Markte und zwar im Ganzen 20,000 Suronen zu 100 Pf. Netto mit 10 Pf. Thara. Der Preis wird nach Prima flores, secunda und tertia Sorte bestimmt. Ein bedeter Mann untersucht die Waare bei der Ablieferung und bestimmt den Preis derjenigen, welche geringer ausfällt. Caracas-Indig wird sehr geschätzt. Nach der von Hrn. v. Humboldt gegebenen Nachricht betrug die Ausfuhr aus Guatimalo im Jahr 1825 1,800,000 Pf.

b. Indig von Domingo (Hayti). Er steht dem Guatimalo in der Qualität etwas nach, ist aber ebenfalls leichter als Wasser. Die beste Sorte, der blaue Indig, hat ein etwas weniger reines, sondern mehr ins Bräunliche gehendes Blau als Guatimalo flor. und ist härter. Die Insel liefert jetzt nicht mehr viel nach Europa. Der Domingo-Indig, welcher vorzüglich im nördlichen Teutschland unter allen amerikanischen Sorten am häufigsten verbreitet wurde, kam über Bordeaux, Havre de Grace, Nantes, Marseille und Hamburg in den deutschen Handel. Er wurde in den französischen Häfen erst sortirt und unter verschiedenen Namen verkauft: als Florindig, fein blau Indig, ordinairer Indig, gefeuerter Indig, Stückchen Indig u. s. w. Unter diesen Sorten ist der Florindig der vorzüglichste. Er gleicht dem Guatimalo, ist specifisch leichter als Wasser; diesem folgt der Feinblaue. Der kupferige wurde so genannt, weil er auf seinem Bruche eine kupferrothe Farbe besitzt; die Rinde desselben hat ein schieferähnliches Blau, er ist dichter und specifisch schwerer als Wasser. Außer dem blauen und kupfrigen Indig bereitet man auf Domingo noch zwei

andere Sorten, die die Eigenschaften der Hauptsorten mehr oder minder getheilt besitzen. Es ist dieses der violette und der taubenhalsfarbige Indig, welche beide den kupferigen übertreffen. Der violette hat etwas mehr Consistenz als der blaue. Der taubenhalsfarbige zeigt auf seinem Bruche ein Gemenge von mehren Farben, seine Schattirung ist purpurviolett. Endlich unterscheidet man auf dieser Insel noch den schieferfarbenen und den matten weißgedupften Indig als die beiden geringsten Sorten. Im Jahr 1770 lieferte St. Domingo zwei Millionen Pf. Indig.

c. Carolina-Indig ist graublau, hart und oft sandig. Er gehört zu den schlechtesten Sorten und wird selten nach Europa gebracht, da Südcarolina mit Westindien und Südamerika nicht Preis halten kann. Louisiana steht dem Indig von Cuba nach und kommt selten in Handel, ebenso Lauro, der früher Curasso-Indig genannt wurde. Im südlichen Theile der Vereinigten Staaten hat in neuern Zeiten der Anbau des Indigs abgenommen, die Plantagen wurden für Baumwollenbau zuträglicher gefunden. In Brasilien geht es ebenso, der mehr verbreitete Kaffeebau verdrängte den des Indigs.

Der in Westindien und dem übrigen Amerika erzeugte Indig wird durch die Engländer, Franzosen, Nordamerikaner, Spanier, Holländer und Dänen zu uns nach Europa gebracht.

d. Ostindischer Indig. Er wird theils aus Bengalen, theils aus Madras, den philippinischen Inseln und Java zu uns nach Europa gebracht. Bengalen hat den Haupthandel in diesem Artikel und versorgt einen Theil Asiens, sowie Europa damit. Seit mehren Jahren wurden auch nicht unbeträchtliche Sendungen nach Amerika gemacht. In einem Schreiben vom Jahr 1823 wurde Bengalens Ausfuhr auf 100,000 Maunds geschätzt, in einem Werth von 3 Millionen Pf. Str., wovon 70,000 Maunds nach England gingen. Bei einem größern Begehr könnten jährlich 200,000 Maunds erzeugt werden. Einer andern Nachricht zufolge erzeugt Bengalen jährlich 18—20,000 Kisten Indig. Der bengalische Indig kommt aus den Provinzen Richnayor, Jessore und Casim-Cazar, der aus Tirhut und Oude wird Indig aus dem Oberland genannt. Der beste bengalische Indig nähert sich dem Guatimalo. Die verschiednen im Handel vorkommenden Sorten sind in ihrer Reihenfolge der Güte nach: blauschwimmend, fein fein violett, gut violett, feinrothzart, gut melirt, gut roth, ordinair gefeuert und gering ordinair.

Der ostindische Java-Indig ist eine vorzügliche Sorte, welche von der holländisch-ostindischen Compagnie zu uns nach Europa gebracht wurde. Er kommt in Tafeln vor, wird in Ballen, Fradeln, Katten von den Holländern genannt, gepackt und verschickt. Seiner Güte nach unterscheidet man ihn in Java-Jacatra, Java-cheribon, Java-Joana und Jappara-Indig, welcher der geringste ist.

Manilla-Indig, von den philippinischen Inseln, ist geringer als der bengalische. Noch unterscheidet man den Kastanien-Indig aus Agra. Der ostindische Indig wird rücksichtlich seiner Güte in nachstehender Benennung in den Handel gebracht, als: Feinblau, Blau, Feinviolett und Blau, Feinviolett, mittel und gut violett, violett und gefeuert, gut und fein gefeuert, gefeuert und ordinär.

Der sogenannte Platt-Indig wird erst in Holland aus Indigstaub zubereitet. Er macht ein Gemeng von verschiednen Indigsorten aus, wozu geschlämmte Kreide genommen wird. Seine Farbe ist heller in viereckigen Tafeln, schwerer und in der Wollen-, Baumwollen-, Leinen- und Seidenfärberei nicht anwendbar. Man bedient sich seiner zum Bläuen der Wäsche, Bestreichen der Wände u. s. w.

Da das reine blaue Indigpigment in den verschiedenen Indigpflanzen sich stets analog erweist, so kann mit Bestimmtheit angenommen werden, daß die Menge und Güte des eigentlichen Pigments viel von der Sorgfalt bei der Bereitung des Indigs abhängig ist, wodurch die im Handel so mannichfaltig vorkommenden Sorten erklärlich werden.

Quantität der Einfuhr. Wir liefern im Auszuge aus Mac-Culloch's Handbuch für Kaufleute die Quantität des aus Ostindien und Amerika nach Europa eingeführten Indigs.

Calcutta Ausfuhr 1829—1830 für 9,616,800 Sicca Rupien Zollhauswerth (also wenigstens 10,000,000 Fl. Conventionsmünze).

Liverpool führte ein in den Jahren: 1828 1829 1830

Suronen . . 360 500 960

dann aus Ostindien Kisten . . . 2220 2050 1430.

Von den 1829 in Großbritannien eingeführten 6,728,281 Pfund Indig kamen aus Ostindien . . . . 5,957,939 Pf.

aus britisch Westindien . . 212,021 "

aus Guatimalo . . . . . 166,139 "

aus Columbien . . . . . 76,211 "

davon wurden wieder ausgeführt . . . . . 4,500,000 Pf.

Der Werth des gesammten eingeführten Indigs betrug in den Jahren 1828 801,393 L. 18 Sh. 4 D. 1829 1,349,315 L. 10 Sh. 7 D. 1830 876,425 L. 5 Sh. 4 D.

Hiervon nach andern Ländern ausgeführt: 1828 591,405 L. 3 Sh. 10 D. 1829 879,528 L. 13 Sh. — D. 1830 821,642 L. 5 Sh. 4 D.

In Hamburg eingeführt:

	Kisten.	Fässer.	Suronen.	Töpfe.
1827	4074	—	842	—
1828	6793	9	336	200
1829	5491	—	306	—
1830	5856	4	648	—
1831	4720	—	471	—
1832	8068	1	263	—
1833	5325	5	236	13.

In Frankreich im Jahre 1827 eingeführt:

zum innern Verkauf: 745,089 Kilogr. Werth 14,881,504 Francs.

zur Wiederausfuhr: 994,745 Kilogr. Werth 19,620,886 Francs.

In Antwerpen eingeführt:

	Kisten	Suronen.
1827	925	407
1828	857	220
1829	1102	398.

St. Petersburg führte ein im J.
1827 19,640 Pud, 1828 17,882 Pud, 1829 18,435 Pud,
1 Pud = 30 Pfund wiener Gewicht.

Triest führte ein im J.
1827 329 Packen, 1828 766 Packen, 1829 499 Packen.

Den neuesten Handelsberichten aus Bombai zufolge wurde die Indigo-Ernte im verflossenen Jahre (1836) auf 112 bis 113,000 Maunds im Betrag von 3½ Millionen Pf. St. geschätzt. Man erwartet, daß die Indigausfuhr folgende sein würde: 76,000 Maunds nach Großbritannien, 21,000 M. nach Frankreich, 8000 M. nach Amerika und 4500 M. nach dem Golf.

Erkennung der Güte des Indigs. Je reiner der Indig ist, desto leichter brennt er mit Hinterlassung weniger Asche und Ausstoßen rother Dämpfe; er ist äußerlich dunkelblau, feurig, lebhaft, glänzend und spielt ins Röthlichblaue, oder die sogenannte blaue Farbe. Beim Zerbrechen zeigt sich die Farbe noch feuriger und lebhafter, als die Außenseite ist; nachdem er zerrieben, spielt seine Farbe mehr ins Röthliche. Etwas angefeuchtet gibt er auf weißem Papier einen Strich, der, wenn er mit dem nassen Finger aus einander zerrieben wird, ganz dunkel, rein und schön blau ausfällt. Im Schmelztiegel glühend verbrannt, muß er einen bläulichrothen Rauch von sich geben, Blasen werfen, weiß glühen, bei verstärktem Feuer eine weiße Flamme über die Oberfläche hinspielen und nur wenig rostfarbene Asche zurücklassen, die bei einer geringern Sorte grau ausfällt. Er muß leicht sein, auf dem Wasser schwimmen, mittelmäßig dick, unbestäubt, weder zu weich noch zu hart, ganz trocken und zerbrechlich sein. Im Bruche darf er nicht körnig, sondern muß gleichförmig, blau oder violettblau sein. In concentrirter Schwefelsäure muß er sich vollkommen auflösen, einen schwarzblauen Liquor darstellen, der auch mit noch so viel Wasser verdünnt, immer eine bläuliche und nie eine andere Farbe annehmen darf. Die Kalien dürfen seine Farbe nicht verändern. Übrigens muß man darauf sehen, daß er trocken ist, da er an feuchten Orten 10—15 Procent Feuchtigkeit anzieht.

Verfälschungen des Indigs. Es ist nicht selten, daß wir den Indig auch verfälscht schon aus Ost- und Westindien erhalten. Die dortigen Indigbereiter verfälschen ihn öfters aus Gewinnsucht mit Asche, Erde, Schiefermehl, Sand, geschlämmter Kreide und zerriebenen Ziegelsteinen. In Ostindien geschieht dieses besonders häufig, wo der Indig mit schleimigen Theilen und Gummi verfälscht wird. Man erkennt dieses dadurch, daß er sich leicht im Wasser erweicht, schleimig wird, und das Wasser viel schleimige Theile auszieht. Häufiger geschieht aber die Verfälschung in Europa selbst, wo man sich außer diesen Zusätzen gewöhnlich noch der Stärke, des Neublaus, der feingestampften wollenen und seidenen Lappen bedient. Der mit Stärke verfälschte Indig wird mit heißem Wasser kleisterartig und mit Schwefelsäure ganz schwarz, da diese das Stärkmehl verkohlt und die Masse erstarrt. Ist der Indig mit Berlinerblau verfälscht, so erkennt man dieses daran, daß die Farbe durch Kalilauge geschwächt wird. Ruß und Harze erkennt man beim Verbrennen durch den Geruch. Die Verfälschungen des Indigs durch Thon, Kalk, Sand, Schiefer u. s. w. soll man leicht ausmitteln, wenn man den Indig auf einem Eisenblech, welches nicht ganz bis zum Rothglühen erhitzt ist, der Wirkung des Feuers aussetzt. Die erdigen Theile bleiben auf dem Eisenblech zurück, während der Indig nur Kohle zurückläßt, welche zuletzt eingeäschert wird. Gewinnsüchtige Handelsleute legen den Indig auch sehr oft an feuchten Orten nieder, wo sie denselben kurz vor der Versendung so lange lassen, bis er an Gewicht beträchtlich zugenommen hat. Betrug dieser Art hat seit mehren Jahren auf dem Continent so sehr überhand genommen, daß man nicht vorsichtig genug beim Einkauf starker Partien zu Werke gehen kann. Weniger nachtheilig, aber doch empfindlich in Hinsicht auf Gehalt an wahrem Indig ist die Mengung der feinen Sorten mit geringern. Dahin gehören: a) die schlechten Bestandsorten, welche aus dicken, schweren, schwärzlichen, mit Schneckenindigstaub eingepuderten wie weiß beschlagenen Klumpen bestehen, aber sich schon durch ihren körnigen Bruch, der noch dazu blässig sein kann, und durch Vergleichung desselben mit der äußern Tünche leicht unterscheiden lassen; b) die gefeuerten oder kupferigen Indigsorten, welche fester und dunkelglänzender sind, sodaß man an ihrem Außern und Innern ein Kupferroth bemerkt; c) der melirte Stückchen-Indig, der Indigstaub und Plattindig.

Das sogenannte Steinen oder Verkleiden ist ebenfalls ein ziemlich häufig vorkommende Verfälschung; man erkennt dieselbe leicht, wenn man die Indigstückchen zerbricht und das Innere gegen das Äußere betrachtet.

Mittel, den Indig zu reinigen. Der im Handel vorkommende Indig enthält gewöhnlich sehr viele unreine Theile, die theils erdiger, theils pflanzenartiger Natur sind, und zuweilen über den dritten Theil seines Gewichts betragen. Von diesen Beimengungen sind besonders ein gelber, im Wasser auflöslicher Stoff, und die erdigen Theile dem Glanze der Farbe nachtheilig, und es ist daher für den Fabricanten und Färber wichtig, die Mittel zu kennen, schlechten Indig zu reinigen, vornehmlich, wenn derselbe für die Auflösung in Schwefelsäure bestimmt ist. Man kennt bis jetzt folgende Verfahren:

1) Kochen mit Wasser. Der fein gestoßene Indig wird in Säckchen gebunden, und so lange mit von Zeit zu Zeit erneuertem Wasser kochend ausgelaugt, bis die Flüssigkeit nicht mehr gelb gefärbt erscheint. Dadurch werden die auflösbaren Pflanzentheilchen und ein Theil der inhärirenden Salze aufgelöst. Man läßt den gereinigten Indig setzen, süßt ihn aus und trocknet ihn.

2) Behandlung mit Salzsäure. Man über-

gießt den gestoßenen Indig mit Salzsäure, und laugt ihn, wenn die Säure nichts mehr aufzulösen im Stande ist, mit Wasser aus. Dieses von Hermbstädt angegebene Verfahren dient vorzüglich dazu, alle erdigen Theile aus dem Indig abzuscheiden. Vorzüglicher erfolgt die Reinigung, wenn man den in Wasser gereinigten Indig dieser Operation unterwirft.

3) Behandlung mit verdünnter Schwefelsäure, welche durch Cossigny und Dr. Rorburgh bei dem frischgefällten Indig empfohlen wurde, um seine Farbe zu erhöhen.

4) Behandlung mit Lauge. Noch wirkungsvoller als Wasser ist die ätzende Kali- und Natronlauge, wenn damit wie mit Wasser verfahren wird. Nach der Operation wird der Indig mit reinem Wasser ausgesüßt. Die alkalische Lauge löst den gelben Stoff, den harzigen und viele andere Theile auf, und läßt den Indigfarbstoff unverändert, obgleich er zuweilen durch diese Behandlung an Glanz verliert, was einem Hervortreten der erdigen Theile zuzuschreiben ist, und dem abgeholfen werden kann, wenn man den Indig zuletzt mit etwas Salzsäure behandelt, welche die erdigen Theile auflöst. Das Kochen wird bei diesem Verfahren eine Stunde gelinde unterhalten, der schleimige Schaum, welcher entsteht, und etwas Indig enthält, wird besonders gesammelt, ausgewaschen und als geringer Indig verwendet. Bei frischgefülltem Indig löst die Lauge auch etwas Pigment auf. Dr. Rorburgh hat dieses Verfahren auch in Ostindien angewendet.

5) Durch Desoxydation, ein Verfahren, welches Roard angegeben, den unreinen Anil- und Waidindig zu reinigen. Man löst den Indig in einer mit Kali versetzten Eisenvitriollauflösung auf, gießt die klare Auflösung ab, und schüttelt sie an der Luft, wodurch der aufgelöste Indig Sauerstoff absorbirt, in reducirten Zustand übergeht, durch Salzsäure gefällt und nachher mit Wasser ausgewaschen wird. Man erhält auf diese Art einen ganz reinen Indig, da indessen das Verfahren sehr mühsam ist, und noch nicht ermittelt worden, ob die Dauerhaftigkeit des Indigs nicht leidet, so sind die vier ersten Verfahren diesem vorzuziehen.

Indig auf den Gehalt an eigentlichem Pigment zu prüfen. Den Indig auf seinen wahren Gehalt an blaufärbendem Pigment zu untersuchen, und mehre Sorten hinsichtlich ihrer Qualität zu vergleichen, ist sehr schwer, indem die anzustellenden Prüfungen Sachkenntniß und Genauigkeit verlangen, und dennoch kein ganz sicheres Resultat gewähren. Nach Berzelius prüft man denselben am zweckmäßigsten: a) mit Chlorwasser, b) mit Eisenvitriol, folgendermaßen:

Chlorprobe. In ein gläsernes Gefäß bringt man eine bestimmte Quantität Chlorwasser, und gibt in kleinen Antheilen von einer abgewogenen Portion feingeriebenen, durch die Reduction gereinigten Indigblau so lange hinzu, als dessen blaue Farbe in eine gelbe umgeändert wird; auf diese Weise erfährt man, wie viel das Chlorwasser Indigblau zu zerstören vermag. Man bringt nun ebenso viel von dem Chlorwasser in das Glasgefäß, und gibt in kleinen Antheilen von dem zu prüfenden Indig so lange hinzu, bis das Chlorwasser darauf zu wirken aufhört. Die hierzu verbrauchte Quantität Indig zeigt dann, daß sich in derselben eine gleiche Menge Indigblau befand, als erforderlich war, um bei der ersten Probe das Chlor wegzunehmen. Diese Prüfung gibt immer ein scheinbar besseres Resultat, als es in der That ist, indem nämlich dabei sowol der Pflanzenleim als das Indigroth und Indigbraun auf das Chlor wirken; indessen ist diese Wirkung unbedeutend und kann übersehen werden. Größere Fehler begeht man leicht dadurch, daß man zuletzt zu viel zusetzt. Man muß jedoch jedesmal die vergleichende Probe mit dem reinen Indigblau machen, weil der Chlorgehalt des Chlorwassers Veränderungen unterworfen ist, und, um sich wegen Anwendung einer zu kleinen Probe nicht zu irren, kann man die Probe mit dem unreinen Indig mit einem fünf- bis zehnmal größern Volumen Chlorwasser, als man bei dem gereinigten Indig nimmt, anstellen.

Vitriolprüfung. Man reibt den Indig zu feinem Pulver, und wiegt ein Quentchen davon ab. Zugleich wiegt man ein Quentchen ganz reinen, aus Muschelschalen oder weißem Marmor gebrannten Kalk ab. Hierauf bringt man in ein graduirtes Glasgefäß ein bis zwei Pfund Wasser, mit einem Theil von diesem Wasser löscht man den Kalk zum Hydrat; mit einem Theil reibt man den Indig ganz fein ab, und mit dem übrigen spült man den Reibstein und Läufer ab. Nun bringt man das Ganze mit Vorsicht, damit nichts verloren geht, in eine Flasche, diese Flasche ferner in ein Gefäß mit heißem Wasser, und erhält sie mehre Stunden bei 80—90° C. in Digestion. Bei dieser Digestion vereinigt sich die Kalkerde mit dem Indigbraun, und der blaue Farbestoff wird frei. Darauf setzt man etwas feingeriebenen kupferfreien Eisenvitriol zu, verkorkt die Flasche, schüttelt sie wohl um, und läßt sie in dem Wasserbade erkalten. Die Masse hat sich alsdann gesetzt; man zieht nun die klare Flüssigkeit mit dem Heber ab, läßt sie in das graduirte Glas bis zu einem gewissen Maße fließen, und läßt den aufgelösten Farbestoff sich oxydiren. Man setzt Salzsäure hinzu, um die Kalkerde aufgelöst zu erhalten und die Oxydation zu beschleunigen. Nachdem die Flüssigkeit sich geklärt hat, wird sie auf einem gewogenen Filtrum filtrirt, der Niederschlag aufgenommen, wodurch man nach dem Auswaschen und Trocknen bei + 100° C. die Menge des Indigblaues erhält. Hatte man zur Probe 200 Theile Wasser genommen, und nun zu der Operation z. B. 50 Theile abgezogen, die zehn Gran Indigblau geben, so enthielt die angewendete Probe 40 Gran davon. Diese Probe ist weit zuverlässiger als die erstere, gibt jedoch stets ein etwas unvortheilhafteres Resultat, als wirklich da ist, weil eine kleine Menge reducirten Indigs vom Kalk, von welchem immer ein kleiner Überschuß da sein muß, zurückgehalten wird.

Beständtheile des Indigs. Chemisches Verhalten. Schon Bergmann zeigte, daß der im Handel vorkommende Indig eine gemengte Masse sei, und schrieb

vor, er müsse, um rein erhalten zu werden, mit Wasser, Säuren und Alkohol ausgelaugt werden, worauf zuletzt nur 47 Procent übrigblieben, welche reines Indigpigment seien. Er fand, daß Wasser 0,12 Extractivstoff, Alkohol 0,06 Harz, Essigsäure 0,22 Kalkerde, und Salzsäure 0,13 Eisenoxyd ausziehe. Bergmann glaubte, die blaue Farbe des Indigs rühre von einer Verbindung des Eisens mit dem Färbestoffe der Pflanze her, gleichwie die Farbe der Tinte aus einer Verbindung jenes Metalls mit dem Farbestoffe der Galläpfel und die Farbe des Berlinerblaus aus einer Verbindung des Eisens mit der Blausäure entsteht.

Nach der Untersuchung von Chevreul zogen Wasser 0,12, Alkohol durch Kochen 0,30, Salzsäure aus dem Rückstande 0,10 nicht zu dem Wesen der blauen Farbe gehörige Substanzen aus dem Indig. Die übrigen 48 Theile hinterließen nach dem Verbrennen 0,03 von dem Gewicht des Indigs Kieselmehl, weshalb also das Gewicht des reinen Färbestoffes nur 0,45 betrug. Er fand, daß der Guatimaloflor, mit welchem er die Prüfung anstellte, unter allen Indigsorten, die er analysirte, der reichste an einem blauen Farbstoffe sei.

Die interessanten Versuche, welche Berzelius angestellt, um die nähern Bestandtheile des im Handel vorkommenden Indigs kennen zu lernen, ergeben vier besondere Stoffe von charakteristischen Eigenschaften. Diese Stoffe bestehen: 1) in einem eigenthümlichen Stoffe, der in seinem Verhalten am meisten dem Pflanzenleim gleicht; 2) in einem braunen Stoffe, den er Indigbraun nennt; 3) in einem rothen Stoffe, Indigroth; und 4) dem eigentlichen blauen Pigment, dem Indigblau. Von diesen sind die drei ersten nicht ganz auflöslich; im Wasser, bei + 60° C. digerirt, erhält man eine gelbgrüne Flüssigkeit, welche einen sehr geringen Rückstand hinterläßt; aber man kann den Indig mit einer ungemein großen Menge Wasser auslaugen, ohne daß dieses aufhört, gefärbt zu werden.

1) Der Indigleim wird erhalten, wenn man feingeriebenen Indig mit einer durch Wasser verdünnten Säure, z. B. Schwefelsäure, Salzsäure oder Essigsäure, digerirt, welche zugleich einige Kalk- und Talgsalze auszieht. Das Ungelöste wird ein Paar Mal mit Wasser ausgekocht. Man erhält eine braungelbe Auflösung, und gewöhnlich wird der meiste Indigleim durch das Waschwasser ausgezogen, da er sich weniger löst, wenn das Wasser sehr sauer ist.

2) Das Indigbraun ist in größerer Menge als der Indigleim vorhanden. Es ist im Indig bisweilen mit Kalkerde, von der es sich durch Säuren trennen läßt, und bisweilen mit einer Pflanzensäure verbunden. Das Indigbraun wird aufgelöst, wenn der mit Säuren behandelte Indig mit einer concentrirten Kalilauge übergossen und gelind erhitzt wird. Die Masse wird augenblicklich schwarz, und der Indig schwillt in dem Maße, als das Alkali das Indigbraun auflöst, zu einem lockern Magma auf. Die Flüssigkeit geht schwer durch das Filtrum, und ist so dunkel, daß sie nur in dünnen Kanten gegen die Flamme einer Kerze durchscheinend ist. Wenn man den auf dem Filtrum gebliebenen Indig mit Wasser auswäscht, so wird das Durchgehen grün oder blaugrün, geht aber äußerst langsam durch. Die Ursache dieser Füllung ist, daß ein Theil Indig in einer verdünnten alkalischen Lösung vom Indigbraun aufgelöst wird; wenn man von der Filtration die Flüssigkeit mit Wasser verdünnt, so geht sie nur grün durch und enthält überdies den Indig so fein zertheilt, daß sie in längerer Zeit nicht klar wird. Aus der schwarzbraunen alkalischen Lösung fällen Säuren einen schwarzbraunen oder fast schwarzen Stoff als eine voluminöse, halbgallertartige Masse. Die schwarzbraune Farbe derselben rührt von dem Indigblau her, welches mit derselben vereinigt ist. Dies scheidet man ab, indem man den gewaschenen Niederschlag in kohlensaurem Ammoniak löst, die Lösung zur Trockne verdunstet, das auf den Rückstand in sehr wenig Wasser auflöst und filtrirt, wobei das Indigblau mit einer Portion Indigbraun auf dem Filtrum bleibt, sich aber, wenn man es auswaschen versucht, mit blaugrüner Farbe auflöst, wodurch endlich eine Portion reines Indigblau ungelöst zurückbleibt.

3) Das Indigroth (früher rothes Indigharz genannt). Es wird erhalten, wenn man den mit Säure oder Alkali behandelten Indig mit Alkohol von 0,8 kocht. Es ist in Alkohol sehr schwer löslich, ja so lange dieser kalt ist, fast unlöslich; daher ist ein öfteres Kochen mit neuen Portionen Alkohol erforderlich, wenn man den Indig ganz davon befreien will. Am Ende wird der Alkohol stark dunkelroth hellblau und erhält nun Indigblau aufgelöst. Die erhaltenen Auflösungen des Indigroths in Alkohol sind so tief dunkelroth, daß sie kaum durchsichtig sind.

4) Indigblau, welches das eigentliche blaufärbende Pigment des Indigs ist, bleibt nach der Behandlung mit Alkohol zurück, ist aber dann noch nicht völlig rein, sondern enthält theils einen Rückstand von den zu vor genannten Stoffen, welche die angewandten Reagentien nicht bis auf die letzten Portionen auszuziehen vermochten, theils Sand und andere Unreinigkeiten. Um daraus das Indigblau ganz rein zu erhalten, mischt man das Unreine noch feucht, oder nach dem Trocknen zu höchst zarten Pulver zerrieben, mit dem doppelten Gewichte des rohen Indigs an ungelöschtem Kalke, welcher kurz vor der Zumischung in Kalkhydrat verwandelt ist. Darauf bringt man die Masse in eine Flasche, die das Wasser ungefähr das 150fachste Gewicht des Indigs aufnehmen kann, füllt sie mit siedendheißem Wasser und schüttelt um. Nun setzt man $^{2}/_{3}$ vom Gewichte des Kalkes an schwefelsaurem Eisenoxydul hinzu, welches in wenig siedendem Wasser gelöst worden ist, pfropft die Flasche und schüttelt sie wohl um. Man läßt sie einige Stunden an einem warmen Orte stehen, allmälig wird die Masse grün, das Eisenoxydul, welches vom Kalkhydrat niedergeschlagen worden ist, oxydirt sich zu Eisenoxyd auf Kosten des Indigblaus, und dieses, seines Sauerstoffs

m Theil beraubt, verbindet sich mit dem Kalke zu einem
Wasser löslichen Körper, wobei die Flüssigkeit, in
Kasse ihrer Concentration, eine citronengelbe oder sogar
angelbe Farbe annimmt. Statt des Kalkhydrats kann
an auch kaustisches Kali oder Natron bei diesem Ver-
che anwenden. Nachdem sich die Flüssigkeit geklärt hat,
mmt man das Klare mit einem Heber ab, laugt den
ückstand mit warmem Wasser aus, und filtrirt es durch
ießpapier. Sobald diese Lösungen die Luft berühren,
en sie augenblicklich Indigblau ab, das sich durch Aufs
bme von Sauerstoff aus der Luft wieder gebildet hat,
id das die Salzbase, durch welche es aufgelöst war,
t sich fällt. Dabei nimmt es wenigstens zum Theil
fremden Stoffe mit, die zugleich aufgelöst gewesen
n können. Dem kann man aber zuvorkommen, wenn
an die gelbe Lösung in ein mit Salzsäure gemischtes
Wasser fallen läßt; dieses hält dann die fremden Stoffe
rück, nimmt dadurch eine gelbe Farbe an, und hinter-
ßt nach dem Verdunsten ein Wenig eines extractähnli-
en Stoffes, welcher nicht vom Quecksilberchlorid oder
m Gärbestoffe gefällt wird. Setzt man die Säure nicht
Überschusse zu, so ist die Flüssigkeit, aus der sich das
ndigblau niederschlägt, farblos, und die Säure wird
cht von dem gefällten Indigblau gefärbt. Den umge-
deten Farbestoff schüttelt man mit Wasser, bis er we-
g blau geworden ist, bringt ihn dann auf ein Filtrum
id wäscht die freie Säure und das Chlorcalcium aus.
eine Farbe ist nunmehr nicht rein blau, sondern hat
nen Stich ins Purpurrothe, welches besonders nach
m Trocknen merkbar ist, und von einem besondern me-
llischen Glanze herrührt, der beim Drücken und Reiben
nz metallisch, fast dem des Kupfers ähnlich wird. Reibt
an es zu Pulver, am liebsten mit einem ungefärbten
toffe, so wird es wieder blau. Aus diesem Grunde
igt der größere oder geringere Stich ins Purpurfarbene
im Indig, den verschiedenen Reichthum desselben an
blau. Das Indigblau besitzt in diesem gereinigten Zu-
nde folgende Eigenschaften: Es ist ohne Geruch und
eschmack, äußert durchaus keine Reaction einer Säure
der Base und gehört, hinsichtlich seiner chemischen Ver-
andtschaften, zu den indifferentesten Körpern. Es ist
alöslich im Wasser. Siedender Alkohol färbt sich darin
au, wird aber gewöhnlich nach einiger Zeit farblos,
achdem er eine Spur von Indigblau abgesetzt hat, we-
er verdünnte Säuren noch Alkalien lösen es auf. Chlor
rstört das Indigblau augenblicklich und macht es rost-
elb. Jod wirkt auf nassem Wege nicht darauf; wenn
s aber in trockener Form mit ihm gemischt und erhitzt
wird, so zerlegt es den Indig. Mit Schwefel und Phos-
hor kann das Indigblau nicht vereinigt werden. Alle
Körper, welche eine große Verwandtschaft zum Sauerstoff
haben, und welche in Berührung mit einem Alkali oder
einer alkalischen Erde das Indigblau treffen, oxydiren sich
auf Kosten desselben und versetzen es in farblosen Zu-
stand, wobei es sich mit dem Alkali oder der alkalischen
Erde verbindet und in Wasser löslich wird. Von con-
centrirter Schwefelsäure, besonders von der rauchenden,
wird das Indigblau augenblicklich aufgelöst, mit Wärme-
entwickelung aber ohne Entwickelung von schwefelichter
Säure. Das Indigblau wird hierbei auf eine eigenthüm-
liche Weise verändert. Es behält zwar seine Farbe, die
Lösung ist stark und rein blau, und theilt einer sehr
großen Menge Wasser bedeutend Farbe mit, aber es
hat sich nun ganz und gar in eine Saftfarbe verwan-
delt. Von Salpetersäure wird das Indigblau mit großer
Leichtigkeit zersetzt, und gibt die eigenen sehr merkwürdi-
gen Producte, welche man Indigsäure und Indig-
bitter genannt hat.

Das reine Indigblau auf vorstehende Weise ge-
wonnen, hat eine ins Purpurrothe stechende Farbe, zeigt
den charakteristischen Kupferglanz im hohen Grade. Bei
290° gibt es einen purpurnen Rauch, sublimirt sich in
glänzenden purpurnen Blättchen, zarten Nadeln in Ap-
paraten, wo die Luft Zutritt hat, wobei jedoch ein nicht
unbedeutender Theil zerstört wird, es bleibt Kohle zurück;
rasches Erhitzen liefert mehr Sublimat. Letzteres enthält
eine ölige, braune Substanz, die man in warmem Alko-
hol auflösen und dadurch beseitigen kann; das specifische
Gewicht ist 1,35 nach Erum. Das Indigblau besteht
nach Dumas aus 72,34 Kohlenstoff, 11,13 Stickstoff,
3,93 Wasserstoff und 12,60 Sauerstoff.

Es wurde auch von andern Chemikern zerlegt. Nach-
stehendes ist das Ergebniß ihrer Analysen:

	Sublimirter Indig nach Walter Erum	Nach Ure	Krystallisir- ter gefällter	Sublimirter nach Le Royer
Kohlenstoff	73,22	71,37	73,26	74,81
Sauerstoff	12,60	14,25	10,43	7,88
Stickstoff	11,26	10,00	13,81	13,98
Wasserstoff	2,92	4,38	2,50	3,33
	100	100	100	100.

Nach der neuesten Analyse von Dumas:

Kohlenstoff	73
Sauerstoff	12,2
Stickstoff	10,8
Wasserstoff	4
	100,0.

Reducirter Indig. Der reducirte Indig wird
durch leicht oxydirbare Stoffe, bei Vorhandensein von
Alkalien oder alkalischen Erden mit Indigblau erhalten,
z. B. durch unvollkommen oxydirte Körper, welche ein
Bestreben haben, sich vollständiger mit Sauerstoff zu ver-
binden, als durch schwefelige phosphorige Säure und de-
ren Salze, durch Eisenoxydul (bei der Vitriolküpe, Fa-
venceblau), Zinnoxydulsalze und die diesen entsprechende
Chlorverbindungen, als Zinnchlorür, Eisenchlorür, Zinn-
oxydulkali (Schilderblau, Kastenblau). Findet in solchen
Fällen, bei Vorhandensein von freiem Alkali, eine Re-
duction des Indigblaus statt, so oxydiren sich die genann-
ten Materien auf Kosten des Sauerstoffes des Indig-
blaus, Eisenoxydul, Zinnoxydul werden Oxyde, schwefli-
saure Salze werden zu schwefelsauren Salzen u. s. w.
Außer den genannten Stoffen wirken auch noch mehre

Schwefelmetalle auf Indigblau unter denselben Bedingungen reducirend, sowol + als — elektrische, als Schwefelkalium, Schwefelcalcium, Schwefelspießglanz, Schwefelarsenik (Opermentküpe, Schilderblau), auch Schwefelsalze, besonders solche, die das gelbe Schwefelarsenik enthalten. Eine gleiche Wirkung äußern gährende vegetabilische Substanzen auf das Indigblau, als Waid, Krapp, Kleie, Melasse, Stärkesyrup, wahrscheinlich durch Erzeugung von Kohlen- und Essigsäure auf Kosten des Sauerstoffes des Indigblaus, die Essigsäure und essigsaure Salze finden sich in der Flüssigkeit der warmen Waidküpe, wo man den Indig durch Krapp, Waid, Kleie reducirt.

Das farbenlose reducirte Indigblau darzustellen, wird gereinigtes Indigblau mittels Eisenvitriol und Kalk aufgelöst, die ganz klare, hellweingelbe Flüssigkeit mittels eines Hebers in eine Flasche gebracht; jetzt gibt man einige Tropfen ausgekochte luftfreie Essigsäure oder concentrirte Schwefelsäure hinzu und verstopft die Flasche völlig gefüllt. Es schlägt sich nun der aufgelöst gewesene reducirte Indig in weißen Flocken, Krystallschüppchen, nieder. Man süßt die Masse auf einem Filter mit luftfreiem ausgekochtem Wasser aus, preßt ihn zwischen ungeleimtem Papier aus, und trocknet denselben im luftleeren Raum. Man kann auch mittels schwefelsauren Ammoniaks das Indigblau reduciren und auflösen, und den aufgelösten Indig mit Salzsäure niederschlagen. Der reducirte Indig ist theils weiß im Moment der Ausscheidung, theils grünweiß von Farbe, seidenglänzend, wird sehr leicht grünlich und blaugrün an der Luft, sodann blau, wobei er nach Liebig 11,5 Proc., nach Berzelius 4,2 Proc. Sauerstoff aufnimmt. Er ist geruch- und geschmacklos, in Wasser auflöslich, ausgekochtes, völlig luftfreies Wasser verändert ihn nicht, aber frisches lufthaltendes färbt ihn blau; er löst sich in Alkoholäther mit gelber Farbe nicht in verdünnten Säuren, aber in concentrirter Schwefelsäure, wobei wahrscheinlich eine theilweise Zersetzung dieser, und Bildung von Unterschwefelsäure stattfindet; die Farbe der Auflösung ist blau. Ätzende Alkalien, auch die kohlensauren Salze derselben und alkalische Erden lösen den reducirten Indig leicht mit weingelber Farbe auf, allein in Berührung mit Luft werden diese Lösungen sogleich verwischt, es oxydirt sich der reducirte Indig und scheidet sich als Indigblau aus, einen purpurnen, ins Kupferrothe gehenden Schaum bildend, welcher sich auf der kalten und warmen Indigküpe zeigt und andeutet, daß die Küpenflüssigkeit reducirten löslichen Indig enthält; je schöner diese Blumen der Oberfläche sich zeigen, desto mehr Indig hat sich bereits aufgelöst.

Der reducirte Indig läßt sich auch mit andern Basen durch doppelte Wahlverwandtschaft verbinden, ausgenommen mit Kupfer-, Zink- und Quecksilberoxyd, welche ihn oxydiren; diese Verbindungen sind weiß, zum Theil krystallisch, werden an der Luft schnell blau, und geben bei der Sublimation Indigblau. Berzelius hat mit Kalk eine zweifache Verbindung entdeckt, eine im Wasser leicht lösliche, und eine schwerlösliche citronengelbe, welche einen Überschuß an Kalk enthält. Sie bildet sich in der kalten und warmen Indigküpe, in letzterer bei einem zu reichlichen Zusatz von Kalk. Diese Verbindungen des reducirten Indigs mit Basen kann man nicht als Salze betrachten, da die alkalische Reaction der letzteren dadurch nicht aufgehoben ist.

Das farbenlose reducirte Indigblau (weißer Indig) wird entweder dadurch erzeugt, daß dem Indig Sauerstoff entzogen oder Wasserstoff an ihn abgegeben wird. Die directe Analyse zeigt nach Dumas, daß er aus 32 Atomen Kohlenstoff, 12 Atomen Wasserstoff, 2 Atomen Stickstoff und Atomen Sauerstoff besteht, also 2 Atome Wasserstoff mehr enthält als der blaue Indig.

Auflösliches Indigblau. Coerulin, Phoenicin. Behandelt man reines ausgeschiedenes Indigblau mit rauchender Schwefelsäure, so löst es sich dann leicht unter Wärmeentwickelung auf, gewöhnliche Schwefelsäure, selbst ganz concentrirte, löst es nicht so gut auf. Man rechnet sechs Theile rauchende Schwefelsäure auf einen Theil Indigblau, eine Erhöhung der Temperatur ist zur Beschleunigung der Auflösung dienlich. Durch die Einwirkung der Säure wird die Natur des blauen Pigments auf eine ausgezeichnete Art verändert, ohne daß aber die Intensität der Farbe beträchtlich leidet. Es entsteht eine blaue Verbindung mit Schwefelsäure, zweitens eine solche mit erzeugter Unterschwefelsäure, und drittens eine Verbindung von Schwefelsäure mit Indigpurpur (Phönicin). Diese drei Verbindungen sind in einem Überschuß von Schwefelsäure aufgelöst. Je concentrirter die Schwefelsäure ist, je mehr sie wasserleere Säure enthält, desto mehr erzeugt sich blaue Unterschwefelsäure. Die Lösung der reinen Indigblaus in Schwefelsäure färbt 500,000mal so viel Wasser deutlich blau, sie erscheint nach Döbereine als eine prächtig purpurrothe, in den Kanten durchsichtige Flüssigkeit, welche in der Kälte zu einer carmoisinrothen Masse erstarrt, an der Luft raucht und im Wasser ohne Rückstand und mit tiefdunkelblauer Farbe gelöst wird.

Sättigt man die Säure in der schwefelsauren Indigauflösung durch Kali, oder versetzt man sie mit Salmiak, Kochsalz, GlauberSalz, Alaun oder Weingeist, so bleibt sie blau, läßt aber ein blaues Pulver fällen, das man bis jetzt als durch Schwefelsäure veränderten Indig betrachtete, und mit dem Namen blauer Carmin, gefällter Indig bezeichnete, das aber nach den Versuchen von Walter Crum eine Verbindung von verändertem Indig mit einem schwefelsauren Salze ist, welche er Cärulin nennt. Walter Crum betrachtet es als chemisch mit 4 Atomen Wasser verbundenen Indig, oder Kohlenstoff 57,18, Stickstoff 8,79, Sauerstoff 29,32, Wasserstoff 4,71. Phönicin, welches nach Crum nur 2 Atome Wasser, oder Kohlenstoff 64,62, Stickstoff 9,91 Sauerstoff 21,94, Wasser 3,98 enthält, ist von dem Cärulin ganz verschieden. Es wird gebildet, wenn die Wirkung der Schwefelsäure auf den Indig in einer gewissen Periode unterbrochen wird; die Darstellung desselben ist folgende: Man reinigt den Indig von seiner Unreinigkeit durch Kochen mit Schwefelsäure, die mit drei Thei-

len Wasser verdünnt ist, und schüttelt einen Theil des so gereinigten Indigs mit sieben bis acht Theilen starker Schwefelsäure in einer verstopften Flasche, bis er eine bouteillengrüne Farbe angenommen hat, verdünnt die Flüssigkeit dann mit viel destillirtem Wasser und bringt sie aufs Filtrum; so läuft sie Anfangs farblos, später blau durch, und nach einiger Zeit geht der umgeänderte Indig gänzlich durchs Filtrum. Man versetzt die blaue Auflösung mit etwas salzsaurem Kali, worauf das Phönicin als ein schön purpurrother Körper (Indigpurpur) gefällt wird. Phönicin ist nach dem Trocknen bräunlichschwarz, wird durch alle salzigen Körper purpurroth gefällt, indem es sich mit diesen verbindet. Es scheint nach Crum zwischen Indig und Cärulin in der Mitte zu stehen. In dem Phönicin ist der Indig modificirt, daß zwei Atome desselben nur eins ausmachen. Dumas nennt diese Verbindung Schwefelpurpursäure, welche mit Kali ein in reinem Wasser lösliches purpurrothes Salz bildet.

Das Indigblau verhält sich gegen Säuren nicht wie eine Salzbase, sondern eher wie eine Säure.

Indigsäure, Isatinsäure und Indigharz. Doctor Buff gibt in Schweigger's Jahrbuch der Chemie und Physik (1827. Heft 9. S. 38—59) eine sehr ausführliche Untersuchung über Indigsäure und Indigharz, woraus hier das Wichtigste mitzutheilen ist. Indigsäure wird bereitet, wenn zu kochender sehr verdünnter Salpetersäure feingepulverter Indig in kleinen Portionen gebracht wird. Der Indig zersetzt sich augenblicklich, sowie er mit der Säure in Verbindung kommt, unter heftigem Aufschäumen; so lange Aufbrausen bemerklich ist, wird fortwährend Indigpulver hinzugesetzt, und von Zeit zu Zeit etwas heißes Wasser zugegossen, damit bei fortgesetztem Kochen die Flüssigkeit nicht zu sehr concentrirt. Das sich dabei entwickelnde Gasgemenge besteht aus salpetriger Säure und Kohlensäure zu gleichen Theilen. Die nach Beendigung der Operation erhaltene gelbe Flüssigkeit wird heiß von der zugleich gebildeten harzigen Materie abgegossen und erkaltet, worauf undeutliche Krystalle von Indigsäure anschießen. Wenn man diese in heißem Wasser auflöst und mit Kali neutralisirt, so zeigt sich selbst beim Erkalten kein Niederschlag, daher die Flüssigkeit keine Kohlenstickstoffsäure enthält, wenn hinreichend schwache Salpetersäure angewendet wird. Die so bereitete Indigsäure ist jedoch durch einen harzigen Körper (Indigharz), welcher sich zugleich erzeugt, verunreinigt. Sie wird daher in Wasser aufgelöst, mit Bleiglätte gekocht und von dem entstandenen gelben Niederschlag abfiltrirt. Die abfiltrirte gelbe Flüssigkeit, welche süßlichbitter schmeckt, wird mit Schwefelsäure neuerdings zersetzt und kochend filtrirt. Aus dem blaßgelben Filtrate setzen sich beim Erkalten weißliche, ins Gelbe spielende Nadeln von Indigsäure ab. Sie werden in heißem Wasser aufgelöst, mit kohlensaurem Baryt neutralisirt und concentrirt. Nach dem Erkalten schießen gelbe, glänzende, ziemlich harte Nadeln von indigsaurem Baryt an. Die Mutterlauge wird abgegossen, die Krystalle mit wenig kaltem Wasser gewaschen, von Neuem in heißem Wasser aufgelöst und durch Säure zersetzt, wodurch schneeweiße concentrisch gruppirte Nadeln von Indigsäure erhalten wurden. Die Mutterlauge und das Waschwasser des indigsauren Baryts liefern durch fortgesetztes Concentriren noch eine bedeutende Menge von krystallisirtem indigsaurem Baryt. Die dargestellte Indigsäure zeichnet sich durch folgende Eigenschaften aus: Die krystallisirte Säure, welche im Wasser sehr voluminös erscheint, schwindet getrocknet außerordentlich zusammen, und verliert fast ganz ihr krystallinisches Ansehen. Sie besitzt eine glänzendweiße Farbe und Seidenglanz, schmeckt schwach säuerlich und bitter, röthet Lackmuspapier sehr schwach, ist in heißem Wasser und Alkohol in jedem Verhältnisse, im kalten aber nur schwierig auflöslich. Sie ist flüchtig, denn in einer Glasröhre erhitzt, schmilzt sie und sublimirt sich, ohne zersetzt zu werden, und selbst bei gewöhnlicher Temperatur verbreitet sie einen säuerlich stechenden Geruch. Geschmolzene Indigsäure krystallisirt in deutlichen sechsseitigen Tafeln. In offenen Gefäßen erhitzt, entzündet sie sich sehr leicht und brennt mit einer viel Kohle absetzenden Flamme. Mit concentrirter Salpetersäure gekocht, wird sie in Kohlenstickstoffsäure verwandelt. Die Indigsäure geht mit allen Salzbasen Verbindungen ein, und treibt aus kohlensauren Salzen die Kohlensäure aus. Die Salzverbindungen sind meistens von gelber Farbe. Einige erhitzen sich, ohne zu detoniren, und brennen wie Pulver ab. Die Indigsäure besteht nach Buff's Analyse aus 7,223 Stickstoff, 46,244 Kohlenstoff und 46,531 Sauerstoff. Sie besitzt einerlei Sättigungscapacität mit der Kohlenstickstoffsäure, und ihr stöchiometrischer Werth ist 247,2.

Indigharz wird zu gleicher Zeit mit der Indigsäure gebildet. Buff erhielt aus 10 Theilen des feinsten ostindischen Indigs nicht ganz einen Theil des braunen Indigharzes.

Verhalten des gewöhnlichen Indigs gegen chemische Agentien. Der gewöhnliche im Handel vorkommende Indig, als ein Gemenge von Indigblau, Indigroth, Indigbraun und Indigleim betrachtet, zeichnet sich in Beziehung gegen chemische Agentien durch folgende charakteristische Kennzeichen aus:

Wasser löst den Indig nicht auf, zieht aber sehr viele gelbe extractionsstoffhaltige Theile aus. Erhitzter Alkohol löst etwas Indig auf, und wird dadurch schön blau gefärbt, das aufgelöste Pigment präcipitirt sich aber in der Kälte wieder vollkommen, übrigens löst der Weingeist zuerst den gelben, dann einen rothen und zuletzt einen braunen Stoff aus. In Äther, flüchtigen und fetten Ölen ist er unauflöslich. Wässerige Kaliauflösungen wirken nicht auf den Indig, stärkere zersetzen einen Theil und färben sich gelblich. Verdünnte Säuren, mit Ausnahme der Salpetersäure, die ihn zersetzen, indem sie ihn Anfangs gelb, später rostbraun macht, wirken nicht auf ihn. Salzsäure zersetzt selbst in der Siedhitze nur ganz wenig Indig, und färbt ihn gelblich. Essig-, Citronen-, Weinstein-, Phosphor-, Fluß-, verdünnte Schwefel- und andere Säuren lösen nur die erdigen Theile auf. Eine sehr verdünnte Mischung von Schwefel-, Salz- und Salpetersäure löst den Indig langsam auf, und verwandelt ihn in ein schönes Gelb. Wasserfreie Schwefelsäure löst

den Indig unter Wärmeentwickelung mit gelber Farbe auf, wobei sich schweflige Säure entwickelt. Gießt man Wasser zu dieser Auflösung, so färbt sie sich augenblicklich blau. Leitet man den aus wasserfreier Schwefelsäure bestehenden Dampf aus zerstücktem Indig, so bildet sich nach Döbereiner unter Erhitzung von Blasenwerfen eine schöne purpurrothe Flüssigkeit, die zu einer festen carmoisinrothen Masse erstarrt, und sich in Wasser unter Abscheidung von etwas Kohle mit blauer Farbe auflöst. Fourcroy und Vauquelin erhielten Benzoesäure, als sie den Indig in der Wärme mit Schwefelsäure behandelten, die Flüssigkeit von dem darauf befindlichen Harze befreiten und zur Krystallisation hinsetzten. Vauquelin hat die Desoxydation des Indigs auch durch Schwefelwasserstoff dargethan. Dieser Versuch beweist zwei merkwürdige Umstände: 1) daß der Sauerstoff oder ein Theil desselben im Indig gewissermaßen vom Dasein der andern Bestandtheile unabhängige Existenz hat, weil man ihn willkürlich dem Indig entziehen oder zurückgeben kann, ohne die Natur des Färbestoffes zu zerstören; 2) daß der Kohlenstoffgehalt mit der Farbe des Indigs in keiner Beziehung stehe, weil er am meisten Kohlenstoff in jenem Zustande enthält, in welchem er ungefärbt erscheint. Quecksilber soll nach Brugnatelli und Döbereiner mit Indig ein Amalgam bilden.

Interessant ist das Verhältniß des Indigs zum Kreosot. Sowol reines Indigblau als auch gewöhnlicher, im Handel vorkommender Indig wird im Kreosot in der Wärme aufgelöst. Bis zur Zeit sind aber noch keine entscheidende Versuche mit dieser Auflösung in der Druck- und Färbekunst unternommen worden; es läßt sich aber vermuthen, daß die Kreosotindigauflösung theilweiser Anwendung fähig sein dürfte.

Grüner Indig. Barasitgrün. Ein im Handel vorkommender grüner Indig, wovon Bancroft im J. 1790 und unter der Benennung Barasitgrün im J. 1793 Proben aus Ostindien erhielt, entsprachen der gehegten Hoffnung nicht, echt grüne Indigfarbe damit darzustellen. Auch ich erhielt im J. 1801 zu einer Zeit, wo mir die erste Ausgabe von Bancroft's Werk noch nicht bekannt war, eine Probe dieses olivengrün gefärbten Indigs über Holland, den ich der sorgfältigsten Prüfung unterzog. Aus meiner Untersuchung ging hervor: 1) daß der grüne Indig im aufgelösten Zustande (zum Färben verwendet) dieselben Eigenschaften besitze, als der gewöhnliche blaue; 2) daß er ein Gemenge von blauem Indig und einer gelbfärbenden Substanz sei, welche letztere aus der Indigpflanze ausgezogen und durch die Operation der Schlagküpe mit demselben zugleich als Körper niedergeschlagen worden; 3) daß die Farbe, wenn sie auch nach der Austragung in die olivenfarbige Schattirung sich neigt, durch das Auswaschen blau werde; 4) daß der gelbfärbende Stoff, welcher dem blauen Indig beigemengt ist, von keinem Nutzen sei, im Gegentheil den Werth des blauen Indigs hinsichtlich des Gewichts benachtheilige. Um sich von 2) und 3) hinreichend zu belehren, brachte ich einen Theil des grünen Indigs in feingepulvertem Zustande in einen leinenen Beutel, und kochte denselben so lange in frischem Wasser aus, bis keine gelbe Substanz mehr ausgezogen wurde. Bei Eröffnung des Beutels fand ich einen blauen Indig vor, der nicht so lebhaft als der käufliche Indig aussah. Getrocknet hatte er beinahe $^1/_4$ seines Gewichts verloren. Der so ausgekochte Indig wurde in der Färberei zur typischen Farbe verwendet. Die Auflösung zeigte dieselbe Farbe, wie die des blauen; auf baumwollenes Gewebe getragen, hatte die Farbe keinen Olivenschein mehr, und erschien nach dem Auswaschen rein blau.

Im J. 1837 erhielt die Société industrielle zu Mühlhausen von Herrn Césard aus Batavia einen olivengrünen Indig, welchen der Ausschuß für Chemie dem Herrn Gustav Schwarz zur Untersuchung übergab. Schwarz fand denselben in seinen Eigenschaften als Farbmaterial ganz analog mit dem von Bancroft und mir untersuchten Barasitgrün. Aus seiner Untersuchung resultirt noch: 1) daß das Barasitgrün keinen grünen Färbestoff enthält, sondern daß seine grünliche Farbe durch die Vereinigung der gelben, in Wasser löslichen Substanz, des Pflanzenleims und Indigbraun mit dem Indigblau entsteht; 2) daß diese grüne Substanz weder für die Färberei noch für die Druckerei von Nutzen ist; 3) daß sie im Gehalt an Indigblau den schlechtesten im Handel vorkommenden Indigsorten nachsteht, indem sie davon blos zehn Procent enthält.

100 Theile Barasitgrün bestehen nach Schwarz aus:

10,4	gelber Materie,
35,5	Pflanzenleim und Salzen,
39,2	Indigbraun,
5,1	schleimiger Materie,
1,0	Indigblau,
100,0.	

Darstellung der Körperfarben aus dem Indig. Unter diesen zeichnen sich im Handel der Indigcarmin und das Neu- oder Waschblau aus. Indigcarmin, Cärulin, auch präcipitirter Indig und Wunderblau genannt. Man löst Indigblau in zehn Theilen concentrirter Schwefelsäure auf, verdünnt die Auflösung nach 24 Stunden mit dem zehnfachen Gewicht Wasser, filtrirt und setzt kohlensaures Kali, die Säure unvollkommen neutralisirend, hinzu, wodurch ein blaues Pulver niederfällt. Es ist ein dunkelblaues, kupferglänzendes Pulver, löst sich in 140 Theilen kaltem, weit leichter in kochendem Wasser auf. Aus käuflichem Indig bereite ich diesen Indigniederschlag nachstehender Weise: 16 Loth feingepulverten blauen ostindischen Indigblau rühre man mittels eines Glasstäbchens portionenweise in einen in kaltes Wasser gestellten steinernen oder porzellainenen Topf mit 2 Pfund rauchender Schwefelsäure zusammen, lasse das Gemisch 24 Stunden lang ruhig stehen, und setze 6 Pfund helles Flußwasser nach und nach hinzu, sodaß die Indigauflösung nur nach und nach erwärmt wird. Es werden nun $3^1/_2$ Pfund gute Potasche in 6 Pfund Wasser gelöst, die Lösung durch Leinwand geseiht, stehen gelassen, bis die Lauge ganz erkaltet ist, und so lange von der wasserhellen Kalilauge der Indigauflösung unter beständigem Umrühren zugegeben, bis kein Aufbrausen mehr bemerkbar

ist. Das Verhältniß der Kalilauge richtet sich übrigens nach der Stärke einer guten oder geringern Potasche. Zu viel Kalilauge zerstört die Farbe und macht sie grünlich. Man hat auch besonders darauf zu sehen, daß die Potasche möglichst rein und weder Kieselerde noch Schwefelwasserstoff enthält, weil letzteres insbesondere die Farbe schmutzig, gräulich oder grünlichgelb macht. Wenn die Schwefelsäure der Indigauflösung durch Kalilauge vollkommen gesättigt ist, filtrirt man das Ganze durch einen dichten Spitzbeutel von weißem Filz. Im Anfange des Filtrirens, so lange der Spitzbeutel Indigniederschlag durchläßt, gießt man die Flüssigkeit wieder auf, welches vier- bis fünfmal wiederholt wird. Die ablaufende gräulichblaue Flüssigkeit enthält das schwefelsaure Kali, der Indigniederschlag bleibt im Spitzbeutel zurück. Um letztern möglichst salzfrei zu bekommen, laugt man ihn noch einige Male mit heißem Wasser aus. Diesen purpurfarbenen Präcipitat in Form eines Teiges verwahre man in hermetisch geschlossenen Gefäßen, weil er große Neigung besitzt, leicht zu schimmeln, oder man trockne denselben sorgfältig ab, und verwahre ihn in geschlossenen Schachteln. In Wasser zertheilt, stellt er ein äußerst schönes lebhaftes Blau von außerordentlicher Ergiebigkeit dar, indem nur wenig davon eine beträchtliche Quantität Wasser überaus reichlich blau färbt. Man verwendet dieses Blau zum Bläuen weißgebleichter baumwollener und leinener Stoffe und zur Darstellung des sogenannten Neu- oder Waschblau.

Neu- oder Waschblau wird bereitet, wenn Stärkmehl mit dem Indigniederschlage vermischt und trocken gemacht wird. Die Vermischung des Blauen geschieht durch Reiben der mit etwas lauwarmem Wasser angemachten Stärke. Sobald die Mischung gleichförmig ist, breitet man sie in hölzernen Kisten auf Glasplatten oder auf Weißblech aus, schneidet sie später in kleine viereckige Tafeln, und läßt sie dann im Schatten an einem dunkeln staubfreien Orte, weil das Licht auf die Schönheit der Farbe nachtheilig einwirkt, trocknen. Das Verhältniß des Cärulins zur Stärke ist nach der Farbe, welche das Neublau erhalten soll, verschieden; zu feinem nimmt man gewöhnlich 5 Pfund, zu mittelfeinem 4, und zu geringem 3 Pfund auf 100 Pfund Stärkmehl. Das Stärkmehl muß rein und vollkommen weiß sein. Zuweilen bestreicht man die Oberfläche des in dem Trockenkasten ausgebreiteten Neublaues auch noch mit einer Auflösung von gefälltem Indig, um ihm ein dunkleres Ansehen zu geben. Als Verfälschung des Neublaues ist zu betrachten, wenn es mit fein zertheiltem oder auch blausaurem Kali durch Eisensalze gefälltes Berlinerblau enthält. Ebenso wird das mit Blauholz oder Heidelbeeren verfälschte Neublau nachtheilig beim Bläuen der Wäsche wirken, wofür es vorzüglich verwendet wird. Es wird auch für seidene Strümpfe, Bänder; baumwollene und leinene weiße Gewebe, seltener aber unter Anstreichfarben genommen. Beim Bläuen dieser verschiedenen Stoffe übergießt man das Neublau in einem Glase mit reinem Wasser. Der Indig löst sich in Wasser auf, und das Stärkmehl setzt sich weiß zu Boden. Die obenstehende blaue Flüssigkeit gebraucht man, und zieht sie der Schmalte beiweitem vor, weil sie sich feiner vertheilen läßt. Bei dem sogenannten Stärken der Waare macht man auch von dem Neublau Gebrauch, indem man den Stärkmehlkleister damit blau färbt. Einige andere blaue Waschfarben aus Indig sind nachstehende:

Himmelblaue Waschkugeln. Man stößt ein Kilogramm Indig, reinigt ihn mit zehn Litre Weingeist, und dann mit sehr verdünnter Salzsäure, süßt ihn aus, läßt ihn trocknen und dann in sechs Kilogrammen Schwefelsäure von 67° auflösen. Zu der Auflösung setzt man von einer mit Wasser angemachten syrupdicken Mischung von 15 Kilogr. weißer Potasche und ein Kilogr. weißer Seife so viel, bis alle Säure gesättigt ist, und gibt nach 24 Stunden 8 Litre siedendes Regenwasser, in dem man ½ Kilogr. Alaun auflösen läßt, zu. Diese Angabe ist von Way in Fontenay, der am 27. Oct. 1811 dafür ein französisches Patent erhielt.

Englischblau nach der Angabe von Esterve in Wießingen, der am 22. März 1811 dafür ein französisches Patent erhielt. Man löst ein Pfund gestoßenen Indig in der hinreichenden Schwefelsäure auf, setzt Kreide zu, bis die Säure gesättigt ist (ein Pfund); mischt dann sechs Pfund feingeriebene Stärke und vier Pfund weißen Marmor zu, macht einen gleichförmigen Teig daraus, reibt diesen zwischen zwei Steinen und setzt dabei so viel Ochsenblut zu, als der Tiefe der zu erhaltenden Farbe zuträglich befunden wird. Ist der Teig weich, sanft und ganz gleichartig, so formt man ihn in Tafeln und läßt diese trocknen.

Anwendung des Indigs in der Druck- und Färbekunst. In der Druck- und Färbekunst nimmt der käufliche Indig eine überaus wichtige Rolle ein, ja er wird fast ausschließlich nur dafür verwendet. Seine Anwendung umfaßt die Schafwollen-, Seiden-, Baumwollen-, Leinen- und Lederdruck- und Färberei in nachstehenden von einander abweichenden Verfahrungsarten:

Anwendung in der Wollen-, Druck- und Färberei. In diesem Gebiete bedient man sich des Indigs zum Blaufärben der Wolle und in Verbindung gelbfärbender Pigmente für echt oder solidgrüne Farbenabstufungen:

A. Der Waidindigküpe (s. Isatis tinctoria, Waid, Waidküpe).

B. Der Potaschküpe, welche folgendergestalt bereitet wird: Man erwärmt in einer hierzu passenden Küpe Flußwasser auf 50°, setzt auf 100 Kubikfuß desselben 12 Pfund Indig, 8 Pfund Krapp, 8 Pfund Kleie und 24 Pfund Potasche; nach 24 Stunden werden wieder 12 Pfund Potasche, und nach 12 Stunden abermals 12 Pfund hinzugesetzt. Nach einem Zeitraume von 72 Stunden zeigen sich Merkmale der Reduction und Auflösung des Indigs, sodaß die Gährung durch Zusatz von Kalk unterbrochen werden muß. Die Flüssigkeit besitzt eine klare satte Farbe, mit schöner kräftiger Blume. Beim Nachspeisen dieser Küpe wird ein gleiches Gewicht Krapp und das Doppelte an Potasche gegeben. Der Geruch ist im milden und scharfen Zustande der Küpe von dem der

Waidküpe verschieden, weil kein Waid, der eine bedeutende Menge Ammoniak entwickelt, vorhanden ist. Bei dieser Potaschküpe ist das Vergrünen stärker, als bei der Waidküpe, und der Bodensatz geringer, weil die große Menge Waid wegfällt. Der durch die eingeleitete Gährung reducirte Indig ist in dem kohlensauren Kali gelöst, während der geringe Zusatz von Kalk das Indigbraune niederschlägt. Die Potaschküpe färbt schneller als die Waidküpe. Wolle und Tuche werden von der Farbe fast um die Hälfte der Zeit geschwinder durchdrungen, als in der gewöhnlichen warmen Waidküpe; auch färben sich letztere besser und gleichförmiger durch, und verlieren beim nachherigen Waschen mit Alkalien und Seife weniger Pigment, welche gute Eigenschaft sich nach mehren Monaten der Küpendauer in gleichem Maße verhält. Eine solche Küpe ist für den Färber auch leichter zu führen, als eine Waidküpe, und keinen Unfällen ausgesetzt, auch wegen der fast gänzlichen Abwesenheit von Kalk der Weichheit der Wollenfaser nicht nachtheilig. Vergleichende Versuche, welche in Berlin gegen die Waidküpe angestellt wurden, haben erwiesen, daß die Potaschenküpe zwar etwas theurer kommt, allein die so gefärbten Tücher beim Waschen vor dem Walken ein halbes Pfund Seife weniger bedürfen, auch nach der Appretur gar nicht abrußen; selbst starke Tücher, Militairtücher, erscheinen vollkommen durchgefärbt. In Frankreich zu Elbeuf und Louviers werden diese Küpen ausschließlich angetroffen. Die Potaschküpe eignet sich auch zum Färben der Seide, der Baumwolle und des Leinen.

Die Potaschenküpe des Kunst- und Schönfärbers Schrader in Hamburg, der sie auf Veranlassung des königl. preußischen Ministeriums in der Färberei von Nobiling in Berlin zuerst einführte, gewährt alle Vortheile einer guten Indigküpe für die Schafwollenfärberei. Anstatt der Waidküpe bedient sich Schrader derselben schon seit 25 Jahren mit dem besten Erfolg. Die Küpe setzt er folgendermaßen an: Eine Küpe, die ungefähr 6000 Pfund Wasser faßt, wird bis auf einen halben Fuß mit Wasser angefüllt, Feuer gegeben und bis auf 50° R. erwärmt. Beim Anfüllen werden 20 Pfund guter Krapp, 20 Pfund Weizenkleie und 30 Pfund gute Potasche gereicht. In diesem Zustande rührt man die Küpe einige Male auf, damit die Flüssigkeit gleichmäßig erwärmt wird, setzt 14 bis 16 Pfund gut abgeriebenen Indig zu, rührt auf und deckt mit einem hölzernen Deckel zu. Jetzt läßt man sie ruhig stehen, sieht nach 18 Stunden nach, ob sich auf der Oberfläche eine Kupferhaut zeigt; bemerkt man diese, so schüttet man mit einem Löffel aus, ob sie Blumen zeigt; wenn dieses der Fall ist und die Blumen ziemlich fest stehen, gibt man wieder Feuer, bis die obere Flüssigkeit warm wird, und rührt auf. Zeigt sich hingegen beim Aufdecken der Küpe noch keine Blume, so bleibt sie noch so lange ruhig stehen, bis sie angekommen ist; ist sie aber in der Beschaffenheit, daß sie Blume hält, und aufgerührt worden, läßt man sie noch drei bis vier Stunden stehen, und gibt ihr nochmals 15 Pfund Potasche, rührt sie abermals auf, erwärmt und läßt sie wieder drei bis vier Stunden stehen, wonach sich die Blumen besser halten werden.

Die Küpe wird jetzt wieder aufgerührt, stehen gelassen, bis es Zeit ist, sie wieder aufzurühren, wonach sich die Blumen fast vollkommen halten und die Auflösung schon heller grün sein wird. Haben sich alle Zeichen eingestellt, daß die Blumen ganz weich und fest stehen, gibt man noch 15 Pfund Potasche zu. Man rührt sie jetzt gehörig auf, läßt sie wieder drei bis vier Stunden stehen und reicht ungefähr anderthalb Pfund Kalk, rührt sie zur gehörigen Zeit auf, und gibt noch so lange Kalk, als man es für gut findet. Anfänglich wird die Küpe nicht so ganz gelb wie die Waidküpe aussehen; sie muß im Ausschütten bräunlich gelb, dick sein und stark auffärben. Bei einer solchen Küpe rechnet man jedesmal auf ein Pfund Indig fünf Pfund Potasche. Diese Potaschenküpe ist keiner Krankheit wie die Waidküpe ausgesetzt; sie kann nur entweder zu scharf oder zu süß sein. Fühlt sie sich zwischen den Fingern rauh und spröde an, dann ist sie zu süß; fühlt sie sich hingegen glitscherig oder glatt an, dann ist sie für den Gebrauch scharf genug; sollte sie selbst etwas zu scharf sein, färbt sie doch gut schön und dauerhaft Blau. Allzu stark überschärft wird die Küpe trübe über dem Blauen, und bekommt einen alkalischen Laugengeruch. Wenn die Küpe durch andauerndes Färben an Pigment entkräftet ist, speist man sie mit Indig. Man gibt auf jedes Pfund Indig ein Pfund Krapp, ein Pfund Weizenkleie, und drei bis vier Pfund Potasche, und schärft mit der angemessenen Portion Kalk.

Gewinnung der Potasche aus den benutzten Potaschenküpen. Wenn die Potaschenküpen nach längerem Gebrauche, daher öfters mit Alkali und Indig gespeist werden, bildet die Wollfaser vermöge ihrer fetten Substanz mit dem alkalischen Salz endlich eine Art Seife, die das Alkali unfähig macht, neuerdings desoxydirten Indig aufzulösen, wodurch man genöthigt wird, die Küpenflüssigkeit durch ganz frische zu ersetzen. Dadurch entsteht ein großer Verlust an Alkali oder Potasche. Um diesen zu verhindern und das alkalische Salz aus den benutzten Potaschenküpen zu gewinnen, gibt Copplet, ein alter Fabrikant in Elbeuf, ein früher geheim gehaltenes Verfahren an, mittels dessen er in seinem mit Bébe in Elbeuf errichteten Etablissement im Verlaufe von 15 Monaten 15,950 Kilogr. Potasche erspparte. Dieses Verfahren besteht darin, daß man die alte Küpenflüssigkeit in Kufen bringt, und mit gebranntem Kalk im Überschuß schwach sättigt. Die entstandene unauflösliche Kalkverbindung läßt man auf dem Boden sich absetzen, und zieht die Flüssigkeit durch Hähne in einem gemauerten Behälter ab, worin sie sich noch vollends klärt; endlich treibt man sie mit einer Pumpe in ein Local, welches sich 20 Fuß über dem Boden der Färberei befindet, und wo die Filtrirapparate aufgestellt sind. Eine große Röhre vertheilt die Flüssigkeit in allen Filtrirapparaten; jeder derselben besteht aus drei Reihen, und jede Reihe 1) aus einem horizontalen Troge, der mit Sand ausgefüllt und mit einem Tuche bedeckt ist, welches die Flüssigkeit von den Behältern aufnimmt; 2) aus vier Filtrirkufen, welche mit Schichten

von Stroh, Asche, Sand und gestoßener Kohle versehen, und mit einem Tuche bedeckt sind; 3) aus vier kleinen, mit Sand gefüllten, Bottichen, die über jeder Kufe und unter den Hähnen des Troges angebracht sind; ihr Boden ist wie ein Seiher durchlöchert; 4) aus einem Kasten, der unter der Filtrirreihe angebracht ist, und die Flüssigkeit aufnimmt, welche aus dieser abläuft.

Die mit Ätzkalk behandelte Flüssigkeit, welche in den Behältern anlangt, wird in die erste Reihe der Filter geleitet; nachdem sie hier durch den Sand im Troge und durch die Schichten der Filter gedrungen ist, sammelt man sie in einem Kasten; von diesem wird sie mittels einer Druckpumpe in die zweite, und endlich in die dritte Filtrirreihe getrieben. Von dem dritten Kasten kommt die Flüssigkeit in den Hauptbehälter, der sich in der Mitte des Färbehauses befindet. Die so behandelte Küpenflüssigkeit hat den faulen Geruch, welchen sie Anfangs besaß, ganz verloren, ist klar und nur noch schwach röthlich gefärbt. Jedes Filter functionirt drei Wochen oder einen Monat. Wenn die Färberei in Thätigkeit ist, während die Filter der ersten Reihe erneuert werden, so bringt man die Küpenflüssigkeit sogleich auf die zweite, dann auf die dritte Filtrirreihe, und zuletzt auf die erste zurück, von da aus sie gereinigt in den Hauptbehälter gelangt. Wenn man den aus den Filtern genommenen Sand auswäscht, ist er wieder zu neuen Operationen anwendbar. Auch die Kohle könnte man wieder benutzen, wenn man sie in einem gußeisernen Cylinder oder Kessel der Rothglühhitze aussetzen würde.

Die nach Coppler's Verfahren gereinigte Küpenflüssigkeit liefert ebenso gute Resultate, als eine mit käuflicher Potasche frisch angesetzte, und es ist erwiesen, daß man auf 100 Kilogr. Indig, die man zum Ansetzen einer Küpe anwendet, 61 Franken erspart, wenn man eine nach dieser Methode regenerirte Küpenflüssigkeit benutzt.

Dieses Verfahren bietet in großen Blaufärbereien, wo viele Potaschenküpen im Gange sind, eine wesentliche Ersparniß an alkalischem Salze dar.

C. Die Urinküpe, deren man sich früher bediente, von welcher man jetzt aber ganz zurückgekommen ist, stellt man dar, wenn fein abgeriebener Indigo mit gefaultem Urin digerirt wird, welcher durch seinen Ammoniakgehalt das durch die faulenden Stoffe Reducirte auflöst. Gewöhnlich setzte man der Urinküpe auch etwas Krapp und Potasche zu.

D. Die schwefelsaure Indigauflösung. Sie wurde zuerst im Jahr 1740 durch den Bergrath Barth zu Großenhain in Sachsen zum Färben der Wolle für sächsisch Blau und sächsisch Grün verwendet. Für diesen Behuf wird der beste Guatimalo-Indig zum feinsten Pulver zerrieben und an einem warmen Orte getrocknet, damit alle hygroskopische Feuchtigkeit daraus entfernt wird. Der Indig wird nun in kleinen Antheilen nach und nach in concentrirte Schwefelsäure eingerührt. Von der rauchenden wird hierzu, je nach dem ungleichen Färbestoffgehalt im Indigo das vier- bis sechsfache Gewicht erforderlich. Von der englischen nicht rauchenden Säure nimmt man das acht- bis zwölffache Gewicht des Indigs; sie muß dabei in ihrem höchsten Concentrationspunkte sein, weil sonst der Indig gar nicht, oder nur unvollkommen aufgelöst wird. Nach gänzlich erfolgter Auflösung gießt man die blaue saure Indigauflösung in eine beliebige Menge Wasser, welche beiläufig dem 20 fachen Volumen der Auflösung entspricht, und filtrirt sie. Es bleibt auf dem Filtrum eine Substanz zurück, die, nachdem die blaue Säure abgelaufen ist, beim Auswaschen das Wasser blau färbt. Diese Substanz bildet ein Gemenge von schwefelsaurem Indigbraun, schwefelsaurem Indigopurpur, Purpurgyps nebst Sand und Kieselerde.

Um Schafwolle oder schafwollene Tücher blau zu färben, siedet man dieselben zuvor mit 4 bis 5 Theilen Alaun und einem Theil Weinstein an. Hierauf werden sie in ein Bad gebracht, welches bis auf 60° erhitzt wird, in welches man eine hinlängliche Menge Indigauflösung gebracht hat, um demselben die Schattirung zu geben, welche man wünscht. Die hellen Farben müssen in einem neuen Bade gemacht werden. Um dunkle Farben zu bekommen, gibt man die Auflösung in Zwischenräumen in das Bad und zieht das Tuch jedesmal heraus. Ist dies geschehen, so wäscht man es in fließendem Wasser aus. Setzt man dem Bade Zinnauflösung zu, so fällt das Ansieden mit Alaun und Weinstein weg.

Wegen der Unbeständigkeit der Farbe findet die schwefelsaure Indigauflösung keine Anwendung mehr zur blauen Farbe, wol aber in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten zur Darstellung der sächsisch-grünen Farbe.

In der Lederfärberei wird die schwefelsaure und essigsaure Indigauflösung für blaue und grüne Farben verwendet.

In der Schafwollen-Druckerei, wo die Farben durch kochende Wasserdämpfe entwickelt und befestigt werden, wird die essigsaure Indigauflösung zur Erzielung blauer und in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten für grüne Farbenabstufungen häufig verwendet.

Anwendung in der Seidendruck- und Färberei. Hier bietet der Indig fast ganz dieselben Verhältnisse dar, wie in der Schafwollenfärberei. Man kennt echtes Dunkel-, Mittel- und Hellblau, welche durch die warme Potaschindigküpe dargestellt werden. Grüne Farbenabstufungen werden in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten erzielt.

Um Seide mit schwefelsaurer Indigauflösung zu färben, weicht man sie in heißem Wasser ein und färbt sie in einem solchen Wärmegrad, daß man die Hand gut darin erleiden kann; hierauf klopft man sie ein oder zwei Mal und wäscht sie gut aus.

In der Seidenzeugdruckerei wird die essigsaure Indigauflösung für blaue und in Verbindung mit gelbfärbenden Pigmenten für grüne Farbenabstufungen verwendet. Die aufgedruckten Farben werden durch kochende Wasserdämpfe theils entwickelt, theils befestigt.

Anwendung in der Baumwollen- und Leinendruck- und Färberei. Ausgebreitet ist das Feld, welches der Indig in diesem Industriezweige, sowol beim Färben als in den Druckereien einnimmt. Die erste wichtige

Rolle spielen die sogenannten kalten Indigküpen, die ihrer Reihenfolge nach bestehen: in der heiterblauen Vitriolküpe, der heiterblauen Perl- oder Potaschenküpe, der heiterblauen Zinnoxydulküpe, der mittelblauen Küpe, der Lapisküpe und der Indigoküpe zum Färben dunkelblauer Artikel. Zur Bemessung eines richtigen Verhältnisses der Wassermasse zum Indig und dessen Auflösung wird erforderlich die Tiefe und Weite der Küpen anzugeben, um gleiche Volumenverhältnisse für die vorgezeichneten Ansätze festzustellen. Die Küpen, deren ich mich bediene, sind rund und alle von gleicher Größe, sind im Lichten 5 Schuh 8 Zoll tief; der innere Durchmesser beträgt unten am Boden 4 Schuh 10 Zoll, oben hingegen 4 Schuh 5 Zoll pariser Maß. Die Dauben sind $2^1/_4$ Zoll dick. Sie sind mit gut schließenden Deckeln versehen, um den Zutritt der atmosphärischen Luft abzuhalten, wenn mit Färben aufgehört wird. Diejenigen Küpen, in welchen mittels einer Maschine gefärbt wird, damit diese angemessen placirt werden kann, sind von viereckiger Form, 9 Fuß lang, $4^1/_2$ Fuß breit und 8 Fuß tief.

A. Heiterblaue Vitriolküpe. 6 Pf. Guatimalo-Indig werden in einer Reibeschale mittels Kanonenkugeln und Wasser zum feinsten Saft abgerieben und in das Ansatzfaß gegeben. Es werden jetzt 18 Pf. frischer kupfer- und zinkfreier Eisenvitriol in heißem Wasser gelöst, zugleich in einem andern Gefäß 24 Pf. frisch gebrannter Kalk zum Kalkbrei gemacht. Den Indig rühre man mit der Eisenvitriolauflösung zusammen, bringe alsbald den Kalkbrei hinzu, rühre die Masse eine halbe Stunde lang durch einander, decke das Gefäß zu, wiederhole das Umrühren nach einer Stunde, und setze die Operation den Tag über noch 2 bis 3 Mal fort. Den andern Morgen gebe ich die Indigauflösung zum Waschen in die Küpe, lasse sie gleich, und denselben Tag noch 3 Mal, jedes Mal eine Viertelstunde, aufrühren, wonach sie schon den darauf folgenden Tag zum Färben verwendet werden kann.

Der Darstellung einer schönen und lebhaften heiterblauen Farbe ist nichts hinderlicher, als das in der Küpe zugleich mit aufgelöste Indigbraun; es macht zwar die Farbe dunkler, raubt aber den schönen eigenthümlichen Lüstre, welcher beim Heiterblau vorzüglich geschätzt wird. Es ist daher nothwendig, um eine schöne hellblaue Farbe zu erhalten, das aufgelöste Indigbraun aus dem Liquiden so viel als möglich zu beseitigen. Dieses kann durch einen angemessenen Zusatz von Kalkhydrat bezweckt werden. Man muß indessen auch bei diesem Zusatze vorsichtig zu Werke gehen, weil zu viel vorhandner Kalk das Indigblau als eine unauflösliche Verbindung fällt. Am zweckmäßigsten dürfte beim Ansetzen einer solchen heiterblauen Küpe folgender Gestalt verfahren werden. Man gibt den fein abgeriebenen Indigo in das zum Ansetzen bestimmte, mit warmem Wasser angefüllte Gefäß, setzt von dem bestimmten abgewogenen, zuvor mit Wasser gelöschten Kalk (Kalkhydrat) die Hälfte hinzu und durchrührt es einige Zeit, dann setzt man unter gutem Rühren einen Theil von dem bestimmten mit heißem Wasser aufgelösten Eisenvitriol hinzu, durchrührt es gut, und fährt nun sofort nach und nach unter gutem Rühren abwechselnd von dem Kalk und der Eisenvitriolauflösung zuzusetzen, bis der Indigansatz vollkommen gut angekommen ist. Hierauf bringt man denselben in die nicht ganz mit Wasser angefüllte Küpe, und gibt unter gutem Umrühren abwechselnd, so lange von dem gelöschten Kalkbrei und der Eisenvitriolauflösung hinzu, bis die Auflösung nach 12stündigem Ruhen und öfterm Durchrühren das angemessene grünlich gelbe Ansehen erlangt hat. Bei einem solchen Verfahren dürfte sich das aufgelöste Indigbraun nach und nach mit dem Kalk verbunden ausscheiden, und alsdann die fernere Auflösung von dem Indigblau erfolgen, ohne nutzlos durch die Einwirkung vom überschüssigen Kalke, wenn man nämlich zu viel anwendet, niedergeschlagen zu werden.

Die Wechselwirkungen, welche die verschiednen angewendeten Substanzen bei dem Ansetzen der kalten Indigküpe mittels Kalks und Eisenvitriols auf einander ausüben, bestehen darin: Ein Theil von dem Kalkhydrate bemächtigt sich der Schwefelsäure von dem aufgelösten Eisenvitriol, es bildet sich schwefelsaurer Kalk (Gyps), welcher zu Boden fällt. Das freigewordene Eisenoxydul desoxydirt den Indig, nimmt dessen Sauerstoff auf und verändert sich in Eisenoxyd, welches sich ebenfalls ausscheidet. Ein andrer Theil von dem Kalk geht mit dem größten Theil von dem Indigbraun eine unauflösliche Verbindung ein, und der Überrest von dem Kalk löst das Indigblau auf, wobei zugleich eine Portion Indigroth mit aufgelöst wird. Der Indig oder Pflanzenleim befindet sich ebenfalls aufgelöst in dem Indigliquidum. Ein kleiner Überschuß von dem Kalke, welcher vorhanden sein muß, geht mit einem kleinen Theil von dem reducirten Indigblau eine unauflösliche Verbindung ein, und fällt mit gelber Farbe zu Boden.

Wendet man zu viel Eisenvitriol an, so bildet sich Eisenoxydoxydul; die Masse erscheint dunkler gefärbt, die Schwefelsäure ist nicht vollständig beseitigt, wirkt nachtheilig auf die auf das Zeuch gedruckten Pappmassen und löst dieselben auf. Bei dem Färben solcher Zeuche, die mit keiner Pappmasse bedruckt worden sind, leistet jedoch eine Küpe, welche nicht so scharf in Kalk steht, gute Dienste, der Grund färbt schneller und egaler an, und die schon auf den Zeuchen befindlichen Farben aus Krapp, Blauholz u. s. w. werden dadurch nicht alterirt. Ein vermehrter Zusatz von aufgelöstem Eisenvitriol ist auch ein gutes Mittel, das aufgelöste reducirte Indigblau in der hellen Flüssigkeit zu erhalten und am Ende aus dem Bodensatze herauszuziehen.

Bei der Anwendung von zu vielem Kalke halten zwar die auf dem Zeuche gedruckten Pappen das Färben sehr gut aus, man erhält auch eine gute blaue Farbe, allein das Zeuch färbt sehr langsam, und wenn es nicht sehr gut gereinigt worden ist, ungleich und oft weißsprenklicht an. Die schon auf den Zeuchen befindlichen Farben aus Krapp, Blauholz ꝛc. werden theilweise zerstört, und wie schon bemerkt worden ist, fällt ein Theil von dem Indigblau in unauflöslicher Verbindung mit

dem überschüssigen Kalke wirkungslos zu Boden, wodurch der Küpensatz ein sehr gelbes oder weißgelbes Ansehen erhält.

Wenn man dagegen zu wenig vom Eisenvitriol oder gebrannten Kalk in Anwendung bringt, so wird in dem ersten Falle das Indigblau nicht vollständig desoxydirt, und kann sich nicht vollkommen auflösen; im zweiten Falle fehlt es an dem Auflösungsmittel und es bleibt demnach unaufgelöster Indig in dem Küpenliquidum vorhanden. Während des Färbens, vorzüglich der mit Pappen bedruckten Zeuche, wird, indem dem reducirten Indig dadurch Sauerstoff dargeboten wird, ebenfalls unaufgelöstes Indigblau gebildet. Aus diesem Grunde ist es nothwendig, daß man nach der jedesmaligen Beendigung des Färbens das Küpenliquidum nebst dem Bodensatze gut aufrührt, dasselbe untersucht und das etwa Fehlende an Kalkhydrat und aufgelöstem Eisenvitriol, nebst so viel von dem Indigspeisensatz unter gutem Rühren hinzugibt, als man glaubt herausgefärbt zu haben. Hierdurch erhält man eine gut angesetzte Küpe, die nicht nur in einem guten und tauglichen Zustande ist, sondern dieselbe wird auch durch die Zeit noch verbessert.

In allen solchen in Verbindung mit gebranntem Kalk zweckmäßig dargestellten Indigküpen ist in der Flüssigkeit nebst dem reducirten Indigblau und der dabei angewendeten Basis, Pflanzenleim, Indigroth und eine geringe Spur von Indigbraun aufgelöst worden. Bei dem Färben der Zeuche darin tritt nebst dem aufgelösten reducirten Indig auch Indigroth und Indigbraun, wenn das letztere nicht beseitigt worden ist, mit demselben in Verbindung, und werden bei der Wiederbildung von dem Indigblau durch die Einwirkung des Sauerstoffs aus der Luft mit darauf niedergeschlagen und befestigt; dieses führt nun dem Verfahren, welches man bei dem Anstellen der Indigauflösung und Instandhalten derselben beobachtet hat, angemessen, eine bessere oder schlechtere Farbe herbei, und ist wahrscheinlich die Veranlassung, daß man manchmal, anstatt einer schönen blauen Farbe, eine graublaue Nuance erhält, welches sich vorzüglich bei dem Blaufärben der Lapisartikel ereignet, und nach dem Färben solcher Zeuche mit Krapp sehr bemerkbar ist, durch das nachherige Färben mit Quercitronrinde sich aber ziemlich wieder verliert. Der aufgelöste Indig oder Pflanzenleim bleibt in der Küpenflüssigkeit zurück und färbt dieselbe gelb.

B. Heiterblaue Perlküpe. Auf 6 Pf. abgeriebenen Guatimalo-Indig bringe man in dem Ansatzfasse nach obiger Weise 18 Pf. Eisenvitriol, 24 Pf. Kalk und zuletzt die helle kaustische Lauge von 6 Pf. Potasche und 6 Pf. Kalk. Nach vollkommner Auflösung des Indigs wird die Masse zum Wasser in die Indigoküpe gegeben, und wie oben gezeigt verfahren.

Zum Heiterblaufärben bedient man sich für gewisse Artikel auch noch nachstehender Indigküpe: Man füllt die Küpe $^3/_4$ voll Flußwasser, setzt 230 Maß kaustische Lauge 12° Reaum. stark zu, und gibt die Auflösung von 5 Pf. ostindischem Indig, 20 Pf. Eisenvitriol und 20 Pf. Kalk hinzu, oder man bringe in 1000 Maß Wasser 155 Maß kaustische Lauge, 10° stark mit 5 Pf. 10 Loth Eisenvitriol, und setze die Auflösung von $2^1/_2$ Pf. Indig 10 Pf. Eisenvitriol und 10 Kalk hinzu.

Die heiterblauen Perlküpen mit Zusatz von Kali- oder Natronlauge liefern ein schöneres Hellblau als die gewöhnlichen Küpen mit Eisenvitriol und Kalk, lassen sich aber nicht für dunkelblaue Artikel verwenden, weil die auf das Zeuch gedruckte Reservagen (Pastenpappe) durch das öftere Einsenken in die Küpe alterirt und aufgelöst werden. Eine Indigküpe mit Kali oder Natron ohne Kalk wird gewöhnlich schmuzig, weil das Kali und Natron auch Indigbraun auflöst, wodurch die Auflösung eine dunkelbraune Farbe annimmt. Wird dann das Indigblau wieder hergestellt, so schlägt es einen Theil Indigbraun auf dem Zeuche mit nieder, wodurch die Farbe an Glanz und Schönheit verliert, obgleich es dazu beiträgt, die Farbe dunkler zu machen. Wird dagegen Kalk und Kali zugleich angewendet, so behält der Kalk das meiste Indigbraun unaufgelöst zurück. Aus dieser Ursache setzt man bei den Perlküpen die alkalische Lösung auch zuletzt zu.

Tillaye gibt eine heiterblaue Indigoküpe an, in welcher ganz helle Nuancen, die in einer gewöhnlichen schwachen Küpe nicht ganz gleichförmig erhalten werden können, sowol für Unigrunde als für mit Reserven gedruckte Waare an.

Es werden 2 Pf. mit Wasser zum feinsten Saft abgeriebenen Indigs der mit Wasser gefüllten Küpe zugesetzt. Jetzt werden 15 Pf. Ätzkalk zu Pulver gelöscht und gesiebt, portionweise unter beständigem Umrühren zugegeben, dann eine Auflösung von 5 Pf. Eisenvitriol hinzugebracht und zuletzt 2 Pf. Soda oder Potasche zugegeben, mehre Male des Tags aufgerührt, wonach den andern Tag gefärbt werden kann.

Zeigt die Küpe nach dem Aufrühren eine gelbliche Farbe, so hat sie zu viel Kalk, man setzt ihr $^1/_2$ Pf. abgeriebenen Indig und 3 Pf. Eisenvitriol zu. Setzt sich der Satz oder das Mark nach dem Umrühren schnell nieder, so ist Mangel an Kalk vorhanden, und man setzt 3 bis 4 Pf. zu.

Färbt die Küpe zu licht, so speist man mit 1 Pf. Indig, 5 Pf. Kalk, $1^1/_2$ Pf. Eisenvitriol und 1 Pf. Potasche oder Soda, wonach den andern Tag gefärbt werden kann.

C. Heiterblaue Zinnoxydulküpe. 8 Pf. des feinsten Guatimalo-Indigs werden mit 10° starker kaustisch-alkalischer Lauge zum feinsten Saft abgerieben, die abgeriebene Masse in einen geräumigen eisernen Kessel gebracht, 90 Pf. 10° starke kaustische Kalilauge und 54 Pf. in Teigform frisch bereitetes Zinnoxydul zugegeben, über dem Feuer bei 75° R. so lange unter stetem Umrühren erhalten, bis die Auflösung des Indigs vollkommen erfolgt ist. Man gibt jetzt der mit Wasser gehörig angefüllten Küpe so viel kaustisch-alkalische Lauge zu, bis das Wasser stark alkalisch reagirt, bringt die Indigauflösung hinzu, und behandelt das Indigliquidum auf vorbeschriebene Weise. Der Zusatz von kaustischer Kali- oder Natronlauge zum Wasser in der Küpe, um letzteres alka-

lisch zu machen, dient dazu, um jede Disposition zur partiellen Zersetzung der Auflösung des Indigs zu verhindern.

In einer solchen kalten Indigoküpe ersetzt das Zinnoxydul den Eisenvitriol, es desoxydirt den Indig, und veranlaßt dadurch dessen Auflösung in der Ätzlauge. Wendet man Zinnchlorür an, so tritt die Salzsäure desselben mit einem Theil von dem Kali in Verbindung, bildet salzsaures Kali und das freigewordene Zinnoxydul desoxydirt den Indig und macht ihn in dem überschüssigen Ätzkali auflöslich.

Die Zinnoxydulküpe besitzt außer der guten Eigenschaft, ein überaus lebhaftes Heiter- oder Hellblau darzustellen, noch außerdem den Vortheil, daß die Waare ohne sogenannte weiße Sprengel ganz gleichförmig durchgefärbt aus der Küpe kommt. Eine solche Küpe benutze ich für Mousseline und ganz feine baumwollene Stoffe, die mit Papp oder Paste bedruckt, himmelblau gefärbt werden sollen, und zwar unausgesetzt so lange, als der Papp oder die Paste noch scharf stehen, ohne einen Fluß anzudeuten. Tritt dieser Zustand ein, so erschöpfe ich das blaue Pigment in der Küpe durch umblau zu färbende Waare, welche nachgehends theils für Blau, theils für Solidgrün verwendet wird. Die mit Papp oder Paste bedruckte Waare lasse ich sanft in die Küpe einsenken, gespannt ohne Bewegung des Sternrahmens, 2 bis 3 Minuten in dem Küpenliquidum, wonach gelüftet und die Waare zuletzt am Fluß ausgewaschen und gereinigt wird. Aus der alkalischen Zinnoxydulküpe färbe ich regelmäßig bis zur gänzlichen Erschöpfung an Pigment 155 bis 160 Stücke $^4/_4$ Ellen breite und 50 Ellen lange baumwollene Gewebe, theils mit Papp oder Paste aufgedruckte, theils zum gänzlichen Ausziehen der Farbe uniblau zu färbende Stoffe.

Hin und wieder bediene ich mich auch einer Zinnoxydulküpe, welcher ich noch Eisenvitriol und Ätzkalk in proportional angemessenen Verhältnissen zusetze. Das schwefelsaure Manganoxydul, welches zur Desoxydation des Indigs vorgeschlagen wurde, bietet durchaus kein günstiges Resultat in den Indigofärbereien dar.

D. Die Indigoküpe für Mittelblau. 10 Pf. ostindischer Indigo, 30 Pf. Eisenvitriol, 40 Pf. Kalk.

E. Indigo-Lapisküpe. Bei der kalten Indigoküpe für den sogenannten Lapisartikel in der Zeuchdruckerei beobachte ich nachstehendes Verhältniß: 12 Pf. des besten ostindischen Indigs, 36 Pf. Eisenvitriol und 48 Pf. Kalk. Diese Küpe muß jeden Abend, wenn das Färben beendigt ist, in Verhältniß der daraus gefärbten Waaren, mit aufgerührtem Küpenliquidum der Speiseküpe nachgespeist werden.

F. Indigoküpe für dunkelblaue Artikel. In einem Verhältniß von 14 Pf. ostindischem Indig, 42 Pf. Eisenvitriol und 56 Pf. Ätzkalk.

Das quantitative Verhältniß des Indigs, des schwefelsauren Eisens und Ätzkalks zum Ansatz und die Führung der Indigoküpen selbst wird in den verschiednen Färbereien und technischen Lehrbüchern noch verschieden angetroffen, als: für Hellblau 8 Pf. Indig, 32 Pf. Kalk, 28—30 Pf. Eisenvitriol, für Mittelblau 10 Pf. Indig, 30 Pf. Kalk, 20 Eisenvitriol; für Lapis 20 Pf. Indig, 80—90 Pf. Kalk, 65—70 Pf. Eisenvitriol; für Dunkelblau 10 Pf. Indig, 56—64 Pf. Kalk, 48—52 Pf. Eisenvitriol; 30 Pf. Indig, 80 Pf. Kalk und 70 Pf. Eisenvitriol. Ich ziehe jedoch das von mir beobachtete Verhältniß allen andern Vorschriften vor.

Bei einer großen gut eingerichteten kalten Indigofärberei ist es zweckmäßig, wenn zu dem Färben von einer und der nämlichen Waarengattung mehre Küpen vorhanden sind, damit, wenn eine nicht in gutem Zustand sein sollte, man die andere benutzen, oder, wie es bei dem Färben der Zeuche für dunkelblau sehr dienlich ist, die Stücke in einer schwächern zu dem Ausfärben bestimmten Küpe vorfärben, und alsdann in einer stärkern vollends gut färben kann. Gewöhnlich hat man auch die sogenannten Speiseküpen, mit welchen die gangbaren erfrischt, und eine Ausfüßküpe, in welcher die ausgenutzten Küpen ausgelaugt und das Küpenliquidum beim Ansetzen einer frischen Küpe verwendet wird. Eine ganz ausgefärbte, zum Färben nicht mehr taugliche Küpe läßt man nach gutem Durchrühren mehre Tage ruhig stehen, schöpft die helle Flüssigkeit von dem Bodensatze ab und bringt sie in die Ausfüßküpe. Auf den Küpensatz gibt man nun frisches Wasser, worin einige Pfund Eisenvitriol aufgelöst worden sind, durchrührt es gut, läßt es absetzen, bringt das helle Liquidum wieder in die Ausfüßküpe und wiederholt dieses so oft, bis aller aufgelöste Indig aus dem Küpensatze herausgezogen ist.

Außer diesem beobachtet man in den Färbereien beim Färben dunkelblauer Artikel mit weißen Objecten in ökonomischer Hinsicht noch das Verfahren, die dunkelblau gefärbte Waare in Ständer, welche mit Schwefelsäure angesäuertem Wasser verhältnißmäßig angefüllt werden, durch Stampfen auszuwaschen, wodurch eine beträchtliche Quantität Indig gewonnen wird, welche sich nicht mit den Fasern verbunden hat. Man pflegt den dadurch gewonnenen Indig in der Färbersprache Suppe zu nennen. Um denselben wieder für's Färben zu verwenden, wird die blaue Flüssigkeit mit einem angemessenen Verhältniß von Kalk und Eisenvitriol den dunkelblauen Küpen zugesetzt.

In Betreff der anzuwendenden quantitativen Verhältnisse vom Eisenvitriol und Kalk zum Indig bei Darstellung der kalten Indigküpen läßt sich übrigens mit Gewißheit nichts genau bestimmen, indem dieses von der Qualität des Indigs und Kalks abhängt. Man richtet sich dabei am Besten nach dem Ansehen und der Beschaffenheit der Indigauflösung, und nachdem man ein angemessenes bestimmtes Quantum von Kalk und Eisenvitriol dem Küpenliquidum gegeben, und dasselbe unter öfterm Durchrühren einige Zeit stehen gelassen hat, wird nach genauer Prüfung von dem fehlenden Gegenstand oder abwechselnd von beiden, unter gutem Rühren nach und nach so viel hinzugegeben, bis die aufgerührte Küpe das nöthige Ansehen gewonnen hat.

Die in den Lehrbüchern angegebenen quantitativen Verhältnisse differiren von einander und man findet fast allgemein gegen die technische Angabe zu wenig Ätzkalk oder

Eisenvitriol vor. Selbst Berzelius gibt gegen 1 Theil Indig nur 3 Theile Kalkhydrat und 2 Theile Eisenvitriol an, mit welchem man in der technischen Anwendung im Großen nicht ausreicht. Manche Techniker geben wieder gegen 1 Theil Indig 5 Theile Kalk und 4 Theile Eisenvitriol an, welches, wenn die Qualität von diesen Materialien gut ist, zu viel ist. Die Anwendung von 1 Theil gutem Indig gegen 3, höchstens 3½ Theile Eisenvitriol und 3½ bis 4 Theile Kalk zum Brei gelöscht, kann in den Indigfärbereien stets als das beste und sicherste Verhältniß im Zusammensatze betrachtet werden.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einem sehr interessanten Verfahren, welches als Erfindung der jüngsten Zeit angehört, nämlich der Methode, der Waare zuerst einen manganbraunen Grund zu ertheilen, wozu sich 9 bis 10 grädiges, salzsaures Mangan am Besten eignet. Die braune Grundfarbe wird durch 12 grädige kaustische Kali- oder Natronlauge entwickelt, nachher aber die Waare durch Auswaschen von der alkalischen Disposition gereinigt und abgetrocknet. Man druckt jetzt auf dergleichen unigefärbte Waare, weiße Reservage, dann Enlevage und Orange-Reserve, und färbt nur bei einer Einsenkung 20 bis 25 Minuten in einer gut stehenden kalten Indigoküpe Blau, senkt nach dem Vergrünen, den Haspel darauf in ein zur Seite stehendes Kalkmilchbad, wäscht und zerstört die Manganfarbe durch ein mit Schwefelsäure gesäuertes schwefelsaures Eisenbad, reinigt gut und färbt bei 78° Reaum. in einem hellen Chromkalibade mit Ätzkalk, so erhält man durch diesen Weg im dunkelblauen Grunde weiße, hellblaue und chromorange Figuren mit einem Male. Will man im dunkelblauen Grunde blos hellblaue und weiße Objecte haben, läßt man die Chromreserve und das Färben im Chromkalibade weg und reinigt die Waare, nachdem der Mangangrund durch das gesäuerte Eisenvitriolbad zerstört ist.

Es lassen sich durch diesen Weg schöne feurige dunkelindigoblaue Böden, mit weißen hellblauen und auch chromorange Figuren durch bedeutende Ersparniß von Indig herstellen. Der dunkelblaue Boden erscheint in einem eigenthümlich glänzenden Lüstre.

Die Prüfung für einen guten Indigoküpenansatz besteht in Folgendem: 1) Wenn man den Indiganſatz aufgerührt hat, so müssen die Adern, welche sich auf der Oberfläche formiren, sofort blau werden; 2) wenn man mit der Krücke (Rührer) einen Schlag auf die Oberfläche der Küpenflüssigkeit gibt, und betrachtet dieselbe durch Transmission, so muß sie von einer glänzenden Taubenhalsfarbe erscheinen; 3) der in der Küpe befindliche Satz darf sich nicht zu schnell setzen; 4) wenn die Küpe aufgerührt und einige Zeit in Ruhe gelassen wird, und man mit dem Munde darauf bläst, so muß der Kreis, welcher sich bildet, mit einer blauen Blume eingefaßt sein und sich schnell wieder vereinigen.

Durch folgende Kennzeichen bemerkt man, daß die Küpe einer Zusetze bedarf: 1) Wenn die Küpe, nachdem sie aufgerührt worden ist, ein gelbes Ansehen hat, dann kann man annehmen, daß sie einen Überschuß an Kalk enthält. Man gibt alsdann derselben ½ Pf. fein abgeriebenen Indig und 3 Pf. Eisenvitriol; 2) wenn im Gegentheil, nachdem die Küpe aufgerührt worden ist, de Satz sich sogleich niederschlägt, so kann angenommen werden, daß derselben Kalk fehlt. Man setzt dann 3 bis 4 Pf. zu Pulver gelöschten Kalk zu.

Die Preisfrage, welche die Société industrielle zu Mühlhausen in Beziehung auf das Färben der Baumwolle mit Indig stellte, wurde kürzlich durch Philipp Schwarzenberg aus Cassel der Foderung ganz entsprechend gelöst. Als Auszeichnung wurde demselben von dem Ausschuß für Chemie die bronzene Medaille zuerkannt. Die Preisfrage verlangte, daß durch genaue Versuche ausgemittelt werden soll, „welche Rolle beim Blaufärben der Baumwolle die verschiedenen außer dem Indigblau in dem käuflichen Indig enthaltenen Stoffe spielen;" ferner „ob diese Stoffe beim Blaufärben nothwendig oder schädlich sind, oder ob der eine oder andere von ihnen unumgänglich nöthig ist, um ein solides und lebhaftes Blau zu erhalten.

Schwarzenberg bereitete sich zuvörderst für die gegenseitig vergleichenden Versuche, reines Indigblau, Indigbraun, Indigroth und Indigleim. Die Küpen, welche er Behufs seiner Versuche ansetzte, bestanden: a) in einer Kalk- und Eisenvitriolküpe mit käuflichem Indig; b) in einer dergleichen mit reinem Indigblau; c) in mehren dergleichen mit reinem Indigblau, denen Indigleim, Indigbraun und Indigroth zugesetzt wurden, um die Wirkung jener Stoffe, jeden einzeln für sich in Verbindung mit reinem Indigblau beim Blaufärben der Baumwolle untersuchen zu können.

Die interessanten Versuche Schwarzenberg's haben das Resultat festgestellt, daß der käufliche Indig in der kalten Indigküpe mittels Kalk und Eisenvitriol aufgelöst, beim Färben der Baumwolle ebendasselbe schöne und dauerhafte Blau zu liefern im Stande ist, als das rein aus dem Indig geschiedene Indigblau mit jenen Auflösungsmitteln darzubieten vermag. Wenn die blaugefärbten Zeuche nach dem Färben durch ein schwefelsaures Bad von 5° Reaum. bei 40° R. basirt werden, erscheint die Farbe unter allen Umständen rein und dauerhaft blau.

Die Schwarzenberg'schen Resultate werden durch nachstehende Punkte in ein klares Licht gestellt.

Der Pflanzenleim des Indigs befindet sich in der mit Kalk, Eisenvitriol und käuflichem Indig angesetzten Blauküpe größtentheils aufgelöst, der Rest desselben bleibt im Bodensatze der Küpe, und beim Färben befestigt sich nichts davon auf den Baumwollenfasern, da der Pflanzenleim aufgelöst bleibt, während das Blau sich oxydirt und niederschlägt, so verhält er sich wirkungslos auf das Resultat.

Alles Indigbraun bildet mit dem Kalk eine unauflösliche Verbindung, es ist davon nicht die geringste Spur in der Küpenflüssigkeit aufgelöst, und es kann folglich auch keinen Einfluß beim Färben, wenn man in der klaren Küpe färbt, haben. Es läßt sich auch nicht erwarten, daß es einen Einfluß hat, wenn man trüb färbt, denn die Verwandtschaft des Indigbraun zum

Kalk ist so groß, daß dieser es sogar aus seiner Auflösung in Kali niederschlägt. Muster, welche in trüber Küpe gefärbt wurden, enthielten nicht die geringste Spur von Indigbraun.

Das Indigroth, für sich dargestellt, verbindet sich nicht mit den Alkalien, es ist in ihren Lösungen, sowie im Kalkwasser unauflöslich. Schwarzenberg setzte eine Küpe mit Kalk, Eisenvitriol und ausgeschiednem Indigroth an, es zeigte sich nicht die geringste Spur von Roth aufgelöst, als er aber Indigroth mit reinem Indigblau vermengte, löste sich von jenem eine bedeutende Quantität mit diesem in der Küpe auf, während der Rest Indigroth im Satz blieb. In diesem Falle verhalten sich die beiden Stoffe wie in Küpen, welche mit ungereinigtem Indig angesetzt worden sind. Es ist also einzig das Indigblau, welches das Roth löslich macht. Das in der Küpe aufgelöste Indigroth fällt mit dem Blau bei dessen Oxydation nieder, und befestigt sich während des Färbens mit ihm auf der Baumwollenfaser. Dieser Stoff erhöht jedoch weder die Schönheit noch Haltbarkeit der Farbe, weil er sich nur in sehr geringer Menge auf dem Zeuche befindet; er ist also nicht nöthig, um ein haltbares und lebhaftes Blau zu erzielen.

Reines Indigblau liefert in der Kalk- und Eisenvitriolküpe weder schönere noch haltbarere Farben, als der käufliche Indig, ein Beweis, daß das in letzterm enthaltene Indigroth beim Färben ebenso wenig als die andern Stoffe einen nachtheiligen Einfluß hat. Auch ist die Menge des Indigroth, welche sich in der Küpe auflöst, und dann mit dem Blau auf dem Zeuche niederschlägt, so gering, daß man ihr keinen bemerkenswerthen Einfluß zuschreiben kann.

Der sublimirte Indig (krystallisirter Indig, Indigotin) verliert durch die Sublimation nichts in seinem Färbevermögen; er verhält sich beim Blaufärben in der Kalk- und Eisenvitriolküpe analog mit dem käuflichen und gereinigten Indig.

Wiedergewinnung des Indigs aus dem Satz der kalten Blauküpen. In der Kattundruckerei des Herrn Walther Crum bei Glasgow, wo viel Indig zum Dunkelblaufärben verbraucht und daher eine Masse von Satz, der viel Indig enthält, abfällt, wird der Färbestoff aus demselben zum Ansetzen neuer Küpen ausgezogen, welches auf folgende Weise geschieht: „Der Satz wird in großen Kufen mit ein wenig gelöschtem Kalk und Eisenvitriol versetzt. Man füllt dann mit kaltem Wasser auf, und rührt die ganze Masse gut um, worauf man sie bis zum andern Tage sich absetzen läßt, um alsdann die klare Flüssigkeit abzuziehen, und durch weithinlaufende und breite Rinnen in eine Kufe auslaufen zu lassen; auf diesem Wege kommt die Flüssigkeit mit der atmosphärischen Luft in vielfache Berührung, daher sich schon in den Rinnen viel Indig niederschlägt. Er sammelt sich endlich in bedeutender Quantität auf dem Boden der Kufe an.

Die Operation wird mit demselben Satz 4 bis 5 Wochen lang wiederholt, indem man immer nach zweimaligem Ausfüßen, oder alle zwei Tage ein wenig Eisenvitriol und Kalk zusetzt, um den Indig stets desoxydirt und löslich zu erhalten. Nachdem der Satz auf diese Art 30 mal ausgewaschen worden ist, gibt er endlich keinen Farbestoff mehr an das Wasser ab, und wurde in diesem Zustande früher als erschöpft weggeworfen. Erst seit kurzem hat man beobachtet, daß, obgleich diese erschöpften Rückstände an das Wasser nichts mehr abgeben, sie doch noch viel Indig zurückhalten, und der Beweis dafür ist, daß ein in diesen Rückstand getauchtes Baumwollenzeuch sich blau färbt. Selbst der durch Baumwollenzeuch erschöpfte Satz enthält aber doch auch noch Indig, und man braucht ihn nur einige Tage mit einer geringen Menge einer desoxydirenden Substanz stehen zu lassen, um neuerdings ebenso gut wie das erste Mal darin färben zu können.

Echter Indigoblau und solid grüner Grund mit weißen Figuren. Dieses schöne Fabricat wird in Blau dargestellt, wenn die Waare in der heiterblauen oder mittelblauen Indigoküpe hell oder mittelblau gefärbt, nachgehends in neutralem chromsaurem Kalibade imprägnirt, und mit sauren Reservagen die weißen Objecte dargestellt werden. Grüner Grund mit Weiß, wenn die blau gefärbte Waare mit essigsaurer Thonerde imprägnirt, nachgehends im neutralen Chromkalibade durchgenommen, saure Reservage aufgedruckt, gut gereinigt, und im Wau- oder Quercitronbade ausgefärbt wird. Die sauren Salze und Säuren zerlegen das chromsaure Kali, die frei gewordene Chromsäure entmischt sich in Chromoxydul, welches sich mit den angewandten Pflanzensäuren (Sauerkleesalz und Weinsteinsäuren) zu Doppelsalzen verbindet, wodurch Sauerstoff frei wird, welcher auf den Indig im Augenblicke der Entbindung einwirkt und denselben weiß bleicht (zerstört), wobei sich kohlensaures Gas entwickelt.

Solid grüner Grund mit weißen und bunten Reservagen. Erst seit kurzer Zeit kennt man in der Baumwollenzeuchdruckerei ein interessantes Verfahren, sowol weiße als mit Krapp und Blauholzfarben in angemessenen Desseins vorgearbeitete Zeuche in solidgrünem Grunde darzustellen. Für diesen Behuf placirt man neben einer Indigoküpe, die mit 10 Pf. ostindischem Indigo, 30 Pf. Eisenvitriol und 40 Pf. Kalk angesetzt ist, eine zweite gleich große Küpe, in welcher 150 Pf. Bleizucker mit 160 Pf. Ätzkalk zur Kalkmilch bereitet, in eine basisch essigsaure Bleizuckerküpe verwandelt wird.

Die auf Rahmen gespannten Zeuche werden 5 Minuten lang, ohne bewegt zu werden, in das basisch-essigsaure Bleiliquidum eingesenkt, vorsichtig in die Höhe gezogen und nach einigem Ablaufen der Flüssigkeit 2 bis 3 bis 5 Minuten, je nachdem die grüne Farbe heller oder dunkler sein soll, in die Indigoküpe gebracht. Nach dem Vergrünen wird die Waare vom Rahmen genommen, am Fluß oder Bach vorsichtig gewaschen, gereinigt und in einem sauren, chromsauren Kalibade grün gefärbt. Dieser schöne echtfarbige Modeartikel kann außer weißen und andern gefärbten Gegenständen auch mit gefärbten Reservagen (gefärbten Pappen, Pasten) ausgearbeitet werden. Die solidgrüne Grundfarbe mit illuminirter Aus-

arbeitung wird auch noch erhalten, wenn die Waare zuerst in der Indigoküpe blau gefärbt, von da unmittelbar in eine Küpe mit einer angemessenen essigsauren Bleiauflösung gebracht, und dann in einer zur Seite stehenden Kalk-, Kochsalz- oder Salmiakküpe das Bleisalz auf dem Gewebe fixirt und in basischen Zustand versetzt wird. Die so behandelten Zeuche werden sorgfältig gereinigt, im sauren, chromsauren Kalibade grün gefärbt, wieder gereinigt und können zur Belebung der Farbe in einem ganz schwachen, salzsauren Bade durchgenommen werden; sie werden nachgehends wieder gewaschen und im Schatten abgetrocknet.

Fayenceblau. Fayenceblaufärberei. Das Fayenceblau, auch Chinesisch- und Englischblau genannt, wird bereits seit längerer Zeit in den meisten Kattundruckfabriken ausgeführt, wo man es zu einer hohen Vollkommenheit gebracht hat. Zur Darstellung und Befestigung dieser blauen Farbe in einigen Abstufungen hat man verschiedene Methoden, indem man dieselben theils mit 4 und 6, theils mit 2 und auch nur mit 1 Küpe mehr oder minder schön erreicht. Ich gebe der Anlage mit 4 Küpen allen andern den Vorzug und verfahre dabei folgender Gestalt:

Bereitung der Indigmasse für den Druck. 5 Pf. des besten ostindischen Indigo werden mit 1 Pf. Schwefelarsen (gelbes Arsenik) und Wasser in einer Reibeschale mittels eiserner Kanonenkugeln zum feinsten Saft abgerieben, das abgeriebene mit hellem Flußwasser bis auf 112 Maß (das Maß Wasser 2 Pf.) gestellt. Es werden jetzt 10 Pf. frischer kupfer- und zinkfreier Eisenvitriol in 4 Maß heißem Wasser gelöst, und mit 5 Maß sich im Minimum der Oxydation befindlicher essigsaurer Eisenauflösung, nebst 15 Pf. fein gestoßenem arabischem Gummi hinzugebracht, und in einem Kessel über dem Feuer bei gelinder Temperatur so lange erhalten, bis der Gummi vollkommen gelöst ist. Die so bereitete Druckfarbe wird durch Leinwand passirt, wonach sie sich für den Handdruck sowol als für den Walzendruck qualificirt. Will man hellere Eindruckfarben erzielen, nämlich 2 und 3 Blau, so nehme man für das zweite Blau 1 Theil Farbe mit 1 Theil Gummiwasser, für das dritte hingegen 1 Theil Farbe mit 2 bis 3 Theilen Gummiwasser versetzt.

In einigen Fabriken wird der blauen Druckfarbe in angemessener Portion noch Zinnsalz (salzsaures Zinn) zugesetzt, welches ich für Erzeugung einer schönen und lebhaften blauen Farbe nicht für rathsam finde.

Zur Entwickelung und Befestigung der Farbe bediene ich mich 4 verschiedner Küpen, welche dem Geschäft angemessen in ihrer Reihenfolge aufgestellt sind, als: 1) der Kalkküpe, die mit 200 Pf. Ätzkalk zur Kalkmilch bereitet wird; 2) der Eisenvitriolküpe, welche in mit Wasser aufgelösten Eisenvitriol bis auf 9° Reaum. gestellt wird; 3) der kaustischen Kalikküpe, 15° Reaum. stark, die mit heller kaustischer Kallauge aus 2 Theilen guter Pottasche und 1 Theil frischgebranntem Ätzkalk hergerührt wird; 4) der schwefelsauren Küpe, welche 3—4 bis 6° Reaum. willkürlich sauer erhalten wird.

Die Operation des Färbens beginnt folgender Weise: die auf Sternrahmen gespannte Zeuche werden 10 Minuten bindurch in die zuvor leicht aufgestoßene milchartige Kalkküpe eingesenkt, in die Höhe gezogen, 10 Minuten in der Eisenvitriolküpe, von da wieder 10 Minuten in die Kalkküpe, wieder 10 Minuten in die Eisenvitriolküpe und dann 10 Minuten in die kaustische Kalikküpe eingelassen, zuletzt aber so lange in die schwefelsaure Küpe gebracht, bis der weiße Grund vollkommen hergestellt und die Farbe, schön Blau, entwickelt ist.

Die Waare wird jetzt vom Rahmen abgenommen, am Fluß gut gewaschen, zweimal gedroschen, geschweift, aufgehangen und abgetrocknet. Für kostbare, ganz feine Waaren, um das Blau ganz brillant und den Grund möglichst weiß zu erhalten, lasse ich dergleichen Stoffe noch einmal in einem separat hergerichteten frischen schwefelsauren Bade säuern, und das Waschen und Dreschen wiederholen. Der schwefelsauren Küpe, deren Säure bald erschöpft wird, lasse ich von Zeit zu Zeit frische Säure reichen, um das Abziehen möglichst gut zu erreichen.

Bei jedem Einsenken in die Kalkküpe wird erforderlich, dieselbe mäßig aufzurühren, damit die Waare mit der Kalkmilch in gleichförmige Berührung gesetzt wird, weil sonst Fluß der Farbe zu befürchten ist.

Nachdem 30 bis 35 Stücke, $^5/_4$ breite und 50 Ellen lange Calicowaaren die Küpen passirt, wird ein Nachsatz gegeben, um sie hinsichtlich ihrer Concentration auf den frühern Normalstand zurückzuführen. Nach dem Färben von 300 bis 350 Stücken erscheinen die Küpen entkräftet; sie werden daher ausgeleert und wieder frisch angesetzt.

Hier, wo der Indig mit Schwefelarsen und schwefelsaurem Eisenoxydul aufgedruckt wird, desoxydirt sich der Indig zum Theil theilweise durch diese Zusätze. Das abwechselnde Eintauchen in die Kalk- und Eisenvitriolküpe desoxydirt den Indig so, daß er im reducirten Zustande sich mit der Faser verbinden und befestigen kann. Vollkommen erscheint die Desoxydation und Auflösung desselben in der kaustisch-alkalischen Lauge, wonach die Farbe mit dem Zeuche verbunden an der Luft blau erscheint. Bei dieser Manipulation örtliches echtes Blau zu erhalten, fällt jedoch eine beträchtliche Menge Eisenoxyd auf dem Zeuche nieder, welches nur durch anhaltendes Behandeln im schwefelsauren Bade beseitigt werden kann, wodurch das Blau rein und der Boden weiß erscheint.

Das Gelingen in der Fayence-Färberei, um sich stets gleichförmiger Resultate zu versichern, bedingt: a) daß, je feiner der Indigo zum Saft abgerieben ist, die Farbe um so reiner und intensiver erscheint; b) daß man die gedruckte Waare 5 bis 6 Tage liegen läßt, bevor die Farbe in den Küpen entwickelt und befestigt wird; c) daß die Kalkküpe, bevor die Stücke eingesenkt, mäßig aufgerührt werde, damit sich kein dicker Kalksatz in den Falten der Waare anhäuft, die durch das Aufrahmen theilweise entstehen, wodurch die blaue Farbe auf denselben Stellen abgerissen, ja sogar zerstört wird. Die Kalkküpe darf auch weder zu viel, noch zu wenig aufgerührt

werden; sie muß sich stets in einer Beschaffenheit befinden, daß das Liquidum als lockere Kalkmilch ohne beträchtlichen Satz zu betrachten ist. Zu wenig schwebende Kalktheilchen veranlassen hingegen das Ausfließen der Farbe. Da die Kalkküpe diejenige ist, in welche die Waare trocken eingesenkt wird, so entzieht sie derselben eine beträchtliche Quantität Flüssigkeit, weßwegen man sie öfters mit Kalkmilch nachspeisen muß; d) daß die Zeuche nach dem Säuren aus dem schwefelsauren Bade so schnell als möglich zum Auswässern gebracht werden, weil sonst leicht Eisenrostflecke zu befürchten sind, die, wenn sie einmal entstanden, nicht wieder wegzuschaffen sind; e) daß die Eisenvitriol- und kaustische Kalklüge durch zweckmäßige Zuspeise in ihrem möglichst specifisch schweren Normalstande erhalten werde.

Fayencegrün. Fast ganz übereinstimmend mit der Fayenceblaufärberei ist die Darstellung der höchst soliden fayencegrünen Farbe. Sie erfodert übrigens genaue Sachkenntniß und eine große Aufmerksamkeit, wenn stets gleichgünstige Resultate erzielt werden sollen, und wird daher auch weit seltner in unsern Kattundruckereien angetroffen. In diesem Gebiete der Colorie waren die Engländer die Ersten, welche mit fayencegrün gedruckter Walzendruckwaare auf den Continent kamen. Dingler stellte die Farbe im Jahr 1809 zuerst in der Kattundruckerei der Herren Dollfus, Mieg und Comp. zu Mühlhausen im oberrheinischen Departement her.

Zur Erzielung dieser grünen Farbe wird statt des Eisenvitriols das neutrale schwefelsaure Zinn zur Druckfarbe verwendet. Man rechnet auf 2 Pf. Indig 4 Pf. schwefelsaures Zinn, wodurch ein fattes dunkles Grün erhalten wird. Will man die Farbe dunkler nuanciren, so nimmt man von dem schwefelsauren Zinn im Verhältnisse etwas weniger, und will man heiteres, mehr ins Gelbe neigendes Grün haben, so hat man von dem schwefelsauren Zinn etwas mehr zu nehmen. Zum Behufe der Druckfarbe wird, wenn der Indig mit Wasser zum feinsten Saft abgerieben ist, das schwefelsaure Zinn hinzugesetzt, und die Farbe mit Gummi in druckförmigen Zustand versetzt.

Die Zeuche werden nach dem Aufdruck mittels Hand- oder Walzendruckes gleich den andern Tag in den Fayencekülpen, grade wie das Fayenceblau selbst behandelt, wobei nur zu beobachten ist, daß das schwefelsaure Bad öfters frisch bereitet werden muß, weil sich sonst zu viel Unreinigkeiten in den weißen Grund einziehen und beim nachherigen Grünfärben sich zu viel Pigment in den weißen Grund einzieht, ein Umstand welcher auf Kosten der Schönheit der Farbe ein unangenehmes Bleichen nach sich zieht. Die Farbe erscheint, nachdem sie die Fayencekülpen-Passagen durchgegangen, blau. Sie wird im Quercitron- oder Waubade in Grün umgeändert.

Das von Thomson neuerlich angegebene Verfahren, ein solides Indigogrün für den Walzendruck darzustellen, besteht in Folgendem: „Es werden 13 Loth fein gepulverter Indig mit 4 Pf. Wasser, 13 Loth Schwefelarsenik (gelber Arsenik) und 13 Loth frisch gebrannter Kalk, so lange über dem Feuer erhalten, bis die Auflösung des Indigs vollkommen erfolgt ist. Die Auflösung wird über 20 Loth gebrannte Stärke ausgegossen und in einem marmornen Mörser mit Pistill so lange abgerieben, bis die Farbe geschmeidig dünn und druckrecht geworden. In $^{18}/_{8}$ Maß salzsaure Zinnauflösung von 75° Reaum., die in einem bleiernen Gefäß erwärmt, werden 2 Pf. fein gepulverter Alaun aufgelöst, und in die Indigofarbe eingerührt. Zur Entwickelung und Befestigung der Farbe wird die gedruckte Waare auf Rahmen gespannt, eine Viertelstunde lang in eine Küpe eingesenkt, worin im Verhältniß auf 2 Pf. Wasser 5 Loth kohlensäuerliches Kali (Pottasche) und $6^1/_2$ Loth Kuhkoth zertheilt sind.

Nach dem Färben muß jeden Tag der Kuhkoth aus der Küpe herausgenommen und durch frischen ersetzt werden, welches dadurch geschieht, daß die Flüssigkeit in eine zur Seite stehenden Küpe durch Heber abgelassen und der Satz weggeworfen wird. Die Anwendung des Kuhkothes ist wesentlich erforderlich, um das Einschlagen in den weißen Grund vollkommen zu verhindern, wenn die Farbe durch ein Quercitron- oder Waubad hergestellt wird.

Walzendruckgrün ohne Küpenpassage. Das sogenannte topische Grün für den Walzendruck bereite ich folgendergestalt: „Die mehrmals mit heißem Wasser ausgesüßte Thonerde, welche aus 10 Pf. Alaun mittels Kalilauge gefällt worden, wird in 5 Maß 36° Reaum. starker Aetzkalilauge aufgelöst und für den Gebrauch sorgfältig verwahrt."

Bereitung der grünen Druckfarbe. 2 Pf. Zucker werden in 4 Pf. Wasser gelöst, und damit 4 Pf. gebrannte Stärke angerührt. Es werden jetzt 4 Maß Kalithonerde und zuletzt 2 Maß Indigoauflösung zugegeben. Diese Farbe verarbeitet man erwärmt und zwar so dünn als möglich bei schnellem Walzenumgange auf der Maschine, läßt die gedruckte Waare 5 bis 6 Tage hängen, bringt sie an den Fluß oder Bach, reinigt sie, zieht sie durch ein schwaches, mit Essig gesäuertes Wasserbad, von wo sie wieder gut gereinigt und im Quercitron- oder Waubade grün gefärbt wird. Die hierfür benöthigte Indigauflösung wird in folgendem quantitativen Verhältnisse bereitet:

48 Pf.	Wasser	Der Indig wird über dem Feuer in einem eisernen Kessel in der kaustischen Lauge mittels des Schwefelarseniks aufgelöst.
10 „	Potasche	
4 „	Aetzkalk	
4 „	Guatimaloindig	
4 „	rother Arsenik	

Auflösung des Indigs in Schwefelarsen. Schilderblau. Pinselblau. Malerblau. In der Druck- und Färbekunst können wir diese Indigoauflösung als eine der ältesten betrachten, wodurch dauerhaftes Blau vermittels des Pinsels aufgemalt, erhalten wird. Es besitzt die Farbe jedoch die unangenehme Eigenschaft, vermöge ihrer Schwefelarsenausdünstung nachtheilig auf die Gesundheit der Fabrikarbeiter, welche sich mit dem Aufmalen derselben beschäftigen, einzuwirken, daher man in neuerer Zeit meistens davon abgekommen und sich jetzt vorzugsweise der Indigauflösung in alkalischer Lauge durch

Zinnoxydul bedient. Das Schilderblau mit Schwefelarsen aufgelöst, bereite ich auf nachstehende Weise: 1 Pf. des besten Guatimaloindig wird mit kaustischer Kalilauge zum feinsten Saft abgerieben; die abgeriebene Indigmasse mit 9 Maß 16° Reaum. starker kaustischer Kalilauge und 1 Pf. gelbem Schwefelarsen (gelber Arsenik) in einem eisernen Kessel über dem Feuer so lange erhalten, bis die Auflösung des Indigs vollkommen erfolgt ist. Es werden jetzt 8 bis 9 Pf. fein gepulverter Gummi hinzugebracht, und so lange gerührt, bis das Ganze eine homogene Masse bildet. In den meisten Vorschriften Anderer findet man statt gelben, rothen Arsenik; auch hat man statt des Operments Schwefelspießglas vorgeschlagen, welchem jedoch Schwefelarsen vorzuziehen ist. Bancroft beschäftigte sich viel damit, den Indig für diesen Gebrauch durch rassinirten Zucker und später durch braune Cassonade in Auflösung zu bringen. Das Schwefelarsen reducirt den Indig, indem es demselben seinen Sauerstoff raubt, wodurch er in der alkalischen Lauge aufgelöst erscheint. Das Schilder- oder Malerblau bildet eine grüngelbe Masse, die an der Luft blau wird, daher man es sorgfältig vor dem Zutritt der atmosphärischen Luft verwahren muß. Die mit dem Pinsel auf das Zeuch getragene Farbe wässert man nach 24 Stunden in Flußwasser, wodurch ein schönes, ganz dauerhaftes Blau erhalten wird.

In frühern Zeiten bediente man sich auch der Operment-Küpen zum Blaufärben der Zeuche, von welchem Verfahren man aber jetzt abgekommen ist.

Für den Walzendruck stelle ich ein echtes Waschblau, nämlich ein Blau dar, welches nach 24 Stunden ausgewaschen, für viele Fabricationsartikel wesentlich erfoderlich wird. Ich bereite dasselbe, indem 3 Pf. 16 Loth feiner ostindischer Indig mit 20° starker kaustischer Kalilauge abgerieben in einen Kessel gebracht und 14 Maß derselben Lauge mit 3 Pf. Sal gemme hinzugesetzt und das Ganze über gelindem Feuer so lange erhalten bleibt, bis das Steinsalz aufgelöst ist. Es werden jetzt 3½ Pf. gelbes Schwefelarsen hinzugebracht, und so lange über dem Feuer erhalten, bis die Auflösung des Indigs erfolgt ist. Man gießt die heiße Auflösung in einen hölzernen Ständer über 14 Pf. gestoßene gebrannte Stärke und passirt sie durch Leinwand.

Thillaye bereitet diese Farbe nachstehender Art: 2 Maß Wasser erhitzt man bis auf ungefähr 50° C. und setzt dann hinzu 16 Loth fein gepulverten Indig, 16 Loth rothen Schwefelarsenik (Operment), 16 Loth gebrannten Kalk, unterhält das Erhitzen bis zum Sieden, nimmt es vom Feuer und läßt es halb erkalten, dann setzt man hinzu 12 Loth unterkohlensaures Natron, rührt es und läßt es bis zum zweiten Tag absetzen. Man seiht dann das helle Liquidum ab, und verdickt es pr. Maß mit ½ Pf. fein gepulvertem Gummi.

Auflösung des Indigs mittels Zinnoxyduls, Schilderblau, Kastenblau. Um dem Nachtheil zu begegnen, welchen die Ausdünstung des Schwefelarsens auf die Gesundheit der Fabrikarbeiter ausübt, hat man mit ausgezeichnetem Erfolg als Ersatz für das Operment- blau das Zinnoxydulblau substituirt, und dasselbe auch für den Pinsel als das sogenannte Kastenblau fast allgemein in Anwendung gebracht. Die Bereitungsart ist folgende: 2 Maß kaustische Natronlauge, à 20° Reaum., wird erwärmt, dann hinzugegeben 24 Loth frischgefälltes und sorgfältig ausgesüßtes Zinnoxydul, 16 Loth bester feingepulverter Guatimaloindig. Man erhitzt die Zusammensetzung bis zum Sieden, indem man sie 2 bis 3 Mal vom Feuer wegnimmt und wieder hinsetzt. Man nimmt sie alsdann vom Feuer und verdickt die Farbe mit 3 Pf. Rohzucker, oder man bringt in einen Kessel 10 Maß 15° starke kaustisch-alkalische Lauge, gibt 1 Pf. mit 4 Pf. Wasser abgeriebenen besten ostindischen Indig und 2 Pf. frisch bereitetes Zinnoxydul, alsdann 1 Pf. frisch gebrannten Kalk mit Wasser zum Kalkbrei bereitet, hinzu und behandelt das Ganze über dem Feuer, bis die vollkommene Auflösung des Indigs erfolgt ist. Nach gänzlicher Auflösung setzt man, als Verdickungsmittel für die Farbe, 8 Pf. ordinairen Kandiszucker und zuletzt 6 Pf. fein gestoßenen Senegalgummi hinzu.

Das mittels Zinnoxyduls dargestellte Blau qualificirt sich nicht allein für den Pinsel, sondern auch mit der Druckform für den sogenannten kalten und warmen Kastenblaudruck. Die blaue Farbe erscheint nach dem Auswaschen reiner und lebhafter als das Opermentblau. Um sie mit der Druckform als Kastenblau zu arbeiten, wendet man die Farbe theils kalt, theils erwärmt an, und bedient sich dazu eines eigends dafür hergestellten Apparats, der in den meisten Druckfabriken bekannt ist. Nach 24 Stunden wird die gemalte oder gedruckte Waare in Fluß eingehangen, und so lange gewaschen, bis die Farbe vollkommen rein erscheint.

Nach Thillaye kann man dieses Blau noch bereiten, wenn man in ein Maß kaustischer Natronlauge von 20° Reaum. 8 Loth fein gepulverten Indig mit 10 Loth Zinnoxydul zusammen langsam kochen läßt, und lauwarm 1 Pf. liquide salzsaure Zinnauflösung (in 2 Pf. Salzsäure 1 Pf. Zinnsalz auflöst) portionenweise hinzurührt. Wenn das Aufbrausen vorüber ist, rührt man die Farbe kalt, und verdickt sie hierauf mit 1 Pf. fein gepulvertem Gummi, setzt alsdann noch 1 Maß Gummiwasser, ½ Pf. Gummi enthaltend hinzu. Die Farbe muß, bevor man sie in Arbeit nehmen kann, zweimal durch dichtes Zeuch durch passirt werden.

Sowol für den Hand- als Maschinendruck wird auch eine gute echtblaue Farbe erzielt, wenn, wie bei der vorigen Behandlung, 16 Loth Indig und 20 Loth Zinnoxydul in 2 Maß 20° R. starker kaustischer Lauge zur Auflösung gebracht, derselben 1½ Pf. salzsaure Zinnauflösung zugegeben und das Ganze mit 2½ Pf. Gummi in druckförmigen Zustand versetzt wird. Die mit dieser Farbe bedruckten Zeuche werden eine Stunde nach vollendetem Aufdruck auf Rahmen gespannt und unter Bewegung 10 Minuten hindurch in eine Küpe eingesenkt, die mit aufgerührtem Kalkliquidum angesetzt wird. Nach dem Auswässern im Fluß nimmt man die Waare durch ein heißes Seifenbad, um die blaue Farbe zu beleben.

Dieses Blau bietet gegen manch Anderes den Vor-

theil dar, daß es sich lange Zeit in Desoxydation erhält; man kann es daher auf die nämliche Weise wie andre Farben arbeiten lassen. Wenn die Farbe gut ist, muß sie ein weißgräuliches Ansehen besitzen. Wenn man dieses Blau mit der Druckform vordruckt, und das Vorhergegangene mit zwei Drittheilen Gummiwasser versetzt, eindruckt, kann man zweiblau darstellen, welches das Fayenceblau ersetzt.

Echte blaue und grüne Aufdruckfarben mittels reducirten Indigs. Gleich nach Bekanntwerdung der höchst interessanten Versuche, welche Berzelius mit dem Indig angestellt, fand ich mich veranlaßt, den reducirten Indig im Großen für den Aufdruck von Solidblau und Solidgrün zu verwenden. Ich stellte für diesen Gebrauch nachstehende Versuche an, die meiner darüber gehegten Erwartung vollkommen entsprochen haben. Die Indigauflösung, aus welcher ich den reducirten Indig fällte, bereitete ich aus 1 Pf. des besten Guatimaloindigs, 3 Pf. schwefelsauren Eisen (Eisenvitriol) und 4 Pf. Kalk mit so viel entsprechendem Wasser, als erforderlich war, um ein helles Küpenliquidum zu erhalten. Die helle Küpenflüssigkeit wurde in drei gleiche Theile getheilt, und der reducirte Indig durch nachstehende Säuren gefällt: A. Krystallisirte Weinsteinsäure in 2 Theilen abgekochtem Flußwasser aufgelöst. B. Reine Salzsäure mit ihrem doppelten Gewicht abgekochtem Flußwasser verdünnt. C. Starker Weinessig. Diese Säuren brachte ich in Zwischenräumen langsam und nur in ganz kleinen Portionen tropfenweise so lange hinzu, als noch ein weißlicher Niederschlag erfolgte. Nach gänzlicher Ausscheidung des reducirten Indigs wurde die obenstehende Flüssigkeit mittels Heber abgelassen, der reducirte Indig durch zuvor abgekochtes Flußwasser sorgfältig ausgesüßt, auf ein Filtrum gebracht und alsbald in teigartiger Form in hermetisch geschlossenen steinernen Gefäßen, mit 2 Theilen zur Syrupsconsistenz eingedickter Zuckerauflösung gemengt, für den Gebrauch aufbewahrt.

Man hat die ganze Operation hindurch, vorzüglich aber beim Filtriren des reducirten Indigs, darauf zu sehen, denselben möglichst vor dem Zutritt der atmosphärischen Luft zu verwahren, weil das reducirte Product begierig Sauerstoff absorbirt, und dadurch in regenerirten Indig übergeführt wird.

Will man nun Blau für den Aufdruck haben, so bringe man von dem reducirten Indig so viel in druckförmigen Zustand versetztes Gummizuckerwasser, als man die Farbe dunkler oder heller zu haben wünscht. Beim Drucken der Farbe ist zu beobachten, daß der Drucker schnell und unausgesetzt arbeitet, alle 2 Stunden die Farbe vom Sieb abnimmt, dieselbe durch frische ersetzt und auf diese Weise fortfährt zu arbeiten. Die von dem Siebe abgenommene Farbe wird zur arbeitenden Farbe ins Gefäß gegeben; auch ist es rathsam, den Drucker täglich 3 Mal mit frischbereiteter Farbe zu versehen. Sobald das Stück gedruckt und ganz trocken ist, wird die Waare auf den Rahmen gespannt, 2 Minuten in das trübaufgestoßene Kalkliquidum und von da unmittelbar 2 Minuten in die Chlorkalkküpe eingesenkt, abgehaspelt und am Fluß gut gereinigt.

Um solides Grün darzustellen, setzt man der blauen Farbe eine verhältnißmäßige Portion salpetersaures Blei zu, und färbt sie nach der Kalk- und Chlorkalkpassage und gutem Reinigen am Fluß im sauren chromsauren Kalkbade grün.

Als Füllungsmittel für den reducirten Indig ziehe ich die Weinstein- und Salzsäure dem Essig vor.

Thillaye gibt ein Verfahren an, das reducirte Indigblau für den blauen Handdruck auf nachstehende Weise darzustellen: „Man bereitet eine Indigoküpe aus 6 Pf. Indig, 18 Pf. Eisenvitriol, 24 Pf. Kalk und 200 bis 250 Maß Wasser.

Von dieser hellen Küpenflüssigkeit nimmt man 14 Pf. genau abgewogen, und den Schaum so viel wie möglich davon entfernt, gibt dasselbe in einen steinernen Topf zu einer darin befindlichen Auflösung von 2 Pf. Zinnsalz in 4 Maß Wasser, rührt es 5 Minuten gut unter einander, verwahrt dann den Topf gegen jeden Zutritt der Luft, und läßt es 12 Stunden ruhig stehen. Man richtet nun ein Gefäß mittels eines großen Tuchlappens als Filtrum vor, gibt das mit der Zinnauflösung vermischte Indigliquidum darauf, spült den Topf mit 4 Maß Wasser rein, gibt dieses ebenfalls auf das Filtrum und verwahrt es gut vor dem Zutritt der Luft. Nach 12 Stunden, wenn die Flüssigkeit sämmtlich abgelaufen ist, bringt man den auf dem Tuchlappen zurückgebliebenen reducirten Indig mittels eines Löffels in ein gläsernes oder irdenes Geschirr und bewahrt es, vollkommen gegen den Zutritt der Luft geschert, zum Gebrauch auf.

Die Druckfarbe wird zusammengesetzt, indem man 8 Loth reducirten Indig in 12 Loth Gummiwasser und 12 Loth Zuckerwasser einrührt. Man gibt dem Drucker nicht mehr von dieser Farbe, als er zum Bedrucken von einem Stück Waare nöthig hat. Während des Drucks muß die Farbe von dem Streichkinde oft aufgerührt werden, und der Aufdruck muß rasch hinter einander vollzogen werden. Für die Entwickelung der Farbe richtet man a. eine Kalküpe und b. eine Chlorkalküpe her. Die Kalküpe, einer gewöhnlichen Blauküpe gleich, füllt man $^3/_4$ mit Wasser an, gibt 20 Pf. gelöschten Kalk hinzu und durchrührt gut. Sie zeigt in solchem Zustande nach dem Areometer $^1/_2$°. Die Chlorkalküpe von derselben Größe wird mit Wasser $^3/_4$ angefüllt, und das helle Liquidum von 55 Pfund Chlorkalk hinzugegeben und gut durchrührt.

Die gedruckten auf Sternrahmen gespannten Zeuche bekommen unter steter Bewegung einen Zug von 3 Minuten in der trübaufgerührten Kalküpe. Man läßt die Flüssigkeit, nachdem die Waare in die Höhe gezogen, eine Minute ablaufen, senkt sie dann 2 Minuten in die Chlorkalküpe ein, hängt sie nach dem Abnehmen eine Stunde in Flußwasser, pansche 2 mal und trocknet sie ab.

Sehr vortheilhaft und mit weniger Umständen, dabei weit sicherer im Gelingen, bereite ich ein solides Aufdruckblau und Grün, indem ich den fein gepulverten Indig mittels reguliniſchen Zinns und kaustischer Natron-

lauge auflöse, von der Auflösung in mit Weinsteinsäure gesäuertes Gummizuckerwasser für Blau so viel zugebe, als die Farbe heller oder dunkler begehrt wird. Für Grün wird salpetersaures Blei dabei in Anwendung gebracht, und die damit gedruckte Waare, nachdem sie die Kalk- und Chlorkalkküpe passirt und gut ausgewaschen ist, im sauren chromsauren Kalibade ausgefärbt.

Bei diesem Verfahren entzieht das metallische Zinn dem Indig seinen Sauerstoff, indem es denselben desoxydirt und in der alkalischen Lauge auflöslich macht, während das Zinn sich auf Kosten des Sauerstoffs im Indig oxydirt und ein großer Theil desselben in der farbigen Auflösung enthalten bleibt.

Mit geeigneten Verdickungsmitteln angewendet lassen sich durch diesen Weg sehr schätzbare schöne blaue und grüne Farbenabstufungen auch mittels des Walzendrucks darstellen.

Ein anderes schönes solides Aufdruckblau und Grün erhält man auch durch nachstehendes Verfahren:

9 Maß kaustische Natronlauge 20° werden bis auf 20° Reaum. erwärmt, $7\frac{1}{2}$ Pf. Zinnoxydul darin aufgelöst, alsdann 6 Pf. fein gepulverter Indig eingetragen und so lange bei gelindem Feuer erhalten, bis der Indig vollkommen aufgelöst ist. Man gießt die Auflösung in ein steinernes Gefäß, läßt sie ganz erkalten, rührt nach und nach 9 Pf. Salzsäure 22° stark ein, bis die Auflösung sauer reagirt.

Die so bereitete Indigauflösung stellt den Ansatz für solidblaue und grüne Farbe dar. Bei dieser Operation verbindet sich die Salzsäure mit dem Natron und bildet Kochsalz, welches sich zum Theil krystallinisch fällt, während sich der Indig mit dem Zinnoxydul und einer angemessenen Portion reines Natron in der Auflösung desoxydirt erhält. Beim Gebrauche wird die Auflösung aufgerührt.

Für Blau werden auf 1 Pf. dickes Gummiwasser 12 Loth Blauansatz gerechnet.

Für Grün, in 1 Maß starkem Gummiwasser 16 Loth Bleizucker aufgelöst, und auf das Pfund Bleizucker Gummiwasser 12—13 Loth Blauansatz genommen.

Die gedruckte Waare wird durch ein Kalkmilchbad passirt und das Grün nachher im sauren chromsauren Kalibade ausgefärbt.

Ein sehr heiteres, schönes und solides Walzendruckblau, welches mit das Fayenceblau reichlich ersetzt, erhalte ich auch dadurch, wenn der Indig aus der abgeklärten Flüssigkeit einer sehr starken kalten Indigoküpe durch in Salzsäure zu gleichen Theilen aufgelöstes Zinnsalz gefällt, und der auf dem Filter erhaltene teigartige Präcipitat mit durch Tauschverwandtschaft bereitetem salpetersaurem Eisen und Gummi zur Druckfarbe hergerichtet wird. Die damit gedruckte Waare erhalte ich 3 Minuten lang im Kalkmilchbade, lasse sie eine Stunde in Fluß einhängen, nachher durch ein kaltes, 2° starkes schwefelsaures Bad zur Zerstörung der vorhandenen Eisenbasis nehmen, und zuletzt durch ein 60° Reaum. heißes Seifenbad passiren. Bei diesem Blau hat man die Helle oder Tiefe der Farbe ganz in seiner Gewalt, je nachdem man weniger oder mehr Indig-Präcipitat der Druckfarbe reicht.

Das durch Tauschverwandtschaft bereitete salpetersaure Eisen stelle ich folgendermaßen dar: In 12 Pf. heißem Wasser werden 4 Pf. 10 Loth salpetersaures Blei durch 4 Pf. schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol) zersetzt, und die helle salpetersaure Eisenauflösung in Anwendung gebracht.

Echte blaue Indigaufdruckfarben, von Eduard Leitenberger in Reichstadt. In 18 Pf. des hellen Liquidums aus einer starken kalten Indigküpe gibt man nach und nach $\frac{1}{4}$ Pf. Zinnsalz, das reducirte Indigblau schlägt sich aus der Flüssigkeit nieder. Man filtrirt das Liquidum vorsichtig und bei möglichster Vermeidung des Zutrittes der Luft davon ab, und löst dann den erhaltenen Niederschlag in Zuckerkalk auf. Den Zuckerkalk bereitet Leitenberger, indem 1 Theil gebrannter Kalk mit 4 Theilen Wasser gelöscht und 5 Theile gestoßner Zucker darin aufgelöst werden. Vor dem Waschen der damit bedruckten Zeuche im Flußwasser behandelt man sie in einer schwachen Salmiakauflösung. Wenn man die Zeuche vor dieser Operation dämpft, so erscheint die blaue Farbe echter und brillanter.

Ausgezeichnet reine und höchst brillante blaue Farbenabstufungen bietet der durch Salz- oder Weinsteinsäure aus dem kalten Indigküpenliquidum niedergeschlagene reducirte Indig dar, wenn man sich denselben in hinreichender Quantität verschafft, und das reducirte Indigblau der atmosphärischen Luft so lange aussetzt, bis es in wiederhergestellten Indig verwandelt ist. Dieses reine, frei von Indigroth, Indigbraun und Pflanzenleim erhaltene blaue Pigment für echte druckblaue und fayenceblaue Farben mit den bekannten Auflösungsmitteln verwendet, liefert die reinsten Farben, die durch den Weg mit käuflichem Indig nie so schön erhalten werden können. Es eignet sich vorzugsweise zum Bedrucken ganz feiner Stoffe, als Mousselin, Pergalin, Batiste und baumwollenen Atlase.

Auflösung des Indigs in Schwefelsäure. Schwefelsaure Indigauflösung. Indigliquor, Indigtinctur und essigsaure Indigauflösung. Zur Auflösung des Indigs in Schwefelsäure bedient man sich vorzugsweise der concentrirten rauchenden Schwefelsäure (Vitriolöls), welche rein von Salpetersäure sein muß, weil diese Säure einen Theil des Indigs zerstören und die Auflösung verunreinigen würde. Die Verhältnisse der Schwefelsäure und des Indigo trifft man in den Färbereien verschieden an, ebenso in den ältern chemischen Schriften eines Bergmann, Quatremere, Pörner u. a. m. Bergmann empfiehlt 8 Theile concentrirte Schwefelsäure auf 1 Theil Indig, Quatremere 6 Theile Säure auf einen Theil Indig, Pörner 4 Theile Säure auf einen Theil Indig. Bancroft und Vitalis ziehen Pörner's Verhältniß den andern vor, auch hat man in neuer Zeit dasselbe in allen rationellen Färbereien angenommen. Bei der Auflösung wird folgender Gestalt verfahren: Man gibt die rauchende Schwefelsäure in einen Topf von

Steingut, welcher im Sommer, um die zu starke Erwärmung zu beseitigen, in kaltes Wasser gestellt wird, den ganz fein gepulverten Guatimalo-Flor oder ostindischen Indig rührt man in getheilten Portionen so lange ein, bis aller Indig eingerührt ist. Durch eine Erhitzung der Masse wird ein Theil des Indigblaus in Verbindung mit Indigroth zerstört, schwefelige Säure entwickelt und Indiggrün gebildet. Sobald aller Indig zugesetzt worden, läßt man das Gefäß bedeckt 48 Stunden lang stehen, und verdünnt die Flüssigkeit alsdann mit dem doppelten Gewicht Wasser. Die unverdünnte Masse ist schwarzblau von Farbe, undurchsichtig, dick und zieht an der Luft Wasser an.

Die schwefelsaure Indigauflösung bildet mit den mineralischen Basen blaue Salze, welche Berzelius als Lake betrachtet, während Mitscherlich annimmt, daß der Indig darin die Rolle des Krystallwassers spielt. Dumas betrachtet diese blauen Salze als denjenigen analog, welche man bei Behandlung der Schwefelsäure mit Alkohol und Basen erhält, sodaß also der Indig dem Alkohol und Holzgeist analog wäre. Dumas fand durch genaue Analyse, daß sich 1 Atom Indig mit 2 Atomen Schwefelsäure zu der unter dem Namen Sächsischblau bekannten Säure verbindet, für welche er die Benennung Schwefelindigosäure vorschlägt. Das Salz, welches die Säure mit Kali bildet, ist in Wasser auflöslich, und krystallisirt in feinen seidenartigen und sehr dunkelblauen Schuppen. Von dem Barytsalz löst sich in der Kälte wenig, in der Wärme mehr auf. Die Analyse dieser beiden Salze ergibt nach Dumas für den Zusammensatz des Indigs, 32 Atome Kohlenstoff, 10 Atome Wasserstoff, 2 Atome Stickstoff und 2 Atome Sauerstoff.

In den meisten Fällen wird die schwefelsaure Indigauflösung bei Verwendung in der Baumwollendruck- und Färberei mittels hierfür geeigneter Substanzen neutralisirt, um die corrosive Eigenschaft, welche dieselbe auf die Faser der Baumwolle und des Leinen ausübt, zu beseitigen. Man bedient sich hierfür nachstehender Indigauflösungen:

1) Die Auflösung von 1 Pf. Indigo in 4 Pf. rauchender Schwefelsäure wird mit 30 Pf. Flußwasser gemengt und die freie Säure mit 4 Pf. fein gestoßener Kreide neutralisirt. Nachdem sich der gebildete schwefelsaure Kalk in der Flüssigkeit gesetzt, wird das Liquidum filtrirt und für den Gebrauch aufgehoben. Um die Indigauflösung noch neutraler zu erhalten, setzt man derselben nach und nach so viel gestoßene Kreide hinzu, als noch ein Aufbrausen erfolgt, filtrirt, süßt den Rückstand mit Wasser aus, und dampft das Indigliquidum bis auf 60 Pf. ein. Statt der Kreide kann man sich zum Neutralisiren des fein gestoßenen Marmors (kohlensauren Kalkes) bedienen.

2) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelsäure aufgelöst, werden mit einer Auflösung von 14 Pf. Bleizucker in 24 Pf. Wasser zusammengebracht und filtrirt. Die Schwefelsäure verbindet sich hierbei mit dem Bleioxyd des Bleizuckers, fällt als schwefelsaures Blei nieder, wogegen die obenstehende Flüssigkeit die essigsaure Indigauflösung darstellt. Anstatt des Bleizuckers kann man auch den essigsauren Kalk anwenden, wobei der Niederschlag aus schwefelsaurem Kalk (Gyps) besteht. Übrigens üben die essigsauren Indigauflösungen, wenn die Schwefelsäure auch vollkommen vermittels Bleizuckers oder essigsauren Kalkes zersetzt worden, dennoch eine zerstörende Wirkung auf die gelbe Farbe aus, und man hat daher für besser befunden, die Schwefelsäure mit Kreide oder Marmor und Bleizucker zugleich zu beseitigen.

3) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelsäure aufgelöst, die Auflösung mit 20 Pf. Flußwasser versetzt, und mit 2 Pf. Kreide oder Marmor abgestumpft, dann die Auflösung von 4½ Pf. Bleizucker in 10 Pf. Wasser nach und nach hinzugebracht.

4) Werden in einer Indigauflösung aus 1 Pf. Indig und 4 Pf. rauchender Schwefelsäure nur 8 Pf. Bleizucker in 24 Pf. Wasser aufgelöst hinzugebracht, so erhält man eine schwefel-essigsaure Indigauflösung. Wendet man hingegen nur 4 Pf. Bleizucker in 24 Pf. Wasser gelöst, so wird saure, schwefelessigsaure Auflösung gebildet.

5) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelsäure aufgelöst, dann 33 Pf. Flußwasser zugesetzt mit Marmor oder Kreide neutralisirt, das Helle abgeläutert, der Satz mit Wasser ausgesüßt und alle Flüssigkeit bis auf 8 Pfund eingedämpft, dann 2½ Pfund Alaun, 10 Loth Salmiak, 1½ Pf. Bleizucker darin aufgelöst und das Helle filtrirt, stellt eine alaunhaltige essigsaure Indigauflösung dar.

6) Ein Pf. Indig in 4 Pf. rauchender Schwefelsäure aufgelöst, dann 22 Pf. Flußwasser und die frisch durch Kali gefällte Thonerde von 6 Pf. Alaun hinzugesetzt, unter öfterm Umrühren 24 Stunden stehen gelassen, alsdann 3 Pf. Bleizucker in 10 Pf. Wasser gelöst eingerührt und das Ganze filtrirt, stellt ebenfalls eine alaunhaltige essigsaure Indigauflösung dar.

7) Man rührt in die Indigauflösung von 1 Pf. Indig in 4 Pf. Schwefelsäure 12 Pf. essigsaures Natron in 28 Pf. Wasser gelöst nach und nach ein, spült das Indiggefäß mit 4 Pf. Wasser aus, und wendet diese dickliche Indigtinktur gleich an. Sie bildet ein Gemenge aus essigsaurem Indig und schwefelsaurem Natron. Man kann auch essigsaures Kali statt essigsauren Natrons in Anwendung bringen.

8) Essigsaurer Baryt eignet sich ebenfalls gut für die Darstellung einer essigsauren Indigauflösung, indem dieses Salz durch die Schwefelsäure zersetzt, schwefelsauren Baryt bildet, und die ausgeschiedene Essigsäure den Indig in Auflösung erhält.

9) Indigo-Lappen-Tinctur. In der schwefelsauren und mehr oder weniger essigsauren Indigauflösung befindet sich, außer dem eigentlichen Indigblau (Cörulin) auch Indigroth, Indigbraun und Indigpflanzenleim gelöst, durch welche die schöne blaue Farbe des erstern unrein wird und ins Grüne oder Braune sticht. Um diese daher zu entfernen und die Farbe überdies ganz säure- und salzfrei zu erhalten, bindet man das blaue Pigment in dem schwefelsauren Indig an Schafwolle, von welcher

es wieder abgezogen wird. Man schüttet die klare schwefelsaure Indigauflösung in einen Kessel mit Flußwasser gefüllt, bringt rein gewaschene Flock- oder Aftenwolle hinzu, befördert die Flüssigkeit zum Sieden und läßt sie 24 Stunden lang ruhen. Die Wolle färbt sich fast schwarzblau, nimmt die indigblaue Schwefelsäure und indigblaue Unterschwefelsäure auf, während die Flüssigkeit grünlich blau gefärbt bleibt; läßt man die Wolle länger darin liegen, so erscheint die Flüssigkeit schmutzig gelb. Nachdem die Wolle alles Indigblau aufgenommen, nimmt man sie heraus, wäscht sie am Fluß in Weidenkörben so lange aus, bis das Wasser farblos abfließt und die Wolle rein dunkelblau erscheint. Durch das Auswaschen wird nicht allein alle Unreinigkeit weggenommen, sondern auch die Schwefelsäure entfernt.

Die Wolle wird jetzt in einem Kessel mit Wasser, welchem ein wenig Potasche, kohlensäuerliches Natron oder kohlensaures Ammonium zugesetzt wird, etwa 1/2 vom Gewicht des Indigs, eine Viertelstunde lang gekocht, wodurch die blaue Farbe abgezogen wird. Die Wolle, welche schmutzig rothbraun zurückbleibt, indem sie durch das Indigroth, welches sich in Alkali schwer löst, gefärbt ist, wird herausgenommen, gewaschen und für fernere Operationen verwendet. Die blaue Flüssigkeit wendet man zum Färben an, oder man dampft sie für Druckfarben so weit ein, als man ihrer bedarf. Alle Farbentöne erscheinen dadurch reiner und haben schönere Lüster, weil Pflanzenroth, Pflanzenbraun und Pflanzenleim zum größten Theil davon entfernt, und reines Cörulin dargeboten wird. Setzt man der abgezogenen blauen Flüssigkeit etwas Schwefelsäure zu, so schlägt sich eine grünlich braune Substanz nieder, schwefelsaures Indigbraun, welches vom Alkali zu einem geringen Theil aus der Wolle ausgezogen war.

Ein solches säurefreies Indigliquidum eignet sich ganz vorzüglich für äußerst lebhafte dampfblaue Farbenabstufungen und für Darstellung der beliebten Seladon- oder Frühlings-grünen Farbe.

Literatur.

Bancroft, Englisches Farbebuch, herausgegeben durch D. Dingler und D. v. Kurrer. 1. Bd. — Vitalis, Grundriß der Färberei; herausgegeben von D. Dingler und D. v. Kurrer (1824). — Elemente der Chemie von D. Schubart. 2. Bd. (1835). — Polytechnisches Journal von D. Dingler. — Walter Crum in den Annales of Philosophy. New Series. No. 26. — Berzelius, Handbuch der Chemie. — Allgemeine Handlungszeitung. 1815. 1818. 1820. 1822. 1823. 1824. — Hermbstädt, Grundriß der Färbekunst. — Leuchs, Beschreibung der färbenden und farbigen Körper (1825). — Leuchs, Anleitung zur Bereitung aller Farben. — Kreysig's Zeuchdruck. 1. u. 2. Bd. — Berthollet's Handbuch der Färbekunst. — *Thillaye*, Manuel du Fabricant d'indiennes (Paris 1824). — Mac Culloch, Handbuch für Kaufleute, und viele andere Schriften. (*v. Kurrer.*)

Indigbitter, Indigblau, Indigbraun, Indiggelb s. im Art. Indig.

INDIGENAT bezeichnet den Inbegriff der Vorzugsrechte, welche die einheimischen Bewohner eines Landes vor den Ausländern genießen. Grade in Teutschland haben diese Vorzugsrechte von jeher eine große Rolle gespielt; und obschon der ehemalige Unterschied zwischen dem Reichs-, Kreis- und Landes-Indigenat seit Aufhebung der ältern teutschen Reichsverfassung (1806) unpraktisch geworden, so besteht doch der allgemeine Begriff selbst nach der teutschen Bundesacte Art. 18 an sich noch fort. Nur wird der teutsche Indigenat im weitern Sinne jetzt schon durch die Geburt in irgend einem teutschen Bundesstaate überhaupt erworben, und es kann, obwol Teutschland kein Bundesstaat, sondern ein Staatenbund ist, im engern Sinne nur ein Provinzial- und Localindigenat unterschieden werden. Dabei ist weder der Provinzial- noch der Localindigenat schlechthin an die Geburt, oder an ausdrückliche Verleihung gebunden, sondern auch die Erwerbung von Grundstücken, die Gelangung zu öffentlichen Ämtern, die Anlegung von Fabriken und Manufacturen und dergl. bewirkt, dem jetzigen Herkommen gemäß, diese Art von Indigenat, insoweit nicht besondere Landesgesetze und dergl. entgegenstehen [1]).

Der Art. 18 der teutschen Bundesacte lautet wörtlich folgendermaßen: „Die verbündeten Fürsten und freien Städte kommen überein, den Unterthanen der teutschen Bundesstaaten folgende Rechte zuzusichern: a) Grundeigenthum außerhalb des Staates, den sie bewohnen, zu erwerben und zu besitzen, ohne deshalb in dem fremden Staate mehren Abgaben und Lasten unterworfen zu sein, als dessen eigene Unterthanen; b) die Befugniß: 1) des freien Wegziehens aus einem teutschen Bundesstaate in den andern, der erweislich sie zu Unterthanen annehmen will, auch 2) in Civil- und Militairdienste desselben zu treten; beides jedoch nur, insofern keine Verbindlichkeit zu Militairdiensten gegen das bisherige Vaterland im Wege stehen; und damit wegen der dermal vorwaltenden Verschiedenheit der gesetzlichen Vorschriften über Militairpflichtigkeit, hierunter nicht ein ungleichartiges, für einzelne Bundesstaaten nachtheiliges Verhältniß entstehen möge, so wird bei der Bundesversammlung die Einfüh-

1) Das alte teutsche Recht war hierin beiweitem strenger. Schon im Sachsenspiegel Bch. III. Art. 61 heißt es in dieser Beziehung: „Es mag niemand Schultheiß seyn, er sey denn frey, und geboren von dem Lande, wo das Schultheißthum oder Gerichte innen liegt." Auch die zahlreichen Stadtrechte des Mittelalters gingen von gleichen Ansichten aus, und Vieles davon erhielt sich bis zum Erlöschen der teutschen Reichsverfassung im J. 1806. Genau genommen unterschied man nicht nur zwischen dem Reichs- und Particularindigenate, sondern man theilte auch den Particularindigenat noch besonders in Kreis-, Provinzial-, Territorial- und Localindigenat; ja es bestand neben diesen noch ein besonderer reichsritterschaftlicher Indigenat, welcher sich aber blos auf die Reception und Immatriculation bei der unmittelbaren Reichsritterschaft bezog. Vgl. J. L. Klüber's Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des teutschen Staatsrechts (Erlangen 1803). §. 93. S. 137 fg. Über die Ursachen der ursprünglichen großen Begünstigung der Einheimischen vor den Fremden und die praktischen Nachwirkungen davon vgl. das Programm von Gottfr. Mich. Pfündel: De principio, omnem peregrinum esse hostem, ejusque effectibus passim in jure obviis. (Erlangen 1745. 4.) Die in Bezug auf das Subjectionsverhältniß der Unterthanen des teutschen Reichs sehr wichtige Unterscheidung zwischen Reichsunmittelbaren und Mittelbaren äußerte sich auch rücksichtlich des Indigenats in mehrfachen praktischen Folgen.

rung möglichst gleichförmiger Grundsätze über diesen Gegenstand in Berathung genommen werden; c) die Freiheit von aller Nachsteuer (jus detractus, gabella emigrationis), insofern das Vermögen in einen andern teutschen Bundesstaat übergeht, und mit diesem nicht besondere Verhältnisse durch Freizügigkeitsverträge bestehen; d) die Bundesversammlung wird sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Preßfreiheit und die Sicherstellung der Rechte der Schriftsteller und Verleger gegen den Nachdruck beschäftigen."

Hiernach sind mehre wesentliche Stützpunkte für den frühern Unterschied zwischen den Rechten der Eingeborenen und der Fremdlinge ohne Weiteres beseitigt; namentlich in Bezug auf Erwerb von Grundeigenthum, Nachsteuer und Abzugsgeld, und es reducirt sich in der That jetzt der juristische Unterschied zwischen den Eingeborenen und Fremdlingen in den einzelnen teutschen Bundesstaaten auf den Inbegriff dessen, was die besondere Landesgesetzgebung darüber vorschreibt. Da nun aber dieses Letztere am wenigsten hier einzeln aufgezählt werden kann, so muß hier von einer weitern Auseinandersetzung der in den einzelnen teutschen Staaten jetzt darüber bestehenden Vorschriften abstrahirt werden. Gleichwol haben die frühern gesetzlichen Bestimmungen sowol, als die herkömmliche Praxis so viele noch jetzt bemerkbare Nachwirkungen zurückgelassen, daß es ganz angemessen scheinen muß, wenigstens vom historischen Gesichtspunkte aus über das in dieser Beziehung geltende frühere Recht hier noch etwas zu sagen.

Daß in Teutschland schon sehr zeitig zu der natürlichen Erwerbungsart des Indigenats durch die Geburt auch die Erwerbung durch Aufnahme in die Gesammtheit der Landeskinder hinzukam, ist Thatsache. Doch sah man ursprünglich in Bezug auf diese Landeskinder blos auf den Ort, wo der Vater derselben zur Zeit ihrer Geburt Bürger war, nicht aber auf den, wo der Geborene das Licht der Welt erblickte, bis zuerst einige statutarische Gesetzgebungen den vernünftigen Grundsatz aussprachen, das Factum der Geburt an Ort und Stelle solle für die Indigenatsrechte auch dann entscheiden, wenn der Vater der fraglichen Kinder damals an einem andern Orte wohnte und daselbst Bürger war; was denn auch jetzt durch die meisten neuern teutschen Territorialgesetze über die Heimathsangehörigkeit als Regel anerkannt ist [2]).

Die Erwerbung des Indigenats durch Aufnahme in die Gesammtheit der Landeskinder wurde schon früher in Teutschland nicht nur als ein ausdrücklicher, durch sogenannte Naturalisationsbriefe bethätigter Regierungsact statuirt, sondern man nahm mit der Zeit auch eine stillschweigende Aufnahme an, indem man der Beförderung zu einer öffentlichen Bedienung, der Gewinnung des Bürger- oder Meisterrechts, der verstatteten Niederlassung an einem bestimmten Orte, und dem Ankaufe von Grundstücken daselbst, die Kraft der Indigenatserwerbung zuschrieb. Personen, die das Indigenatsrecht auf diese stillschweigende Art erlangt hatten, nannte man vorzugsweise Einkömmlinge und ihr Befugniß das Einzöglingsrecht oder den Indigenat im engern Sinne. Übrigens läßt sich gar nicht leugnen, daß selbst philosophisch genommen, der Grund des Indigenatsrechts in dem unbestreitbaren Factum liegt, wonach jeder Staat eine geschlossene Gesellschaft ausmacht, die, ihrem Begriffe nach, wider ihren Willen nicht gezwungen werden kann, Fremde und Ausländer in ihre Gemeinschaft aufzunehmen.

Im Allgemeinen ist das Befugniß, den Indigenat zu verleihen, oder neue Bürger aufzunehmen, ein ausschließliches Vorrecht der höchsten Gewalt im Staate. Der Regent hat darauf zu sehen, daß sich keine dem Staate gefährlichen oder lästigen Leute in demselben niederlassen. Sobald er dies zu befürchten hat, kann und muß er die Eindringlinge zurückweisen; glaubt er dagegen durch Aufnahme fremder Bürger dem Staate Vortheil zu verschaffen, so ist er auch berechtigt, ihnen Zutritt zu gewähren. Bei alle dem pflegt die Aufnahme einzelner Bürger oder Unterthanen den Magistraten jeder Stadt und den Gutsherren auf dem Lande verstattet zu werden: unter der Voraussetzung, daß sie sich dieses Rechtes ohne alle Gefährde für die landesherrliche Oberhoheit und die bestehenden Gesetzesvorschriften bedienen. Übrigens dürfen Unterobrigkeiten die Zulassung zum Bürgerrechte und Unterthanenverbande ohne erhebliche Gründe nicht versagen, sobald einmal die allgemeinen Vorschriften der darüber bestehenden Landesgesetze und statutarischen Gebräuche erfüllt sind.

Während des Bestandes der frühern teutschen Reichsverfassung wurden in vielen Gegenden Teutschlands Fremde entweder ganz von dem eigenthümlichen Erwerbe unbeweglicher Grundstücke ausgeschlossen, oder man gewährte wenigstens gegen sie den Einheimischen das Retractsrecht, d. h. das Befugniß, in dem Falle, wenn sie, die Fremden, obwol dem Staatsverbande nicht zugehörig, innerhalb desselben ein Grundstück an sich gekauft hatten, diese Käufer nach wirklich geschehenem Kaufe zur Wiederherausgabe des Grundstücks gegen Erfüllung aller Kaufsbedingungen und Ersatz des Interesse zu zwingen.

Auch durften sonst in mehren teutschen Territorien entweder zu allen, oder doch zu einigen landesherrlichen Bedienungen nur Landeskinder befördert werden, was oft

2) Immer war aber hierbei nur von ehelich geborenen Kindern die Rede, da die außerehelichen stets blos die Heimathsangehörigkeit der Mutter erwarben, in der Weise, wie diese zur Zeit der Geburt des Kindes stattfand. Viel gute Bemerkungen über ältere und neuere Rechtsideen in dieser Beziehung finden sich in der Abhandlung von G. A. W. du Roi: Qui filii sint legitimi ex jure novissimo, ad Capita Juris Napoleonei (Heidelberg 1812), während im Allgemeinen noch verglichen werden mag die Abhandlung von G. Schubart — resp. J. D. Kraus — de statu liberorum dubio et illegitimo (Wittenberg 1693. 4.), und in Bezug auf die sogenannten Brautkinder eine andere von N. Grimmeißen: De liberis ob deficientem in parentibus benedictionem sacerdotalem non legitimis (Altorf 1731. 4.), sowie das Specimen X. der Disputationes juris von C. A. Brehm: Jus succedendi nato ex sponsa semel quaesitum repudio parentum haud infirmatur. (Lips. 1828. 4.)

ausdrücklich in den ständischen Verträgen ausbedungen war [3]).

Ebenso wurde nach einigen Stadt- und Landrechten bei entstandenem Concurse der Fremde dem Einheimischen nachgesetzt; auch legte man sonst auf die Eingeborenheit derer, die als Zeugen in einem Processe auftraten, besondern Werth [4]).

Daß übrigens die Fremden ehemals auch für weniger erbfähig gehalten wurden, als die Einheimischen, geht schon aus den Grundsätzen über das jus albinagii oder Fremdlingsrecht hervor, dem zufolge sonst in den meisten fränkisch-germanischen Ländern der Fiscus das Befugniß hatte, den Nachlaß, welchen ein im Lande verstorbener Fremder bei sich führte, mit Ausschluß aller auswärtigen Testaments- und Intestaterben an sich zu nehmen; wofern nicht inländische Intestaterben sich zu dieser Verlassenschaft melden konnten, als welche hierbei, auch wenn sie vom entferntesten Grade waren, dem Fiscus vorausgingen. Doch kommen Beispiele in der Geschichte vor, daß bereits die fränkischen Könige eigene Exemptionsprivilegien gegen dieses beschwerliche Recht des Fiscus verliehen; und später wußten sich besonders Bischöfe, Äbte, Städte u. s. w. nicht selten ein Gesammtprivilegium darüber zu verschaffen, wonach innerhalb ihrer Territorien entweder alle Fremde, oder doch die fremden Leibeigenen und Knechte von der fiscalischen, aus dem jus albinagii hervorgehenden Anforderung losgesprochen wurden; woraus sich um so eher erklärt, weshalb dieses, so sehr mit den Grundsätzen der Gastfreundschaft streitende Recht nach und nach überall wieder in Wegfall kam.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Indiges, s. unt. Aeneas.

Indigestion, s. Dyspepsia.

Indigetes (Indicetes), s. Indicetae.

INDIGETIS JOVIS LUCUS. Unter dieser Bezeichnung führt Plinius (II. N. III. 5) einen Hain des einheimisch gewordenen Jupiter's in der Nähe der Stadt Laurentum und des Flusses Numicius an. Es ist nach Sickler ein Hügel zu verstehen, der in Gestalt eines Tumulus sich am Flusse Numicius, eine halbe teutsche Meile von Ardea, erhebt und mit Laubholz bewachsen ist. In demselben, wie Dionysius Halicarn. (I. p. 52) angab, soll Äneas verschwunden, begraben und als einheimische Landesgottheit verehrt worden sein. Danach sind die Stellen bei Virgil (Aen. XII. 794) und Tibull (II. 5. Eleg. ad Aeneam) zu verstehen. Plinius dachte nicht mehr an Äneas, sondern substituirte den Jupiter selbst. In der Nähe der Ruinen von Ariccia, die jetzt la Riccia heißen, befindet sich ein Hain, der jetzt Campo Selva heißt. Diesen hält man für den Lucus Jovis Indigetis. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Indiggrün. Indigharz. Indig in Täfelchen (Neublau. Waschblau). s. im Art. Indig.

INDIGIRKA, ein bedeutender Fluß in Sibirien in der irkutskischen Statthalterschaft. Er entsteht am Gebirge Stannowoi-Jablonnoi unter dem 57. Gr. der Br. aus einigen kleinen Bächen, fließt ganz nordwärts und ergießt sich, nach Aufnahme mehrer kleinen Flüsse und einem Laufe von 180 Meilen, unter dem 71. Breitengrade, durch vier Mündungsarme, die eine Menge kleiner Inseln einschließen, in das Eismeer. Zu seinen vornehmsten Nebenflüssen gehören der Omekow, der Ulakon, der Selowiach, die Mama, Arga und Ujandina.

(*J. C. Petri.*)

Indigitamentum, s. Pontificiales libri.

Indigleim, Indigliquer, s. im Art. Indig.

Indigmesser, s. Bertholl imeter.

Indigmetall, s. Indigometall.

INDIGNATION, INDIGNIRTSEIN (vom lateinischen dignus, würdig — ein, wie es scheint, erst neuerdings Mode gewordenes Fremdwort, da Adelung es nicht mit aufführt) drückt die Gemüthsstimmung dessen aus, welcher über eine unschickliche, seiner nicht würdige, Behandlung unwillig oder empört ist. Die Indignation gehört zu den sogenannten Affecten (insofern darunter die heftigen, sich körperlich kundgebenden Gefühle verstanden werden), und zwar zu den besondern Modificationen des Verdrusses (d. h. der Kränkung über eine unerwartete Hemmung unserer Lebensthätigkeit oder des Begehrungsvermögens), namentlich des Zornes (d. h. des heftigen Unwillens über eine angethane Beleidigung, ein erlittenes Unrecht). Zum Grunde liegt der Indignation nothwendig das Bewußtsein der Würde oder der Stolz, d. h. ein starkes Selbstgefühl wirklich vorhandener (wenn auch nur nach Vorurtheilen dafür geltender) Vorzüge, und zwar sogenannter edler Stolz, dessen äußerliche bei unwürdiger Behandlung hervortretende Kundgebung eben die Indignation ist; denn dadurch unterscheidet sie sich von dem „Aufgebrachtsein" oder „Entrüstet" sein, welches ebenfalls Aufwallungen des Zornes sind, die jedoch nicht immer aus „Beleidigungen" zu stammen brauchen. Indignation ist daher als ein edler Affect zu bezeichnen, und ihrer nicht fähig zu sein, als Zeichen einer unedlen Gesinnung. In diesem Sinne sagt schon Platon (im Gorgias): „Es läßt sich kein Edler Unrecht thun, solches thut nur der Sklave!" Noch bestimmter erklärt Aristoteles (Ethik IV. 11. p. 68. ed. *Duval*) diejenigen, welche über Dinge, die Unwillen verdienen, nicht zürnen, für gefühllose und stumpfsinnige Menschen und Schwächlinge, denn „sich oder die Seinigen von Andern ohne Zorn und Rache mißhandeln lassen, ist das Zeichen einer feigen und niederträchtigen Sinnesart" (nach Garve's Übersetzung. II. 144). Verwandt mit dem „Indignirtsein" ist auch das „Ungehaltensein," als Unwille oder Verdruß, besonders in dem Verhältnisse der Superiorität gegen Untergeordnete, die nicht ihre „Schuldigkeit" gethan, woge-

3) Mehre besondere Belege hierzu liefert C. G. Riccius in seinem Spicilegium juris germanici (Gotting. 1750). S. 648—650, in Bezug auf Böhmen, Baiern, die Pfalz und Brandenburg. 4) Vgl. die schöne Abhandlung von J. K. H. Dreyer, über die Wirkungen der Genossenschaft, Comparität und Ebenbürtigkeit; in dessen Sammlung vermischter Abhandlungen zur Erläuterung der teutschen Rechte (Rostock 1763). Bd. III. S. 1131 fg., sowie die Dissertation von C. F. Walch: De testis reo paris praestantia in jure germanico (Jen. 1757. 4.), und in dessen Opusculis Tom. II. (Halle 1786. 4.) S. 329 fg.

gen bei der Indignation immer mehr ein Verhältniß der Rangsgleichheit vorausgesetzt wird. (*K. H. Scheidler.*)

INDIGNATORIUS heißt manchmal der äußere gerade Augenmuskel (Rectus oculi externus), der den Augapfel nach Außen wendet, weil im Affecte des Zornes das Auge wol durch diesen Muskel nach Außen gezogen wird. Er entspringt im Grunde der Augenhöhle neben dem Sehloche, läuft an der äußern Wand der Augenhöhle nach Vorn, und heftet sich durch eine dünnere breite Sehne an den äußern Umfang der Sclerotica, einige Linien vom Rande der Hornhaut entfernt.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

INDIGNITÄT. Schon die römischen Pandecten haben einen Titel de his, quae ut indignis auferuntur (XXXIV, 9), worin von Erbschaften und Vermächtnissen die Rede ist, welche denen, die sich derselben unwürdig gemacht, wieder entzogen werden sollen; und die einzelnen 25 Fragmente dieses Titels führen eine Menge Beispiele von solcher „Unwürdigkeit" (indignitas succedendi) genauer an. Von ähnlicher Beschaffenheit ist der gleichnamige Titel des Codex (VI. 35). Systematisch aber ist dieser Gegenstand, mit bestimmter Rücksicht auf das römische Recht besonders im Napoleon'schen Gesetzbuche behandelt. Denn hier heißt es Buch III. Tit. I. Cap. 2 bei der Lehre von den zur Erbfähigkeit erforderlichen Eigenschaften in Bezug auf die Unwürdigkeit zur Erbfolge §. 727—730 ausdrücklich: „Der Erbfolge sind unwürdig, und als solche von Erbschaften ausgeschlossen: 1) derjenige, der deshalb verurtheilt worden ist, weil er den Verstorbenen ums Leben gebracht, oder ihm nach dem Leben getrachtet hat; 2) derjenige, der den Verstorbenen eines Capitalverbrechens angeklagt hat, und für einen Verläumder erklärt worden ist; 3) ein volljähriger Erbe, der, obgleich ihm bekannt war, der Verstorbene sei ermordet worden, dieses dennoch nicht bei den Gerichten angezeigt hat. Die Unterlassung dieser Anzeige kann aber den Ascendenten und Descendenten des Mörders nicht (als Grund der Erbunfähigkeit) entgegengesetzt werden, und ebenso wenig denjenigen, die in ebendiesen Graden mit ihm verschwägert sind, noch auch dessen Ehegattin, dessen Brüdern oder Schwestern, dessen Oheimen oder Tanten, dessen Neffen und Nichten. Wird der Erbe von der Erbfolge, als deren unwürdig, ausgeschlossen, so muß er alle seit dem Erbanfalle genossenen Früchte und Einkünfte herausgeben. Kinder des Unwürdigen, die kraft eigenen Rechts und nicht vermöge des Repräsentationsrechts zur Erbfolge gelangen, sind durch das Vergehen ihres Vaters nicht ausgeschlossen; doch kann dieser auf keinen Fall sich, in Ansehung der Erbschaft, des den Ältern am Vermögen ihrer Kinder gesetzlich zugestandenen Nießbrauches anmaßen" [1]).

Übrigens hat es auch die teutsche Rechtspraxis ihrerseits nicht verschmäht, die Bestimmungen des römischen Rechts über die Art und Weise, wie in gewissen Fällen einzelne Personen als Unwürdige von Erbschaften und Vermächtnissen ausgeschlossen werden sollen, sich als Richtschnur dienen zu lassen. Diesen Bestimmungen zufolge fällt das, was dem unwürdigen Erben oder Legaten ex capite indignitatis zu entziehen ist, entweder an den Staatsfiscus, oder an die übrigen Theilnehmer der fraglichen Erbmasse, oder an dritte Personen. Die Fälle, wo der Fiscus diese Acquisition macht, sind folgende: 1) Wenn der fragliche Erbe oder Legatar den Erblasser dolo vel culpa getödtet, oder ihm wenigstens nach dem Leben getrachtet hat; 2) wenn er einen Proceß wider des Testators letzten Willen angefangen, und diesen darin als testamentum inofficiosum oder corruptum angefochten, gleichwol aber den Proceß verloren hat. Hierbei soll selbst den Zeugen des so unterliegenden Klägers oder seinen Bürgen, ja sogar den Richter, der widerrechtlich das fragliche Testament für ungültig erklärt hat, und dessen Entscheidung durch die höhere Behörde umgestoßen wird, — wenn diese Personen bei dem fraglichen Testamente betheiligt sind — die Strafe der Indignitas treffen [2]). 3) Wenn der fragliche Erbe den Eintritt der bonorum possessio *contra* tabulas anerkannt, und nachher doch etwas aus dem fraglichen Testamente angenommen hat. 4) Wenn er heimlicher Weise

1) Schon nach den Grundsätzen der ältern französischen, namentlich durch ein Arrêt vom 7. Aug. 1604 bestätigten Rechtspflege konnten die Kinder aus einer verbrecherischen Handlung ihres Vaters niemals Gewinn ziehen; es war daher sehr natürlich, daß man diese auf fr. 7. §. 4. D. de bonis damnatorum (48, 20) gestützte Lehre auch auf die Grundsätze über die Unwürdigkeit zur Erbfolge übertrug. Vgl. hierzu namentlich die Abhandlung von N. Pie-

tain: De incapacitate et indignitate succedendi, secundum legislationis Gallicae principia. (Gent 1827. 4.) Übrigens gab es schon im ältern römischen Rechte zwei besondere Gesetze über diesen Fall: nämlich das im J. 10 nach Christi Geburt unter dem Consulate des P. Corn. Dolabella und des C. Junius Silanus erschienene Senatus consultum Silanianum, wonach über die Hausſklaven (familia) eines Herrn, der ermordet worden war, noch vor Eröffnung des Testaments eine gerichtliche durch die Folter zu unterstützende Untersuchung verhängt werden sollte, und ein, zwei Jahre später unter dem Consulate des T. Statilius Taurus und Marcus Amilius Lepidus erschienenes Ergänzungsgesetz dazu, worin bestimmt wurde, daß das Recht zur vorerwähnten gerichtlichen Untersuchung gegen die Sklaven nach Ablauf von fünf Jahren verjähren solle, wenn nicht von einem unter besonders erschwerenden Umständen vollzogenen Morde (parricidium) die Rede wäre. Die const. 11 u. 12 C. de his, quibus ut indignis etc. (VI, 35) beziehen sich speciell auf den Inhalt des Senatus consultum Silanianum. Der Pandectentitel de Senatus consulto Silaniano (29, 5) handelt ausführlich über das erstgenannte Gesetz, und liefert eine sehr reichhaltige, darauf bezügliche Casuistik. Kritische Bemerkungen zu diesem Titel in Bezug auf einige Lesarten liefert unter andern J. W. Hoffmann in seinen Meletematibus ad Pandect., Disp. 24 et 25. (Francof. ad Viadr. 1734. 4.) Das Zusatzgesetz zu dem Senatus consultum Silanianum wird vom Tacitus in den Annalen XIV, 42 erwähnt. Übrigens möchte man aus einer Stelle bei Cicero (Epist. ad diversos IV, 12) beinahe schließen, daß die durch das Senatus consultum Silanianum angeordneten Quaestiones per tormenta gegen die Sklaven schon zur Zeit der freien Republik nicht unbekannt und unangewendet gewesen wären.

2) Vgl. fr. 13. §. 9. D. de jure Fisci (49, 14), fr. 5. §. 1 u. 6. D. de his, quae ut indign. (34. 9) u. fr. 8. §. 14. D. de inofficioso test. (5, 2). Ganz natürlich aber wird hierbei vorausgesetzt, daß der Erbe den Proceß in seinem eigenen Namen angefangen und bis zum Urtheil fortgeführt habe. Vgl. §. 5. Inst. de inoff. test. (2, 8) u. fr. 22, sowie fr. 5. §. 12. D. de his, quae ut indign. (34, 9).

an dazu nicht befähigte Personen Legate ausgezahlt hat. 5) Wenn er seinen Erblasser durch Betrug oder Zwang vom Testamentmachen oder von der Abänderung des letzten Willens zurückhielt. Jeder, zu dessen Gunsten dieser Zwang oder Betrug ausgeübt wurde, verliert dann seinen Antheil. 6) Wenn das fragliche Legat einem Vormunde von seiner Pflegebefohlnen bestimmt ist, mit welcher er sich gegen die gesetzliche Vorschrift verheirathet hat. 7) Wenn der fragliche Erbe oder Legatar sich mit dem Erblasser in einer wegen Ehebruchs oder Blutschande widergesetzlichen Ehe befunden hat, oder wenn die Erbin oder Legatarin mit einem Soldaten in gesetzloser Ehe lebt. 8) Wenn der Erbempfänger gegen den Erblasser eine quaestio de statu civili oder de statu familiae angestellt hat. 9) Wenn der Erbe verabsäumt hat, die Untersuchung gegen den Mörder des Erblassers anzustellen. 10) Wenn er über die künftige Erbschaft bei Lebzeiten des Erblassers Verträge abgeschlossen hat. 11) Wenn der Testator absichtlich den Namen des Erben durchstrichen, und eine andere Person nicht als Erben angegeben hat [3]).

Über die Fälle, wo wegen eingetretener Unwürdigkeit der fraglichen Person nicht der Fiscus, sondern andere Personen auf den Erbtheil Anspruch machen, ist Folgendes bestimmt: 1) Substituirte Personen, Miterben, Intestaterben, oder bei einem Legatar solche Collegatare, die mit einem legatum onerosum belegt wurden, erhalten das fragliche Theil, wenn die eigentlich bedachte Person den Auftrag, die Kinder des Erblassers zu erziehen, unerfüllt läßt, oder die ihr auferlegte Beerdigung des Erblassers verabsäumt, oder die ihr übertragene Vormundschaft über die Kinder ohne gesetzlichen Grund ausschlägt, oder überhaupt andere letztwillige Aufträge nicht vollzieht. 2) Wenn der bedachte Erbe die Pflicht, einen Vormund für die Kinder zu erbitten, verabsäumt hat, so treten die nächsten zur Erbschaft berechtigten Personen an seine Stelle. 3) Wenn ein Bruder oder eine Schwester des Erblassers diesem nach dem Leben getrachtet, oder eine peinliche Klage gegen ihn erhoben, oder ihn seines Vermögens zu berauben gesucht hat, so gilt eine solche Person als persona indigna, und es wird ihr die Erbschaft zum Besten der übrigen Geschwister entzogen. 4) Kinder oder Ältern, die den zu Beerbenden in feindlicher Gefangenschaft umkommen ließen, werden zum Besten der Kirche als personae indignae behandelt. 5) Ebenso geschieht den Intestaterben eines Wahnsinnigen, die sich dessen nicht angenommen, zum Besten des Verpflegers. 6) Wer als Legatar die ihm vermachte Sache entwendete, oder das Testament arglistig verheimlichte, wird zum Besten des Collegatars, der ein legatum onerosum bekam, als indignus behandelt. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Indigo, Indigobaum, Indigobitter, Indigoblau, Indigocultur, s. im Art. Indig.

INDIGOFERA, eine von Linné (Gen. n. 889) aufgestellte Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 17. Linné'schen Classe und aus der Untergruppe der Cliftorieen der Gruppe der Papilionaceen der natürlichen Familie der Leguminosen. Char. Der Kelch fünfzähnig oder fünfspaltig; der Wimpel der Schmetterlingscorolle rundlich, ausgerandet, der Kiel auf beiden Seiten mit einem pfriemenförmigen Sporn versehen und zuletzt oft elastisch abwärts gebogen; der Griffel fadenförmig, glatt; die Hülsenfrucht drehrundlich, oder flachgedrückt, oder vierkantig, selten eiförmig, viel- oder wenig-, selten einsamig; die Samen an beiden Enden abgestutzt, in der Hülse oft durch zellige Querscheidewände von einander getrennt. Candolle (Prodromus II. p. 222—233) hat 121 Arten dieser Gattung aufgenommen; hierzu kommen noch 32 neue, welche Wallich (Cat. herb. n. 5444—5491) aufzählt. Sie wachsen als einjährige oder perennirende Kräuter oder Halbsträucher mit gefiederten, selten fingerförmig-getheilten oder einfachen Blättern, kleinen, freien Afterblättchen und in den Blattachseln stehenden purpurrothen, blauen oder weißen Blüthentrauben, allermeist in Ostindien und am Vorgebirge der guten Hoffnung, aber auch in China, Arabien, Persien, Ägypten, im tropischen Afrika und Amerika und in Neuholland. Die Haare, mit denen sie meistens bedeckt sind, liegen flach an und sind in ihrer Mitte angeheftet. Vorzüglich drei Arten sind wichtig, weil sie den besten echten Indigo liefern, einen Farbestoff, welcher zwar schon den Alten bekannt war (Indicum *Plin.* II. N. 35, 12 u. 25. *Ἰνδικόν Dioscor.* Mat. med. 5. 107), ohne daß sie jedoch seinen Ursprung wußten. 1) Ind. tinctoria *L.* (Sp. pl. 1061. Ind. indica *Lamarck.* enc. III. p. 245), ein aufrechter Halbstrauch, mit gefiederten, vier- oder fünfpaarigen Blättern, elliptischen, unten feinbehaarten Blättchen, violetten Blüthentrauben, welche kürzer als die Blätter sind, und drehrundlichen, knotigen, bogenförmigen, herabhängenden Hülsen. Es sind zwei Abarten bekannt: *α*) Macrocarpa *Cand.* (l. c. p. 224. *Sloane* jam. II. t. 179. f. 2. Ameri *Rheede*, Malab. I. p. 101. t. 54. Indicum *Rumph.* amb. V. p. 220. t. 80. Ind. sumatrana *Gärtner.* De fruct. II. p. 317. t. 148. *Lamarck*, Ill. t. 626. f. 1. ?Ind. coerulea *Roxburgh.* Cat. calc. 57), mit langen acht- bis zehnsamigen Hülsen, und *β*) Brachycarpa *Cand.* (l. c. Ind. Guatimala *Lun.* hort. jam. I. p. 420), mit kurzen, dicken, drei- oder viersamigen Hülsen. Wächst wahrscheinlich ursprünglich in Ostindien wild und wird in beiden Indien, China, Cochinchina, im tropischen Afrika und Amerika, und auf den dahin gehörigen Inseln, die erste Abart vorzüglich in Ost-, die zweite in Westindien cultivirt. 2) Ind. Anil *L.* (Mant. 272), wie die vorhergehende Art, aber die Blätter drei- bis siebenpaarig, kaum behaart, die Hülsen zusammengedrückt, mit schwieligen Näthen, aber ohne Knoten. Kommt in drei Abarten vor: *α*) Oligophylla *Cand.* (l. c. 225. *Sloane* l. c. f. 3. *Lam.* ill. t. 626. f. 2), mit drei- bis vierpaarigen Blättern und bogenförmigen Hülsen; *β*) Polyphylla *Cand.* (l. c.), mit fünf- bis siebenpaarigen Blättern und bogenförmigen Hülsen; *γ*) Orthocarpa *Cand.* (l. c.), ebenso, aber mit geraden

3) Für den Fall, daß der Erbe die Legate verheimlicht, oder von der Erbschaft weggebracht hat, bestimmt das römische Recht, daß der Fiscus zwar nicht Alles erben, aber doch den Betrag der Quarta Falcidia erhalten solle.

Hülsen. Scheint im tropischen Amerika einheimisch zu sein, und wird dort, sowie auf den ostafrikanischen Inseln und in Ostindien angebaut. 3) Ind. argentea *L.* (Mant. 27. *Héritier*, Stirp. t. 79. Ind. articulata *Gouan*, ill. 49. Ind. tinctoria *Forsk.* aeg. p. 138. Ind. glauca *Lam.* enc. Ill. p. 246), mehr strauchartig, glänzendseidenhaarig, mit ein- oder zweipaarigen Blättern, umgekehrt-eiförmigen Blättchen und herabhängenden, etwas zusammengedrückten, knotigen, zwei- bis viersamigen Hülsen. In Ostindien, Arabien, Ägypten und in der Berberei. Die genannten Indigopflanzen verlangen zu ihrer Cultur einen fetten, feuchten, geschützten Standort. Man säet sie in Amerika, obgleich sie perenniren, alle Jahre zur Regenzeit, weil die jungen Pflanzen, welche aus frischem Samen in drei bis vier Tagen aufgehen, mehr und größere Blätter treiben. Nachdem die Pflanzung fortwährend von Unkraut gereinigt und gegen Insekten und Dürre möglichst geschützt worden ist, schneidet man die Stengel, wenn die ersten Blüthen sich zeigen, gewöhnlich im dritten Monat nach der Aussaat, und kann den Schnitt in Zwischenräumen von sechs bis sieben Wochen mehrmals wiederholen. In Ägypten, wo man die Pflanzen drei bis vier Jahre stehen läßt, macht man jährlich vier Ernten. Um den Indigo zu gewinnen, wendet man verschiedene Methoden an. Auf St. Domingo bedient man sich dazu eines kleinen Gefäßes und drei großer Kübel, welche einer über dem andern angebracht sind; der oberste heißt trempoir, der zweite batterie und der dritte reposoir; zwischen dem zweiten und dritten befindet sich das kleine Gefäß bassinot oder diablotin. In den ersten Kübel bringt man die Stengel nebst den Blättern, ohne sie zu stark zu pressen, bedeckt sie drei bis vier Zoll hoch mit reinem, weichem Wasser und befestigt Bretter darüber. Je nach der Luftwärme tritt die nothwendige Gährung früher oder später ein, deren erforderlichen Grad man prüft, indem man aus verschiedenen Tiefen des Kübels mit einer silbernen Tasse die Flüssigkeit schöpft. Wenn sich dann ein Niederschlag von Farbekörnchen zeigt, so läßt man die Flüssigkeit in den zweiten Kübel abfließen und rührt sie in diesem mit Stöcken (buquets) fortwährend um. Nach zwei bis drei Stunden hat sich der Farbestoff genügend niedergeschlagen, die darüber stehende Flüssigkeit ist dann ambrafarben und vollkommen klar; nun öffnet man den obersten, später den mittlern Hahn, um das Wasser ruhig in den dritten Kübel abfließen zu lassen, und endlich läuft der Farbestoff durch den untersten Hahn in das bassinot. Aus diesem füllt man die breiartige Masse in spitze Zeuchsäckchen, um das zurückgebliebene Wasser ablaufen zu lassen, dann in flache Kästchen, in denen sie einige Zeit dem Luftzuge ausgesetzt bleibt; hierauf zertheilt man die Farbekuchen in kleine Parallelogramme und trocknet sie in der Sonne. Anscheinend trocken müssen indessen diese Täfelchen einen nochmaligen Gährungsproceß erleiden; sie erhitzen sich, schwitzen große Wassertropfen und einen unangenehmen Geruch aus, und bedecken sich endlich mit einem feinen, weißen Staube. Nach Ablauf eines Monats werden sie von Neuem getrocknet und können dann, ungefähr ein halbes Jahr später, in den Handel gebracht werden. An der Westküste von Afrika formt man die zerquetschten Stengel und Blätter zu Kugeln und läßt diese im Schatten trocknen. In Ägypten kocht man die Stengel und Blätter mit einer hinlänglichen Menge Wasser in großen Kesseln drei Stunden lang, läßt die Flüssigkeit in andere Gefäße abfließen, in denen sie mit großen Schaufeln umgerührt wird, bis der Farbestoff sich niederschlägt, läßt dann das abgeklärte Wasser ablaufen und trocknet den breiartigen Rückstand. Bei dieser Verfahrungsweise spart man Zeit und Kosten, und darf nicht die unsichere Gährung abwarten. Der Indigo (den die Araber und Spanier Anil nennen) ist bekanntlich einer der geschätztesten Färbestoffe; auch bedient man sich seiner als Arzneimittel gegen Wechselfieber und langwierige Durchfälle. Nach Loureiro (Fl. cochinch. p. 560) werden in Cochinchina die Blätter von Ind. tinctoria äußerlich bei Quetschungen, Entzündungen, Geschwüren und gegen die Krähe angewendet; nach Ainslie (Mat. med. I. p. 179) die gepulverten Blätter von Ind. Anil in Ostindien innerlich gegen Leberentzündung. (*A. Sprengel.*)

Indigogène, s. Indigometall.

Indigogrün, Indigokäpe, s. im Art. Indig.

Indigomesser, s. Berthollimeter.

INDIGOMETALL. INDIGOGÈNE. Nach Brugnatelli (Gilb. Ann. XIX, 391), Döbereiner (Schweigger's Journ. XII. 424) und J. Murray (Tilloch's philosoph. Magaz. Juni. 1816), soll sich der Indig mit Queckfilber amalgamiren lassen, daher sie ihn als eine Art Pflanzenmetall betrachteten und mit obigem Namen belegten. Buchholz, Giese, Erum, Berzelius und Gmelin, welche den Versuch nach den verschiednen von den erstgenannten Chemikern eingeschlagnen Wegen wiederholten, konnten jedoch zu keinem ähnlichen Resultate gelangen und die Metallität des Indigs ist bis dahin nur noch Hypothese, wiewol allerdings, nachdem anderseits im Ammonium unzweifelhaft ein zusammengesetztes Metall erkannt worden, sich a priori nichts gegen die Möglichkeit einer solchen Metallisirung einwenden läßt (vgl. den Art. Metall). Mit Brugnatelli's Indigogène ist übrigens nicht das Indigogène von Giobert (Journ. de Phys. etc. LXXVIII, 462) zu verwechseln: der Letztere bezeichnet damit das Indigotin oder den reducirten Indig. (*Duflos.*)

Indigopflanze, s. im Art. Indig u. Indigofera.

Indigoroth, Indigosäure, s. im Art. Indig.

INDIGOTERIE, der Name jener Anstalten, in welchen der Indig bereitet wird. Sechs Arten der Indigpflanze (Indigofera) werden zur Darstellung dieses wichtigen Farbestoffs angewendet: I. anil, allgemein auf den Antillen cultivirt; I. tinctoria, in Ile de France, Madagascar und Malabar, viel Indig, aber nicht von feinster Qualität liefernd; I. glauca, neuerlich stark in Ägypten angebaut; I. hirsuta, in Ostindien; I. trita, ebendaselbst; I. argentea, welche den feinsten Indig, jedoch in geringerer Menge gibt. Die Cultur der Indigpflanzen ist oft sehr lohnend, unterliegt aber auf der andern Seite auch oft Unfällen, welche das Mislingen

der Ernte herbeiführen, da die Pflanzen sehr zart sind. Sogleich nach den großen Regengüssen, welche in den tropischen Gegenden im December zu fallen pflegen, wird der Boden leicht bearbeitet und der Same ausgestreut, den man nur leicht mit Erde bedeckt (öfters blos dadurch, daß man eine Schafheerde auf dem Acker umhertreibt). Nach drei Tagen kommen gewöhnlich schon die Pflanzen hervor, denen man in den meisten Gegenden von Ostindien wenig Sorgfalt widmet, bis die Ernte eintritt, welche durch Abschneiden mit einer kleinen Sichel (3 bis 4 Zoll über dem Boden) verrichtet wird. Da die Pflanzen bald wieder neue Schößlinge treiben, so kann der Schnitt mehrmals wiederholt werden. In Südamerika werden regelmäßig nur zwei Schnitte gemacht, in Ost- und Westindien dagegen drei bis vier. Der erste Schnitt geschieht im März, wo die Pflanzen in die volle Blüthe getreten sind, und ihre Blätter beim Biegen leicht brechen; er ist, sowol was Quantität als Güte des Indigs betrifft, der beste. Die spätern Schnitte erfolgen von zwei zu zwei Monaten. Der zweite ist im Allgemeinen in jeder Beziehung von geringem Ertrage, wenn nicht etwa zufällig Regen fällt, was aber in dieser Jahreszeit eine Seltenheit ist. Dagegen treten fast immer ziemlich bedeutende Gewitterregen zu Ende Juni oder Anfangs Juli ein, und dann ist der dritte und selbst der vierte Schnitt sehr vortheilhaft, weniger zwar hinsichtlich der Menge als der Güte des Farbestoffes.

Die Bereitung des Indigs geschieht theils aus den frischen Pflanzen, theils erst nach dem Trocknen. Im letztern Falle (der z. B. in einem Theile Ostindiens allgemein ist, werden die abgeschnittenen und in Bündel gebundenen Pflanzen so schnell als möglich an der Luft getrocknet (weil sie sonst verderben), darauf die Blätter durch Dreschen mit Stangen abgesondert, und endlich zum vollständigen Trocknen ausgebreitet. Grob zerstoßen werden sie von den Landbauern an die Indigoterien geliefert.

A. Bereitung des Indigs aus getrockneten Pflanzen (auf der Küste Coromandel).

Die, wie schon erwähnt, von den Stengeln befreiten und zerkleinerten Blätter werden einen Tag lang an der Sonne nachgetrocknet, dann in ein sehr trockenes Magazin gelegt, stark zusammengedrückt, und mit Matten bedeckt, um Luft und Feuchtigkeit abzuhalten. Wenn sie hier wenigstens 24 Stunden verweilt haben, fängt man mit der Verarbeitung an. Man gießt in einer Kufe die vierfache Raummenge kalten Wassers auf die Blätter, rührt gut durch und läßt sie zwei Stunden lang weichen, worauf man die dunkelgrüne Flüssigkeit durch einen lockern Zeuch von Ziegenhaar in eine andere Bütte (die Schlagbütte) filtrirt. Hier wird sie zwei Stunden lang tüchtig gerührt oder geschlagen, bis sie tief blau erscheint, dann mit klarem Kalkwasser (40 bis 50 Pf. auf 100 Pf. Blätter) vermischt und der Ruhe überlassen. Der Indig setzt sich zu Boden, wird nach dem Abgießen der Flüssigkeit mit einer geringen Menge heißen Wassers ausgewaschen, auf Leinwand zum Abtropfen gebracht, gepreßt, und in Würfel von etwa 6 Loth Gewicht zerschnitten, die man an der Luft trocknen läßt. Der so bereitete Indig ist gewöhnlich dicht, schwer, hellblau, wenig kupferig (von wenig Feuer), auf dem Bruche krümelig, mit weißen Kalkpunkten und Resten der Pflanze gemengt.

Nach Plagne, dem man eine genaue Untersuchung über diesen Gegenstand verdankt, wären mehre bedeutende Verbesserungen des beschriebenen Verfahrens nothwendig, die schon bei der Cultur der Pflanze anfangen müßten. In letzterer Beziehung ist eine sorgfältige Bearbeitung des Bodens, eine gute Düngung desselben (am Besten mit den Rückständen der verarbeiteten Blätter selbst), und ein wiederholtes fleißiges Jäten von Wichtigkeit, sowie nöthigen Falles eine künstliche Bewässerung, da nebst der Wärme die Feuchtigkeit so vortheilhaft auf die Pflanze einwirkt. In Bezug auf die Verarbeitung empfiehlt Plagne zunächst, die getrockneten Blätter 20 bis 40 Tage lang im Magazine liegen zu lassen, wobei sie eine Gährung erleiden, welche sich durch eine geringe Erwärmung, sowie durch Entwickelung von kohlensaurem Gas, Kohlenoxydgas und Kohlenwasserstoffgas kund gibt, und nicht nur die Ausbeute an Indig vermehrt, sondern auch dessen Güte erhöht. Der Stoff, durch welchen der Aufguß der Blätter filtrirt wird, darf nicht zu lose sein, um keine Blättertheile durchzulassen, und auch nicht durch seine eignen Fasern die Flüssigkeit zu verunreinigen. Der ausgewaschene Indigbrei wäre noch durch lockern Musselin zu filtriren, um zufällig hineingekommene Theilchen der Blätter ꝛc. abzusondern, dann mit Wasser in einem Kessel unter Abschäumen bis zum Kochen zu erhitzen; endlich nach dem Abtropfen zu pressen und zu trocknen.

B. Bereitung des Indigs aus der frischen Pflanze.

a) In Ost- und Westindien. Der hier angewendete Apparat besteht hauptsächlich aus drei in verschiedener Höhe angebrachten Bütten oder Kufen, welche so gestellt sind, daß der Inhalt der ersten in die zweite, und der Inhalt dieser in die dritte abgelassen werden kann. Die erste und oberste Bütte wird die Weich- Gährungs- oder Faulbütte genannt, die zweite Schlagbütte und die dritte Setzbütte. Sobald die an einem Tage geschnittenen Pflanzen eingebracht sind, wird mit deren Verarbeitung der Anfang gemacht. Man füllt die Weichbütte bis auf 6 Zoll vom Rande damit an, gießt Wasser darauf, bis dieses zwei Zoll hoch über den Pflanzen steht und verhindert das Aufsteigen durch darüber gelegte Breter und Stangen. Bald tritt eine lebhafte Gährung ein, welche sich durch Entwickelung von Gasblasen (Kohlenwasserstoffgas, kohlensaurem Gas ꝛc.) äußert, aber keine durchaus nothwendige und den Erfolg bedingende Erscheinung ist, sondern als ein Nebenproceß betrachtet werden muß, der unter den Umständen, bei welchen die Extraction der Indigpflanze vor sich geht, unvermeidlich ist. Die Gährung wirkt Anfangs nur auf die neben dem Indig vorhandenen und leichter zersetzbaren fremden Stoffe, wird sie aber nicht zur rechten Zeit unterbrochen, so wird nach und nach auch der Farbestoff selbst zerstört. Man erkennt

den richtigen Zeitpunkt daran, daß eine herausgenommene Probe der smaragdgrünen Flüssigkeit beim Schwanken oder Schütteln schnell blaue Flocken abscheidet, die sich bei einiger Ruhe gleich zu Boden setzen, und das überstehende Flüssige nur gelblich gefärbt zurücklassen. Hat man sich überzeugt, daß dieser Zustand in allen Theilen der Gährungsbütte gleichmäßig eingetreten ist, so läßt man ohne Säumen den flüssigen Inhalt derselben durch Ausziehen eines Zapfens in die darunter befindliche Schlagbütte ablaufen. In dieser letztern wird die Flüssigkeit mit Schaufeln aus freier Hand, oder durch einen angemessenen, von Wasser, mit Pferdekraft ꝛc. bewegten Mechanismus anhaltend gerührt und geschlagen, bis sie eine schöne dunkelblaue Farbe angenommen hat. Man bemerkt hierbei, daß der Indig sich zuerst in kleinen zarten Theilchen ausscheidet, welche hernach zu größern Körnchen sich vereinigen, und Neigung zeigen, sich von der Flüssigkeit abzusondern. Wird das Schlagen zu lange fortgesetzt, so zertheilt sich der Indig wieder mehr, setzt sich dann schwer und langsam ab und nimmt beim Trocknen nicht den gehörigen Zusammenhang an. Bei gutem Gelingen der Arbeit reichen in der Regel zwei bis drei Stunden zur vollständigen Absetzung des Indigs hin, zu welchem Behufe die Flüssigkeit aus der Schlagbütte in die Setzbütte abgelassen wird. Wenn sie hier ganz klar geworden ist, zieht man sie vorsichtig und langsam durch Hähne, die in verschiedener Höhe angebracht sind, ab, schöpft den Bodensatz in Säcke zum Abtropfen, und gibt ihn dann in hölzerne Kasten, worin man ihn langsam an der Luft trocknet, damit er nicht viele Sprünge bekommt. Um diese noch besser zu verbindern, und die schon entstandenen wieder zu vertilgen, streicht man von Zeit zu Zeit mit einer Kelle über die Oberfläche. Zuletzt zerstieht man die Masse in würfelförmige Stücke, und vollendet die Austrocknung in der Sonne, besser aber fortwährend im Schatten.

b) In Ägypten. Die frisch abgeschnittenen Indigpflanzen werden drei Stunden lang in einem Kessel mit Wasser gekocht, oder auch nur mit fast kochend heißem Wasser mazerirt; man gießt die Flüssigkeit in andere Gefäße ab und schlägt sie hier mit breiten Schaufeln bis zur Abscheidung des Indigs, der dann ferner auf die obige Weise behandelt wird.

Die Theorie der Indigbereitung ist im Wesentlichen sehr einfach. In dem Safte der Pflanze ist der Indig in demjenigen farblosen Zustand enthalten, wo er desoxydirter Indig oder Indigweiß genannt wird, und sich von dem blauen Indig (Indigblau) durch geringern Sauerstoffgehalt unterscheidet. Durch Mazeriren oder Kochen der Pflanze mit Wasser löst sich, nebst andern Stoffen, das Indigweiß auf. Das nachfolgende Rühren oder Schlagen bewirkt, durch vermehrte Berührung der Flüssigkeit mit der Luft, eine Verbindung des Indigweiß mit atmosphärischem Sauerstoff, und hierdurch die Umwandlung in Indigblau, welches als unauflöslich sich abscheidet. Der Zusatz von Kalkwasser scheint nur zur Erleichterung der Abscheidung zu dienen und ist daher nicht unumgänglich nothwendig: wie er denn auch bei der Verarbeitung frischer Pflanzen nur in dem Falle angewendet wird, wenn die Abscheidung nicht von selbst leicht genug erfolgen will. Hundert Pf. trockner Indigpflanze, oder 3500 Pf. Flüssigkeit aus der Gährungsbütte (bei der Anwendung frischen Krautes) liefern $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$, höchstens 2 Pf. Indig. (*Karmarsch.*)

INDIGOTIN, Indigoweiß, desoxydirter Indig, reducirter Indig, Indigstoff von Liebig, Indigogène von Giobert, Indigotine von Dumas, Indigotine incolore von Robiquet, Indigo reduit, white or desoxygenired indigo. Das Indigotin ist der wesentliche Bestandtheil der sogenannten Indigküpe, es ist im rohen Indigo nicht farbig gebildet enthalten, sondern wird erst aus dem, mit dem Namen Indigblau (Indigotine von Robiquet und Guibourt) bezeichneten Bestandtheile desselben erzeugt beim Zusammenbringen entweder des rohen Indigs oder besser des isolirten Indigblaus mit Sauerstoff absorbirenden Substanzen, als schwefeligsauren und phosphorigsauren Salzen, Phosphyor, Schwefelalkalimetallen, Schwefelantimon und Schwefelarsensalzen, Zinnoxydul-, Eisenoxydul- und Manganoxydulsalzen, gährenden oder faulenden organischen Körpern u. s. w. bei gleichzeitiger Gegenwart von freien Alkalien, und es beruht eben hierauf der technische Bereitungsproceß der verschiedenen Indigküpen Behufs der Blaufärberei.

Zur Darstellung des Indigotins in möglichst reinem Zustande gibt Berzelius (Lehrbuch der Chemie 4. Ausgabe VII, 199), dem wir die ausführlichste und gediegenste Arbeit über den Indigo verdanken, nachstehendes Verfahren an. Zwei Theile käuflicher Indigo werden zum feinsten Pulver zerrieben; sodann successiv mit verdünnter Salzsäure und Wasser, ferner mit gelind erwärmter concentrirter Ätzkalilösung und Wasser, endlich wiederholt mit kochendem Alkohol von 0,83 spec. Gew. extrahirt. Der getrocknete Rückstand wird hierauf von neuem zum höchst zarten Pulver zerrieben, mit 4 Theilen Ätzkalk, welcher kurz vor der Zumischung mit Wasser zu Pulver gelöscht worden ist, gemischt, das Gemeng in eine Flasche, die an Wasser ungefähr das 150fache des Indigs aufnehmen kann, gebracht, letztere mit siedendheißem Wasser fast angefüllt, wohl umgeschüttelt, dann noch eine Auflösung von 3 Theilen krystallisirtem schwefelsaurem Eisenoxydul in etwas wenigem kochenden Wasser zugesetzt, die Flasche endlich wohl zugepfropft und umgeschüttelt. Man läßt sie nun einige Stunden lang an einem warmen Orte stehen, unter zuweiligem Umschütteln; allmälig wird die Masse grün, das Eisenoxydul, welches vom Kalk niedergeschlagen worden ist, oxydirt sich zu Eisenoxyd auf Kosten des Indigblaus, und dieses seines Sauerstoffs zum Theil beraubt, verbindet sich mit einem andern Antheile des Kalkes zu einem im Wasser löslichen Körper, wobei die Flüssigkeit, je nach ihrer Concentration eine citrongelbe oder brandgelbe Farbe erhält. Man läßt ruhig absetzen, bringt dann mittels eines Hebers die klare Flüssigkeit in eine andere ganz trockne Flasche, bis zu deren Boden der längere Arm des Hebers reicht, sodaß die Luft so wenig als möglich Gelegenheit hat, die Flüssigkeit zu berühren, und füllt die Flasche so vollstän-

dig, daß die obere blau gewordene Schicht der Flüssigkeit ausfließt. Darauf gießt man einige Tropfen frisch ausgekochte Schwefelsäure oder Essigsäure hinein und verschließt alsdann die Flasche sogleich mit einem gut schließenden Pfropfen, ohne Luft darin zu lassen. Die Säure bewirkt einen reichlichen, weißen, flockigen Niederschlag, welcher im Anfang aus schimmernden Krystallschuppen besteht, die besonders beim Umschütteln oder im Sonnenlichte, schön glänzend sind. Bei Überschuß von Säure, oder durch Ruhe gehen sie zu weißen Flocken zusammen, ohne allen Glanz, welche langsam niedersinken und nach einiger Zeit an der Oberfläche anfangen sich ins Graugrüne zu ziehen. Dies ist nun reducirter Indigo oder Indigotin. Je reiner die Lösung war, desto langsamer sinkt der Niederschlag zusammen, dagegen sinkt er ganz zusammen, wenn die Lösung von einem zuvor nicht gereinigten Indig bereitet war. Sobald, nach 12 oder 24 Stunden, die Masse nicht mehr zusammensallen will, gießt man das Klare ab und bringt den Niederschlag auf ein Filtrum, wo man ihn aussüßt, mit lange gekochtem und in einer gefüllten und verschlossenen Flasche erkaltetem Wasser, bis das Durchgehende nicht mehr auf freie Säure reagirt. Die gewaschene Masse wird zwischen Fließpapier ausgepreßt und in luftleerem Raum über Schwefelsäure getrocknet. Beim Hineinbringen zieht er sich gewöhnlich sehr ins Grüne, aber durch das Trocknen wird er beinahe weiß oder grauweiß, in kleinen Quantitäten kann es sogar an der Luft, an einem + 24° C. warmen Orte, ohne sich zu verändern, getrocknet werden.

Das also gewonnene Indigotin ist zusammenhängend, gräulich weiß, mit einem gewissen Seidenglanze, welcher deutlich etwas Krystallinisches an den Theilen zeigt, es ist geschmacks- und geruchlos, ohne Wirkung auf Reagenspapiere, unlöslich in Wasser, löslich in Alkohol und Äther mit gelber Farbe, die alkoholige Lösung trübt sich an der Luft und setzt Indigblau als ein zartes und leicht niedersinkendes Pulver ab, die ätherische Lösung wird an der Luft grün, dann ins Purpurne schielend, setzt aber nicht eher Indigblau ab, als bis der größte Theil des Äthers verdunkelt ist, und zwar in purpurfarbigen Krystallschuppen.

Wenn man frisch gefälltes Indigotin mit lufthaltigem Wasser vermischt, so wird es augenblicklich blau, auch wenn freie Säure vorhanden ist. Setzt man es ausgewaschen, aber noch feucht einige Stunden lang dem Zutritt der Luft aus, sodaß es nicht trocknen kann, so wird es durch und durch purpurfarben. In trocknem Zustande oxydirt es sich weit langsamer; erst nach einigen Tagen ist es völlig blau geworden. Nach dem Trocknen wird es anfänglich hellblau, aber nicht grün, und zuletzt wird es tief dunkelblau, aber nicht purpurfarben. Dasselbe geschieht auch in verschlossenen Gefäßen, weil es in seinen Poren hinreichende Luft einschließt, um blau zu werden. Erhitzt man trocknes Indigotin in offner Luft, bei einer sehr behutsam verstärkten Hitze, so kommt ein Punkt, wo die ganze Masse in einem Augenblicke dunkel und purpurfarben wird, und dies ist ganz dem Anlaufen eines Metalls ähnlich und eine wirkliche Verbrennung zu Indigblau. Es wird darauf bei der geringsten Zusammendrückung metallisch glänzend, und wenn man die Temperatur noch etwas mehr erhöht, bildet sich ein purpurfarbenes Gas von sublimirtem Indigblau. Erhitzt man Indigotin in luftleerem Raum, so wird es entmischt, ein wenig Wasser abgeschieden, von dem es ungewiß ist, ob es neu gebildet oder nur entbunden worden, eine Portion Indigblau wird sublimirt und Kohle bleibt reichlich zurück. Ein bleibendes Gas wird nicht entwickelt.

Mit den Säuren geht das Indigotin keine Verbindungen ein. Von concentrirter rauchender Schwefelsäure wird es unter Entmischung augenblicklich mit so dunkler Purpurfarbe aufgelöst, daß die Lösung nur in dünnen Schichten durchscheinend ist; verdünnt ist sie blau. Die gebildete lösliche blaue Substanz befindet sich mit der Säure chemisch verbunden und wird durch Salzbasen nicht abgeschieden. Von Salpetersäure wird das Indigotin aus seiner alkalischen Auflösung zwar weiß niedergeschlagen, aber ein geringer Überschuß von Salpetersäure färbt das Gefällte augenblicklich blau und ein größerer Zusatz zerstört auch diesen. Die Angabe von Giobert, daß freie Säure, selbst Kohlensäure, das Blauwerden des Indigotins in der Luft hindere, fand Berzelius, wie bereits oben angegeben, nicht bestätigt.

Mit Basen verbindet sich das Indigotin sehr begierig, und es wird sowol von kohlensauren, als von kaustischen Alkalien, als auch von den Hydraten der alkalischen Erden gelöst, mit rein gelber Farbe, wenn die Flüssigkeit kalt ist, und mit brandgelber, wenn sie warm oder schon concentrirt ist. Die Auflösung in Ammoniak ist nicht selten grün von eingemengtem Indigblau. Diese Lösungen absorbiren augenblicklich Sauerstoff aus der Luft und erzeigen wiederum Indigblau, welches sich niederschlägt, sodaß keine von diesen Verbindungen rein in trockner Form erhalten werden kann. Auch während der Verdunstung im luftleeren Raum werden sie hinreichend blau, um ihr wahres Ansehen zu verstecken, und durch Weingeist können sie nicht ausgefällt worden, da sie darin auflöslich sind. Mit der Kalkerde geht übrigens das Indigotin, bei vorhandener überschüssiger Basis, auch eine Verbindung ein, welche unlöslich und von citrongelber Farbe ist. Sie bildet sich bei der Reduction, wenn zu viel Kalkerde angewandt worden ist, und fällt mit solcher Leichtigkeit zu Boden, daß man den entstandenen Gyps und das Eisenoxyd abschlemmen kann. Auf diese Bildung von unlöslichem Indigotinkalk hat man besonders bei Anstellung der Vitriolküpe zu achten und dieserhalb die Anwendung von überschüssiger Kalkerde zu vermeiden, wenn man nicht Gefahr laufen will, einen großen Verlust an Farbestoff zu erleiden. Auch mit Talkerde gibt das Indigotin eine lösliche Verbindung, welche jedoch weit mehr Wasser zu ihrer Auflösung bedarf, als die Kalkverbindung, und deshalb zum Theil mit weißer Farbe gefällt wird, wenn Krystalle von schwefelsaurer Talkerde in eine Auflösung von Indigotin gelegt werden. Ein andrer Theil bleibt aufgelöst und färbt die Flüssigkeit gelb. Beide werden an der Luft blau. Mit andern Basen läßt sich das Indigotin verbinden, wenn man

eine Flasche mit einer möglichst gesättigten Auflösung von reducirtem Indigo gänzlich fällt, dann ein krystallisirtes Salz derjenigen Base, welche man mit dem Indigotin verbinden will, hineinbringt, die Flasche luftdicht verschließt und umschüttelt. Die Thonerde gibt eine weiße Verbindung, die auf dem Filtrum augenblicklich blau wird und nach dem Trocknen ein schön dunkelblaues Pulver gibt, welches im Sonnenlichte flimmert, gleich als wenn es voll kleiner krystallinischer Theilchen wäre. Überhaupt werden die unlöslichen Verbindungen des Indigotins mit Basen an der Luft weit schneller blau, als das Indigotin für sich, wahrscheinlich wegen des zertheiltern Zustandes des letztern. Die Salze von Eisenoxydul, Zinnoxydul und Bleioxyd fällen aus der Indigotinlösung weiße Verbindungen, welche an der Luft ebenfalls sogleich blau werden. Die Verbindung mit Bleioxyd, welche etwas krystallinisch ist, wird beim Erhitzen mit einer gelinden Verpuffung zerfetzt, wobei die Theile umhergeworfen werden und Blei reducirt wird; die mit Eisenoxydul gibt kein Indigblau bei der Sublimation, wol aber die mit Zinnoxydul. Neutrales schwefelsaures Eisenoxyd fällt eine schwarzbraune Verbindung, welche sich in der Flüssigkeit nicht verändert, so lange nicht aller reducirte Indigo ausgefällt wird. Kommt aber ein Überschuß von Oxydsalz hinzu, so verwandelt sich dieses sogleich in Oxydulsalz und der braune Niederschlag wird blau. Salze von Manganoxydul und Kobaltoxyd geben grüne Niederschläge; der erstere ist schmutzig grün, vielleicht durch etwas eingemengte Manganoxydverbindung, der letztere ist grasgrün. Keins von beiden gibt nach dem Trocknen Indigblau durch Sublimation. Salpetersaures Silberoxyd fällt eine Anfangs durchscheinende braune, späterhin schwarze Verbindung, welche sich an der Luft nicht verändert. Erhitzt gibt sie eine Spur von Verpuffung; es wird Indigblau sublimirt und metallisches Silber bleibt zurück. Salze von Kupferoxyd stellen, nach einer lange bekannten Erfahrung, Indigblau augenblicklich wieder her. Wenn noch eine Salzbasis zugegen ist, so wird das Kupferoxyd in Oxydul verwandelt, hat man aber eine Säure, besonders Schwefelsäure, in Überschuß zugesetzt, so wird es zu Metall reducirt. In beiden Fällen ist das gefällte Indigblau innig damit vermengt. Von diesen von Berzelius herrührenden Angaben weichen die Resultate, welche Runge (Trommsdorf's Neues Journ. VII, 72) erhielt, etwas ab, was wahrscheinlich davon herrührte, daß Letzterer sich eines nicht gereinigten Indigs zur Darstellung der Indigotinlösung bediente.

Was die Zusammensetzung des Indigotins anlangt, so enthält es dieselben Bestandtheile wie das Indigblau, nämlich Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff und Sauerstoff, aber die quantitativen Verschiedenheitsverhältnisse haben noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt werden können. Berzelius und Liebig (Schweigger's Journ. LI, 60) sind der Ansicht, daß das Indigotin oder Indigweiß als Indigblau minus einer gewissen Menge von Sauerstoff anzusehen ist, und haben beide unabhängig von einander Versuche angestellt, um die Menge dieses Sauerstoffs zu ermitteln. Bei den Versuchen von Berzelius wurde gereinigtes Indigblau in dem einen Versuche mit Kalk und Vitriol, in dem andern mit Ätzkali und Vitriol reducirt und mit der klaren gelben Lösung zwei Flaschen gefüllt. Es wurden dann Krystalle von schwefelsaurem Kupferoxyd hineingelegt und die Flaschen so verschlossen, daß keine Luft eingeschlossen blieb. Nachdem die Füllung erfolgt war, wurde frischgekochte Schwefelsäure in großem Überschusse zugegossen, und die gefüllten und verkorkten Flaschen einer gelinden Digestion ausgesetzt. Die Schwefelsäure verwandelte das durch den Indig gefällte Kupferoxydul in unaufgelöst bleibendes Metall und in sich auflösendes Oxyd. Das Gemisch wurde filtrirt und aus dem auszgewaschenen Indig mit einem Gemisch von kaustischem und kohlensaurem Ammoniak das Kupfer ausgezogen, welches hierauf mit Schwefelsäure gesättigt, mit Eisen reducirt und dann gewogen wurde. Das niedergeschlagene Indigblau wurde nach dem Trocknen und Wägen verbrannt, und die dabei zurückbleibende Spur Kupferoxyd mit in Rechnung gebracht. Auf diese Art waren auf 100 Th. bei + 100° C. getrockneten Indigblaues in beiden Versuchen 18,35 Theile metallisches Kupfer erhalten worden, die 4,65 Sauerstoff entsprechen, welche diese 100 Th. Indigblau beim Übergehen in Indigweiß oder Indigotin verloren hatten, was mit Zugrundlegung der bekannt gemachten Analysen des Indigblaues, die für letzteres zwischen 12 und 14 Proc. Sauerstoff angeben, 1/3 vom ganzen Sauerstoffgehalt des Indigblaues entspricht. In dem Versuche von Liebig wurde ein bestimmtes Gewicht bei + 100° C. getrocknetes Indigotin, das eine geringe Menge wieder hergestelltes Indigblau enthielt, mit Ätzammoniak übergossen; das zurückbleibende Indigblau von dem ursprünglichen Gemisch abgezogen gab 0,404 Grmm. aufgelöstes Indigotin. Die klare Flüssigkeit wurde, ohne mit der Luft in Berührung zu kommen, unter eine mit Quecksilber gefüllte Glasglocke gebracht, und nach und nach Sauerstoff hinzugelassen. Dieses Gas wurde zum Theil absorbirt, und sowie sein Volumen sich nicht mehr veränderte, wurde der oxydirte Indig, welcher sich niedergeschlagen hatte, mit der Flüssigkeit abgedampft und scharf getrocknet. Er wog 0,451 Gramm., was sonach eine Zunahme von 11 1/2 Proc. ergibt. Diese als von aufgenommenem Sauerstoff allein herrührend zu betrachten, ist mit den obigen Resultaten von Berzelius unvereinbar, daher unzulässig, jedenfalls rührte die Gewichtsvermehrung zum Theil von aufgenommenem Wasser her, wobei es freilich unentschieden bleibt, ob dieses Wasser als solches, oder als Sauerstoff und Wasserstoff in die Zusammensetzung des Indigblaues eingegangen sei. Es wäre indessen wol möglich, daß Indigweiß und Indigblau sich zu einander verhielten, wie Manganoxydul und Manganoxydhydrat oder Manganhyperoxydhydrat. Giobert (Journ. de Phys. LXXVIII, 462) glaubte, daß das Indigotin = Indigoblau + Kohlenstoff sei; und daß es durch Abgabe von Kohlenstoff an den Sauerstoff der Luft in den gefärbten Indig übergehe. Diese Ansicht, welche sich besonders auf die beobachtete reichliche Entwickelung vom Kohlensäuregas beim Indig-Bereitungsprocesse stützt, ist mit den obigen Re-

sultaten sowol von Berzelius als auch von Liebig noch weniger vereinbar, da sie vielmehr einen Gewichtsverlust als eine Gewichtszunahme voraussetzt. Noch eine andre von der vorhergehenden ganz abweichende Meinung ist von Döbereiner (Schweigger's Journ. XXVI. 268) und neuerdings wieder von Dumas (Ann. de Chem. et de Phys. LXVIII, 265 fg. Berzelius' Lehrbuch 4. Ausg. VII, 235) aufgestellt worden. Dieser zufolge soll das Indigotin eine Verbindung von Indigblau mit Wasserstoff sein, und zwar nach Döbereiner eine Art Wasserstoffsäure, die sich unter Einfluß der Alkalien durch Wasserzersetzung erzeuge, den Wasserstoff aber leicht wieder an den Sauerstoff der Luft abgebe, wobei der blaue Indig wieder ausgeschieden werde; diesen letztern nannte Döbereiner Isatine, und den reducirten, Isatinsäure. Dumas unterstützt seine Ansicht mit der Angabe, daß er das Indigotin genau sowie das Indigoblau plus 0,47 Proc. Wasserstoff zusammengesetzt gefunden habe; allein dies ist durchaus unvereinbar mit den oben angeführten Versuchen sowol von Berzelius als auch von Liebig, denn es setzt 1) eine Reduction von nur 14,9 Kupfer für 100 Indigblau voraus, während Berzelius 18,35 erhielt, und 2) eine Gewichtszunahme von höchstens 4,25 Proc. angenommen, daß das bei der Oxydation entstandene Wasser als Hydratwasser mit dem regenerirten Indigblau verbunden bleibt, während die von Liebig beobachtete Gewichtszunahme fast das Dreifache betrug. Die Ermittelung der wahren Zusammensetzung des Indigotins und seines richtigen Beziehungsverhältnisses zum Indigblau muß sonach neuen Versuchen überlassen bleiben, und ebenso auch die Erforschung des eigenthümlichen Verbindungszustandes, in welchem das Indigotin sich in den Indig liefernden Pflanzen befindet. Schließlich dürfen wir aber in letzterer Beziehung eine Bemerkung von Robiquet (Ann. de Ch. et de Phys. LVIII, 334) nicht übergehen, welche gewiß alle Beachtung verdient. Derselbe beobachtete nämlich, daß das von ihm in Variolaria dealbata entdeckte Orcin eine farblose, sublimirbare, krystallinische, süße in Wasser, Alkohol und Äther auflösliche stickstofffreie Substanz, durch Einfluß des Ammoniaks, des atmosphärischen Sauerstoffs und des Wassers in einen freien, stark gefärbten, unkrystallisirbaren, in Wasser kaum löslichen, stickstoffhaltigen Körper (Flechtenroth) sich umwandele, und fragt nun, ob es nicht möglich sei, daß es mit dem natürlichen Indigstoff sich ähnlich verhalte. In der That, wenn auch alle Erscheinungen darauf hinweisen, daß der natürliche Indigstoff ursprünglich ungefärbt sei und die blaue Farbe erst im Momente seiner Ausscheidung aus der Pflanzeninfusion erlange, in dieser Beziehung also mit dem künstlichen Indigotin übereinstimme, so ergibt sich doch andererseits darin ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden, daß die natürliche Auflösung des Indigstoffes evident sauer ist, während die Auflösung des künstlichen Indigotins nicht anders als alkalisch sein kann. Es wäre also wol möglich, daß wir das eigentliche Indigoradical gar noch nicht kennen und daß es von dem reducirten Indig und dem Indigblau ebenso verschieden sei, als das Orcin vom Flechtenroth, d. h. daß es ursprünglich eine stickstofffreie, im Wasser auflösliche, farblose Substanz sei, welche im Verlaufe des die Bildung des Indigs begleitenden Gährungsprocesses unter dem Einfluß des sich dabei erzeugenden Ammoniaks und Aneignung eines Theils von den Bestandtheilen des Letztern zu Indig werde. Hiergegen ist indessen doch zu erinnern, daß, nach Chevreul's Versuchen, Gährung kein wesentliches Erforderniß der Indigbildung sein soll, und daß Norburgh kein flüchtiges Alkali in den während der Gährung sich entwickelnden Gasarten entdecken konnte (Bancroft's englisches Färbebuch, übers. von Buchner I. 231). Andererseits wäre es übrigens auch ebenso gut denkbar, daß das natürliche in dem sauren Pflanzensafte enthaltene und das künstliche durch Reduction des Indigblaus gewonnene, in alkalischer Auflösung befindliche Indigotin nur isomerische Varietäten einer und derselben quantitativen Zusammensetzung wären und sich zu einander verhielten etwa wie Benzoëölwasserstoff und Benzoin (vgl. den Art. Mandelöl. ätherisches).

(*Duflos.*)

Indigpurpur, Indigroth, Indigsäure, Indigtinktur s. im Art. Indig.

Indigweiss, s. Indigotin.

Indikolith, s. Turmalin.

Indios Aldeados, s. im Art. Para (S. 256).

Indios Pampas, s. Pampas.

Indiscernabilia, s. Nichtzuunterscheidendes und Leibnitz.

Indisch, Indische Sprachen, s. im Art. Indien, S. 245 u. S. 345, u. Indogermanische Sprachen.

Indische Alterthumskunde, s. Indien.

Indische Astronomie, s. im Art. Indien, S. 265.

Indische Baukunst, s. im Art. Indien, S. 300 u. 351.

Indische Bildhauerei, s. im Art. Indien, S. 303 u. 351.

Indische Compagnien, s. Indische Handelsgesellschaften.

Indische Dichtkunst, Indische Poesie, s. im Art. Indien, S. 275.

Indische Erdbeschreibung, s. im Art. Indien, S. 271.

Indische Fabeln, s. im Art. Indien, S. 287.

Indische Geschichtschreibung, s. im Art. Indien, S. 272.

Indische Götterlehre, s. im Art. Indien, S. 158.

Indische Grammatik, Indische Philologie, s. im Art. Indien, S. 248.

INDISCHE HANDELSGESELLSCHAFTEN. Der Ursprung der ältern, den Handel nach andern Welttheilen betreibenden, Vereine fällt fast immer in die Zeiten, wo Europa's Macht jenseit der Meere noch nicht begründet war, und die Fürsten entweder die Mittel oder die Neigung entbehrten, ihren Unterthanen zureichenden Schutz bei kaufmännischen Unternehmen zu gewähren. Man glaubte mit mehr oder weniger Recht, daß ohne Factoreien, Forts und Kriegsschiffe ein sicherer Verkehr mit den unabhängigen Völkern außerhalb Europa's nicht mög-

lich sei, und schloß Vereine, indem die Kräfte des Einzelnen zu solchen Zwecken nicht ausreichten. Die Regierungen konnten nicht umhin diesen Gesellschaften Privilegien, die oft bis zum unbeschränktesten Monopol stiegen, zu bewilligen, und hierdurch ihnen Sicherheit gegen die Einmengung von fremden Speculanten zu gewähren, die an den ursprünglichen Opfern und Anstrengungen keinen Theil gehabt hatten. So wenig sich gegen dieses Princip im Allgemeinen einwenden läßt, welches auch Smith mit der Ertheilung eines Privilegiums für neue Entdeckungen vergleicht [1]), so wird das Fortbestehen eines monopolistischen Vereins ebenso sehr eine Ungerechtigkeit gegen das Volk als ein Nachtheil für den Staat sein, sobald in dem überseeischen Lande, welches die Thätigkeit der Gesellschaft zunächst anzog, die Umstände sich so geändert haben, daß auch der einzelne Kaufmann Sicherheit findet. Noch mehr ist dies der Fall, wenn das Mutterland (wie im britischen Ostindien), nach und nach eine feste Macht von hinreichender Stärke begründet hat, um das Interesse der Unterthanen kräftig beschützen zu können. Es ist nicht zu verkennen, daß die großen Handelsgesellschaften das Verdienst der Begründung von Colonien und der Eröffnung neuer Wege gehabt haben, allein sie sind in allen Ländern von den Unbetheiligten als drückende und ungerechte Monopole betrachtet worden, sobald Schifffahrt, nautische Kenntniß, Macht, Vermögen und Unternehmungsgeist eine höhere Stufe erreicht hatten. Überall, wo nicht Geldmangel der Regierungen den Gesellschaften die Erlangung neuer Freibriefe erleichterte, hat man gradweis die Vorrechte solcher monopolistischen Vereine beschränkt, und gefunden, daß in denselben Verhältnisse, wie dieses geschah, der allgemeine Handel zunahm. Die Compagnien selbst haben um so weniger gewonnen, je mehr sie zu politischen Mächten wurden, indem sie sich Reiche eroberten, sei es, daß dieses Anfangs aus Begehrlichkeit geschah, oder später zur nothwendigen Maßregel wurde. Die Verwaltung aller großen mit Landbesitz versehenen Handelsgesellschaften ist nie eine sorgfältige, noch redliche gewesen, ihre Unterthanen haben stets über Bedrückungen zu klagen gehabt, und ihr blindes Streben zur Aufrechthaltung des Monopols, dem sie in Hoffnung künftigen Ersatzes oft die größten Summen opferten, zerstörte häufig ihre Finanzen. Keine von ihnen besteht in unsern Zeiten noch als mächtiger politischer Körper, als Staat im Staate, wie einst die Compagnien der Holländer oder Briten in Indien, und deshalb haben die Meisten der weiterhin zu erwähnenden nur ein historisches Interesse. Indem wir unter diesem Artikel die Handelsvereine europäischer Völker nach Ostindien, Afrika, Westindien und den Ländern des Pelzhandels in Nordamerika zusammenfassen, sind wir freilich genöthigt, eine große Menge zu übergehen, die nie eine Bedeutung erlangten, oft bis auf die Namen vergessen sind, oder wie die englisch-amerikanischen Bergbaugesellschaften (1824, 25) eine fremdartige Tendenz hatten. Zur Zeit des berüchtigten Südsee-Projectes der Engländer sollen in wenigen Monaten an zweihundert Associationen aufgetaucht sein, von welchen der dritte Theil den Handel mit fremden Welttheilen beabsichtigte; alle entstanden und vergingen wie Seifenblasen. Wenn aber auch die vorzugsweise festbegründeten Vereine theils durch Umstände, theils durch Regierungen gezwungen, seit den letzten funfzig Jahren sich aufgelöst haben, und dennoch der Welthandel seitdem eine früher nicht geahnte Größe erreichte, so beweist dieses, wie wenig jene Verbindungen mit der gegenwärtigen Civilisation, dem Verkehr, den Bedürfnissen und den Ansichten der Völker vereinbar sein würden, und wie wenig die Wiederentstehung der großen und mächtigen Corporationen von Kaufleuten, die über Welttheile wie Könige herrschten, erwartet werden kann.

1) *Smith*, Wealth of nations. III. p. 285.

I. Englische Handelsgesellschaften.

Britisch-ostindische Compagnie. Unter allen ursprünglich rein kaufmännischen Unternehmungen ist keine im Laufe der Zeiten zu so kolossaler Größe angewachsen, keine hat aus freiem Willen oder theilweise durch Umstände gezwungen, sich ein so ausgedehntes Reich unterworfen, aber auch keine so viele Wechsel des Schicksals erfahren, und den drohenden Untergang so oft vermieden, als die britisch-ostindische Compagnie. Ihre Geschichte übertrifft an Bedeutsamkeit die mancher Monarchie von viel höherm Alter, und kann daher an diesem Orte nur in Umrissen dargestellt werden [2]). Den ersten Freibrief ertheilte die Königin Elisabeth den 31. Dec. 1600 einer Gesellschaft, deren Mitglieder zwar in gemeinsamen Schiffen, aber mit getrennten Capitalien ihre Speculationen unternahmen, also eigentlich nach dem technischen Ausdrucke eine „regulated company“ bildete. Der Mangel einer Bestätigung von Seiten des Parla-

2) Die Literatur über die englisch-ostindische Compagnie ist außerordentlich groß. Die Acten des Parlaments zeugen seit anderthalbhundert Jahren von der Wichtigkeit dieses Institute, welches zahllose Debatten und Schriften hervorrief. Wichtige Quellenwerke, unentbehrlich für das specielle Studium, sind: East India Charters and Treaties. 4 Voll. und East India Papers. 12 Voll. fol. Papers published by authority of the East India Company in 1813. Reports of the select committees of both Houses. 1823. 1830—1833. *Grant*, Sketch of the History of the East India Company. *Mill*, History of british India. 5 Voll. Asiatic Journal. London. Außerdem: *Heber*, Journey through the upper provinces of India. *Hamilton*, India gazetteer. 2d. Edit. *Jacquemont*, Voyage aux Indes, Thibet et Cachemire (Par. 1834). *Montgomery Martin*, History of the british Colonies (Lond. 1835). *Colquhoun*, Wealth of the british empire. *Mac Culloch*, Dict. of Commerce. 2d. edit. (Lond. 1837). Art. *East India Company*. History of the English East India Company in the modern Universal History. Vol. X. *Hamilton*, A geogr., histor. and statistic. descript. of Hindostan (Lond. 1820). H. M. *Björnstierna*, Das britische Reich in Ostindien (Stockholm 1839). Über die Verwaltung und ihre Mängel unter der Compagnie, die socialen Verhältnisse der Engländer in Indien ꝛc. gibt sehr werthvolle Nachrichten *John Fk. Shore*, On Indian affairs (Lond. 1837). 2 Voll., eine Sammlung von Aufsätzen, die ursprünglich in den Blättern von Calcutta, unterzeichnet „A friend of India.“ erschienen sind. Hierher gehören ferner: Asiatic researches by Sir *Wm. Jones*. Transactions of the (London) asiatic society u. s. w. Ältere Schriften bei Toze, Europäische Staatskunde (Schwerin 1790). I. S. 602.

ments verminderte die Rechtsgültigkeit dieses Privilegiums keineswegs. Erst 1612 verbanden die Mitglieder ihre Privatfonds zu einem Ganzen von 750,000 L. St.; die Actien hatten damals nur 50 L. St. Werth. Ungeachtet der Anfeindungen und bisweilen der offnen Angriffe der holländischen Compagnie warf das Unternehmen keine unbedeutenden Früchte ab. Mit der Zeit entstanden aber Zweifel am Rechte der Gesellschaft zum Monopol, indem man glaubte, daß dieses von der Regierung allein nicht bewilligt werden könnte, und daher sendeten reiche Privatkaufleute zum großen Nachtheile der Compagnie, ihre Schiffe nicht selten nach Indien. Unfähig oder ungeneigt dem Beispiele der Holländer und Portugiesen zu folgen und erobernd aufzutreten, fand sich die Gesellschaft bald im Nachtheile. Jacob I. verweigerte ihr jeden Beistand, und zwang sie durch eigene Kräfte sich in Indien festen Fuß und Achtung zu verschaffen. Nach manchem Zusammentreffen mit den Holländern (s. holl. ostind. Comp.) wurde ein Tractat unterzeichnet, der ihr einen Antheil am Gewürzhandel zusicherte, aber bald von der feindlichen Compagnie gebrochen, über einige englische Ansiedler ein furchtbares Schicksal brachte (1622). Auch die Regierung Karl's I. vernachlässigte die Gesellschaft; versuchte sie gelegentlich auf dem Wege der diplomatischen Unterhandlung Sicherstellung des britisch-indischen Handels zu erlangen, so verstanden die Holländer die Bedingungen der Verträge zu umgehen. Während der Bürgerkriege vergaß man die Compagnie. Cromwell hob sie i. J. 1655 auf, gestattete Anfangs allgemeine Handelsfreiheit nach Indien, fand sich aber bewogen die Gesellschaft drei Jahre später wieder mit allen ihren Privilegien herzustellen, ungeachtet der sichtbaren Vortheile des freien Verkehrs. Während jener kurzen Periode hatte man in England nicht nur indische Waaren zu sehr billigen Preisen gekauft, sondern der Handel hatte überhaupt einen so bedeutenden Schwung erhalten, daß die Holländer mit größter Besorgniß in dieser von zahlreichen Privatleuten entwickelten Thätigkeit bereits die Vorboten des Falls ihres eignen Monopols abneten. Im J. 1661 erlangte die Gesellschaft einen Freibrief von Karl II., durch welchen zu den alten Vorrechten noch die neuen hinzukamen, über Krieg oder Frieden unabhängig von der Staatsregierung entscheiden zu dürfen, so weit jene sich auf nichtchristliche Völker bezogen; Bau von Festungen und zollfreie Ausfuhr von Kriegsvorräthen sollten der Gesellschaft freistehen, und ihr gestattet sein, jeden ohne Erlaubniß in ihrem Gebiete handeltreibenden britischen Unterthan gefangen nach England zu senden. Da jedoch diese Berechtigungen sich nicht bis auf Wegnahme der in unerlaubtem Handel begriffenen Schiffe erstreckten, so war das Monopol auch keineswegs ein vollkommenes, sondern erlangte erst nach der Revolution eine lange Jahre fortbestandene Sicherung durch Einschreiten des Parlaments. Der Krieg mit Holland fügte der indischen Schiffahrt manchen empfindlichen Schaden zu, der jedoch zum Theil durch den Besitz der von Karl II. der Compagnie abgetretenen Insel Bombai (1668) wieder ausgeglichen wurde. Der Beginn des Theehandels fällt in jene Zeit. Die ersten einhundert Pf. dieser Waare kamen 1668 nach England. Um 1681 zählte die Compagnie 556 Mitglieder, besaß 36 Schiffe von 100—775 Tonnen Gehalt; allein sie machte verhältnißmäßig nur geringe Geschäfte, denn die Summe ihrer an die Regierung gezahlten Einfuhrzölle belief sich nur auf 60,000 Pf. St. im Jahre, und ebenso viel oder wenig mehr betrug der Werth der durch sie exportirten Erzeugnisse Englands. An der Spitze der Verwaltung der Compagnie standen die Brüder Sir Josiah und Sir John Child. Der erste begründete die Ansicht, daß eine Handelsgesellschaft ohne Landbesitz nicht mit Vortheil bestehen könne, verursachte aber durch ihre praktische Ausführung einen gefährlichen Krieg mit dem Mogul, der zum großen Nachtheile der Compagnie verlief, und einen wenig ehrenden Friedensschluß unvermeidlich machte. Der Krieg mit Frankreich brachte neue große Verluste und die Compagnie genoß schon länger kein öffentliches Zutrauen, als Samuel Shepherd und andere reiche Kaufleute der damals von äußerster Geldverlegenheit gedrückten Regierung einen Vorschuß von 2 Millionen Pf. St. zu 8 Proc. unter der Bedingung des ausschließlichen Handels mit Indien anboten. Man nahm den Antrag unbedenklich an, so sehr auch die öffentliche Meinung gegen Monopole sich aussprach, die von der Masse um so mehr gemisbilligt wurden, je mehr man in den Perioden des freien Handels ihre Nachtheile erkannt hatte. Die Parteien bekämpften sich mit größter Hartnäckigkeit, das System der Bestechung erhielt eine bisher noch ungekannte Ausdehnung und fand die öffentlichste Anwendung in d. J. 1685—98, oder der Zeit des Verfalls der ersten Compagnie. Die gegenseitige Misgunst der beiden Gesellschaften und ihre häufigen Reibungen bedrohten sogar den allgemeinen Frieden und zwangen die Regierung sich einzumengen und eine Vereinigung vorzuschlagen. Nicht ohne große Schwierigkeiten kam diese 1702 unter Lord Godolphin's Ministerium zu Stande. Eine Parlamentsacte (i. J. 1708) regelte die neuen Verhältnisse dieser „Vereinigten Gesellschaft der von England nach Indien handelnden Kaufleute," denn die frühern Gesetze waren so mangelhaft in der Form, daß einige Privatleute deren Gesammtcapital kaum 7200 Pf. St. erreichte, eine Art von dritter Gesellschaft errichtet hatten, der es nunmehr freigestellt wurde, bis Michaelis 1711 ihren Handel auf eigene Hand fort zu betreiben und sich dann aufzulösen, oder sich mit der privilegirten Compagnie zu vereinigen. Dieselbe Acte vermehrte das Stammcapital (2 Mill. Pf. St.) um 1,200,000 Pf. St., welche die Regierung ohne Interessen geliehen und durch Verkauf neuer Stocks herbeigeschafft wurden. Bis zum J. 1711 nahmen die Angelegenheiten der Gesellschaft eine sehr glückliche Richtung. Ohne Nebenbuhler in Indien oder England dehnte sie ihre Geschäfte mit Erfolg aus, und zahlte alljährlich eine mäßige Dividende. Im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts erreichte indessen dieser Handel keineswegs eine solche Höhe, daß sein Fortbestand oder Untergang für das Mutterland hätte zur Lebensfrage werden können. Von 1714—24 betrug der Werth der jährlichen Ausfuhr britischer Erzeugnisse nur 92,410

Pf. St., die der edlen Metalle 518,102 Pf. St., also überhaupt nur 617,512 Pf. St. Das Publicum entbehrte aber genaue Einsicht in diese Verhältnisse und hielt den Gewinn der Gesellschaft für ausschweifend groß. Daher schrieb sich auch der heftige Widerstand, welchen es leistete, als 1730 das bis auf drei Jahre abgelaufene Privilegium erneuert werden sollte; Vereine versuchten, von großen Capitalien unterstützt, den Handel mit Indien zum Gemeingute zu machen, mußten aber den trügerischen Beweisführungen der Compagnie weichen, welchen das Parlament um so eher Glauben beimaß, je williger die Gesellschaft sich bewies die Interessen des der Regierung gelichenen Capitals von 5 auf 4 Proc. herabzusetzen. Zwar ereignete sich nichts Erhebliches in Indien zwischen 1730—49, und der Handel der Compagnie hätte unter sorgfältiger Leitung damals einen außerordentlichen Umfang gewinnen können, allein es wird von den besten englischen Statistikern unserer Zeit in Zweifel gezogen, ob zwischen 1730—48 jährlich für 150,000 Pf. St. englische Producte nach Indien ausgeführt worden sind. Die Ausfuhr edler Metalle nach Indien betrug in der angegebenen Epoche jährlich im Durchschnitt 548,711 Pf. St. Im J. 1756 trat die Compagnie zum ersten Male als politische Macht in Indien auf. Sie gab ihre bisherige Rolle zum nicht geringen Nachtheil der Interessenten auf. Eroberungsucht ergriff die höhern Beamten, die, vielleicht eingeladen durch den zerrütteten Zustand der indischen Reiche, sich nicht länger mit der friedlichen Begründung von Factoreien begnügten und anstatt wie durch Tractate bisher Sicherheit und Landbesitz zu erwerben, zur Gewalt schritten, und große Staaten zu erobern unternahmen. Aus dieser veränderten Politik entsprang eine Reihe von Kriegen, welche zwar das Gebiet sehr erweiterten, aber die Einkünfte nur nominell erhöhten, während die Kosten des Staatshaushalts unverhältnißmäßig anwuchsen und finanzielle Verlegenheiten entstanden, die man nie wieder vermocht hat vollständig zu beseitigen. Die umständliche Erzählung der Begebenheiten des langen Krieges, welchem die englische Compagnie unter andern großen Eroberungen auch ihren ersten Länderbesitz in Bengalen verdankte, gehört nicht hierher. Nur so viel ist zu erwähnen, daß der gegenseitige Haß der französischen und englischen Compagnie ebenso viel Einfluß hatte auf den Ausbruch eines langen Kampfes in Indien, als der besondre Zustand des Reichs des Moguls, welches in viele Theile zerfallen und zur Beute rebellischer und gesetzloser Häuptlinge geworden war, die unter sich uneinig, die angesiedelten Europäer der eignen Sicherheit wegen zum Einschreiten nöthigten, oder auf mancherlei Weise ihren Beistand zu erlangen suchten. Nach dem Ergreifen einer Partei hörten Rückschritte auf möglich zu sein, und wie gradweis die alte Abneigung der Compagnien gegen einander lebendiger auftauchte, vergaß man die ursprüngliche Frage und ging auf einen langen Kampf ein, um zu entscheiden, ob die Oberherrschaft in Indien den Franzosen oder Engländern künftighin zustehen sollte. Man focht mit wechselndem Glücke, doch verloren die Briten endlich Madras, damals die wichtigste Niederlassung in Indien und erhielten sie erst durch den aachner Frieden zurück. Das Glück blieb den Franzosen nicht treu; so tüchtige Führer auch an ihrer Spitze standen, so erlagen sie doch dem militairischen Talent und der Energie des Obersten Clive, der mit unverhältnißmäßig geringen Mitteln, aber ebendarum nie die äußerste Vorsicht vernachlässigend, das Größte unternahm und durchsetzte. Mit einem kleinen Heer von noch nicht 3000 Mann, dessen eine Hälfte obenein aus Eingebornen bestand, schlug er in der Schlacht von Plassey die unzählbare Armee des Soubahdar von Calcutta und gewann durch diesen Sieg Bengalen. Während des Kriegjahrs 1755 eroberte die Compagnie ein ausgedehntes und reiches Gebiet, dessen öffentliche Einkünfte damals auf jährlich 3 Mill. Pf. St. geschätzt wurden. Sie blieb mehre Jahre im ruhigen Genusse derselben, allein i. J. 1767 machte die britische Regierung auf sie Ansprüche unter der Behauptung, sie kämen der Krone schon darum zu, weil jene Gebietsvergrößerungen nicht ausschließlich durch die Compagnie, sondern vielmehr zum größten Theile durch die Truppen und Flotten Englands erkämpft worden wären. Um nicht zur förmlichen Abtretung von Ländereien genöthigt zu werden, verstand sich die Compagnie zur Zahlung einer jährlichen Summe von 400,000 Pf. St. Sie hatten nach und nach die Dividenden von ihrem Capital (3,200,000 Pf. St.) von 6 auf 10 Proc. erhöht und zahlte also jährlich 320,000 Pf. St. anstatt 192,000 Pf. St., und war im Begriff die Dividenden von 10 zu 12½ Proc. zu vermehren, als sie durch zwei Parlamentsacten verhindert und genöthigt wurde, alle über die legal festgesetzte 10 Proc. Dividende sich ergebenden Überschüsse für eine neubegründete Amortisationscasse oder für öffentliche Zwecke in Indien zu bestimmen. Das Betriebscapital belief sich i. J. 1756 auf 6 Mill. Pf. St. und war auf 6000 Actien zu gleichen Antheilen vertheilt. Wegen des reinen Gewinns von 12—15 Proc. (seit 1760) stieg der Werth jenes Capitals auf das Doppelte. Nach der erwähnten Beschränkung der Dividenden konnte der Werth der Actien freilich nicht weiter steigen, allein sie behielten fortan mit geringen Abwechselungen den Werth von 2000 Pf. St. bis auf die neueste Zeit. Zwölf Millionen bildeten also das Stammcapital eines großgewordenen Reichs, dessen jährlicher Ertrag auf 19 Mill. gestiegen ist. Die völlig reine Summe der Einkünfte wurde 1768 zu 2,048,747 Pf. St. angegeben, ausschließlich von Zollgefällen und Bodenabgaben, welche 439,000 Pf. St. eintrugen. Der Handelsgewinn belief sich nach der amtlichen Aussage des Vorsitzenden auf 400,000 Pf. St. jährlich, und die geringsten Schätzungen erklärten die Höhe dieses Gewinns völlig gleich der höchsten je ausgezahlten Dividendensumme. Ungeachtet dieses scheinbar unerschöpflichen Reichthums geriethen von dieser Zeit an die Angelegenheiten der Compagnie in stets zunehmende Verwirrung. In der Verwaltung Indiens hatten im Laufe der Jahre eine erstaunliche Menge von Misbräuchen Wurzel gefaßt, Unterschleif, Bestechlichkeit und Vernachlässigung erhaltener Befehle hatten ebenso wie die allzugroße Ausdehnung des

Gebietes darauf hingewirckt, Unordnungen so gewöhnlich zu machen, daß die ehemaligen Hilfsquellen an allen Orten versiechten. Die Schulden der Compagnie mehrten sich 1773 um 1,200,000 Pf. St. durch Nichtzahlen der obenerwähnten jährlichen Abgabe von 400,000 Pf. St., durch unbezahlte Zölle, aus der Bank entliehene Summen und laufende in Indien gezogene Wechsel. Nicht nur mußten die Dividenden sogleich auf 6 Proc. herabgesetzt werden, sondern die Directoren konnten es nicht vermeiden, die Regierung um ein Anlehen anzugehen. Diese benutzte die Gelegenheit und gewann einen früher unbekannten Einfluß auf die Angelegenheiten Indiens. Wichtige Veränderungen erfolgten in der Verwaltung, sowol in Europa als in Asien; die drei Niederlassungen von Madras, Calcutta und Bombai verloren ihre ehemalige Unabhängigkeit von einander und kamen unter die Aufsicht eines vom Parlament ernannten Generalgouverneurs, dem ein Collegium von vier Räthen zur Seite stand. Dem Gerichtshofe von Calcutta entzog man die allgemeine Jurisdiction, und beschränkte ihn auf kaufmännische Processe. Ein neuer Wahlmodus der 24 Directoren und häufigerer Wechsel derselben wurden eingeführt, in der Hoffnung, die Verwaltung der Compagnie zu einer mehr geregelten und mit dem Glück der indischen Bevölkerung mehr verträglichen umzubilden. In Folge des Beschlusses des Unterhauses sollte es erst nach Abtragung von 3,100,000 Pf. St. Schulden (wovon 1,600,000 Pf. St. von der Regierung vorgeschossen wurden) gestattet sein, die Dividenden auf 8 Proc. zu erhöhen, der Überschuß zu ½ in eine Amortisationscasse deponirt, zu ¾ für öffentliche Zwecke verwendet werden. Allein diese Vorkehrungen verbesserten weder die Verwaltung der Finanzen noch die Grundsätze der indischen Regierung hinsichtlich ihrer Unterthanen. Die großen Veränderungen des Jahres 1773 verfehlten gänzlich ihren Zweck, denn selbst der Handel mit Indien sank immer mehr und würde als Verlust bringend aufgehört haben, hätte sich der Verbrauch des Thees nicht vermehrt und das Monopol mit demselben ansehnliche Summen abgeworfen. Zwischen 1771—1773 war der Werth aller nach Indien und China exportirten britischen Producte einschließlich der Kriegsvorräthe 1,469,411 Pf. St. oder 469,803 Pf. St. im Jahre, die Summe des innerhalb jener drei Jahre ausgeführten Geldes betrug nur 84,933 Pf. St., die Zahl der abgesendeten Schiffe war jährlich nur 23 (M'Culloch). Der Wunsch, das Theemonopol auch auf die nordamerikanischen Colonien ausdehnen zu dürfen, fand Gewährung. Der Zoll von vier Pence auf das Pfund steigerte die wegen der Stempeltare dort bereits herrschende Unzufriedenheit bis zum offnen Ausbruch von Unruhen und gab eine der wichtigsten Veranlassungen zum Abfalle jener Provinzen. Die Errichtung eines obersten Gerichtshofes zu Calcutta hatte eine Menge von übeln Folgen, indem die Parlamentsacte den Richtern eine Gewalt gewährte, welche im Widerspruche zu den Grundgesetzen Englands stand und dem Volke unerträglich scheinen mußte. Der Misbrauch dieser Macht versetzte nicht allein die britischen und eingeborenen Bewohner Indiens in eine mit offnem Ausbruche drohende Aufregung, sondern erzeugte bald die verderblichste Uneinigkeit zwischen den Richtern und dem Generalgouverneur, dem bürgerlichen Tribunal und der militairischen Oberbehörde. Die Verwaltung des Marquis Hastings verstrich fast ganz unter diesen heftigen Kämpfen, die auch in Europa Parteien hervorriefen und zum Gegenstande parlamentarischer Untersuchungen geworden, einen kolossalen Proceß nach sich zogen, der ein endloses Gewebe von Intriguen enthüllte. Indien gewann nicht unter solchen Umständen, und so viele die indische Verwaltung schändende Thatsachen kamen an das Licht, daß Fox, damals Staatssecretair, glaubte es versuchen zu können, die Compagnie als unabhängige Corporation durch einen Schlag zu vernichten. Die von ihm am 18. Nov. 1783 dem Parlament vorgelegte Bill entzog den Directoren und Actionairs die Verwaltung nicht nur ihres Gebietes, sondern sogar ihrer Handelsangelegenheiten, nahm ihnen ihr Haus in London, ihre Bücher, Papiere und Documente, und legte die gesammte Administration, die Anstellung aller Beamten, Krieg und Frieden, sowie die Bestimmung über die Verwendung aller Einkünfte in die Hände einer Commission. Fox entwickelte die ganze Macht seiner Beredsamkeit gegen die Compagnie und schilderte ihre innern Zustände und gewissenlose Regierung in den grellsten, jedoch nicht unwahren Farben. Der Verdacht, daß persönlicher Ehrgeiz und Abneigung den Minister mehr zu diesem großen Angriffe bestimme, als innere Überzeugung, bewog selbst diejenigen Parlamentsmitglieder, welche sonst zur Regierungspartei gehörten, die Bill zu bekämpfen. Für die Opposition führte besonders Pitt das Wort, während Fox an Burke, dem alten Feinde des indischen Monopols, einen furchtbaren Bundesgenossen fand. Burke griff besonders die entsetzliche Unmoralität der indischen Regierung an. Er warf ihr vor, daß sie mit keinem der dortigen Fürsten in Berührung gekommen sei, ohne ihn zu verrathen, daß sie jeden derselben, der ihr Vertrauen geschenkt, ruinirt, niemals geschlossene Verträge unverletzt erhalten habe. Zahlreiche Beispiele bewiesen die Wahrheit dieser Anklage. Der Mogul, die Rohillas, der Nabob von Bengalen, die Mahrattenfürsten, der Subah von Deccan waren nach einander verkauft worden; der Mahrattenkrieg sei ein Gewebe von Verrätherein, und um so sicherer den Ruin von Aude herbeizuführen, habe man während der dort 1779 ausgebrochenen fürchterlichen Hungersnoth jede Hilfsleistung abgelehnt. Die asiatischen Eroberer wären milder und menschlicher gewesen als die britischen Kaufleute, die nur an persönliche Bereicherung dächten, wegen der Mittel nie Bedenken trügen, wie unerlaubt sie auch sein möchten, in keiner Art für das Land wirkten, in Indien weder Schulen noch Werke allgemeiner Nützlichkeit, Heerstraßen, Brücken, Kanäle angelegt hätten, sondern das Vorgefundene zerstörten, und wenn sie heute vertrieben würden, nichts zum Andenken lassen könnten, als ein verarmtes Land, in Unkraut untergegangene Felder und Heerden von ungestört hausenden Raubthieren. Die Bill ging dennoch nicht durch, wird aber immer historisch merkwürdig bleiben, durch die von ihr hervor-

gebrachten wichtigen Debatten, welche mit Auflösung des Parlaments und Veränderung des Ministeriums schlossen, indem der König selbst den vorgeschlagenen Maßregeln abgeneigt und eine bedenkliche Aufregung durch diesen hitzigen Kampf in England entstanden war. Die Compagnie gab am 24. Mai 1784 eine Petition an das Unterhaus ab, in welcher sie um Unterstützung bat. Pitt, der neue Minister, brachte eine Bill in das Unterhaus zur unmittelbaren Unterstützung der Gesellschaft und Regulirung ihrer Verhältnisse in der Zukunft. Als leitender Grundsatz galt die Entziehung der souverainen Gewalt, die fortan in den Händen der constitutionellen Regierung Großbritanniens liegen sollte. In der Verwaltung ihrer mercantilen Angelegenheiten sollte die Compagnie so frei als möglich bleiben, aber gehalten sein, alle willkürliche Eingriffe in die Grundgesetze Englands streng zu vermeiden. An die Stelle einer Commission der Executive, die schon seit 1773 eine Aufsicht über die indischen Angelegenheiten übte, sollte ein förmliches Tribunal treten (Board of control), welches aus dem Staatssecretair für das Innere, dem Kanzler des Schatzes und einigen Mitgliedern des geheimen Raths bestehen würde. Mehre Sätze ordneten das Verhältniß zwischen Directoren und Actionairen, und führten Verantwortlichkeit ein in Bezug auf die in Indien durch die Beamten der Gesellschaft angeordneten Maßregeln. Die Letztern sollten unter solcher Aufsicht stehen, daß ihnen Willkür unmöglich würde, und im Falle von schweren Vergehen nach England gebracht, von einem Special-Gerichtshofe gerichtet werden, gegen welche keine Appellation gelten dürfe. Der Widerstand gegen diese Bill, von welcher hier nur die Hauptpunkte mitgetheilt werden können, war sehr groß, namentlich von Seiten der Partei von Fox, und erzwang allerdings einige Ammendements, die aber im Wesentlichen wenig änderten. Sie ging am 28. Jul. 1784 durch das Unterhaus und ungeachtet neuer Angriffe am 8. Aug. auch durch das Haus der Lords. Einige weitere Anordnungen folgten i. J. 1786; unter ihnen zeichnet sich besonders diejenige aus, welche dem Generalgouverneur das Recht gibt, gegen die Majorität seiner Räthe zu entscheiden, und ihn zum commandirenden Chef der indischen Militairmacht erhebt. Zugleich erhielt die Compagnie die Erlaubniß ihr Capital durch 800,000 Pf. St. in neuen Actien zu vergrößern, welche zu 155 Proc. verkauft, die Summe von 1,240,000 Pf. St. abwarfen. Im J. 1789 erfolgte wiederum Erlaubniß zur Ausgabe von einer Mill. neuer Actien, welche zu 174 Proc. schnell untergebracht und vorzugsweise an ältere Actionairs abgegeben wurden. Der unter der Verwaltung des Lord Cornwallis ausgebrochene Krieg kostete Tippo Sahib, dem Sohne Hyder Ali's, die Hälfte seiner Besitzungen, und vermehrte die Territorial-Einkünfte der Compagnie um 6 Mill. Pf. St., zu welchen noch 2 Mill. durch Subsidien einheimischer Fürsten u. s. w. hinzukamen. Allein diese Vortheile verbesserten im Wesentlichen die Lage der Finanzen nicht, die in immer größere Verwirrung geriethen. Zwar legte die Gesellschaft der Nation von Zeit zu Zeit Berechnungen vor, deren Resultate nicht allein sehr günstig schienen, sondern für die Zukunft die außerordentlichsten Vortheile verhießen, und das Parlament gab mehre Gesetze über die Verwendung der Überschüsse, aber alle diese Aussichten sind unerfüllt geblieben. Unter andern wurde verordnet, daß jährlich 500,000 Pf. St. zur Tilgung der Schulden in Indien verwendet werden sollten, bis diese auf 2 Mill. vermindert wären, daß andre 500,000 Pf. St. jährlich in den Staatsschatz gezahlt und nach Gutbefinden des Parlaments für öffentliche Zwecke bestimmt, nach Abzahlung der Schulden aber ein Sicherungsfonds angelegt werden sollte, dessen Ertrag den Actionairs zu Gute kommen würde, wenn das Capital selbst 12 Mill. erreicht hätte. Auch Pitt hatte schon 1790 sich täuschen lassen, als er das Parlament dahin brachte, die Compagnie zu einer Anleihe von 1,200,000 Pf. St. zu berechtigen, denn er sprach die Meinung aus, die letztere werde schon im nächsten Jahre fähig sein ihre Schulden zu bezahlen und noch 3 Mill. Überschuß behalten. Anstatt diesen Voraussagungen zu entsprechen, machte die Gesellschaft 1795 und 1796 neue Schulden, die des letztern Jahres angeblich, um ihrem Handel größere Ausdehnung zu geben. Zwei Mill. in 20,000 neuen Actien zu 173 Proc. verkauft, brachten damals 3,460,000 Pf. St. ein. Im nächsten Jahre gesellten sich zu dieser Summe 1,417,000 Pf. St. in neuen Bonds, und dennoch wurde im Unterhause am 13. März 1799 amtlich erklärt, daß das Deficit der letzten Jahre 1,319,000 Pf. St. betragen habe. Während der Jahre 1790—93 hob sich der Handel mit Indien, sank dann um Etwas, und hatte eine zweite günstige Periode um 1796. Indessen waren diese Zunahmen nur scheinbar und entstanden nicht sowol durch vermehrte Production der Besitzungen in Indien, als durch größern Verbrauch von Thee, der seit 1784 mit geringerm Zoll belegt, bis auf die neuesten Zeiten den allein sichern und ergiebigen Handelszweig der Gesellschaft ausgemacht hat. Diese erlangte 1793 eine fernere Verlängerung ihres Freibriefs auf 20 Jahre, vom ersten März 1794 gerechnet. Drei Jahre vor Ablauf dieser Zeit sollte das Privilegium durch das Parlament gekündigt, 1814 der indische Handel jedem britischen Unterthan gestattet werden, indessen der Compagnie erlaubt sein nach Abzahlung ihrer öffentlichen Schulden als Corporation fortzubestehen, und Handel, jedoch ohne ausschließendes Privilegium, zu betreiben. Während dieser zwanzigjährigen Periode sollte sie aber jedem Privatmann Theilnahme am indischen Handel vergönnen, doch müßten alle Versendungen mittels ihrer Schiffe geschehen; sie sollte im Frieden an Fracht nach Indien 5 Pf. St., von Indien 15 Pf. St. für die Schiffstonne zu erheben berechtigt sein; der Handel mit Kriegsbedarf, Masten, Takelwerk, Pech, Theer, Kupfer, soweit diese britische Erzeugnisse waren, und mit indischen Baumwollenwaaren und Stückgütern, blieb ihr jedoch vorbehalten. Wenige Kaufleute bedienten sich je dieser sehr beschränkten Gelegenheit, um einen Handel mit Indien einzuleiten, der mächtigen Monopolisten gegenüber kein Gedeihen versprach. Das britisch-indische Reich erhielt unter der Verwaltung des Marquis Wellesley (1797

—1805) einen großen Zuwachs seines Gebietes. Delhi fiel in die Hände des britischen Heerführers, und der Tod Tippoo Sahib's brachte das Land, welches diesem unglücklichen Fürsten seit dem vorigen Kriege noch übrig geblieben war, unter die Botmäßigkeit der Compagnie, deren Einkünfte 1805 sich auf 15,403,000 Pf. St. vermehrt hatten. Die Erwerbung dieser Vortheile und dieses Kriegsruhms erforderte so bedeutende Anstrengungen, daß am Ende die Mittel nicht zureichten, und indem die Ausgaben die wirkliche Vermehrung der Einkünfte noch überschritten, 1805 ein Deficit von 2,269,000 Pf. St. sich herausstellte. Die Ansichten über Handel hatten sich bereits in England sehr geändert, als 1813 die Zeit nahte, welche dem Freibriefe von 1794 zufolge, dem Monopol auf immer ein Ende machen sollte. Es entstanden kaufmännische Vereine, die eifrig gegen Verlängerung des gehässig gewordenen Privilegiums arbeiteten und, die Compagnie, belehrt durch frühere Erfahrungen über die Gefahren des drohenden Kampfes, sparte weder Mühen noch Kosten, um ihm gerüstet entgegengehen zu können. Ihr Einfluß war immer noch groß genug, um den Sieg der Gegenpartei zum unvollkommnen zu machen. Sie behielt das ausschließende Recht des Chinahandels bis zum 10. Apr. 1831 und die Regierung über Indien; jedoch wurde der Handel nach dem letztern Lande unter Beschränkung auf Calcutta, Madras, Bombai und Penang allen britischen Unterthanen freigegeben. Von der Küstenfahrt und dem chinesischen Handel ausgeschlossen, also im bedeutenden Nachtheile, entwickelten die Privatkaufleute dennoch eine so große Thätigkeit, daß sie in kurzer Zeit an allen Orten das Übergewicht erlangten. Der Handel der Compagnie, der im J. 1780 nur den 32. Theil des gesammten fremden Handels von Großbritannien ausgemacht und von da bis 1814 sich nur langsam und unbemerklich gehoben hatte, wurde nun in weniger als vier Jahren durch die Speculationen von Privaten um das Dreifache übertroffen. Im J. 1814 betrug der Werth der von England nach Indien exportirten Waaren 870,177 Pf. St., im Jahre 1819 hingegen 3,052,741 Pf. St. In dem Bericht einer Commission des Oberhauses über den Außenhandel Englands vom Mai 1821 wird bemerkt, daß die Ausfuhr von Baumwollenwaaren nach Indien um das Fünf- bis Sechsfache zugenommen (nach M' Culloch 1836 um das 60 fache), seit durch den freien Handel die Eingeborenen jene Waaren in Überfluß und zu billigen Preisen zu erhalten pflegten. Die Compagnie that das Möglichste, um den Privathandel zu zerstören, vermochte durch ihren großen Einfluß allerdings ihm manches Hinderniß zu bereiten, allein der Schaden fiel endlich auf sie selbst zurück. Die Ansicht gewann immer mehr Beifall, daß die Fortdauer der Compagnie als einer mit Handel beschäftigten mit den herrschenden Zuständen unverträglich sei, und daß sie durch ihr Verfahren sich nicht minder, als den Privatkaufleuten schade, daß sie wenig oder nichts im Laufe vieler Jahre gewonnen habe, und daß der Theehandel allein ihre Stütze gewesen [3]), erkannte sie endlich nicht minder als das Publicum und leistete daher keinen Widerstand von Dauer oder Erheblichkeit, als 1832 vor dem Parlament die Frage der Verlängerung ihres Freibriefs erörtert und hinsichtlich ihrer mercantilen Bevorrechtung verneint wurde. Die Parlamentsacte 3 und 4 William IV. c. 85 hebt die Compagnie als Handelsgesellschaft auf, verordnet, daß der Handel derselben mit China am 22. Apr. 1834 erlösche, und daß sie ihre Geschäfte darauf so bald als möglich schließe. Seit dieser Zeit besteht die britisch-ostindische Compagnie nur als politischer Körper und hat als solcher Bestätigung erhalten, um bis zum 30. Apr. 1854 unter Aufsicht des Boards of control die Regierung Indiens zu führen. Laut den Bedingungen des neuen Freibriefs ist der Handel mit Indien und China jedem britischen Unterthan freigegeben, indem die Compagnie dem ausschließenden Monopol mit Ausnahme weniger Producte Indiens entsagt. In ihren, früher den Ansiedlern verschlossenen, Besitzungen darf jeder britische Unterthan sich niederlassen, den Actionairs wird ein fortwährendes Einkommen von 6½ Proc. auf das Stammcapital von 6 Mill. Pf. St. zugesichert, welches aus den Einkünften Indiens bezahlt, aber nach England in Waaren gesendet wird; ein Fonds wurde errichtet, um nach und nach die Stocks aufzukaufen, deren Handelswerth an 12 Mill. beträgt. Da dieses in 40 Jahren geschehen sein wird, so soll das Parlament dann entscheiden, ob der Freibrief zu erneuern, oder das indische Reich zu den Colonien Großbritanniens zu schlagen sei; alles bewegliche und unbewegliche Eigenthum der Compagnie am 24. Apr. 1854 wird der Krone über-

3) Der Theehandel mit England ist von seiner Entstehung bis 1834 streng bewahrtes Monopol der Compagnie gewesen. Da diese die Preise ganz nach Gutdünken festsetzen konnte, so suchte die Regierung schon 1745 durch Statuten die nachtheiligen Folgen des Alleinhandels zu beschränken, vermochte aber nicht Gehorsam auf die Dauer zu erlangen. Andere Verordnungen von Georg III. (1784) bezweckten Herbeischaffung eines zu allen Zeiten ausreichenden Vorraths und Verhinderung unbilliger Erhöhung des Preises; allein man fand Mittel, um auch sie zu umgehen. Einer der Hauptkunstgriffe bestand darin, nie hinlängliche Mengen auf den Markt, d. h. in die großen Auctionen des ostindischen Hauses, zu bringen, und hierdurch die Preise so hinaufzutreiben, daß sie in manchen Fällen 72 Proc. über das Angebot stiegen. Der Thee war so viel theurer in England als in Nordamerika und in Hamburg oder Amsterdam, daß man berechnete, der in England consumirte Thee habe jährlich um 1,500,000 Pf. St. mehr gekostet, als dasselbe Quantum von gleicher Beschaffenheit in jenen Häfen gekauft. (Mac Culloch.) Im J. 1822 soll dieses monopolitische Verfahren der Nation sogar 2,218,000 Pf. St. gekostet haben. (Observat. on the trade with China. Edinb. Rev. Jan. 1824.) Der Verbrauch von Thee war in 20 Jahren (1807—1826) für Großbritannien und Irland durchschnittlich 21,515,408 Pfund. Vom 5. April 1834 bis dahin 1835 betrug nach Freigebung des Theehandels die Importation in England 35,580,000 Pfund. In dem weit ärmern Frankreich beläuft sie sich nur auf eine halbe Million Pfund. Die Compagnie zahlte der Regierung jährlich die runde Summe von 400,000 Pf. St. als Abfindung für Zölle auf Thee, eine Summe, die jetzt durch Zölle auf Privatunternehmen nach China reichlich ersetzt wird. Der Gewinn des Monopols betrug nach amtlicher Darlegung der Compagnie in den Jahren 1826—1828 = 2,542,569 Pf. St., oder jährlich 847,523 Pf. St., soll aber nach Vieler Meinung ihr wenig geholfen haben, da zu Folge schlechter Verwaltung die Kosten des Monopols sich fast ebenso hoch beliefen.

tragen, und für dieselbe von der Compagnie verwaltet, haftet aber für alle ältere oder zukünftig nachweisbare Ansprüche; alle Schulden und Verbindlichkeiten der Gesellschaft werden auf Indien übergetragen, über die Waarenlager der Compagnie, welche 1835 den Werth von 21 Mill. Pf. St. hatten, wurde bestimmt, daß 2 Mill. zur Begründung der erwähnten Amortisationscasse, 9 Mill. zur Einlösung der 6 Proc. Stocks der Compagnie, 10 Mill. zum Vortheile der ostindischen Besitzungen (durch Anlegung von öffentlichen Werken allgemeiner Nützlichkeit, Landstraßen, Hospitälern, Schulen u. s. w.) verwendet werden sollten. Die innere Verwaltung der Compagnie hat oftmalige und bisweilen sehr eingreifende Veränderungen erlitten. An der Spitze steht gegenwärtig ein Directorium von 24 durch Wahl der Actionaire eingesetzten Mitgliedern, die, um wahlfähig zu sein, 2000 Pf. St. in Actien besitzen müssen, durch Verkauf oder Verlust ihrer Actien unfähig werden ihren Posten zu bekleiden, und in London wohnen sollen. Von diesen 24 Directoren scheiden alljährlich sechs aus und werden durch neu erwählte ersetzt, können aber nach Verlauf eines Jahres auf eine andere Periode von 4 Jahren gewählt werden. Beschlüsse erfolgen durch Stimmenmehrheit, bedürfen aber zur Ausführung der Sanction des Boards of control. Zur Besetzung des Postens eines Generalgouverneurs schlägt das Directorium der Regierung drei Männer zur Auswahl vor, besetzt aber alle niedere Ämter nach eignem Dafürhalten, sowol im Civil als in dem Militair. Das Directorium theilt sich in drei Committeen für die Finanzen, den Krieg und das Auswärtige, und die öffentliche Justiz. Gewisse Fragen müssen den Actionairs vorgelegt werden, die sich viermal im Jahre zu versammeln haben. Um zulaßfähig zu sein, muß der Actionair wenigstens 500 Pf. St. in Stocks besitzen, doch kann er nur votiren, nachdem er 12 Monate 1000 Pf. St. in Stocks besessen; nach Maßgabe des Antheils an den Stocks mehrt sich die Zahl der Stimmen, welche der Actionair abgeben kann, 10,000 Pf. St. und darüber berechtigt zu vier Stimmen [4]). Das Board of control besteht aus 9—11 Personen, unter welchen die Minister der Finanzen, des Innern und des Äußern neben 6—8 von der Regierung ernannten Commissarien sich befinden, die meistens eine Stellung in der britischen Staatsverwaltung haben. Den Vorsitz hat einer der Cabinetsminister. Alle indischen Angelegenheiten werden diesem Departement zuerst vorgelegt, von ihr untersucht und dann den Directoren zur Fassung eines Beschlusses mitgetheilt, der jedoch von dem Board, gegen welches eine Appellation nicht stattfindet, nach Gutbefinden abgeändert werden kann und dessen Zustimmung haben muß, um Gesetzeskraft zu erlangen. Die Macht des Generalgouverneurs ist außerordentlich groß und sehr wenig beschränkt. Furcht vor Misbrauch der sehr großen Mittel, welche dem Ministerium zu Gebote stehen würden, wenn ganz Indien in das Verhältniß einer nicht repräsentirten und von der Regierung ausschließlich abhängigen Colonie treten sollte, hat bisher die vollständige Aufhebung der Rechte der Compagnie verhindert, und wird vielleicht dereinst eine Verlängerung ihres Freibriefs auf die jetzt bestehenden Bedingungen hervorbringen. Die Besoldung des Generalgouverneurs beträgt zwar nur 36,000 Pf. St. im Jahre, indessen werden ihm noch besondre Mittel geboten, um einen fürstlichen Hof zu halten, und mit einer im Orient vorzugsweise nöthigen Pracht aufzutreten [5]). Bjornstjerna hat mit vieler Richtigkeit zwischen der Regierung Indiens durch das Board und die Directoren und zwischen der Regierung durch den Generalgouverneur unterschieden. Die erste ist mehr collegialisch berathet und gestattet Gegenvorstellungen, die zweite ist executiv und absolut, und verdankt ihren übrigens gesetzlich festgestellten Charakter den Umständen, der Entfernung Europa's und der Unmöglichkeit bei dringenden Fällen auf europäische Verhaltungsmaßregeln zu warten. Die Compagnie gilt als ein nothwendiges Mittelglied zwischen der britischen Regierung und ihren indischen Unterthanen, kann aber nicht als souveraine Macht angesehen werden. Da nur 5½ Proc. Zinsen gezahlt werden dürfen vom ganzen Capital der 12 Mill. Pf. St., so ist auch nicht Gewinnsucht die stärkste Motive der Actionairs, sondern vielmehr der Einfluß, den Einzelne durch die Directoren auf Besetzung der niedern Stellen ausüben können, und den sie zur Versorgung ihrer Verwandten und Freunde benutzen. Die Schilderung der Verwaltung des indischen Reichs gehört zwar nicht hierher, indessen ist zu erwähnen, daß die höhern Ämter im Allgemeinen in den Händen sehr tüchtiger Personen, sowol in Europa als in Asien sich befinden, indem vielleicht in keinem Lande der Welt so mannichfaltige und mühsam zu erlangende Eigenschaften von den Candidaten zu einem öffentlichen Amte verlangt werden, als in Indien. Daß aber ungeachtet der großen Strenge der Prüfungen und der Vortrefflichkeit vieler administrativen Einrichtungen noch Manches zu wünschen übrigbleibt, sowol hinsichtlich der Persönlichkeit der Angestellten, als gewisser Verwaltungszweige, ergibt sich aus einem neuen Werke [6]). Indessen scheint, zumal in neuern Zeiten, das Mögliche gethan worden zu sein, um die unendlich schwierige Aufgabe zu lösen, die in allen

4) Die Zahl der Besitzer von Stocks war nach Glassen, wie folgt: Im J. 1775 britische Actionairs mit 1000 Pf. St. und darüber 487, zusammen 1,018,398 Pf. St.; fremde Actionairs mit 1000 Pf. St. und darüber 325, zusammen 890,940 Pf. St.; britische Actionairs mit 500 Pf. St. und darüber 1246, zusammen 634,464 Pf. St.; fremde Actionairs mit 500 Pf. St. und darüber 95, zusammen 50,226 Pf. St. Im J. 1825 Actionairs (2003 überhaupt) mit 1000 Pf. St. und darüber 1494, zusammen 1,494,000 Pf. St.; Actionairs (2003 überhaupt) mit 3000 Pf. St. und darüber 392, zusammen 1,176,000 Pf. St.; Actionairs (2003 überhaupt) mit 6000 Pf. St. und darüber 69, zusammen 414,000 Pf. St.; Actionairs (2003 überhaupt) mit 10,000 Pf. St. und darüber 48, zusammen 480,000 Pf. St. Im J. 1835 Actionairs 3579.

5) Nach Jacquemont wurde Lord Wm. Bentinck, bei einer im J. 1831 nach den nördlichen Provinzen unternommenen Reise, von 4000 Personen, 30 Elefanten, 700 Kameelen, 1000 Pferden begleitet. Nicht minder großartig war die Erscheinung Lord Auckland's während des Feldzuges am Indus 1839, nach Briefen im Asiatic Journ. Jahrg. 1839.

6) Shore's oben angeführte Bemerkungen über Indien.

Beziehungen von ihren Gebietern verschiedene Bevölkerung eines weit entlegnen und sehr ausgedehnten Reichs auf gerechte und zweckmäßige Art zu regieren. Einzelne Fälle von Misbrauch der Gewalt können da nicht ganz fehlen, wo Ausländern eine ziemlich unbeschränkte Macht anvertraut werden muß, strenge Verantwortlichkeit nicht stattfindet, die öffentliche Meinung keinen Einfluß hat, und die Presse nicht wagen darf einen starken Tadel auszusprechen. Die Einkünfte der Compagnie begründen sich gegenwärtig zum größten Theil auf Abgaben ihrer indischen Besitzungen, Landtaxen, Zölle, Stempel, Münze, Postverwaltung und drei ihr vorbehaltene Monopole. Die Generalsumme betrug (nach M' Culloch) 22,992,821 Pf. St. im Jahre 1828. Als größte Posten figuriren dabei: Landtaxen mit 13,784,032 Pf. St., Opium-Monopol [7]) 2,051,620 Pf. St., Salz 2,755,728 Pf. St., Zölle 1,795,370 Pf. St. Die Bodenabgaben sind unverändert dieselben, wie unter den ehemaligen Muhamedanischen Herrschern des Landes, und so hoch, daß sie dem Landmann kaum die Mittel der Selbsterhaltung übriglassen, woher sich auch die große Armuth dieser Classe erklärt. Im Ganzen stellen sich die Einkünfte der Compagnie den der größten europäischen Reiche gleich, und sind nur geringer als jene von Großbritannien und Frankreich. Im Jahre 1830 war die Einnahme der Compagnie auf dem Festlande und den Inseln Indiens nebst dem (seitdem der Regierung ganz abgetretenen) St.-Helena 21,662,310 Pf. St., die Ausgaben 22,270,452 Pf. St., folglich ein Deficit von 608,142 Pf. St. Die Ausgaben standen unter drei Abschnitten, 1) in Indien und den Inseln 18,514,019 Pf. St., 2) Interessen von den Schulden der Compagnie 2,007,693 Pf. St., 3) Ausgaben in England, Kriegsvorräthe, Pensionen u. s. w. 1,748,740 Pf. St. Für das Finanzjahr 1830—31 glaubte man hingegen auf einen Überschuß von 520,020 Pf. St. rechnen zu können; wirklich blieb bei einer Einnahme von 18,677,942 Pf. St. und einer Ausgabe von 17,583,120 Pf. St. ein Überschuß von 1,094,822 Pf. St. In den Jahren 1833, 1834, 1835 belief sich die reine Einnahme durchschnittlich auf 19,276,000 Pf. St. jährlich. Nach einer amtlichen in den englischen Blättern im Herbste 1839 mitgetheilten Übersicht betrug der Überschuß i. J. 1836 2 Mill. Pf. St.; i. J. 1837 2,470,000 Pf. St; für 1838 glaubte man 1,300,000 Pf. St. annehmen zu können. Die Schulden der Compagnie beliefen sich am 1. Apr. 1837 auf 30,400,000 Pf. St. Die für verschiedene Anleihen bezahlten Zinsen schwankten zwischen 4—10 Proc., im Durchschnitt betragen sie 4½ Proc. Obgleich periodisch die Einahme die Ausgabe bedeutend überstieg, so hat sich doch gradweis eine Schuldenlast angehäuft, welche 1837 die Summe von 61 Mill. übertrifft, die, wie man in England annimmt, durch alles an die Regierung durch die Compagnie übertragene Besitzthum nicht zu decken ist. Der Umfang und die Bevölkerung der Gebiete der Compagnie ist meistens nur annähernd abzuschätzen; von ihm sind die in neuester Zeit erlangten Vergrößerungen ebenso wie Ceylon auszuschließen, welche der britischen Krone direct unterworfen sind. Nach Hamilton betrug gegen 1830 das Areal des britischen Indiens, mit Einschluß der Länder der verbündeten, mehr oder weniger abhängigen oder tributpflichtigen Fürsten, 1,280,000 engl. □M., die Bevölkerung 134 Millionen. Die indischen Fürsten sind 1) Subsidienfürsten, d. h. solche, die in ihrem Lande eine britische Garnison und einen Residenten dulden müssen, daher nur den Schatten von Souverainetät haben; ihrer sind neun mit einem Gesammtgebiete von 288,000 engl. □M. 2) Fürsten unter Protection, die zwar unabhängiger als die vorigen, ihre Truppen dennoch zur Disposition des Generalgouverneurs stellen müssen, sobald es dieser verlangt. Man zählt acht von diesen. 3) Unabhängige Fürsten, die jedoch in der vollen Bedeutung des Wortes selten ganz frei vom Einflusse der englischen Regierung sind, die so eben (1839) sogar Afghanistan unter die Subsidienstaaten zu bringen gewußt hat.

In Europa geborne britische Unterthanen befinden sich höchstens 40,000 in Hindustan, einschließlich der Truppen. Im Jahre 1805 war ihre Zahl nur 31,000; gegen die Erwartung hat die europäische Bevölkerung nicht zugenommen, seit der Handel freigegeben, und die Mehrzahl der Beschränkungen aufgehoben ist, durch welche die Compagnie die Niederlassung von allen nicht in ihren Diensten befindlichen Europäern von jeher zu verhindern gesucht hat. Die Kriegsmacht stellt nächst der russischen das größte stehende Heer dar, erreicht aber kaum den fünften Theil der Zahl, welche einst den Thron des Mogauls, des mächtigsten der indischen Fürsten, umgab. Im J. 1796 bestand sie aus 55,000 Mann, 1826 aus 274,000 Mann, 1827 aus 291,000 Mann, 1830 aus 223,476 Mann, 1837 aus 190,100 Mann, 1838 gegen Anfang des Feldzugs am Indus aus 281,000 Mann. Ein Theil der englischen Truppen in Indien steht im directen

7) Dieses Monopol wurde der Compagnie bei der Ertheilung des letzten Freibriefes vorbehalten. Die größte Menge des um Malwa, in Centralindien und in den Provinzen Bahar und Benares, in Indien vorzugsweise erbauten Opium geht nach China; in den Jahren 1800—1810 jährlich 2500 Kisten zu 139½ Pfund; 1822 4628 Kisten, 1831 20,000 Kisten zum Werthe von 13,000,000 span. Thlr. Die Importation in China ist zwar von jeher streng verboten gewesen, hat aber einen sehr umfänglichen Schmuggelhandel hervorgebracht, der gegen Monat Mai 1839 die Regierung China's zu Gewaltmaßregeln (Wegnahme und Verbrennung von 15,000 Kisten, Gefangennehmung aller Briten zu Canton u. s. w.) führte, aus welchen möglicher Weise ein Krieg entstehen kann, nachdem sie den Handel bereits ganz unterbrochen und die Fremden zur Abreise genöthigt haben. Über die Unmoralität dieses Handels, der ein früher unbekanntes Laster, trotz der grausamsten Bestrafung der Schuldigen, in China überall verbreitete und unterhält, kann keine Meinungsverschiedenheit herrschen. Seine Einträglichkeit verführt jedoch eine starke Partei in Indien, ihn zu vertheidigen, und die britische Regierung sieht sich jetzt in der unangenehmen Nothwendigkeit, entweder das Recht der chinesischen Behörden, die Verkäufer solchen Giftes zu exiliren, anzuerkennen, und den ihrer Klage angethanen Schimpf ruhig hinunterschlucken, oder durch Vertheidigung der letzten die Principe der Monopolisten indirect als stattthafte zu bezeichnen. Die Erbauer des Opium leiden nicht wenig, indem sie der Compagnie zu einem von dieser willkürlich festgesetzten Preise ihre Waare verkaufen müssen. (Die Ereignisse in Canton 1839 s. Asiatic Journ. Jul. 1839.)

Dienste der Compagnie, und wird von ihr vom Tage der Einschiffung in England, bis zum Tage der Ausschiffung in Europa besoldet und erhalten, unter den 23,782 Mann englischen Militairs, welches sich 1837 in Indien befand, wurden von der Compagnie 2800 Mann erhalten. Im J. 1830 standen 37,376 Europäer in Indien, von diesen aber 17,084 im Dienste der Compagnie. Die Armee von Eingeborenen besteht aus Menschen vieler Kasten und verschiednen Bekenntnisses, ist aber der Regierung vollkommen treu. Ihre Zahl betrug im J. 1837 zusammen 157,758 Mann. Alle Officiere, bis zum Lieutenant herab, müssen Europäer sein; vom Sergeanten abwärts werden die Stellen mit Eingebornen besetzt. Die weißen Officiere sind sämmtlich sehr unterrichtete und gebildete Männer, indem jeder Anstellung eine sehr strenge Prüfung vorausgeht. In England besitzt die Compagnie zwei Militairschulen, Haylesbury und Addiscourt College. Die aus ihnen entlassenen jungen Männer werden unter dem Titel von Cadetten nach Indien commandirt und dienen dort von Unten auf. Die indische Armee gilt nach dem Urtheil aller unparteiischen Zeugen für eine der am Besten disciplinirten, und hat vielfache Beweise von außerordentlicher Ausdauer und Bewunderung verdienender Tapferkeit gegeben. Sie kostete während einer vierzehnjährigen Periode (1820—33) durchschnittlich 9,500,000 Pf. St. im Jahre; im J. 1835 nur 9,373,955 Pf. St. oder ungefähr zwei Drittheile mehr als das preußische Heer. Die Compagnie besaß 1833 eine Flotte von 1 Fregatte, 6 Corvetten und Brigs, 4 Kuttern und 2 bewaffneten Dampfbooten, welche 500,000 Pf. St. im Jahre erforderten.

Englisch-Afrikanische Compagnien. Obgleich die ersten Reisen der Engländer nach der Westküste Africa's zwischen 1536—38 fallen, so findet sich doch vor 1588 keine Spur einer Compagnie. In diesem Jahre bewilligte Elisabeth einer Gesellschaft ein Privilegium auf 10 Jahre. König Jacob I. errichtete 1618 eine afrikanische Compagnie, Karl II. privilegirte eine andere im J. 1631, allein jene löste sich auf und diese machte schlechte Geschäfte. Die vermehrte Nachfrage nach Negersklaven für die westindischen Niederlassungen brachte eine vierte Compagnie 1662 hervor, deren Privilegium zu Gunsten des Herzogs von York ertheilt, diesem den Handel aller Küsten und Inseln, die nicht im länger begründeten Besitze eines christlichen Fürsten sich befanden, von Cabo blanco bis zum Cap d. g. H. zusicherte. Der Herzog gab den Freibrief in kurzer Zeit zurück, und löste in Übereinstimmung mit den übrigen Theilnehmern die Verbindung auf. Eine fünfte Compagnie erhielt 1672 einen Freibrief und den Titel der „Königlichen afrikanischen Handelsgesellschaft." Mittels eines Stammcapitals von 111,000 Pf. St. gab diese ihrem Handel bald einige Ausdehnung, und begründete und befestigte Factoreien; allein die Revolution von 1689 eröffnete den afrikanischen Handel allen britischen Unterthanen. König Wilhelm zwang zwar die nach Afrika handelnden Privatkaufleute der Compagnie 10 Proc. abzugeben, um ihr die Erhaltung der Forts an der Guineaküste zu erleichtern, allein sie vermochte dennoch nicht die Concurrenz auszuhalten. Ihre Schulden nahmen so zu, daß das Parlament 1712 durch eine Acte die Verhältnisse der Masse zu reguliren und Sicherheit sowol für sie als ihre Gläubiger herzustellen versuchte. Im J. 1730 befanden sich ihre Finanzen in solcher Erschöpfung, daß sie nicht einmal ausreichten, um die Forts in Africa im baulichen Zustande zu erhalten, und die Garnisonen zu bezahlen. Das Parlament, dem daran gelegen war, den afrikanischen Handel zu erhalten und die ihm zeither gebotene Sicherheit zu bewahren, unterstützte von jenem Jahre an die Compagnie jährlich mit 10,000 Pf. St. Der Negerhandel nach Westindien hatte ihr seit vielen Jahren nur Verlust gebracht. Sie gab ihn daher auf, legte sich auf den Handel mit den Producten Afrika's, Goldstaub, Elefantenzähne, Färbestoffe u. s. w.; allein verlor auch hierbei in solchem Maße, daß ihre Umstände sich mehr und mehr verschlimmerten, und das Parlament gezwungen war, sie als bankerott aufzulösen und ihre Forts und Niederlassungen einer neuen Compagnie zu übergeben, welche den Namen der „Gesellschaft von nach Afrika handelnden Kaufleuten" erhielt. Der im J. 1750 ertheilte Freibrief legt ihr die Verpflichtung auf, die Festen und Garnisonen zwischen Cabo roro und dem Cap der guten Hoffnung in gutem Zustande zu erhalten, und sucht durch manche Bestimmungen dem Monopol zuvorzukommen, dessen Nachtheile man genau kennen gelernt hatte. Klagen wurden jedoch zeitig laut über die Umgehung dieser Gesetze, und das Parlament hat sich unter Georg III. häufig mit dieser Angelegenheit beschäftigt, und grabweis die Ausdehnung der Küste vermindert, welche der Compagnie ursprünglich zur Bewachung und zum Handel überwiesen worden war. Die 13,000 Pf. St., welche ihr von der Regierung, Behufs der bessern Erhaltung ihrer Forts, jährlich gezahlt wurden, sind vielfach veruntreuet und schlecht verwendet worden. Gegenwärtig sind alle Forts im directen Besitze der englischen Regierung, und die Compagnie, obgleich noch vorhanden, kann nur als nominelle angesehen werden, da Jedermann nach Afrika Handel treiben kann, gegen eine kaum bemerkliche Erhöhung der gewöhnlichen Zölle. Die Sierra-Leone-Compagnie wurde im J. 1791 mit einem Capitale von ungefähr 230,000 Pf. St. errichtet. Ihr lag die Absicht zu Grunde, durch Einführung von Civilisation in Afrika neue Handelswege zu eröffnen und die Producte dieses Welttheils in größeren Mengen als zeither für europäische Märkte zu gewinnen. Sie begründete in Verfolgung dieses Plans ihre erste Niederlassung zu Sierra Leone, allein die Aufnahme von 1200 Negersklaven aus Nova Scotia (März 1792), und der ihren Verkehr im nächsten Jahre unterbrechende Krieg bereitete ihr große Verlegenheiten. Die Franzosen nahmen und zerstörten die junge Colonie im J. 1794 und fügten hierdurch der Gesellschaft einen Verlust von 52,000 Pf. St. zu. Die Niederlassung erhob sich indessen wieder und zählte 1798 ungefähr 1200 Einwohner, die auf verschiedne Weise beschäftigt, in nicht ungünstigen Verhältnissen lebten. Die nordamerikanischen Neger brachen 1800 in einen offnen Aufstand

aus, und fügten hierdurch der Colonie fast ebenso viel Schaden zu, als ein 1801 erfolgter Angriff benachbarter Völker. Die Aufhebung des Sklavenhandels ist ihr von keinem bedeutenden Nutzen gewesen, indem die aus Sklavenschiffen befreiten und um Sierra Leone in ein Paar Niederlassungen vereinigten Neger hinsichtlich ihrer gewerblichen Leistungen den Erwartungen nur im geringen Grade entsprochen haben. Sierra Leone selbst galt als britische Colonie, in welcher jedoch die Compagnie, wenn auch nicht ausschließlich bevorrechtet, doch gewisse Vorzüge genoß bis zu ihrer Aufhebung durch die Parlamentsacten 1 und 2 Georg IV. c. 28. Der Handel dieser Niederlassung ist im Ganzen nicht groß. Im J. 1829 betrug die Ausfuhr von England nach der Westküste Afrika's zusammen 350,361 Pf. St., die Einfuhr von Producten dieser Küste in England 258,573 Pf. St. Die Niederlassung von Sierra Leone kostet übrigens der britischen Regierung unverhältnißmäßig große Summen. Das Parlamentsglied Keith Douglas behauptete im Unterhause im Jul. 1831, daß bereits gegen 800,000 Pf. St. auf diese Colonie verwendet worden seien, ohne vollkommene Erreichung ihres eigentlichen Endzweckes, Unterdrückung des Sklavenhandels und Civilisirung der Negervölker in den innern Landstrichen [8]).

Englische Südsee-Compagnie. Während der langen Kriege zwischen Frankreich und England unter der Königin Anna reichten die Staatsmittel nicht aus zur Deckung laufender Ausgaben, und die Matrosen der Flotte, sowie andere im öffentlichen Dienste befindliche Personen, mußten sich statt baaren Geldes mit später zu zahlenden Scheinen begnügen, welche sie, um dringenden Bedürfnissen zu begegnen, an Wucherer unter dem Nennwerthe veräußerten. Der Gesammtbetrag dieser Summe war 9,471,321 Pf. St. [9]). Der damalige Finanzminister Harley kam auf den Gedanken, den Staat von dieser Last drohender Ansprüche dadurch zu befreien, daß er die Gläubiger zu einer privilegirten Handelsgesellschaft vereinigte, ihnen 6 Proc. Interessen verhieß, und die Aussicht auf Dividenden eröffnete. Der Plan fand lebhafte Theilnahme, und der Verein empfing im J. 1711 die königliche Bestätigung und den Namen: „Gouverneur und Compagnie der nach der Südsee und andern Gegenden Amerika's handelnden, sowie die Fischerei betreibenden Kaufleute Großbritanniens." Harley erhielt, wie das Patent ausdrücklich bemerkt, als Belohnung seiner Verdienste, den Titel eines Grafen von Oxford. Der Schwindel und die betrüglichen Papierspeculationen, welche sich zu Folge dieser Begebenheit des Volkes bemächtigten, gehören der Geschichte nationaler Unglücksfälle an, und sind von dieser mit lesbaren und sprechenden Zügen aufgezeichnet worden. Der Minister hatte nie die ernste Absicht, Handelsunternehmen mit der Gesellschaft zu verbinden, noch Colonien in Südamerika zu begründen, allein der Plan schmeichelte der Eitelkeit des Volks und fand daher vielen Beifall. Für die Regierung war die Vereinigung einer so großen Menge von kleinen Schuldenposten, rückständigen Zinsen u. s. w. ein bedeutender Vortheil. Im J. 1715 vermehrte man das Capital der Compagnie bis zu 10,000,000 Pf. St., im J. 1719 brachte man es auf 11,746,841 Pf. St.; da aber die gezeichneten Summen alle aus öffentlichen Schulden bestanden, welche aus den Händen von Privatleuten in die der Compagnie übergingen, so sah sich die letztere gezwungen, baares Geld auf Verschreibungen zu borgen, um ihren eigentlichen Endzweck, den Handel mit Südamerika, verfolgen zu können. Das Statut 6 Georg I. gestattet der Compagnie das Ganze oder Theile der von den Gläubigern des Staats gemachten Ansprüche aufzukaufen zu irgend einem auf Übereinkommen beruhenden Preise, und in dem Maße, wie dies geschehen würde, Gelder zur Vergrößerung ihres Capitals aufzunehmen. Auf diesen Beschluß begründete sich eine fast beispiellose und höchst verderbliche Schwindelei; denn es ist nicht abzusehen, wie die Compagnie oder vielmehr die Direction derselben hoffen konnte, daß solche Speculationen einen fortdauernden großen Gewinn und reichliche Dividenden abwerfen würden. Indessen verstand man dieses Project und die Aussichten des Südseehandels dem Publicum in so glänzenden Farben vorzumalen, daß dieses in die Falle ging. Im Juli 1720 luden die Directoren zu neuen Subscriptionen ein, erklärten, daß eine Actie von 100 Pf. St. Original-Einzahlung jährlich 50 Pf. St. tragen werde, und erlangten hierdurch ein Steigen des Curses bis zu 1000 Pf. St. für jede Actie. Schon vor Ende Septembers fielen aber die Actien wieder auf 150 Pf. St., sodaß eine sehr große Menge von Menschen auf immer ruinirt wurde, und im ganzen Reiche ein schwer zu beschreibendes Elend ausbrach, Geldnoth und Mistrauen die Geschäfte des Handels auf längere Zeit störten, und hierdurch auch diejenigen in Noth brachten, welche so glücklich gewesen, von der allgemeinen Verblendung nicht ergriffen zu werden. Die Südseecompagnie besaß nie Forts und hatte nirgends kostspielige Niederlassungen oder Garnisonen zu unterhalten, allein sie erforderte dennoch einen unglaublichen Aufwand. Ihr ungeheures Capital war unter zahllose Individuen verstreut und wurde so nachlässig, thöricht oder unehrlich verwaltet, daß sie nie Gewinne gehabt hat. An ihre anfänglichen Coursspeculationen oder vielmehr ihre Betrügereien — die übrigens eine Untersuchung und harte Bestrafung der Directoren veranlaßten — reihten sich endlich kaufmännische Unternehmen. Die Leitung derselben war weder in besseren noch redlicheren Händen, als die früheren Geschäfte, und somit stellte auch hier mehr als ein großer Verlust sich heraus. Die Compagnie unternahm es auf Contract und gegen Privilegium, die spanischen Inseln mit Negersklaven zu versehen, und erhielt das Vorrecht, jährlich ein mit Waaren beladenes Schiff direct nach den Antillen senden zu dürfen, indem portugiesische und französische Vereine, die früherhin die Neger-

8) Mac Culloch, Artikel Sierra Leone. Report of the select committee of the H. of Comm. on the trade of western Africa. 1830. 9) Nach andern Quellen 9,177,967 Pf. St., mit Einschluß eines halben Million, die für die Staatsausgaben des Jahres 1711 aufgenommen worden waren.

Dienste der Compagnie, und wird von ihr vom Tage der Einschiffung in England, bis zum Tage der Ausschiffung in Europa besoldet und erhalten, unter den 23,782 Mann englischen Militairs, welches sich 1837 in Indien befand, wurden von der Compagnie 2800 Mann erhalten. Im J. 1830 standen 37,376 Europäer in Indien, von diesen aber 17,084 im Dienste der Compagnie. Die Armee von Eingeborenen besteht aus Menschen vieler Kasten und verschiednen Bekenntnisses, ist aber der Regierung vollkommen treu. Ihre Zahl betrug im J. 1837 zusammen 157,758 Mann. Alle Officiere, bis zum Lieutenant herab, müssen Europäer sein; vom Sergeanten abwärts werden die Stellen mit Eingebornen besetzt. Die weißen Officiere sind sämmtlich sehr unterrichtete und gebildete Männer, indem jeder Anstellung eine sehr strenge Prüfung vorausgeht. In England besitzt die Compagnie zwei Militairschulen, Haylesbury und Addiscourt College. Die aus ihnen entlassenen jungen Männer werden unter dem Titel von Cadetten nach Indien commandirt und dienen dort von Unten auf. Die indische Armee gilt nach dem Urtheil aller unparteiischen Zeugen für eine der am Besten disciplinirten, und hat vielfache Beweise von außerordentlicher Ausdauer und Bewunderung verdienender Tapferkeit gegeben. Sie kostete während einer vierzehnjährigen Periode (1820—33) durchschnittlich 9,500,000 Pf. St. im Jahre; im J. 1835 nur 9,373,955 Pf. St. oder ungefähr zwei Drittheile mehr als das preußische Heer. Die Compagnie besaß 1833 eine Flotte von 1 Fregatte, 6 Corvetten und Brigs, 4 Kuttern und 2 bewaffneten Dampfbooten, welche 500,000 Pf. St. im Jahre erforderten.

Englisch-Afrikanische Compagnien. Obgleich die ersten Reisen der Engländer nach der Westküste Africa's zwischen 1536—38 fallen, so findet sich doch vor 1588 keine Spur einer Compagnie. In diesem Jahre bewilligte Elisabeth einer Gesellschaft ein Privilegium auf 10 Jahre. König Jacob I. errichtete 1618 eine afrikanische Compagnie, Karl II. privilegirte eine andere im J. 1631, allein jene löste sich auf und diese machte schlechte Geschäfte. Die vermehrte Nachfrage nach Negersklaven für die westindischen Niederlassungen brachte eine vierte Compagnie 1662 hervor, deren Privilegium zu Gunsten des Herzogs von York ertheilt, diesem den Handel aller Küsten und Inseln, die nicht im länger begründeten Besitze eines christlichen Fürsten sich befänden, von Cabo blanco bis zum Cap d. g. H. zusicherte. Der Herzog gab den Freibrief in kurzer Zeit zurück, und löste in Übereinstimmung mit den übrigen Theilnehmern die Verbindung auf. Eine fünfte Compagnie erhielt 1672 einen Freibrief und den Titel der „Königlichen afrikanischen Handelsgesellschaft." Mittels eines Stammcapitals von 111,000 Pf. St. gab diese ihrem Handel bald einige Ausdehnung, und begründete und befestigte Factoreien; allein die Revolution von 1689 eröffnete den afrikanischen Handel allen britischen Unterthanen. König Wilhelm zwang zwar die nach Afrika handelnden Privatkaufleute der Compagnie 10 Proc. abzugeben, um ihr die Erhaltung der Forts an der Guineaküste zu erleichtern, allein sie vermochte dennoch nicht die Concurrenz auszuhalten. Ihre Schulden nahmen so zu, daß das Parlament 1712 durch eine Acte die Verhältnisse der Masse zu reguliren und Sicherheit sowol für sie als ihre Gläubiger herzustellen versuchte. Im J. 1730 befanden sich ihre Finanzen in solcher Erschöpfung, daß sie nicht einmal ausreichten, um die Forts in Africa im baulichen Zustande zu erhalten, und die Garnisonen zu bezahlen. Das Parlament, dem daran gelegen war, den afrikanischen Handel zu erhalten und die ihm zeither gebotene Sicherheit zu bewahren, unterstützte von jenem Jahre an die Compagnie jährlich mit 10,000 Pf. St. Der Negerhandel nach Westindien hatte ihr seit vielen Jahren nur Verlust gebracht. Sie gab ihn daher auf, legte sich auf den Handel mit den Producten Afrika's, Goldstaub, Elefantenzähne, Färbestoffe u. s. w.; allein verlor auch hierbei in solchem Maße, daß ihre Umstände sich mehr und mehr verschlimmerten, und das Parlament gezwungen war, sie als bankerott aufzulösen und ihre Forts und Niederlassungen einer neuen Compagnie zu übergeben, welche den Namen der „Gesellschaft von nach Afrika handelnden Kaufleuten" erhielt. Der im J. 1750 ertheilte Freibrief legt ihr die Verpflichtung auf, die Festen und Garnisonen zwischen Cabo roro und dem Cap der guten Hoffnung in gutem Zustande zu erhalten, und sucht durch manche Bestimmungen dem Monopol zuvorzukommen, dessen Nachtheile man genau kennen gelernt hatte. Klagen wurden jedoch zeitig laut über die Umgehung dieser Gesetze, und das Parlament hat sich unter Georg III. häufig mit dieser Angelegenheit beschäftigt, und grabweis die Ausdehnung der Küste vermindert, welche der Compagnie ursprünglich zur Bewachung und zum Handel überwiesen worden war. Die 13,000 Pf. St., welche ihr von der Regierung, Behufs der bessern Erhaltung ihrer Forts, jährlich gezahlt wurden, sind vielfach veruntreuet und schlecht verwendet worden. Gegenwärtig sind alle Forts im directen Besitze der englischen Regierung, und die Compagnie, obgleich noch vorhanden, kann nur als nominelle angesehen werden, da Jedermann nach Afrika Handel treiben kann, gegen eine kaum bemerkliche Erhöhung der gewöhnlichen Zölle. Die Sierra-Leone-Compagnie wurde im J. 1791 mit einem Capitale von ungefähr 230,000 Pf. St. errichtet. Ihr lag die Absicht zu Grunde, durch Einführung von Civilisation in Afrika neue Handelswege zu eröffnen und die Producte dieses Welttheils in größeren Mengen als zeither für europäische Märkte zu gewinnen. Sie begründete in Verfolgung dieses Plans ihre erste Niederlassung zu Sierra Leone, allein die Aufnahme von 1200 Negersklaven aus Nova Scotia (März 1792), und der ihren Verkehr im nächsten Jahre unterbrechende Krieg bereitete ihr große Verlegenheiten. Die Franzosen nahmen und zerstörten die junge Colonie im J. 1794 und fügten hierdurch der Gesellschaft einen Verlust von 52,000 Pf. St. zu. Die Niederlassung erhob sich indessen wieder und zählte 1798 ungefähr 1200 Einwohner, die auf verschiedne Weise beschäftigt, in nicht ungünstigen Verhältnissen lebten. Die nordamerikanischen Neger brachen 1800 in einen offnen Aufstand

aus, und fügten hierdurch der Colonie fast ebenso viel Schaden zu, als ein 1801 erfolgter Angriff benachbarter Völker. Die Aufhebung des Sklavenhandels ist ihr von keinem bedeutenden Nutzen gewesen, indem die aus Sklavenschiffen befreiten und um Sierra Leone in ein Paar Niederlassungen vereinigten Neger hinsichtlich ihrer gewerblichen Leistungen den Erwartungen nur im geringen Grade entsprochen haben. Sierra Leone selbst galt als britische Colonie, in welcher jedoch die Compagnie, wenn auch nicht ausschließlich bevorrechtet, doch gewisse Vorzüge genoß bis zu ihrer Aufhebung durch die Parlamentsacten 1 und 2 Georg IV. c. 28. Der Handel dieser Niederlassung ist im Ganzen nicht groß. Im J. 1829 betrug die Ausfuhr von England nach der Westküste Afrika's zusammen 350,361 Pf. St., die Einfuhr von Producten dieser Küste in England 258,573 Pf. St. Die Niederlassung von Sierra Leone kostet übrigens der britischen Regierung unverhältnißmäßig große Summen. Das Parlamentsglied Keith Douglas behauptete im Unterhause im Jul. 1831, daß bereits gegen 800,000 Pf. St. auf diese Colonie verwendet worden seien, ohne vollkommene Erreichung ihres eigentlichen Endzweckes, Unterdrückung des Sklavenhandels und Civilisirung der Negervölker in den innern Landstrichen [8]).

Englische Südsee-Compagnie. Während der langen Kriege zwischen Frankreich und England unter der Königin Anna reichten die Staatsmittel nicht aus zur Deckung laufender Ausgaben, und die Matrosen der Flotte, sowie andere im öffentlichen Dienste befindliche Personen, mußten sich statt baaren Geldes mit später zu zahlenden Scheinen begnügen, welche sie, um dringenden Bedürfnissen zu begegnen, an Wucherer unter dem Nennwerthe veräußerten. Der Gesammtbetrag dieser Summe war 9,471,321 Pf. St. [9]). Der damalige Finanzminister Harley kam auf den Gedanken, den Staat von dieser Last drohender Ansprüche dadurch zu befreien, daß er die Gläubiger zu einer privilegirten Handelsgesellschaft vereinigte, ihnen 6 Proc. Interessen verhieß, und die Aussicht auf Dividenden eröffnete. Der Plan fand lebhafte Theilnahme, und der Verein empfing im J. 1711 die königliche Bestätigung und den Namen: „Gouverneur und Compagnie der nach der Südsee und andern Gegenden Amerika's handelnden, sowie die Fischerei betreibenden Kaufleute Großbritanniens." Harley erhielt, wie das Patent ausdrücklich bemerkt, als Belohnung seiner Verdienste, den Titel eines Grafen von Oxford. Der Schwindel und die betrüglichen Papierspeculationen, welche sich zu Folge dieser Begebenheit des Volkes bemächtigten, gehören der Geschichte nationaler Unglücksfälle an, und sind von dieser mit lesbaren und sprechenden Zügen aufgezeichnet worden. Der Minister hatte nie die ernste Absicht, Handelsunternehmen mit der Gesellschaft zu verbinden, noch Colonien in Südamerika zu begründen, allein der Plan schmeichelte der Eitelkeit des Volks und fand daher vielen Beifall. Für die Regierung war die Vereinigung einer so großen Menge von kleinen Schuldenposten, rückständigen Zinsen u. s. w. ein bedeutender Vortheil. Im J. 1715 vermehrte man das Capital der Compagnie bis zu 10,000,000 Pf. St., im J. 1719 brachte man es auf 11,746,841 Pf. St.; da aber die gezeichneten Summen alle aus öffentlichen Schulden bestanden, welche aus den Händen von Privatleuten in die der Compagnie übergingen, so sah sich die letztere gezwungen, baares Geld auf Verschreibungen zu borgen, um ihren eigentlichen Endzweck, den Handel mit Südamerika, verfolgen zu können. Das Statut 6 Georg I. gestattet der Compagnie das Ganze oder Theile der von den Gläubigern des Staats gemachten Ansprüche aufzukaufen zu irgend einem auf Übereinkommen beruhenden Preise, und in dem Maße, wie dies geschehen würde, Gelder zur Vergrößerung ihres Capitals aufzunehmen. Auf diesen Beschluß begründete sich eine fast beispiellose und höchst verderbliche Schwindelei; denn es ist nicht abzusehen, wie die Compagnie oder vielmehr die Direction derselben hoffen konnte, daß solche Speculationen einen fortdauernden großen Gewinn und reichliche Dividenden abwerfen würden. Indessen verstand man dieses Project und die Aussichten des Südseehandels dem Publicum in so glänzenden Farben vorzumalen, daß dieses in die Falle ging. Im Juli 1720 luden die Directoren zu neuen Subscriptionen ein, erklärten, daß eine Actie von 100 Pf. St. Original Einzahlung jährlich 50 Pf. St. tragen werde, und erlangten hierdurch ein Steigen des Cursес bis zu 1000 Pf. St. für jede Actie. Schon vor Ende Septembers fielen aber die Actien wieder auf 150 Pf. St., sodaß eine sehr große Menge von Menschen auf immer ruinirt wurde, und im ganzen Reiche ein schwer zu beschreibendes Elend ausbrach, Geldnoth und Mistrauen die Geschäfte des Handels auf längere Zeit störten, und hierdurch auch diejenigen in Noth brachten, welche so glücklich gewesen, von der allgemeinen Verblendung nicht ergriffen zu werden. Die Südseecompagnie besaß nie Forts und hatte nirgends kostspielige Niederlassungen oder Garnisonen zu unterhalten, allein sie erforderte dennoch einen unglaublichen Aufwand. Ihr ungeheures Capital war unter zahllose Individuen verstreut und wurde so nachlässig, thöricht oder unehrlich verwaltet, daß sie nie Gewinne gehabt hat. An ihre anfänglichen Coursspeculationen oder vielmehr ihre Betrügereien — die übrigens eine Untersuchung und harte Bestrafung der Directoren veranlaßten — reiheten sich endlich kaufmännische Unternehmen. Die Leitung derselben war weder in besseren noch redlicheren Händen, als die früheren Geschäfte, und somit stellte auch hier mehr als ein großer Verlust sich heraus. Die Compagnie unternahm es auf Contract und gegen Privilegium, die spanischen Inseln mit Negersklaven zu versehen, und erhielt das Vorrecht, jährlich ein mit Waaren beladenes Schiff direct nach den Antillen senden zu dürfen, indem portugiesische und französische Vereine, die früherhin die Neger-

8) Mac Culloch, Artikel Sierra Leone. Report of the select committee of the H. of Comm. on the trade of western Africa. 1830.

9) Nach andern Quellen 9,177,967 Pf. St., mit Einschluß eines halben Million, die für die Staatsausgaben des Jahres 1711 aufgenommen worden waren.

porationsacte dieser Gesellschaft nicht vom Parlament bestätigt worden und gibt daher auch kein ausschließliches Privilegium, allein das ganze Geschäft ist von solcher Art, daß Privatconcurrenz ohne Erfolg bleiben müßte. An der Spitze steht ein Gouverneur, ein Vicegouverneur und ein Comittee von sieben Mitgliedern; das Stammcapital soll nur 110,000 Pf. St. betragen, und befindet sich in den Händen einer sehr kleinen Anzahl von Actionairs. Die Compagnie unterhält an der Westseite der Bai die Forts Prince of Wales, Churchill, Nelson, New-Severn und Albany, besitzt eigene Schiffe und treibt nebenbei auch Walfischfang, dessen Ertrag zu Anfang dieses Jahrhunderts auf 49,000 Pf. St. geschätzt wurde. Durch die Vereinigung mit der Nordwestcompagnie kamen alle Factoreien und Forts hinzu, welche bis in die Nähe des Polarkreises auf der einen, bis an die Felsengebirge und den großen Ocean auf der andern Seite eine Kette von Handelsniederlagen bilden. Die Zahl der aus dem britischen Nordamerika, ohne Halifax und St.-Johns, also größtentheils durch die Hudsonsbai-Compagnie nach verschiedenen Häfen exportirten Pelze betrug im J. 1831 = 593,583 Stück, welche zusammen den Werth von 203,316 Pf. St. hatten, und von zwölf Thierarten herrührten. Unter denselben befanden sich 126,944 Biberfelle, im Mittelpreise zu 26 Sh. St. = 158,680 Pf. St. (Mac Culloch). Es ergibt sich hieraus, daß die vereinigte Gesellschaft gegenwärtig weit mehr bedeutende Geschäfte macht, als die Nordwestcompagnie allein in ihrer glänzendsten Periode, dem Jahr 1798, wo sie (nach Mac Kenzie) 187,900 Pelze einsammelte, unter welchen sich 106,000 Biberfelle befanden. Der Gewinn scheint aber ebedem verhältnißmäßig größer gewesen zu sein als jetzt, denn gegen 1790 betrug derselbe für die Hudsonsbaigesellschaft allein angeblich 203,000 Pf. St. [14]). Der Erfolg des britischen Pelzhandels reizte die Kaufleute der V. Staaten zur Nachfolge, da sie mit Wahrscheinlichkeit auf gleiche Vortheile in West und Südwest rechnen konnten, so suchten sie sich dahin Wege zu eröffnen. Die Regierung kam ihnen zuvor und schickte Agenten (im J. 1796) nach den äußersten Grenzen, um Verbindungen mit den Indiern anzuknüpfen und ein regelmäßiges Geschäft einzuleiten, hatte aber hierbei durchaus keinen Erfolg [15]). Ein in Newyork lebender Teutscher, J. J. Astor, errichtete 1810 unter dem Namen Pacific Fur Compagnie eine Gesellschaft, die Anfangs nur fünf Mitglieder zählte und ihr Originalcapital von 400,000 Dollars in 100 Actien theilte, von welchen die Hälfte auf den Unternehmer des Ganzen kam. Man entwarf den Plan einer Niederlassung an den Küsten des großen Oceans, die zunächst die für den chinesischen Markt bestimmten Felle einzusammeln beauftragt war. Zum eigentlichen Sitz der Compagnie war Neu-York bestimmt, von wo alljährlich einige Schiffe um Cap Horn nach der Nordwestküste gehen, die Pelzwaaren einnehmen, China besuchen und mit Thee beladen nach den Ver. Staaten zurückkehren sollten. Zugleich beabsichtigte man die Anlegung von einer Kette von Handelsposten vom Missouri bis zur Mündung des Columbia, um den Handel des Innern zu betreiben, dessen Ergebnisse direct nach Neu-York geschickt werden sollten. Sowol die zu Lande als zur See nach Columbia abgegangenen Expeditionen erlitten manchen großen Unfall, und die endliche Begründung des Forts Astoria verwickelte die Amerikaner nur in Kriege mit den Eingebornen. Die Engländer nahmen die Niederlassung in dem bald nachher ausgebrochenen Kriege weg, und haben sie bis jetzt behalten, indem sie jenen Theil der Nordwestküste als zu Canada gehörig ansehen, ein Verfahren, welches früher oder später einen Bruch zwischen ihnen und den Amerikanern herbeizuführen droht. Die Compagnie besteht zwar noch fort, allein ohne viele Vortheile von ihrem Verkehr zu erlangen, indem östlich von den Rocky mountains Biber sehr selten zu werden anfangen, und die englische Compagnie den Handel mit den Indiern in West und Nordwest der großen Seen ganz in Besitz hat. Von Neu-York gehen neben Privatschiffen jährlich mehre der Compagnie gehörende nach der Nordwestküste ab, um Tauschhandel mit den Eingebornen zu treiben, allein dieses Geschäft ist durch das Einschreiten der russischen Regierung sehr beschränkt worden, welche den Amerikanern nicht mehr gestattet im Norden einer gewissen Breite des Handels wegen den Küsten sich zu nähern. Die Geographie hat übrigens durch die Unternehmungen dieser verschiedenen Compagnien ungemein viel gewonnen; ohne sie würde ein großer Theil der innersten Gegenden Nordamerika's jetzt kaum erforscht sein, da nur ein wichtiges kaufmännisches Interesse den civilisirten Menschen in jene Wildnisse verlocken kann, die sich zur Begründung Ackerbau treibender Colonien wenig eignen. Die russisch-amerikanische Handelsgesellschaft wurde im J. 1797 mit einem Stammcapitale von 2,750,000 Rubel gegründet. Sie hat ihre Hauptniederlassung zu Neu-Archangel auf der Insel Sitcha an der Nordwestküste, unterhält aber Comtoirs in Ochotsk, Jakutsk, Irkuts, Tomsk, Kasan und Moskau, und Stationen für die den Verkehr mit den Eingebornen betreibenden Agenten auf den Aleuten im Innern der russisch-amerikanischen Besitzungen, und in Californien. Sie besitzt eigene, die Meere zwischen Kamtschatka und Sitcha, den Sandwichsinseln und Canton selten verlassende Schiffe, betreibt fast nur Pelzhandel, namentlich mit Seeotterfellen nach China, und gewinnt, indem sie den besondern Schutz der Regierung genießt, nicht unbedeutende Summen.

14) Sprengel, Geschichte der Europäer in Nordamerika. I. S. 28 fg. 15) Eine ähnliche Absicht, wenn auch nicht ganz so kaufmännischer Art, bewog die Regierung der Ver. Staaten zur Absendung zweier Expeditionen, nach der nordwestlichen Grenze und später nach den Rocky mountains unter Major Long, welchen mehre Naturforscher begleiteten.

II. Niederländische Handelsgesellschaften.

Holländisch-ostindische Compagnie. Der grausame Despotismus Philipp's II. gab die nächste Veranlassung, um den Bruch zwischen Spanien und den Holländern unheilbar zu machen. Die im J. 1566 entstandenen Unruhen endigten mit der am 23. Jan. 1579

geschlossenen Union der sieben Provinzen. Geraume Zeit vor dieser stürmischen Periode, die zwar mehrmals den jungen Freistaat dem Untergange nahe brachte, aber doch mit Erringung der Unabhängigkeit schloß, hatte Holland unter den seefahrenden Völkern eine Rolle zu spielen begonnen, im J. 1434 große Schiffe zur Bekämpfung der Lübecker ausgesendet und 1438 die nördlichen Handelsstädte bekämpft [16]). Fischereien im großen Maßstabe blühten dort noch weit früher; sie nahmen zu, erregten die Eifersucht der Nachbarvölker, wurden unter Andern von Sir Walter Raleigh zum Gegenstand der genauesten Forschung gemacht, verfahren aber das Land mit einer großen Zahl von sehr tüchtigen Seeleuten, die den Spaniern manche empfindliche Niederlage beibrachten. Zwischen Holland und Portugal, in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dem großen Stapelplatze des ostindischen Handels, bestand ein lebhafter Verkehr, bis Philipp II., nach Unterjochung des letztern Landes, im J. 1580 den Portugiesen alle Verbindung mit den abtrünnigen Niederländern verbot, die er durch Zerstörung ihrer kaufmännischen Betriebsamkeit zur Unterwerfung zwingen zu können vermeinte. Das erste im J. 1584 erfolgte Verbot wurde nach wenigen Jahren von den Holländern nicht mehr geachtet, und die Fahrten nach Lissabon, welches an die Stelle Venedigs getreten war, nahmen an Häufigkeit zu, bis ein erneuetes Verbot der spanischen Regierung die Wegnahme von 50 holländischen Schiffen nach sich zog [17]). Eine Menge von Seeleuten sah sich nun auf einmal ohne Brod, und war um so bereiter zu irgend einem Unternehmen, wie gewagt es auch scheinen mochte, die Hand zu bieten. Nach Ostindien lockte theils die Erfahrung über die außerordentlichen Vortheile des asiatischen Handels, den man in Holland bisher nur indirect betrieben hatte, theils die Vorschläge eines muthigen und wohlunterrichteten Mannes, Cornelis Houtmann, der sich in Lissabon eine große Menge von Aufklärungen über indische Verhältnisse zu verschaffen gewußt hatte [18]). Man hatte bereits die Überzeugung gewonnen, daß nach Indien kein anderer Weg offen sei, als der von den Portugiesen entdeckte, denn die Versuche zu Auffindung einer nordöstlichen Durchfahrt (durch Nay und Barenz 1594, Barenz und Hemskerk 1595) hatten bewiesen, wie wenig in jenen ewig gefrorenen Regionen zu hoffen sei, freilich aber auch die Erdkunde nicht unbedeutend bereichert [19]). Houtmann's Vorschläge fanden Beifall, obgleich es galt, entlegene Meere zu besuchen, auf welchen die Portugiesen eine bedeutende Seemacht unterhielten und sich als ausschließliche Gebieter zu betrachten gewohnt waren; im J. 1594 trat in Holland eine Gesellschaft unter dem Namen der „Compagnie der fernen Länder" (Compagnie van Veere) zusammen, und schickte am 2. April 1595 die ersten vier Schiffe nach Indien mit dem Auftrage ab, Verbindungen anzuknüpfen und dabei die Berührung der portugiesischen Colonien möglichst zu vermeiden. Nach zwei Jahren und vier Monaten kehrten drei dieser Schiffe mit wenig mehr als guten Hoffnungen zurück, indessen hatte man doch Erfahrungen gesammelt und mit eingebornen Fürsten Java's Bündnisse geschlossen, obgleich die Portugiesen verstanden hatten, ihren Nebenbuhlern Feinde zu erwecken, die mit Waffengewalt besiegt werden mußten [20]). Eine Zahl neuer Mitglieder vermehrte die Capitale der Handelsgesellschaft, die es nun vermochte, eine neue Expedition von acht Schiffen unter Jacob Cornelissoon van Neck im J. 1598 abzusenden. Die Hälfte dieser Fahrzeuge kehrte nach 15 Monaten zurück, der Rest im Mai 1600; alle brachten reiche Ladungen, besonders von den damals mehr als jetzt geschätzten und verhältnißmäßig mehr verbrauchten Gewürzen nach Holland. Ein so glücklicher Erfolg mußte zur Theilnahme an diesem Geschäfte reizen, und an mehren Orten bildeten sich Gesellschaften, unter welchen besonders eine aus Kaufleuten von Rotterdam bestehende darum Nennung verdient, weil sie zuerst Schiffe durch die Straße des Magalhaens nach den Molukken zu senden unternahm, die jedoch mehr Kriegsruhm als wirkliche Vortheile erlangten [21]). Der Wettkampf nahm immer mehr zu zwischen der Gesellschaft van Veere und den später entstandenen, denen sich auch eine brabantische anschloß; allein die üblen Folgen dieser Speculationen blieben nicht aus. Nicht nur litten die einzelnen Gesellschaften in ihren Interessen, sondern der Gesammtheit drohte Untergang durch die Angriffe der Spanier und Portugiesen, je weniger sie im Stande oder geneigt sein konnten, sich gegenseitig zu unterstützen [22]). Unter Vermittelung der Generalstaaten vereinten sich die verschiedenen Gesellschaften zur Bildung der holländisch-ostindischen Gesellschaft, deren Freibrief, vom 20. März 1602 datirt, das Privilegium ausschließlichen Handels während der nächsten 20 Jahre und die Erlaubniß enthielt, im Namen der Generalstaaten gewisse Rechte der Souverainetät zu üben [23]). So war der Grund einer Gesellschaft ge-

16) A. F. Lüder's Geschichte des holländ. Handels (Leipzig 1788). S. 17. 17) *Hug. Grotii* Annal. et hist. de rebus Belgicis (Amstel. 1658). L. IV. p. 231. 18) Er soll wegen Schulden in Lissabon gefangen gesessen und seine Loskaufung den amsterdamer Kaufleuten zum Preis seiner Mittheilungen gemacht haben. *Raynal*, Hist. philos. I. L. 2. p. 256. Nach Andern ließ ihn die portugiesische Regierung aus Eifersucht und Mistrauen festsetzen. *Franc. Valentyn*. Oud en Nieuw Oost-Indien (Amsterd. 1725). I. p. 171. F. Saalfeld, Geschichte des holländ. Colonialwesens in Ostindien (Götting. 1812). S. 16. 19) Eine dritte Reise des Barenz und Hemskerk 1596—1597 fällt später als die erste directe Unternehmung der Holländer um das Cap der guten Hoffnung nach Indien, und endigte höchst unglücklich. Die Ausdauer jener Seefahrer bei ihrer Forschung ist um so mehr zu bewundern, als die Engländer vor ihnen schon ähnliche mißglückte

Versuche gemacht hatten, und die Erfahrung zweier Reisen wol genügt haben würde, um die Unmöglichkeit einer Durchfahrt in jenen Gegenden zu beweisen, an welcher, abgesehen von den Untersuchungen, welche Cook, Kotzebue und Beechey angestellt, seit den russischen Reisen der neuesten Zeit nicht mehr zu zweifeln ist.

20) Bericht über Houtmann's Reise im Recueil des voy. qui ont servi a l'établiss. de la Comp. des Indes orient. (Amsterd. 1710). I. 21) über die Reisen des Jacob Mahu und Simon de Cordes (1598—1600) und Oliver van Noort (1598—1601) s. d. Art. Patagonien. 22) Saalfeld S. 32. Lüder S. 103. *Raynal* I. p. 152. *Grotius* L. XI. p. 429. *Valentyn* I. p. 185. 23) Bedingungen dieses Freibriefes bei Lüder S. 108 und *Isaac le Long*, Koophandel van Amsterdam (Rotterd. 1780). II. p. 8.

legt, die während anderthalb Jahrhunderten eine bis dahin beispiellose Größe behauptete, Seekriege führte, von der holländischen Regierung sich fast unabhängig zu machen verstand, ein großes Reich begründete, und durch das Musterhafte ihrer Einrichtungen allen ähnlichen Unternehmungen für lange Zeit als Vorbild diente. Ihr ursprüngliches Capital war nicht groß zu nennen, zumal wenn man erwägt, daß es darauf ankam, mächtige Feinde aus Indien zu vertreiben, welches ohne Kriege kaum ausführbar schien. Er bestand aus sechs und einer halben Million Gulden. Eine der bedeutendsten Anstrengungen der neuen Compagnie bestand in der Absendung einer Flotte von 13 Schiffen unter Stephan van der Hagen (1603), welcher durch die Eroberung eines Theils von Amboina den Holländern zuerst festen Fuß in Indien verschaffte, die Portugiesen an mehren Orten schlug und ihnen die Insel Tidor und mit ihr den Handel mit Gewürznelken abnahm. Dieses unerwartete Kriegsglück und das Gedeihen ihres Handels, der schon im J. 1606 die Zahlung einer Dividende von 75 Proc. gestattete, verführten die Compagnie zum Angriffe auf Malacca, einem Unternehmen, dem sie nicht gewachsen war, und dessen Mißglücken nicht nur den Verlust ihrer bisherigen Eroberungen veranlaßte, sondern sie selbst an den Rand des Unterganges brachte. Zum Glück der Holländer fühlten die Portugiesen das Joch Spaniens so sehr, daß sie nur lau gegen den Feind zu Werke gingen, der sie in Indien angriff, und außerdem leistete der zur Hilfe der holländischen Niederlassung abgesendete Director der Compagnie, Cornelis Matelief, so Außerordentliches — vielleicht in der Absicht, seine frühern Fehler, wohin eben unzeitige Versuche der Eroberung gehörten, gutzumachen — daß 1608 zwar die niederländische Herrschaft noch keineswegs als befestigt angesehen werden konnte, indessen doch die Molukken den Spaniern wieder entrissen wurden. Die Compagnie befolgte fortan eine friedlichere Politik, und suchte Vortheile durch Schlauheit und Bündnisse zu erlangen, die ihr Gewalt nicht verschaffen konnten. Die im J. 1607 begonnenen Unterhandlungen mit Spanien endeten 1609 mit einem Waffenstillstande auf zwölf Jahre, nachdem die Spanier sich umsonst abgemüht hatten, auf dem Wege der Diplomatie den Niederländern nicht nur ihre indischen Eroberungen, sondern sogar die Freiheit des Handels dahin zu entreißen. Es blieb Spanien nichts übrig, als diesen den letztern zu gestatten, und zu versprechen, ihn weder zur See, noch zu Lande zu stören; jedoch waren die Bedingungen von den contrahirenden Parteien so auf Schrauben gestellt, daß es, bei Berücksichtigung der unversöhnlichen Handelseifersucht zwischen ihnen und der sich mehr und mehr entwickelnden Macht der Compagnie unmöglich schien, den Frieden lange zu erhalten. Die letztere fuhr inzwischen fort, an den Küsten der östlichen Meere Niederlassungen zu begründen, denn wenn auch ein Angriff auf Mozambique mislang, so wurde doch die Gruppe der Bandainseln durch Vertrag mit den Eingebornen in das holländische Interesse gezogen, und von den Häuptlingen der 1603 zuerst besuchten Küste von Coromandel die Erlaubniß erhalten, an mehren Orten Factoreien anlegen zu dürfen. Auf ähnliche Weise erlangten die Holländer Handelsfreiheit auf andern Punkten des Festlandes und auf Borneo [24]). Das am meisten versprechende Ereigniß jener Periode war jedoch wol die Anknüpfung einer regelmäßigen Verbindung mit Japan, wo die Compagnie im J. 1610 völlige Handelsfreiheit erlangte und, von der Regierung zur Errichtung von Factoreien eingeladen, angenehmere Erfahrungen machte, als bei einer durch Matelief einige Jahre vorher nach China unternommenen Reise, dessen Behörden schon damals denselben starren Widerwillen gegen Verbindung mit Fremden zu Tage legte, der sie seitdem nicht wieder verlassen hat, seit 1640 aber auch auf Japan übergegangen ist. So großes Glück in allen Unternehmungen machte die Holländer von Neuem übermüthig, die Spanier aber um so erbitterter gegen sie. Ein sehr thätiger Vicekönig der Philippinen, Don Juan de Silva, nahm drei reich beladene Kriegsschiffe, welche unter Paul van Caarden die spanischen Flotten angegriffen hatten, und erschien 1611 bei den Molukken, wo er mehre Factoreien zerstörte und Befestigungen wegnahm [25]), von den Eingebornen aber Unterstützung erhielt, weil diese bereits die Entdeckung gemacht, daß die Holländer sich keineswegs als mildere oder uneigennützigere Gebieter erwiesen, als die von ihnen vertriebenen Portugiesen. Die Compagnie verlor unter allen diesen ungünstigen Begebenheiten ihren eigentlichen Endzweck, die Sicherung des Alleinhandels mit den indischen Gewürzen, nicht aus den Augen. Nicht nur waren ihre Bündnisse mit den Eingebornen vorzüglich auf diesen Punkt gerichtet, sondern sie unterhielt Wachtschiffe, um den Schmuggelhandel mit den Engländern zu verhindern, und strafte die Übertreter der Verträge mit Krieg und Unterjochung [26]). In der Absicht einer wirksamen Beaufsichtigung der Gewürzinseln beschloß man endlich, den Sitz des Handels und der Macht der Compagnie nach Java zu verlegen. Jan Pietersoon Koen, Generalgouverneur von Indien (1618 — 1623), führte nach Überwindung mancher sehr großer Schwierigkeiten nicht allein diesen Plan aus, sondern verstand es auch, die Herrschaft der Compagnie auf so festen Unterlagen zu begründen, daß sie seit seiner Administration an Macht wuchs, bis sehr veränderte Verhältnisse ihre Abnahme herbeiführten. England hatte seine ostindische Compagnie so kräftig unterstützt, daß sie schon damals vermochte, der holländischen die Spitze zu bieten. Die Interessen dieser Gesellschaften waren in häufige und sehr unangenehme Berührungen gerathen, und ernstliche Uneinigkeiten zwischen den zwei Völkern drohten zu folgen, als ein Vertrag, zu London (2. Juni 1619) geschlossen, scheinbar die Gründe gegenseitiger Anklagen entfernte. Die Holländer unterließen indessen nicht, ihren Gegnern in

24) *Luzac*, Hollands Rykdom (Leyden 1780). I. p. 287—292.

25) *Argensola*, Hist. de la conquista de las islas Malucas. L. XII.

26) Im J. 1616 ging eine Flotte von 12 Schiffen in dieser Absicht nach den Molukken; eine zweite folgte ihr im J. 1621 und eroberte mehre der Bandainseln. *Luzac* I. p. 267.

Indien heimlich durch Aufreizung der Eingebornen entgegenzuwirken, sodaß es endlich nach vielfachen Reibungen zu offenen Feindseligkeiten auf Bantam und Java kam, bei welchen die Fürsten des Landes verschiedene Seiten ergriffen, ohne jedoch ihren Parteien treu zu bleiben. Das Resultat des langen und blutigen Kampfes war die Begründung der Stadt Batavia [27]) auf den Ruinen des Fleckens Jacatra (1619); die Besiegung der benachbarten Völkerschaften und ein im Juni 1620 zwischen beiden Compagnien getroffener Vertrag, durch welchen eine Art von Gemeinschaft oder doch Übereinstimmung in ihren Operationen bezweckt werden sollte. Wie vorauszusehen war, so fand es jede Partei unmöglich, diese Bedingungen zu beobachten, leistete der andern entweder keinen Beistand, wenn es darauf ankam, das Gebiet zu vergrößern, oder arbeitete ihr heimlich entgegen. Welche Größe der Compagnie, ungeachtet der theilweise ihr ungünstigen Verhältnisse, zeitig zu erlangen geglückt war, ergibt sich aus dem Umstande, daß sie im J. 1616 schon 45 Linienschiffe besaß, und in ihren zahlreichen Forts und Flotten über 15,000 Mann Soldaten und Seeleute beschäftigte. Der Ertrag ihrer Geschäfte war so groß, daß die Summe der in den ersten 21 Jahren ihres Bestehens gezahlten Dividenden sich auf 425 Proc. belief. Solche Vortheile waren aber vorzüglich durch große Bedrückung der Eingebornen und ein mit so viel Strenge und rücksichtsloser Selbstsucht bewahrtes Monopol erlangt worden, daß in Holland viele Stimmen gegen die Compagnie laut wurden, als sie im J. 1622 die Erneuerung ihres Privilegiums nachsuchte. Man verlangte von mehren Seiten Freigebung des indischen Handels, der in bestehender Form getrieben, nur die Gesellschaft bereicherte. Ein neuer Krieg mit Spanien schien es rathsam zu machen, der mächtigen Gesellschaft die Beschützung ihrer indischen Besitzungen zu überlassen, damit die Regierung ihre Kräfte in Europa ohne Zersplitterung anwenden könne, und verschaffte jener eine fernere Verlängerung ihres Freibriefs [28]). Noch immer besaßen die Engländer einen Antheil an dem Gewürzhandel der Molukken, auf dessen ausschließlichen Besitz die Compagnie unablässig hinarbeitete. Ihre Agenten entschlossen sich zur Begehung einer Greuelthat, welcher wahrscheinlich selbst der Generalgouverneur Pieter de Carpentier nicht fremd war, denn um mit einem Schlage der englischen Einmischung ein Ende zu machen, wurde eine kleine Zahl von britischen, auf Amboina angesiedelten, Unterthanen angeklagt, verschworen mit Chinesen und Eingebornen die Vertreibung der holländischen Macht beabsichtigt zu haben, und unter den unmenschlichsten Martern hingerichtet. Diese Beschuldigung lief aller Wahrscheinlichkeit so sehr entgegen, daß die Zeitgenossen nur ein Urtheil über diese entsetzlichen Mordg (1623) fällten, die immerdar ein Denkmal der Gewissenlosigkeit und Unmenschlichkeit bleiben werden, zu welcher Geiz und Handelseifersucht selbst zahlreiche Vereine in jenen rohen Zeiten verführen konnte, wo die Politik weniger in der Wahl ihrer Mittel vorsichtig zu sein Ursache hatte, als heutzutage [29]). Auch nach andern Seiten hin suchte die Compagnie ihren Besitz zu vergrößern. Ceylon, reich an Zimmt, hatte lange ihre Lüsternheit erregt, und würde ohne die Kämpfe mit den unruhigen Eingebornen der Molukken und selbst Java's, wo 1628 ein sehr ernsthafter Krieg gegen Mohammed, Fürsten von Makaram, ausbrach, wahrscheinlich schon früher erobert worden sein. Mit dem ihnen eigenthümlichen Takt verstanden die Holländer sich in das Vertrauen der Eingalesen einzuschleichen und sie gegen die Portugiesen, zeither die einzigen Besitzer von Niederlassungen auf jener Insel, aufzureizen, bis im J. 1638 der offene Krieg ausbrach und den Holländern einen Theil der portugiesischen Colonien verschaffte. Mehr durch Verrätherei, als durch eigene Tapferkeit unterstützt, nahmen sie im J. 1641 auch die Stadt Malacca, die ihnen früher glücklich Widerstand geleistet hatte, den Portugiesen ab, denen nun allein geringe Trümmer ihres ehemaligen mächtigen Reiches in Indien übrigblieben. Ungeachtet aller dieser Kriegsunternehmungen und gelegentlicher Niederlagen und Verluste hatten sich zur Zeit des westfälischen Friedens die Macht, die Besitzungen und die Capitalien fortwährend so sehr vergrößert, daß sie unangreifbar erschienen. Bis zum J. 1648 war an Dividenden im Ganzen die Summe von 63,537,510 holl. Gulden ausgezahlt worden, und die in Europa eingetretene Ruhe schien Aussichten auf weit größern Gewinn zu eröffnen [30]). Der im J. 1652 gegen Cromwell ausgebrochene Seekrieg, der nach zweijähriger Dauer die Mittel des Staates mehr erschöpft hatte, als alle frühern Kämpfe gegen Spanien zusammengenommen, schadete dem indischen Handel im hohen Grade. Die Kriege zwischen Frankreich, England, Spanien und Portugal blieben ebenfalls nicht ohne Einwirkung auf die Niederlande, deren Kauffahrer den Corsaren häufig zur Beute wurden, während der Staat fruchtlose Anstrengungen machte, von den fremden Mächten Ersatz und Genugthuung zu erlangen. Karl II. von England griff die Niederlande an (1665), um die für die Bereitwilligkeit zu bestrafen, mit welcher sie, freilich in mislichen Zeiten, mit Cromwell Frieden geschlossen hatten. Im Verlaufe dieser Kriege kam, ungeachtet aller Anstrengungen und manches glänzenden Sieges, die holländische Seemacht gradweis so herunter, daß sie zu Anfange des 18. Jahrh., obgleich verbunden mit englischen Flotten, kaum im Stande war, den Handel und die Colonien gegen ihre zahlreichen Feinde zu schützen. Die Compagnie wurde durch diese Umstände weniger schnell berührt, als der Staat, von welchem sie ihr eigenes Interesse stets zu trennen gesucht hatte; allein sie litt dennoch allmälig, und verrieth die ersten sichtbaren Spuren von Verfall gegen das Ende des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens. Vom J. 1648 bis gegen das Ende des Jahrhunderts dauerten jedoch die Eroberungen fort, obgleich nicht alle aus freier Absicht unternommen, sondern

27) Lüder S. 118. Saalfeld S. 72—92. 28) Lüder S. 124.

29) Sprengel, Historisch-genealog. Kalender für 1786. S. 79—85. 30) Übersichten der Dividendenzahlungen von 1605—1648 bei Lüder S. 123 und 135.

zum Theil in Folge von Kriegen gemacht wurden, zu welchen häufige Aufstände unterworfener oder tributpflichtiger Fürsten und Angriffe unabhängiger Staaten die Colonialverwaltung zwangen. Ternate, den Portugiesen abgenommen, ertrug, wie alle andere Inseln, nur mit Ungeduld das holländische Joch, und mußte 1652 mit Gewalt unterworfen werden. Auf Ceylon brach der Krieg von Neuem aus, angeregt durch den Fürsten von Candy, der während eines Kampfes zwischen Holländern und Portugiesen sich aller Fremden zu entledigen hoffte. Nach dreijähriger Dauer und manchem empfindlichen Verluste endete er zu Gunsten der Holländer mit völliger Vertreibung der Portugiesen [31]), die länger als 150 Jahre auf jener Insel wichtige Pflanzorte besessen hatten, und mit Zurückweisung der Angriffe des Kaisers von Candy. Auch auf Java drohten Gefahren, denn der König von Bantam griff 1652 die Holländer an, und fand, obgleich geschlagen, in dem sogenannten Kaiser von Mataram 1656 einen Nachfolger, der sich mit einem Könige von Makassar verband. Eine geheim vorbereitete Expedition überfiel jedoch den letztern (1660), und zwang ihn und die Portugiesen zum Frieden, der aber schon 1665 von Neuem gebrochen, einen zweiten Kampf veranlaßte. Auch hier war das Glück der Compagnie günstig, denn 1667 sahen sich die Makassaren zu einem Vertrage genöthigt, der sie in Abhängigkeit versetzte, und besonders den Handel mit ihrem Lande ausschließlich in die Hände der Holländer brachte; ein um so wichtigerer Vortheil, als die Besiegten gewohnt gewesen, Gewürz auf den Molukken zu holen und an die Engländer zu verkaufen [32]). In diesen Zeitraum fallen auch mehre Unternehmungen der Compagnie auf dem Festlande Indiens. Schon im J. 1616 hatte sie mit dem Könige von Goleonda einen vortheilhaften Vertrag geschlossen; im J. 1661 errichtete sie in Golconda selbst eine Factorei, und wußte es dahin zu bringen, daß ihr eine fast vollständige Abgabefreiheit bewilligt wurde [33]). Indessen verlor sie diese Vorrechte hier ebenso wie auf vielen Punkten der Halbinsel, wo sie Niederlassungen begründet, durch die Eroberungen Aurungzeb's, der die von den besiegten Fürsten und ehemaligen Beherrschern dieser Provinzen ertheilten Privilegien anzuerkennen sich weigerte. Der Einfluß der auf dem Continente mächtiger werdenden Engländer kam hinzu, um der Compagnie zu schaden, die auch ihren Handel mit Suratte dadurch einbüßte, daß ihre Verbindung mit Japan eine große Veränderung erlitten hatte, und das Silber ausgeblieben war, das bisher aus jenem Inselreiche den Holländern zufloß. Die freundliche und vertrauensvolle Aufnahme und das Entgegenkommen der Japaner war einem sehr entgegengesetzten Verfahren gewichen; sei es nun, daß man überhaupt den wahren Geist der Compagnie erkannt hatte, oder daß irgend ein fremder Einfluß gegen sie ankämpfte. Der Handel mit den Inseln erlag den größten Beschränkungen, und die schon seit langer Zeit streng beobachteten und auf eine kleine künstliche Insel in der Bai von Nangasaki beschränkten Holländer mußten sich dem Systeme der eifersüchtigsten Bewachung unterwerfen, welches bis auf unsere Tage mit unverminderter Strenge durchgeführt worden ist, ihren Verkehr, und folglich auch ihren Gewinn, in nicht unbedeutendem Maße verringerte. Empfindlich war der Compagnie der Verlust der Insel Formosa, die sie seit 1624 ungestört besessen hatte. Ein chinesischer Seeräuber, Coringa, welcher die tatarischen Eroberer China's zu bekämpfen versuchte, allein sein Unternehmen unausführbar fand, beschloß die Wegnahme der Insel Formosa, als eines wichtigen Stützpunktes für künftige Angriffe. Die von Batavia zum Entsatze abgesendeten Flotten kehrten unverrichteter Sache zurück, theils getäuscht durch die scheinbare Ruhe Coringa's, theils durch ihn, nachdem er die Maske weggeworfen, in die Flucht geschlagen. Am 1. Febr. 1662 fiel die Festung von Formosa und mit ihr die einzige Besitzung der Compagnie in jenen entlegenen, dem Handel aber sehr wichtigen Meeren [34]). Zwei Versuche, Formosa wieder zu erobern (1663, 1664), mißlangen, denn obgleich die aufgewendete Summe sechs Millionen Gulden betrug, so war sie doch der Größe des Unternehmens nicht angemessen. Im Übrigen zeigten sich auch die Tataren abgeneigt, die Holländer in ihren Planen der Festsetzung zu unterstützen, nachdem sie ihrer Hilfe gegen die eigenen Feinde nicht mehr bedurften. Unter den Völkern von Java erwiesen sich besonders die Bantamesen als die unversöhnlichsten Feinde der Compagnie. Oftmals geschlagen und zum Frieden gezwungen, erneuten sie, bald allein, bald in Verbindung mit der Regierung von Mataran, den Krieg. Vom J. 1653 bis 1683 gaben diese Unruhen der Compagnie viel zu thun, und verursachten ihr wegen des Zusammentreffens mit Kriegen gegen die Fürsten anderer Inseln (z. B. der Molukken 1680) nicht selten große Verlegenheiten; von 1718 — 1723 standen dieselben Völkerschaften wieder gegen die Holländer auf, welche man, wenn auch nicht als besiegt, doch als beruhigt angesehen hatte; im Ganzen bieten aber diese durch die Habsucht der Beamten herbeigeführten Kämpfe keine hervorragenden Begebenheiten, obgleich sie nicht ohne große Verluste an Menschen und Geldmitteln beendigt wurden. Ein Blutbad, größer und schrecklicher als jenes von Amboina, dem die Engländer erlagen, und hinsichtlich seiner Veranlassungen weit mehr in Dunkel gehüllt, bezeichnet das J. 1749. Ungeachtet des schon 1717 erfolgten Verbotes der Regierung von Peking, welches die Verbindung zwischen chinesischen Fahrzeugen und Batavia zum Capitalverbrechen erhob, hatten sich dennoch so viele Auswanderer der niedrigsten Stände nach und nach auf Java niedergelassen, daß man ihre Zahl allein in den Umgebungen der Hauptstadt auf 40,000, auf der ganzen Insel zu 90,000 anschlug. An Sparsamkeit gewöhnt und von arbeitsamen Sitten, war es dieser Bevölkerung nicht schwer gefallen, sich zu bereichern, und sogar gewisse Privilegien für ihr Geld zu erkaufen. Der Reiz des letztern

31) Saalfeld S. 126. 32) Valentyn (III. St. 2) gibt ausführlichen Bericht über diese Händel. 33) Lüder S. 248. 34) Recueil de voyages etc. X. Formose negligée. *Valentyn* IV, 2.

soll, nach den Berichten der einen Partei, den damaligen Generalgouverneur, Adrian Valkenier (1707—1741), vermocht haben, die Anklage staatsverbrecherischer Verschwörungen gegen die Chinesen zu erheben, die man zu critiren und um ihr Eigenthum zu bringen wünschte; nach andern Aussagen hat aber die Habsucht der Behörden und das System von Bedrückungen, dem die Chinesen fast erlagen, diese zu einem Aufruhr gedrängt, der schwerlich Vertreibung der Holländer bezweckte, und wahrscheinlich unterblieben wäre, wenn man seine schrecklichen Folgen vorauszusehen vermocht hätte. Wie dem auch sein mag, so steht es als Thatsache fest, daß nach Abschlagung eines Angriffs auf Batavia von Außen, an 10,000 Chinesen innerhalb der Stadt erwürgt wurden, die man beschuldigte, mit dem belagernden Heere gleiche Absichten genährt zu haben. Ihre Schätze wurden den Holländern zu Theil, die an jenen Tagen (den 8. und 9. Oct.), nur 3000 Mann stark, kaum 100 Mann verloren [35]). Die Zeit der Blüthe war für die Compagnie seit jener Periode vorüber, denn ihre Angelegenheiten wurden immer verwickelter, und sie sank, ungeachtet des äußern Scheines, von Jahr zu Jahr. In Indien selbst war kein Friede zu erlangen; auf Kriege mit eingebornen Fürsten folgten Streitigkeiten mit Spanien und England, die sich in ihren Besitzungen durch Übergriffe der Compagnie beleidigt hielten, endlich sogar Reibungen mit der britisch-ostindischen Gesellschaft (1759), welche zu einem Kriege zu führen drohten, und die Holländer um mehre einträgliche Handelszweige, namentlich auf dem Festlande, brachten. Der Krieg von 1783 gab der Compagnie den letzten Stoß. Sie befand sich außer Stande, etwas Großes zum Schutze ihrer Besitzungen zu unternehmen, und vermochte selbst mittels eines Anlehens von acht Millionen Gulden ihre Angelegenheiten nicht wieder in Ordnung zu bringen. Die Schuldenlast nahm in einem schreckenden Maße zu. In dem Zeitraume von fünf Jahren (1786—1790) hatte die Ausgabe die Einnahme um 43,674,810 Gulden überstiegen, sodaß das jährliche Deficit sich auf 8,734,962 Gulden stellte; fünf Jahre später ergab sich bei dem am 31. Mai 1794 erfolgten Generalabschlusse ein Deficit von 112,265,447 Gulden [36]). Der Revolutionskrieg mußte nothwendig alle Hoffnung auf Rettung dieses Geschäfts vernichten. Durch ein Decret der provisorischen Volksrepräsentanten vom 15. Sept. 1795 wurde die Direction der Compagnie aufgehoben und in die Hände eines Committé gelegt. Ihrem Wesen nach war somit die Gesellschaft aufgelöst, die seit ihrer Gründung bis 1780 an die Mitglieder als Dividende zusammen 177,950,000 Gulden gezahlt hatte, und bald darauf ihre sämmtlichen Besitzungen in die Gewalt der Engländer fallen sehen mußte. — Das Reich der holländisch-ostindischen Compagnie zerfiel in Abtheilungen, die mit verschiedenen Namen als Gouvernements, Directorien u. s. w. bezeichnet, je nach Umständen, Rang und Titel wechselten. Als Generalgouvernement galt die Insel Java, in deren Hauptstadt, Batavia, der Generalgouverneur von Indien und die höchsten Behörden ihren Sitz hatten. Die Gouvernements waren: 1) Amboina; begriff diese und zehn benachbarte Inseln; 2) Banda, zehn Inseln, von welchen vier unbewohnt; 3) Ternate, oder die Molukken im engern Sinne; 4) Malacca, die Stadt mit mehren Nebencomptoiren auf der Ostküste von Sumatra, und Factoreien auf der Halbinsel; 5) Ceylon; 6) Makassar mit einem Comptoir auf der Insel Sumbawa; 7) Cap der guten Hoffnung (eine durch den Schiffschirurgen Riebeek im J. 1652 gegründete Colonie), bestand aus vier Districten. Directorien hießen die Niederlassungen, wo die Compagnie keine Souverainetätsrechte ausübte; sie waren folgende: 1) Coromandel; 2) Bengalen, dessen Hauptsitz zu Hoogly am Ganges war, mit zehn Factoreien; 3) Suratte; 4) Persien, dessen Hauptcomptoir zu Bender Abassy gelegen, Factoreien in Ispahan, Schiraz, Bassora und Mascate dirigirte. Eine dritte Classe machten die Commandantschaften aus. Sie hingen unmittelbar vom Generalgouverneur zu Batavia ab; ihre militairischen Befehlshaber hießen Commandanten, wenn sie dem Militair, Residenten, wenn sie dem Civil angehörten. Solche Niederlassungen waren 1) Malabar, wo das Hauptcomptoir, in Cochin angelegt, über sieben Factoreien der Küste die Aufsicht führte. 2) Punto Gale und Jaffnapatam auf Ceylon. 3) Samarang auf der Nordostküste von Java mit mehren Factoreien. Endlich gab es noch Hauptcomptoire, von einem Oberkaufmanne geleitet, 1) auf Bantam; 2) Padang auf Sumatra; 3) Japan, und Residenzen, die sich wenig von den Hauptcomptoiren unterschieden, zu Cheribon auf Java, in Siam und Mocha. Diese mannichfaltigen Niederlassungen waren weit entfernt davon, einen zusammenhängenden und leicht regierbaren Staat zu bilden. Da die ausschließliche Absicht der Holländer auf Begründung von vortheilhaft gelegenen Handelsplätzen sich richtete, so entstand der unvermeidliche Nachtheil von Zersplitterung über weite Räume, aus welchem nothwendig eine größere Angreifbarkeit und bedeutender Aufwand zur Beschützung entspringen mußte. Lag auch einige Sicherheit in der insularen Bildung des wichtigsten Theiles dieses Reiches, so herrschten doch die Holländer selbst in den Archipeln nicht unumschränkt, denn nur die Molukken waren ihnen ganz unterthan, während selbst auf dem wichtigen Java allezeit unabhängige Fürsten sich erhielten und häufige Kriege hervorbrachten. Über die Unterthanenzahl der Compagnie ist nichts mit Sicherheit bekannt geworden, indem der Begriff ihrer Herrschaft ein ziemlich schwankender war, sehr viele der eingebornen Volksstämme nur dem Namen nach zinspflichtig erschienen, und die Zahl der Niederlassungen selbst immerdar änderte, da neue angelegt, häufiger aber andere, aus der ersten Periode sich herschreibende Comptoire und Residenzen aufgegeben werden mußten. Die Verwaltung der in-

35) Saalfeld S. 172—179. Aus vielen Umständen scheint sich mit ziemlicher Gewißheit zu ergeben, daß Valkenier der eigentliche Anstifter jenes Blutbades war, und als solcher auch seinen Vorgesetzten in Holland galt, wie aus Einziehung seines Vermögens von fünf Millionen Gulden hervorgeht. Er starb in Batavia während der über ihn verhängten Untersuchung, sodaß ein Urtheil in dieser Sache nicht gefällt worden ist. 36) Saalfeld II. S. 198.

dischen Besitzungen stand unter der Oberaufsicht der Compagnie, die sich je nach den Antheilen der holländischen Provinzen an dem Stammcapitale in vier Kammern theilte, aus deren 60 Vorstehern 17 Directoren erwählt wurden, welchen die oberste Leitung der Geschäfte oblag. Die Generalstaaten behielten sich jedoch eine Art von Oberaufsicht vor. Jede der neun Verlängerungen des Privilegiums der Compagnie (1647, 1655, 1696, 1740, 1741, 1742, 1748, 1774) brachte Abänderungen in der Administration hervor, die jedoch das Wesentlichste der ursprünglichen Einrichtungen unberührt ließen. Im J. 1748 ernannten die Kammern den Erbstatthalter zu ihrem obersten Director, und räumten ihm einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Leitung der Geschäfte ein. Ein zu Batavia residirender Generalgouverneur repräsentirte in Indien die Compagnie und übte den Oberbefehl über Land- und Seemacht, präsidirte im Rathe von Indien und genoß fürstliche Ehren. Alle in den Colonien der Compagnie sich aufhaltenden Europäer standen ebenso wie sämmtliche Beamte unter seinem unmittelbaren Befehle, und selbst der Rath von Indien durfte in gewissen Fällen seinen Entschließungen keinen Widerstand leisten. Eine so unumschränkte Macht konnte leicht gemisbraucht werden, indem es für keinen Beamten räthlich schien, Einwendungen zu machen, zu deren empfindlicher Bestrafung dem Gewalthaber so große Mittel zu Gebote standen. Der nächste Würdenträger war der Generaldirector des Handels, dem die oberste Leitung der kaufmännischen Geschäfte anheimfiel. Der Rath von Indien hatte mehr eine berathende als entscheidende Stimme, zumal so lange ein Generalgouverneur an der Spitze stand. Einer der Räthe war Präsident des obersten Gerichtshofes, der in bürgerlichen Processen entschied, seit 1710 unabhängiger gemacht, dennoch stets unter dem Einflusse des Generalgouverneurs blieb. Für geringere Civilprocesse war ein Gericht der Schöffen vorhanden, und anderweitige öffentliche Angelegenheiten leitete ein Collegium von Waisenaufsehern, ein Consistorium und ein Collegium der Bauten. Land- und Seemacht der Compagnie befanden sich nur in den ersten Jahrzehnten ihrer Existenz im Achtung gebietenden Zustande. Je mehr ihre Reichthümer zunahmen, um so mehr waltete auch ein kaufmännischer Geiz, und man begnügte sich, das Heer, dessen Stärke an Europäern eigentlich 12,000 Mann betragen sollte, mit dem schlechtesten Gesindel zu recruriren. Ungefähr 8—9000 Männer, die aus allen Ländern Europa's stammten, erreichten jährlich Ostindien in Schiffen der Compagnie. Eine sehr schlechte Behandlung und Garnisondienste in den ungesundesten Gegenden richtete den größten Theil in wenig Jahren hin. Das Officiercorps bestand gleichfalls aus rohen und unwissenden Menschen, und erfuhr Vernachlässigung und sogar Verachtung. Die Flotte war aus gleichen Ursachen in ähnlichem Zustande, und ungeachtet der Zahl ihrer Schiffe nicht im Stande, es mit einem gleichstarken Feinde aufzunehmen. Die Einkünfte der Compagnie bestanden hauptsächlich in dem Ertrage der jährlichen Auctionen indischer Erzeugnisse, außerdem in den Territorialabgaben der Colonien, in Zöllen, Ertrag des Zwischenhandels und zufälligen Einnahmen. Sie vermehrten sich nicht in dem Maße, wie die Ausgaben, und daher entstand schon im J. 1697 ein Deficit, welches immer, anwachsend, ungeachtet einer sehr unbilligen Maßregel gegen die Gläubiger, die endliche Insolvenz herbeiführen mußte. Der Gesammtertrag war in den J. 1648 — 1657 jährlich durchschnittlich = 7,943,308 Gulden; 1770—1779 jährlich = 20,220,320 Gulden; 1782 — 1793 jährlich = 13,972,299 Gulden. Das jährlich wachsende Deficit kann um so weniger auffallen, wenn man sieht, daß allein in den fünf Jahren 1786—1790 die Ausgabe die Einnahme um 43,674,810 Gulden überstiegen hatte. Der schnelle Verfall der Compagnie findet seine Erklärung theils in den Einrichtungen ihrer Administration, theils in den Zeitumständen, die, abgesehen von den nachtheiligen Seekriegen mit England, dem Alleinhandel der Compagnie immer ungünstiger geworden waren, seit das britische Reich in Indien an Größe und Productivität zunahm. Schwerfälligkeiten im Gange der Verwaltung verbanden sich mit der aus vielen Gründen nicht zu hindernden Unredlichkeit der Mehrzahl der Beamten vom Generalgouverneur bis zu dem Schreiber herab, und einer schamlos getriebenen Contrebande. Luxus der ausschweifendsten Art untergrub den Wohlstand der Familien, während die unaufhörlichen Kriege mit eingebornen Fürsten die öffentlichen Mittel erschöpften und den Handel störten [37]). Mancherlei Misgriffe vermehrten späterhin die eingerissene Unordnung der Finanzen, und die Verbindung zerfiel, deren einziger Zweck Bereicherung der Mitglieder gewesen, um so schneller, je weniger sie während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens irgend etwas gethan, um ihr Reich auf festen Grundlagen zu errichten und es nach Grundsätzen einer umsichtigen Politik, verständigen Staatswirthschaft und echter Moral zu verwalten. — Eine neue niederländisch-ostindische Compagnie bildete sich im J. 1815 und hat ihren Sitz zu Batavia. Sie besitzt ein Capital von 23 Millionen Gulden und das Monopol des Thee- und Gewürzhandels, hat aber keine politischen Rechte, wie ihre große Vorgängerin. — Die große Handelsgesellschaft der Niederlande, welche im Mai 1824 auf 25 Jahre mit einem Capitale von 37 Mill. Gulden (verringert im J. 1827 auf 34 Mill.) errichtet wurde und sich einen unbeschränkten Wirkungskreis vorbehielt, hat Agenten in China und Java, und macht Geschäfte in den Waaren, welche der vorhergehenden Compagnie nicht als Monopol zugesichert sind; schickt auch Schiffe nach Westindien und Südamerika, hat aber nirgends Landbesitz.

Holländisch-westindische Compagnie. Theils das Beispiel der ostindischen Gesellschaft und der Anblick ihres frühzeitigen Erfolges, theils wol auch der noch immer auf Holland lastende Druck der Ausschließung von manchen europäischen Märkten, riefen eine neue Com-

37) Über Finanzen, Administration u. s. w. der Compagnie s. die umständlichen Nachrichten nach den besten Quellen bei Saalfeld II. M. C. Sprengel, über die neuesten Veränderungen der ostindischen Gesellschaft der Ver. Niederlande (Halle 1794).

pagnie in das Leben, die im Westen ihr Glück suchte. Der Weg dahin war den Holländern schon geraume Zeit bekannt, und sie hatten manche Handelsunternehmen nach Westindien und der Westküste von Afrika gemacht, waren sogar schon erobernd dort aufgetreten, als Wilhelm Ußlinx, ein wegen religiöser Verfolgung geflüchteter Brabanter, die Errichtung einer westindischen Handelsgesellschaft versuchte, die jedoch von Seiten der Regierung Widerstand erfuhr, und daher erst im J. 1621 wirklich zu Stande kam. Der auf 24 Jahre gültige Freibrief gab der Compagnie das ausschließende Recht des Handels an den Küsten Amerika's, von Neufundland um die Südspitze des Continents bis an die Nordwestküste, in Polynesien und in Afrika vom südlichen Wendekreise bis zum Cap. Die Einrichtungen und die Privilegien dieser Gesellschaft glichen sonst ganz denjenigen der ostindischen Compagnie. Das Stammcapital betrug 7,108,161 Gulden. Von der nachlässigen Verwaltung und der Wehrlosigkeit der westlichen spanischen Colonien hatte man seit längerer Zeit Kunde, und versuchte daher vor Allem die Eroberung einer der wichtigsten. Unter Admiral Willckens segelte die erste Flotte von 23 Schiffen im J. 1624 nach Brasilien und eroberte fast ohne Schwertstreich die Stadt San Salvador. Philipp II. von Spanien, dem der Ruin der Portugiesen erwünscht war, that absichtlich nichts zur Wiedereroberung, foderte aber Portugal dazu auf. Ehe diese letzten großen Anstrengungen eines sinkenden Volkes gemacht worden, hatte schon der in Brasiliens Geschichte berühmte Bischof Miguel Tereira mit geringer Macht die Holländer angegriffen, ihre Festungen belagert und genommen. Glück zur See entschädigte die letztern für diese Verluste. Ihre Schiffe waren gut commandirt, mit ausgewählten Seeleuten bemannt, und galten der Gesellschaft als das wichtigste Mittel, den Spaniern, die fast immer unterlagen, ihre Schätze abzunehmen. In dem kurzen Zeitraume von 13 Jahren (1623 — 1636) rüstete jene mit einem Aufwande von 45 Millionen nicht weniger als 800 Schiffe aus, eroberte aber 545 Schiffe mit ihren Ladungen, die auf 90 Millionen angeschlagen wurden. Daher war damals die Dividende nie unter 20 Proc. und stieg oft bis zu 50 Proc. Im Ganzen erscheinen aber die Unternehmungen dieser Compagnie wenig besser als Raubzüge einer wohlgeleiteten Verbindung von Flibustiers, denen es mehr um Plünderung, als um dauernden Besitz zu thun war. Zahlreiche Angriffe auf unbewehrte Pflanzorte (z. B. auf Guayaquil durch P. l'Hermite 1624) beweisen dieses Urtheil, und ebenso zeigt die Vertheilung des Gewonnenen ohne Vorbehalt einer Summe zur Begründung einer festen Herrschaft von dem seeräuberischen Charakter dieses Unternehmens. Die Eroberung der Küste von Pernambuco durch den Admiral Lonk im J. 1630 und die hierdurch erlangten Reichthümer verführten die Compagnie zu dem Versuche, sich ganz Brasilien zu unterwerfen. Sie fand im Grafen Moritz von Nassau einen muthigen und geschickten Obergeneral, dem sich die erprobtesten der portugiesischen Heerführer, unter diesen selbst der berühmte Albuquerque, umsonst entgegenstellten. Sieben aus den vierzehn der Capitanien, in welche Brasilien damals getheilt war, geriethen in Besitz der Holländer, deren Reich sich von Bahia bis zum Oyapoc erstreckte, und in Olinda, Porto seguro und Geará wichtige Stützpunkte erhielt, während zugleich verständigere, von dem Directorium ausgegangene Maßregeln die Consolidirung des Ganzen durch eine geregelte Regierung bezweckten. Sehr zu bezweifeln ist es, ob man jemals diese Anordnungen mit Consequenz durchgeführt haben würde, denn in der Richtung und Entstehungsgeschichte dieser Compagnie lag etwas mit einer friedlichen Verwaltung und ruhigen Berechnung Unerträgliches. Das große Ereigniß, welches Portugal im December 1640 seine Unabhängigkeit zurückgab, machte den Untergang der Compagnie unvermeidlich, obgleich ein weiteres Verfahren denselben längere Zeit hätte aufhalten, oder aus seinen Trümmern Einiges retten können. Von den Generalstaaten kam der Befehl der Einstellung aller Feindseligkeiten gegen die nunmehr mit Holland in einen Vertrag getretenen Portugiesen, die aber weder in Ostindien noch in Amerika sich gebunden achteten, und in beiden Welttheilen die Holländer fortdauernd bekämpften. Der Mangel an Festigkeit in den Einrichtungen und der Verwaltung des holländischen Brasiliens, die seit 1636 bemerklich gewordene Verwirrung in den Finanzen der Compagnie (ihre Schuldenlast betrug damals bereits 18 Mill. Gulden) mußten zu Versuchen der Wiedereroberung einladen. Den Anstrengungen der Portugiesen kamen die Brasilier zu Hilfe. Gedrückt und ausgesogen durch die holländischen Behörden empörten sie sich an mehren Orten und überwältigten ohne Mühe die kleinen Garnisonen. Alle kehrten unter Portugals Herrschaft zurück. Graf Moritz von Nassau zog sich, des Lebens in Amerika müde, nach Holland zurück, und mit ihm verließen die Tapfersten und Gebildetsten der Eroberer das Land, um daheim das meistens mit Ungerechtigkeit oder durch Gewaltsamkeit Gewonnene in Ruhe zu genießen. Eine verderbliche Verblendung verhinderte die Gesellschaft, ihre Lage zu rechter Zeit zu erkennen, denn statt sich anzustrengen, um ihren Besitz zu schützen, versuchte sie mit den unangemessensten Mitteln die Eroberung neuer Provinzen, zersplitterte ihre Kräfte (z. B. durch Absendung Hendrich Brouwers nach Chile mit fünf Schiffen im J. 1641) an hoffnungslosen Unternehmungen, und legte das Schicksal ihrer Pflanzorte in die Hände von rohen und unwissenden, oder betrügerischen und treulosen Menschen. Der Stand dieser Angelegenheiten war in Europa vollkommen bekannt, aber dennoch wagte es die Compagnie der ostindischen Gesellschaft, eine Vereinigung anzutragen, und mußte sich bei Wiederholung ihres Vorschlags eine ziemlich schnöde Abweisung gefallen lassen. Inzwischen stellte sich ein Portugiese von unbekannter Herkunft, Juan Fernandez de Viera, an die Spitze der mißvergnügten Colonisten, verdrängte die Holländer aus vielen ihrer Posten, und fuhr unbekümmert um den Gegenbefehl der lissaboner Regierung fort, das Land in Aufruhr zu versetzen und seine Zwingherren zu bekämpfen. In Verbindung mit Baretto, Vidal u. a. m. eroberte er Pernambuco und schlug eine aus Holland unter dem Obersten

Schuppen angelangte Verstärkung von 4000 Mann auf das Schimpflichste in die Flucht. Rächten sich nun auch die Holländer, wo sie es irgend vermochten, durch Verwüstung der Ortschaften und unmenschliche Bestrafung ergriffener Insurgenten, so verbesserte sich hierdurch ihre Lage ebenso wenig, als durch die Ankunft einer Flotte von 50 Schiffen mit 6000 Mann Hilfstruppen. Verwaltung und Finanzen befanden sich im holländischen Brasilien in so großer Unordnung, und unter dem Heere herrschte ein so entschiedener Geist der Unzufriedenheit und Zuchtlosigkeit, daß es den Brasiliern nicht schwer wurde, sich von ihren Unterdrückern zu befreien. Der Krieg mit England verhinderte die Generalstaaten der Compagnie, die man nun gern gerettet hätte, zu Hilfe zu kommen, und so geschah es dann, daß die wenigen, dem Schwerte und der Hungersnoth entkommenen Holländer, die 1648 nur noch drei Festungen in Brasilien besaßen, durch eine Capitulation vom 28. Jan. 1654 jenes Land vollständig räumten. Man machte keine neuen Versuche der Wiedereroberung, sondern begnügte sich durch den Tractat von 1661, welcher die Verhältnisse zwischen Portugal und Holland regelte, das Versprechen einer Entschädigung von 8 Mill. Gulden zu erhalten, wogegen das portugiesische Recht auf den Besitz Brasiliens anerkannt wurde. Solches war das Schicksal eines Anfangs durch das Glück ungemein begünstigten Unternehmens, zu dessen vorzeitigem Untergange aber der Keim in der Entstehung selbst gelegt war. Holland verlor ein Land, dessen Wichtigkeit als Colonie vielleicht Ostindien noch übertroffen haben würde, indem es einer Gesellschaft gestattete, ohne Aufsicht zu verfahren und der Habsucht zu fröhnen, die nur, für sich sorgend, um die Zukunft sich nicht bekümmert und jeden öffentlichen Vortheil mit Gleichgültigkeit ansieht. Erwuchs dem Staate politischer Vortheil durch die Zerstörung des spanischen Handels, welchen sich die Compagnie in den ersten Jahren ihres Bestehens mit vielem Erfolge angelegen sein ließ, so litten dafür zahlreiche Bürger, die ihr Vermögen auch in den letzten und hoffnungslosen Jahren des holländisch-brasilischen Colonialreiches neuen Eroberungsplanen zu opfern nicht angestanden hatten. An den Verlust der amerikanischen Niederlassungen knüpfte sich der der afrikanischen Pflanzorte, die jedoch nie bedeutend gewesen waren. Eine zweite westindische Gesellschaft bildete sich im J. 1674 aus den ehemaligen Actionairs und ihren Gläubigern. Sie erlangte dieselben Rechte, wie ihre Vorgängerin, besaß 6 Mill. Gulden an Capital, hatte Niederlassungen am Cap Vert, der Goldküste, auf Tabago und Curassao, machte aber nie große Geschäfte oder Eroberungen, und hat sich bis auf verhältnißmäßig neue Zeiten, obgleich in sehr verfallenem Zustande, erhalten [38]). Die gegenwärtig bestehende westindische Gesellschaft hat einen Fonds von 10 Mill. Fl., der, auf 1000 Actien vertheilt, feste Zinsen von 4 Proc. gibt.

Ostende-Compagnie. Während der Zeit des zunehmenden Verfalles der niederländischen Handlung versuchte Prinz Eugen von Savoyen durch Errichtung einer ostindischen Handelsgesellschaft den österreichischen Provinzen emporzuhelfen, und erlangte 1717 die Erlaubniß zur Absendung von zwei Schiffen. Nach erfolgreicher Rückkehr derselben gab die Regierung zu Wien der Compagnie ein sehr ausgedehntes Privilegium. Das Stammcapital von 10 Mill. Gulden war auf 10,000 Actien vertheilt, und gestattete unmittelbares Beginnen einer Thätigkeit, welche Holländer und Engländer nicht wenig beunruhigte. Die Gesellschaft errichtete eine Factorei an der Küste von Coromandel zu Coblon und eine andere am Ganges; allein sie fiel als Opfer politischer Combinationen der europäischen Mächte gegen das Haus Österreich, welches die Anerkennung der pragmatischen Sanction nur dadurch erlangte, daß es sich 1727 verbindlich machte, das Privilegium der Gesellschaft von Ostende auf sieben Jahre zu suspendiren. Die Actionaire erkannten hierin die Vorboten eines Befehls, sich aufzulösen, und kamen diesem freiwillig zuvor, indem sie ihr Geschäft aufhoben und zum Theil nach Schweden auswanderten.

III. Französische Gesellschaften.

Französisch-ostindische Compagnie. Nach dem Untergange einer im J. 1642 gestifteten Handelsgesellschaft, welche die Colonisirung von Madagascar versucht und dabei namhafte Summen verloren hatte, setzte Colbert den Plan einer ostindischen Compagnie in das Werk, obgleich Ludwig XIV. sich ihm abgeneigt gezeigt hatte. Das im J. 1664 bewilligte Privilegium lautete auf 50 Jahre und den Alleinhandel in den Meeren Ostindiens, sowie auf dem großen Ocean. Niemand sollte weniger als 1000 Livres zeichnen dürfen, Ausländer mit 20,000 Livres in Actien sollten Franzosen gleichgestellt sein; die Regierung verwilligte Zollverminderungen, versprach Schutz durch Truppen im Falle europäischer Kriege, und machte sich für Deckung der Verluste in den ersten vier Jahren verantwortlich. Das zur Hälfte aus den den Regierungscassen geflossene Stammcapital betrug 7—8 Mill. Livres, hätte aber dem Plane nach 15 Mill. ausmachen sollen. Man verfiel in den Irrthum der ersten Compagnie, und versuchte mit Aufopferung einer großen Summe die Colonisirung von Madagascar. In Indien kam die erste Niederlassung der Franzosen im J. 1668 unter Caron, einem geborenen Franzosen und ehemaligen Beamten der holländischen Compagnie, zu Stande. Sie befand sich zu Suratte, einem ehedem außerordentlich wichtigen Handelsplatze, den man aber bald mit Trincomale auf der den Holländern gehörenden Insel Ceylon zu ver-

38) Ihre Dividenden waren nie erheblich. Von 1679—1779 betrugen sie durchschnittlich 2 Proc. jährlich. Die höchste Dividende von 10 Proc. ergab sich im J. 1678, allein drei Jahre vorher und vier Jahre nachher ist keine Vertheilung vorgekommen. Bis 1734 genoß diese Compagnie den Alleinhandel an der afrikanischen Küste, jedoch unter der Bedingung, jährlich wenigstens 2500 Sklaven in Surinam zum Verkaufe zu bringen. Der Erbstatthalter wurde auch von dieser Gesellschaft im J. 1766 zum Oberdirector gewählt. An der afrikanischen Küste besaß sie ehedem 13 befestigte Factoreien. *Raynal* VI. p. 100. Lüder S. 289. Die Geschichte der brasilischen Eroberungen findet sich in *Barlaeus*, De Rebus gestis in Brasilia.

tauschen eilte. Aus Furcht vor Widerstand gab man dieses Unternehmen auf, nahm den Portugiesen die Stadt St. Thomas ab (1672), verlor sie aber zwei Jahre später an die Holländer. Die von einem Kaufmann Martin gesammelten Reste dieser Colonien siedelten sich endlich in Pondichery an, welches zum Mittelpunkte des französischen Handels erhoben und so sorgfältig befestigt wurde, daß die Holländer während des europäischen Krieges gegen Ludwig XIV. sich lange Zeit umsonst bemühten, es zu erobern. Sie wurden durch den Frieden zu Ryswick 1693 zur Rückgabe genöthigt. Martin traf vortreffliche Einrichtungen und suchte nach allen Seiten Verbindungen anzuknüpfen, die zum Theil früherhin schon bestanden hatten (z. B. mit Pegu, Siam, Cochinchina), aber durch Unvorsichtigkeit oder Arrogant der Franzosen verloren gegangen waren. Mit dem Abgange dieses verdienstvollen und umsichtigen Mannes begann für die Compagnie eine Periode der üblen Verwaltung, die bald ihre Folgen in der Verwirrung der Finanzen verrieth. In Frankreich selbst bekämpfte eine starke Partei die Monopolisten, und erlangte so vielen Einfluß auf die Regierung, daß diese der Compagnie mehre Vortheile, namentlich in der Versteuerung ihrer Waaren, entzog. Der spanische Erbfolgekrieg beschleunigte den Ruin der Geschäfte, und als die Compagnie 1708 sich außer Stande sah, eine Flotte auszurüsten, begann sie Theile ihrer Vorrechte an Privatleute zu verkaufen, überließ 1712 den Kaufleuten von St. Malo den indischen Handel mit Ausbedingung gewisser Procente, und schloß ihre Rechnung mit einem Deficit von 10 Mill. Livres [39]). Die fernere Geschichte dieser Compagnie fällt mit der einer großen 1718 — 1720 aus Verschmelzung mit andern entstandenen Gesellschaft zusammen (s. unten Compagnie von Indien).

Französisch-westindische Compagnie. Franzosen hatten sich 1635 in Cayenne festgesetzt. Eine Gesellschaft von Kaufleuten zu Rouen schickte Pomet de Bretigny 1643 dahin, als Geschäftsführer. Seine Grausamkeit kostete ihm das Leben. Eine neue Gesellschaft trat 1651 zusammen und brachte eine Colonie von 800 meistens pariser Auswanderern zusammen, deren Verhalten in Amerika aller Moral, und selbst der gewöhnlichsten Klugheit, widersprach, und den Untergang des größten Theils innerhalb 15 Monaten nach sich zog. Unter der Direction des Präsidenten la Barre trat im J. 1663 eine neue Gesellschaft mit dem geringen Capitale von 200,000 Fr. zusammen. Der zugestandene Freibrief verlieh ihr die Oberherrlichkeit in Canada, Acadia, den Antillen und in Guyana von den Orenoko bis zum Amazonas. Gleichfalls erlangte die Gesellschaft das ausschließliche Handelsrecht in allen jenen Gegenden nicht minder, als in Guinea für 40 Jahre, und ebenso die Erlegung halber Zollgefälle in französischen Häfen. Das Unternehmen fand so großen Beifall, daß die Unterzeichnungen sich mehrten, und in sechs Monaten 45 Schiffe ausgerüstet werden konnten. Man nahm Besitz von den überwiesenen Küstenstrichen und legte den Grund zu einem großen Handel, der aber nur neun Jahre bestand. Die Regierung nahm 1674 den Freibrief zurück, vereinte die Niederlassungen wieder mit den Besitzungen der Krone und kaufte die Actien auf. Theils entstand diese Maßregel aus der Armuth der durch die Kriege mit England sehr erschütterten Gesellschaft, die bereits eine Million zu borgen und ihr afrikanisches Privilegium zu veräußern gezwungen worden war, theils auch aus der Überzeugung der Regierung, daß der Hauptzweck jener Verbindung, den Holländern den westindischen Alleinhandel zu entreißen, vollkommen erfüllt sei, und die französischen Kaufleute diese Geschäfte nicht wieder aufgeben würden, auch wenn sie zum selbständigen Handeln gezwungen wären.

Französische Compagnie des Mississippi. Louisiana war eben erst (1673) von Canada aus entdeckt worden, und Niemand kannte noch den Ausfluß seines mächtigsten Stromes, als die französischen Colonisten bereits schlossen, daß solche Wasserwege die Herstellung eines großartigen Handels mit dem mittlern Amerika befördern müßten. La Salle, ein geborner Normand, und ebenso ehrgeiziger als gewinnsüchtiger Mann, ergriff mit größter Lebhaftigkeit diese Ideen, verließ seinen Wohnort in Canada und ging nach Frankreich, wo er den Hof für sich und seine Plane zu gewinnen verstand. Ohne sich zu übereilen, begründete er im gegenwärtigen Staate Michigan und in Indiana einige Pflanzörter, und befuhr dann den Mississippi bis zu seiner Mündung als erster Entdecker. Er erbaute daselbst 1683 das Fort Frontignac, ging über Quebeck nach Frankreich zurück, und erlangte dort vier Schiffe mit 150 Mann Besatzung, um von der Seeseite her den Mississippi aufzusuchen. Die eigenthümliche Bildung jener Küsten entschuldigt es, daß er die gesuchte Mündung verfehlte und im Januar 1685 in der Bai St. Bernard landete. Einige Glieder der Colonie ermordeten ihn endlich, denn durch Stolz und Hartnäckigkeit hatte er gradweis sich seine Untergebenen zu Feinden gemacht. Die Ansiedler kamen um oder zerstreuten sich, und Louisiana gerieth in Vergessenheit, bis D'Iberville, ein vielgewanderter und unternehmender Canadier, die französische Regierung von Neuem für den Plan der Colonisirung gewann, Schiffe erhielt, und im Juli 1699 die Mündung des Mississippi glücklich auffand. Ließen sich nun auch Franzosen dort, sowie um Mobile und Pensacola, nieder, so gewannen diese Ansiedelungen doch so wenig Bedeutung, daß Crozat, ein zur Ausführung der großartigsten Unternehmen fähiger Mann, ohne Mühe die Erlaubniß des Alleinhandels mit Louisiana für 15 Jahre erhielt.

Französische Compagnie des Westens. Crozat wurde seines wenig einträglichen Monopols zeitig müde, und trat das Privilegium im J. 1717 an eine Gesellschaft ab, die in Gemäßheit der kolossalen Plane des Schotten Law gestiftet wurde, als Theil eines Mechanismus, durch welchen er glaubte, den heillos verwirrten Finanzen Frankreichs wieder aufhelfen zu können. Zu den alten Privilegien kam noch das Recht des Biberfanges; allein mehr als diese wahrscheinlichen Vortheile wirkte das ausgestreute Gerücht von der Entdeckung fabelhaft

39) *Raynal* II. L. 4.

reicher Bergwerke auf die Unterbringung und den Cours der Actien, deren Creirung mit der Einführung von Papiergeld und gewagten Finanzspeculationen in enger Verbindung stand. Ungeheure Summen wurden auf ein Hirngespinnst gewendet, Tausende von Leben dem furchtbaren Klima Louisiana's geopfert; ein an Wahnsinn grenzender Taumel hatte sich der Nation bemächtigt. Zwar entstand (1718) die Stadt Neuorleans und nach und nach mehre Flecken, die gegenwärtig zu großen Städten angewachsen sind; allein aus der Verwaltung und dem Benehmen der Regierung ging es deutlich hervor, daß ihr das Schicksal der Colonie und der Handelsgesellschaft sogleich nach Gelingen ihres politischen Betrugs völlig gleichgültig geworden war. Zahlreiche Fehler der Administration, wie sie von den Franzosen, dem zur Begründung von Colonien stets am wenigsten geeigneten Volke, überall begangen worden sind, haben sich später, als die Mississippicompagnie in einer andern Vereinigung untergegangen war, hinzugesellt, um das Aufblühen von Louisiana zu verhindern, welches durch den Frieden von Versailles an Spanien kam.

Französische Compagnie von Indien. Als ein Theil des von Law entworfenen Systems erscheint die Verschmelzung der Compagnie des Westens mit denen von Senegal (1718) und Canada, welche beide nicht lange unabhängig existirt hatten; mit der alten ostindischen, der chinesischen und St. Domingogesellschaft (1719, 1720) zu einem einzigen Körper, der den Namen der Compagnie von Indien erhielt. Die Amalgamirung der ostindischen Gesellschaft war durch die Umstände geboten, denn sie hatte durch üble Wirthschaft sich fast ganz um ihren Credit gebracht, und auch die andern Compagnien waren in keinem blühenden Zustande. Die Speculationswuth war so groß, daß nach geschehener Vereinigung die vorher unter Pari befindlichen Actien der Compagnie des Westens sogleich auf 300 Proc. stiegen, und man innerhalb eines Monats über 50 Mill. Fr. unterzeichnete, abgesehen von den 100 Mill., die der Compagnie des Westens überlassen worden waren, und den ersten 25 Mill., welche der Compagnie von Indien bleiben sollten, aber im Augenblicke Liebhaber gefunden hatten. Um dem Andrange zu genügen, sah sich die Regierung gezwungen, das Stammcapital bis zu 300 Mill. zu vergrößern, und da zugleich die Bank kaum genug Papiere ausgeben konnte, um der allgemeinen Verblendung zu genügen, so kam es endlich dahin, daß in Actien der Compagnie und Banknoten 6,183,243,590 Livres umliefen, während die Summe alles in Frankreich vorhandenen Metallgeldes 1200 Mill. Livres nicht überstieg. Die Actien stiegen auf 1200 Proc., die der alten Compagnie des Westens sogar auf 1900 Proc.; ein in der Geschichte des Geldhandels beispiellos gebliebener Fall. Unter solchen Umständen konnte die Compagnie im J. 1719 dem Könige den Vorschuß von 1200 Mill. Fr. zur Bezahlung der Staatsschulden anbieten, und außerdem noch um den Generalpacht der Domainen gegen jährliche 3,500,000 Livres ansuchen. Beides wurde genehmigt, und zur Ausgleichung erhielt die Compagnie alle Rechte der Gesellschaften, die sie in sich aufgenommen, sowie ein Privilegium bis 1770. Sie übernahm dagegen die Liquidirung der Schulden der alten ostindischen Compagnie ohne Abzug, schoß zu den geliehenen 1200 Mill. innerhalb drei Monaten noch 3 Mill., welche in Verbindung mit einem ältern Vorschusse die Summe von 1600 Mill. herstellten, die der König mit 3 Proc. verzinsen sollte. Schnell genug verschwand dieser trügerische Glanz, als auf Antrag des präsidirenden Herzogs von Orleans die Compagnie die Direction der königlichen Bank übernahm und Law (1720) zum Generalcontrolleur der Finanzen und Generalinspector der Compagnie ernannt ward. Der Credit wurde auf einmal wankend, Actien und Banknoten fielen, Tausende von Familien verarmten bei der Unmöglichkeit, ihre Papiere schnell zu realisiren, und nachdem die Bank fallirt hatte, verbankte die Compagnie ihr Fortbestehen nur klugen Vorsichtsmaßregeln. Law mußte das Land verlassen und die zeitherigen Directoren andern Platz machen, der Compagnie verlangte man genaue Angabe ihres Status, sowie Übersichten ihrer Geschäfte ab, sie mochten nun auf eigene oder der Bank Rechnung betrieben worden sein; endlich suchte eine besondere Commission den Betrügereien der Actionaire der Mississippicompagnie auf den Grund zu kommen, die es verstanden hatten, ihre Papiere zur rechten Zeit in baares Geld oder Waaren umzusetzen. Ungeachtet des allgemeinen Abscheues gegen ein System, welches so endloses Unglück über Frankreich gebracht und das Volk zuerst mit Schwindelgeschäften bekannt gemacht hatte, nahm sich Fleury doch der Compagnie, dem Überreste der Operationen Law's, mit Sorgfalt an. Unter dem Oberbefehle von Dumas gewannen die indischen Angelegenheiten bald ein vielversprechendes Ansehen. Ein sehr wichtiger Schritt zur Befestigung der französischen Herrschaft geschah, indem die Regierung (1735) den berühmten de la Bourdonaie nach den mascarenischen Inseln abschickte, die zwar schon seit 1665 von einigen Franzosen bewohnt und seit 1718 im Besitze des Kaffeebaues, doch vernachlässigt und eigentlich ohne geregelte Verwaltung geblieben waren. In jene Zeit fällt die Colonisirung von Isle de France, welcher durch die Engländer, ihre gegenwärtigen Besitzer, den von den Holländern gegebenen Namen Mauritius zurückerhalten hat [40]). La Bourdonaie würde in dem bald darauf ausgebrochenen Kriege den Engländern in Indien empfindlichen Schaden zugefügt haben, wäre nicht die Compagnie, die ihn als königlichen und daher unabhängigen Officier ansehen mußte, bemüht gewesen, die Ausführung seiner Vorschläge zu hintertreiben. Dupleix, Gouverneur der indischen Colonien, selbst ein Mann von großem Verdienst und Begründer einer sehr blühenden Handelsniederlassung zu

40) Der Besitz von Isle de France erlangte für die Compagnie später eine hohe Wichtigkeit. Bereits im J. 1763 belief sich die Bevölkerung auf 4600 Weiße und 15,000 Negersklaven; der Ertrag an Producten war sehr bedeutend; nur an Kaffee kaufte die Compagnie 2,535,000 Pfund zu 6 Sous auf. *Raynal* II. L. 4.

Chandernagore am Ganges, intriguirte gegen la Bourdonaie, der Anfangs die Engländer schlug, aber schlecht unterstützt von der Compagnie, endlich erlag. Einen Angriff auf Pondichery wies Dupleix mit Glück zurück, und nach Schließung des Friedens verstand er seinen Einfluß auf die einheimischen Fürsten so auszudehnen, daß mittels verschiedener Abtretungen das Gebiet der Compagnie auf der Küste von Coromandel über 600 Lieues sich erstreckte. Der nächste große Krieg machte aber dieser Macht ein Ende. Eine Besitzung nach der andern ging verloren, und zuletzt fiel Pondichery (den 15. Jan. 1761) in die Hände der Engländer. Außerordentlich viele Mißbräuche waren in der Verwaltung schon weit früher eingerissen, Unterschleife fast öffentlich betrieben und mancher politische Fehler begangen worden, während zugleich die lockern Sitten und die Verschwendung der Colonisten und Beamten den allgemeinen Wohlstand untergruben. Die Finanzen befanden sich in großer Verwirrung, obgleich schon 1747 die Regierung die Summe von 180 Mill. als ihre Schulden anerkannt und mit 5 Proc. der Compagnie zu verzinsen begonnen hatte. Ein vom 1. Juli 1764 datirter Abschluß gab der Compagnie 82,136,538 Livres Schulden, hingegen ein Vermögen von 83,113,842 Livres. Ihr Grundeigenthum, ihre Gebäude, Schiffe, Negersklaven und Vorräthe in den indischen Arsenalen waren einbegriffen und auf 20 Mill. angeschlagen. Daß bei Berechnung der Activa manche allzugünstige Voraussetzung Geltung gefunden haben mußte, ergab sich bald nachher, indem sich im J. 1769 der Ruin und die Zahlungsunfähigkeit der Gesellschaft auf einmal offenbarte. Freilich hatte sie durch den Frieden von 1763 nur einen Theil ihrer indischen Besitzungen wiedererhalten, und diesen obenein im sehr zerstörten Zustande. Ihre Dividenden stiegen (1723—1745) auf 150 Fr. für jede Actie, erreichten aber diesen Betrag nie wieder; im J. 1764 sanken sie auf 20 Fr. Der Werth der Actien war daher ungemein schwankend, fiel in einem Jahre von 2000 auf 1000 Livres, stieg wieder auf 1800 Livres und fiel von Neuem auf 700 Fr. Die Erklärung der Insolvenz gab der Regierung Veranlassung, das Privilegium aufzuheben und den indischen Handel allen Unterthanen zu gestatten, während die Minister den Befehl erhielten, die Angelegenheiten der Compagnie zu ordnen und sie wo möglich wieder emporzubringen, was man jedoch bald als unausführbar erkannte und daher aufgab. Der Handelsstand machte Anfangs geringen Gebrauch von der erlangten Freiheit, obgleich die Regierung Begünstigungen bewilligte, die Niederlassungen in Indien aus der Staatscasse unterstützte und auf gewohnte Weise zu verwalten fortfuhr. Erst um 1785 hatte dieser Handel sich wiederum so gehoben, daß die Einfuhr von Indien größer war als je vorher. Vielleicht trauete man ihm keine Beständigkeit zu, oder man wünschte das Beispiel der britisch-ostindischen Compagnie nachzuahmen, welche sich ein förmliches Reich begründet hatte, als der Plan durchging zur Errichtung einer neuen, für sieben Jahre privilegirten Gesellschaft. Eine Verordnung vom 14. April 1785 führte als Grund dieser königlichen Entschließung die ungenügenden Resultate des freien Handels nach Indien an, der keine regelmäßige Zufuhr hervorgebracht, schwankende Preise verursacht, bald Mangel, bald Überführung der Märkte erzeugt habe, und in den Händen einer privilegirten Gesellschaft allein auf eine allen Parteien gleich vortheilhafte Weise betrieben werden könne. Die Nation dachte anders über alle diese Punkte, tadelte das Verfahren der Regierung als unklug und ungerecht, und betrachtete es als Verletzung der Gesetze, indem das Edict aus dem Staatsrathe erlassen und nicht, wie bei so wichtigen Angelegenheiten ehedem stets geschah, dem Parlament und höhern Gerichtshöfen zur Prüfung vorgelegt worden war. Die in Nachtheil versetzten Parteien verloren durch diese Art der Willensverkündigung die Gelegenheit, sich vor den höchsten Tribunalen öffentlich zu beklagen. Die Unzufriedenheit nahm um so mehr zu, je strenger man verfuhr, um der neuen Gesellschaft ihr Recht ungeschmälert zu erhalten, zu welchem Zwecke unter andern drückenden Maßregeln auch die Durchsuchung der Privatmagazine durch Zollofficianten kam, die, ein vorher unerhörtes Beginnen, das Recht hatten, die verbotenen Waaren zu Gunsten der Monopolisten zu confisciren. Das Stammcapital betrug so wenig, daß ein ernsthafter Betrieb des indischen Handels mit demselben unausführbar erscheinen mußte, und die Erfahrung lehrte, daß die Gesellschaft einen solchen nicht beabsichtigte, sondern sich begnügte, ohne eigene Schiffe auszurüsten, alle von Indien direct oder aus irgend einem andern Lande Europa's importirte aus Indien stammende Waaren mit Beschlag zu belegen und nach Abzug einer willkürlichen Vergütung an die Eigener auf eigene Rechnung zu verkaufen. Die bald darauf ausbrechenden ersten Unruhen der Revolution gestatteten dieser höchst unpopulairen Gesellschaft es nicht, ihre Thätigkeit zu vergrößern, und zwangen sie vielmehr, sich im J. 1790 aufzulösen.

IV. Nordische Gesellschaften.

Dänisch-ostindische Compagnie. So wenig der Mangel an großen Capitalen die ärmern Länder des Nordens befähigt, auf großartige Handelsunternehmen einzugehen, so haben Dänemark und Schweden es doch versucht, durch Errichtung von Gesellschaften einen Antheil an dem Handel Indiens zu erlangen. Boschower, ein ehemaliger Factor der holländisch-ostindischen Compagnie, der sich, nach einigen Erzählungen, von seinen Vorgesetzten beleidigt hielt, nach andern Berichten aber ein gewöhnlicher Abenteurer gewesen zu sein scheint, ging 1617 nach Dänemark, bot, um sich zu rächen, Christian IV. seine Dienste an, und versprach, durch Kenntniß der indischen Verhältnisse unterstützt, auf Ceylon eine dänische Niederlassung zu begründen. Eine Compagnie bildete sich, und da die Regierung selbst Theil nahm, so segelte Boschower 1618 mit sechs Schiffen ab. Der Plan mislang hinsichtlich Ceylons, und nothgedrungen gingen die Dänen nach Tanjaour auf dem Festlande (Küste von Coromandel), wo die Eingebornen ihnen gestatteten, Tranquebar und dann die Festung Danskeborg zu erbauen. Unangefochten von den größern Mächten,

die sich damals den Handel Indiens streitig machten, befestigten und vergrößerten die Dänen ihren, auf einem Stammcapital von 1,809,614 Speciesthalern begründeten Handel, bis das Übergewicht der Holländer sie von den Märkten zu verdrängen begann, und die Folgen der langen Kämpfe, in welche sich das Mutterland mit Schweden verwickelt hatte, auch in Tranquebar fühlbar wurden. Nachdem diese Gesellschaft sich aufgelöst, entstand im J. 1670 eine neue, welche die kleinen Niederlassungen übernahm, vom König Christian V. begünstigt und ansehnlich beschenkt [41]), doch nur ein Capital von 162,800 Thalern zusammenbrachte, und so schlechte Geschäfte machte, daß die ostindischen Niederlassungen aus Mangel an allen Mitteln fast untergingen. Diese Compagnie erholte sich nie wieder und wurde 1730 aufgehoben. Eine dritte Gesellschaft bildete sich im J. 1732. Sie erhielt ein Privilegium für 40 Jahre und zahlreiche Begünstigungen, aus welchen die ernste Absicht der Regierung, ihr Bestand zu verleihen, unverkennbar hervorging. Die letztere hatte sich keinen Vortheil ausbedungen, außer den Zöllen, deren Geringfügigkeit in Erstaunen setzt, denn asiatische Waaren zahlten für den Durchgang nur 1 Proc., für inländischen Verbrauch 2½ Proc. Steuern. Man theilte das Capital der Compagnie in zwei Fonds, unter dem Namen des beständigen und des laufenden; der erste diente zum Ankaufe des sämmtlichen Besitzthums der ehemaligen Gesellschaft, der andere entstand durch alljährlich verlangte und nach Maßgabe der Bedürfnisse abändernde Einzahlungen der Actionaire, denen es jedoch überlassen blieb, dieselben zu leisten oder nicht, je nachdem sie an den eben zu unternehmenden Speculationen Theil nehmen, oder sich von ihnen lossagen wollten. Da diese Einrichtung die Sicherheit der Gesellschaft bedrohte, so hob man sie bei Verlängerung des Privilegiums im J. 1772 auf. Der beständige Fonds gründete sich anfänglich auf 400 Actien zu 250 Thalern, oder 100,000 Thlrn., wuchs im J. 1755 zu 1600 Actien, jede zu 375 Thlrn., also zu 660,000 Thlrn. an, und bestand, da der Werth der Actien inzwischen auf 1650 Thlr. gestiegen war, im J. 1772 aus 2,640,000 Thlrn. [42]). Zwar erreichten die Geschäfte dieser Gesellschaft nie eine bedeutende Ausbreitung, allein sie warfen den Interessenten hinreichenden Nutzen ab. Gegen 1772 gingen jährlich zwei Schiffsladungen europäischer Producte nach Tranquebar ab; von 1732—1746 hatte man 31 Schiffe nach Tranquebar gesendet, in den letzten 26 Jahren des ersten Privilegiums, d. h. von 1747—1772, war die Zahl derselben auf 77 gestiegen. Die Ausfuhr nach Indien hatte in jener Periode an Silber 15,692,940 Thlr., an Waaren 2,092,194 Thlr. betragen; der Werth der Einfuhr auf 73 Schiffen erhob sich auf 34,415,833 Thlr., von welchen aber nur die Summe von 6,573,507 Thlr. auf den inländischen Verbrauch kam. Die Engländer nahmen Tranquebar während des letzten Krieges, gaben es aber 1815 an Dänemark zurück. Der Handel dorthin, sowie nach Serampore, einer andern kleinen Niederlassung der Dänen in Bengalen, befindet sich noch immer in den Händen der Compagnie (jetzt asiatische Seehandlungsgesellschaft genannt), die aber viel gelitten hat und wenige Lebenszeichen von sich gibt. Im J. 1831 und 1832 liefen zusammen nur zwei ihr gehörende aus Indien kommende Schiffe in Kopenhagen ein.

Dänisch-westindische und afrikanische Compagnien. Eine Gesellschaft bildete sich 1659 in Kopenhagen zur Betreibung des Handels mit Guinea. Sie löste sich bald nachher wieder auf; allein neue Vereine sind mehrmals an dieselbe Stelle getreten, bis im J. 1792 auf königlichen Befehl der afrikanische Handel für frei erklärt wurde. Sklavenhandel gehörte mit zu den Betriebszweigen jener Compagnien brachte jedoch keine erheblichen Vortheile. Die erste im J. 1671 errichtete westindische Compagnie verband sich 1708 mit der afrikanischen. Dänemark erlangte die Insel St. Croix im J. 1732, und der Gesellschaft bot sich eine sichere Gelegenheit zum Handel, die sie aber so monopolistisch misbrauchte, daß die Regierung, um den Klagen der Colonisten abzuhelfen, das Privilegium an sich kaufte [43]). Eine neue Compagnie entstand 1785, und hat sich lange erhalten, war aber nie im Besitze großer Mittel. Der Handel mit St. Thomas, welches jetzt eine der wichtigsten Zwischenniederlagen Westindiens ist, steht allen Fremden frei.

Schwedisch-ostindische Compagnie. Heinrich Koningk, ein reicher Kaufmann zu Stockholm, ergriff die von einigen ausgewanderten Capitalisten der österreichischen Niederlande (der Ostende-Compagnie) ausgegangene Idee der Errichtung einer Handelsgesellschaft, und erlangte von den schwedischen Ständen im J. 1731 ein Privilegium für 15 Jahre zum Handel jenseit des Cap der guten Hoffnung. Da die Geschäfte meistens von Ausländern unter schwedischer Flagge betrieben wurden, so legte die Regierung eine Abgabe von 1500 Thlrn. auf die Schiffslast, für jedes abgehende Fahrzeug, und als bei Erneuerung des Freibriefs im J. 1746 die wirklich bedeutenden Gewinne der Compagnie zur Sprache kamen, steigerten die Stände diese Abgabe sogar auf 50,000 Thlr. Die dritte Verlängerung des Privilegiums geschah im Juli 1762 und lautete auf 20 Jahre, von 1766—1786. Die Gesellschaft war damals reich genug, um dem Staate 350,000 Thlr. ohne Interessen und ein anderes Capital von 700,000 Thlrn. zu 6 Proc. vorzuschießen, obgleich sie für jede Reise an die Staatscasse 75,000 Thlr. in Silber zu bezahlen sich verbindlich gemacht hatte. Im J. 1782 wurde ihr Privilegium auf andere 20 Jahre (1786—1806) erneuert, und ihr aufgelegt, für jede zurückgekommene Ladung die Abgabe von 12,600 Species zu erlegen. Über die Fonds dieser in

41) Raynal (II. L. V.) gibt die Summe von 69,073 Thalern an, welche theils in Vorräthen, theils in Schiffen bestanden haben soll. 42) Gesch. der europ. Handl. u. Pflanzörter in beiden Indien (Kopenhagen u. Leipzig 1774). II. S. 184—191 fg., wo der ungenannte (dänische) Übersetzer Raynal's eine Fortsetzung der Geschichte jener Compagnie liefert.

43) Tozze, Europäische Staatskunde. 1799. II. S. 209.

Gothenburg etablirten Gesellschaft ist lange Zeit nichts bekannt geworden, indessen gab sie anfänglich eine im Durchschnitt auf 25 Proc. ansteigende Dividende; in 24 Jahren hatte sie 67 Reisen veranstaltet, von welchen nur zwölf einen ungünstigen Ausgang hatten. Ihre Ausfuhr von indischen Waaren war 1774 = 3,587,237 Thlr. Silber; 1776 = 5,115,473 Thlr. Silber; 1781 = 2,793,428 Thlr. Silber; 1796 = 566,421 Spec. [44]). Sie existirt noch, macht aber keine directen Speculationen nach Ostindien. Eine westindische Gesellschaft bildete sich 1786 zu Stockholm, erhielt das Privilegium des Handels nach St. Barthelemy, welches sie seitdem verloren hat; sie besteht noch.

V. Teutsche Gesellschaften.

Emdener Compagnie. Friedrich der Große veranlaßte die Errichtung einer ostindischen Gesellschaft zu Emden im J. 1750, zu deren Fonds von einer Million preuß. Thalern Engländer und Holländer mehr als preußische Unterthanen beitrugen. Die Bedingungen der Regierung waren äußerst billig, allein die Geschäfte entbehrten der Leitung von erfahrenen und den indischen Angelegenheiten vertrauten Männern. Sechs Schiffe brachten in Zeit von sieben Jahren nur einen Gewinn von 7 Proc. auf das Stammcapital. Der siebenjährige Krieg machte dieser Compagnie ein Ende. Im J. 1821 bildete sich in Elberfeld eine rheinisch-westindische Handelsgesellschaft, welche besonders die Ausfuhr teutscher Fabricate nach Amerika bezweckte. Innerhalb der ersten zehn Jahre ihrer Existenz soll sie an 8 Mill. Thlr. solcher Waaren exportirt haben; allein sie wurde durch bedeutende, von den Zeitumständen herbeigeführte Verluste gezwungen, sich aufzulösen. Ein gleiches Schicksal hatte die in Leipzig etwas später begründete elb-amerikanische Compagnie.

VI. Spanische Gesellschaften.

Die von jeher verrufene Handelspolitik Spaniens verbot allen Fremden die Annäherung an eine seiner vielen Colonien, und begründete hierdurch den Zustand von Uncultur, der bis in die neuesten Zeiten diese vor den Pflanzörtern anderer Völker ausgezeichnet hat, und noch jetzt in den unaufhörlichen bürgerlichen Unruhen sich darlegt, welche die freigewordenen Staaten verhindert, eine feste und wohlthätige Regierung einzuführen. In den ersten zwei Jahrhunderten nach Entdeckung der neuen Welt blieb der Handel nach den Colonien fast ganz Monopol der Regierung, und seufzte unter einem Systeme, welches nicht leicht verkehrter sein konnte. Die unverkennbar nachtheiligen Folgen desselben, namentlich das Umsichgreifen eines an Größe noch unübertroffenen Schleichhandels, bewog die Regierung zu dem Versuche, Compagnien gegen Erlegung beträchtlicher Pachtsummen den Alleinhandel nach gewissen Colonien zu überlassen. Philipp V. gestattete einer Gesellschaft das Monopol nach Cumana und Carracas. Sie nannte sich nach der Provinz, in welcher sie entstanden war, Compagnie von Guipuzcoa. Die Reformen im amerikanischen Handel, die von Spanien im J. 1778 eingeführt, wegen Schlechtigkeit der öffentlichen Verwaltung ihre Zwecke fast ganz verfehlten, zog die Auflösung dieser Gesellschaft als amerikanische und ihre Vereinigung mit einer ostindischen nach sich. Eine Compagnie wurde 1757 in Barcelona errichtet, um der ganz heruntergekommenen Insel St. Domingo wieder aufzuhelfen. Sie trat aber nie mit Ernst auf, und schickte jährlich etwa zwei Fahrzeuge ab, die mit 6000 Häuten und geringen Colonialwaaren zurückkehrten.

Die Gesellschaft der Philippinen erhielt am 10. März 1785 ihren Freibrief. Ihr Capital wurde auf 8 Millionen Piaster festgesetzt, welche in 32,000 Actien zu 250 Piaster in verschiedenen Verhältnissen an den König, die Handelsgesellschaften von Havana (welche die Tabakverschiffungen besorgte), Caraccas (Quipuscoa) u. s. w. vertheilt wurden. Der Plan fand so vielen Beifall, daß alle Actien in Spanien selbst gezeichnet wurden. Dem Plane nach mußten die Schiffe dieser Compagnie um Cap Horn nach Peru gehen, wo sie ihre Ladungen gegen Piaster umtauschten, mit welchen sie in Manilla und China ihre Einkäufe für Europa machten. Die Privilegien der Gesellschaft waren groß, und sie trat in Peru mit vielem Glanze auf. Für die Südamerikaner war dieses System immer eine große Erleichterung, verglichen mit den frühern Monopolen, und daher belebte sich der Handel wenigstens so weit, daß in den ersten Jahren der Compagnie namhafte Überschüsse verblieben. Allein die Verdorbenheit der Beamten, die von jeher in allen überseeischen Verwaltungen der Spanier sich verrieth, brachte bald Verwirrung in die Finanzen, die man zum Theil durch Luxus, zum Theil durch thörichte Speculationen, z. B. auf peruanische Silbergruben, verschleuderte. Eine förmliche Insolvenz beschloß kurz nach Ausbruche der peruanischen Revolution die Existenz dieser Gesellschaft in Lima. Der Handel mit Manilla ist seit dem Kriege Spaniens gegen Frankreich, der die ganze Handelspolitik Spaniens umkehrte, allen Nationen freigegeben [45]). *(Pöppig.)*

Indische Kasten, s. im Art. Indien, S. 214.
Indische Literatur, s. im Art. Indien, S. 256 fg.
S. 289 fg. und S. 349.
Indische Lyrik, s. im Art. Indien, S. 287.
Indische Maasse, s. im Art. Indien, S. 310.
Indische Mathematik, s. im Art. Indien, S. 268.
Indische Medicin und Indische Naturwissenschaft, s. im Art. Indien, S. 270.
Indische Metrik, s. im Art. Indien, S. 292.
Indische Münzen, s. im Art. Indien, S. 309.
Indische Musik, s. im Art. Indien, S. 292 und d. Art. Indische Tonkunst.
Indische Mythologie, s. im Art. Indien, S. 158.

INDISCHE NUSS oder INDIANISCHE NUSS (Nux indica s. Cocos) wird die Cocosnuß oder Ko-

44) Tozze II. S. 377.

45) Tozze I. S. 265. Mercurio peruano de 1787. *Bourgoing*, Voyage en Espagne, II. p. 176.

kosnuß genannt, welche die Cocospalme (Cocos nucifera) liefert; ſ. Cocos. (*Fr. Thon.*)

Indiſche Pagoden, ſ. im Art. Indien, S. 300 und Pagode.

Indiſche Philologie, ſ. im Art. Indien, S. 248.

Indiſche Philoſophie, ſ. im Art. Indien, S. 258.

Indiſche Poeſie, ſ. im Art. Indien, S. 275.

Indiſche Proſodie, ſ. im Art. Indien, S. 292.

Indiſche Religionen, ſ. im Art. Indien, S. 158 und S. 334.

Indiſche Religionsſchriften, ſ. im Art. Indien, S. 256.

Indiſche Säulenordnung, ſ. im Art. Säule.

Indiſche Schrift, Indiſche Schriftarten, ſ. im Art. Indien, S. 256 und d. Art. Schrift.

Indiſche Sitten, ſ. im Art. Indien, S. 240 und S. 342.

Indiſche Sprachen, ſ. im Art. Indien, S. 248 und S. 345 und Indogermaniſche Sprachen.

Indiſche Sprachlehre, ſ. im Art. Indien, S. 248.

Indiſche Theologie, ſ. im Art. Indien, S. 158.

INDISCHE TONKUNST oder Musik der Hindu. Die Muſik der mannichfachen Hindustämme iſt ſchon an ſich anziehend, als einer der älteſten unter allen uns einigermaßen geſchichtlich bekannt gewordenen Völkern des Alterthums; ſie wird es doppelt für Alle, die den Gang der Muſik, als einer Kunſt von ihren erſten Anfängen an möglichſt verfolgen wollen. Denn ſind wir auch nach unſerer Ueberzeugung nicht berechtigt, den erſten Anfang aller zu einer menſchlichen Kunſt erhobenen Muſik in irgend einer Provinz Oſtindiens zu ſuchen, was wir ſogar dann nicht einmal thun würden, wenn die älteſten Zeugniſſe griechiſcher Schriftſteller noch weit beſtimmter dafür ſprächen, als ſie es bei ihrer Nichtkenntniß des Landes hinter dem Indus, das ſie ohne Unterſchied Indien nennen, wirklich thun, ſo haben wir doch ein Volk vor uns, deſſen Bildungsanfänge auch im Muſikaliſchen muthmaßlich älter ſind, als die erſten Geiſtesblitze der Ägypter und Phönicier, die ihnen nicht allein durch frühe Züge und Fahrten, ſondern auch durch Auswanderungen hindustaniſcher Maſſen, namentlich in die öſtlichen Küſtenländer Afrika's, wenigſtens Äthiopiens und des ſüdlichen Ägyptens zur Zeit der Blüthe Thebens, manche Förderung in Kunſt, Wiſſenſchaft und Lebenseinrichtung verdanken möchten. Selbſt wenn erwieſen wäre, was einige Gelehrte behaupten, daß ägyptiſche Colonien bereits 1122 v. Chr. Geb. nach China ſegelten und ſich dort auch die Anfänge ihrer Tonkunſt unmittelbar holen konnten, ſo iſt doch nicht zu überſehen, daß die Hindu nach der Erzählung ihrer Braminen ſelbſt ſchon in ihren vorgeſchichtlichen Mythenzeiten gleichfalls mit China in mehrfachen Verbindungen ſtanden und jenem öſtlichen Nachbarlande, außer der Einführung der Seide noch gar manche Kenntniſſe und Einrichtungen ſchuldig ſein könnten. In dem Koloſſalen der Tonkunſt, im Unförmlichen und meiſt nur allegoriſch Bedeutſamen ihrer Statuen und namentlich ganz beſonders im Gleichförmigen mit der Muſik der Chineſen zeigt ſich die Verbindung beider Völker ſo deutlich, daß ein Widerſpruch, der wahrhaft geſchichtlich nicht geltend gemacht werden kann, erfolglos bleiben müßte. Da aber Indien immer noch mehr mit der übrigen weſtlichen Welt in Verbindungen ſtand, als das abgeſchloſſenere China, ſo muß die Verbreitung der älteſten Kenntniſſe auch weit mehr nach den Veränderungen, die der Charakter der Hindu im Laufe der Zeit hervorbrachte, ſich gerichtet haben, als nach den ſteifen, beharrlichen Grundſätzen der Chineſen. Es iſt daher ſehr zu bedauern, daß der hauptſächlichſte Darſteller und Lobredner der altchineſiſchen Einrichtungen und Künſte, der bekannte Jeſuit Amiot, mehr Zeit und Mühe an die Durchführung ſeiner Aufgabe wenden konnte, als der um das Alterthum der Hindu verdiente Engländer William Jones, dem wir noch das Vorzüglichſte und Ausführlichſte über oſtindiſche Muſik ſchuldig ſind. Was uns der letztgenannte und für die Hindu ebenſo eingenommene Mann, als Amiot für ſeine Chineſen, von der oſtindiſchen Muſik berichtet, beweiſt augenſcheinlich, daß ihre beiderſeitige Tonkunſt auf gleichen Grundſätzen ruhete, ja daß die Anfänge dieſer Kunſt weit annehmbarer von den Chineſen als von den Hindu ausgingen, die ein viel unruhigeres Leben führten und die den Einfällen benachbarter wilder Horden viel früher und öfter ausgeſetzt waren, als jene beharrlichern und beſchaulichern und in den älteſten Zeiten von Außen weniger beunruhigten Chineſen*).

Stellen wir alſo zunächſt auf, was beiden alterthümlichſten Völkern, unter denen der menſchliche Geiſt ſeine erſten Übungen begann, gemeinſchaftlich war, ſo werden wir die erſten Anfänge der Muſik in allen andern Ländern Aſiens und des öſtlichen Afrika's, ja ſogar Europa's, zugleich erkennen, da diejenigen weſtlichern Völker, welche die unternehmendſten waren, ihre Kenntniſſe wie ihre Reichthümer dort holten und ſie weiter trugen. Vor allen Dingen ſtimmen Chineſen und Hindu in ihren Wundererzählungen von der ungeheueren Wirkſamkeit ihrer älteſten Muſik vollkommen überein; die Mythen, die jedes Volk für ſich nach Beſchaffenheit ſeines Landes und ſeiner Götter dichtet, ſcheint eins von dem andern abgelernt zu haben. Überall werden jedoch dieſe Wunder alterthümlicher Muſik, wie natürlich in vergangene Zeiten nirgends in die Gegenwart verſetzt. Darum behaupten Alle, wie aus einem Munde, daß die Himmelsklänge der Vorväter lang verklungen und aus dem Leben entſchwunden ſind. Selbſt die Kühnſten und Phantaſiereichſten wagen nur noch die Verſicherung, daß die alte Wunderkraft als heiliges Geheimniß blos noch in einigen Auserwählten zu finden ſei, die wie das Glück nimmer in der Nähe wohnen. Unter die Letztern gehören die Hindu. Selbſt die muſikaliſchen Inſtrumente beider Völker zeigen nicht blos in Trommeln und Pfeifen eine große Ähnlichkeit, ſondern auch im Gebrauche eines ſeltſamen Materials, das ſie zu einigen vaterländiſchen Inſtrumenten verarbeiteten. Am merkwürdigſten iſt die harte, glatte

*) Wenn die Ähnlichkeit in der That ſo bedeutend iſt, ſo könnte ſich die indiſche Muſik mit dem Buddhismus (etwa im 2. Jahrh. vor Chr.) nach China verbreitet haben. (*Th. Benfey.*)

und dünne Schale einer Calabassenart, welche die Chinesen zu einem Theil ihres Yn oder Tchao und die Hindu zu ihrer Vina verwendeten (s. chinesische Musik). Auffallen muß es, daß ein ähnlicher Flaschenkürbis nicht nur in verschiednen Gegenden Afrika's, sondern auch in dem mexicanischen Reiche noch bis jetzt zur Verfertigung musikalischer Instrumente dient.

Ferner stimmen auch beide Völker darin überein, daß sie in ihrer Musik auch nicht die entfernteste Ahnung von der Mehrstimmigkeit hatten, die wir vorzugsweise Harmonie nennen. Alle Instrumente gingen in der Regel mit dem Gesange im engsten Sinne des Worts unisono. Unter den Chinesen wurde zwar zuweilen von den begleitenden Instrumenten eine höhere Octave eingemischt; das geschah jedoch nur selten, und noch seltener ließ sich zuweilen wol auch eine tiefere Octave vernehmen; es traf sich wol auch, daß bei Zusammenstellungen gewisser Instrumente, deren Stimmung es mit sich brachte, zum gleichmäßigen Tone des Gesangs eine Instrumental-Quinte angegeben wurde, was besonders dann der Fall war, wenn der Kin und der Ché gemeinschaftlich zu gleicher Zeit ertönten, wo dann stets ein Instrument den Ton der Singstimme und das andere die Quinte hören ließ. Das war aber auch Alles, was sie im gleichzeitigen Zusammenklang ertragen oder zulässig finden konnten. Im Grunde war es nur die Octave, die sie als einen verjüngten Grundton anerkannten, deren symphonischer Gehalt ihnen nothwendig schon beim Zusammensingen männlicher und weiblicher Stimmen klar vor die Sinne treten mußte. Die Octavenverdoppelung mußte daher gleich Anfangs unter allen Völkern, die in der Tonkunst nur den geringsten Anfang gemacht hatten, als völlig wohlklingend aufgefaßt und ins Leben gestellt werden. Die Quinte hingegen war den Chinesen darum vor allen andern Tönen zunächst bedeutend geworden, weil sie aus der Quintenprogression, veranlaßt durch ein Vorklingen derselben auf irgend einem Erstlingsinstrumente, ihre Tonleiter zusammengesetzt und in ihr den nächsten Übergang in einen andern Grundton richtig ahnen gelernt hatten. In solchen seltenen Übergangsfällen, denn gewöhnlich blieb jeder Gesang seiner Grundleiter treu vom Anfang bis zum Ende, ließ man ein um eine Quinte höher intonirtes Instrument seinen eigentlichen Grundton, die Quinte, mit in den Gesang klingen, um auf die nahe Modulation aufmerksam zu machen, oder sie vorzubereiten. In der Regel verschönten die Instrumente den durchaus unisonischen Gesang nur durch unisonen Beitritt in wechselnden Tonfarben, wie sie der Klang jedes Instrumentes gab. Diese Instrumente spielten dazu nicht auf einmal, sondern eins trat nach dem andern ein, damit der Gesang nicht verdeckt, sondern blos verschieden im gleichmäßigen Unisono veränderten Instrumentalklanges mannichfach umspielt wurde. Selbst tonlose Trommelinstrumente ließ man mit eigentlich klingenden wechseln und nur sehr selten zweierlei Gattungen auf einmal ertönen, es wäre denn, daß ein Blaseinstrument den herrschenden Grundton vom Anfange bis zum Ende des Stücks fortgepfiffen und einige Schlaginstrumente tonlos den Rhythmus dazu lebhafter gepaukt und gellingelt hätten. Niemand wird dergleichen Ton- oder vielmehr Klang- und Schallhandhabung im Entferntesten für den Anfang einer fortlaufenden Mehrstimmigkeit halten wollen oder können. Und doch standen in dieser Hinsicht die Chinesen mit ihrem mehr speculativen und massenhaft steiferen Sinne noch höher als die veränderlicheren, feiner organisirten und lyrisch gebildeteren Hindu, welche sich in ihrer Musik noch ungleich weniger irgend eine leise Annäherung an musikalisch Harmonisches, was wir in unserm Sinne darunter verstehen, erlaubten. Wenn noch in der neuern Zeit der englische Musiker Bird, der sich 19 Jahre lang in Calcutta aufhielt, sich viel mit hindustanischen Nationalweisen beschäftigte und uns eine Sammlung dortiger Volksmelodien in unsere Noten übertrug, versichert, daß er in der ganzen Zeit seines Aufenthalts unter den Hindu niemals eine einzige Quinte oder Terz, welche letzte die Chinesen ebenso wenig gelten ließen, in eine Melodie hineinklingen gehört habe, so darf mit Recht gefolgert werden, daß dies in den frühesten Zeiten der Hindu noch viel weniger angenommen werden könne. In der That findet sich auch keine Spur in den alten Schriften der genannten ostasiatischen Völker, die auf einen Anfang musikalisch harmonischer Mehrstimmigkeit schließen ließe. Alle jene Männer, die an Ort und Stelle mit der größten Vorliebe das Alterthümliche jener Völker untersuchten und ihre Fertigkeiten und Kenntnisse in das günstigste Licht zu setzen sich beeiferten, unter welchen für die Chinesen Amiot, für die Hindu W. Jones obenan zu stellen sind, waren dennoch nicht im Stande, ihren Lieblingen auch nur die leiseste Empfänglichkeit für gleichzeitige Harmonie verschiedenartig mehrer Stimmen zuzusprechen, im Gegentheile versichern sie alle ohne Ausnahme, daß jene Völker noch jetzt ihr Hangen am einstimmig Melodischen für einen wesentlichen Vorzug ihrer Musik vor der unsern erklären und mit Stolz bei Anhörung abendländisch harmonischer Tonsätze rund heraus sich dahin äußern, daß ihre Ohren für dergleichen Schönheiten durchaus nicht gemacht wären. Es ist als ausgemacht anzunehmen, daß alle altorientalischen Völker, und die meisten noch, nicht den geringsten Sinn für eigentliche Mehrstimmigkeit haben. Gewiß wäre es unter die Wunder zu rechnen, wenn die Erfinder und ersten Inhaber musikalischer Kunst an eigentliche Mehrstimmigkeit der Harmonie nur gedacht hätten, da sie theils mit dem Melodischen und Rhythmischen, was viel näher liegt, genug zu thun hatten, um nur das Allernächste verständig zu erörtern und möglichst festzustellen, theils aber auch die Tonkunst nicht als eine Kunst für sich betrachteten, sondern stets im Verein mit der Dichtkunst, der Mimik und dem Tanze zur Anschauung und zu Gehör brachten. Dieser Verband vieler Künste, in welchem eine der andern diente zu erhöhter Wirkung des Ganzen, mußte selbst der geringsten Gesangsmelodie, wurde sie auch nur von einem schwachklingenden Instrumente auf die einfachste Art begleitet, ein außerordentliches Leben geben, schon allein um des stärker und weit aushallendern Gesangtones willen, dessen Reiz noch bedeutend durch die nicht genug anzuer-

kennende Kraft rhythmischer Schalle erhöht wurde. Der Rhythmus ist es, der wie ein Zauberer zunächst das ganze Menschenwesen in unwillkürliche Bewegung setzt. Daher mußten denn auch Anfangs überall eine fast zahllose Menge der mannigfaltigsten Schlaginstrumente genügen und Füße, Arme und Gesicht höchst lebhaft in ein ausdrucksvolles Spiel versetzen, wodurch irgend eine innere Regung zu sinnlicher Anschauung gebracht wurde. Natürlich konnte der Tanz keinem Volke des Alterthums zu ihrer Erstlingsmusik fehlen. In China und Hindustan war es nicht anders. In beiden massenhaften Länderstrichen sehen wir ganze Gesellschaften von Tänzerinnen vornehmerer und geringerer Art mit ganz ähnlichen, nicht sehr ausgezeichneten Tonwerkzeugen aus einer Gegend in die andre ziehen, häusliche und Staatsfeste verherrlichend. Wie hätte sich die Religion irgend eines alterthümlichen Volkes dergleichen sinnliche Erhebungen versagen sollen? Wir sehen daher überall den Tanz mit der Tonkunst im Bunde. In China schmückten sich die Reihen der Tänzerinnen mit Fahnen und Klingeln, in Hindustan sind die Bajaderen wie auf Java unerläßlich, Ägypten und Griechenland schlossen solche Tanzzüge nicht aus, und die Juden tanzten um das goldene Kalb, wie David vor der Bundeslade. Diesen mit Tönen und Klängen umspielten Sinnenrausch verstärkte noch die Mimik, Pantomimik und jede Art der Action, zu deren näherer Erklärung bald dichterische Worte kamen, die durch Melodien schallender und tonkräftiger gemacht wurden. An das mehr oder weniger Rhythmische der Worte schloß sich zunächst überall die Melodie des Tons, die daher Anfangs nirgend völlig abgemessen taktisch, sondern nur sprachlich rhythmisch war. Nur eine gewisse dem Takte sich annähernde Ähnlichkeit vielfach wechselnder Zeitmaße fand auch unter den Ostindiern Statt, keineswegs unser ausgeprägter Takt in seiner normalen Gleichmäßigkeit. Diese völlige Taktmäßigkeit war auch in der That ihrer blos melodischen und declamatorischen Musik lange nicht so nothwendig als der unsern, ja sie wäre ihr und dem freien Wechsel der Empfindung sogar nur nachtheilig gewesen. Dafür waren ihre Sprachen desto geregelter in Allem, was die Prosodie betrifft. Dies gilt nicht blos von China und Hindustan, sondern sogar bekanntlich noch von den Griechen und Römern. Die Musik richtete sich also allein nach ihren sorgfältig geregelten Sprachen und in mehr und weniger Schnelligkeit nach dem innern Wesen des Gefühls. Aus diesem Grunde ist das sogenannte Taktschlagen der Alten nichts weiter, als ein Rhythmikschlagen, das auf die Einschnitte ihrer Versabtheilungen fällt und desto lärmender wurde, je wichtiger die Incisionen sich herausstellten. Solche knallende Rythmenmesser gab es in China (z. B. den Tchung-tu) und in Indien (z. B. die Tal, eine gellende Pfeife), den Tamtam, die Glocken- und Schelleninstrumente gar nicht zu erwähnen. Daher kommt es auch, daß viele alterthümliche Volksweisen der verschiedensten Gegenden durchaus nicht sich in unsre Taktarten zwängen lassen. Daß es in Indien gleichfalls so war und größtentheils noch so ist, beglaubigt nicht nur der schon genannte Bird, welcher in seiner Vorrede zu seiner Sammlung ostindischer Melodien ausdrücklich sagt: „Ich habe mich streng an den Originalcharakter gehalten, obschon es mir nicht geringe Mühe kostete, diese Lieder in ein geregeltes Zeitmaß zu bringen, *welches der indischen Musik überhaupt sehr mangelt*," theils haben wir es nun, nachdem eine Art ostindischer Bajaderen uns Europäer mit ihren asiatischen Schönheiten beglückte, aus eigner Erfahrung. Dieses taktisch Mangelhafte findet sich in aller alterthümlichen Musik und dafür eine desto frischere Stärke des geregelt Rhythmischen, das bei allem Gesetzlichen dem Gefühl eine größere Freiheit im Allgemeinen und im Besondern, nämlich für jeden Fall des augenblicklich subjectiven Empfindens sichert. Auf diese Art mußte man nothwendige rhythmisch geregelte Verhältnisse auch in hindustanischer Musik finden, die sich mit unsern Begriffen von Takt gar nicht vereinigen ließen. Nur hüte man sich, solche in unsere Taktarten schlechthin nicht zu zwängenden Melodien darum gleich alle Regel und Ordnung absprechen, weil die alte rythmische Regel nicht grade unsere taktische ist, noch sein kann.

In dieser allen alten Völkern eigenthümlichen Abweichung von unsrer Musik, in dem Vorherrschen des symmetrisch Rhythmischen, eines nur Taktähnlichen gingen die Hindu, lebhafter im Allgemeinen und im Lyrischen begabter und reizbarer, noch weiter als ihre alterthümlichen Nachbarn. Ihre rhythmisch eigenthümlichsten Gesänge, die schlechthin sich gegen jeden Taktzwang sträuben, sind die Ragis oder Ragnis, an deren Aufzeichnung man sich ebendeshalb nicht wagte, ob man ihnen gleich die größte Leidenschaftlichkeit und einen wunderbaren Ausdruck nicht absprach. Auch die Tonmodulationen erklärte man für überaus seltsam. Es waren freie Ergüsse eines lebhaft eregten Gefühls, dem wol eine Melodie zu Grunde lag, die jedoch der declamatorische Sänger wie in einer freien Phantasie mit seinen Tonschattirungen ausschmückte, die nur bei hervorragenden Abschnitten und Hauptmelodietönen gesangrein wie Lichtpunkte in das wogende Meer der schaukelnden Tonähnlichkeiten hineinglänzten und die weitere Bahn bezeichneten, die der begeisterte Sänger, durch nichts als durch den seinen Sinn des national Schicklichen und durch gegebene Interpunktionstöne in Schranken gehalten, seiner Inspiration nach, bald schnell, bald langsam zu Ende führte. Solche Ausdrucksweisen lassen sich, ungefähr wie unser tempo rubato, freilich nicht in allen Dingen genau zu Papier bringen; man muß Ähnliches gehört haben und zwar von Meistern, wenn man eine Empfindungsvorstellung davon erlangen soll. So viel ließe sich jedoch zuverlässig davon aufzeichnen, daß man mit Hilfe der Phantasie ein ungefähres Bild dieser Weisen gewinnen könnte, wenn auch in einem sehr verjüngten Maßstabe. Denn grade diese Gesänge sind es, von denen die Hindu selbst behaupten, daß die rechte Art unter ihren Voräldern herrschender Ausführung verloren gegangen sei; zwar bewegt man noch jetzt damit Menschenherzen, aber die Wunder, die solche Gesänge im Alterthume bewirkten, sodaß selbst die winterliche Natur vor Wonne sich in eine frühlingblü-

hende umgewandelt habe, geschähen jetzt nicht mehr. Wir wären aber vollkommen zufrieden, wenn gebildete Musiker sich an Ort und Stelle bemüheten, uns die vorzüglichsten dieser noch herrschenden taktlosen Gesänge mit möglichster Bestimmtheit ohne Taktstriche, nur mit rhythmischen Einschnitten und einigen erfundenen Zeichen für Tonschwebungen in unsere Noten brächten. Daß hingegen die melodischen Töne selbst nicht zu sehr von der dort herrschenden Ordnung sich entfernen, ergibt sich aus der Behauptung, daß auch diese Melodien den schwunghaftesten der altschottischen ähneln. Da dies aber mit Recht von der ganzen hindustanischen wie von der chinesischen Tonkunst behauptet wird, so kann die Abweichung dieser Art Gesänge von den gewöhnlicheren nicht im Wesen des tonischen Baues, sondern hauptsächlich nur in der freiern, mehr leidenschaftlich-recitativischen Vortragsart, also in gänzlicher Entfernung vom Taktischen, liegen. Es ist demnach die Vortragsart dieser Ragnis zwar allerdings eine nationale, ja selbst in verschiednen Perioden und Provinzen des dortigen Lebens vielfach umgewandelte Eigenthümlichkeit der leicht erregbaren Hindu, aber durchaus keine gänzliche Abweichung vom Tonwesen ihrer Art, welche ganz auf dem Grunde der chinesischen ruht, sodaß beide dem innern Wesen nach gleich sind. Dies bestätigt auch die alterthümlichste Tonleiter (Gamma, Scala) der Hindu, welche vollkommen mit der altchinesischen, altschottischen ꝛc. übereinstimmt. Die von F. H. v. Dalberg verteutschte Abhandlung Sir Will. Jones „Über die Musik der Indier," zu welcher noch verschiedene andere Abhandlungen und Bemerkungen gekommen sind, führt unter den mannichfachen Tonleitern der verschiedenen Landesabtheilungen Hindustans und ganz gewiß auch in einer Vermengung früherer und späterer Zeiten noch sechferlei Scalen an, die vollkommen altchinesisch und altschottisch sind. Wir setzen diejenige Tonleiter obenan, die selbst den chinesischen tiefsten Grundton, den Ton aller Töne, beibehält, es ist dies F. Nun bestand die älteste Tonleiter nur aus fünf verschiedenen Tönen, deren sechster die Octave (nach unserer Benennung) als Schluß der Scala war. Man ließ nämlich die beiden sogenannten Halbtöne unsrer Tonleiter aus, nicht aus Unkenntniß derselben, sondern weil man es sangbarer und schöner fand. Der ganze Bestand der ältesten Tonleiter des Urgrundtons war also: F, G, A, C, D. Sollte diese Gestaltung der Tonleiter auch auf andere Töne, die zum beliebigen Grundton erhoben werden sollten, regelrecht beibehalten werden, wie es die Beharrlichkeit der Chinesen am gefundenen Gesetz wirklich that, so mußte dies auf die Bekanntschaft mit allen Tonstufen der Octave (nach unserer Benennung) hinführen. Und so war es. Die Chinesen nannten die 12 Tonstufen unsrer vollen Octave, die wir Halbtöne nennen, Lü oder Gesetz, und formten mit Hilfe derselben alle ihre Scalen auf jedem Grundtone, immer nur fünftönig, auch dann noch, als sie die beiden nächsten Hilfsquinten e und h schon eingeschoben hatten. Man vergl. darüber den Art. Chinesische Musik. Diese beiden Hilfstöne wurden nun von den beweglichern Hindustämmen als Ergänzungen aufgenommen, und weil sie weniger gern sich in spitzfindige Untersuchungen als ihre Nachbarn einließen, von den meisten gleich mit in ihre Tonleiter gezogen, während andre Hindustämme bei irgend einer aus jenen sieben Tönen gewählten fünftönigen Scala stehen blieben. Das letzte thaten folgende in angezeigter Ordnung:

Vélavali (vollkommen chinesisch): F, g, a, c, d, — (f)
Carnati: g, a, c, d, e — (g)
Dhanyási: / Málavásri: / Góndaeri: a, c, d, e, g — (a)
Maravi: c, d, e, g, a — (c)
Medhyamadi: d, e, g, a, c — (d)
Hindola: d, f, g, a, c — (d); oder auch: a, c, d, f, g — (nach dem Narayan).

Die übrigen Tonleitern, die in Dalberg's Übersetzung in den Notenbeilagen S. 45 nach dem Buche „Soma" sämmtlich verzeichnet stehen, zusammen 36, von denen jedoch einige fehlen, bilden zum Theil abweichende fünftönige Scalen, z. B. Mellári: f. a. h. d. e. und Bhupáli: c, e. f. a. h. andere geben sechstönige, und die meisten siebentönige, von welchen mehre unserm Moll, blos nach der Vorzeichnung genommen, gleich sind, z. B. a. h. c, d. e. f, g (a). Überhaupt werden nach dem Buche Soma keine weitern Halbtöne eingemischt, als die beiden in unserm c dur, welche auf jedem veränderten Grundton wiederkehren, grade so als bei den Griechen, z. B.: f, g, a. h. c, d. e; — g. a. h, c, d, e, f ꝛc. Dabei muß angemerkt werden, daß unser c dur (in der Ausübung selbst jedoch mit einiger Abweichung) allein in der Tonleiter Tódi vorkommt, wie in der griechisch-ionischen Tonleiter.

Die Tonleitern nach dem Narayan, welche in Dalberg's Übersetzung S. 51 folgen, stellen sich unter demselben Namen freilich bald mehr, bald weniger anders dar, als sie in dem Buche Soma angegeben wurden. Sie hatten sich also im Laufe der Zeiten in verschiednen Provinzen verändert, was in den unruhigen Ländern Hindustans noch weniger als anderwärts auffallen kann. Manche Gegenden gingen zu einer vollern, andere zu einer verringerten Scala über, je nachdem die Sieger gebildet waren, die sich zu Herrschern machten. Hier wäre es nun freilich sehr erwünscht, wenn die Zeiten der Veränderung nur einigermaßen erörtert worden wären. Daran fehlt es zu einer nähern Geschichte der indischen Musik noch zu sehr. Ebenso wenig sind andre dortige Systeme, deren es nicht wenige gibt, gehörig untersucht. Es ist also noch immer viel zu thun übrig, bevor wir sagen können, wir hätten den ganzen Gang des ostindischen Musikwesens völlig durchschaut. Da unter dem Einflusse der Engländer schon viele europäische Virtuosen jene Länder besucht haben, so ist es zu hoffen, daß sich einmal auch wissenschaftlich gebildete Europäer um die dortigen Musikzustände noch näher bekümmern und über manches genauere Aufschlüsse geben werden. Bisher sind aber so-

gar die gewonnenen Erkenntnisse noch nicht allseitig genug zu mancherlei Vergleichungen und daraus hervorgehenden Ansichten benutzt worden. Dalberg selbst, so viel wir ihm hierin schuldig sind, hätte besser gethan, wenn er die Tonleitern beider indischer Bücher unter einander gestellt geliefert hätte, was weiter unten mit den vorzüglichsten geschehen soll, weil daraus mancherlei geschichtliche Verhältnisse sich näher bestimmen lassen möchten. Hier bemerken wir nur noch, daß alle hindustanischen Scalen mit den Untersuchungen und Auffindungen der Chinesen vollkommen übereinstimmen und aus ihren Grundsätzen hervorgingen. Nicht anders verhält es sich mit der Vorliebe der Indier, alles Musikalische allegorisch darzustellen, in Mythen zu kleiden und mit allem Wissenschaftlichen, so weit es ihnen bekannt war, namentlich aber mit dem Astronomischen, den Jahreszeiten u. s. w. in Verbindung zu bringen, was von hier aus gleichfalls auf alle andere Völker der alten Welt überging, wie auf die Ägypter, Babylonier, Phönicier u. s. w. Die Verbindung der Perser mit den Hindustämmen ergibt sich aus der nähern Darlegung des indischen Musikwesens, zu welchem wir nun fortschreiten, von selbst. Bis jetzt ist uns davon Folgendes bekannt:

Brahma, aus dem Alles hervorging, gab ihnen auch die Musik durch die Göttin der Beredsamkeit, Saraswati, deren gesetzgebender und sternkundiger Sohn Narada ihnen ihr vorzüglichstes Instrument, die Vina, erfand. Der erste Tonkünstler unter den Menschen war der weise Bharata, welcher ein nach ihm benanntes Tonsystem erfand und die Natac oder Dramen mit Gesang und Tanz. Nach der Angabe des persischen Mirzakhan werden den Indiern vier Hauptsysteme zugeschrieben, deren erstes ihnen Iswara oder Osiris (?) gegeben haben soll, das zweite Bherat, dann Pavan oder Pan und das vierte der weise Callinath. Alle diese und noch andere sind in dem Buche Soma enthalten. Alle Königreiche, ja kleinere Länderstriche hatten in der That ihre besondern Tonleitern und Weisen, von deren Verschiedenheit das Bemerkenswertheste bereits angezeigt wurde. Wir sehen daraus, daß eine siebentönige Scala keineswegs allgemein, auch nicht die älteste war; ebenso wenig sind die vier genannten Hauptsysteme die ältesten, abgesehen von der zweifelhaften Angabe eines persischen Schriftstellers. Die sieben Töne der Leiter führten die Namen: Shadrja (im Sanskr. Shad'g'a), Rishabha, Gandhara, Madhyama, Panchama, Dhaivata, Nishada. Den ersten nennen sie Swara, d. h. Ton, also Grundton, auf welchen natürlich überall das Meiste ankommt. Diese sieben Töne werden nur mit folgenden Sylben verkürzt geschrieben: Sa, ri, ga, ma, pa, dha, ni. Werden lange Sylben statt dieser kurzen gesetzt, so verdoppelt sich die Länge des Tons in der Zeitdauer, wofür es jedoch auch noch andre Zeichen gibt. Octaven herunter und herauf, die Geschwindigkeit des Vortrags, Melismen und Verzierungen, werden durch schmale Kreise, Ellipsen, kleine Ketten, Curven, kürzere und längere Horizontal- und Perpendicularlinien in verschiedenen Lagen ausgedrückt (also Anfang der so lange gebrauchten Neumenschrift des Abendlandes). Zum Ende einer Periode steht eine Lotosblume. Den Rhythmus und das Zeitmaß bestimmt die Prosodie des Verses nach langen und kurzen Sylben, welche die Sänger im Absingen der Töne zu beachten haben. Man findet auch noch die Wörter „langsam," „schnell," „Gnsht oder ½ Note theils über, theils unter die Tonsylben gesetzt; ferner wird mit Worten ausgedrückt, wo getrillert, geschliffen und der Ton in die Octave höher versetzt werden soll. Dies Alles ist aber zusammengeworfen aus sehr verschiedenen Zeiten, die leider nicht unterschieden werden. Die Octave bezeichneten die Indier in spätern Perioden mit dem sanskritischen Worte Ashta. d. i. Achte, und nehmen zu ihrem ganzen Tonumfange drei volle Octaven. Die so genannten Halbtöne oder das chromatische Tongeschlecht kannten sie von den Chinesen, welche durch 12 Lü in den 13. Ton, der eben die diatonische Octave ist, übergingen, ohne jedoch jene Lü in irgend einer ihrer Tonleitern des Alterthums zu benutzen; sie brauchten sie zu Versetzungen in andere Grundtöne. Dasselbe muß bei den Hindu der frühern Zeit der Fall gewesen und in der ausübenden Musik sehr lange geblieben sein; man hätte sonst die Melodien beider Völker mit den altschottischen nicht so übereinstimmend finden können. In allen bis jetzt uns bekannt gemachten Lehrbüchern indischer Musik bemerkt man auch nicht, daß sie auf die chromatische Tonleiter einen besondern Werth gelegt hätten: sie haben nirgend eine Eintheilung der Leiter in 12 Stufen besonders hervorgehoben, ob sie gleich die Größe auf der Vina nach solchen Fortschreitungen ordneten. Dagegen war ihnen die Eintheilung der Siebentonleiter in 22 Struti viel wichtiger, allgemein angenommen und hatte besondere Benennungen erhalten, die in manchen musikalischen Lehrdarstellungen nach indischer Weise dichterisch personificirt erschienen. Diese 22 Strutti bildeten also eine Art enharmonisches System oder enharmonisches Klanggeschlecht in Drittel- und Vierteltönen, die jedoch nicht mathematisch genau berechnet, sondern praktisch als gleiche Tonabtheilungen angesehen und verschieden verwendet wurden. Man vertheilte diese Tontheilchen, welche den Namen verschiedener Nymphen trugen, wol verschieden, denn die Angaben auf S. 24 in Dalberg's Übersetzung widersprechen einander auf einem und demselben Blatte. Die erste Vertheilung gestaltet sich so:

	Sa	ri	ga	ma	pa	dha	ni
4 Struti	3	2	4	4	3	2.	

Dagegen wird unmittelbar darauf die Vertheilung der vollen Octave, deren Halbtöne grade an derselben Stelle wie in unserer Tonleiter des Dur gelegen, angegeben werden (was aber offenbar sich höchstens nur auf einige Tonleitern, nicht auf alle beziehen kann, da sie unter sich selbst so sehr verschieden sind, wie wir schon sahen), in folgender Gestalt gesetzt:

	Sa,	ri,	ga,	ma,	pa,	dha,	ni,	sa.
4 Töne	3	2	4	4	3	2.		

Hier mag man eintheilen, wie man will, so erhält man doch weder unser Dur, noch unser Moll, sondern nur Ähnlichkeiten. Vermittels der verschiedenen Vertheilung dieser Struti, wo bald diesem, bald jenem Tone der Tonart oder der Tonleiter eines Landes eins mehr oder weniger gegeben wurde, kamen wol vielfache Modificationen heraus, was auch mit der Behauptung übereinstimmt, es habe nur einige Tonleitern gegeben, in welchen die sieben Töne unverändert geblieben wären. Die Modi oder Tonarten waren also in Ansehung der Tonhöhe mancher Intervalle nicht in allen Provinzen völlig gleich; eine Ansicht, die bei altvolksthümlicher Musik nach unserer Überzeugung weit fester zu halten sein dürfte, als es gewöhnlich geschieht. Man sieht aber auch daraus, daß uns die Angabe der Tonnamen weniger hilft, als man annimmt, weil die einzelnen Tonschwebungen der ganzen Scala eine sehr abweichende Natur geben mußten. Darauf führt uns die an sich noch nicht völlig klare Lehre von den Struti's und ihren mancherlei Vertheilungen deutlich genug, weshalb sie von besonderer Wichtigkeit ist. Ferner sehen wir noch daraus, daß die Griechen für ihre enharmonische Scala hier in Indien ihr Vorbild fanden.

Im Laufe der Zeiten machte sich aber sonder Zweifel das früher in verschiedenen Gegenden sehr abweichende Scalenverhältniß der Intervallenreihe in fortschreitender Übung gebildeter Tonkünstler nach und nach gleichmäßiger; was eine bestimmtere Ordnung und eine frischere Wohlgefälligkeit für sich hatte, suchte man möglichst in die herrschende Landesweise überzusiedeln. Dafür mußten allerlei Hilfsmittel erfonnen werden, um die Neuerung Andern begreiflich zu machen und sie dem gewohnten Stande der Dinge anzuschmiegen. Dazu scheinen nun später die 21 Murchanas erfunden worden zu sein, die mit den eben genannten 22 Struti nicht verwechselt werden dürfen, wie das von indischen Musikern selbst nicht selten geschieht. Sie sind nichts anderes, als sieben verschiedene Veränderungen auf jeden neu genommenen Grundton der siebenfachen Tonleiter der Octave. Auf jedem neuen Grundtone dieser sieben Haupttöne wurden manche Intervalle bald größer, bald kleiner gemacht, um jede Scalenreihe auf jedem Grundtone gleichförmiger, mit andern übereinstimmender zu machen. Da nun der ganze Tonumfang der Indier aus drei Octaven bestand und diese Umwandlungen auf jede Octave übergetragen werden mußten, so kamen natürlich im Ganzen 21 heraus. Einfacher wäre es gewesen, wenn sie überall das Wesen einer Octave als für alle gültig erklärt hätten. Dadurch würde in der ganzen alterthümlichen Musik viel Weitläufigkeit erspart worden sein. Viele große Zahlangaben würden zu sehr geringen geworden sein, und manche Schwierigkeiten der Darstellung des Wesens der Musik und ihrer Erlernung hätten sich von selbst gehoben. Dieser Fehler der Alten lag mit darin, daß sie jede mögliche Abschattirung der Töne durch ihre sehr beliebten Schwankungen in einiger Erhöhung oder Verringerung der selbständigen Intervalle gleich als besondere Arten anfaßen und aus Hochachtung für die Kunst zu fesseln suchten. So war es auch mit ihren verschiedenen Ragas oder Tonarten, deren jede eine besondere Leidenschaft erregen sollte. Deshalb hieß auch ein Modus Raga, was Leidenschaft bedeutet. In den indischen Mythenzeiten besaßen daher, nach der Angabe des Narayan, die Indier nicht weniger als 16,000 Tonarten (wer denkt dabei nicht an ähnliche Übertreibungen der Griechen?), von denen jede Nymphe (Gopi) sich eine wählte, um das Herz ihres Schäfergottes zu rühren. Dagegen hält der spätere Soma, welcher aus seiner Musiklehre die Mythologie ausschließt, nur 960 Veränderungen der Tonarten für möglich, unter welchen er wieder nur 23 praktisch brauchbare als selbständig hinstellt, von denen sich alle andere ableiten lassen. Wenn er, gewissermaßen zur Vertheidigung seiner Vereinfachung, noch hinzusetzt, daß allerdings diese Moden durch Gesangesverzierungen und andere Hilfsmittel (z. B. die Struti, Murchanas und Weglassungen verschiedener Töne in mancherlei Tonleitern) gleich den Wellen des Meeres in das Unendliche vermehrt werden können: so sehen wir daraus nur zu deutlich, welche Bewandtniß es mit diesen Tonarten hatte, und wie wenig man das Wesentliche vom Unwesentlichen noch zu trennen verstand, obschon man nur auf Melodie, keineswegs auf Harmonie, Rücksicht nahm und kaum nehmen konnte. Dessen ungeachtet war Soma dem Rechten sehr nahe gekommen, was auch mehr durchgegriffen haben würde, wenn das Wunderbare und Mährchenhafte auf die Menschen jeder Zeit, wie vielmehr damals, nicht einen unvergleichlich tiefern Eindruck machte, als das einfach Begreifliche. Die Einmischung des Mythologischen und Astronomischen in das Wesen der Musik, was überall so beliebt war, und selbst unter den Griechen die Sphärenmusik hervorrief, verstärkte die mystische Liebe für jene Dunkelheiten ungemein. Die Lehre mußte daher lange schwankend bleiben, so sehr auch die Natur selbst, die durch Töne versinnlicht werden sollte, sie wieder zum Einfachen trieb. So liebte man es, jeder Jahreszeit, deren die Indier sechs haben, besonders wirksame Melodien zuzutheilen, die nicht verwechselt werden durften. Daher gibt das System der Tonkunst, dessen Erfindung dem Pavan beigemessen wird, sechs Haupttonarten an, von denen alle andere abgeleitet wurden. Da nun jeder Raga, oder jede Haupttonart, nach ihrer Personificationsliebe als ein Halbgott angesehen wurde, der mit fünf Raginis (Nymphen) vermählt war, deren jede acht Söhne hatte: so kamen im Ganzen 36 Tonleitern heraus, wie schon gesagt wurde. Die Hauptragas waren: Bhairava, Malava, Srirnga, Hindola oder Vasanta, Dipaca und Magha. Haben nun auch andere alte Darsteller andere und meist vermehrte Eintheilungen getroffen, z. B. Callinatha, Iswara, Pherat, so geht doch daraus nichts weiter hervor, als daß sie selbst noch nicht im Klaren waren, und daß ihre allegorischen Liebhabereien sie am meisten daran hinderten, so angenehme Phantasiebilder dieß auch in Dichtungen und Gemälden ins Leben riefen. Narada selbst, der Gott auch der Musik, soll ein Gedicht auf die Tonkunst hinterlassen haben, wo jeder der sechs vorstehenden Götter der Haupttonleitern

mit seinen Nymphen scherzend dargestellt wird. Diese Götter und ihre Nymphen wurden dann von den Malern zu sehr verschiedenen Bildern verwendet, Ragamala genannt, von denen sich eine große Zahl in Dalberg's Übersetzung vorfinden.

Stellen wir nun die sechs Haupttonarten, wie sie das Lehrbuch des Soma und des Narayan gibt, neben einander auf, um die Abweichungen, die sich im Laufe der Zeit eingefunden hatten, besser zu überschauen, und um Verschiedenes theils zu erklären, theils zu bemerken, was dem Ganzen nothwendig ist. Die vorgesetzte I. bedeutet Soma, die II. Narayan.

Bhairava	I.	f, g, a, h, c, d, e.
	II.	f, g, a, h, c, d, e.
Malava	I.	g, a, h, c, d, e, f.
	II.	d, f, g, a, h, c.
Sriraga	I.	g, a, h, c, d, e, f.
	II.	a, h, cis, d, e, fis, gis.
Hindola oder Vasanta	I.	d, f, g, a, c.
	II.	a, c, d, f, g.
Dipaca	I.	h, d, e, f, g, a.
	II.	fehlt in diesem (vielleicht nur in dem gebrauchten Mscr.)
Mayha	I.	fehlt im Soma.
	II.	f, g, a, h, c, d, e.

Die Striche auf dem Anfangstone der Scala haben wir nach unserer Bezeichnungsart dazu gesetzt, damit den Anfang der eingestrichenen Octave zu bezeichnen. Über welchem Buchstaben hingegen Mordanten oder Sternchen stehen, bedeutet, daß diese Töne in der Scala immer mit Verzierungen, nie einfach angegeben wurden, entweder mit Pralltrillern, wirklichen triller-ähnlichen Bebungen und dergleichen. In dieser veränderten Vortragsweise liegt z. B. der ganze Unterschied der ersten Haupttonart in beiden genannten Lehrbüchern. Den ersten Ton, oder auch nach Andern den Leiteton, jeder Scala nannten die Indier Ansa. Vorzüglich muß bemerkt werden, daß der Ton aller Töne bei den Indiern A war. Ihm wird stets die Sylbe Sa (aus dem Worte Shadrja) in jeder Tonleiter untergelegt. Merkwürdig ist es, daß auch der tiefste Ton der Griechen lange Zeit das A war. Erst später wurde noch ein tieferer Ton hinzugefügt. Fangen wir nun auf diesem A eine Tonleiter nach den sieben Tönen der Indier in späterer Zeit an, so erhalten wir unser A moll ohne große Septime, die in der alten Musik überhaupt gar nicht nöthig war und nur in seltenen Tonreihen sich zeigte. Im Narayan tritt in mehren Tonleitern bereits unser Dur, also auch die große Septime, hervor, wie wir z. B. im vorigen Sriraga II. sahen. Das zeigte sich aber schon später; dabei fand man es nöthig, die Quinte (e) oder Nyasa um ein Struti zu vertiefen. In den meisten Tonleitern dagegen verharrten die Stufentöne der Tonleiter in unveränderter Folge, es mochte von den sieben Haupttönen, welcher nur wollte, zum Anfangstone der Scala genommen worden sein. Das ist abermals dasselbe, was in den griechischen Tonleitern galt. Die springenden Tonleitern der Indier, die von den Chinesen aus die ersten Normaltonleitern waren, lange blieben, und sich, geschichtlich erwiesen, sogar bis auf die Hebriden und bis nach Amerika verbreiteten, und ihre Struti oder Drittels- und Viertelstheilchen eines Tones, womit die Leitertöne bald größer, bald kleiner gemacht wurden, gaben zusammen das enharmonische Klanggeschlecht der Griechen, sodaß die sogenannte Erfindung des Olympos zum mindesten gar nicht hoch angeschlagen werden kann; vielmehr waren solche Erscheinungen Zeugnisse von falschen Begriffen, die durch Untereinandermengung verschiedener, Anfangs verständiger Annahmen für jene Fälle, wozu sie gebraucht wurden, aber nicht für die neuen Fälle, wozu man sie mißbrauchte. Dies enharmonische Klanggeschlecht der Griechen war ein Mischling von indischen Viertelstönen und von Sprungintervallen, sodaß sie ebenso wenig, ja noch weit weniger eine Tonleiter genannt zu werden verdient, als einige der Tonleitern, die ihren Nymphen zugeschrieben wurden. Bemerken wir nun noch den in verschiedenen Zeiten veränderten Grundton in den oben angegebenen und unter einander gestellten Tonleitern Malava und Hindola nach den beiden Lehrbüchern des Soma und Narayan, so sehen wir daraus, daß die erste eine Unterquarte tiefer, die zweite eine Oberquinte höher beginnt. Daraus ergibt sich abermals nicht nur, daß die Indier die Progressionen der Quinte von den Chinesen, die darauf gleich Anfangs bauten, angenommen hatten, sondern es zeigt sich auch, daß sie das Umkehrungsverhältniß beider Intervalle, und also die Einerleiheit der Oberquinte und der Unterquarte kannten und in gewissen Fällen davon Gebrauch machten. Es stimmt dies aber mit den von Gregor dem Großen viel später zu den vier kirchlichen Haupttönen, die St. Ambrosius im Abendlande der Christenheit einführte, gefügten vier plagalischen Kirchentönen, die eine Unterquarte tiefer begannen, zusammen, daß man sehr gut berechtigt ist, eine Fortpflanzung dieses altindischen Gebrauches der Veränderungen der Tonleitern anzunehmen, sodaß jene sogenannte Erfindung Gregor's nur zu einer Wiederaufnahme eines schon Dagewesenen und in das christliche Tonwesen Übergetragenen und dadurch weit Verbreiteten wird, wenngleich der genau geschichtliche Zusammenhang mit dem altindischen Gebrauche aus Mangel an fortlaufenden sichern Nachrichten nicht mit voller Sicherheit nachgewiesen werden kann. Denn daß im Allgemeinen das offenbar mit dem chinesischen zusammenhängende indische Tonsystem sich sehr weit verbreitete, ist zuverlässig gewiß. Dies würde sich schon daraus

hinlänglich erhärten, wenn wir auch nur wüßten, daß die Tonkunst der Meder eine und dieselbe mit der indischen war, und daß sie in gleicher Weise sich völlig auf die Perser übertrug, deren nachmalige Verbindungen, namentlich auch mit den Griechen, hier als bekannt vorausgesetzt werden dürfen. In Hindustan selbst finden sich nicht wenige Abschriften indischer Musikanweisungen, deren sanskritische Werke mit persischen Buchstaben und von Persern und andern Ausländern mongolischen Stammes geschrieben worden sind. Die persischen Namen der ziemlich allgemein in den Musikwerken festgesetzten sieben Haupttöne der Tonleiter, die jedoch in der orientalischen Praxis der Musik in vielen Gegenden, ja in feierlichen alten Melodien überall fort nach der ältesten fünftönigen Scala gesungen und gespielt wurden, waren folgende: 1) Karedsch, gewöhnlich Ser oder Sur genannt, das indische Swara, d. i. Grundton; 2) Rekheb (die Secunde); 3) Kendar; 4) Medhem; 5) Pentschem; 6) Dehwot; 7) Nikhab, und sind die indischen nur in dialektischer Aussprache ein wenig umgestaltet. Diese Tonleiterfolge wird ebenso wie in Indien durch Abkürzungen bezeichnet mit den Anfangsbuchstaben jener Wörter; der erste oder Grundton immer mit S (Ser), um ihn von der Terz, die gleichfalls, hätte man Karedsch beibehalten, mit K bezeichnet, und also mit dem Grundtone verwechselt werden müßte. Die Perser übersetzten sich aber auch mehre indische Anweisungen der Musik in ihre Sprache. Man sieht, daß die Namen der Töne theils mit Solben der eigentlichen Wörter, theils mit einzelnen Buchstaben, als den Anfängen der Namen, angedeutet wurden. Ja die Araber, die mit den Persern in mannichfachem Verkehr standen, haben sogar frühzeitig schon die ersten sieben Buchstaben ihres Alphabets genommen. Dies Alles hat sich im Abendlande in der christlichen Zeit nur wiederholt, sodaß es keine eigentlich neue Erfindung genannt werden kann. Ja die Chinesen hatten sich in den ältesten Zeiten schon der Cirkel bedient, in welche sie längliche Quadrate zogen und diese durch Linien abtheilten, zwischen welche sie die Namen ihrer Töne setzten. Dasselbe thaten auch die Indier ꝛc. Namentlich ist nicht nur dasselbe Verfahren von den Arabern angewendet worden, sondern sie gaben auch diesen Abtheilungslinien sieben verschiedene Farben, um sie desto leichter zu unterscheiden. Wer weiß aber nicht, daß in der christlichen Zeit diese Linien ebenfalls wieder angewendet und die Tonbezeichnungen dazwischen gesetzt, ja daß auch die farbigen Linien wieder gebraucht wurden? So wird denn aus allen diesen Angaben es deutlich sein, wie Vieles von China und Hindustan aus von den Anfängen der ältesten Musik, als einer Kunst, von Osten nach Westen wanderte, und selbst von den Christen benutzt wurde. Weiteres ist davon in meinem Buche: Erste Wanderung der ältesten Tonkunst (Essen 1831) berichtet worden.

Dennoch war die gesammte Tonkunst des Alterthums kein Werk eines tiefen Eindringens in das Wesen der Töne, vielmehr nur gute Anfänge, die lange nicht sehr gefördert wurden, auch von den sonst so gebildeten Griechen nicht, am wenigsten von den Indiern, die seit Alexander's des Großen Einfall in ihr Reich von Empörungen und zerrüttenden Kriegen so viel zu leiden hatten, daß an eine Vervollkommnung der Kunst gar nicht zu denken war. Namentlich blieben alle alte Völker einzig nur bei dem Melodischen stehen, und kannten das Mehrstimmige oder vorzugsweise sogenannt Harmonische der Tonkunst so wenig, daß ganz Asien noch jetzt keinen rechten Sinn dafür hat, am mindesten China und Indien, die noch bis jetzt das Mehrstimmige der neuen abendländischen Harmonie für einen Tonwirrwarr erklären und es durchaus nicht schön finden können.

Von den musikalischen Instrumenten der Indier sehe man den Art. Instrumente, vorzüglich jedoch unter den besondern Artikeln der Eigennamen.

Die mancherlei Gesangesarten der Indier, als Rekhtahs, Teranas, Tuppahs und Raaynies, geben wir deshalb nicht an, weil sie noch viel zu wenig genau in unsere Noten gebracht worden sind. Viele sind nicht echt, und die Zeiten, wann sie galten, sind fast gar nicht beachtet. Es muß ungleich mehr dafür gethan werden, bevor man mit Zuversicht mehr glaubwürdig finden kann, als was sich durch Untersuchungen der Musik anderer alten, mit den Indiern verbundenen, Völker einigermaßen annehmbar macht. Dennoch ist der Einfluß der Indier auf die Musikbildung des Alterthums so groß und außer allem Zweifel, daß eine sorgfältige Ergründung ihrer verschieden zeitigen Musikspsteme und eine bestimmtere Notirung ihrer rhythmisch eigenthümlichsten Gesänge höchst wünschenswerth ist. An den in dem vorigen und in diesem Jahre Frankreich, England und Teutschland durchziehenden Bajaderen und ihren drei zu denselben gehörenden Musikern, einem Sänger, einem Pfeifer, der stets forttönend einen grellen Grundton, wie auf einer Kleinkindertrompete piepte, und einem Rhythmenpauker, hat Niemand etwas Besonderes weiter gesehen und gehört, als daß ihre Melodien declamatorisch-rhythmisch, nicht eigentlich taktisch sind, und daß sie Moll und Dur haben, was in längern Gesängen auf einem und demselben Grundtone wechselt, im ersten Theile vom Grundtone bis zur Terz sich hebt und senkt und im andern sich auf die Quinte hebt, mit ihr und der Serte am häufigsten, dazu noch mit der Octave des Gesanges spielt. Dasselbe geschieht in der Dur-Abtheilung. Man hat in Leipzig die Tänze und Gesänge der Bajaderen und ihrer Musiker täuschend nachgemacht und selbst die weiße Taube im Schnelldrehen auf einem Flecke zu Stande gebracht.

(*G. W. Fink.*)

Indische Wissenschaft, s. im Art. Indien, S. 245.
Indische Zeitrechnung, s. im Art. Indien, S. 268.

INDISCHER ARCHIPELAGUS. Dieser begreift bei einigen Geographen, z. B. bei Gaspari und Hassel, alle im Osten der beiden Indien und China zwischen dem indischen und dem Australocean in Gruppen zusammen oder einzeln liegenden Inseln und Eilande, sodaß er sich etwa von 110° bis etwas über 140° östlicher Länge er-

strecken würde. Hassel rechnet zu ihm a) die großen Sundainseln, b) die kleinen Sundainseln, c) die Molukken oder Gewürzinseln, d) die Sulubinseln, e) Magindanao, f) die Philippinen; dasselbe thut auch Gaspari, welcher jedoch noch die im indischen Archipel im Süden belegenen Inseln hinzugerechnet wissen will. Andern Geographen ist dieser Ausdruck fremd, und wirklich scheint er auch nicht ganz passend gewählt zu sein, da mehre dieser Inseln ebenso gut einen chinesischen wie einen indischen Archipel bilden könnten. (*G. M. S. Fischer.*)

Indischer Argus, s. Ephippus *Cuvier* im Art. Chaetodon.

INDISCHER BALSAM oder INDIANISCHER BALSAM (Balsamus indicus), auch peruvianischer Balsam (B. peruvianus), wird von dem wohlriechenden Balsamholzbaume (Myroxylon perniverum), welcher im südlichen Amerika wächst, in zwei verschiedenen Sorten, weiß und schwarz, erhalten. 1) Der weiße indische oder weiße peruvianische Balsam (B. indicus albus s. B. peruvianus albus) fließt von selbst aus der Rinde oder aus den verwundeten Zweigen, ist gelblichweiß, dünnflüssig, hell, von sehr angenehmem, der Benzoe und dem Storax ähnlichem Geruche und scharfem, balsamischem Geschmacke, aber selten echt und unvermischt in dieser Form zu bekommen. Meistens erscheint derselbe im Handel in trockener Gestalt unter dem Namen: Opobalsamus siccus, seu B. peruvianus siccus, s. Indicus siccus, als ein gelbes, angenehm nach Benzoe riechendes, durchsichtiges Harz von starkem Geschmacke, in kleinen, ausgehöhlten Kürbisschalen, mit einer besondern Materie zugeklebt, ist oft mit dem Balsam von Tolu vermischt, oder letzterer wird in trockener Gestalt gradezu dafür verkauft. Dieser letztere ist nicht so scharf und bitter als der echte weiße peruvianische, der außerdem nicht mit dem Opobalsamum verum verwechselt werden darf. 2) Der schwarze indische oder schwarze peruvianische Balsam (B. indicus niger s. B. peruvianus niger) wird durch das Kochen der Balsamholzzweige gewonnen, hat die Consistenz eines Honigs, läßt sich in Fäden ziehen und besitzt eine dunkle, röthlichbraune, in kleinen Tropfen durchsichtige, sich in das Schwarze neigende Farbe, einen angenehmen, der Vanille sehr ähnlichen Geruch und einen durchdringenden, zwar bitterlichen, aber angenehmen Geschmack. Dieser Balsam ist wegen seines ziemlich hohen Preises vielen Verfälschungen ausgesetzt. Man kann sich aber gegen Betrug leicht in Sicherheit stellen; denn der echte peruvianische Balsam löst sich im höchst rectificirten Weingeiste vollkommen auf, welches nicht geschieht, wenn er mit Behenöl, Benzoël, Mandelöl, Pappelknospenöl u. s. w. vermischt ist. Grobe Nachkünstelungen entdecken sich leicht durch den Geruch und Geschmack. Man gebraucht diesen Balsam äußerlich als schmerz- und krampfstillendes Reizmittel, bei Verwundungen der Flechsen und Nerven, zur Reinigung unreiner, schlaffer Geschwüre, unter Heilpflaster u. s. w. (*Fr. Thon.*)

Indischer Bohnenbaum, eine Art von Cajanus (s. d. Art.).

INDISCHER OCEAN, INDISCHES MEER, INDISCHES WELTMEER. Mit diesen drei Benennungen belegen die meisten geographischen Handbücher und Karten denjenigen Theil des großen Weltmeeres, welcher in seiner weitesten Ausdehnung westlich von der Ostküste Afrika's, nördlich von dem südlichen Asien und einem Theile des nördlichen Eismeeres, östlich von dem australischen Festlande und dem Australocean, südlich aber von dem südlichen Eismeere begrenzt wird. Der indische Ocean begreift also in sich: 1) das arabische Meer, welches den arabischen und persischen Meerbusen bildet, die durch das Thor des Todes (Bab el Mandeb) und die Straße von Ormus mit dem Hauptmeere in Verbindung stehen; 2) das bengalische Meer, oder den bengalischen Meerbusen zwischen der Ostküste Vorder- und der Westküste Hinterindiens; 3) die Sunda-, Celebes- und Mindorosee; 4) das chinesische Meer mit dem südlichen Meere (Nan-Hay); 5) das östliche Meer zwischen den größern Sundainseln, den Philippinen und dem Australlande. Außer den bereits erwähnten Meerbusen findet man noch den Meerbusen von Kambaja mit der Nerbuddahmündung auf der Westküste Vorderindiens, die Meerbusen von Martaban, Siam und Tunkin auf der West-, Süd- und Ostküste Hinterindiens, sowie mehre kleinere auf den Küsten der verschiedenen Inseln. Wie sich fast alle Ströme und Flüsse Ostafrika's in dieses Meer ergießen, so strömen ihm von der Südseite der asiatischen Hochebene der Sind (Indus), Ganges, Irawaddi, Maykaung, Pekiang und andere Ströme und Flüsse theils aus dem angegebenen Theile Asiens, theils aus Java, Borneo, Sumatra und andern Inseln zu, und in den ersten gewaltigen Wassermassen mag wol der Grund mit liegen, daß der indische Ocean für größere Schiffe an seinen asiatischen Küsten meist zu flach ist, sodaß es für diese an Landungsplätzen fehlt. Zahlreiche Inseln füllen dieses Meer vorzüglich in seinen östlichen Theilen, und sie machen es höchst wahrscheinlich, daß in der vorgeschichtlichen Zeit hier ungeheure Naturrevolutionen stattfanden, durch welche eine zweite Atlantis, wenn ich so sagen darf, vielleicht damals vom Meere hier verschlungen wurde, wo die vulkanische Kraft, wie Ritter in seiner Erdkunde wol richtig annimmt, das riesenhafte Himalihgebirge aus demselben emporhob. Nennt Gaspari die Comorren, Amiranten, Sechellen und Maskarenen verlorene Theile von Madagascar, so könnte man wol die Lakediven und Maldiven, sowie Ceylon als verlorene Theile Vorderindiens betrachten, während Sumatra, Borneo, Java, Celebes, die Philippinen und die übrigen zum indischen Archipel gehörigen Inseln Reste eines Landes zu sein scheinen, welches Australien mit Indien, vielleicht selbst mit Afrika verband. Auf die letztere Verbindung weisen uns die negerartigen Papua hin, ein Volksstamm, welcher früher auf den Inseln des indischen Oceans der herrschende, ja selbst in Ostindien verbreitet gewesen zu sein scheint, obgleich er sich mit Ausnahme des australischen Festlandes jetzt nur noch, von den Malaien verdrängt und fast zur Thierstufe herabgewürdigt, in den innern und meistens unzugänglic-

chen Theilen dieser Inseln findet. Auch die Thierwelt dürfte für diese Hypothese zeugen, da es sich nicht gut erklären läßt, wie ohne einen solchen Zusammenhang Elefanten und Nashörner auf mehre der genannten Inseln gelangen konnten, da die frühere Schiffahrt wol zu unbedeutend war, solche Fleischmassen aus einem Lande in das andere zu versetzen. Schon in den frühesten Zeiten wurde der indische Ocean von handeltreibenden Völkern befahren, und ist es gleich noch nicht entschieden, ob die phönicisch-jüdischen Flotten ihr Ophir in Ostindien oder einer der Inseln des indischen Meeres fanden, obgleich in späterer Zeit daran geglaubt wurde, so lernten die Griechen doch dies Meer seit Alexander dem Großen kennen, und daß die Carthaginienser mit höchster Wahrscheinlichkeit, die Römer gewiß mit ihm bekannt waren, darüber kann wol kein Zweifel mehr obwalten. Daß sich hier späterhin, durch die Reichthümer der indischen Inseln, sowie Ostindiens selbst gelockt, Portugiesen, Spanier, Holländer, Franzosen, Dänen und Engländer den Handel streitig machten, ist bekannt, allein so vielfach auch der indische Ocean befahren wurde, so blieb doch die Schiffahrt auf demselben immer gefahrvoll. Der Grund davon lag theils in der Geheimnißkrämerei der betheiligten Völker, theils in der Unbekanntschaft mit den localen Verhältnissen. Zu den letztern müssen wir rechnen theils die vielen, zum Theil sehr engen und durch Inseln und Korallenriffe gesperrten Kanäle und Straßen, welche sich zwischen den Lakediven und Malediven, zwischen Sumatra, Malacca, Java, Celebes, den Philippinen und den übrigen größern oder kleinern Inseln finden, die zum indischen Ocean gehören; theils die Unbekanntschaft der Schiffer mit den hier herrschenden Passatwinden oder Monsoons, durch welche oft Schiffe Monate lang in einer solchen Straße aufgehalten wurden, theils auch die Seeräuberei, welche einzelne malaiische Stämme mit außerordentlicher Kühnheit und Grausamkeit trieben und zum Theil noch treiben, obgleich die Engländer, vorzüglich seit der Anlegung Singapore's, diesem Unwesen zu wiederholten Malen zu steuern gesucht haben. Eine große Veränderung in der ebenerwähnten Schiffahrt dürften vielleicht die Dampfschiffe hervorbringen, indem diese Wind und Wellen Trotz bietend, mit größerer Sicherheit größere Schnelligkeit verbinden und vielleicht dem ostindischen Handel einen neuen Weg durch das sogenannte rothe Meer bieten. Zu den vorzüglichsten Producten des indischen Oceans gehören die Perlen, von denen die größten und meisten bei Ceylon gefunden werden, Austern, Muscheln (die Kammmuschel oft drei Fuß im Durchschnitt haltend), Kauris bei den Philippinen und dem Sulubarchipel, Fische aller Art, allein bei Java 15 Arten eßbarer Seefische, Schildkröten, auch Alligatoren finden sich an den Küsten und Ambra fischt man häufig. Daß auch die Koralle sich hier geheimnißvoll aus dem Meere herausbaut, haben wir bereits erwähnt, und wir gedenken nur noch des sogenannten weißen Wassers im Bandameere. Im Juni, August und September nimmt nämlich das Meer von Timor bis Aru des Nachts eine Milchfarbe an, welche sich nicht mit dem Meerwasser vermischt, sondern sich stufenweise wieder verliert. (*G. M. S. Fischer.*)

Indisches Drama, s. im Art. Indien, S. 285.

Indisches Epos, Indische Epopöen, s. im Art. Indien, S. 276.

Indisches Gewicht, s. im Art. Indien, S. 309.

INDISCHES HOLZ oder INDIANISCHES HOLZ wird nicht allein das Campecheholz, Blauholz oder Blutholz (Lignum Campechianum s. Jamaicense), sondern auch das Franzosenholz, Guajakholz oder Pockholz (Lignum gallicum, s. Guajacum, s. sanctum) genannt. Vgl. Haemotoxylon campechianum und Guajacum officinale. (*Fr. Thon.*)

Indisches Meer, s. Indischer Ocean.

INDISCHES ROTH, ein rother, mehr oder weniger harzhaltiger Farbestoff, welcher in Ostindien aus dem Stock- oder Stangenlack durch Ausziehen desselben entweder mit kalischen Flüssigkeiten und nachheriges Fällen mit Alaun, oder mit säurehaltigen Flüssigkeiten und nachheriges Fällen mit Kalk bereitet, geformt und in der Rothfärberei, als Stellvertreter der Cochenille, verwendet wird. (*Fr. Thon.*)

Indisches Weltmeer, s. Indischer Ocean.

Indispensable, s. Isabella und Salomonsinseln.

INDIVIDUALITÄT, Individualisation, Individualisiren, Individuation, Individuell, individuelles Leben, individualiter, Individuitas, Individuum. Dies letztere ist der Grundbegriff aller dieser Ausdrücke, und bezeichnet ein Ding oder Wesen, welches als ein Ganzes, Untheilbares, für sich Bestehendes, in seiner Art durchgehends oder allseitig Bestimmtes, oder als ein Einzelwesen aus einer Art oder Gattung gedacht wird. Daß einem solchen Wesen von allen rein entgegengesetzten Prädicaten nothwendig das eine zukommt und das andere abgeht, sagt das sonst sogenannte principium individuationis (jetzt der Satz der Bestimmbarkeit oder des ausgeschlossenen Dritten, vgl. Fries, Logik. §. 41) aus. Der Etymologie (von dividere) nach bezeichnet Individuum ein Ding, was nicht getheilt werden kann (s. Atom); doch wird dies Wort gewöhnlich nur von solchen Einzelwesen gebraucht, die vermöge des organischen Zusammenhanges aller ihrer Theile eine gewisse Besonderheit oder Eigenthümlichkeit haben, die sie durch Abtrennung ihrer Theile verlieren würden, sodaß sie dann aufhörten, das zu sein, was sie sind, obgleich physisch betrachtet eine solche Zertheilung wol möglich wäre, z. B. ein einzelnes Thier, eine einzelne Person. Vgl. Substanz, Wesen, Wesenheit. Diese Besonderheit oder Eigenthümlichkeit (im Gegensatze der allgemeinen Gattungsmerkmale, die ohne Ausnahme auf gleiche Weise allen Dingen derselben Gattung zukommen), wodurch ein Einzelwesen seinen bestimmten Charakter oder sein besonderes Gepräge erhält, heißt dann seine Individualität. Besonders wird dies letztere Wort gebraucht von der Eigenthümlichkeit der moralischen und geistigen Eigenschaften eines

Menschen, z. B. seinem Charakter, seinen Thaten und Werken, insofern denselben das eigenthümliche Gepräge seines Geistes aufgedrückt ist. Individualcharakter zu haben ist das Prärogativ der Menschheit oder Vernunft, wogegen die Thiere u. s. w. nur einen Gattungscharakter haben. Und ebenso ist Individualität ein wesentliches Merkmal der Genialität (s. d. Art.); daher kein von einem wirklichen Genie unvollendet gelassenes Werk wahrhaft von einem Andern vollendet werden kann. Demgemäß bezeichnet individuell das einem Einzelwesen Eigenthümliche, im Gegensatze des Generellen; individuelles Leben, das Leben der Individuen als solcher, oder insofern sie ihrem Leben einen bestimmten eigenthümlichen Charakter aufprägen. Daher individualisiren so viel als etwas als Individuum, einen Begriff in einem Einzelwesen erscheinend, betrachten. Ebenso individualiter, jeder für sich, oder als einzelne Person. Individualisation (Vereinzelung), die Darstellung eines Begriffs durch Einzelwesen, an denen seine Merkmale vorkommen, und die zusammen ihn erschöpfen. Individuitas ist oft so viel als Individualität; res individua heißt in der juristischen Sprache eine untheilbare Sache. (*K. H. Scheidler.*)

Indivisibilia, s. Cavallieri.

Indo-China, Indo-chinesisch, s. Hinterindien im Art. Indien.

Ende des siebenzehnten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BINDING LIST FEB 7 1944

AE
27
E7
Sect.2
Bd.17

Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY